Neues illustriertes vaterländisches Ehrenbuch

VIRIBUS UNITIS

4° Austr. Teuffenbach

1409

Neues Illustriertes

Vaterländisches Ehrenbuch.

Neues Illustriertes
Vaterländisches Ehrenbuch

Geschichtliche Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen
berühmter Persönlichkeiten aus allen Ländern und Ständen der österr.-ungar. Monarchie
von der Gründung der Ostmark bis zur Feier der 40-jährigen Regierung
unseres Kaisers Franz Josef I.

Herausgegeben von

Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg.

Als das (deutsche) Reich zu sinken begann, hat Gott an Oesterreich eine neue Macht erweckt. Ich halte es für gerecht, diesem Hause Oesterreich es beizumessen, daß Deutschland noch aufrecht steht, daß der Name des Reiches noch nicht untergegangen ist.
Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. [1690.]

II. Theil.

Wien und Teschen.
Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.
(1892)

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Dem Vaterland zu Ehr' und Preis!

IV. Abtheilung.

Von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zur Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I.

Kaiser Franz II.*)

Lege et fide steht unter dem Bilde des letzten Kaisers römisch-deutscher Nation im Saale des Römer zu Frankfurt a/M.

Lege et fide. In Gesetz und Treue. Fürwahr dieser Wahlspruch des unvergesslichen Monarchen zeigte sich in dem ganzen Leben dieses erhabenen Herrschers, auf den nicht nur Gesammt-Österreich, sondern auch ganz Deutschland stolz sein muss. Er lebte und regierte nach dem Gesetze; seine Treue blieb sich gleich. Sie überwand das schwerste Ungemach, sie zeigte sich groß im Unglücke. Treu war der Kaiser seinem Gott und seinem Volke. Sein Andenken wird ewig leben und soll die Nachwelt anspornen, seinem Beispiele zu folgen.

Kaiser Franz wurde am 12. Februar 1768 zu Florenz geboren. Sein Vater war der damalige Großherzog Peter Leopold von Toscana, der dritte Sohn Kaiser Franz I., Herzogs von Lothringen, Großherzogs von Toscana, und der unvergesslichen Kaiserin Maria Theresia. Seine Mutter war Maria Louise von Bourbon Tochter des Königs Karl III. von Spanien. Als die Nachricht von der Geburt ihres Enkels in die kaiserliche Burg zu Wien gelangte, eilte die Kaiserin Maria Theresia mit freudigem Herzen in die Kaiserloge des Hof-Burgtheaters und verkündigte mit Entzücken dem versammelten Publicum die Geburt ihres Enkels. Unendlich war der Jubel des Volkes. Groß die Theilnahme desselben an dem frohen Familien-Ereignisse seines innig geliebten Herrscherhauses.**)

Schon am 12. Februar wurde die heilige Taufe an dem jungen Erzherzoge vollzogen, der in derselben die Namen Franz Josef Karl erhielt. Taufpathen waren der Bruder des Großherzogs, Kaiser Josef II. und der Großvater des jungen Prinzen mütterlicher Seits, König Karl III. von Spanien. Den Hauptnamen Franz erhielt er zum Andenken an seinem verewigten Großvater den Kaiser Franz I.

Der junge Erzherzog genoss eine vortreffliche Erziehung, zugleich mit seinen später geborenen Brüdern Ferdinand, Karl, Alexander Leopold, der im Jahre, 1795 als Palatin von Ungarn starb, und Josef dem spätern Palatin.*)

Alle diese Prinzen, auch die jüngeren, leisteten auf den ihnen von der Vorsehung angewiesenen Lebenswege Glänzendes und Großartiges. Am Meisten aber von Allen der Kaiser Franz. Er besaß schon in frühester Jugend eine außerordentliche persönliche Thätigkeit, die ihn in seinem ganzen späteren Leben nie verließ. Sein Gottvertrauen, seine Standhaftigkeit im Unglücke, die er mit seinem erhabenen Ahnherrn Ferdinand II. theilte, führten ihn endlich immer zum Siege. Ein wahrer Vater seines Volkes erkannte und sorgte er für deren Bedürfnisse. Mit Entschiedenheit hielt er an den nach reiflicher Erwägung gefassten Ent-

*) V. E. I. 527, 913, 915. II. 608, 609, 625, 688, 698, 702, 707, 718, 724, 740, 768, 770—778.

**) V. E. I. 775.

*) Die Großherzogin Maria Louise schenkte ihrem Gemahl 12 Söhne, den Kaiser Franz, Ferdinand III., Großherzog von Toscana † 1824; Karl, Hoch- und Deutschmeister 1801—1804 † 1847, Alexander Leopold † 1795, Albrecht † 1774, Max † 1778, Josef, Palatin von Ungarn † 1847, Anton, Hoch- und Deutschmeister 1804, † 1835, Johann † 1859, Rainer † 1853 und Ludwig † 1864, Rudolf Cardinal und Erzbischof von Olmütz † 1831.

Desgleichen gingen vier Prinzessinnen aus dieser Ehe hervor. Maria Theresia † 1827, Gemahlin des Königs Anton I. von Sachsen, Marianna † 1809, Maria Clementine † 1801, Gemahlin des Königs Franz I. beiden Sizilien und Maria Amalia † 1798.

schlüssen fest und führte solche auch meistens glänzend zu Ende. Neben seinen übrigen wissenschaftlichen Studien trieb er auch mit Vorliebe Botanik, worin er Großes leistete und über welche er selbst in seinen jüngeren Jahren schrieb. Damals fasste er auch schon seine Neigung für Kunst und Wissenschaft, die er in seinen langen Regierungsjahren auf das Eifrigste unterstützte.

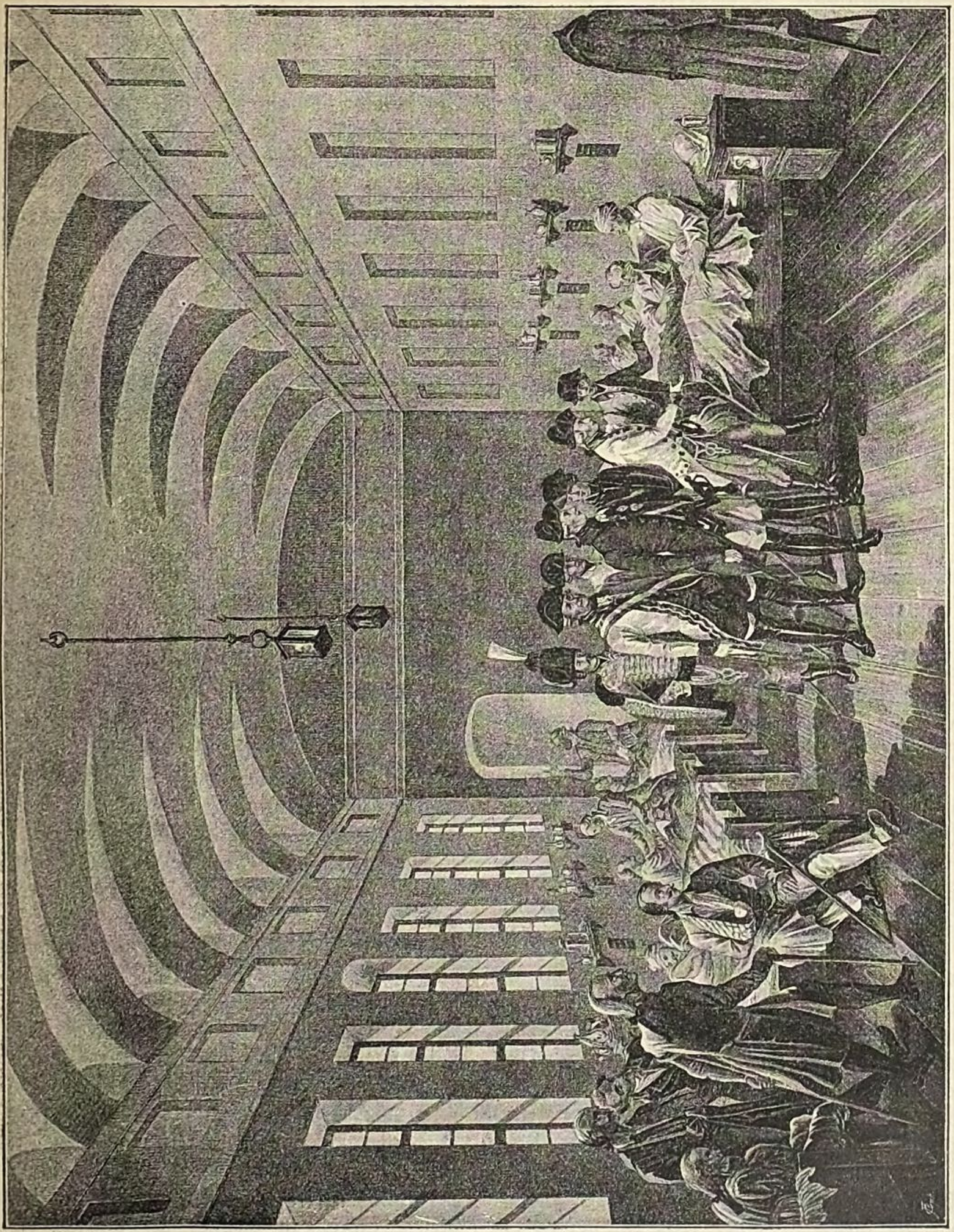
Im Jahre 1784 rief ihn sein kinderloser Oheim Kaiser Josef II. zu sich nach Wien, da es vorauszusehen war, dass der junge Erzherzog Franz einstiger Thronfolger sein werde, um unter seiner Aufsicht seine Erziehung zu vollenden. Der jugendliche Prinz hatte keinen leichten Stand bei seinem Oheim, der bedingungslos verlangte, dass sein Neffe seine Grundsätze annehme. Diesem aber widerstand das Selbständigkeitsgefühl des Erzherzogs. Bescheiden, aber standhaft verfocht er seine Ansicht, die oft mit der des Kaisers auseinander gieng und Letzterer konnte seine Empfindlichkeit darüber nicht immer unterdrücken. Und doch ehrte und liebte Franz seinen großen Oheim, der gewiss stets das Beste wollte, wenn er auch oft Wege dazu einschlug, die nicht zum Ziele führten.

Der Erzherzog erkannte das große edle Herz des Kaisers, er verstand dessen Liebe und Trauer und zog aus dem Schicksale des Kaisers die Lehre: zu schaffen und zu vermeiden. Indessen bald erkannte Josef, was er an seinem Neffen hatte. Er bemerkte, wie derselbe sich auf das Genaueste mit den Verhältnissen der habsburgischen Länder vertraut machte. Er sah mit Freuden, welche große Kenntnisse er in den Staatswissenschaften erwarb, wie er alle Sprachen der großen Monarchie geläufig sprach und wie er sowohl in Kenntnis der juridischen, als auch der militärischen Gegenstände die größten Fortschritte machte. Sehr zufrieden war der Kaiser mit den Ergebnissen der ersten militärischen Instructionsreise, welche der Erzherzog im Jahre 1786 nach Ungarn machte. Auch ließ er sich von ihm im folgenden Jahre auf einer Reise durch Böhmen begleiten, die den tiefsten Eindruck auf den jungen Prinzen machte. Letzterer führte ein eigenes Journal über diese Reise, das einen dicken Folio-Band umfasste. Dort lernte er dieses schöne Land gründlich kennen, für das er in seinem ferneren Leben immer eine große Vorliebe hegte.

Mitten unter allen diesen anstrengenden Beschäftigungen schuf sich der junge Prinz ein glückliches Familienleben. Am 6. Jänner 1788 vermählte er sich mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, welche seit 1782 ihren Wohnsitz in Wien genommen und bald darauf zum römisch-katholischen Glauben übergetreten war. Indessen schon nach einigen Monaten musste sich der Erzherzog von seiner jungen Gemahlin trennen, da er den Kaiser auf dessen Feldzuge gegen die Türken zu begleiten hatte. Bei der Belagerung von Sabacs am 3. April 1788 waren Beide mitten im Feuer. Türkische Kugeln tödteten mehrere Artilleristen an ihrer Seite. Doch bald darauf erkrankte der Kaiser bedenklich. Und als dieser sich im August 1789, unvermögend, die Strapazen des Feldzuges zu ertragen, nach Wien zurückbegeben musste, blieb Erzherzog Franz im Felde und führte selbst den Oberbefehl des Heeres unter der Leitung des großen Feldmarschalls Loudon.

Während des ganzen Feldzuges führte er mit großer Genauigkeit ein Tagebuch-Journal der Campagne von 1788 bis 1789, welches zu fünf Folio-Bänden heranwuchs. Dasselbe ist mit tiefem Verständnis geschrieben. Am Schlusse der Beschreibung des Feldzuges von 1788 machte er die Bemerkung, dass es, falls man Belgrad erobern sollte, das Wünschenswerteste sei, dessen Festungs-Werke zu rasieren, um aus diesem Platze eine offene Handelsstadt zu machen. Hierin zeigte sich der Prinz als zukünftiger Friedensfürst. Er fühlte schon damals, dass ihn die Vorsehung Gottes nicht zum Feldherrn bestimmt hatte, sondern nur um im Frieden seine Völker zu beglücken.

Nachdem sich Belgrad am 8. October 1789 dem General Loudon übergeben hatte, verließ der Erzherzog, als man den Plan, Orsova zu erobern, aufgab und dasselbe nur zu cernieren beschloss, den Kriegsschauplatz und langte am 29. November wieder in Wien an. Hier traf ihn schon kurz darauf der tiefe Schmerz, seine geliebte Gemahlin zu verlieren. Sie starb am 18. Februar 1790, nachdem sie Tags zuvor eine Tochter geboren hatte, welche Ludovica genannt, schon im nächsten Jahre starb. Diesem Trauerfall folgte unmittelbar ein zweiter, der Tod des Kaisers Josef II., welcher am 20. Februar eintrat. Dessen Thronerbe wurde



Erzherzog Franz im Spitale zu Lugos (Franz II.)

Aus dem Werke: Hauptmomente aus dem Leben S. M. des Kaisers Franz I. — Gez. von Höchle. Lith. von Fr. Wolf.

sein Bruder der Großherzog von Toscana, Peter Leopold, der auch am 3. September zu Frankfurt am Main einstimmig als Leopold II. zum römischen Kaiser deutscher Nation gewählt wurde. Die Krönung wurde am 9. October daselbst mit seltener Pracht vollzogen.

Dahin begleitete Kronprinz Franz seinen Vater und hier traf er zuerst mit seinem nachmaligen Staatskanzler, den späteren Fürsten, Clemens Metternich zusammen, der, obgleich erst siebenzehn Jahre zählend, bei der Krönung als Ceremonienmeister der katho-

lisch-westphälischen Reichsgrafen-Bank fungierte. Kurz vorher, am 19. September, hatte sich der Erzherzog mit seiner zweiten Gemahlin Maria Theresia, Tochter des Königs Ferdinand I. beider Sizilien vermählt, eine Ehe, die wohl eine der glücklichsten unter so hochgestellten Personen genannt werden kann. Von Frankfurt zurückgekehrt, begleitete der Kronprinz seinen Vater zur ungarischen Königs-Krönung nach Preſsburg. Die Begebnisse daselbst zeichnete er wiederum in einem Krönungs-Journal von anno 1790 auf, auch verfaſste er im Jahre darauf 1791 auf Befehl seines Vaters „Militärische Vorschläge und Gegenstände," in welchen er sich mit großem Freimuthe über die Mängel in der österreichischen Armee aussprach. Er forderte besonders vom Hofkriegsrathe, daſs derselbe für Herstellung guter Disciplin bei dem Heere sorgen und gegen die Parteilichkeit und Nachlässigkeit im Dienste energische Maßregeln treffen möge.

Wohl ahnte er, daſs seinem geliebten Lande schwere Zeiten bevorstehen werden. Die Revolution in Frankreich schritt mit Riesenschritten vorwärts. Die nothwendige Folge davon war, daſs sich die Monarchen gegen dieselbe verbinden muſsten und so entstand die Zusammenkunft des Kaisers und des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, welche zwischen 25. bis 27. August 1791 auf dem kurfürstlich sächsischen Lustschlosse zu Pillnitz erfolgte. Diesem folgte das Bündnis zwischen beiden Staaten, das am 7. Februar 1792 zu Berlin abgeschlossen wurde. So standen die Verhältnisse, als nach einer kurzen Krankheit, die er sich am 27. Februar 1792 durch eine Erkältung zugezogen hatte, Kaiser Leopold II. am 1. März desselben Jahres aus diesem Leben abberufen wurde, die Regierung seiner Lande seinem Sohne dem Kronprinzen Franz überlassend.

Erst vierundzwanzig Jahre zählte derselbe, als er das Erbe seiner Väter antrat. Ihm fiel dieses in einer Zeit zu, wo es die Pflicht jedes Monarchen war, die Revolution selbst und ihre Folgen zu bekämpfen, welche so viel Unheil über Frankreich und ganz Europa verbreiteten. Und Kaiser Franz erfüllte diese große Pflicht im vollsten Sinne des Wortes. Unerschütterlich wie ein Fels stand er inmitten des Revolutions-Gebrauses. Oft dem Untergange nahe, verzagte er nie und hielt fest an dem, was er als alleinige Pflicht eines Herrschers erkannte, nämlich, seinen Völkern ein gerechter und milder Herrscher zu sein. Oft schien es während seiner Regierung, als ob Österreich zu Grunde gehen würde, aber die Standhaftigkeit seines Herrn machte es wieder zu dem, was es immer gewesen war, — zur höchsten, die Rechtsverhältnisse Europas schützenden Macht. Sein Weg war ihm von der Vorsehung vorgezeichnet: per aspera ad astra. Und das erreichte er durch die Frömmigkeit seines Herzens, durch sein felsenfestes Gottvertrauen. Vom tiefsten Pflichtgefühle beseelt, verband er einen eisernen Willen mit dem liebevollsten Herzen. Nichts war ihm so verhaſst, als heimliche Tücke, und deshalb verbot er schon gleich nach seiner Thronbesteigung alle anonymen Anzeigen. Am 25. April 1792 nahm er die Huldigung als Erzherzog von Österreich entgegen; am 6. Juni ließ er sich in Ofen zum Könige von Ungarn krönen. Der 14. Juli setzte ihm die römisch-deutsche Kaiser-Krone auf das Haupt, nachdem er schon am 5. Juli einstimmig zu Frankfurt am Main zum Kaiser gewählt worden war. Von hier aus reiste er nach Böhmen, wo er am 9. August in Prag feierlich als König dieses Landes gekrönt wurde. In Wien hielt er am 19. August als römischer Kaiser seinen Einzug, wobei er sich die sonst üblichen Triumphbogen verbot. Für das Geld, das solche gekostet haben würden, ließ er die Hütten am St. Stephans-Dome niederreißen, wodurch die Kathedrale von allen Seiten sichtbar wurde.

Schon am 2. April 1792 hatte die französische Republik dem Könige Franz als König von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt. Wir übergehen hier die einzelnen Ereignisse des Riesenkampfes, der von Österreichs Seite mit dem größten Muthe und der größten Ausdauer geführt wurde und bemerken nur, daſs der Kaiser am Feldzuge des Jahres 1794 persönlich theilnahm. Er kam am 9. April dieses Jahres in Brüssel an und übernahm den Oberbefehl über die Armee, den er aber in seiner Bescheidenheit nicht selbst führte, sondern fortwährend durch den Prinzen von Sachsen-Coburg ausüben ließ. Als ihm aber die Brabanter Stände die geforderten Mittel versagten, welche zur Kriegsführung nöthig waren, kehrte der Kaiser nach Wien zurück.

Herrliche Lorbeeren erkämpfte sich Österreichs tapfere Armee im Kampfe gegen Frankreich, aber die Lossagung seiner Bundesgenossen, vor Allem des Königs von Preußen, der am 5. April 1795 mit der französischen Republik den für Deutschland so verderblichen Frieden zu Basel *) schloss, vereitelten die Ausnützung der ruhmvoll erkämpften Siege. Dennoch verzagte der Kaiser nicht und setzte den Krieg ungebrochenem Muthes gemeinsam mit der Reichs-Armee fort. Allein das Vordringen der Franzosen bis in die obere Steiermark nöthigte den Kaiser zum Frieden von Campo Formio am 14. October 1797. In ihm erhielt Österreich zum Ersatz für die abgetretenen österreichischen Niederlande und die Lombardie, die bisherige Republik Venedig. Jedoch schon 1799 erhob sich Kaiser Franz, mit England und Russland verbündet, zu neuem Kampfe gegen die französische Republik und anfangs mit großem Glücke. Nach Napoleon Bonaparte's unerwarteter Rückkehr aus Ägypten und infolge seiner Siege, sah sich der Kaiser gezwungen, am 9. Februar 1801 der Frieden zu Lunéville zu schließen, der ihm und dem deutschen Reiche große Opfer kostete. Die Schlacht von Austerlitz beendete den 1805 von Österreich im Bunde mit Russland auf's Neue begonnenen Kampf und Österreich musste nun den Pressburger Frieden am 26. December schließen, in welchem es bei 1000 Quadratmeilen verlor. Im Jahre 1809 ergriff der Kaiser zum viertenmale die Waffen gegen Frankreich. Er selbst gieng zur Armee ab. Eine Proclamation schilderte die Gerechtigkeit des bevorstehenden Kampfes seinen Völkern und der ganzen Welt mit den Worten: „Nur Selbstvertheidigung ist Österreichs Absicht, aber der Eroberer kann es nicht ertragen, dass Fürst und Volk durch gegenseitiges Vertrauen vereint, stark genug sind, seinen Anmaßungen zu widerstehen." — Und doch nahm auch dieser Krieg ein trauriges Ende. — Obgleich der Kampf des Jahres 1809 ein Heldenkampf genannt werden muss, obgleich sich Erzherzog Karl unverwelkliche Lorbeeren errang, obgleich das allezeit getreue Tirol seinen letzten Blutstropfen für den Kaiser vergoss, siegte doch das Kriegsglück Napoleon's und zwang den Kaiser zum Wiener Frieden, der am 10. October zu Schönbrunn geschlossen wurde. Derselbe hatte für Österreich wiederum einen Verlust von 2000 Quadratmeilen zur Folge. Doch noch ein größeres Opfer musste der Kaiser als Vater bringen: das war seine Einwilligung zur Vermählung seiner Tochter Maria Louise mit Napoleon.

Fürst Metternich führte in seinen Memoiren die Worte aus, welche der Kaiser aussprach, als ihm Metternich den Antrag Napoleon's überbrachte. — „Ich lege die Entscheidung in die Hände meiner Tochter," sagte der Kaiser, „da ich ihr nie Zwang anthun werde, indessen wünsche ich, bevor ich meine Pflichten als Monarch in Erwägung ziehe, zu wissen, was sie über sich selbst entscheidet. Suchen Sie die Erzherzogin auf und berichten Sie mir, was sie Ihnen sagen wird. Ich selbst will sie nicht von der Sache benachrichtigen, damit es nicht den Anschein gewinne, als wolle ich auf ihre Entschließung Einfluss nehmen."

Metternich begab sich sogleich zur Erzherzogin und legte ihr ohne Umschweife den Plan vor. Die Erzherzogin hörte ihn mit Ruhe an, dann sprach sie: „Was will mein Vater?"

„Der Kaiser," entgegnete der Fürst, „hat mich beauftragt, Eure kaiserliche Hoheit zu befragen, was Sie in einem für das Schicksal Ihres Lebens so wichtigen Falle zu entscheiden gedenken. Fragen Sie nicht, was der Kaiser will, sagen Sie mir, was Sie wollen." „Ich will, was zu wollen meine Pflicht ist," entgegnete die Erzherzogin, „wo es sich um das Interesse des Reiches handelt, ist das Interesse zu Rathe zu ziehen und nicht mein Wille. Bitten Sie meinen Vater, seine Herrscherpflicht zu befragen und dieselben keinem an

*) Der berühmte und mit Recht als einer der bedeutendsten Männer Preußens vielgefeierte Staatsmann Freiherr von Stein schrieb über diesen für Deutschland und Österreich so verhängnisvoll gewordenen Friedensschluss: „Das laue und zweideutige Betragen Preußens im Jahre 1794 veranlasste Österreich, die Niederlande ohne Noth und ohne verlorene Schlacht bis hinter die Maas zu räumen, und der unglückliche Baseler Friede, den die unverständigen Vorstellungen seiner Minister Friedrich Wilhelm II. abnöthigten, sanctionierte zuerst die verderbliche Trennung Deutschlands in das nördliche und südliche; das erstere sah ruhig den Verheerungen des letztern zu und ahnte nicht, dass der südliche Deutsche ihn für dieses verfassungswidrige und treulose Betragen zu seiner Zeit züchtigen und bestrafen werde. A. d. H.

meine Person geknüpften Interesse unterzuordnen."

Nachdem Metternich diese Antwort der Erzherzogin dem Kaiser berichtet hatte, sagte derselbe im Tone der ihm in den schwierigsten Umständen eigenen Offenheit: „Ich bin über das, was Sie mir von meiner Tochter bringen, nicht überrascht. Ich kenne sie zu gut, als dass ich es nicht hätte erwarten sollen. Die Zeit, welche Sie bei ihr zugebracht, habe ich dazu benutzt, meine Wahl zu treffen. Meine Zustimmung zur Heirat wird der Monarchie einige Jahre politischen Friedens sichern, die ich zur Heilung ihrer Wunden werde verwenden können. Der Wohlfahrt meiner Völker sind alle meine Kräfte geweiht; ich kann daher in meiner Entscheidung nicht wanken. Senden Sie einen Courier nach Paris und melden Sie, dass ich die Bewerbung um die Hand meiner Tochter annehmen werde, unter dem ausdrücklichen Vorbehalte jedoch, dass weder von der einen, noch von der anderen Seite irgend eine Bedingung daran geknüpft werde. Es gibt Opfer, die durch Nichts, was einem Handel nahe kommt, befleckt werden dürfen."

So fand sich das große Herz des Kaisers in dieses ungeheure Opfer, ganz allein aus Liebe zu seinen Völkern, denen er sein Liebstes zum Opfer brachte, nur um seinen Ländern den Frieden zu schenken. Er verpfändete sein Vaterherz dem Frieden Europas, weil er dachte, nur so dem Eroberer Fesseln anlegen zu können. Freilich ahnte er nicht, dass sich der ehrgeizige Mann in seiner Unersättlichkeit nicht aufhalten lassen würde. Gezwungen vereinigte sich der Kaiser selbst mit Napoleon zum Feldzuge gegen Russland im Mai 1812 zu Dresden. Nach dem Brande von Moskau versuchte Kaiser Franz während des von Seiten Russlands fortgesetzten Kampfes neutral zu bleiben. Dann aber trat er, nachdem er sich vergebens bemüht hatte, den Frieden zu vermitteln, dem Bunde gegen Frankreich bei. Solches geschah am 12. August 1813. Aus demselben Grunde, wie er im Jahre 1810 dem Sieger die Hand seiner geliebten Tochter zum Opfer brachte, aus demselben Grunde setzte er jetzt die verwandtschaftlichen Rücksichten bei Seite, indem er an dem Kampfe theilnahm, um seinen Völkern den Frieden zu ermöglichen. Ja! fürwahr! Österreich muss stolz sein auf diesen Herrscher, der weiter nichts als das Glück seiner Völker begehrte.

Dem Riesenkampfe gegen Napoleon, der erst durch Österreichs Beitritt eine dauernd günstige Wendung erhielt, wohnte Kaiser Franz nun bis zum Ende persönlich bei und erhob es durch die ihm in beiden Pariser Frieden 1814 und 1815 zurückgewonnenen Lande wieder zu einer der ersten Mächte Europas. Zwei Ereignisse von größter Tragweite vollzogen sich während der Kämpfe mit Napoleon in dem Leben des Kaisers Franz; es sind dies **die Erhebung seiner Staaten zu einem Erbkaiserthum Österreich 1804 und die Niederlegung der Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.**

Die vielen Beeinträchtigungen, welche die kaiserliche Macht in Deutschland in den letzten Jahren erlitten hatte, die großen Umwälzungen durch den Frieden von Lunéville 1801 und durch den Reichs-Deputations-Hauptschluss vom Jahre 1803 hervorgebracht, die Überhebungen der Kurfürsten, namentlich des Königs von Preußen und des Kurfürsten von Bayern machte es mit der Würde des Hauses Habsburg-Lothringen nicht mehr vereinbar, sich das Oberhaupt einer Menge von Fürsten zu nennen, die des Kaisers Rechte missachteten. Dazu kam, dass Napoleon durch Senatsbeschluss am 18. Mai 1804 zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärt wurde. Es war also für das alte Haus Österreich unmöglich, den kaiserlichen Häusern von Russland und Frankreich im Range nachzustehen, falls der Kaiser durch die Verhältnisse gezwungen sein würde, die römisch-deutsche Kaiserwürde niederzulegen.

Das Haus Habsburg-Lothringen, das seit Jahrhunderten fast ausschließlich diese Würde getragen hatte, durfte nicht im Range den anderen Mächten nachstehen, da es eigentlich allein den Anspruch an die kaiserliche Würde hatte. Deshalb versammelte der Kaiser am 10. August 1804 den Staatsrath, an dem die Erzherzoge, die Minister und Großwürdenträger theilnahmen und erklärte, dass er neben seiner Kaiser-Würde die Titel und Würden eines Erbkaisers von Österreich annehme. Hierdurch wurden seine sämmtlichen Länder, Königreiche, Herzogthümer 2c. zu einem Ganzen vereinigt. Das pragmatisierte Gesetz, welches infolge dessen schon am folgenden Tage erschien, bestimmte u. A., dass der Kaiser

für sich und seine Nachkommen den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich annehme, dass seine sämmtlichen Königreiche, Fürstenthümer, Provinzen etc. ihre bisherigen Titel, Verfassungen, Vorrechte und Verhältnisse fernerhin unverändert behalten sollten. Unmittelbar nach dem Titel eines erwählten römisch-deutschen Kaisers, sollte der eines erblichen Kaisers von Österreich eingeschaltet werden und dann die weiteren Titulaturen folgen. Die Geschwister des Kaisers erhielten die Titel: kaiserliche königliche Prinzen, Prinzessinnen, Erzherzoge und Erzherzoginnen von Österreich mit dem Prädicate: kaiserliche und königliche Hoheiten. Diesem Patente gemäß nannte sich nun der Kaiser fortan Franz der Erste.

Auf diesen Schritt folgte schon nach zwei Jahren ein zweiter. Die Stiftung des Rheinbundes mit seinen Königen, Großherzogen rc., die länger im Geheimen vorbereitet, erst am 1. August 1806 vom französischen Geschäftsträger Bacher der Reichsversammlung zu Regensburg mitgetheilt wurde, machte es dem Kaiser unmöglich, länger die deutsche Kaiserkrone zu tragen. Er fasste den einzigen seiner würdigen Entschluss, dass er am 6. August 1806 eine Bekanntmachung erließ, in welcher er erklärte, dass er gezwungen sei, der Würde eines römischen Kaisers deutscher Nation zu entsagen, da er das Band, welches ihn bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reiches gebunden habe, als gelöst ansehen müsste. Durch die Vereinigung der conföderierten rheinischen Stände sei sein reichsoberhauptliches Amt und dessen Würde erloschen. Dadurch sei er aller von ihm übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich enthoben. Deshalb lege er die römisch-deutsche Kaiserkrone nieder und entbinde zugleich alle Kurfürsten, Fürsten und Reichsstände von ihren Pflichten, die sie an ihn als das gesetzliche Oberhaupt des Reiches binden. Der Schluss dieser Proclamation lautet: „Unsere sämmtlichen deutschen Provinzen und Reichsländer zählen Wir dagegen wechselseitig von allen Verpflichtungen, die sie bis jetzt unter was immer für einen Titel gegen das deutsche Reich getragen haben, los und werden wir selbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen österreichischen Staatskörper als Kaiser von Österreich unter den wiederhergestellten und bestehenden friedlichen Verhältnissen mit allen Mächten und benachbarten Staaten zu jener Stufe des Wohlstandes und Glückes zu bringen beflissen sein, welche das Ziel aller Unserer Wünsche, der Zweck Unserer angelegensten Sorgfalt stets sein wird." Die Beendigung der Kämpfe gegen Frankreich, die Gründung der heiligen Allianz und die Stiftung des deutschen Bundes bewirkten von nun an, dass Kaiser Franz sich als das in vollem Glanze zeigen konnte, was er in Wahrheit immer gewesen war: „ein Fürst des Friedens, der nur darauf bedacht war, das Glück seiner Völker zu gründen und zu befestigen." Vom Jahre 1816 an herrschte er noch neunzehn Jahre lang in ungestörtem Frieden. Seine Willensstärke und Mäßigung gab denselben auch ganz Europa, das sich nun an den schweren Wunden erholen konnte, welche ihm die langen Kriege geschlagen hatten. Gerechtigkeitsliebe in größtem Maßstabe, nach seinem Wahlspruche Justitia regnorum fundamentum die Allen die Rechte ließ, auf die sie von Gottes und Rechts wegen Ansprüche machen konnten, sein herablassendes Benehmen auch gegen den geringsten seiner Unterthanen, das waren seine vorzüglichsten Herrscher-Tugenden. Nach des Vaters Beispiele, fand er, dass allein in einem gesunden Conservatismus die Macht bestehe, die es gestattete, dass die verschiedenartigen Länder und Völker Österreichs in ihren Eigenthümlichkeiten auf die gerechteste Weise erhalten und nach ihren bestehenden Rechten regiert werden konnten. Mit einem Worte, er suchte ihren so sehr erschütterten Verfassungen wieder festen Grund und Boden zu geben. Seine Verwaltung stützte sich auf den Grundsatz der Unantastbarkeit der wohlerworbenen und verbrieften Rechte der einzelnen Länder der Monarchie und nach dieser Maxime regierte er mit ziemlich gleichmäßiger Fortbildung des Ganzen, aber auch **unter strenger Festhaltung des Reichsgedankens und der allen Ländern gemeinsamen Angelegenheiten, die einheitlich geleitet und in diesem Geiste weiter entwickelt wurden.** Hierin stand ihm sein großer Minister, der Staatskanzler Fürst Metternich würdig zur Seite, der auch seinen Nachfolger Kaiser Ferdinand den Gütigen nicht verließ. Der goldene Friede der Jahre 1816 bis 1848, der, wie gesagt, auch Europa zugute kam, ist das Werk dieses ausgezeichneten Ministers. Nur falscher Liberalismus kann

auf diesen großen Staatsmann seine Steine werfen.

Es ist fürwahr ein viel größeres und edleres Werk, dem Volke den Frieden zu sichern und es dadurch zu materiellem Wohlstande zu führen, als ihm zu erlauben, durch falsch verstandene Freiheitsbegriffe verführt, Eingriffe in die gesetzliche Regierung zu thun, deren wahre Triebfedern es nicht versteht, und die es geistig und körperlich schließlich unglücklich machen müssen.

Die Thätigkeit des Kaisers Franz schon vom Anfange seiner Regierung an, zeigte sich als eine der größten, die wohl je ein Fürst als Gesetzgeber und Regent seinem Volke gewidmet hat. Seine wohlthätigen Gesetze sämmtlich anzuführen, gestattet der in diesem Buche für seine Lebensbeschreibung angewiesene Raum nicht. Wir erwähnen deshalb nur die hauptsächlichsten desselben.

So erschienen das neue Straf-Gesetzbuch vom Jahre 1804, und das 1812 in Kraft getretene bürgerliche Gesetzbuch. Ferner ein neues Handels- und Wechselrecht, ein Militär-Gesetzbuch, eine allgemeine Lehens-Ordnung, ein Seecodex etc. Schon im Jahre 1792 wurde die Landes-Vermessung angeordnet, auf welche 1817 die neue Grundsteuer basiert wurde. Der Kaiser belebte ferner die industrielle Thätigkeit durch Errichtung technischer Lehranstalten. Er förderte den Handel durch die zweckmäßigsten Verordnungen. Zur Regulierung der Geldverhältnisse wurde die österreichische Nationalbank gestiftet, überhaupt ein wachsames Auge auf die Verbesserung der Finanzen gerichtet. Schutzzölle begünstigten die Industrie. Handels- und Schiffahrtsverträge schloss man mit den größten Seemächten 2c. ab. Der Kaiser gründete eine Menge neuer Schulen, so das Polytechnicum in Graz, die nautischen Schulen in Triest und Zengg, die Realschulen in Karansebes, Brünn, Brody, Lemberg, Reichenberg und Rakonitz. Er stiftete die Universität zu Lemberg und verbesserte und erweiterte die Universität zu Wien. Er gründete ferner die höhere Bildungs-Anstalt für Weltpriester und die protestantisch-theologische Lehranstalt zu Wien. Großartige Straßenbauten wurden auf Befehl des Kaisers ausgeführt, so die Militär-Straße über das Stilfser und Wormser Joch, die Straße über das Vellebitgebirge, die Straßen von Triest und Costainitza, von Chiavenna über den Splügen, die Louisenstraße zwischen Karlstadt und Fiume, ferner viele andere in Böhmen, Mähren, Galizien, Siebenbürgen u. s. w. Auch die Hafenbauten in Triest sind zu nennen, ebenso die Brückenbauten, wie die über die Drau bei Essegg, über die Elbe bei Leitmeritz, die Brücken in Tirol und Italien, die Franzens- und Ferdinandsbrücken und die Kettenbrücke in Wien.

Canalbauten, wie der von Wiener-Neustadt, der von Mailand nach Pavia, der Franzenscanal, der die Donau und Theiß verbindet und andere geben Zeugnis von dem Unternehmungs- und Ausführungsgeiste des Kaisers. Prachtbauten erhoben sich unter ihm in Wien, wie das Burgthor,*) der Volksgarten**) mit dem Theseustempel, das Polytechnicum,***) die Thierarzneischule,†) die Reiterstatue Kaiser Josefs des Zweiten††) 2c. Ein besonderes Augenmerk richtete auch der Kaiser auf die Institute und Sammlungen für Wissenschaft, Natur- und Völkerkunde. Er gründete neue und zweckmäßige Statuten für die k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. Seine große Vorliebe für die Botanik, über welche der Kaiser auch, wie schon bemerkt, in seinen jüngeren Jahren geschrieben hatte, bewirkte, dass der kaiserliche Garten in Schönbrunn ungewöhnlich bereichert ward. Man sparte keine Kosten, um aus allen Welttheilen die kostbarsten und seltensten Pflanzen kommen zu lassen. Im Jahre 1817 sandte der Kaiser eine wissenschaftliche Expedition, die aus den Professoren Mikan und Pohl, dem kaiserlichen Gärtner Schott und dem Zoologen Natterer bestand, nach Brasilien,

---

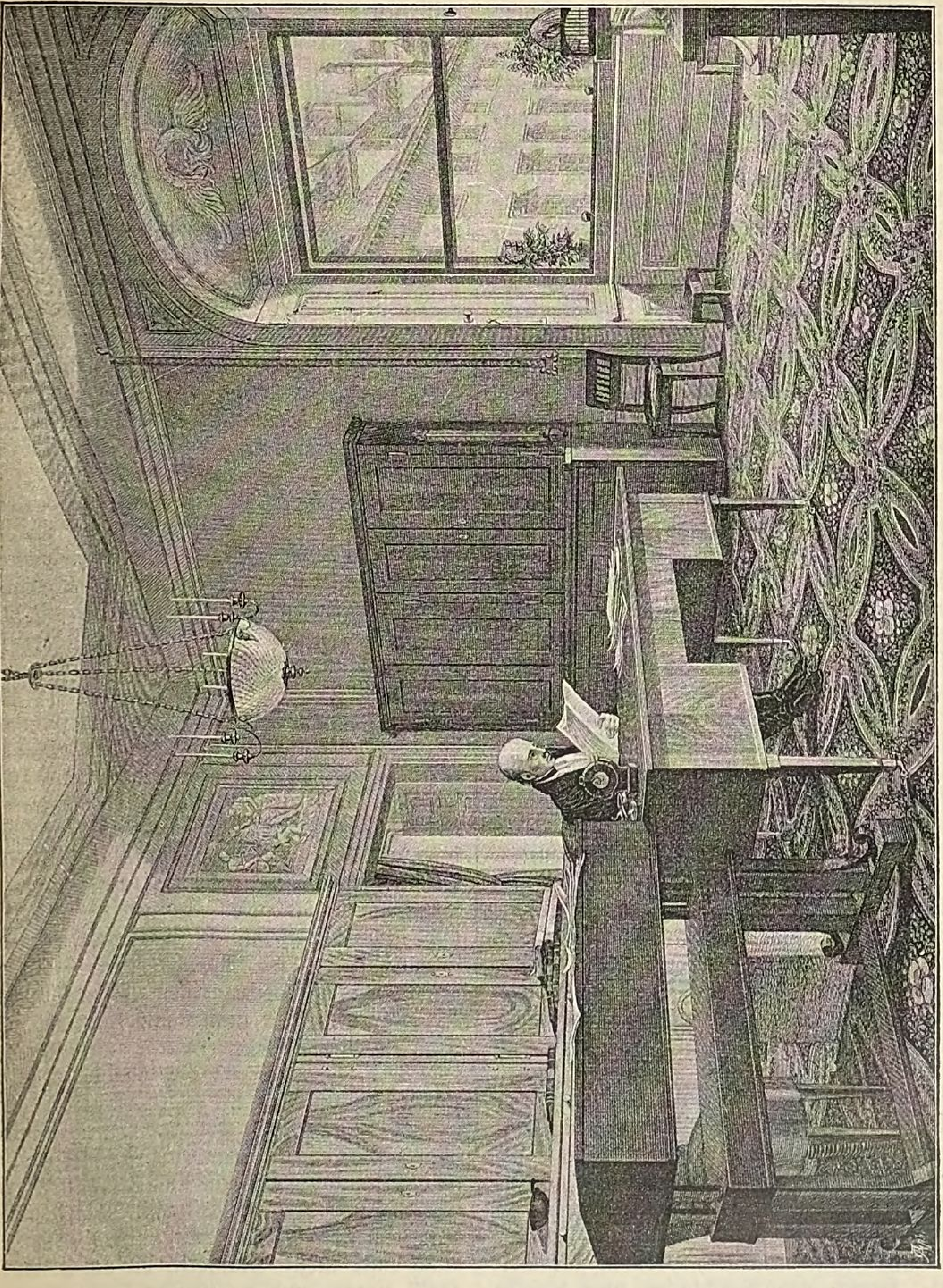
*) In den Jahren 1821—1824 von P. von Nobile im dorischen Stile erbaut.

**) Der Theseustempel ebenfalls von Nobile 1823 erbaut. Die Colossalgruppe: Theseus den Centaur besiegend ist von Canova und jetzt im kunsthistorischen Museum untergebracht.

***) Zum Polytechnicum legte Kaiser Franz am 14. October 1816 den Grundstein mit den Worten: „Als Denkmal meines Strebens, wissenschaftliche Aufklärung unter allen Ständen der österreichischen Staaten zu verbreiten und insbesondere die gemeinnützige Ausbildung meines lieben und getreuen Bürgerstandes zu befördern, habe ich diesen Grundstein gelegt." Das Polytechnicum wurde 1818 nach Plänen von Schernerl vollendet.

†) Thierarzneischule 1822 gebaut.

††) Reiterstatue Josef II. i. J. 1807 vom Bildhauer Zauner ausgeführt.



Franz II. im Arbeitszimmer zu Persenbeug.
Nach einem Stiche. Ei. Decker del. J. Kovatsch sculp.

um dort botanische Sammlungen für Wien zu gewinnen. Professor Pohl gab unter den Auspicien und auf Kosten des Kaisers ein Werk über diese Expedition heraus und ordnete im naturhistorischen Museum zu Wien die brasilianische Sammlung. So blieb Kaiser

Franz I. sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Beförderer und Beschützer der Künste und Wissenschaften, doch das ist die kleinste seiner vielen Tugenden. Seine größte war jedenfalls seine warme Religiosität, sein kindlich frommes Gemüth, sein felsenfestes Gottvertrauen in den Stunden der größten Noth und des höchsten Unglücks. Mit seinem reinen und eisernen Willen, war eine lautere Frömmigkeit und ein Adel der Gesinnung verbunden, wie man sie selten findet. Der Kaiser begann Nichts ohne Gott und steuerte deshalb sein Lebensschiff durch alle Klippen des Unglücks sicher hindurch und erreichte so mit Gottes Hilfe das Ziel, welches er im Auge hatte. Darum lag ihm auch vor allen Dingen die Kirche am Herzen. Er war, wie gesagt, durchaus religiös und ein treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche. Gleich, wie er selbst sie ausübte, verlangte er auch werkthätige Frömmigkeit von der Geistlichkeit. Sie sollte nicht allein durch ihre Lehren, sondern auch durch ihr Beispiel veredelnd auf die Gemüther wirken. Er verlangte, dass sie mit vereinten Kräften gegen die unter jeder Volksclasse einreißende Irreligiosität und Sittenlosigkeit unaufhörlich arbeiten sollte. Dann verlangte er für das Kirchenwesen eine würdevolle Form und eine besondere Aufmerksamkeit für eine gute Kirchenmusik, die wesentlich die Andacht befördern. Bei aller Frömmigkeit aufgeklärt, wie wenige Monarchen seiner Zeit, war es sein eifrigstes Bestreben, den confessionellen Frieden unter den verschiedenen Glaubensgenossen zu erhalten. Er duldete in dieser Beziehung auf keiner Seite einen Übergriff, und, um keinen Geistlichen bloßzustellen, ernannte er an den Universitäten immer einen weltlichen Professor für das kanonische Recht. Er achtete jede Religionsform und jeden braven Menschen, der eine positive Religion besaß, mochte er ein Katholik, Protestant oder griechischer Religion sein. Um aber sein Volk zu dieser Erkenntnis zu bringen, stellte er sich die Aufgabe, das Schul- und Unterrichtswesen auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Ein Hofdecret vom 10. Februar 1804 gab eine neue Schulordnung für Trivial-, Haupt- und Realschulen, über dieselbe schrieb er dem obersten Kanzler: „Da der Volksunterricht eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse des Staates ist und ich die zweckmäßigste Besorgung desselben für eine meiner heiligsten Pflichten halte, so war vom Antritte meiner Regierung an, mein vorzüglichstes Augenmerk darauf gerichtet, dass dieser Unterricht des Volkes auf die den Verhältnissen der Zeit und der Natur der Sache angemessenste Art ertheilt werde." Auf solche Weise nahm er sich während seiner ganzen Regierung des Schulwesens an. Ebenso wie den Schulen der Katholiken, widmete er auch denen der Protestanten seine besondere Aufmerksamkeit. Dieselben sollten nach dem Decrete vom 28. Februar 1820 abgesondert von denen der Katholiken behandelt werden. Von Jahr zu Jahr wünschte er eine Übersicht über die Jugendbildung der Lutheraner und Reformierten zu erhalten. Darum sollte die Aufsicht des Schuldistricts, welche die Dechanten über die katholischen Schulen hatten, in Rücksicht auf die protestantischen Schulen den Senioren anvertraut werden, so dass die Senioren, oder wo die Pastoren oder Superintendenten selbst inspicieren konnten, diese als Stellvertreter der Senioren dieselben Pflichten zu erfüllen hatten, wie diese den katholischen Schuldistricts-Aufsehern zu thun oblagen.

Schon früher am 3. October 1819 war ein Decret der Studien-Hofcommission an beide protestantische Consistorien ergangen wegen Errichtung einer theologischen Lehranstalt in Wien für beide Confessionen; die unmittelbare Direction desselben erhielt ein Superintendent. Die weitere Aufsicht aber hatte das Consistorium über das Ganze zu führen.

Wenden wir uns nun zu der Familie und dem Privatleben des Kaisers. Wir erwähnten schon im Anfange dieser Lebensbeschreibung der beiden ersten Vermählungen des Kaisers. Die zweite mit der späteren Kaiserin Maria Theresia wurde am 19. September 1790 vollzogen. Sie war die Tochter König Ferdinands I. beider Sizilien und am 6. Juni 1772 geboren. Ihre Mutter Maria K a r o l i n a war eine Tochter Kaiser Franz I. und der Kaiserin und Königin Maria Theresia und also die Prinzessin Maria Theresia leibliches Geschwisterkind ihres Gemahls. Nach einer kurzen Krankheit, die am 5. April 1807 eintrat, und die eine zu frühe Entbindung zur Folge hatte, verschied sie bald darauf am 13. April. Der Kaiser hatte kaum die Nachricht von der Erkrankung seiner Ge-

mahlin vernommen, als er von Ofen, wo er sich damals aufhielt, in Begleitung seines Bruders Karl, nach Wien zurückeilte. Er verließ von da an die Kaiserin keinen Augenblick und sprach ihr Trost auf ihrem Sterbelager zu. Er hatte eine wahrhaft glückliche Ehe mit ihr geführt und hatte sie ihrem Gemahle zwölf Kinder geboren, die wir weiter unten anführen werden. Eine gleichzeitige Stimme sprach sich über sie nach ihrem Tode folgendermaßen aus: „Anspruchslos, herablassend, zuvorkommend, bereit zu helfen und zu retten, wo sie helfen und retten konnte, einfach in ihren Bedürfnissen, aber großmüthig gegen Andere, warm für alles Edle und Gute, Beschützerin und Freundin der Künste, voll Liebe für das gute und fromme Volk Österreichs. Mit einer Standhaftigkeit, die zur Bewunderung hinriss, stand sie fest und groß durch ihr Bewusstsein in jedem Leiden. Sie war heiterer Tage und eines längeren Lebens würdig.“ — Der Kaiser schritt am 6. Jänner 1808 zu einer dritten Ehe und zwar mit der Prinzessin Maria Ludovica, Erzherzogin von Österreich-Este, Tochter des Erzherzogs Ferdinand, Herzogs von Modena und dessen Gemahlin Maria Beatrix, Erbin von Modena-Este. Die geistreiche, muthige, charaktervolle, durch Goethe gepriesene Prinzessin war am 14. December 1787 geboren und starb kinderlos am 7. April 1816 zu Verona auf einer Reise, die sie kurze Zeit vorher mit dem Kaiser in die Lombardie unternommen hatte. Die Kaiserin war in Mailand geboren und voller Freude, den Ort ihrer Geburt wiederzusehen. Der Kaiser ließ dort zur Feier ihrer Anwesenheit in Mailand eine Gedenkmünze prägen.

Die vierte Gemahlin des Kaisers war die vortreffliche, fromme und mildthätige Prinzessin Karolina Augusta, eine Tochter König Maximilian I. von Bayern und der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt. Geboren am 8. Februar 1796, wurde die Prinzessin Karoline Augusta schon am 8. Juni 1808 mit dem damaligen Kronprinzen, späteren Könige Wilhelm I. von Württemberg vermählt. Diese nicht glückliche Ehe wurde im August 1814 getrennt und vermählte sich darauf die Prinzessin mit päpstlichem Dispens am 29. October 1816 per Procuration mit dem Kaiser Franz. Am 10. November wurde darauf die wirkliche Trauung in Wien vollzogen. Zum Andenken an diese Vermählung schenkte der Kaiser den Armen der Residenz 200.000 Gulden W. W. aus seiner Privatcasse und wurde der neuen Kaiserin zu Ehren von der k. k. Akademie der bildenden Künste zu Wien eine Denkmünze geprägt. Am 25. September 1825 wurde die Kaiserin auch als Königin von Ungarn zu Pressburg gekrönt. Das Krönungsgeschenk der ungarischen Stände, bestehend in 50.000 Stück Ducaten, nahm Karolina Augusta dankbar entgegen, verwandte solches aber sogleich zu wohlthätigen Zwecken in Ungarn. Überhaupt bezeichnet Wohlthätigkeit ihr ganzes langes Leben. Sie spendete stets mit offenen Händen. Unzähligen Armen that sie meistens im Geheimen unendlich viel Gutes. Sie stand ihrem Gemahle, der sie in den Werken der Liebe und Wohlthätigkeit auf das Reichste unterstützte, sein ganzes ferneres Leben hindurch als liebevoller Engel zur Seite. Ganz allein Mutter ihrer Familie, für die sie die höchste Fürsorge hatte, für ihre Kinder und Enkel, die nie die wirkliche Mutter in ihr vermissten, lebte sie nur ihrem Gemahle, dessen Kindern und den vielen Bedürftigen der Monarchie ganz allein. Sie mischte sich nie in die Angelegenheiten der Politik. Sie theilte mit ihrem Gemahle die Liebe zum Volke, das ihr wiederum nur Liebe entgegenbrachte. Es erkannte ihre großen Tugenden und war sich ihrer Zuneigung mit Stolz bewusst. Und als der Kaiser von dieser Erde schied, blieben ihre Wohlthaten nicht aus, sie spendete sie ferner noch 37 Jahre lang den Armen und Bedrängten und fühlten diese, als sie ihre irdische Laufbahn am 9. Februar 1873 vollendete, dass ihnen eine wahre Mutter gestorben war.

Zwölf Kinder waren, wie gesagt, aus der Ehe mit der Kaiserin Maria Theresia geboren. Es waren dies die folgenden:

1. Maria Louise geboren am 12. December 1791. Sie wurde, wie wir oben gesehen haben, am 2. April 1810 mit Napoleon, Kaiser der Franzosen vermählt. Ihm gebar sie am 20. März 1811 den Prinzen Napoleon Franz, der von seinem Vater sogleich zum „König von Rom“ erklärt wurde. Nach dem Sturze Napoleons entfernte sich Maria Louise im Jahre 1814 aus Frankreich und begab sich mit ihrem Sohne nach Österreich. Sie erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und

Guastalla und reiste am 7. März 1816 in diese ihre Staaten ab. Der Prinz Franz Napoleon blieb bei seinem Großvater, der ihm die Herrschaft Reichstadt in Böhmen mit den ihr einverleibten Gütern schenkte und ihn zugleich am 22. Juli 1818 zum Herzoge von Reichstadt ernannte. Innig war das Verhältnis des jungen Prinzen zu seinem kaiserlichen Großvater und als der Herzog am 22. Juli 1832 zu Schönbrunn starb, wurde der Kaiser in die tiefste Trauer versetzt. Bezeichnend für den großen Schmerz, den ihm dieser Todesfall verursachte, sind die Worte, welche der Kaiser auf den Sarg seines Enkels als Inschrift setzen ließ. Sie lauten: „In der Wiege mit dem Titel König von Rom begrüßt, in der Blüte des Alters, begabt mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, mit herrlicher Gestalt, mit edler Tugend im Antlitz, mit seltener Anmuth der Sprache, ausgezeichnet durch kriegerisches Wissen und Streben, erlag er einem schmerzlichen Tode."

Maria Louise vermählte sich zum zweitenmale im Jahre 1822 mit dem Reichsgrafen Adam von Neipperg und starb am 17. December 1847. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla fielen nun den Verträgen gemäß an Karl Ludwig von Bourbon, Herzog von Lucca. Letzteres dagegen kam an Toscana.

2. Ferdinand geboren am 19. April 1793. Er folgte seinem Vater 1835 auf den österreichischen Kaiserthron und resignierte am 2. December 1848 zugunsten seines Neffen des jetzigen erhabenen Kaisers Franz Josef I. Nach seiner Resignation lebte er in Böhmen, wo er als „Ferdinand der Gütige" enthusiastisch geliebt und verehrt wurde. Ferdinand vermählte sich am 27. Februar 1831 mit Anna, Prinzessin von Sardinien, Tochter Königs Victor Emanuel I., geboren am 19. September 1803, gestorben zu Prag am 4. Mai 1884. Kaiser Ferdinand I. starb gleichfalls zu Prag am 29. Juni 1875.

3. Maria Karoline geb. 8. Juni 1794, † 16. März 1795.

4. Karoline geb. 4. December 1795, † 30. Juni 1799.

5. Leopoldine geb. 22. Jänner 1797, † 11. December 1826, vermählt am 6. Nov. 1817 mit Pedro I., Kaiser von Brasilien.

6. Maria Clementina geb. 1. März 1798, † 3. Sept. 1881, vermählt am 28. Juli 1816 mit Leopold von Bourbon, Prinz beider Sizilien, Prinz von Salerno geb. 2. Juli 1790, † 10. März 1851.

7. Josef geb. 9. April 1799, † 29. Juni 1807.

8. Karoline geb. 8. April 1801, † 22. Mai 1832, vermählt am 7. October 1819 mit Friedrich August II., König von Sachsen.

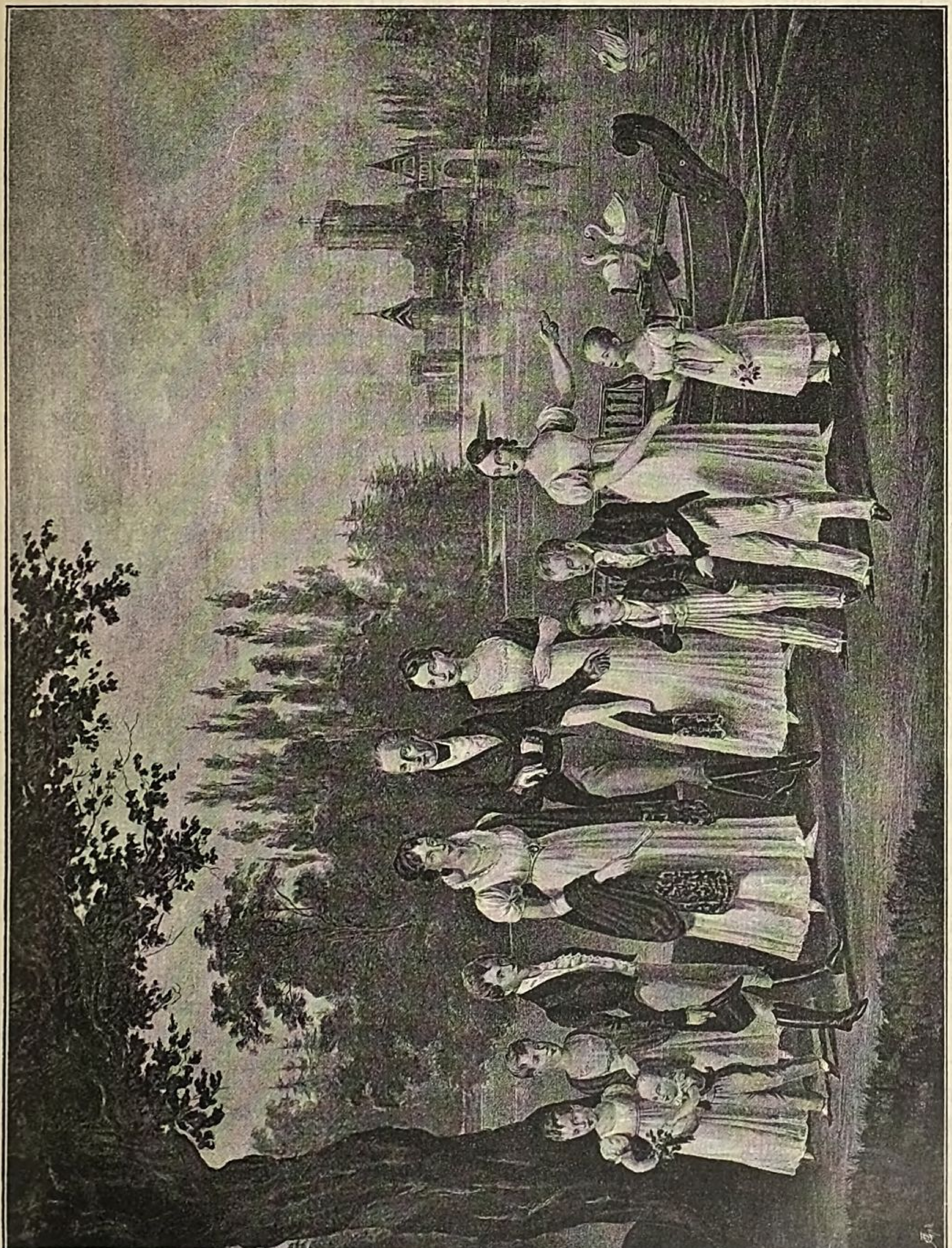
9. Franz Karl geboren 7. Dec. 1802, † 8. März 1878. Er vermählte sich am 4. November 1824 mit Sophie Prinzessin von Bayern, Tochter Königs Maximilian I. geb. 27. Januar 1805, † 28. Mai 1872. Erzherzog Franz Karl ist der Vater des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef I., zu dessen Gunsten er am 2. December 1848 dem Kaiserthrone entsagte.

10. Marianna geb. 8. Juni 1804, † am 28. December 1858.

11. Johann geb. 29. August 1805, † 19. Februar 1809.

12. Amalia geb. 6. April, † 9. April 1807.

Das waren des Kaisers leibliche Kinder, denen er stets ein treuer und liebevoller Vater war. Aber fast mit gleicher Liebe umfasste er sein ganzes Volk, als Landesvater in wahrem Sinne des Wortes. Wohl selten war ein Monarch so volksfreundlich, so von seinen Unterthanen geliebt, wie Kaiser Franz. Er durfte ebenfalls, wie einst Eberhard von Württemberg sein Haupt in jedes Unterthanen Schoß kühnlich niederlegen. Er war wie geschaffen für sein Österreich. Gemüthreiche Heiterkeit charakterisierte sein ganzes Benehmen. Seine Leutseligkeit nahm alle Herzen gefangen. Schlicht war sein ganzes Wesen. Oft durchschritt er die Residenz, oft manche Provinzialstadt, ohne dass man an seinem Anzuge den Herrscher des mächtigen Österreichs erkennen konnte. Ein eigenthümliches Verhältnis bestand zwischen dem Kaiser und den Wienern. Beide umfassten einander mit der innigsten Liebe. Sie theilten ihre Freuden und Leiden miteinander und suchten sich gegenseitig Trost in Leiden zuzusprechen. Bei allen Gefahren und zu Zeiten der Trauer erschien der Kaiser mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und Brüdern persönlich allenthalben, wo die Noth am größten war. Gemeinsame Freuden, gemeinschaftliche Sorgen verbanden Burg und Stadt.



Franz I. und seine Familie in Laxenburg.

Aus dem Werke: Hauptmomente aus dem Leben S. M. des Kaisers Franz I. — Gez. von Höchle. Lith. von Fr. Wolf.

Als die französischen Kriege beendet waren, sagte der Kaiser: „Meine lieben Wiener haben mir zu allen Zeiten, im Glück, wie im Unglück Beweise ihrer Liebe gegeben. Immer bin ich froh in ihren Schoß zurückgekehrt.“

Lag auch tiefer Ernst in des Kaisers Zügen, so strahlte doch aus seinem Auge die größte Menschenfreundlichkeit und seine Unterthanen wussten, dass er sich ihrer geistigen und körperlichen Bedürfnisse auf das Wärmste an-

nahm. Sie wussten, wie vieles er für sie gelitten, wie viel er ihnen zum Opfer gebracht hatte; sie erkannten, wie väterlich er für sie gesorgt hatte und nannten ihn deshalb nur ihren lieben Vater Franz.

Der Kaiser war ein unermüdlicher Arbeiter. Er theilte dabei seine Zeit gewissenhaft ein. Seine Reisen in die Provinzen waren im eigentlichen Sinne des Wortes Geschäftsreisen, um an Ort und Stelle selbst nach dem Rechten zu sehen. Er kannte jedes seiner vielen Länder auf das Genaueste und nicht nur deren Verfassungen und Rechte, sondern auch ihre hervorragendsten Bewohner. Unfasslich ist es daher, wenn viele Geschichtschreiber behaupten, der Kaiser sei vom Fürsten Metternich unbeschränkt beherrscht worden. Dem ist nicht so. Kaiser Franz kümmerte sich um die kleinste Angelegenheit, wo es dem Wohle seiner Unterthanen galt und gab selbst die nöthigen Befehle, um dem Übel abzuhelfen und das Gute zu befördern. Er kannte seine Pflichten als Herr seines Kaiserstaates, als römisch-deutscher Kaiser und Vorsitzender im deutschen Bunde. Dass vieles nicht zur Ausführung kam, was er als das einzig Richtige erkannte, dass Manches nach ihm keinen Bestand hatte, das war nicht seine Schuld. Das war die Schuld des revolutionären Zeitgeistes, der alles Bestehende so gern zerstört, nur um selbst zu herrschen. Seine innige christliche Frömmigkeit war ein Vorbild für jeden, der sich noch nicht über Altar und Kirche hinwegsetzt. Durch sein Beispiel in seiner Ehe und sein glückliches Familienleben regte er in jedem Kreise zur Nachahmung an und übte dadurch auf die sittlichen Zustände den heilsamsten Einfluss.

Die Erholungen des Kaisers bestanden größtentheils in seinem schönen harmonischen Familienleben, in der Freude an gutem Theater und Musik, wie er denn selbst auch sehr musikalisch war und sehr gut die Violine spielte, im Genusse an der schönen Natur und in der Beschäftigung mit der Botanik. In der Nähe der Burg hatte er einen schönen wohlgepflegten Garten, der mit Treibhäusern versehen war, in welchem die seltensten Gewächse gezogen wurden. Dies war sein Lieblingsaufenthalt, in dem er sich zu seiner Erholung auch mit Gartenarbeiten beschäftigte.

Einen großen Theil des Tages brachte er auch in seiner Privat-Bibliothek zu, die sich auf 40.000 Bände belief. So verband der Kaiser das Nützliche mit dem Schönen und welch' ein großer Herrscher er war, davon zeugen seine Werke.

Außerordentliche Mäßigkeit übte er in Allem und bewahrte sich so eine feste Gesundheit. Doch wurde er im Jahre 1826 von einer schweren Krankheit heimgesucht, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Liebe des Volkes zu ihm in außerordentlicher Weise. Man drängte sich in Wien haufenweise zur Burg, um zu erfahren, wie es dem geliebten Kaiser gehe. Und unermesslich war der Jubel, als die Nachricht in das Volk drang, dass der geliebte Vater Franz gerettet sei. Österreichs großer Dichter Franz Grillparzer verfasste damals ein Gedicht unter dem Titel „Vision", in welchem der Tod an das Krankenbett des Kaisers tritt, um ihn ins Jenseits abzurufen. Aber das Wehklagen der Menge rührt den sonst mitleidlosen Tod und er entflieht ohne seine Beute. Der Schluss dieses wahrhaft schönen zum Herzen gehenden Gedichtes lautet:

„Da hält der Würger an, sieht nach dem Kranken,
Dann nach der Menge, wogend ohne Ruh'.
Es stockt der Fuß, der Arm beginnt zu wanken
Und endlich schreitet er der Thüre zu.
Schon hört er nicht mehr das Gebet der Menge,
Die Bess'rungskunde jubelnd zu sich ruft,
Und an dem Ende der verschlung'nen Gänge
Schwingt er, ein Nachtgespenst, sich in die Luft.
Im Gehen aber scheint er noch zu sprechen:
Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht,
Ich ward gesandt, ein einzig Herz zu brechen,
So viele tausend Herzen brech' ich nicht." *)

Der Kaiser war genesen zur unaussprechlichen Freude seiner Familie und seiner Unterthanen. Gottes Gnade erhielt ihn noch neun Jahre seinen Getreuen, bis ihn am 24. Februar 1835 ein entzündliches Fieber befiel. Die Ärzte gaben Hoffnung auf Besserung, doch ließ sich der Kaiser am 26. Februar morgens die heiligen Sterbesacramente reichen. Dann trat Besserung ein und unendliche Freude erhob sich im Volke. Auch die Nacht vom 26. zum 27. verfloss ruhig. Indessen am Mittage des 27. steigerte sich das Fieber wieder. Und das Bulletin am 28. lautete: „Seine Majestät haben eine unruhige Nacht gehabt, wenig geschlafen und noch hat sich kein Zeichen zu

*) V. E. II. 756.

einer erwünschten Krisis eingestellt." Im St. Stephans-Dome wurde nun das Allerheiligste ausgestellt und die öffentliche Gebete für die Genesung des Landesvaters begonnen. Selten sind wohl innigere Gebete zum Herrn über Leben und Tod gedrungen, wie damals. Die Kaiserin wich keinen Augenblick von seinem Krankenlager. In derselben Nacht hatte der Kaiser nochmals die hl. Sterbesacramente empfangen. Am Vormittage des 28. Februars arbeitete er noch mit dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes Freiherrn von Hesse und dem Geheimen Cabinets-Director (Baron) Martin und traf seine letztwilligen Anordnungen. Auch unterredete er sich noch mit dem Fürsten Metternich und Grafen Kollowrat mit seltener geistiger Kraft und Klarheit. Doch traten zum Mittage so bedenkliche Krankheits-Symptome ein, dass die Ärzte ihn für unrettbar erklärten. Am Abende empfieng der Kaiser die letzte Ölung.

Einen Schimmer von Hoffnung brachte am anderen Morgen das Bulletin vom 1. März. Es lautete: „Seine Majestät schliefen in der Nacht theilweise, besonders nach Mitternacht. Das Fieber nahm nach Mitternacht wieder etwas zu. Sodann verminderte es sich des Morgens gleichmäßig, so dass Seine Majestät sich sowohl in dieser Beziehung, als in den übrigen Krankheitszufällen erleichtert fühlen." Doch schon um vier Uhr nachmittags lautete ein anderes Bulletin folgendermaßen: „Die Verschlimmerung des Fiebers, welches sich bisher täglich spät abends einstellte, trat heute schon von 12 Uhr mittags an ein und ist noch andauernd." Die Kräfte des Kaisers nahmen nun immer mehr ab und bald war jede Hoffnung auf Genesung verschwunden.

Gegen Mitternacht ließ der Kaiser seine Familie zu sich ins Sterbezimmer rufen. Er ertheilte ihr seinen Segen, faltete die Hände und sprach innig und warm: „Ich beschwöre Euch, meine Theueren, die Ihr mich hier sterben sehet, gedenket dieses Augenblicks, seid fromm und einträchtig und der Himmel wird Euch segnen."

Nach diesen Worten versank der Kaiser in große Schwäche. Die Umstehenden verließen das Gemach. Dann ließ der Sterbende seinen Enkel, den jetzigen Kaiser Franz Josef I. rufen und ermahnte ihn zur Frömmigkeit und zum Gehorsam. Mit seinem Bruder dem Erzherzog Palatin Josef sprach er dann auch zehn Minuten und legte ihm das Wohl Ungarns ans Herz. Gleich darauf trat der Todeskampf ein und um dreiviertel auf Eins in der Nacht vom ersten zum zweiten März verschied der edle große Kaiser.

Am 7. März fand das feierliche Leichenbegängnis statt. Das Herz wurde vormittags in der Loretto-Kapelle der Augustiner Hofkirche beigesetzt. Die irdische Hülle aber fand nachmittags ihre Ruhestätte in der Kapuziner-Kirche. Groß war der Schmerz über das Dahinscheiden des geliebten Kaisers und nicht allein in dessen Landen, sondern auch in ganz Deutschland gab sich die Trauer auf die verschiedenste Weise kund. War er doch auch dem deutschen Reiche ein milder und gerechter Herr gewesen. Friede seiner Asche. Seine Werke folgen ihm nach.

Wir geben nun zum Schlusse dieser einfachen Lebensskizze einen Auszug seines Testamentes, das die Größe seines edlen Herzens zeigt. Denselben ließ sein Sohn und Nachfolger Kaiser Ferdinand I. schon am 5. März durch den Fürsten Metternich bekannt machen. Er lautet:

„Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen. Ich hoffe, dass Ich für sie bei Gott werde beten können und Ich fordere sie auf zur Treue gegen Meinen legitimen Nachfolger, so wie sie mir dieselbe in guten und schlimmen Tagen bewiesen haben. Ich sage Meiner treuen Armee Meinen herzlichen Dank für die Dienste, welche sie Mir erwiesen und durch welche sie Meinen Thron erhalten hat. Ich fordere sie auf, Meinem Nachfolger dieselbe Treue und Anhänglichkeit immerfort zu beweisen. Allen Staatsdienern, die Mir gut dienten, bezeige Ich hiermit Meinen Dank."

Auch an seinen Sohn den Kaiser Ferdinand hatte der Kaiser ein Schreiben hinterlassen, worin er demselben die Grundsätze bezeichnete, welche ihm zur Grundlage und Regel bei seiner Regierung dienen sollten. Dieses Schreiben hat folgenden Inhalt:

„An meinen Sohn Ferdinand!

Ich folge der Stimme meines Gewissens, wie jener meines Herzens, indem ich Dir, den die allwaltende Vorsehung zur schweren Pflicht des Regierens berief, die folgenden Rathschläge als den Ausfluss Meiner väterlichen Liebe

für Dich und die Monarchie empfehle. Betrachte diese Regeln als ein theueres Vermächtnis. Der Segen des Himmels wird auf deren Beachtung ruhen. Verrücke Nichts an den Grundlagen des Staatsgebäudes. Regiere und verändere nicht. Stelle Dich fest und unerschütterlich auf die Grundsätze, mittelst deren steter Beachtung ich die Monarchie nicht nur durch die Stürme harter Zeiten geführt, sondern derselben den ihr gebürenden hohen Standpunkt gesichert habe, den sie in der Welt einnimmt.

Ehre die wohlerworbenen Rechte, dann kannst Du gleich fest auf die Ehrfurcht bestehen, die Deinen Regentenrechten gebürt. Betrachte die Einigkeit in der Familie und bewahre sie als eines der höchsten Güter. Schenke meinem Bruder dem Erzherzog Ludwig, der mir in so vielen wichtigen Regierungsgeschäften stets mit treuem Rathe beistand, volles Vertrauen. Ziehe ihn in wichtigeren inneren Angelegenheiten fortan zu Rathe.

Erhalte Dich in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit Deinem Bruder und ebenso erhalte ihn in der Kenntnis der Geschäfte. Übertrage auf den Fürsten Metternich meinen treuesten Diener und Freund, das Vertrauen, welches ich ihm während einer so langen Reihe von Jahren gewidmet habe. Fasse über öffentliche Angelegenheiten, wie über Personen keine Entschlüsse, ohne ihn darüber gehört zu haben. Dagegen mache ich es ihm zur Pflicht, gegen Dich mit derselben Aufrichtigkeit und treuen Anhänglichkeit vorzugehen, die er mir stets bewiesen hat.

Wien, 28. Februar 1835.

Franz m. p."

Arnold Freiherr von Weyhe-Eimke.

Erzherzogin Elisabeth an ihren Gemahl
Erzherzog (später Kaiser Franz II.) (I.) *)

I.

1. October.

Tausend Dank, theurer Gemahl, für Deine zwei Briefe, die ich heute morgens erhielt und welche mich durch die sich darin aussprechende Zärtlichkeit, — die ja meinem Herzen so wertvoll ist — sehr erfreuten. Was jedoch mir bedeutende Sorgen verursacht, das sind Deine Mittheilungen über die Gesundheit Sr. Majestät, ja ich muss gestehen, dass ich darüber untröstlich bin, deshalb auch keinen ruhigen Augenblick habe und erst dann beruhigt sein werde, bis ich weiß, dass der einzige zulässige Ausweg — das Verlassen der Armee — eingeschlagen werden wird. Ohne diesen Entschluss ist es unmöglich, dass der Kaiser sich rasch erhole.

Ich bin Dir sehr dankbar, theurer Gatte, dass Du meiner Bitte gemäß, die Wundärzte um ihre Ansicht über den Zustand des Kaisers befragtest und es beruhigt mich, dass Goepfert

*) Erzherzogin Elisabeth geb. 1767 war die Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und der Herzogin Friederike Dorothea. Sie gewann 1781 bei einem Zusammentreffen in Mömpelgard mit Kaiser Josef II. dessen Hochachtung und Zuneigung. Er erwählte sie im Einverständnis mit deren Eltern zur Gattin seines Neffen, des künftigen Thronfolgers Erzherzog Franz und sie erhielt von 1782 an ihre weitere Erziehung in Wien unter den Augen des Kaisers, in welchem Jahre sie auch römisch-katholisch wurde. 1784 lernte sie ihren Bräutigam kennen, 1788 heiratete sie ihn. Die zärtlichste Liebe vereinte das junge Fürstenpaar. Die aus einer im 44. Bande des Archivs für österreichische Geschichte veröffentlichten großen Zahl französischer Briefe hier übersetzt gebotenen 2 Schreiben geben davon ein redendes Beispiel. Der Türkenkrieg rief den Erzherzog Franz an die Seite seines kaiserlichen Ohms auf den Kriegsschauplatz, während seine Gattin gesegneten Leibes Monate der Aufregung und Sorge um das Leben ihrer Theuersten verbrachte. Die Entbindung mit einer Tochter, Erzherzogin Ludovica, war eine schwere. Am Tage nach derselben, den 18. Februar, starb die junge Fürstin. Ihr fast plötzlicher Tod verursachte dem sterbenden Kaiser großes Herzeleid, aber schon nach 2 Tagen folgte er seiner Nichte, die er gleich einer Tochter geliebt hatte, in das bessere Jenseits. V. E. I. 899. A. d. H.

glaubt, das Unbehagen rühre von den Nerven her, denn sonst müsste ich die ernsteste Besorgnis, über das Vorhandensein eines Brustleidens, hegen, nach dem was Sr. Majestät selbst darüber schrieb. Jedenfalls begreife ich die unbedingte Nothwendigkeit, dass er sich schone, denn schließlich könnte seine Brust doch angegriffen werden. — Um Alles in der Welt, theuerster Freund, höre nicht auf, unausgesetzt den Kaiser zu bitten, dass er die Armee verlasse, vielleicht erreichst Du es doch durch beständiges Drängen; — denke daran, dass Du das Interesse der ganzen Monarchie, — Deines und meines — vertrittst, indem Du ihn aufforderst, seiner kostbaren Gesundheit, — die uns so sehr am Herzen liegt, — mehr Sorge zuzuwenden.

Ich begreife nicht, weshalb Marschall Lacy *) nicht auch sein Möglichstes dafür thut, denn er, der so großen Einfluss besitzt, würde sicherlich eher als irgend Jemand, — Seine Majestät dazu vermögen können; seine Ruhe und sein Schweigen darüber ist mir daher auch unfassbar.

Ja, theurer Gatte, ich habe viel Schreckliches über den Rückzug erzählen gehört und weiß auch, dass der Kaiser und Du dabei auf das Äußerste gefährdet waret. Ich schaudere noch immer, wenn ich daran denke, und täglich danke ich meinem Schöpfer, dass er Euch aus dieser Lage glücklich befreit hat, aber selbst das gewährt mir für die Zukunft keinerlei Trost, und ich bin daher in fortwährender Unruhe, die mir den Schlaf raubt.

Seit gestern nachmittags bin ich wieder in der Stadt; Du kannst Dir, mein Engel, alle die düstern, traurigen Gedanken vorstellen, die mich in unserem Heim beherrschen. Als ich selbes verließ, rechnete ich mit Sicherheit darauf, Dich — sobald ich zurückkäme — wieder zu finden, und nun habe ich noch keine Hoffnung des Wiedersehens, obwohl wir bald schon sieben Monate getrennt sein werden. Meine Lage ist wohl traurig, denn nur mit Dir vereint, vermag ich mich glücklich und zufrieden zu fühlen. — Weißt Du noch nicht, wann Du beiläufig zurückkehren wirst?

Allemal, — wenn ich die Thüre neben meinem Schlafgemache öffnen höre, glaube ich, dass Du eintrittst, weil ich so gewohnt war, Dich von dort hereinkommen zu sehen und unwillkürlich wende ich jedesmal rasch den Kopf, obwohl mir mein Herz sagt, dass Du es nicht bist.

Ich bin Dir, mein Herz, sehr dankbar für die Pelze, die Du mir zum Geschenk machst. Sie verursachen mir große Freude, wie Alles, was von Dir kommt, und sei versichert, ich werde sie um so lieber benützen.

Lamberti fährt nach Baden, wo er noch 14 Tage zum Bädergebrauch bleiben soll, da er zeitweise noch an Rheumatismus leidet.

Lebe wohl, theurer Gatte . . . .

Wien, 1. October 1788.

II.

Zwei Tage ohne Nachricht. — Du kannst Dir vorstellen, wie ich darüber unter den obwaltenden Verhältnissen beunruhigt bin. Ich weiß in der That nicht, was ich davon halten soll, und habe nicht einen Augenblick Ruhe. — Möge Gott Euch beschützen — Dich, mein Theurer und den Kaiser — denn mir ist immer, als wenn vielleicht irgend etwas vorgefallen wäre.

Meine Gesundheit trotzt dem Kummer, der nicht gering ist, und ich fühle mich körperlich recht wohl.

Durch zwei Tage hatten wir fürchterliches Wetter und fortwährenden Wind, doch wird es dem Anscheine nach heute wieder schön werden. Obwohl thatsächlich in Wien, kann ich Dich versichern, dass mein Herz und meine Gedanken daraus abwesend sind, denn unsäglich Dir ergeben, weilen sie stets bei Dir. Ich erwarte Deine Rückkunft mit maßloser Ungeduld.

Mein Gott! Wie groß wird meine Freude sein, Dich wieder zu sehen, wie glücklich werde ich mich fühlen, nach so langer Trennung mich wieder mit Dir vereint zu wissen.

Ich schließe . . . .

Wien, 3. October 1788.

Aus dem Französischen übersetzt von Angelo Ritter von Jedina.

*) Siehe über diesen berühmten General im I. Theil Seite 734.

Kaiser Franz I. an den Generalissimus Erzherzog Karl.

Lieber Herr Bruder Erzherzog Karl!

Ich habe vernommen, dass der Kaiser Napoleon Meinen Feldmarschall-Lieutenant Marquis Chasteler*) durch einen Tagsbefehl in die Acht erklärt und befohlen habe, denselben, wenn er gefangen werden sollte, von einer Militär-Commission zu richten und standrechtmäßig zu behandeln. — Ein derlei völkerrechtwidriger Schritt dringt Mir die Pflicht auf, Repressalien zu gebrauchen. Ich erkläre also hiermit, dass die französischen Generale Durosnel, Fouler, sowie die übrigen in Kriegsgefangenschaft gerathenen kaiserlich französischen Generale, Stabs- und Oberofficiere für die persönliche Sicherheit des FML. Chasteler oder der anderen Individuen Meiner Armee, welche durch treue Erfüllung ihrer Pflichten und standhaftes Betragen sich ein derlei Schicksal zuziehen sollten, als Geißeln zu behalten, zu bewachen und im schlimmsten Falle so zu behandeln seien, wie Napoleon Meine Krieger und treuen Diener behandeln wird.

Es thut zwar meinem Herzen weh, solche Anordnungen, welche nur in dem Zeitalter der rohesten Barbarei an der Tagesordnung waren, erlassen zu müssen, allein Ich bin es meinen Völkern schuldig, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Eure Liebden werden vor allem diese Meine Gesinnungen der Armee in einem Tagsbefehl bekannt machen und den Major-General der französischen Armee hiervon avertieren. Bei der Unmöglichkeit, mit der französischen Armee durch Parlamentärs zu correspondieren, werden Eure Liebden das in der Frage stehende Schreiben durch einen der gefangenen Noncombattans zur feindlichen Armee senden.

Wolkerstorf, den 25. Mai 1809.

*) Dieser berühmte österr. General war Kaiser Napoleon nur „ein gewisser Chasteler, angeblich General in österr. Diensten, Anführer der Tiroler Brigands, Mörder mehrerer hundert französischer Conscribierten, alle mit ihm in derselben Stadt geboren," obwohl er mit ihm in Passeriano und St. Cloud so viel und mit großer Anerkennung seiner Verdienste verkehrt hatte. (V. E. I. 538. II. 307.)
A. d. V.

Franz Xaver Freiherr von Wulfen,

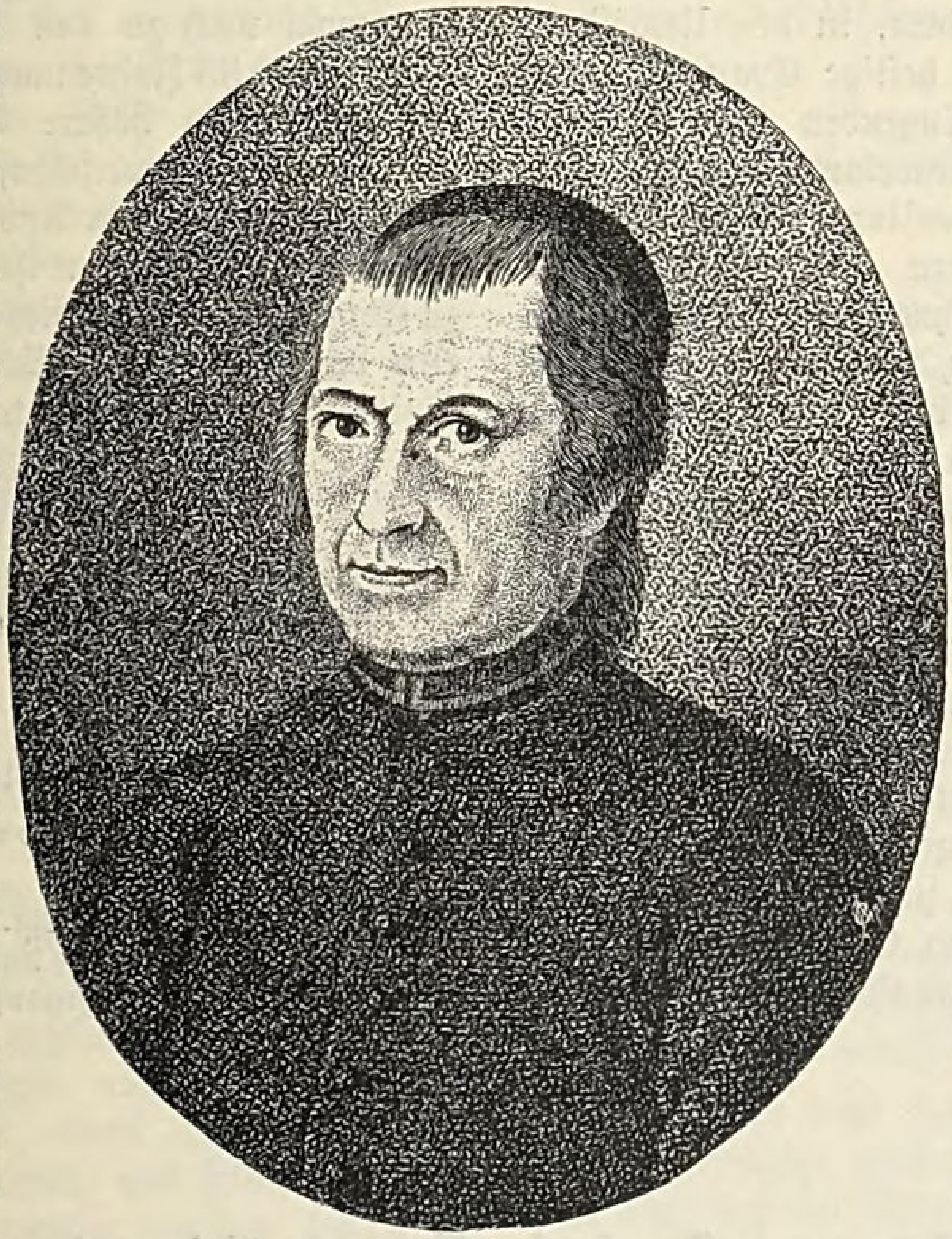
Botaniker.

„Den ewigen, unendlichen, allwissenden, allmächtigen Gott habe ich erkannt wie er unsichtbar an mir vorüberging und ich gerieth in Erstaunen. Ich las einzelne seiner Spuren durch die geschaffenen Wesen, in welchen allen, selbst in den unscheinbarsten, die dir fast nichts sind, eine so große Kraft, Weisheit und unerforschliche Vollendung wohnt."
Linné.

Nur wenigen Menschen ist es beschieden, jene geistige Kraft zu besitzen, welche es ermöglicht, die große und schöne Natur in ihren Einzelnheiten zu erschauen, zu bewundern und ihre Gesetze zu erkennen. Mit Ehrerbietung sieht man zu solchen Geistern empor und bewahrt ihnen mit umso dankbareren Gefühlen den glänzendsten Nachruhm, wenn sie nebst ihren Forschungen und Verdiensten um die Wissenschaft, noch ihr Leben dem Wohle der Mitmenschen weihen, so wie es Wulfen gethan.

Derselbe wurde am 3. November 1728 als der Sohn des Feldmarschall-Lieutenants Christoph Friedrich Freiherr von Wulfen zu Belgrad geboren. Ursprünglich wurde er für die militärische Laufbahn bestimmt, da er jedoch während seiner Studien am Kaschauer Gymnasium den inneren Beruf fühlte, sich der Theologie zu widmen, so erhielt er nach Absolvierung desselben die Erlaubnis, in den Jesuitenorden in Wien einzutreten. Nach bestandenen Probejahren kehrte er nach Kaschau zurück, um sich in den humanistischen Fächern zu vervollkommnen, von dort gieng er wieder nach Wien, um Philosophie zu studieren. Während seines Aufenthaltes daselbst machte er die

Bekanntschaft eines Arztes, der ihn in den Elementen der Botanik, in welcher Wissenschaft er sich den Ruhm eines Gelehrten erringen sollte, unterrichtete. — In Görz und Laibach als strebsamer Lehrer thätig, hatte er Gelegenheit, nicht nur seine ihm stets ergebenen Schüler in die verschiedensten Disciplinen, wie Mathematik, altclassische Philologie, Naturwissenschaften einzuführen, sondern auch seine freien Stunden zur Erforschung des Naturreichthums jener Gegenden zu benützen. Durch Beharrlichkeit und edles Streben, den berühmten Naturforscher Linné als Vorbild betrachtend, erweiterte er die Summe seiner Kenntnisse in einer Weise, dass dieselben schon damals von großen Fachgenossen belobend anerkannt wurden. — In Klagenfurt, wohin er 1764 als Lehrer der Naturwissenschaften kam, erreichte er die Höhe seines Ruhms. Dort, im schönen Alpenland fand er ein reiches Feld für seine scharfsinnigen Beobachtungen und systematischen Untersuchungen. Sobald die ersten Blumen hervorsprossen, war der „weiße Mann," wie ihn das Volk jener Gegend wegen seiner weißen Mütze und gleichfarbigen Jacke nannte,*) schon in den Bergen. Hier war ihm keine Alpe zu hoch, kein Abhang zu steil, um ein nutzbares Pflänzchen oder eine seltene Blume zu finden; der hehre Wille, für die Wissenschaft zu wirken, erstarkte seine Kraft und trotzte jeder Gefahr. Bei solcher Begeisterung war es auch möglich, jene geistigen Schätze zu sammeln, die Jaquin's Zeitschriften mit Aufsätzen über die Flora Kärntens schmücken konnten, durch welche Wulfen zu den bedeutendsten Naturforschern jener Zeit in freundschaftliche Beziehungen trat und als hervorragender Fachgelehrter gefeiert wurde. Welch' guten Klang sein Name in der Wissenschaft haben musste, ist schon daraus zu ersehen, dass eine von ihm entdeckte Pflanze von Jaquin den Namen „Wulfenia" erhielt. Ernsthaft zu beklagen ist, dass die Herausgabe seines größten Werkes „Flora norica" verhindert wurde. Das Manuscript sammt einem wertvollen Herbarium sandte er an seinen Freund Schreber, Präsidenten der Erlanger Akademie, welchen er mit der Veröffentlichung betraute; allein der Krieg vereitelte dieselbe, nur das Manuscript kam in die Hofbibliothek nach Wien.



Franz X. Freiherr von Wulfen.

Nach einem Kupferstiche.

Aber nicht nur als Botaniker steht Wulfen als ein Glanzgestirn da, er beschäftigte sich auch eingehend mit Mineralogie und Zoologie und lieferte darin, wie es wohl von einem so wahrhaft strebsamen Manne zu erwarten war, schätzenswerte Beiträge.

Bewundert man Wulfen als einen großen Forscher und Gelehrten, so verdient er als ein erhabener Apostel der Kirche, als das Ideal eines Menschen innige Verehrung. Eine Unendlichkeit von Liebe für seine Nebenmenschen erfüllte sein warmes Herz und heilige Frömmigkeit begeisterte sein für alles Schöne und Wahre empfängliches Gemüth zu edlen Thaten. Schon in seiner Jugend hatte er den Entschluss gefasst, als Missionär die amerikanischen Wilden durch die Religion der Liebe der Cultur zuzu-

*) Bei großer Hitze vertauschte er nämlich sein Ordenskleid und seinen Hut mit obgenannten Kleidungsstücken.

führen und wie mächtig dieser Wunsch sein Inneres beseelte, bezeugen die Worte, die er nach vielen Jahren an den Ordensgeneral schrieb: „Was ich als Jüngling so feurig wünschte, ist auch noch heute mein einzig Verlangen. Ich bin nun ein Mann und meine Kräfte sind auf dem Punkte ihrer besten Reife. Gewähren Sie also gnädigst meine Bitte, und weihen Sie mein Blut und mein Leben dem Heile unserer Brüder in Christo.“ Es war ihm jedoch nicht vergönnt, in den Urwäldern der neuen Welt das heilige Evangelium zu predigen; all' seine Tugenden übte er daher segensreich in seinem Vaterlande aus. Herzensgüte, Mitgefühl für jeden Unglücklichen erweckten kindliches Vertrauen zu ihm und jeder, der ihn kannte, liebte in ihm nicht nur den theilnahmsvollen Rathgeber, den offenherzigen, selbstlosen Charakter, den bescheidenen, anspruchslosen Menschen, sondern auch den pflichttreuen Priester. Bis zu seinen spätesten Jahren saß er täglich um vier Uhr morgens in seinem Beichtstuhle, um Bußfertige in ihrer Vornahme, Gutes zu thun, zu bestärken. Er suchte die Armen in ihren Hütten auf und linderte ihre Noth und manch schweres Elend. Die Furcht vor ansteckenden Krankheiten kannte er nicht; für jeden Warnungsruf seiner Freunde hatte er die Antwort: „ich stehe in Gottes Hand“ und beseelt von diesem Gottvertrauen wurde er heilbringend den Kranken und tröstend den Sterbenden. So war sein Leben eine Reihe guter Werke und als er infolge einer Lungenentzündung in ruhiger Ergebung verschied, betrauerte man in ihm einen Lehrer der Wahrheit.

Wie tief und nachhaltig die Verehrung sein musste, welche ihm allerorts, insbesondere aber von seinem ihm liebgewordenen zweiten Heimatlande gezollt wurde, bezeugt das Denkmal, das ihm in einer Zeit gesetzt wurde, wo dies wohl noch zu den Seltenheiten gehörte. Dass es erst 33 Jahre nach seinem Tode geschah, hat eine umso höhere Bedeutung, als man daraus wohl unzweifelhaft erkennt, dass selbst nach langer Zeit sein Andenken in aller Herzen bleibend geehrt worden ist. Auf dem Friedhofe zu Klagenfurt befindet sich nun an seinem Grabe eine durch öffentliche Sammlungen hergestellte Spitzsäule mit der Inschrift:

„Franz Xaver Freiherr von Wulfen;
gleich groß als
Priester, Gelehrter und Mensch.
Gestorben am 17. März 1805

und dem Motto:

Er sah alles, was Gott gemacht hatte
und lobte ihn alle Tage seines Lebens.“

Moriz Bretschneider.

Quellen: Dr. Em. Liegl's biographische Skizze im 27. Jahrgange und der Aufsatz „Wulfen's Denkmal“ im 28. Jahrgange der Carinthia.

Franz Josef Graf Kinsky,

k. k. Feldzeugmeister, Pädagog. *)

Österreichs „Soldaten-Schulmeister strengen Antlitzes und milden Herzens,“ Kinsky, gleicherweise vortrefflich als Denker wie als Krieger, ist eine hervorragende Gestalt des theresianischen Zeitalters.

Sein Doppelwirken als General im Felde und als Erzieher künftiger Truppenführer sichert ihm zweifachen Ruhm: einen Ehrenplatz zur Seite der namhaftesten Pädagogen und praktischen Philosophen des achtzehnten Jahrhundertes und einen Sockel im Pantheon österreichischer Heerführer, zu deren besten und verdienstvollsten er unstreitig gezählt werden darf.

Zumal in der k. und k. Militär-Akademie von Wr.-Neustadt lebt sein, bereits von Traditionen umrankter, altverehrter Name ungetrübten Glanzes fort; ja, sein Andenken verjüngt und befestigt sich daselbst zunehmend in der Wechselfolge rasch nacheinander aufblühender Generationen, seiner unzähligen posthumen Zöglinge.

*) B. E. I. 788 II. 613.

Was dieses stets lebendige Band der Dankbarkeit unauflöslich um eine Reihe von Geschlechtern schlingt, ist die Erinnerung an „Vater Kinsky's" hingebende und grundlegende Thätigkeit als Director dieser Anstalt; die Gefühle der späteren Nachkommen sind also nur ein rührender Widerhall jener die Kinsky seinen einstigen Pflegebefohlenen entgegen brachte: Liebe für Liebe. Die weisen, vom echt theresianischen Hauche durchwehten Grundsätze, nach denen Kinsky die ihm anvertraute Pflanzstätte des Nachwuchses für Elite-Officiere einrichtete und durch eine Reihe von 26 Jahren leitete, behalten selbst für die fernen Epigonen ihre unvergängliche Bedeutung. In ihnen ist zumal die erste Anbahnung des wissenschaftlichen Strebens, mithin auch die Anregung zu verfeinerter Gesittung in der Armee deutlich zu erkennen.

Ein beweiskräftiges Merkmal wie unverändert maßgebend im Allgemeinen die Kinsky-schen Institutionen selbst für die Richtung der Neuzeit geblieben sind, liegt in der Thatsache, dass ungeachtet aller seitheriger Wandlungen auf dem schwankenden Boden militärischer Erziehungskunst, die Nachwelt, den erprobten Wahrspruch beibehalten hat, mit welchem „Vater Kinsky" die Burg in Wr.-Neustadt, seine ureigene geistige Schöpfung zielbewusst schmückte: Armis et litteris.

So sei denn mit Innigkeit das Gedächtnis eines Mannes gefeiert, der seine hohen Fähigkeiten als Krieger und Philosoph dem aufreibenden Berufe eines Jugendbildners, durch Wort und Beispiel, mit selbstloser Hingebung dienst- und nutzbar machen wollte.

Einem alten böhmischen Geschlechte entstammend, welches dem Reiche schon viele verdienstvolle Männer geschenkt hatte, erhielt der am 6. December 1739 in Prag geborene Franz Graf Kinsky zuerst im Vaterhause, später in der theresianischen Ritter-Akademie eine äußerst sorgfältige Erziehung.

Nach beendeten Rechtsstudien verlegte sich Graf Kinsky einige Zeit mit Vorliebe auf Mathematik und Naturwissenschaften, worauf er einer väterlichen Bestimmung folgend, als Rath bei dem böhmischen Appellationsgerichte eintrat.

Doch bald reifte in ihm der ideale mit Vorliebe gehegte Jugendgedanke zur Überzeugung: er sei berufen dem Vaterlande auf einer beschwerlicheren als der eben eingeschlagenen Bahn, in durchaus selbstloser Weise und mit dem vollen Einsatz seiner ganzen physischen und geistigen Persönlichkeit zu dienen.

Die anfangs zurückgedämmte Soldatennatur kam zum Selbstbewusstsein. Mit schneidiger Raschheit vertauschte der feurige Jüngling gleich bei Beginn des vierten Feldzugsjahres im siebenjährigen Kriege (1759) seine Amtsrobe mit dem Reitercollet und trat als Volontär in das Chevauxlegers-Regiment Fürst Löwenstein.

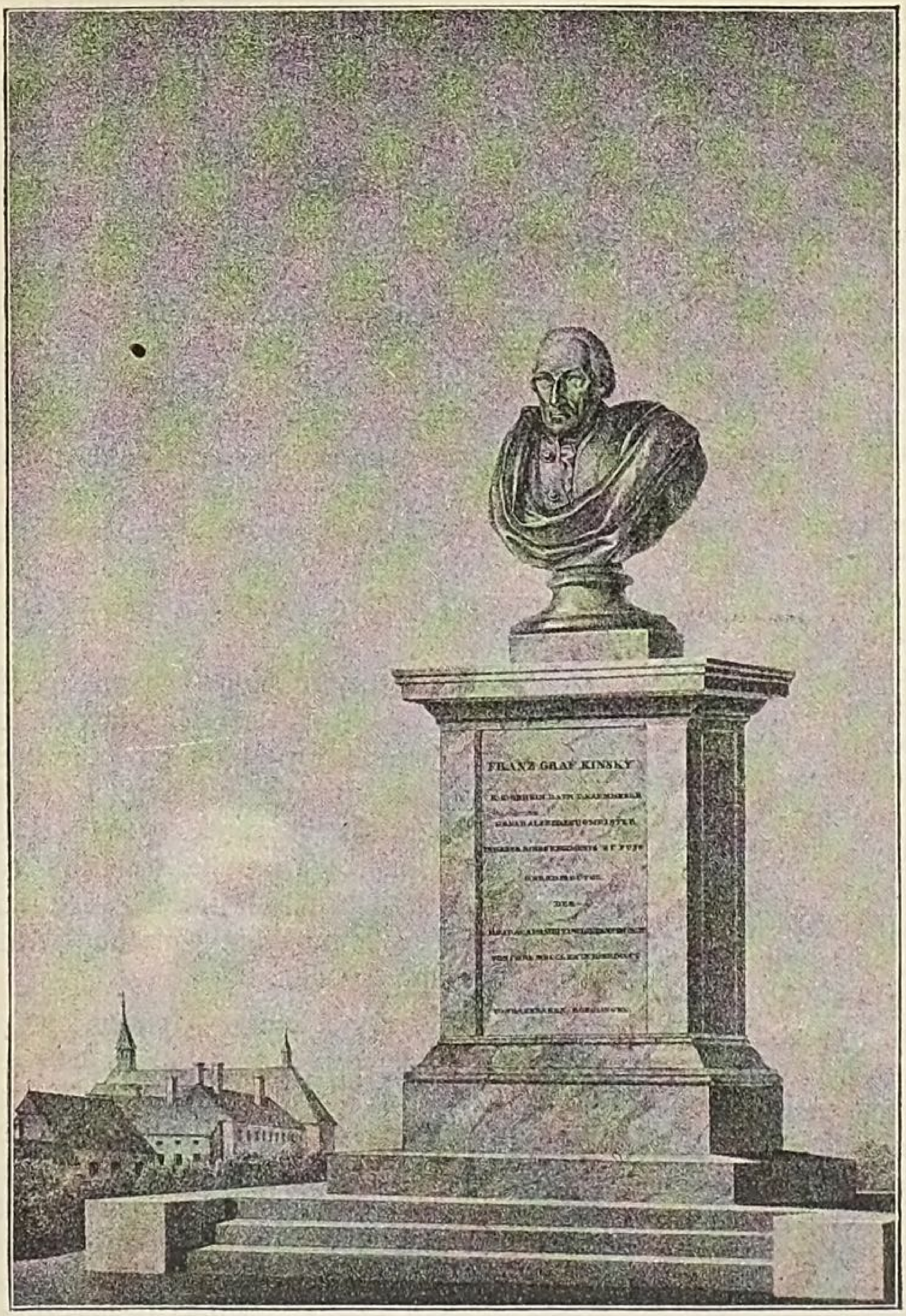
Schon im selben Jahre zum Unterlieutenant beim Infanterie-Regimente Graf Lacy Nr. 22. befördert, nahm er im folgenden Jahre an der, von einem österreichisch-russischen Corps unter Lacy und Tschernitscheff-Tottleben mit überraschender Kühnheit vollführten Besetzung von Berlin als Hauptmann erster Classe Antheil, ward schon 1764 zum ersten Major beim Regimente Nr. 37 und 1769 zum Obersten des 42. Infanterie-Regiments ernannt.

Die heutzutage allerdings befremdende Erscheinung eines 29-jährigen Obersten an der Spitze eines Regimentes lässt sich nur durch den eigenartigen Umstand erklären, dass ehedem in unserer Armee ein Vorgang bei der Beförderung beliebt war, der, ähnlich dem Chargenerwerb im englischen Landheere, nach einer gewissen Richtung hin ganz auf pecuniärer Grundlage beruhte.

Ein unter dem Namen „Convention" geduldeter Vertrag gestattete nämlich, dass ein Bewerber um die Vorrückung in einen höheren Grad, sonstige gute Officiers-Eigenschaften vorausgesetzt, seine Vormänner vermittelst entsprechender Abfertigungsbeträge vorerst zum Scheiden aus dem Dienste veranlassen durfte, wornach er dann auf den ledig gewordenen Platz befördert wurde. Solche Conventionen konnten nur mit Zustimmung des Hofkriegsrathes abgeschlossen werden.

Kinsky nahm daher keinen Anstand, sich die Vortheile eines den Zeitverhältnissen zusagenden, wenn auch nach heutiger Anschauung unmöglichen Verfahrens zu Nutzen zu machen; ein Beleg, wie abweichend sich die Ansichten über heikliche Fragen sittlicher Natur in verhältnismäßig kurzer Dauer gestalten können.

Für die Armee war übrigens der aus einer Reihe von Conventionen hervorgegangene jugendliche Oberst Kinsky ein unbestreitbar hoher Gewinn.



Denkmal des k. k. Feldzeugmeisters Franz Grafen Kinsky im Garten der Militärakademie zu Wr.-Neustadt.

Nach einer Lithographie.

Der große, sein ganzes Wesen erfüllende pädagogische Sinn fand im Regimente sogleich das passende Feld der Thätigkeit und „jene menschenfreundliche Neigung, mit welcher er die Bildung angehender Militärs wohlthuend unterstützte“ kam hier zuerst zum Ausdrucke. Er errichtete nämlich im Regimente auf eigene Kosten eine Cadettenschule, deren zweckmäßige, mit gutem Erfolge verknüpfte Leitung die Blicke ihrer Majestäten der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Josef auf sich zog.

Indessen betrachtete der Lehrer sich selbst noch als Schüler und arbeitete mit ununterbrochenem Eifer an der eigenen Ausbildung.*)

Im Jahre 1773 zum General-Feldwachtmeister befördert, besuchte er vier Jahre später über allerhöchsten Auftrag die Militär-Akademie in Stuttgart, welche damals den Ruf einer mustergiltigen Anstalt genoss; gleichzeitig setzte er sich mit den schweizerischen Pädagogen Karl von Salis und Pestalozzi in persönlichen Verkehr.

Die Ergebnisse seiner mehrwöchentlichen Studienreise fasste er für die hohe Auftraggeberin in einer vergleichenden Denkschrift über die Stuttgarter und Neustädter Akademie zusammen, eine Leistung, welche mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse unter denen sie entstand, geradezu erstaunlich genannt zu werden verdient.

Kinsky schrieb nämlich dieses Memoire mitten unter den schwierigen Marsch- und Gefechtsereignissen der mittlerweile ausgebrochenen Winter-Campagne 1777 auf 1778 in Bayern, der Pfalz und Böhmen.

Im nächsten Feldzuge 1779 fand Kinsky wiederholt Gelegenheit, seine Führertalente als

*) Biographie des Grafen Kinsky von S. B. Schels, k. k. Hauptmann. Österr. M.-Zeitschrift 1828.

Brigade-General zu bethätigen, mit glänzender Entschlossenheit, rechtzeitig und gewandt in den Verlauf der Kämpfe erfolgreich einzugreifen.

Hiefür in der Relation des Feldmarschall-Lieutenant Grafen Wurmser ehrenvoll erwähnt, mittlerweile auch zum obersten Inhaber des 47. Infanterie-Regiments ernannt, wurde Kinsky am 26. Juni 1779, von der Kaiserin Maria Theresia als Local-Director an die Neustädter Militär-Akademie berufen; „jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte ihn, im Falle eines Krieges, wieder bei der Armee anzustellen.“ *)

Von diesem kaiserlichen Zugeständnis an den Soldaten hat der Pädagog Kinsky bis an das Ende seines thatenvollen Lebens reichlich Gebrauch gemacht.

So beordert ihn Kaiser Josef II., den Erzherzog Franz während des Feldzuges gegen die Türken, 1788, als Begleiter und militärischer Lehrmeister zur Seite zu stehen.

Bei dieser Gelegenheit bewährte Graf Kinsky neuerdings seine imponierende Ruhe und unwandelbare Kaltblütigkeit, während des Defensiv-Marsches in der Nacht vom 20. auf den 21. September. Es hatte sich infolge eines falschen Allarmes ein heftiges, sinnloses Geplänkel unter den Nachhut-Truppen der Marschcolonne entsponnen, und das Feuern, dem schon mehrere Leute zum Opfer fielen, brachte den Erben des Thrones in die äußerste Gefahr, von seinen eigenen Soldaten unabsichtlich getödtet zu werden. Kinsky's moralische Autorität, seine mit Thatkraft gepaarte Klugheit allein wendete die mehrstündige peinliche Lage zum Besseren und verhütete das Einreißen einer Panique, die zweifellos ein namenloses Unheil hervorgerufen haben würde.

Dem scharfblickenden Beobachter Kinsky gaben die interessanten Einzelheiten der damaligen türkischen Kriegsführung gleichzeitig die Veranlassung zu einer lehrreichen Abhandlung über diesen Gegenstand.

Mit dem seiner Führung unterstellten böhmischen Reserve-Corps machte sodann der Feldmarschall-Lieutenant Kinsky die Feldzüge 1793 und 1794 in den Niederlanden und in Flandern unter FZM. Graf Colloredo mit. Hier zeichnete er sich besonders im siegreichen Kampfe bei Cateau und dem glänzenden Sturme auf das verschanzte Bouvines aus, an dessen Gelingen ihm ein wesentlicher Antheil gebürt. Auch während dieser Kampfperiode rastet seine rathende Feder ebenso wenig wie sein thatenlustiger Degen.

Eine Denkschrift gegen die französische Revolution „über die Mittel die Franzosen von ihrem blinden Zutrauen in ihre Führer abzulenken, sie über ihre wahre Lage zu enttäuschen,“ — entstanden in den kurzen Kampfpausen des Jahres 1793, veranlasste den zur Begutachtung dieser Schrift beigezogenen Feldmarschall Prinzen von Coburg zu voller Anerkennung „der ausgebreiteten mit militärischer Umsicht verbundenen Staatsklugheit,“ welche Kinsky in dieser politischen Schrift an den Tag legte.

Das Jahr 1795 findet den inzwischen mit A. h. Handbillet zum Feldzeugmeister ernannten, später zur Würde eines geheimen Rathes erhobenen Grafen Kinsky als Commandanten des ganzen linken Flügels der kaiserlichen Hauptarmee am rechten Rheinufer (von Wiesbaden bis Ehrenbreitstein). Die nicht immer leicht vorherzusehenden Angriffspläne der Franzosen machten jedoch wiederholte Neuformationen der Armee nothwendig, bei welchen Kinsky sein Commando häufig wechseln musste.

Als er hierauf am 11. Juni 1789 nach zweijähriger Abwesenheit von Wr.-Neustadt zu seinen geliebten Zöglingen zurückgekehrt war, wandte er sich, obschon körperlich leidend, neuerdings mit jugendkräftigem Eifer seinen Lieblingspflichten zu.

Noch einmal berief ihn sein Kaiser zum Dienst im Felde, in der Eigenschaft als Ablatus des Feldmarschalls Grafen Bender, welcher Böhmen gegen den 1796 drohenden Einfall der Franzosen zu schützen hatte. Von 1797 an widmete sich Kinsky durchaus nur dem Wohle der Akademie und der Abfassung einschlägiger Schriften.

Im Mai 1805 begleitete er den Kaiser auf einer Reise nach Oberösterreich,— erkrankte während derselben plötzlich und entschlief in Wien am Morgen des 9. Juni.

Er ruht auf dem Akademie-Friedhofe zu Wr.-Neustadt, umgeben von den Grabstätten jung verstorbener Zöglinge und an der Seite seiner ihm im Jahre 1779 angetrauten Gemahlin, der Gräfin Renata Trauttmansdorff.

*) Schels' in der vorangeführten Schrift.

Diese Frau, ebenbürtig an Geist, Bildung und Herzensgüte dem Manne ihrer Wahl, eine wahre „Zöglingsmutter", folgte ihm kinderlos wenige Jahre später in den allumschließenden Mutterschoß der Erde nach.

Am 9. Juni 1829 enthüllten die allzeit getreuen ehemaligen Neustädter Zöglinge die schöne Kolossalbüste in Erzguss, welche die ernsten und gütigen Züge des gefeierten „Soldatenschulmeisters" der Nachwelt überliefert.

Kinsky's Bestrebungen als Akademie-Director waren zunächst dahin gerichtet, vollbewusste, mit allen Kriegertugenden ausgestattete, von der unlöslichen Verbindung ihres großen gemeinsamen Vaterlandes mit dem Herrscherhause durchdrungene Österreicher zu erziehen.

Die inhaltsschweren Worte, mit welchen, die mütterlich besorgte Landesfürstin die Neustädter Cadetten der Sorgfalt ihres ersten Ober-Directors Grafen Daun empfahl: „Mache Er tüchtige Officiere und rechtschaffene Männer aus ihnen" blieben seither die Grundlage aller und daher auch der Kinsky'schen Einrichtungen.

Dass Kinsky sowohl durch persönliche Einwirkung wie durch schriftstellerische Thätigkeit seine besten Kräfte nicht erfolglos für die Verwirklichung dieses in seiner Einfachheit erhabenen kaiserlichen Programmes eingesetzt, hat eine lange Reihe vortrefflicher und in der Kriegsgeschichte glänzender Persönlichkeiten, die aus seinen oder seiner Nachfolger Händen hervorgegangen sind, dann auch die unverwüstliche Lebensfähigkeit seiner obersten Erziehungsgrundsätze bis auf unsere Tage hinlänglich bewiesen.

Dank dem ewig frischen Kinsky'schen Geiste, hat der bislang zum Gemeinplatz abgeblasste, und doch leider wenig beachtete Römerspruch mens sana in corpore sano, auch in allen übrigen der Neustädter Akademie mehr oder weniger nachgebildeten Schulen seine männerschaffende Bedeutung wieder gewonnen, und somit das Erziehungswesen im Volke wie im Heere nach und nach auf eine lange unbetretene Bahn zurückführen helfen.

So wird denn auch das Vaterland dankend anerkennen, dass seine gesammte wehrfähige Jugend, geistig strebsam und körperlich gestählt für den Waffenberuf, — die blühende Hoffnung seines alterprobten Heeres im Gefühle berechtigten Stolzes zu jenem Manne aufblicken darf, an dessen hundertjährigen Ideen sich ihre Jünglingskraft groß genährt, und der dafür fortlebt in den Annalen Österreichs unter dem rührend schönen Namen „Vater Kinsky."

Robert Wurzel von Hohentann.

Angelika Kaufmann,*)

Malerin.

Zu Chur in Graubündten, im felsenfesten Schweizerlande, wo ihr in Schwarzenberg in Vorarlberg ansässiger Vater Johann Jakob vorübergehend als Maler thätig war, stand die Wiege der berühmten Malerin Angelika Kaufmann, welche, geboren am 30. October des Jahres 1741, berufen war, dem Verfalle der Zeichenkunst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhundertes einen kräftigen Damm entgegen zu setzen. Es gibt kein zweites Beispiel in der neueren Kunstgeschichte, dass eine Frau zur Wiederherstellung des guten Geschmackes, welcher in jener Periode durch Nachlässigkeit und falsche Manier verdorben war, so Wesentliches beigetragen hätte. Angelika Kaufmann war eben eines der bedeutenden Genies, welche aus sich selbst einen eigenen Stil bilden und wahrhaft Originelles hervorbringen. Bald überflügeln solch' groß angelegte Künstlernaturen den Leiter ihrer Studien. Auch sie, welche ihre künstlerischen Studien bei ihrem Vater, Johann Josef Kaufmann, machte, leistete bald weit Bedeutenderes, als dieser selbst und

*) B. E. II., 617. Angelika Kaufmann war auch eine gute Kupferstecherin und hat sowohl allein als auch gemeinsam mit ihrem zweiten Gatten einige gelungene, zart ausgeführte Stiche hinterlassen. A. d. H.

stieg rasch zum Tempel unvergänglichen Ruhmes empor.

Angelika war das einzige Kind ihrer für sie zärtlich besorgten Eltern. Sie verlebte unter dem tiefblauen Himmel des Südens eine glückliche Kindheit, eine sonnige Jugend.

Frühzeitig entdeckte Kaufmann das Talent seiner Tochter für die Zeichenkunst, denn es entgieng ihm nicht, wie schön sie die Verzierungen bei den Vorschriften, die er ihr beim Schreibunterrichte gab, nachbildete. Das lebhafte Interesse des Kindes an jedem Bilde, jedem Gypsabdrucke bestätigte diese Wahrnehmung und Kaufmann säumte nicht, der Tochter baldigst Unterricht in dieser Kunst zu geben.

Welch' überraschende Fortschritte Angelika machte, beweist der Umstand, dass sie schon im Alter von neun Jahren einige Porträts in Pastell malte, welche nicht nur wegen des zarten Alters der Malerin, sondern auch wegen des künstlerischen Wertes Staunen erregten.

Im Jahre 1752 ließ sich die Familie Kaufmann in Como nieder, wo sich Angelika, ihre Studien in der Zeichenkunst und Malerei eifrig fortsetzend, auch im Gesange unterrichten ließ und durch ihre schöne Stimme Jedermann entzückte. Die Bewunderung, die man dem Kinde zollte, veranlasste den Bischof von Como, Monsignore Nevroni Cappuccino, den Wunsch auszusprechen, dasselbe zu sehen. Er erstaunte über Angelikas ausgezeichnete Geistesgaben und Talente und er war es, von dem Angelika Kaufmann den ersten künstlerischen Auftrag erhielt — sie sollte Monsignore Cappuccino's Porträt verfertigen. Des Bischofs Bewunderung erhöhte sich noch, als er diese Aufgabe von der jugendlichen Künstlerin überraschend glücklich gelöst sah und nun wurden während ihres zweijährigen Aufenthaltes in Como Arbeiten von dem Wunderkinde um die Wette begehrt.

Angelikas späterer Aufenthalt in Mailand gab ihr Gelegenheit, die kostbaren Gemälde der lombardischen Schule und wertvolle Porträts im Palaste des Gouverneurs von Mailand, Rinaldo d'Este, späteren Herzogs von Modena, zu copieren. Nun erfuhr Angelika die erste größere Auszeichnung. Der Herzog ließ sich die junge Künstlerin vorstellen, Maria Theresia seine Gemahlin, die Herzogin von Massa und Carrara und andere Glieder des Hofes ließen sich von ihr malen. Aber mitten in diesen glanzvollen, glücklichen Tagen schlug ihr das Schicksal eine tiefe Wunde. In ihr Elternhaus, welches vom Lorbeer so schön bekränzt war, trat plötzlich der ernste Engel mit dem dunklen Cypressenzweige und nahm das Theuerste mit sich hinweg — die liebende zärtliche Mutter. Während tausend Blüten ringsum dufteten, die der Frühling über das Land ausgestreut hatte, am 11. März 1757, musste Angelika der geliebten Mutter das letzte Geleite geben zur Stätte des Friedens.

Bald nach dem Tode der wackeren Frau verließ Kaufmann mit seiner Tochter Italien und kehrte nach Österreich zurück, um die Pfarrkirche seiner Vaterstadt Schwarzenberg in Vorarlberg zu malen, während Angelika die Wände derselben mit Freskobildern, die zwölf Apostel nach Kupferstichen des Meisters Piazetta darstellend, schmückte.

In kurzer Zeit jedoch reisten Vater und Tochter wieder nach Italien zurück und hier war es, wo man Angelika zu bestimmen suchte, sich ihrer liebreizenden Gestalt und schönen Stimme halber, der Bühne zu widmen. Es war ein schwerer Kampf für sie zwischen Leier und Pinsel und doch gieng sie siegreich aus demselben hervor und blieb der schönen Malerkunst treu. Zum Andenken an diesen Seelenkampf componierte die junge Künstlerin ein Gemälde, auf welchem sie sich selbst darstellte, wie sie von den allegorischen Gestalten der Musik und der Malerei berufen wird, ihnen zu folgen, sich aber von der ersteren lossagt und der letzteren mit sanftem Lächeln folgt.

Von nun an widmete sich Angelika mit wenn möglich noch größerer Begeisterung der Malerkunst und ihr Lebensweg glich nunmehr einem Triumphzuge.

In Rom benützte sie die Werke Rafael Sanzio's, Michel Angelo's und die Antike zu Vorbildern bei ihren Studien, in Venedig suchte sie sich das Colorit eines Tizian, Paul Veronese und Tintoretto anzueignen; in London, wohin sich Angelika im Jahre 1766 begab, war ihr der berühmte Maler Reynolds ein schönes Vorbild und ließ sich selbst von ihr malen, welches sehr gelungene Porträt sodann in Kupfer gestochen wurde.

Aber Reynolds bewunderte nicht nur Angelikas Gemälde, sondern auch die Anmuth

und Herzensgüte der Malerin und bald verwandelte sich dieses Gefühl der Bewunderung im Herzen des großen Künstlers in jenes der zartesten Neigung für sie. Diese aber dachte nur an ihre geliebte Kunst und ihr Herz war für jede andere Leidenschaft noch verschlossen. Auf einem von ihr zu jener Zeit beschriebenen Blatte liest man folgende Zeilen: „Nicht so leicht werde ich mich binden, Rom liegt mir immer im Sinne. Der heilige Geist wird mich leiten."

Und doch als sie sich später band, als sie ihre Freiheit opferte, war es bittere Enttäuschung, welche die arme Angelika zu erfahren hatte.

Es ist eine leider nur zu wahre Thatsache, dass der gefeierte Künstler einem gefährlichen Verfolger, dem Neide, nicht zu entfliehen vermag. Je größer der Ruhm, desto größer auch die Missgunst. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass Angelikas Neider das elende Complot ausgesonnen hatten, das Glück der gefeierten Künstlerin zu untergraben und ihrem vortrefflichen Rufe zu schaden, indem ein elender Schwindler, der sich fälschlich für einen Grafen Friedrich von Horn aus Schweden ausgab, die Künstlerin zu bestimmen wusste, ihm ihre Hand zu reichen und Angelika, erst als es zu spät war, erfuhr, dass sie das Opfer eines Betrügers geworden war. Obwohl die baldige Scheidung der Ehegatten erfolgte und Angelika, deren Unglück in ihrem Freundeskreise aufrichtige Theilnahme hervorgerufen hatte, nach wie vor die größte Achtung genoss, so bemächtigte sich ihrer doch eine zeitweilige tiefe Schwermuth, die ihren künftigen Lebensweg gleich einem düsteren Schatten begleitete.



Angelika Kaufmann.

Nach einem Kupferstiche von Rauch sculp.

Dennoch fehlte es später nicht an Lichtblicken in ihrem Leben. Die englische Nation gab ihr einen sehr ehrenvollen Beweis ihrer Achtung, indem die Künstlerin in den Katalog der königlichen Malerakademie als Professor eingeschrieben wurde. Da alle Professoren etwas von ihren Arbeiten im öffentlichen Saale aufstellen mussten, so ergab sich für Angelika Kaufmann dadurch eine neue Gelegenheit, den ehrenvollen Ruf ihres Namens zu erhöhen. Die Königin-Mutter von England besuchte das Atelier der Künstlerin, welche auch von dem Könige selbst in einer besonderen Audienz huldreich empfangen wurde und sowohl ihn, als dessen Mutter porträtieren musste. Auch der damals in London weilende König Christian VII. von Dänemark ließ sein Conterfei von Angelika abnehmen; es wurde in der That fast zur Mode sich von ihr porträtieren zu lassen.

Ehe Angelika ein Bild entwarf, las und dachte sie über den betreffenden Gegenstand lange nach und skizzierte ihre Ideen mit dem Stifte auf einem Blatte, um somit die erste Eingebung der Begeisterung festzuhalten. Diesen ersten Entwurf verbesserte sie später, indem sie in einer zweiten nach demselben ausgeführten Zeichnung Licht und Schatten regelrecht vertheilte und dann erst an die Vollendung des Ganzen gieng.

Unter ihren Arbeiten dieser Art sind besonders hervorzuheben das Porträt ihres Freundes Winkelmann und jenes Rafael Sanzio's, eine treffliche Copie.

Im Jahre 1771 erhielt Angelika Kaufmann einen Ruf nach Irland, um den Vicekönig Mylord Tawndseed und dessen ganze Familie zu malen.

Nach fünfzehnjährigem Aufenthalte in London kehrte die Künstlerin mit ihrem alten kränklichen Vater nach Italien zurück. Kurz vorher, am 14. Juli 1781, hatte sich Angelika, nachdem der angebliche Graf Horn mit Tod abgegangen war, mit dem venetianischen Maler Antonio Zucchi vermählt, welche Ehe eine sehr glückliche wurde. Der treue Gatte ersetzte ihr später den geliebten Vater, welchen Angelika am 11. Jänner 1782 kurz nach der Rückkehr nach dem schönen Süden verlor.

Große Auszeichnungen widerfuhren der berühmten Künstlerin in Neapel, wo die Königin Karoline, Tochter Maria Theresias, sie in ihre Dienste aufnehmen wollte, welchen ehrenden Antrag jedoch Angelika, die jede Art von Abhängigkeit scheute, bescheiden ablehnte. Hingegen nahm sie den ehrenden Auftrag an, zwei der Prinzessinnen am königlichen Hofe in der Zeichenkunst zu unterrichten und die ganze königliche Familie auf einem Bilde zu malen. Da diese Arbeit aber sehr viel Zeit erforderte, schlug die Künstlerin vor: während ihres Aufenthaltes in Neapel nur die Köpfe nach der Natur zu malen und dann das Gemälde in Rom zu vollenden, wo sie und ihr Gatte beschlossen hatten, in Zukunft zu wohnen.

Das geschah auch. In Rom angelangt, warf sich die Künstlerin sogleich mit allem Eifer auf diese Arbeit und machte das Gemälde zu einem Meisterwerke.

Kaiser Josef II., welcher sich damals in Rom befand, wollte dieses Bild, welches für seine Schwester, die Königin von Neapel bestimmt war, und so große Bewunderung hervorrief, sehen, und besuchte das Atelier der Künstlerin. Ein Beweis des Wohlgefallens des Kaisers an den Arbeiten Angelika Kaufmanns ist, dass er sogleich zwei Gemälde für die Bildergallerie in Wien bestellte. Die Künstlerin machte jedoch dem Monarchen gegenüber die unbefangene Bemerkung, dass sie für die Czarin Katharina II. von Russland ein großes Gemälde zu malen und versprochen habe, es vor allem anderen zu vollenden. Kaiser Josef erwiderte freundlich, dass er gerne einer so erlauchten Mitbewerberin nachstehen wolle, aber wünsche, dass die Künstlerin gleich nachher seine Bestellung ausführen möge, wobei ihr der Kaiser sowohl die Wahl des Gegenstandes als auch die Größe der Gemälde überließ. Nach der Wahl der Künstlerin stellte das eine dieser Gemälde die Rückkehr des großen deutschen Helden Hermann in die heimischen Wälder, nach seinem Siege über die Legionen des Varus, vor, das andere enthielt das Leichengepränge, mit welchem Äneas den Tod des unglücklichen Pallas feiern ließ. Diese beiden Kunstwerke brachten Angelika neuen Ruhm und Kaiser Josef fügte der reichen Bezahlung noch kostbare Geschenke für die Künstlerin bei.

Außer diesen sind zu ihren vorzüglichsten Bildern zu zählen: Ein Altarblatt in der Kirche zu Bergamo, die hl. Familie darstellend; die Gemahlin des englischen Gesandten Lord Hamilton in Neapel, als Muse des Lustspieles dargestellt und die in Lebensgröße gemalten Porträts der Familie Holstein-Beck, von Rafael Morghen sehr schön in Kupfer gestochen. Auch das Bild der reizenden Lady Hamilton wurde von Rafael Morghen in Kupfer gestochen; da er aber einiges daran veränderte, fühlte sich Angelika dadurch verletzt und gab nicht zu, dass ihr Name darunter gesetzt werde, indem sie das Porträt, welches sie nach der Natur gemacht hatte, in dem Kupferstiche nicht wieder erkennen wollte. Auch Wilhelm Morghen, ein Verwandter des Obgenannten, gleichfalls Kupferstecher, veränderte ein Bild der Künstlerin beim Stiche, ohne dieselbe früher um ihre Zustimmung zu dieser Veränderung gefragt zu haben; deshalb schrieb sie unter den Kupferstich, wo ihr Name stand, die Worte: „Es ist nicht von Angelika Kaufmann."

Nach Jahren des schönsten künstlerischen Wirkens, nach einem Zeitraume, in welchem Angelika nur Ruhm und Ehre zutheil geworden waren, hatte sie wieder eine schwere Prüfung zu bestehen, den Verlust ihres treuen Gatten durch den Tod. (1795.)

Dieser Schicksalsschlag und die Kriegsunruhen im Lande beugten sie tief nieder. Später gesellte sich zu ihrer traurigen Gemüthsstimmung noch ein schweres körperliches Leiden, ein böses Brustübel, welches ihre Kräfte allmählich schwächte.

Im Anfange des Jahres 1807 verschlimmerte sich ihr Gesundheitszustand zusehends und während der Sommer seine ganze Pracht

über dem Süden entfaltete, lag Angelika sterbensmatt auf ihrem Lager, von dem sie nicht wieder erstehen sollte. Als in den nördlicheren Gegenden die Astern und Georginen bereits wieder verblüht waren, trat der stille Todesengel an das Lager der großen Malerin, welche ein Leben reich an Ruhm und guten Werken zurückgelegt hatte, denn sie war eine edle Wohlthäterin der Armen und gedachte derselben noch reichlich in ihrem Testamente.

Von Angelikas letzten Augenblicken wird erzählt, dass sie sich von ihrem treuen Vetter Johannes, welcher sie während der langen Krankheit nicht verlassen hatte, aus Gellert's geistlichen Liedern jenes für Kranke vorlesen lassen wollte. Zufällig schlug der treue Freund aber das Lied für Sterbende auf und las es. Sei es nun, dass Angelika wirklich das Lied für Kranke mehr wünschte, weil es ganz besonders schöne Tröstungen für Christen enthält oder lebte in ihrem Herzen noch Hoffnung auf Wiedergenesung, kurz, sie wandte dem treuen Freunde ihr Antlitz mit sanftem Lächeln zu und ihre Lippen flüsterten die Bitte: „Nein, nicht dies Gebet, sondern das für Kranke will ich hören. Du wirst es Seite 128 finden." Während aber ihr Vetter nachblätterte um es suchen, legte sie ihr Haupt auf das Kissen zurück und schlummerte ein um nicht wieder zu erwachen. Es war am 5. November des Jahres 1807.

Bei der Nachricht von ihrem Tode war der Schmerz Aller, die sie gekannt und die ihre liebenswürdigen Eigenschaften, sowie ihre Kunst bewundert hatten, unbeschreiblich groß. Ihr Leichenbegängnis, welches Meister Canova veranstaltete, war eines der großartigsten, welche Rom je gesehen. Die Leiche der großen Künstlerin, deren Büste nunmehr das Pantheon ziert, wurde in der Kirche S. Andrea delle Fratte beigesetzt, wo sie ruht bis zum Tage der großen Auferstehung.

Hermine Camilla Proschko.

Lorenz Leopold Haschka,*)
an Professor Karl Leonhard Reinhold über die patriotisch-kriegerische Stimmung in Wien.

Wien, den 14. October 1808.

Ich wollte dir etwas von Wien schreiben. Glaube nicht, dass wir nicht recht gut unser Verhältnis gegen die übrigen Reiche der Welt kennen. Aufschub oder Henkersfrist, nenn' unsere jetzige Ruhe, wie du willst, aber du hast Recht, sie also zu nennen, auch nennen wir selbst sie nicht anders. Aber dass keine Macht in der Welt, außer Einer, einer dauerhaften und sichern Ruhe froh sein kann, daran ist das gute Österreich gewiss am wenigsten Schuld. Es kommt jetzt nur darauf an, dass jeder Staat diese seine precäre Ruhe weise benütze: und sieh! unsre Armeen sind nun so ziemlich wieder completiert, unsre Landwehre geübt und ein Geist in das Volk gehaucht, der jedem Patrioten nicht anders als erfreulich sein muss. Die alten, gedienten Majore, so diese Landwehr-Bataillone befehligen, haben mir mit Freudenthränen in den Augen gesagt, man müsse die Österreicher da auf dem Exercier-Platze sehen, um ihnen die volle Gerechtigkeit, die ihnen gebürt, widerfahren zu lassen! Der gute Wille, der Eifer, der Enthusiasmus sei

*) Laurenz Leopold Haschka geboren am 1. September 1749 in Wien, Jesuit, Schriftsteller, Dichter, Verfasser des ersten Textes zur Haydn'schen österreichischen Volkshymne, Professor der Ästhetik an der theresianischen Ritterakademie, Custos der Wiener Hofbibliothek, gestorben in seiner Vaterstadt am 3. August 1827. (V. E. II. 973, 1039.) — Karl Leonhard Reinhold geboren 26. October 1758 ebenfalls in Wien, Jesuit, Barnabit, hervorragender Schriftsteller im Geiste Kaiser Josef II. verließ 1783 Österreich, gieng nach Leipzig, Weimar, wurde Wieland's Freund und Schwiegersohn, erhielt einen Ruf als Professor der Philosophie an die Universität in Jena, erwarb sich einen bedeutenden Ruf, kam dann an die Universität in Kiel, wo er bis zu seinem am 10. April 1823 dort erfolgten Tode hervorragend wirkte.
A. d. H.

über allen Ausdruck. Wo 900 sein sollten, kamen 1800, und ließen sich gar nicht abtreiben, so dass man ihnen Piken geben musste, weil man nicht genug Flinten hatte. Bei der Revue diesen Herbst soll sich diese Trionen-Mannschaft durch ihr treffliches Manövrieren die Bewunderung des Erzherzogs *) und seiner ganzen Generalität erworben haben. Die Lehrburschе und die halb gewachsenen Straßenjungen legten ihre Hellerchen zusammen, hielten sich einen Corporal und Feldwebel und exercierten an Sonn- und Feiertagen auf ihre Faust, drauß auf dem Glacis. Mancher alte, benarbte General hielt es nicht unter sich, diese zerlumpte Soldateska selbst zu commandieren, zu loben und zu beschenken, wofür sie sich Gewehre kauften. Kinder, die in ihren ersten Hosen noch an der Hand der Mutter laufen, siehst du auch in einer gezierten Grenadiermütze, eine hölzerne Flinte hinter sich her schleppen. — Indes glaube ja nicht, dass ich mich durch sanguinische Hoffnungen selbst täusche! O nein! dazu habe ich schon zu lange gelebt und leider! zu viel erlebt. Wenn es wieder zu etwas kommen sollte, so werden wir (denn nie wird ouch das Glück unserm Verdienste gleich zugewogen!) wahrscheinlicher unterliegen, als nicht! und dann ists auch aus mit dem alten, guten, biedern Österreich! aber schändlich werden wir nicht fallen; aber verächtlich werden wir nicht sein und Achtung wird uns der Sieger, wie schon das erstemal, selbst bezeigen! — Von dem so enorm steigenden Luxus habe ich neuerlich eben keine besondere Kunde erhalten. Die Hof-Feste, die Krönungs-Ceremonien, die Landtags-Paraden sind freilich in Österreich und Ungarn immer prächtig; und dass der Stand, der jetzt das meiste Geld macht, auch das meiste Geld ausgibt: je nun, das ist bei uns wie überall, und wird so lange sein, bis

Der Herr der Himmel und der Erden
Die Krämer beugt, dass sie nicht Fürsten werden.

Aus alledem siehst du, liebes Bruderherz! dass wir noch immer so glücklich sind, uns laut und stolz unsers Vaterlandes, unsers Kaiserstammes, unsers Volkes berühmen zu dürfen, des guten, treuen, hochherzigen Volkes! Weißt du, warum man die Genien, die Schutzgeister der Städte und Länder, oft mit einer Flamme auf dem Haupte schildert? Die stolze Freude über das edle Volk, das diese Länder und Städte bewohnt, flammt ihnen zum Scheitel heraus! O Österreich!

Ich köhre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär' mir auch frey die große Wahl!

Über diesen Text sollst du einmal von mir eine Ode lesen, und nun genug! Lache nicht über den alten Narren! Was kann ich dafür, dass mir das Sechzigjährige unter der linken Brust noch so laut und so warm schlägt!

Aus Robert Keil: Wiener Freunde 1784—1808.

*) Karl.

Generalmajor Fenner *) und Major Frh. v. Walterskirchen **) an den französischen General Baraguay d'Hilliers.

Herr General!

Soeben erhalte ich sichere Nachricht, dass zu Trient zwei eingebrachte Gefangene vom Tiroler Aufgebot sind erschossen worden; dieses die Menschheit und das Völkerrecht empörende Verfahren kann

*) Der 1762 zu Salurn geborene Franz Philipp Fenner von Fenneberg zeichnete sich als Generalmajor bei der Vertheidigung Tirols im Jahre 1809 ganz besonders aus, erhielt 1813 das Maria Theresienkreuz und starb 1824 als Feldmarschall-Lieutenant in Jaroslau.

**) Adam Wilhelm Freiherr von Walterskirchen wurde schon im Feldzuge 1796 als Rittmeister, 1809 als Vorposten-Commandant in Tirol und 1812 als Oberstlieutenant und Streif-Corps-Commandant für vorzügliche Dienste vor dem Feinde belobt und hat durch das vorstehende Schreiben bewiesen, dass er sowohl für die Sicherheit der ihm anvertrauten Soldaten und Landesschützen als auch für die Wahrung der völkerrechtlichen Gebräuche mit aller Entschiedenheit einzutreten wusste. Vergleiche S. 20.

unmöglich von Ihrem Souverän und Ihrer Nation gebilliget werden, umsomehr, da durch das Aufgebot auf den Höhen von Zambana erst gestern 1 Officier und 23 Mann vom 56. Regiment als Kriegsgefangene eingebracht wurden, ohne die geringste Misshandlung erdulden zu müssen.

Die Folgen der Grausamkeit würden nicht zu berechnen sein und ich beschwöre Sie, den Grundsatz zu befestigen, nur Gleiches mit Gleichem zu vergelten. — Das Aufgebot durch Linientruppen unterstützt, wird die Gesetze des Krieges respectieren und Billigkeit läſst mir ein Gleiches von der französischen Armee erwarten etc.

St. Michael, am 17. April 1809.

Freiherr v. Walterskirchen,
erster Major von Hohenzollern-Chevauxlegers und Vorposten-Commandant.

Ich muſs dieser Aufforderung meines Vorposten-Commandanten, da ich eben jetzt mit der Avantgarde des achten Armeecorps in Neumarkt eingetroffen bin, annoch beisetzen:

Dass, wenn ich nicht bis heute abends von Ihnen die Rückantwort erhalte, dass diese Greuel nicht würden wiederholt werden, ich zu Repressalien für jeden Bauer, einen gefangenen französischen und einen bayrischen Officier und zwei bayrische Beamten vom ersten Range werde erschießen lassen.

Ich erneuere die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Neumarkt, am 19. April 1809.

Fenner,
Generalmajor und Commandant der Avantgarde des 8. Armeecorps.

Aus: Das Heer von Inneröſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809. Leipzig, Brockhaus 1817, S. 257.

Unsere Thermopylen in den karnischen Alpen.

Heldentod der Ingenieur-Hauptleute Hensel und Hermann. *)

Zu den Vorbereitungen für den Feldzug 1809 gehörte auch die Errichtung von Blockhäusern und Erdwerken auf der Höhe Tschalavai über dem Eisenhammer von Malborgeth, sowie bei Predil auf der Wasserscheide zwischen dem Isonzo- und dem Draugebiet, um die damals einzigen aus der Po-Ebene und von Görz, an diesen Punkten vorbei nach Kärnten führenden, im nahen Tarvis zusammentreffenden Heerstraßen nöthigenfalls sperren zu können. — Erzherzog Johann selbst betraute die Erbauer dieser Forts, Ingenieur-Hauptleute Hensel**) und Hermann***) auf ihre eigene Bitte auch mit deren Vertheidigung, als er mit der Armee von Inneröſterreich, ungeachtet des am 16. April bei Sacile erfochtenen Sieges, durch die Ereignisse von Regensburg gezwungen wurde, durch Inneröſterreich nach Ungarn abzuziehen. Beide Befestigungen waren mit Munition und Proviant reichlich versehen, aber nicht ganz fertig und erhielten ihre Besatzungen vom ermattet durchziehenden Nachtrabe erst am 13. und 14. Mai.

In der Thalsperre von Malborgeth standen unter Hauptmann Hensel: 7 Officiere und 250 Mann des Oguliner Grenz-Regiments, 1 Officier und 8 Mann des Mineur-, 24 Mann des Bombardier-Corps, des 2. und 3. Artillerie-Regiments und 11 Geschütze, als die Franzosen, den nach Tarvis zurückgehenden k. k. Truppen folgend, Samstag, den 13. Mai abends von Pontafel herangerückt kamen.

Im Laufe des 14. umgiengen sie das Fort auf Fußpfaden und cernierten es unter lebhaftem Feuer, am 15. boten sie der Be-

*) B. G. I. Seite 543—548, 919. II. 641 bis 644.

**) Friedrich Hensel geb. zu Kronstadt in Siebenbürgen am 13. Aug. 1781, trat 1801 als Cadet aus der Ingenieur-Akademie.

***) Johann Hermann von Hermannsdorf, geb. zu Prag, 30. Nov. 1781, trat am 16. Sept. 1799 als Cadet aus der Ingenieur-Akademie ins Corps.

satzung freien Abzug unter günstigen Bedingungen an, worauf Hensel erwiderte, er habe Befehl, sich zu vertheidigen, nicht aber zu unterhandeln. Der gleich darauf versuchte Angriff wurde abgeschlagen und erst am 16., nach abermals vergeblicher, zweiter Aufforderung, gegen Mitternacht in Form eines Überfalles wiederholt. Feuerwerker Bartholomä Burgstaller vom 2. Artillerie-Regiment stürzte zu einem unten an der Straße und am Ufer der Fella gelegenen Hammergebäude und steckte es in Brand, wodurch die Angreifer beleuchtet, wirksam beschossen und vertrieben wurden.

Am 17. gelang dem Feinde die Beschießung der Befestigungen aus einer auf der gegenüberliegenden Höhe etablierten Batterie; trotzdem scheiterten dessen mit immer frischen Truppen unternommenen Stürme — bis endlich die Kräfte der Tag und Nacht zu äußerster Wachsamkeit und Kampfbereitschaft gezwungenen Besatzung erlahmten und der Feind die Höhe erstieg. Von einer Kugel an der linken Schläfe gestreift, eilte Hensel — „Muth Kameraden" aufrufend — den Eindringenden entgegen und wurde bei der Wiesen-Batterie durch Bajonnettstiche getödtet;*) bald danach — gegen Mittag — fielen auch die beiden Blockhäuser.

Erbittert über ihre empfindlichen Verluste machten die Franzosen selbst den hilfeleistenden Unterarzt Hutzler, sowie die Verwundeten nieder und giengen eben daran, den Rest der Entwaffneten zu füsilieren, als der Vicekönig von Italien angeritten kam, sich

*) Ingenieur-Hauptmann von Statzer sagt darüber in seinem an die Mutter Hensel's gerichteten Schreiben aus Komorn 11. April 1810: „Hensel, der auf einem erhabenen Punkte stand, um alles übersehen zu können, bekam einen Streifschuss an der linken Schläfe, er hielt das Schnupftuch vor und versuchte es, den schon eindringenden Feind mit dem Säbel in der Faust hinauszuwerfen, doch der Choc des Feindes war zu stark, er wurde am Eingange durch mehrere Bajonnettstiche zusammengestochen und nur über seine Leiche konnte sich der Feind einen Weg bahnen. Die nachstürmenden Feinde zertraten ihn vollends, bis sie ganz Meister des Forts waren, wo sie ihn dann auszogen. Der Mineur-Lieutenant Rehm entgieng nur durch ein Wunder der allgemeinen Niedermetzelung, indem die Feinde glaubten, es wären Minen vorhanden, die er ihnen zeigen sollte. Selbst die in den Blockhäusern Pardon erhaltene Mannschaft wurde bei Öffnung der Thüren zusammengehauen."

den Artillerie-Commandanten, Oberfeuerwerker Rauch, vorführen ließ und äußerte, wie sinnlos es war, mit der Handvoll Leute einer Armee zu trotzen. „Wir dachten nur an unsere Pflicht," sagte Rauch*) und, von diesen Worten ergriffen, stellte der Vicekönig den gegenüber wehrlosen Gefangenen ganz unwürdigen und unmenschlichen Vorgang sofort ein.

Und 15 Jahre später schrieb Baron Pelet,**) selbst ein berühmter französischer Held und General: „Ehre den braven Österreichern, dem Hauptmann Hensel und seinen Officieren, die sich durch den glänzendsten Widerstand auszeichneten und selbst im Untergange die Bewunderung der Sieger verdienten."

In der Thalsperre östlich vom Dorfe Predil standen unter Hauptmann Hermann 5 Officiere und 218 Mann des Szluiner Grenz-Regiments, 20 Artilleristen mit 25 Mann vom Handlanger-Corps und 10 Geschütze.

Nachdem diese Besatzung den 15. Mai mit Scharmützeln zur Abwehr der recognoscierenden französischen Vorhut zugebracht, sah sie sich am Morgen des 16. Mai von allen Seiten angegriffen. Der Feind forderte zur Übergabe auf, stürmte am 17. schon von Sonnenaufgang und brachte auch die Geschütze so nahe heran, dass die Vertheidiger ganz ins Innere der Befestigung gezogen werden mussten. Die Entschlossenheit ihres Commandanten beseelte aber Alle mit dem besten Geiste, der Feind wurde noch vor den Schanzen zur Umkehr gezwungen, auch seine zweite Aufforderung abgewiesen und das Feuergefecht bis in die Nacht fortgesetzt.

Am 18. Mai erneuerte sich der Geschützkampf schon bei Tagesgrauen; das Blockhaus erlitt dabei — namentlich bei den Kanonenscharten — großen Schaden. Gegen 8 Uhr erschien der dritte zur Übergabe auffordernde Officier mit Zeugen der Erstürmung von Malborgeth; aber, unerschüttert durch die an den Bericht geknüpfte Drohung, antwortete Hermann mit der schriftlichen Erklärung, dass er sich bis zum letzten Mann halten wolle; dem um 2 Uhr erschienenen vierten Parlamentär wurde gesagt, dass er dabei bleibe.

Indessen hatten sich, durch Umgehung außer

*) Ignaz Rauch von Montpredil starb als Oberst d. R. zu Wien 1862.

**) Mémoires sur la guerre de 1809 par le général Pelet." Paris 1825, Band III, Seite 230.

Schussbereich und durch Terrainvortheil gedeckt, die Sturmcolonnen allmählich an den nächsten Waldrändern gesammelt; mit Sappeuren voran, welche die Hindernisse wegräumen, stürzen sie sich nun gegen das Fort, erreichen — durch Kartätsch- und Gewehrfeuer furchtbar gelichtet — die Pallisaden und brechen sich Bahn; über Todte und Verwundete hinweg, welche die Gräben füllen, wird endlich die Brustwehr erstiegen und nur noch das Blockhaus widersteht. Da gelingt es dem Feinde, dieses in Brand zu stecken, das Feuer macht reißende Fortschritte — aus Qualm und Flammen wirft sich Hermann, den Degen in der Faust, mit den noch Kampffähigen auf die Angreifer und findet — gegen 2 Uhr — im Gewühle den Heldentod.

Mit ihm fiel fast die ganze tapfere Schar; vier Schwerverwundete, unter Leichen hervorgezogen und als Gefangene mit gegen Klagenfurt geschleppt, hatten Gelegenheit, zu entkommen und brachten Nachricht über die Waffenbrüder von Predil und Malborgeth.*)

Se. Majestät der Kaiser Ferdinand hat an diesen beiden Punkten Denkmäler — zu Tod getroffene, sterbende Löwen darstellend — errichten lassen; die Officiere der Genie-Waffe haben die „Hensel-Hermann-Stiftung" gegründet und die technische Militär-Akademie zu Wien feierte (December 1888) durch neue Inschrift-Tafeln und Reliefs die unübertrefflichen Vorbilder von todesmuthiger Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit, Heldenkühnheit und Pflichttreue.

Friedrich Ritter von Wiser.

Quellen: Österreichische Mil.-Zeitschrift; H. Hermann, Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten III. Band und bezüglich Hensel's auch noch die früher in den Händen seines Großneffen des seither auch verstorbenen FML. G. Edlen von Hermann befindliche Privat-Correspondenz seiner Mutter über dessen Heldentod und auch Hensel's kurze letztwillige Verfügung vom 14. Mai 1814.

*) Wie an Hensel's Mutter in Kronstadt, so richtete Erzherzog Johann an Hermann's Vater, der als pens. Hofrath in Wien lebte († 1816), aus dem Hauptquartiere Keszthely im Nov. 1809 höchst anerkennende Beileidsschreiben.

Wiener Bürger im Jahre 1809.

Wien war zu allen Zeiten eine reichstreue Stadt. Wo Kaiser und Reich einer Gefahr drohte, waren die Wiener Bürger zur Hand und zeichneten sich stets durch ihre glühende Vaterlandsliebe, durch Opferwilligkeit, Edelmuth und Tapferkeit aus. Glänzende Beweise ihrer Bürgertugenden liefern das Jahr 1645, als die Schweden unter Torstensson gegen Wien zogen, die Zeit der ersten Türkenbelagerung 1529, bei welcher von der Bürgermiliz gegen 700 Mann gefallen waren, sowie das für Wien ewig denkwürdige Jahr 1683. Während der zweiten Türkenbelagerung haben sich die Bürger im allgemeinen durch erfolgreiche Theilnahme an der Vertheidigung ihrer Wälle, durch geduldiges Ertragen von Entbehrungen jeder Art unvergänglichen Ruhm gegenüber der gesammten bedrohten Christenheit erworben, insbesondere aber der Fleischhauer Georg Pahr, der Zischmenmacher Barthl Milokowiz, ferner Elias Kühn und der alte Christoph Ille, welcher damals 109 Jahre zählte und ein Alter von 117 Jahren erreichte,*) durch Wunder der Tapferkeit ausgezeichnet. Nach der Schlacht bei Austerlitz am 2. December 1805 wurde der an den verwundeten Franzosen von den Wiener Bürgern geübte Edelmuth selbst von den Feinden öffentlich dankbar anerkannt. Allein bei der zweiten Besetzung Wiens im Jahre 1809 schienen sich die Franzosen dessen nicht zu erinnern und behandelten die in den k. k. Stallungen am Spittelberg untergebrachten österreichischen Gefangenen mit ungewöhnlicher Härte. Darüber entstand am 23. Juni ein förmlicher Auflauf vor dem Gebäude, und weil der Anführer der zur Beschwichtigung des aufgeregten Volkes

*) Siehe S. 536—561, dann B. E. I. 303. II. 447—466.

herbeigeeilten Abtheilung der Bürgermiliz, ein Tischler Namens Tell, das Volk nicht barsch genug auseinander trieb, gerieth ein in der Nähe befindlicher französischer Officier derart in Zorn, dass er mit gezogenem Säbel auf die Bürgerwehr einstürmte. Tell riss ihm aber den Säbel aus der Hand und warf denselben dem französischen Officier zu Füßen. Tell wurde hierauf verhaftet, kriegsrechtlich behandelt und am folgenden Tage auf dem Getreidemarkte erschossen. Drei Tage später traf dasselbe Los den Sattler Eschenbach, infolge der Anklage, dass er auf seinem Grund und Boden drei Kanonen vergraben und trotz wiederholten Aufforderungen nicht abgeliefert hatte.

Die Handlungsweise dieser beiden muthig in den Tod gegangenen braven Bürger begegnet verschiedenen Auffassungen, indem sie manche zwar als tollkühn, jedoch als unnütz und fruchtlos darstellen. Mag sich jedermann sein Urtheil hierüber nach seiner Anschauungsweise bilden, in dem einen Punkte muss jedoch die Meinung Aller zusammentreffen, dass der Beweggrund ihrer Handlungen jedenfalls ein edler war. Es war die reinste Vaterlandsliebe, welche dem Unmuthe der Bevölkerung gegen den sie bedrückenden Feind Ausdruck gab, der sich in dem einzelnen Bürger begreiflicher Weise sträubte, dem siegreichen und gewaltthätigen Gegner auch noch Mittel und Waffen zur Bekämpfung des eigenen schwergeprüften Vaterlandes zu liefern.

Eine wahrhaft patriotische That war auch folgende: Kaiser Napoleon setzte einen Preis von 400 Ducaten auf jedes Exemplar des seinerzeit berühmten großen Atlasses, den der 1803 gestorbene frühere Director der Normalschulen von österreichisch Schlesien und Wiener Buchhändler Schraembl herausgegeben hatte und der von ihm den Namen führte, da er in ihm ein vorzügliches Hilfswerk für seinen Generalstab zu militärischen Verfügungen für die österreichischen Länder erkannte. Deshalb drohte er nebstbei aber noch mit der härtesten Strafe, ja selbst mit dem Tod, wenn jemand ein Exemplar zurückhalten oder verbergen würde. Zwei edle Bürger Wiens besaßen allein dieses Werk, der Buchhändler August Graeffer und der Kunst- und Musikalienhändler Josef Eder. Beide ließen sich weder von dem hohen Preise bestechen, noch von der Todesdrohung einschüchtern, sondern vergruben ihre Kartenexemplare lieber in den Kellern ihrer Häuser, wo sie verfaulten, als dass sie dieselben dem Feinde ihres Vaterlandes gegen hohen Preis verkauft hätten. Glücklicherweise blieb die schöne That dieser wackeren Männer den Franzosen verschwiegen. Es ist aber nur Gerechtigkeit, wenn wir hier auch noch eines längst verschollenen bescheidenen Mannes dankbar gedenken, welcher, wenn er ein Römer gewesen wäre, gewiss als Beispiel seltener Seelengröße und Vaterlandsliebe gerühmt werden würde, nämlich des wegen Schwächlichkeit 1809 für den freiwillig erbetenen Eintritt in die Landwehr nicht geeignet befundenen Schuhmachers Keäsmann, der sich erschoss, weil er sich dadurch zurückgesetzt wähnte und den Vorwurf der Feigheit mehr fürchtete, als den Tod.

Alle diese wackeren Bürger haben sich ein bleibendes Verdienst und einen ehrenvollen Namen erworben, es sei ihnen deshalb auch dieser wohlverdiente Denkstein in dem „Vaterländischen Ehrenbuche" gesetzt.

Ebenso wollen wir uns noch der großen Verdienste erinnern, welche sich das „Corps der Wiener Freiwilligen" im Jahre 1796 in Italien, das in demselben Jahre erfolgte große „Wiener Aufgebot," ferner die Bürgermiliz im Jahre 1805 durch besondere Pflichttreue und Tapferkeit erworben haben. Endlich sind uns noch die, auch im scharfen Kugelregen heiteren Wiener Freiwilligen in bestem Andenken, welche 1848 und 1849 unter Vater Radetzky in Italien mit der Armee ebenbürtig kämpften.

Wir hegen daher auch die felsenfeste Überzeugung, dass die von den Voreltern ererbte und auf Kinder und Enkel übertragene Treue und Anhänglichkeit für Kaiser und Reich unerschütterlich in den Herzen der, auf ihre schöne Vergangenheit mit Recht stolzen Wiener Bürger wurzelt und wenn einst wieder von welch' immer Seite eine Gefahr drohen sollte, unbeachtet jedes inneren Haders, welcher Natur immer er sein möge, sich alle um das schwarzgelbe Banner scharen und Gut und Blut für Dynastie und Vaterland widmen werden, wie es ihre Väter gethan. *Karl Nedopil.*

Quellen: Weiß Karl, Geschichte der Stadt Wien; Bermann Moriz, Österreich-Ungarn.

Leopold Graf Berchtold Frh. von Ungarschitz,
Humanist.

(Geboren am 19. Juli 1759 zu Platz in Böhmen.)

Leopold Graf Berchtold Freiherr von Ungarschitz war der Sohn des Grafen Prosper Anton von Berchtold und der Maria Theresia, geborenen Freiin Peterswaldsky von Peterswald, Herrin der Herrschaft Buchlau im gesegneten Marchlande und mit ihrer unverehelicht gebliebenen Schwester Eleonore, die Letzte des uralten Peterswaldsky'schen Geschlechtes.

Sie war eine Frau von großer Bildung, weitem Gesichtskreise und durch einen großen Wohlthätigkeitssinn ausgezeichnet.

So erhielt denn der Geist des jungen Grafen schon in seiner frühesten Jugend das Gepräge edler Humanität; das Beispiel seiner Mutter, die hilfreich war, wo sie nur konnte und daher von ihren Unterthanen geliebt und verehrt wurde, rief Eindrücke in ihm wach, die sein Herz für die Tugend der echtchristlichen Nächstenliebe, welche der allbeherrschende Grundzug seines Charakters werden sollte, empfänglich machten.

Schon in seinem 9. Lebensjahre traf ihn der harte Schlag, seine Mutter zu verlieren; im Jahre 1768 starb diese edle Frau, allgemein betrauert.

Eine mutterlose Waise, sollte er indessen der mütterlichen Sorgfalt, der Leitung und des liebevollen Waltens einer edlen Frau nicht beraubt bleiben. Seine Tante Eleonore wurde ihm eine zweite Mutter, die ihren Neffen wie einen Sohn liebte und die alles, was ihr Herz an Liebe und Zärtlichkeit barg, auf ihn übertrug.

Sie war es, die sorgfältig über seine Erziehung wachte, und mit mütterlicher Liebe die Entfaltung seiner reichen Anlagen und der edlen Triebe seines Herzens leitete.

Sie hatte die Herrschaft Buchlau gegen eine angemessene Kaufsumme nach dem Tode ihrer Schwester an sich gebracht, doch betrachtete sie sich nur als die Verwahrerin eines Erbgutes, welches ihrem Neffen Leopold gehörte, und das ihr, wie er selbst, anvertraut war.

Ein Denkmal im Buchlauer Schlossparke nennt sie die Wiederherstellerin Buchlaus und die Unterthanen der Herrschaft nannten sie ihre Mutter.

Sie war wohlthätig und hilfreich, besuchte die Kranken und Nothleidenden und spendete Trost und Rath jedem Bedürftigen.

In wahrhaft christlicher Auffassung des Reichthums sah sie ihn als ein Mittel an, Gutes zu thun und erblickte die erste Pflicht des Gutsherrn darin, Wohlstand in möglichst weitem Kreise um sich zu verbreiten.

Der erste Erzieher des Grafen war der Piaristenpriester Hieronymus Artzt, seine öffentlichen philosophischen und juridischen Studien machte er an dem damaligen Convicte zu Olmütz und später im gräflich Löwenburg'schen Convicte in Wien. Schon in seinem 16. Lebensjahre sehen wir ihn als Conceptspraktikanten beim Kreisamte zu Olmütz thätig und in seinem 20. Lebensjahre wurde er zum substituierten Kreishauptmann in Iglau ernannt.

Maßgebend für seine spätere Richtung wurde seine Übersetzung zum Gubernium in Triest, wo er der Commerzbehörde zugetheilt wurde.

Der Handel Österreichs hatte in der theresianischen Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen; die große Kaiserin hatte das Bedürfnis erkannt, durch die Staatsgewalt fördernd auf das Handelswesen einzuwirken und wendete diesem ein systematisches Augenmerk zu. Die Handelsgesellschaften mehrten sich und knüpften weitreichende Verbindungen an, Consulate in Italien, Marseille, Lissabon, dem Oriente und an der Nordküste Afrikas vertraten die österreichischen Handelsinteressen, österreichische Schiffe nahmen den Handel mit Ostende auf und die Nikobaren wurden in Besitz genommen.

Allenthalben wurde das Bestreben rege, durch Eröffnung neuer Handelswege und durch Anknüpfung merkantilischer Verbindungen der heimischen Production Absatzgebiete zu schaffen. Graf Berchtold lernte während seiner Wirk-

samkeit bei der Commerzbehörde die Handelsverhältnisse kennen und von dem unwiderstehlichen Drange getrieben, die weite Welt kennen zu lernen, gab er seine Stellung auf, und unternahm im Jahre 1780, noch nicht 22 Jahre alt, seine erste Reise nach Italien. Er war von dem doppelten Drange beseelt, menschliche Lebensverhältnisse in allen Sphären und unter allen Zonen kennen zu lernen und der Menschheit zu nützen, dem Elend Hilfe zu bieten. Es zog ihn gegen das menschliche Elend hin; er begnügte sich nicht, dort hilfreich einzugreifen, wo er es fand, wo es ihm entgegentrat, er suchte es auf mit derselben Leidenschaft und Ausdauer, mit der Andere nach Reichthum oder Macht jagen.

Seine Einkünfte, welche bis zum Tode seiner Tante nicht bedeutend waren, reichten nicht aus, um diesem edlen Hange zu genügen und so ließ er sich als Reisender für mehrere Handelshäuser verwenden und gewann, mit einem glücklichen speculativen Geist begabt, auf diese Weise sehr bedeutende Summen.

Zuerst gieng er über Venedig, Mailand und Turin nach Florenz, wo damals der Großherzog Leopold regierte, unter dessen weiser und fürsorglicher Regierung Toscana der Garten Italiens geworden war. Dieser Monarch, dessen prüfenden Verstand und sicheres, maßvolles Urtheil die Zeitgenossen emporheben und die Geschichtsschreibung anerkennt, wusste die edlen Bestrebungen des Grafen so zu würdigen, dass er ihm das Comthurkreuz des toscanischen Stephansordens verlieh. Von da gieng der Graf nach Rom, Neapel, Sizilien und gelangte bis Malta und Candia.

In den Jahren 1783 bis 1786 durchzog er Frankreich und in den folgenden drei Jahren weilte er in England, zumeist in London.

Er wurde hier ein eifriges und thätiges Mitglied der Human Society und beschäftigte sich mit der Frage, wie der Sinn für Wohlthätigkeit erweckt und möglichst verbreitet werden könne. Ihm ist die Erfindung der Denkmünze mit der bedeutungsvollen Inschrift: Lateat scintillula forsan, zuzuschreiben.

Eine humanitäre Frage, welche damals alle Gemüther beschäftigte, zog ihn besonders an. Es war dies die Furcht vor dem lebendig begraben werden, welche in jener Zeit die weitesten Kreise erfasst hatte.

Er schrieb eine kurzgefasste Methode, alle Arten von Scheintodten zu erwecken, ließ die Schrift in alle lebenden Sprachen Europas übersetzen und von London aus auf seine Kosten unentgeltlich verbreiten.

Das Resultat seiner, auf seinen Reisen gesammelten Erfahrungen legte er in dem zweibändigen Werke: Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic travellors nieder, welches er zu London erscheinen ließ.

Im Jahre 1790 finden wir den Grafen in Spanien und Portugal, wo er die Schrift: Versuch zur Erweiterung der Grenzen der Wohlthätigkeit veröffentlichte. Er ließ diese Abhandlung in spanischer und portugiesischer Sprache in tausenden von Exemplaren unentgeltlich vertheilen.

Als die Schilderung der Leiden der Christensclaven in Afrika sein tiefempfindendes Herz berührte, schiffte er sich nach Algier ein und war bestrebt, die Befreiung dieser Unglücklichen anzubahnen, indem er die Aufmerksamkeit auf ihr trauriges Los lenkte.

Auf diese Art sehen wir ihn, wie einen Priester der Nächstenliebe von Land zu Land ziehen, mit dem heiligen Streben im Herzen die Menschen anzufeuern sich gegenseitig beizustehen und hilfreich die Hand zu bieten.

Nach einem furchtbaren Seesturm landete er 1795 in Ägypten, durchstreifte unter unsäglichen Beschwerden und Gefahren Arabien und als er erfuhr, dass in Aleppo und Smyrna die Pest wüthe, eilte er dahin und that im Hospital St. Antonio in Smyrna freiwillig Krankenwärterdienste.

Hier lernte er das wichtige Schutzmittel der Öleinreibung kennen und ließ hierüber eine Abhandlung drucken, die er in deutscher, italienischer und türkischer Sprache unentgeltlich zur Vertheilung brachte.

In der Grabeskapelle zu Jerusalem gelobte er sein Leben ganz der Menschheit zu widmen und wirklich ist sich dieser seltene und edle Mann in opferfähiger Nächstenliebe bis zu seinem Tode treu geblieben. Er war von dem heiligen Feuer echt christlicher Nächstenliebe durchglüht; er liebte die Menschen ohne Unterschied der Race und des Glaubens, von ihm kann man sagen, dass er Lazarus zu seinem Freunde erwählt; er suchte das Elend, um mit Gefahr seines eigenen Lebens Hilfe zu bringen und tief empfand er die Leiden,

welche der Menschheit zugetheilt sind. Sein Reichthum, seine Stellungen erhoben ihn über Alles, was menschliches Elend ist, doch wollte er davon nicht unberührt bleiben und unter Stürmen und Gefahren hat dieser merkwürdige Mann Meere durchschifft und Wüsten durchwandert, um da zu sein, wo es zu helfen galt.

1797 kehrte er über Constantinopel, Siebenbürgen und Ungarn nach Mähren zurück, wo er sich noch im September desselben Jahres mit der Brünner Stiftsdame Johanna Gräfin Magnis verehelichte.

Durch den Tod seiner Tante Eleonore gelangte er ein Jahr nach seiner Verehelichung in den Besitz der Herrschaften Buchlau und Zderawitz. Dem nun 41-jährigen Grafen eröffnete sich mit den großen Mitteln, die ihm nun zur Verfügung standen, ein weites Feld zum Wohlthun. Der stolze und weitläufige Herrensitz in Buchlau nahm den Charakter seines Herrn an. Dieser gehörte der Menschheit und so sollte es auch von seinem Hause sein. Das Schloss Buchlau wurde vollständig zum Hospital eingerichtet. Der Graf besoldete Ärzte und Krankenwärter, führte selbst die Oberaufsicht und besuchte zweimal des Tages alle Kranken, die dort Aufnahme fanden. Niemand wurde um Stand und Namen gefragt, von Niemandem eine Vergütung angenommen; jeder Arme und Kranke, ohne Unterschied fand Aufnahme und Pflege, in Jedem der elend war, sah der Graf einen Bruder und entließ ihn als solchen, nachdem er ihm das Versprechen abgefordert, sich des ersten hilflosen Kranken, dem er begegnen würde, anzunehmen. Dies musste ihm Jeder mit einem Handschlag versprechen.

Als 1805 in Böhmen die Hungerjahre ausgebrochen waren und besonders im Riesengebirge die Noth groß war, wusste der Graf den bekannten ungarischen Freiherrn Geramb, der später unter dem Namen Maria Josef Trappist wurde und den Grafen Franz Deym, für die Idee einer großen Sammlung zu erwärmen und brachte im Verein mit ihnen eine Summe von 65.000 fl. zusammen, welche an die Nothleidenden vertheilt wurde.

In seinem engeren Vaterlande Mähren, war er bemüht, humanitäre Bestrebungen zu verallgemeinern und auszubreiten; er ist der Gründer der Humanitätsgesellschaft in Mähren, sowie er auch in Prag auf seine Kosten das erste Rettungshaus für Scheintodte erbauen ließ.

Eine Episode aus dem Leben des Grafen, die sein warmes, empfindendes Herz zeigt, soll hier nicht übergangen werden.

Im Winter 1800 schossen sechs Hradischer Legionäre, die in Brünn Patronen gefasst hatten, in meuterischer Weise auf ihre Officiere. Das Kriegsgericht verurtheilte sie zum Tode durch Erschießen. Tiefbewegt von diesem Urtheilsspruche konnte der Graf der mächtigen Regung seines milden Herzens nicht widerstehen: er eilt nach Wien, kommt in später Nachtstunde vor der Hofburg an. Er muss die Kaiserin Maria Theresia*) sprechen, bei der er in großer Gnade steht. Es gilt Menschenleben zu retten und da gibt es kein Hindernis für ihn. Er fleht die Kaiserin um ihre Fürsprache an und noch in derselben Nacht gibt Franz II. die Zusage, — Gnade walten zu lassen. Wie im Fluge bringt der Graf diese Nachricht nach Brünn, um Aufschub für die Execution zu erhalten und Tags darauf überbringt ein Officier dem commandierenden General Grafen Baillet de Latour den Begnadigungsbefehl. **)

Als im Jahre 1808 die schwungvolle Zeit der Begeisterung für den Krieg gegen den corsischen Imperator herangebrochen war, und jeder Mann von Herz unter die Fahnen des Erzherzogs Karl eilte um die Freiheit Europas, die sich unter die Fahnen Österreichs geflüchtet hatte, zu vertheidigen, trat auch Graf Berchtold als Major in die mährische Landwehr.

Am 3. Mai 1809 kam er in das Feldlager bei Hollabrunn und Erzherzog Karl ernannte ihn zum Oberstlieutenant und Inspector der Militärspitäler im Hradischer Kreise.

Im Spitale zu Welehrad legte der edle Graf, opferfähig und bestrebt, Hilfe zu bringen, wie immer, selbst Hand an, um einem Typhuskranken Linderung zu verschaffen. Die Krankheit ergriff ihn und wenige Tage nachher am 26. Juli 1809 raffte sie ihn, in dem Buchlau naheliegenden Badehause Smrdiatka dahin.

So starb dieser edle, merkwürdige Mann, der Howard Österreichs, als Opfer der Humanität, deren Priester und Freund er ge-

*) Die zweite Gemahlin des Kaisers Franz I. (II.)

**) B. E. II. 596.

wesen ist. Seinen Manen gebürt ein pietätvolles und bewunderndes Andenken; er war groß durch seine unendliche Güte, Nächstenliebe und Opferfähigkeit und durch die Beharrlichkeit und den Muth, mit dem er Gutes gewollt und gethan.

Durch eine Denkmünze hat ihm die Pietät ein numismatisches Denkmal gesetzt. Unter sieben mit Eichenlaub umflochtenen Sternen gewahrt man die Inschrift: Dem Freunde der Humanität und ihrem Opfer.

Ottokar Freiherr von Villani.

Quellen: Josef Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer von Österreich Samuel Baur, Allgemeines historisch-biographisches Handwörterbuch. X. 102.

Der Feldzug der Österreicher im Jahre 1809
mit einem kurzen Blicke auf die gesammten französisch-österreichischen Kriege von 1792—1815.

Die Tendenz dieser Blätter und die Kargheit des den einzelnen Darstellungen hier zugewiesenen Raumes gestatten nicht, die Heldenthaten Österreichs in dem folgenschweren Kriege von 1809 mit jenem Detail zu schildern, wie diese ruhmwürdige Episode der vaterländischen Geschichte es eigentlich verlangen würde. Da aber zahlreiche patriotische Werke mit der vollen Unparteilichkeit ehrlicher Geschichts-Forschung und -Schreibung dieser Aufgabe bereits gerecht geworden sind, so soll hier nur in kurzem Abrisse gezeigt werden, wie sich die denkwürdigen Ereignisse des Jahres 1809 entwickelt haben, und wie, nach siebzehnjährigen heroischen Anstrengungen, während welcher Österreich, von seinem natürlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen, die Last des Continental-Krieges gegen die französischen Heere zum größten Theile allein tragen musste, die Siegeslaufbahn des gewaltigen Kaisers der Franzosen endlich durch österreichische Kraft, Treue und Tapferkeit unterbrochen wurde. Es soll ferner gezeigt werden, wie hiedurch in ganz Europa der Glaube an die Unbesiegbarkeit des großen Schlachtenkaisers erschüttert, das Vertrauen und das Selbstbewusstsein der geknechteten Staaten Deutschlands wieder hergestellt wurde, und wie Österreich, der mit eigenem Lichte leuchtende Stern des bedrängten Europas, zum Mittelpunkte aller, die Coalition von 1813 vorbereitenden Bestrebungen geworden ist; wie es die politische und die militärische Führung des großen Befreiungs-Kampfes an sich genommen, zu glorreichem Ende geführt, und solcher Art dem Welttheile den seit mehr als zwanzig Jahren schwer entbehrten Frieden, geordnete und gesicherte Zustände wiedergegeben hat.

Kaiser Franz II. hatte, nach der verunglückten Flucht des französischen Königspaares, welche im weiteren Verlaufe, zu dessen Gefangennehmung und fluchwürdiger Hinrichtung führte, im Jahre 1792 ein Bündnis mit Preußen und später mit England, Holland und Spanien abgeschlossen, um den immer größeren Umfang annehmenden, das monarchische Princip, die sociale Ordnung und den Bestand des europäischen Staatensystemes bedrohenden Ausschreitungen der französischen Revolutionäre mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten.

Nach den blutigen Feldzügen von 1792, 1793, 1794 und den Anfängen des Jahres 1795, in welchen mit abwechselndem Erfolge um den Besitz der Niederlande und der Rheinlinie gestritten worden war, und die österreichischen Heere unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen, unter Coburg, Clerfayt und dem jugendlichen Erzherzog Karl in den Schlachten bei Aldenhoven, Neerwinden, Cateau, Fleurus, Mainz und in vielen anderen glänzenden Gefechten ihre Fahnen mit unvergänglichen Lorbeeren bedeckt hatten, schloss Preußen am 5. April 1795 mit der französischen Republik den berüchtigten Separatfrieden von Basel ab. Hiedurch ward die große Coalition gesprengt, welcher die Eifersucht Preußens auf Österreich und die Besorgnis, dass des Letzteren militärische

Erfolge zu seiner Vergrößerung führen könnten, gar bald den hippokratischen Zug eines nicht lebensfähigen Verhältnisses aufgeprägt hatten. Damit war auch die heilige Sache zu particularistischen Zwecken verflacht, deren Verfolgung nur dem gemeinschaftlichen Feinde zugute kommen konnte.

Doch die tapferen Österreicher ließen sich durch den Abfall der Preußen nicht entmuthigen. Nach kurzer, durch die Verhältnisse gebotener Waffenruhe, waren die Franzosen neuerdings zum Angriffe auf die Rheinlinie vorgegangen und hatten Mannheim genommen. Der heldenmüthige Clerfayt aber, rechtzeitig zur Offensive übergehend, durchbrach die Aufstellung der Franzosen, trennte Jourdan und Pichegru, warf ersteren nach heftigem Kampfe an der Nidda bei Neuwied und Bonn über den Rhein, eilte zurück nach Mainz, erstürmte dessen verschanzte Linien, welche die Franzosen mit Verlust von 4000 Mann, 138 Geschützen und 300 Munitionswägen eilends räumten, wandte sich sodann gegen Pichegru und zersprengte ihn rheinaufwärts und in die Vogesen. Am 22. November capitulierte auch Mannheim vor Wurmser. Der hierauf folgende, auf fünf Monate abgeschlossene Waffenstillstand, führte zu keinem Frieden, da die Franzosen den österreichischen Bedingungen sich durchaus nicht fügen wollten.

In dem Feldzuge 1796 trat Napoleon Bonaparte zum erstenmale als Feldherr auf. Während Erzherzog Karl in Deutschland bei Wetzlar, Ukerath, Malsch, Neumarkt, Amberg, Würzburg, Emmendingen, Schliengen und Kehl Sieg auf Sieg erfocht und so die französischen Armeen unter Jourdan und Moreau, durch meisterhafte strategische Combinationen, sowie durch glückliche taktische Schläge getrennt und einzeln besiegt, über den Rhein zurückgeworfen wurden, häufte sich bei der österreichischen Armee in Italien Missgeschick auf Missgeschick. Die kaiserlichen Generale erlagen dem Genie Napoleons; die Lombardei gieng verloren und nach vier vergeblichen Entsatz-Versuchen fiel, anfangs Februar 1797, auch Mantua, das letzte Bollwerk in Ober-Italien. Zu spät ward Erzherzog Karl dahin berufen — er fand nur mehr die Trümmer einer im Rückzuge begriffenen Armee. Der Erzherzog führte selbe nach einem rückwärtigen Sammelpunkte, rief Verstärkungen vom Rheine herbei und organisierte die Volksbewaffnung, welche über Aufruf des Kaisers in Ungarn, Innerösterreich und Tirol zur Vertheidigung des heimatlichen Bodens ins Leben getreten war. Dieser drohenden patriotischen Haltung gegenüber schien es Napoleon nicht angezeigt, mit seinem wenn auch bisher siegreichen, aber sehr zusammengeschmolzenen, ermüdeten und auf eine einzige lange, durch insurgiertes Feindesgebiet führende Linie beschränkten Heere, das Waffenglück noch weiter auf die Probe zu stellen. Er bot einen Waffenstillstand an, welcher in den Frieden von Campo-Formio (17. October 1797) auslief. Derselbe war für Österreich nicht ganz ungünstig; denn, wenn es auch die Niederlande und die Lombardei abtreten, sowie die Anerkennung der neu errichteten cisalpinischen Republik bewilligen musste, so bekam es doch Istrien, Dalmatien, Cattaro mit den Bocche, die Stadt Venedig und ein durch Etsch und Po militärisch gute Grenze gegen die cisalpinische Republik.

Die allgemeine politische Lage Europas aber versprach keinen dauernden Frieden. Die französischerseits beliebte Nichteinhaltung gewisser Stipulationen, die Übergriffe Frankreichs in der Schweiz, in Sardinien, Toscana, Rom und Neapel, dessen anmaßende Haltung auf dem Rastatter Congress und dessen Einmischung in die inneren Verhältnisse Deutschlands stellten einen neuen Krieg in Sicht, und so hatte sich schon im Laufe des Jahres 1798 eine Coalition zwischen Österreich, Russland, England, Neapel und der Pforte gegen Frankreich gebildet, deren Aussichten umso günstiger schienen, als man den mit seinem Heere in Egypten befindlichen Bonaparte durch die englische Flotte, nach deren berühmten Seesieg bei Abukir, vom Festlande vollkommen abgeschnitten glaubte. Die Franzosen sollten durch ein englisch-russisches Heer aus den Niederlanden, durch ein österreichisch-russisches Heer aus Italien und durch ein österreichisches Heer aus Deutschland und aus der Schweiz vertrieben werden. Preußen trat der Coalition nicht bei; es hielt seine Interessen und Pläne durch eine neutrale Haltung für besser gewahrt und gefördert.

Das Jahr 1799 brach an. In Deutschland commandierte Erzherzog Karl, in Italien vorerst Feldzeugmeister Kray bis zum Ein-

treffen Suwarows, welcher den 66.000 Mann starken Österreichern 22.000 Russen zuführte. Erzherzog Karl besiegte Jourdan bei Osterach und Stockach, trieb ihn über den Rhein zurück und wendete sich nun gegen die Schweiz, da Massena bereits Graubündten weggenommen hatte. Mittlerweile waren die Franzosen durch Kray bei Legnago, Verona und Magnano, durch Suwarow bei Cassano geschlagen worden; der Krieg in der Schweiz aber brachte keine Entscheidung. Es trat da eine zweimonatliche Waffenruhe ein, während welcher der Erzherzog, auf die nach der Schweiz bestimmten 20.000 Mann Russen unter Korsakow wartend, sich auf die Behauptung des östlichen Theiles des Landes beschränken muſste. Nach dessen Eintreffen erhielt Suwarow, welcher mit dem österreichisch-russischen Heere die Franzosen nochmals, und zwar an der Trebbia und bei Novi entscheidend geschlagen, und bis auf Weiteres unschädlich gemacht hatte, den Befehl, mit dem russischen Contingent in die Schweiz abzurücken und den Krieg dort weiter zu führen, während Erzherzog Karl sich neuerdings gegen den Rhein wenden sollte. Auf diese Nachrichten hin ergriff Massena sogleich die Offensive über die Limmat, und trieb schließlich Korsakow in allgemeiner Flucht bei Eglisau und Schaffhausen hinter den Rhein. Suwarow, welcher den Übergang über den St. Gotthard erkämpfen muſste, kam zu spät, um dieser Katastrophe Einhalt zu thun, gerieth in allerlei Fährlichkeiten, gab jeden Gedanken an weitere Offensive auf und erhielt schließlich von Kaiser Paul, der mit dem Resultate seiner Allianz sowohl auf diesem, wie auf dem holländischen Kriegsschauplatze höchst unzufrieden war, den Befehl, mit dem ganzen russischen Hilfsheere nach Ruſsland zurückzukehren.

Der Feldzug 1799 verlief somit, trotz vielfacher einzelner Erfolge, ohne wesentliche Entscheidung. Die nothwendige Folge war der Wiederausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1800, welches den Österreichern die großen Niederlagen von Marengo und Hohenlinden brachte. Erzherzog Karl hatte wegen seines üblen Gesundheitszustandes kein Commando führen können.

Der Friede von Lunéville (9. Februar 1801) beschloſs diesen unheilvollen Krieg. Kaiser Franz muſste als deutscher Kaiser, in die Abtretung des ganzen linken Reinufers willigen, wogegen allerdings, die Franzosen auf allen Besitz am rechten Rheinufer verzichteten. Deutschland verlor aber hiedurch 1200 Quadrat-Meilen Land und fast vier Millionen Einwohner, die habsburg-lothringischen Agnaten in Toscana und Modena wurden depossediert, die batavische, cisalpinische, ligurische und helvetische Republik muſste förmlich anerkannt und damit ein Princip öffentlich sanctioniert werden, gegen welches der Kaiser nahezu durch zehn Jahre im Kampfe gestanden. Der Territorial-Besitz Österreichs wurde nicht wesentlich geschädigt.

Schon während der Friedens-Verhandlungen ward Erzherzog Karl zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Die unmittelbaren Folgen dieser Ernennung waren: gänzliche Umgestaltung der Wehr- und Heeres-Organisation, Abschaffung der lebenslänglichen Dienstzeit, Aufstellung von General-Commanden, Hinausgabe neuer Dienstes- und Exercier-Vorschriften, Vereinfachung der Geschäfts-Gebarung und — damit alle diese Reformen nicht durch bureaukratische Bedenken an der obersten Militärstelle selbst Widerstand und Hemmung erführen — die Neugestaltung des Hofkriegsrathes zu einer vollkommen militärisch organisierten Behörde. Österreich muſste sich vorsehen, denn neue Kämpfe schienen unausbleiblich.

Durch die unwürdige, antinationale, den Unterjochungs-Plänen Bonaparte's vorschubleistende Haltung vieler deutscher Staaten, war die tausendjährige römisch-deutsche Kaiserwürde zu einem wesenlosen Schatten ohne Macht, ohne Ansehen herabgesunken. Kaiser Franz verschmähte es, ferner der Träger einer Krone und der Herrscher über ein Reich zu sein, welches dem Kaiserhause die Erfüllung der Regentenpflicht unmöglich machte, wohl aber den österreichisch-ungarischen Erblanden schwere, nahezu schon unerschwingliche Lasten an Gut und Blut, ohne irgend welche Gegenleistung auferlegte, und so entstand und reifte in ihm der Gedanke, die deutsche Kaiserwürde niederzulegen. Vorher aber sollten die seit 1526 unter dem habsburgischen Scepter zu einem gemeinschaftlichen Staatsbaue factisch schon vereinigten und durch die pragmatische Sanction vor ganz Europa als selbständiger, einheitlicher Staat anerkannten Erbkönigreiche und

Länder auch der Form nach in die Reihe der Großmächte gestellt und ihrer Gesammtheit ein Name gegeben werden, welcher jenen Verhältnissen neuen, kräftigen Ausdruck nach Innen und besonders gegenüber der Erhebung des napoleonischen Frankreichs zum Kaiserthum, das erforderliche Ansehen nach außen verleihen würde. Es geschah dies durch die **Stiftung der österreichischen Kaiserkrone** am 11. August 1804.

Anscheinend war durch den Frieden von Lunéville der Gegensatz zwischen Österreich und Frankreich ausgeglichen. Doch gar bald riefen die Übergriffe Napoleons auf allen politischen Gebieten und seine Verachtung des öffentlichen Rechtes, welches sich gegenüber Österreich durch die lässige und wenig loyale Ausführung der Friedens-Stipulationen kennzeichnete, allgemeine Erbitterung hervor. England, welches schon 1803 den Krieg wieder erklärt hatte, trat Ende 1804 mit Schweden, und anfangs 1805 mit Russland in ein enges Bündnis, welchem sich auch Österreich anschloss, zu dem Zwecke, dem weiteren Vordringen und jeder Vergrößerung Frankreichs einen festen Widerstand entgegenzusetzen, Italien, die Schweiz und die Niederlande von der französischen Herrschaft zu befreien. Speciell für Österreich war die Gewinnung der Po-Adda-Linie als Grenze, sowie Salzburgs und die Wiedereinsetzung des Großherzogs von Toscana in Aussicht gestellt.

Erzherzog Karl hatte aus finanziellen, politischen und militärischen Gründen von der Eröffnung eines neuen Krieges im gegenwärtigen Momente abgerathen und erklärt, dass er in seiner Eigenschaft als Rathgeber des Kaisers jede Verantwortung ablehnen müsse. Die Finanzen des Reiches seien erschöpft, die Armee-Reorganisation noch nicht vollkommen durchgeführt und hinreichend gefestiget, die Neutralität Preußens deute eher auf ein Hinneigen zu Frankreich und könne im entscheidenden Momente umso gefährlicher werden, da Bayern, Württemberg und Baden als schon auf französischer Seite stehend zu betrachten seien. Der Kaiser verschloss sich keineswegs den klugen und erleuchteten Vorstellungen des Erzherzogs und wollte den Krieg gerne auf das Jahr 1806 verschieben; indessen die alliierten Engländer und Russen, durch die Kriegspartei am österreichischen Hofe lebhaft unterstützt, drängten zur sofortigen Eröffnung der Feindseligkeiten und so wurde, bevor noch die russischen Hilfstruppen herbeigekommen waren, der Inn gewaltsam überschritten. Von diesen letzteren — Russland hatte für die Coalition 175.000 Mann in Aussicht gestellt — gelangten vorderhand und auch da erst nach der Niederlage bei Ulm nur 20.000 Mann auf den deutschen Kriegsschauplatz. Erzherzog Karl trat vom Präsidium des Hofkriegsrathes zurück, und übernahm dem Befehle des Kaisers gehorchend, das Commando der Armee in Italien, während nominell der junge Erzherzog Ferdinand, factisch aber General Mack die Armee in Deutschland befehligte.

Der Feldzug durch die Katastrophe von Ulm eingeleitet, endigte mit der Niederlage der österreichisch-russischen Heere bei Austerlitz. Vergeblich war der von Erzherzog Karl erfochtene glänzende Sieg bei Caldiero; der hellglänzende Stern vermochte das Dunkel der Nacht nicht zu erhellen und zu zerstreuen, welches die Selbstüberschätzung und die Unfähigkeit der Führer im Norden über die tapferen Österreicher gebreitet hatten. Österreich war vernichtet — so schien es wenigstens — und die Bedingungen, welche Napoleon dem gebeugten Kaiser durch den Frieden von Pressburg (26. December 1805) auferlegt hatte, waren ganz darnach angethan, um eine neuerliche Erhebung Österreichs gegen die französischen Weltbeherrschungs-Pläne unmöglich zu machen. Es verlor Dalmatien, Istrien, Triest mit dem Küstenlande, ganz Venetien, musste an Bayern Tirol und Vorarlberg, weiters Passau, dann an Württemberg und Baden alle vorderösterreichischen Besitzungen im Breisgau und alle ihm bisher gehörigen Städte abtreten. Der Kaiser musste überdies noch die abtrünnigen Fürsten von Bayern, Württemberg und Baden in ihrer neu erworbenen königlichen und großherzoglichen Würde anerkennen und allen als Reichsoberhaupt ihm zukommenden Lehensrechten entsagen. Durch die Cession Venetiens und des gesammten istrisch-dalmatinischen Littorale an das neue Königreich Italien vom Meere abgeschnitten, durch die Herausgabe Tirols eines seiner treuesten Länder und festesten Bollwerke beraubt, aller Besitzungen am Rheine, im Schwarzwalde und an der oberen Donau verlustig und so von seiner kroatischen bis zu seiner Kar-

pathen-Grenze im weiten Bogen umher von Feinden umschlossen, unter welchen die deutschen Fürsten nicht die wenigst begehrlichen waren — schien Österreich in commercieller, politischer und militärischer Beziehung zu einem Torso verstümmelt. Ohne jede eigene Bewegungsfreiheit sollte es nur den von Außen kommenden Impulsen folgen, somit aus der Reihe der Großmächte verschwinden.

Der französische Kaiser und seine traurigen Akoluthen aber hatten auf eines vergessen — sie hätten sonst die Beraubung und Schwächung Österreichs noch weiter getrieben. Sie hatten nämlich vergessen oder nicht erkannt, dass an der Spitze dieses Reiches ein Monarch war von eisernem, unbezwinglichem Charakter, gefestet in der heiligen Überzeugung seiner Mission gegen die Störer der socialen und staatlichen Ordnung; sie hatten übersehen, dass diesem großen Monarchen eine Armee zur Seite stand, stark in Jahrhunderte alter Tradition ihres Heldenmuthes und ihrer dynastischen, durch kein Missgeschick, durch kein Unglück zu entmuthigenden Treue; sie hatten nicht zu erkennen und zu würdigen vermocht, dass dieser Monarch und seine Armee das Bewusstsein und die Fülle ihrer Kraft in einer Bevölkerung fanden, welche, von tief im Herzen wurzelnder Ergebenheit für ihr großes Herrscherhaus und von Liebe zum Vaterlande getragen, zu jeder Anstrengung bereit und fähig war, das verhasste Joch des übermüthigen Besiegers abzuwerfen. Und so hat die Feder, welche den Frieden von Pressburg unterschrieben, schon in großen Zügen die Erhebung vorgezeichnet, welche wenige Jahre später erfolgen sollte.

Im Juli 1806 wurde von sechzehn deutschen Fürsten, Bayern, Württemberg und Baden an der Spitze, zu Paris ein Vertrag unterzeichnet, in welchem sie sich vom deutschen Reiche lossagten, und, unter dem Namen „Rheinische Bundesstaaten" (Rheinbund) sich in die Unterthänigkeit Frankreichs begaben. Kaiser Franz machte die 1804 bei Stiftung der österreichischen Kaiserwürde schon ins Auge gefasste Absicht, die deutsche Kaiserkrone niederzulegen, nun zur Wirklichkeit. Als Antwort auf das Zustandekommen des Rheinbundes ließ er am 11. August 1806 dem Reichstage zu Regensburg mittheilen, „er sei es seinen Grundsätzen und seiner Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur insolange Wert für ihn hatte, als er dem Vertrauen der Fürsten und Stände des Reiches entsprechen und seine Pflichten erfüllen konnte."

Erzherzog Karl war schon im Beginne des Jahres 1806 zum Kriegsminister ernannt worden. Durch die ganze Bevölkerung gieng, nachdem der Zorn und die Entrüstung über die Unglücksmänner des Jahres 1805 sich gelegt hatten, ein frischer, verheißender Hauch des Lebens und der Thätigkeit. Jeder Einzelne fühlte, dass er für Kaiser und Vaterland zu wirken, sich voll und ganz einzusetzen haben werde. Wesentlich wurde diese patriotische Erhebung der Geister durch den, als das Programm einer neu hereinbrechenden Ära betrachteten Aufruf des Kaisers vom 1. Februar 1806 gefördert. Es hieß unter Anderem darin: „Die Wunden, welche der Krieg schlug, sind tief; nur Jahre können hinreichen sie ganz zu heilen und den Druck von Leiden zu verwischen, welche aus diesem unglücklichen Zeitraume hervorgegangen sind. Die Staatsverwaltung hat mehr als jemals schwere Pflichten zu erfüllen, und sie wird sie erfüllen. Aber sie hat auch mehr als jemals die höchsten Rechte auf die Mitwirkung aller Volksclassen zu dem wohlthätigen Zwecke, die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der wahren Geistescultur, durch Belebung der National-Industrie in allen ihren Zweigen, durch Wiederherstellung des öffentlichen Credites zu erhöhen, und dadurch die Monarchie auf jener Stufe zu erhalten, welche sie bisher unter den Staaten Europas behauptete."

Die Ereignisse des Jahres 1806 zeigten, wie sehr Österreich berechtigt, ja bemüßigt war, seine Heereskraft zu verstärken und neuerdings zum Kriege vorzubereiten; denn nun war auch für Preußen die Stunde des Unglückes gekommen — für jenes Preußen, welches im Jahre 1795 sich durch den Separatfrieden zu Basel von der ersten Coalition losgesagt, welches dann unthätig zugesehen, wie Österreich, trotz der zweiten und dritten Coalition, nur mit Mühe der immer mächtiger vorstürmenden Macht Napoleons sich erwehrte und ihr schließlich bei Ulm und Austerlitz erlag. Durch den Übermuth Frankreichs politisch von Demüthigung zu Demüthigung getrieben, schließlich in seinen Interessen wie in seiner Ehre durch Napoleon auf das Tiefste verletzt, musste Preußen den Krieg erklären. Am 10. October 1806 erfolgte der

erste Zusammenstoß mit dem Feinde, am 14. October die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, welche die preußische Armee vernichtete. Die unaufhaltsame Flucht der zersprengten Heerestheile, die Übergabe nahezu aller Festungen, der Verlust des ganzen Staatsgebietes bis zur Weichsel waren die furchtbaren Folgen der unglücklichen Schlacht.

Die an der Weichsel endlich gesammelten Truppen, etwa 18.000 Mann, erhielten nun eine Stütze an der zur Hilfeleistung bestimmten russischen Armee, welche aber, auf ihrem Anmarsche durch die am 7. November erhaltene Nachricht von der preußischen Niederlage, sich zu einem Stillstande am Narew veranlasst sah — ein Umstand, der Napoleons Operationen wesentlich zustatten kam. Seine Siege bei Eylau und Friedland über das preußisch-russische Heer, die Wegnahme von Danzig und der von den Preußen noch gehaltenen schlesischen Festungen, führten zum Frieden von Tilsit (9. Juli 1807). Preußen musste alles Land westlich des linken Elbe-Ufers für das von Napoleon zu Gunsten seines Bruders Jerôme neugegründete Königreich Westphalen, die polnischen Gebietstheile an seinen eigenen Alliierten, den Kaiser von Russland und den König von Sachsen, als Herzog von Warschau, Danzig aber an Frankreich abtreten.

Nicht genug an dem — Napoleon und Kaiser Alexander von Russland traten persönlich in engste freundschaftliche Beziehungen, welche durch den Congress von Erfurt, unter Assistenz aller deutschen Fürsten, die Weihe eines Bundes zur gemeinschaftlichen Knechtung Europas und dessen Auftheilung in die Macht-Sphäre der zwei Gewalthaber erhielten. Der Kaiser von Österreich war dort durch einen Gesandten vertreten; er wollte auch gar nicht Zeuge sein der demüthigenden Rolle, welcher die anderen deutschen Fürsten sich dort unterzogen.

Die übermüthigen Äußerungen Napoleons, dass Österreich nur durch seine Gnade noch lebe, seine Illoyalität in Ausführung der wenigen für Österreich günstigen Bestimmungen des Pressburger Friedens, seine Allianz mit Russland, dessen unfreundliche Gesinnung sich durch die verweigerte Räumung Cattaros manifestierte, welches auch nicht im Besitze der Russen hätte bleiben dürfen, — alle diese und noch mehr Anzeichen deuteten hin, dass der Friede nur einem Waffenstillstande gleichzuhalten sei und Österreich auf ein neues Kämpfen um seine Existenz vorbereitet werden müsse. Erzherzog Karl, welcher in den Jahren 1806 und 1807 thätigst die Reconstruction der Armee gefördert hatte, war es gelungen, 1808 eine tiefgehende, das ganze österreichische Volk in die Kreise der Armee ziehende, die Vermehrung der Kräfte der Monarchie bei gleichzeitiger Schonung des Staatsschatzes ermöglichende Institution ins Leben zu rufen — nämlich die Bildung der Reserven und der Landwehr, für welche alle wehrfähigen Bürger bis zum 45. Lebensjahre verpflichtet wurden. Auch ward ein Plan zur Reichsbefestigung entworfen und theilweise in Angriff genommen, die ungarische Insurrection, welche das Land auf drei Jahre bereitwilligst zugestanden, sowie die Erhebung Tirols unter Ägide des Erzherzogs Johann durch den patriotischen Freiherrn von Hormayr organisiert und vorbereitet. Kurz, es wurde alles für den entscheidenden Moment in Bewegung und Thätigkeit gebracht.

Bald nach Schluss des Congresses zu Erfurt war Napoleon auf den spanischen Kriegsschauplatz geeilt, wo seine Heere gegen die nationale Erhebung in entschiedenem Nachtheile sich befanden. Den Beginn des Jahres 1809, wo Napoleon in den dortigen militärischen Operationen besonders stark in Anspruch genommen war, hielt man österreichischerseits für den geeignetsten Zeitpunkt zur Eröffnung der Feindseligkeiten. Erzherzog Karl, welcher als Kriegsminister am besten wusste, dass die Armee noch nicht in voller Verfassung war, rieth auch diesesmal ab, im gegenwärtigen Augenblicke den Krieg zu eröffnen; er ward aber im Rathe des Kaisers durch die Kriegspartei überstimmt — eben durch diejenigen Leute, welche den Krieg am wenigsten verstehen und dann die Folgen des diplomatisch und militärisch schlecht vorbereiteten Krieges der Armee zur Last legen. Zum Generalissimus ernannt, sollte er die Armee in Deutschland, Erzherzog Johann jene in Italien, Erzherzog Ferdinand das gegen Polen aufgestellte Armeecorps befehligen.

Der muthige Entschluss des Kaisers, nochmals und ohne Bundesgenossen dem unersättlichen Ehrgeize Napoleons entgegenzutreten und Österreichs Macht in die ihm gebürenden

Grenzen wieder herzustellen, fand in der Bevölkerung des Reiches begeisterten Widerhall. Alles eilte zu den Fahnen, Reich und Arm, Hoch und Niedrig — alle trugen nach Kräften bei zur Füllung des Staatsschatzes, zu Naturalleistungen für die Armee, zur Beistellung von Unterkünften, Vorspann und allem, was die Versammlung und Ernährung der Armee begünstigen konnte. Ein erhebendes Bild der patriotischen Begeisterung eines ganzen Volkes für die Ehre seines Kaiserhauses, den Ruhm der Armee und das Wohl des Vaterlandes!

Die für Deutschland bestimmte Armee sollte auch dem durch den Erzherzog und seinem Generalquartiermeister General Baron Mayer ausgearbeiteten, in Wien angenommenen Operationsplan in zwei Gruppen u. z. beiderseits der Donau aufmarschieren: die Hauptgruppe, sechs Armeecorps, von Böhmen aus vordringen, sich der Donau zwischen Regensburg und Ingolstadt bemächtigen, zwei Armeecorps jedoch den Inn überschreiten, die bayrischen Truppen zurückdrängen und der Hauptarmee an der Donau die Hand reichen. Hiedurch hatte man dann volle Freiheit der Operationen, mochten diese der Hauptsache nach sich am linken oder rechten Donau-Ufer entwickeln. Der Plan war wohlberechnet und auf die genau bekannte Dislocation des französischen Heeres gegründet, welches aus seiner weit zerstreuten Aufstellung besten Falles erst nach dem 10. April zwischen Ulm, Donauwörth und Augsburg hätte versammelt sein können, während die österreichischen Armeecorps mit Ausnahme des 4., welches um fünf Tage zurück war, schon am 22. März aus dem Ausmarsch-Raume vorbrechen und Regensburg, den wichtigsten Punkt, in sieben Märschen leicht gewinnen konnten. Welche unglückseligen Einflüsse sich da wieder geltend machten, um im letzten Augenblicke einen neuen Operationsplan zu entwerfen und der Armee zu octroyieren, damit die kostbare Zeit zu verlieren und obendrein den damals ohnedies schwerfälligen Verpflegs- und Nachschubs-Apparat vollkommen zu desorganisieren, ist heute noch nicht genügend aufgeklärt. Mit einem Worte — unter der durch nichts erwiesenen und, wie sich gar bald zeigte, vollkommen irrigen Voraussetzung, dass die Concentrierung der Franzosen schon zu weit gediehen und die Gewinnung Regensburgs mit der Hauptarmee von denselben nicht mehr thunlich war, wurden vier von den sechs in Böhmen versammelten Armeecorps an den Inn dirigiert, so dass jetzt vom Inn aus die Hauptmacht, sechs Armeecorps, von Böhmen aus dagegen nur zwei Armeecorps debouchieren sollten. General Baron Mayer, welcher sich diesem Ansinnen heftigst widersetzt hatte, wurde seines Postens enthoben, als Commandant in eine kleine kroatische Festung versetzt und so vom Kriegsschauplatz förmlich verbannt.

Am 20. März brachen die vier Armeecorps aus Böhmen nach Süden auf, erreichten am 8. April den unteren Inn, und begannen am 10. den Übergang; die Bayern leisteten instructionsgemäß keinen Widerstand und stellten sich auch an der Isar nicht, so dass der Vormarsch kein nennenswertes Hindernis erfuhr. Von der Isar wendete sich der Erzherzog nun mit drei Corps gegen Regensburg, wohin auch die zwei aus Böhmen debouchierten Armeecorps von Kolowrat und Bellegarde dirigiert wurden, um Davoust, welchen man mit seinem Corps noch in Regensburg glaubte,*) von der Hauptarmee abzuschneiden, während die Corps des Erzherzogs Ludwig, Kienmayer's und Hiller's die linke Flanke durch eine Vorwärtsbewegung in nordwestlicher Richtung von Landshut und Moosburg aus zu decken hatten. War Davoust zersprengt, wollte sich der Erzherzog gegen die anderen französischen Heerestheile wenden, welche man — ganz im Widerspruche mit der allgemeinen Voraussetzung des geänderten Operationsplanes — theils am Lech, theils im Marsche dahin glaubte, und sie in ihrer Vereinzelung schlagen. Leider sollte es anders kommen.

Die österreichische Armee hatte durch Abänderung ihres ursprünglichen Operationsplanes achtzehn kostbare Tage verloren; dazu kam bei Beginn der Operationen andauernd schlechtes Wetter, so dass der, auch nur theilweise erst zusammengebrachte Train der Heerescolonnen nicht rasch folgen konnte und diese sich zu langsamen Märschen gezwungen sahen, während doch Eile nothwendig war. So kam

*) Davoust hatte nämlich zwischen den 10. und 18. April sein Corps bei Regensburg concentriert, jedoch an diesem Tage von Napoleon Befehl erhalten am rechten Donau-Ufer aufwärts nach Neustadt zurückzugehen und nur eine schwache Garnison in Regensburg zu belassen.

es, dass die Armee acht volle Tage brauchte, um die verhältnismäßig kurze Strecke zwischen Inn und Isar zu durchschreiten. Mit der bereits erwähnten Entfernung des Generals Baron Mayer, eines ebenso klaren und tüchtigen Kopfes, als entschiedenen Charakters, hatte der Erzherzog eben denjenigen Mann verloren, welcher seine Ideen und Entwürfe gleich sicher aufzufassen, als auszuführen verstand. Jetzt aber war man im österreichischen Hauptquartiere von den Bewegungen und Stellungen der feindlichen Corps nicht einmal halbwegs, oder vielmehr ganz irrig informiert, und dieser Mangel an richtiger Information trug wesentlich bei zu den Katastrophen von Landshut, Abensberg, Eckmühl und Regensburg, welche jener unglückliche Zeitverlust nur allzu gut vorbereitet hatte.

Napoleon war am 18. April bei der Armee eingetroffen, welche er durch die ungeschickte Auffassung seiner Befehle seitens seines Generalstabs-Chefs Berthier in unzweckmäßigster, zerstreuter Aufstellung fand. Er ordnete sogleich die Concentrierung der Armee an der Abens an, die Zurückziehung Davoust's aus Regensburg, ebenso die Heranziehung des bayrischen Corps. So kam es, dass an dem Tage, wo der Erzherzog seine obenerwähnte Bewegung gegen Regensburg begann, Davoust bereits im Abmarsche nach Neustadt war; man traf daher nur mehr auf die zur Deckung dieses, in der Kriegsgeschichte berühmt gewordenen Flankenmarsches nach Süden vorgeschobenen französischen Abtheilungen, mit welchen es zu den blutigen, unter dem Collectiv-Namen „Treffen bei Thann" bekannten Gefechten kam. Am 20. April fiel Regensburg in die Gewalt der Österreicher.

Um deren weiteres Vordringen aufzuhalten, stellte Napoleon dem Erzherzoge das Corps Oudinot, Lefèbre und die Bayern unter Davoust entgegen; er selbst aber warf sich mit den übrigen Corps auf den linken Flügel der Österreicher. Dieser, eines gemeinsamen Befehles entbehrend und daher zur Offensive wenig befähigt, wich nach den bei Abensberg erlittenen Niederlagen hinter die Isar zurück, musste trotz hartnäckigsten Widerstandes auch Landshut räumen und gieng an den Inn zurück, während Napoleon mit seiner Hauptmacht sich nordwärts gegen den Erzherzog wendete. Dieser, in vollkommener Unkenntnis der Ereignisse auf seinem linken Flügel — da Niemand es für nothwendig erachtet hatte, ihm eine Meldung zu erstatten — setzte seine Offensiv-Bewegung gegen Davoust fort, als plötzlich von Süden her Napoleon mit seinem Armeecorps erschien und nun auch Davoust seinerseits zu kräftigem Angriffe schritt. Die blutige Schlacht von Eckmühl, der Rückzug hinter die Donau, der Verlust von Regensburg und die nicht mehr zu verhindernde gänzliche Zweitheilung der österreichischen Armee durch die Donau waren das traurige Resultat der schlechten, unzusammenhängenden, aller strategischen Combination baren Führung des linken Flügels, sowie des mangelhaften Kundschaftsdienstes im österreichischen Hauptquartiere, wo der klarsehende und energische Generalquartiermeister Baron Mayer nur höchst ungenügend ersetzt worden war.

Napoleon ließ nun das Corps Davoust vorläufig in Regensburg stehen, um den Erzherzog zu beobachten, eventuell abzuhalten und sich aller Brücken und wichtigen Punkte stromabwärts zu versichern; er selbst aber gieng mit dem Gros der Armee an den Inn vor, um in eilenden Märschen am rechten Donau-Ufer Wien zu erreichen. Hiller, welchem nur das Commando über die drei Corps am rechten Ufer übertragen worden war, konnte sich trotz des tapfersten Widerstandes gegen die französische Übermacht nirgends lange halten; er musste von Position zu Position weichen, und gieng schließlich bei Mautern an das linke Donau-Ufer, um sich mit dem Erzherzoge zu vereinigen. Nur 15.000 Mann ließ er am rechten Ufer, um das Vordringen der Franzosen gegen Wien einigermaßen zu verzögern. Die ursprüngliche Absicht des Erzherzogs, seine Vereinigung mit Hiller am rechten Donau-Ufer zu bewerkstelligen und den Franzosen dort eine Schlacht anzubieten, konnte wegen des raschen Zurückgehen Hiller's, welches den längeren Marsch der Colonnen des Erzherzogs überflügelte, nicht zur Ausführung kommen. Er marschierte daher mit der Armee am linken Donau-Ufer weiter gegen Wien und concentrierte selbe in der Gegend des Bisamberges.

Napoleon fand in Wien selbst keinen Widerstand. Die Stadt war zwar von tiefen Gräben und hohen Wällen umgeben; unmittelbar vor diesen aber breiteten sich im Um-

kreise ausgedehnte, dichtbevölkerte Vorstädte aus, an deren äußerer Gürtellinie nur die keiner Vertheidigung fähigen, bloß dem Fiscus dienliche Linienwälle liefen, und da von Seite derjenigen, welche Österreich so voreilig in den Krieg getrieben und so unselige Eingriffe in den Operationsplan gemacht hatten, gar keine Anstalten getroffen worden waren, um die Hauptstadt des Reiches irgendwie in Vertheidigungszustand zu setzen, so darf es Niemand Wunder nehmen, dass die Stadt dem siegreichen feindlichen Heere keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Napoleon bemächtigte sich derselben denn auch ohne Schwertstreich und unternahm sogleich, sich am linken Ufer des Stromes festzusetzen, wozu er, nach verschiedenen anderen Versuchen die Insel Lobau unterhalb Wiens ausersah. Da der Erzherzog bereits in der Nähe des Bisamberges stand, wurden sofort Truppen in die Lobau überschifft und Brückenköpfe, sowie sonstige Befestigungen dort angelegt, um das Debouchieren auf das linke Ufer des Stromes zu sichern. Die Lobau hat im Allgemeinen die Gestalt eines mit der Spitze gegen Nordost gerichteten Ravelins, dessen Facen, gegen Nord und gegen Ost sehend, durch einen schmalen Donau-Arm (Stadler-Arm) vom linken Ufer des Stromes getrennt sind, während die Kehle durch den Hauptarm des Stromes gebildet und durch diesen vom rechten Ufer geschieden ist. Am linken Ufer des Stromes liegen: vor der Spitze des Ravelins Enzersdorf, vor der linken (nördlichen) Face die Dörfer Aspern und Esslingen, welche, als vorgeschobene Posten der am Stadler-Arm errichteten Brückenköpfe zu betrachten, von den Franzosen sehr stark besetzt wurden.

Der Erzherzog, bei seinen eigenen Entwürfen stets vom Geiste der Offensive geleitet, wusste, dass es ebensowenig im Charakter Napoleons war, lange mit dem Angriffe zu zaudern, dass dieser also die österreichische Armee am linken Donau-Ufer aufsuchen werde. Hierauf gründete er seinen Plan: die Franzosen über die Donau gehen zu lassen, sie während des Überganges anzugreifen und ihnen unter diesen ungünstigen Verhältnissen eine Niederlage zu bereiten. Man wusste im österreichischen Hauptquartiere, dass der Übergang der Franzosen für den 21. Mai anberaumt war. Der Erzherzog setzte demnach seine Armee, 75.000 Mann mit 228 Geschützen, am 21. Früh in fünf Colonnen mit der Hauptrichtung auf Aspern und Esslingen in Marsch; die Franzosen hatten zwischen den beiden, außerordentlich stark besetzten Ortschaften ihre Cavallerie bereits aufgestellt, während die Corps mit größter Beschleunigung über die durch das Hochwasser schon gefährdeten Brücken auf das Schlachtfeld zogen.

Wie bei den Österreichern, so auch bei den Franzosen, kamen nicht alle Colonnen gleichzeitig in die Action; in erster Linie entbrannte der Kampf um Aspern und erst nach Maßgabe, als die Schlachtlinie sich schloss, breitete sich derselbe nach und nach auf dem ganzen Bogen über Esslingen und bis an die Donau aus. Der Abend brachte keine Entscheidung; nach wechselvollem, erbittertem Kampfe blieb Aspern den Österreichern, Esslingen den Franzosen — die ersteren hatten ebenso das Centrum behauptet, trotz der wüthendsten Angriffe, welche Napoleon dorthin richtete.

Mit dem Morgengrauen des 22. Mai erneuerte sich der furchtbare Kampf; um Aspern und Esslingen, die abwechselnd verloren und gewonnen wurden, concentrierte sich das todesmuthige Ringen der beiden tapferen Heere. Wiederholt stellte der Erzherzog durch sein persönliches Eingreifen die Schlacht zu Gunsten der Österreicher her. Das große Monument, welches Kaiser Franz Josef dem heldenmüthigen Führer der sieggekrönten Heere Österreichs auf dem äußern Burgplatze zu Wien errichten ließ, zeigt uns den Generalissimus in dem Augenblicke, wo er hoch zu Rosse die Fahne des Regimentes Zach Nr. 15 mit kraftvoller Hand schwingend, seinen Truppen den Weg zum endlichen Siege weist. Von Tausenden von Kugeln umsaust, immer vorwärts stürmend und von der donnernden furchtbaren Wirkung seiner Batterien unterstützt, durchbricht der Erzherzog das feindliche Centrum, nimmt zum letztenmale und bleibend Aspern und zwingt den Gegner unter dem Schutze des noch gehaltenen Esslingen in die Lobau zurückzugehen. Der bis jetzt unüberwindliche Kaiser der Franzosen war durch den Erzherzog Karl von Österreich besiegt! Die Österreicher hatten 20.000 Mann und 800 Officiere, die Franzosen 44.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren.

Erzherzog Karl sagte in seiner Relation über die Schlacht: „So endete eine Schlacht, die ewig merkwürdig bleiben wird in den Annalen der Welt und in der Geschichte des Krieges. Es war die hartnäckigste und blutigste, die seit dem Ausbruche der französischen Revolution geliefert wurde. Sie war entscheidend für den Ruhm der österreichischen Waffen, für die Erhaltung der Monarchie und für die Berichtigung der öffentlichen Meinung. Die Infanterie hat eine neue glänzende Laufbahn betreten, und durch das bezeigte feste Vertrauen in ihre Selbständigkeit sich den Weg zu neuen Siegen gebahnt. Die geharnischte Reiterei des Feindes hat ihren bisherigen Ruhm an den Massen unserer Bataillone scheitern gesehen, und ertrug deren beharrliche Kaltblütigkeit nicht. Cavallerie und Artillerie haben sich an Tapferkeit übertroffen und die Thaten eines ganzen Feldzuges in dem Zeitraume von zwei Tagen erschöpft... Zum erstenmale hat Napoleon eine Niederlage in Deutschland erlitten. Er trat von diesem Momente in die Reihe der kühnen, glücklichen Feldherren zurück, die so wie er nach einer langen Folge von verheerenden Großthaten, dem Wechsel des Schicksales unterlagen, und der Zauber seiner Unüberwindlichkeit war gelöst. Für die österreichischen Heere war der 21. Mai eine große Epoche des Ruhmes, des Selbstvertrauens und des inneren Kraftgefühles. Niedergebeugt im Staube lagen ihre stolzen Gegner vor den Felsenmassen unserer Infanterie und die Gegenwart ihres bis jetzt unbesiegten Kaisers war nicht mehr vermögend, den Helden Österreichs die errungenen Lorbeeren zu entreißen."



Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern.
Nach einem Stahlstiche gezeichnet von C. Alberti, gestochen von E. Rouargue.

Die Frage, warum Erzherzog Karl seinen großen Sieg durch Verfolgung des Feindes nicht vervollständiget habe, ist vielfach besprochen worden. Eine solche Verfolgung auf dem

Schlachtfelde aber war schon durch die örtlichen Umstände ausgeschlossen; außerdem darf man nicht vergessen, dass die kaiserliche Armee durch die vorhergehenden Ereignisse und die daran sich knüpfenden Marschleistungen, schließlich durch die blutigen und aufreibenden Schlachttage von Aspern gewaltig erschöpft war, für den Augenblick dringend der Schonung bedurfte, und dass das französische Heer, wenn auch geschlagen, doch noch Widerstandskraft genug besaß, um hinter der Barrière des Stadler-Donau-Armes, der überdies durch Hochwasser stark angeschwollen war, sich mit Erfolg zu wehren. Gieng der Erzherzog aber behufs Verfolgung an einem auf- oder abwärtigen Punkte mit seinem Heere über die Donau, so gab er dadurch die wichtigen Communicationen nach Böhmen und Mähren auf; denn Napoleon stand denselben immer näher, als der Erzherzog und es handelte sich für Jenen dann nur ganz einfach darum, seine Haupt-Operations-Linie vom rechten auf das linke Donau-Ufer zu verlegen. Der Erzherzog hatte dies alles wohl überlegt, und war zu dem Entschlusse gekommen, seine Armee in die drei Meilen von der Donau gelegene Stellung von Wagram-Markgrafneusiedl zurückzuführen, die durch die Schlacht entstandenen Lücken auszufüllen, frische Kräfte heranzuziehen und von dieser Stellung aus einem neuerlichen Angriffe Napoleons, unter ähnlich günstigen Bedingungen wie bei Aspern, entgegenzutreten. Zur unmittelbaren Bewachung der Donau wurde ein Corps am Strome zurückgelassen.

Während dieser Ereignisse hatten auch die gleichzeitig in Italien, Polen und in Tirol aufgenommenen Kämpfe fortgedauert, wurden aber gar bald durch den Verlauf der Operationen an der Donau in ihrem Fortgange wesentlich beeinflusst.

Erzherzog Johann hatte zwar den Vicekönig Eugen Beauharnais bei Pordenone und Sacile entscheidend geschlagen, und unter weiteren siegreichen Gefechten bis unter die Mauern Verona's zurückgetrieben; mit der Nachricht von den Ereignissen an der Isar und Donau aber erhielt er den Befehl, sich durch Innerösterreich zurückzuziehen und sich der Armee des Erzherzogs zu nähern. Dicht auf dem Fuße folgte ihm Beauharnais, welchen Napoleon beauftragt hatte, mit aller Energie hinter dem retirierenden Erzherzog die Donau zu gewinnen und für weitere Operationen der Hauptarmee zur Hand zu sein. Glänzende Momente in dem mit aller Ordnung durchgeführten Rückzuge des Erzherzogs Johann sind die heldenmüthigen Vertheidigungen der Forts Predil und Malborgeth durch die Ingenieur-Hauptleute Hermann und Hensel.*) Dieselben hatten sich freiwillig erboten, die Forts zu vertheidigen und die Franzosen, welche den Rückzug der Österreicher dort zu umgehen planten, so lange aufzuhalten, bis alle Gefahr beseitigt war. Beide Officiere und der größte Theil ihrer Mannschaft fielen auf den Trümmern der Forts; die heldenmüthige mit goldenen Lettern in den Annalen der österreichischen Ruhmesgeschichte aufgezeichnete Vertheidigung aber hatte ihren Zweck vollkommen erfüllt. Der Erzherzog gieng mit seiner Armee über Graz nach Körmend und sodann nach Raab; zog sich aber, von dem durch Macdonald verstärkten Vicekönige angegriffen, nach Komorn zurück.

In Tirol war die Regierung seit dem Frieden von 1805 wohl bayrisch geworden, die Bevölkerung aber war österreichisch geblieben und fest entschlossen zum Kampfe auf Leben und Tod gegen die bayrische Gewaltherrschaft. Der am 9. April von Sachsenburg an der Drau aus erfolgte Einmarsch der Österreicher war das Signal zur Erhebung; Andreas Hofer, der Sandwirt aus dem Passeier Thale, Josef Speckbacher und der Kapuziner Joachim Haspinger waren die Führer und Leiter des durch die patriotische Thätigkeit des Freiherrn von Hormayr wohlorganisierten und vorbereiteten Aufstandes. Schon am 12. April waren das Pusterthal und die Straße über den Brenner, bald auch Zirl, Hall und die Landeshauptstadt Innsbruck vom Feinde befreit; am 13. streckten 3500 Franzosen und 1500 Bayern am Berge Isel die Waffen vor dem Tiroler Landsturm. Überall hatten die Bauern allein gefochten, und den kaiserlichen Truppen gar nicht Zeit gelassen, heranzukommen; 2 Generale, 17 Stabs- und 115 Oberofficiere, 4000 Bayern und 2000 Franzosen waren gefangen, 1 Adler, 7 Geschütze und 800 Pferde erbeutet worden. Ende April war Süd- und Nord-Tirol vom Feinde ge-

*) Siehe Seite 32.

räumt und die österreichische Regierung durch Freiherrn von Hormayr wieder installiert.

Das gegen Polen aufgestellte Corps des Erzherzogs Ferdinand war nach der gegen Poniatowski gewonnenen Schlacht bei Raszyn nach Warschau vorgerückt und hatte diese Stadt zur Capitulation gezwungen. Aber auch hier machten sich die Ereignisse im Donau-Thale geltend, und Erzherzog Ferdinand musste, nachdem er, Poniatowski folgend, diesem Sandomirz und Lemberg wieder entrissen hatte, nach Mähren zurückgehen, umsomehr als sich die Russen mit den Polen vereinigten und die Monarchie auch von dieser Seite bedroht erschien.

An der Donau hatte, nach der Schlacht von Aspern, sechswöchentliche Waffenruhe geherrscht, hervorgerufen durch das auf beiden Seiten empfundene Bedürfnis, sich zu einem neuen, dem entscheidenden Schlage vorzubereiten. In der stürmischen Nacht vom 4. zum 5. Juli aber begann Napoleon den Übergang, diesmal von der östlichen Flanke der Lobau aus und entwickelte sich am Morgen des 5. Juli in dem Raume zwischen Groß-Enzersdorf, Rutzendorf, Mühlleiten und Wittau. Der Erzherzog seinerseits hatte, in Ausführung seines bereits angedeuteten Entschlusses, den an der Donau stehenden General Nordmann beauftragt, sich in keinen Kampf einzulassen, sondern auf dem linken Flügel die Stellung zu repliieren und seine Armeecorps folgendermaßen aufgestellt:

Am linken Flügel der Stellung bei Markgrafneusiedl das 4. Corps (Rosenberg), im Centrum das 2. Corps (Hohenzollern), am rechten Flügel das 1. Corps (Bellegarde), bei Deutsch-Wagram die Vortruppen über den Russbach, bis Aderklaa, Baumersdorf und Glinzendorf vorgeschoben. Der äußerste linke Flügel war durch die, wie gesagt, dahin dirigierten Truppen des Generals Nordmann geschützt. Die übrigen Corps standen rechts (westlich) der Stellung am Russbach wie folgt: Die Cavallerie-Reserve unter Liechtenstein und die Grenadier-Reserve unter Prochaska zwischen Deutsch-Wagram und Gerasdorf; das 3. Corps (Kolowrat) bei Hagenbrunn; das 6. Corps (Klenau) bei Stammersdorf; das 5. Corps (Reuß) bei Strebersdorf. An Erzherzog Johann in Pressburg ward schon am 4. abends, 11 Uhr, ein Courier mit dem dringenden Befehle gesendet, sogleich aufzubrechen und über die March in der Richtung auf Markgrafneusiedl behufs Theilnahme an der bevorstehenden Schlacht heranzumarschieren.

Die Aufstellung des Erzherzogs zeigt deutlich seinen Plan, den Gegner durch die Stellung am Russbach festzuhalten, mit drei Armeecorps, der Grenadier- und der Cavallerie-Reserve den linken Flügel der Franzosen anzufallen, und diese so von ihrer Rückzugslinie ab, nach Pressburg zu drängen. Die Armee des Erzherzogs war, ohne die 20 Bataillone und 20 Escadronen zählende Armee des Erzherzogs Johann zu rechnen, welcher, wie unten erzählt werden wird, nicht an der Schlacht theilnahm, 172 Bataillone und 156 Escadronen, die französische Armee 260 (allerdings schwächere) Bataillone und 195 Escadronen stark.

Die Franzosen fanden also bei ihrem Übergange keinen Widerstand und hatten sich etwa um 5 Uhr nachmittags in Schlachtlinie entwickelt, bis Raasdorf vorgeschoben. Um 6 Uhr abends ertheilte Napoleon den Befehl zum allgemeinen Angriff, der sich bald auf der ganzen Linie des Russbaches zwischen Wagram und Markgrafneusiedl zum heftigsten Kampfe gestaltete, obgleich von keinem der beiden Heere die Hauptkräfte noch in Action getreten waren. Bis in die tiefe Nacht dauerte die Schlacht; vergebens hatte Davoust gegen Markgrafneusiedl, vergebens Oudinot wiederholt gegen Baumersdorf angestürmt. Wohl wurde auf dem rechten Flügel Aderklaa von den Sachsen, Wagram durch die italienische Armee genommen, und das Corps Bellegarde, sowie ein Theil des Corps Hohenzollern zurückgeworfen; da aber war Erzherzog Karl persönlich erschienen mit dem Infanterie-Regimente Erbach,*) hatte, obgleich selbst verwundet, die Schlacht wieder hergestellt und den Gegner über den Russbach zurückgeworfen. Bald war die ganze französische Armee in regelloser Flucht über den Russbach und gegen Raasdorf begriffen, wo es Napoleon gelang, sie zum Stehen zu bringen. Um 11 Uhr nachts war die Schlacht auf allen Punkten zu Ende, um Früh des nächsten Morgens

*) Heute Herzog von Cumberland Nr. 42; das Regiment erhielt wegen seiner ausgezeichneten Bravour an diesem Schlachttage die Auszeichnung, bei allen Gelegenheiten den Grenadiermarsch schlagen zu dürfen.

wieder zu beginnen. Napoleon ließ vor allem das Corps Davoust gegen Markgrafneusiedl vorrücken, um sich dieser Position zu bemächtigen, an welcher er, ganz richtig, die Vereinigung mit dem heranmarschierenden Erzherzog Johann vermuthete. Mittlerweile war ein hartnäckiger Kampf auch wieder um Aderklaa entbrannt, welches von den Franzosen wiederholt verloren und gewonnen wurde, bis der Erzherzog sich selbst an die Spitze der Truppen stellte und es in den Besitz der Österreicher brachte. Wohl war dieser Punkt so viel Blut wert; denn er war das Centrum der Stellung und daselbst stießen der Offensiv- und der Defensiv-Flügel der ganzen Aufstellung der Österreicher zusammen. Der Erzherzog begab sich nun auf den linken Flügel nach Markgrafneusiedl, wo seine Anwesenheit, wie später erzählt werden wird, dringend geboten schien.

Als Napoleon das hartnäckige Festhalten der Österreicher in Aderklaa gewahr wurde, ward ihm der Plan des Erzherzogs deutlich, und er sah die ganze Gefahr, welche seiner Schlachtlinie von den bereits an seinen linken Flügel herangekommenen Corps Kolowrat und Klenau drohte. Er ließ daher, unter dem Schutze der gegen die Linie Aderklaa-Breitenlee vorpoussierten Cavallerie 100 Geschütze in Batterie auffahren, und hinter denselben die Corps Wrede, Marmont, die Garde und die italienische Armee in eine große Masse aufmarschieren, um das österreichische Centrum zu durchbrechen, während Massena, auf dem linken Flügel, Klenau aufhalten sollte, welcher die Franzosen bereits über Esslingen zurückgedrängt hatte. Der Kaiser ließ nun die große Masse seines Centrums gegen die österreichische Mitte vorrücken; doch wurden ihre Sturm-Colonnen trotz der an die Flügel angehängten Reitermassen von den tapferen Österreichern zurückgeworfen; zuletzt stürmten noch die Bayern und die ganze Garde heran, aber auch sie mussten hinter ihre Artillerie zurückweichen, „welche selbst nicht weichen konnte, weil sie keine Pferde mehr hatte. Es war wie eine Botschaft des Sieges, welche in dieser großen Stunde durch die Fahnen des österreichischen Centrums rauschte." Von Massena kam an den Kaiser die Meldung, alles sei verloren, denn die Österreicher standen schon im Rücken der Franzosen, ohne dass er sich ihrer erwehren könne.

Davoust hatte indessen bei Markgrafneusiedl bedrohliche Fortschritte gemacht; Rosenberg musste die nach der ursprünglichen Disposition begonnene Offensive gegenüber der Übermacht Davoust's einstellen und in die Stellung zurückkehren, wo er alsbald auf das Heftigste angegriffen wurde. Napoleon, der um jeden Preis sich Markgrafneusiedls bemächtigen wollte, hatte Davoust noch 4 Cavallerie-Divisionen beigegeben, so dass sein Corps jetzt 52 Bataillone und 62 Escadronen zählte, welchen die Österreicher dort nur 42 Bataillons und 50 Escadronen entgegenstellen konnten — ein missliches Kräfteverhältnis für die Vertheidigung einer, viele schwache Punkte zeigenden, ausgedehnten Stellung. Der Erzherzog war, wie erzählt, dahin geeilt; aber selbst seiner persönlichen, todesmuthigen Einflussnahme gelang es nicht, dem übermächtigen und mit der Cavallerie überflügelnden Angriff Davoust's Einhalt zu thun. Umsonst sah er nach der Richtung aus, woher der Erzherzog Johann hätte kommen und nach seiner Berechnung bereits eingetroffen sein sollen; dieser aber kam nicht zur rechten Stunde und so sah sich der Generalissimus, nicht wissend, welche Fortschritte sein rechter Flügel unterdessen gemacht hatte, veranlasst, den allgemeinen Rückzug anzuordnen. Napoleon ward des siegreichen Vorwärtsstürmens Davoust's in dem Augenblicke gewahr, als er von Massena die oberwähnte Meldung erhielt, dass alles verloren sei. „Sagen Sie dem Marschall," befahl er dem Ordonnanz-Officier, „dass die Schlacht gewonnen ist — er soll sogleich zum Angriffe schreiten."

Die Franzosen hatten an den beiden Schlachttagen 29.000, die Österreicher 27.000 Mann verloren.

In vollster Ordnung, 9000 Gefangene, 12 eroberte Adler und 11 feindliche Geschütze mit sich führend, trat die österreichische Armee ihren Rückzug nach Znaim an. So imponierend war ihre Haltung, dass Napoleon die längste Zeit über die Verfolgung unschlüssig und in vollkommener Unkenntnis war, welche Straßen der Gegner eigentlich eingeschlagen hatte. Bei Znaim stellte sich die österreichische Armee neuerdings zur Schlacht, welche aber resultatlos abgebrochen wurde, als Napoleons Waffenstillstands-Anträge vom Erzherzog angenommen wurden. Der daran sich knüpfende Friede von

Wien (Schönbrunn, 14. October 1809) machte dem Kriege ein Ende, legte aber Österreich neue, schwere Opfer auf: es verlor Salzburg, das Inn- und einen Theil des Hausruk-Viertels an Bayern, Süd-Tirol und das ganze Littorale nordwärts bis zur Save und den Villacher Kreis an das Königreich Italien; West- und einen Theil von Ost-Galizien nebst mehreren böhmischen Grenz-Districten an Sachsen; einen Theil Ost-Galiziens an Russland — im Ganzen 2000 Quadratmeilen mit $3^1/_2$ Millionen Einwohner, und musste eine Kriegscontribution von 85 Millionen Francs zahlen.

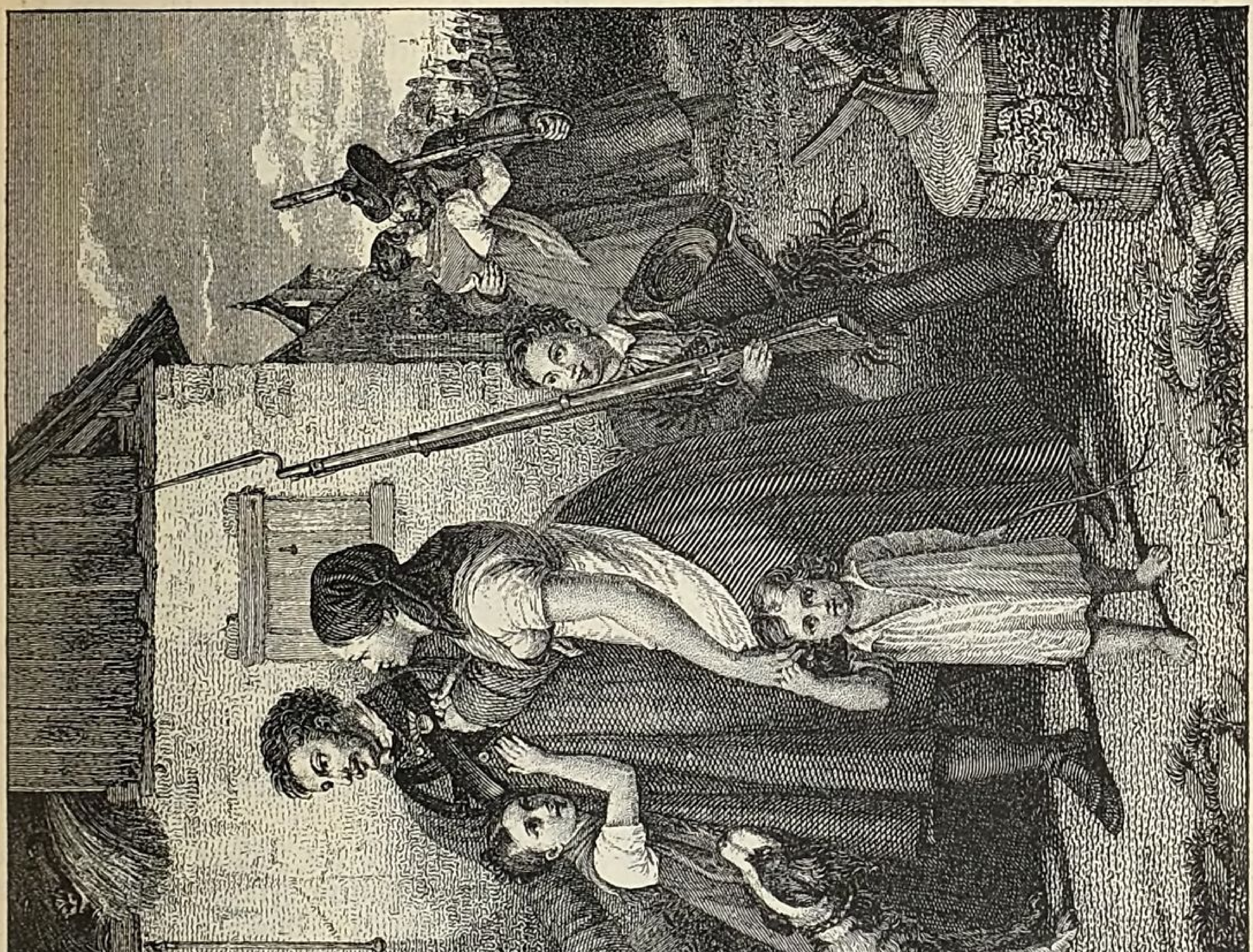
Der Aufstand in Tirol hatte trotz des Waffenstillstandes fortgedauert; die tapferen Tiroler wollten sich nicht ergeben. Ihre neuerlichen Heldenthaten in der Sachsenklemme und auf dem Berge Isel, bei Unken und im Passe Lueg, ein unvergängliches Denkmal österreichischer Treue und Vaterlandsliebe, hatten die vollständige Räumung des Landes von Franzosen und Bayern zur Folge. Selbst nach abgeschlossenem Frieden wehrten sich die Tiroler gegen die neuerliche Invasion mit kräftigen Händen und erlagen erst nach blutigem Ringen der großen Übermacht, welche Napoleon nun gegen das kleine Land aufbot. Der heldenmüthige Andreas Hofer, unter seinen vielen großen Landsleuten der Größte, fiel endlich in feindliche Gefangenschaft und wurde nach schmachvoller und entehrender Behandlung am 20. Februar 1810 auf Napoleons Befehl in Mantua erschossen — ein Denkmal der Schande für die Häscher und Mörder des großen Patrioten!

Es war ein unglücklicher Krieg, welchen Österreich im Jahre 1809 geführt; er war aber zugleich der ruhmvollste für sein Heer und sein Volk. Weit hinaus über die Grenzen des Reiches hallte die Nachricht von den Thaten des österreichischen Heeres, von seiner Tapferkeit und seinem Todesmuthe, die nur durch die höhere Gewalt des Schicksales gebeugt werden konnte. Weit hinaus hallte die Kunde von der Treue und Opferwilligkeit des österreichischen Volkes, welches Gut und Blut dahingab und begeistert seine Söhne in die Reihen des kaiserlichen Heeres schickte. Ja, Nacht, tiefe Nacht des Missgeschickes und des Unglückes musste es sein, welche Österreichs Stern, um mit dem großen Dichter des gewaltigen Friedländers zu sprechen, so hell erglänzen machte. Und wie die Blüte weissagend der Frucht vorausgeht, so zog dieser Stern Österreichs verkündend den Morgen der Befreiung voraus. Mit Staunen sahen die Völker Europa's, dass Napoleon kein Unüberwindlicher war, und dass es außer Frankreich noch einen Staat und einen Fürsten gab, mit dem man rechnen musste. Es überkam sie eine Ahnung, dass dieses zerrissene und aus tausend Wunden blutende Österreich noch lange nicht am Ende seiner Kräfte und Entschlüsse war, und es begannen die geknechteten Deutschen hoffnungsvoll aufzusehen zu Österreich und seinem großen Monarchen, da Rettung erhoffend aus der Unwürdigkeit des Rheinbundes und der französischen Knechtschaft. Dem öffentlichen Geiste des Volkes konnten aber, auf die Länge, auch die deutschen Fürsten nicht widerstehen und so entstand langsam aber unaufhaltbar, die um Österreich sich krystallisierende Erhebung von 1813.

Nach dem Schönbrunner Frieden hatte Napoleon die Erzherzogin Maria Louise, Tochter des Kaisers Franz, zur Gemahlin begehrt. Der Kaiser, mit weitaussehenden Plänen für die Wiederaufrichtung des Reiches beschäftigt und dem brutalen Verlangen unter den damaligen Verhältnissen zu widerstehen nicht vermögend, brachte auch dieses Opfer, sowie er, nicht minder widerwillig, in die Bestellung eines Auxiliarcorps für den 1812 gegen Russland eröffneten Krieg willigte.

Die Ereignisse des Jahres 1812 in Russland sind bekannt. Mit 500.000 Mann überschritt Napoleon den Niemen; überall siegreich, gelang es ihm doch nirgends die Russen ernstlich zu fassen, da sowohl Barclay als Bagration beständig zurückwichen; die meisterhaft geplante Umgehung der bei Smolensk vereinigten Russen misslang; die blutige Schlacht von Borodino hatte keinen weiteren Erfolg als das neuerliche Retirieren der Russen hinter Moskau. Alles gieng fehl; es war als ob das Glück sich auf immer von dem gewaltigen Manne abgewendet hätte. Der Brand von Moskau, der hiedurch bedingte Rückzug der französischen Armee und die Katastrophe an der Berezina schlossen die blutige Episode des Jahres 1812.

Zu Beginn des Jahres 1813 traten Preußen und Russland in ein enges Bündnis, zu welchem auch Österreich, als der nothwendigste Factor, eingeladen wurde; dieses aber,



Die Rückkehr des Landwehrmannes.
Nach einem Kupferstiche. Peter Krafft pinx. J. Kovatsch sculp.

von Frankreich gleich warm umworben, behielt sich die Freiheit der Entschließung vor. Kaiser Franz wollte keinen neuen Krieg und bot seinen ganzen Entschluſs auf, um Napoleon zu Zugeständnissen zu bewegen, auf deren Grundlage eine neue Ordnung der Dinge und endlich ein dauerhafter Friede zustande kommen konnte. Napoleon wollte Österreich jedes mögliche Zugeständnis machen, es sogar auf Kosten Preußens vergrößern; von einer Reconstruierung Preußens und von einer Auflösung des Rheinbundes aber wollte er nichts hören und so blieb Österreich vorderhand in neutraler Haltung, welche sich jedoch allmählich zu bewaffneter Neutralität und dann zur bewaffneten Mediation verschärfte.

Die verbündeten Preußen und Russen wurden mittlerweile bei Lützen und Bautzen geschlagen und boten einen Waffenstillstand an, welchen Napoleon sofort annahm, da seine neu zusammengeraffte Armee noch gar sehr der Consolidierung bedurfte und bedeutende Theile derselben noch im Anmarsche waren. Das Ansinnen Österreichs zu einer friedlichen Beilegung wurde jetzt immer dringender, und als Napoleon in keinem Punkte nachgeben wollte, trat Kaiser Franz der preußisch-russischen Allianz bei und erklärte hiemit den Krieg an Frankreich.

Hiedurch war in Europa eine ganz neue Situation geschaffen. Wir können hier die weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 nicht erzählen, wohl aber dürfen wir mit Stolz hervorheben, daſs Österreich nicht nur durch die überlegene Kraft seines Contingentes, sondern auch durch die Tüchtigkeit und Energie seiner Führer daran bestimmenden Antheil genommen, daſs es die Völkerschlacht bei Leipzig durch seine Heere zu glücklichem Ausgange entschieden, daſs es 1814 in dem heroischen Verzweiflungskampfe Napoleons die Führung übernommen, die alliierten Heere nach Paris geführt und dort das Schicksal seines gewaltigen Gegners zur Erfüllung gebracht hat. Napoleons Rückkehr von Elba im Jahre 1815, sein Sieg über die Preußen bei Ligny, seine Niederlage bei Waterloo gegen die unter Wellington vereinigten Engländer und Preußen, und seine Verbannung nach St. Helena endigten die große Periode der französischen Revolutions- und Eroberungskriege.

Frankreich und Österreich sind in diesen Kriegen als ebenbürtige Rivalen sich gegenüber gestanden. War Jenes auch zeitweise im Vortheile durch das unvergleichliche Genie seines großen Kaisers, so konnte der schließliche Erfolg doch dem Monarchen nicht fehlen, dessen Regenten-Tugenden, durch unbeugsame Standhaftigkeit, durch unübertroffene Charakterfestigkeit zu historischer Größe geweiht, in den Wagschalen des Schicksales schwerer befunden werden muſsten, als die wohl gewaltigen, aber auf minder edlen Beweggründen fußenden Großthaten des französischen Kaisers.

Die Geschichte des Jahres 1809 ist die Geschichte des Kaisers Franz, seines Volkes und seines Heeres. Ungeschwächt wird die Erinnerung an jene große Zeit und ihre Helden in uns fortleben und in dieser Erinnerung werden wir zu Wasser und zu Land, bei Tag und Nacht, in Schlachten, Stürmen und Gefechten, an jedem Orte und zu jeder Zeit dem Enkel des großen Kaisers Franz tapfer und mannhaft dienen, für ihn und für das Vaterland mit Ehre leben und mit Ehre sterben.

Alois Ritter von Haymerle.

Andreas Hofer und seine Kampfgenossen.*)

Das tapfere Bergvolk Tirols hatte wiederholt im Laufe der Jahrhunderte seine treue Anhänglichkeit an das Herrscherhaus zu bethätigen Anlass gefunden; in Zeiten der Noth und Gefahr konnten die Habsburger sicher auf die Tiroler rechnen, das hatte Herzog Friedrich erfahren und das Jahr 1703 hatte es nicht minder eindringlich erwiesen. Die glänzendste und rühmlichste Epoche der Geschichte Tirols bildet jedoch die Zeit der Franzosenkriege. Dem biederen Volk der Berge war die französische Revolution aus doppeltem Grunde ein Greuel: sie bedrohte die Heimat und bedrohte die Religion. Kein Wunder daher, wenn die tapferen Männer mit wahrhafter Begeisterung die Waffen ergriffen, als der gehasste Feind an den Grenzen erschien und der Ruf an sie ergieng, den eigenen Herd zu vertheidigen. Mannhaft kämpften sie denn auch im Jahre 1797 gegen die eingedrungenen Franzosen und der Tag von Spinges (2. April) war ein rechter Ehrentag für die kühnen Landesvertheidiger, welche Philipp von Wörndle zum Siege führte. Hier war es auch, wo eine Bauernmagd, Katharina Lanz aus Enneberg, tapfer mitkämpfte; das „Mädchen von Spinges" lebt im Gedächtnis des Volkes fort. **)

Damals hatte der Feind das Land räumen müssen; wenige Jahre später (1805) fiel es ihm durch den Friedensschluss von Pressburg zu. Erzherzog Johann bedurfte seines ganzen Ansehens, um die kampflustigen Tiroler von unnützem Widerstande abzuhalten, sie zur Ergebung in das Unvermeidliche zu bewegen. Mit stillem Ingrimm fügten sich die Tiroler der Herrschaft Bayerns, welchem Napoleon das Land überlassen hatte; ungeduldig erwarteten sie den Augenblick, da Österreich wieder neu erstarkt den Kampf mit dem mächtigen Erbfeinde aufnehmen könne. Mit dem Wiener Hofe, vor Allem mit Erzherzog Johann, wurden geheime Verbindungen unterhalten, Boten und Briefe kamen und giengen, endlich hieß es, die Zeit ist da.



Kampf auf dem Berge Isel.

Aus: Blaas, Freskengemälde im k. und k. Arsenal in Wien, von Prof. Karl Blaas.

Im Jahre 1809 entschloss sich Österreich zu einem neuen Waffengange, auf die Mitwirkung des Tiroler Volkes ward hiebei gezählt. Mit

---

*) V. E. I. 330, 537, 790. II. 589–594, 614, 639, 662–65, 671–88.

**) V. E. II. 592.

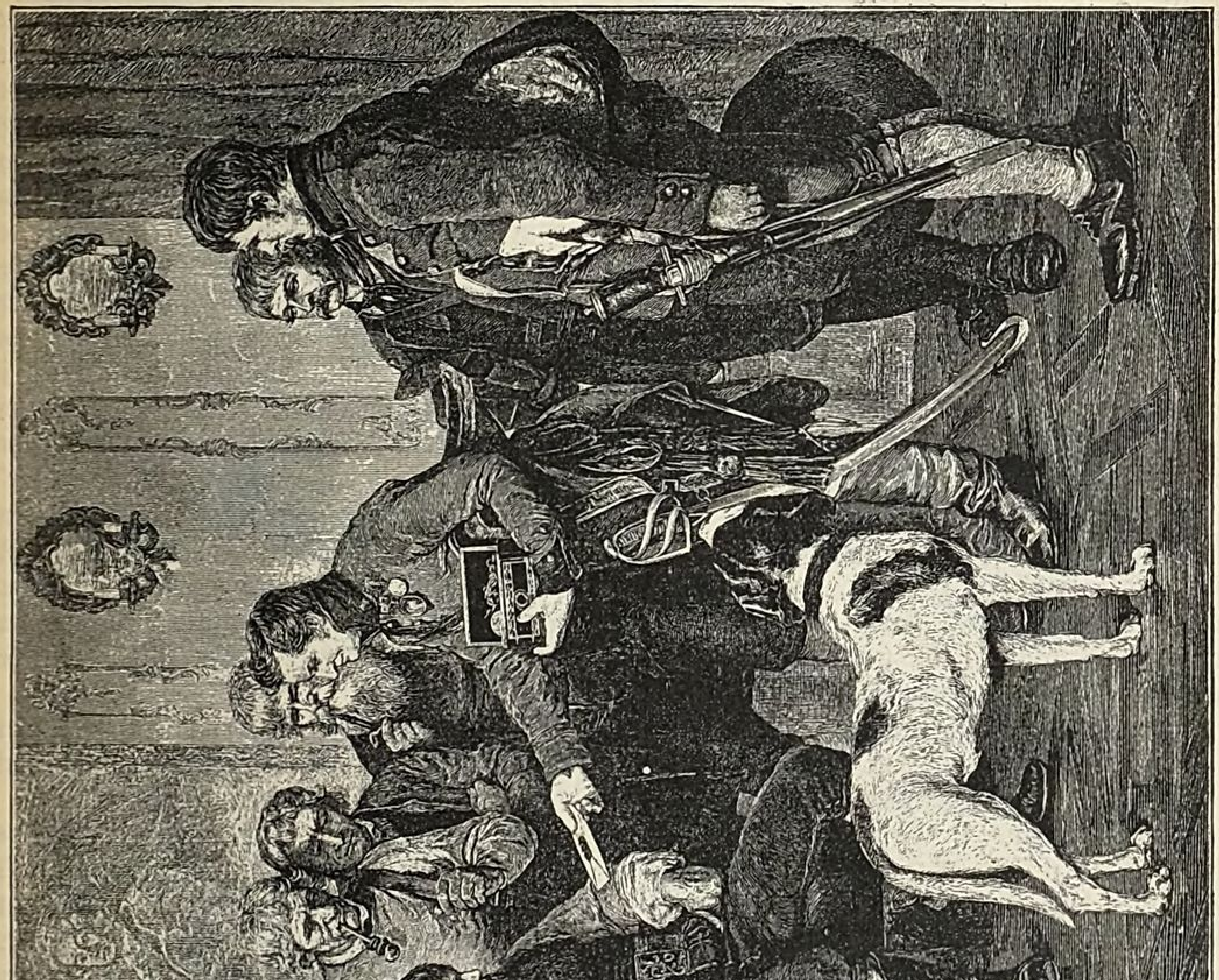
beispielloser Verschwiegenheit wurde die Erhebung vorbereitet, — welche durch den Bruch der Friedensartikel seitens Bayerns auch moralisch gerechtfertigt war — und am 10. April brach der Sturm los. Schon am 12. war Innsbruck in den Händen der Landesvertheidiger, die bayrische Besatzung gefangen, und Tags darauf musste sich auch das Corps des Generals Bisson ergeben. 6000 Gefangene, 800 Pferde und 7 Geschütze waren in den wenigen Tagen den Tirolern in die Hände gefallen. Das Land wurde nunmehr von den österreichischen Truppen unter FML. von Chasteler besetzt und Freiherr von Hormayr übernahm nun dessen Verwaltung im Namen des Kaisers.

Nicht lange währte die Ruhe; im Mai griff der Feind neuerdings mit Übermacht an, Chasteler musste den Rückzug antreten, Franzosen und Bayern überschwemmten das Land. Eine tiefe Bewegung gieng durch ganz Tirol. es brauchte nur eines Führers, um diese Bewegung in die richtigen Bahnen zu leiten. Und dieser Führer fand sich in Andreas Hofer. Der Wirt am Sand in Passeyer hatte zu jenen Patrioten gezählt, mit welchen Erzherzog Johann brieflich und persönlich verkehrt hatte, als es die Erhebung vorzubereiten galt. An den Aprilkämpfen hatte sich Hofer als Führer der Passeyrer Compagnien rege betheiligt, ohne jedoch eine eigentlich leitende Rolle zu spielen. Jetzt stellte ihn das allgemeine Vertrauen an die Spitze des Volkes. Gesucht hatte der schlichte bescheidene Hofer diese Stellung nicht, er übernahm sie, weil er dies als eine patriotische Pflicht betrachtete. Freiwillig unterordneten sich Alle seinem Oberbefehle, er verstand es auch, Ordnung in die Massen zu bringen und sich die Mitwirkung der in Tirol noch stehenden österreichischen Truppen zu sichern. Am 29. Mai griff Hofer am Berge Isel den Feind an, und nach heldenmüthigem Kampfe blieb den Tirolern der Sieg. Die Bayern flüchteten aus Innsbruck und zum zweitenmale war Tirol vom Feinde befreit. Hofer überließ die Regierung des Landes wieder dem Freiherrn von Hormayr und zog sich zurück, bis ihn der neuerliche Einbruch des Feindes abermals an die Spitze der Landesvertheidiger rief.

Der französische Marschall Lefebvre war mit bedeutender Heeresmacht in's Land gekommen und hatte am 30. Juli Innsbruck besetzt. Österreich hatte nämlich inzwischen einen Waffenstillstand abgeschlossen, kraft dessen die österreichischen Truppen Tirol räumen mussten, doch war die Besetzung desselben durch den Feind nicht ausdrücklich bestimmt. Hofer, an den sich in dieser Noth Alle wandten, rief durch Laufzettel die Schützen und Stürmer auf und schon am 2. August sammelten sich allenthalben die Compagnien. Ein sächsisches Regiment wurde im Eisackthale zum Theile aufgerieben und der Rest gefangen genommen, Marschall Lefebvre selbst nach dreitägigem Kampfe bei Sterzing zum fluchtartigen Rückzuge über den Brenner gezwungen; das gleiche Schicksal widerfuhr dem General Ruska im Pusterthale und eine in's Oberinnthal entsendete bayrische Colonne wurde bei der Pontlatzer Brücke derart geschlagen, dass kaum die Hälfte derselben nach Innsbruck entkam. Hier traf am 11. auch Marschall Lefebvre mit seinen in vollster Unordnung gerathenen Truppen ein. Die Tiroler sammelten sich auf dem Berge Isel. Am 13. August frühmorgens griffen sie den Feind an. Das war der schönste Ehrentag der Tiroler, die wie Löwen fochten; als die Sonne untergieng, sah sich Lefebvre — der 2000 Mann verloren hatte — ringsum eingeschlossen: nur die Straße nach Kufstein war noch offen. Auf dieser entwich der Feind am 14. nachts in aller Heimlichkeit und am Himmelfahrtstage zog Hofer mit seinen Streitern in das wieder befreite Innsbruck ein. Am 21. August stand kein feindlicher Soldat mehr auf Tiroler Boden; das Land hatte sich „aus eigener Kraft" befreit.

An Hofer, der seine Landsleute zum Siege geführt hatte, trat nun die schwierige Aufgabe heran, das Land auch zu verwalten. Auf Zureden angesehener Männer übernahm er die Regierung im Namen Österreichs und leitete mit seltenem Geschick und Takt die Geschäfte. Indessen wurde anderwärts über das Schicksal Tirols entschieden. Österreich musste sich zum Frieden entschließen und mit schwerem Herzen unterzeichnete Kaiser Franz die Urkunde, welche die Abtretung Tirols enthielt.

Kein Tiroler wollte es glauben, als die ersten Gerüchte davon ins Land kamen, man



Andreas Hofer empfängt die kaiserlichen Geschenke in der Hofburg zu Innsbruck.

Nach einem Holzschnitte aus der „Neuen Illustr. Zeitung" 1880. Franz Defregger pinx.

hielt die Nachrichten für eine Kriegslist des Feindes. Auch Hofer war nicht zu überzeugen, dass der Kaiser „sein Tirol" habe abtreten können, und so rüsteten sich die Landesvertheidiger zum letzten verzweifelten Kampfe gegen eine furchtbare Übermacht. Wieder fiel am Berge Isel die Entscheidung, diesmal zu Ungunsten der Tiroler. Am Allerheiligentage gieng die Schlacht verloren. Noch war der Widerstand des Heldenvolkes nicht gebrochen, in den einzelnen Theilen setzten die Aufgebote den Kampf fort. Hofers Kerntruppe, die Passeyer, erstritt sogar noch einige Erfolge, aber diese vereinzelten Anstrengungen blieben vergeblich und Mitte December war ganz Tirol bewältigt.

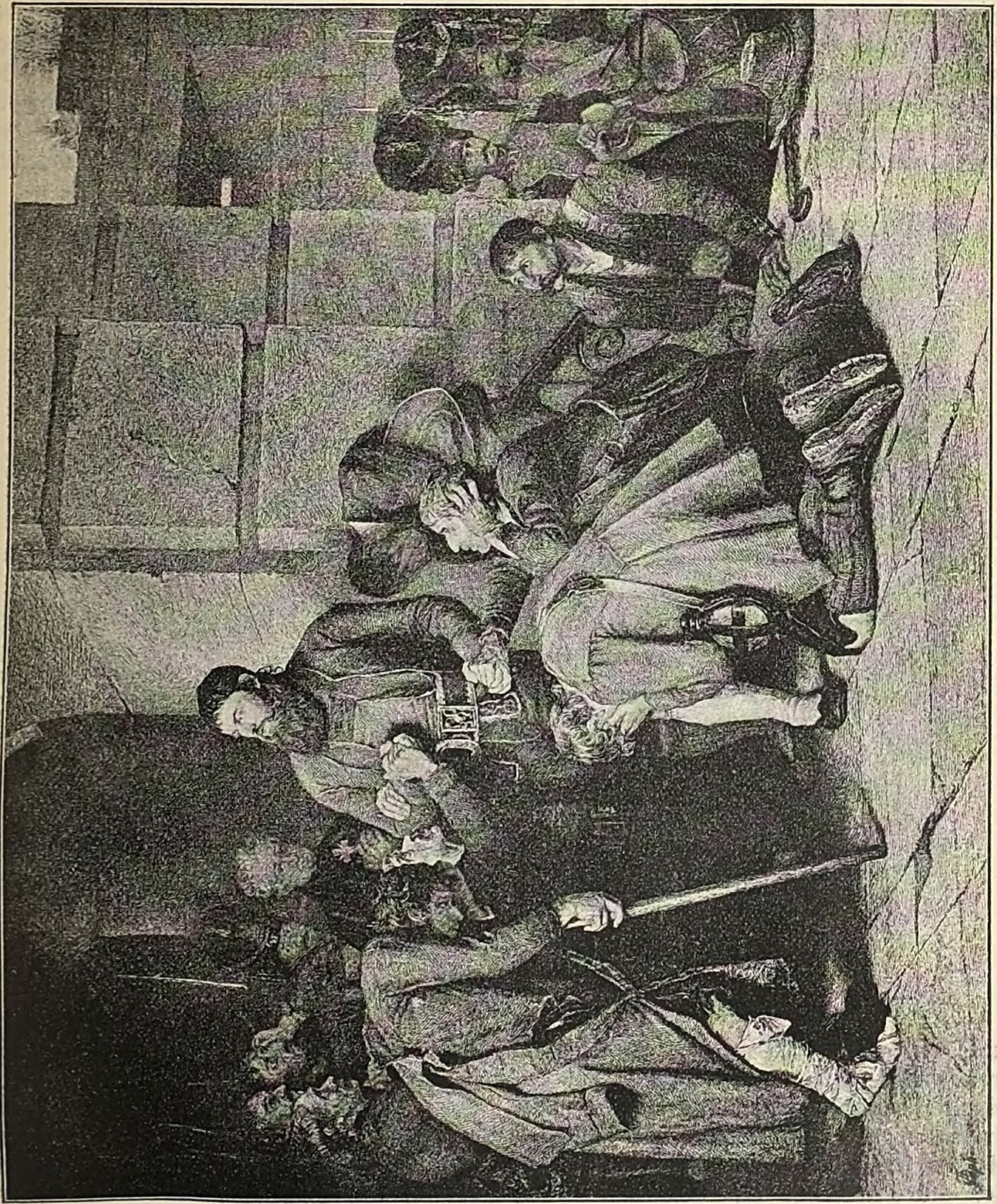
Dies ist in kurzen Umrissen die Geschichte des denkwürdigen Tiroler Freiheitskampfes. Groß ist die Zahl der Männer, welche sich in demselben ausgezeichnet hatten. Die volksthümlichste Gestalt bleibt natürlich Andreas Hofer, der die Treue gegen Kaiser und Heimat mit seinem Blute besiegelte.

Hofer, geb. 22. November 1767, hatte mit 22 Jahren die Wirtschaft seiner Eltern, das Sand-Wirtshaus in Passeyer übernommen und sich 1789 mit Anna Ladurner vermählt. Er betrieb einen lebhaften Handel über den Jaufen und kam dabei mit vielen Leuten in Nord- und Südtirol in Berührung, lernte die italienische Sprache und bildete sich im Lesen und Schreiben aus. Seine Biederkeit und sein einnehmendes Wesen machten ihn beliebt und erwarben ihm Vertrauen. Für sein Ansehen, das er im Volke genoss, spricht es, dass Erzherzog Johann mit ihm in Briefwechsel stand. Zwei Eigenschaften zeichneten ihn besonders aus, reiner uneigennütziger Patriotismus und tiefe Religiosität. Als Obercommandant und Verwalter des Landes bewies er eine Selbstlosigkeit, wie sie nur selten zu finden ist. Streng sittlich und rechtlich, dabei gutmüthig und leutselig, war er das Urbild eines Mannes, dessen kindlich reines Gemüth keine Falschheit kennt. Darin lag aber auch zugleich seine Schwäche, er vertraute den Menschen zu viel, weil er sie nach sich beurtheilte und dieses Vertrauen wurde nicht selten missbraucht; sonst traf er mit seinem gesunden Hausverstande und scharfer Urtheilskraft meist das Richtige. Er besaß einen gewissen natürlichen Takt in seinem Benehmen, mit Mutterwitz und Heiterkeit begabt, scherzte er gerne. Seine äußere Erscheinung war eine ungemein stattliche und bot das Bild vollendeter Männlichkeit. Hofer hatte nach den Novembertagen auf einer Alpe eine Zufluchtsstätte gesucht, wurde aber verrathen, gefangen genommen und nach Mantua gebracht und hier am 20. Februar 1810 erschossen. Im Jahre 1823 wurden seine Gebeine nach Innsbruck überführt und in der Hofkirche beigesetzt. Auf dem Berge Isel wird sich in Bälde sein ehernes Standbild erheben, späten Geschlechtern zur Erinnerung an den heldenmüthigen Mann vom Lande Tirol, in welchem alle Tugenden seines Volkes verkörpert waren. Kaiser Franz lohnte der Familie die Verdienste des Helden. Hofer's Witwe erhielt nebst dem Adelsbriefe eine Jahrespension, ihr Sohn Johann ein Landgut und 1838 kaufte Kaiser Ferdinand den Sandhof und übertrug ihn als Lehen einem Enkel des Helden, von denen nun schon der letzte gestorben ist.

Neben Hofer traten insbesondere zwei Persönlichkeiten in den Vordergrund: Josef Speckbacher und P. Joachim Haspinger.

Speckbacher, geb. 13. Juli 1767, der „Mann von Rinn", war unstreitig der kühnste der Führer und mit einem besonderen Talente für den Guerillakrieg begabt. In der Jugend Wildschütze, dann nach seiner Verheiratung mit der Schmiedererbäuerin aus Judenstein ehrsamer Landwirt, der ob seiner Verständigkeit allgemeiner Achtung sich erfreute, aufgeweckten Geistes. Gewandt und listig, vor keiner Gefahr zurückschreckend, war er stets in der vordersten Reihe der Kämpfer und auf den gefährlichsten Posten zu finden. Zahllos sind die Heldenstückchen, welche man von ihm erzählt; an den Erfolgen in den entscheidenden Kämpfen hatte er stets wesentlichen Antheil, er war Hofer's bester und verläßlichster Untercommandant, an militärischem Talente diesem sogar überlegen. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen betrug die Zahl seiner „Affairen" 36. Die Franzosen hatten einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt, er verbarg sich in seinem eigenen Hause und brachte mehrere Wochen im Kuhstalle halb vergraben zu. Endlich entkam er glücklich nach Österreich und erhielt von Kaiser Franz eine Pension.

Im Jahre 1813 machte er als k. k. Major (Jägertruppe) den Feldzug in Südtirol mit

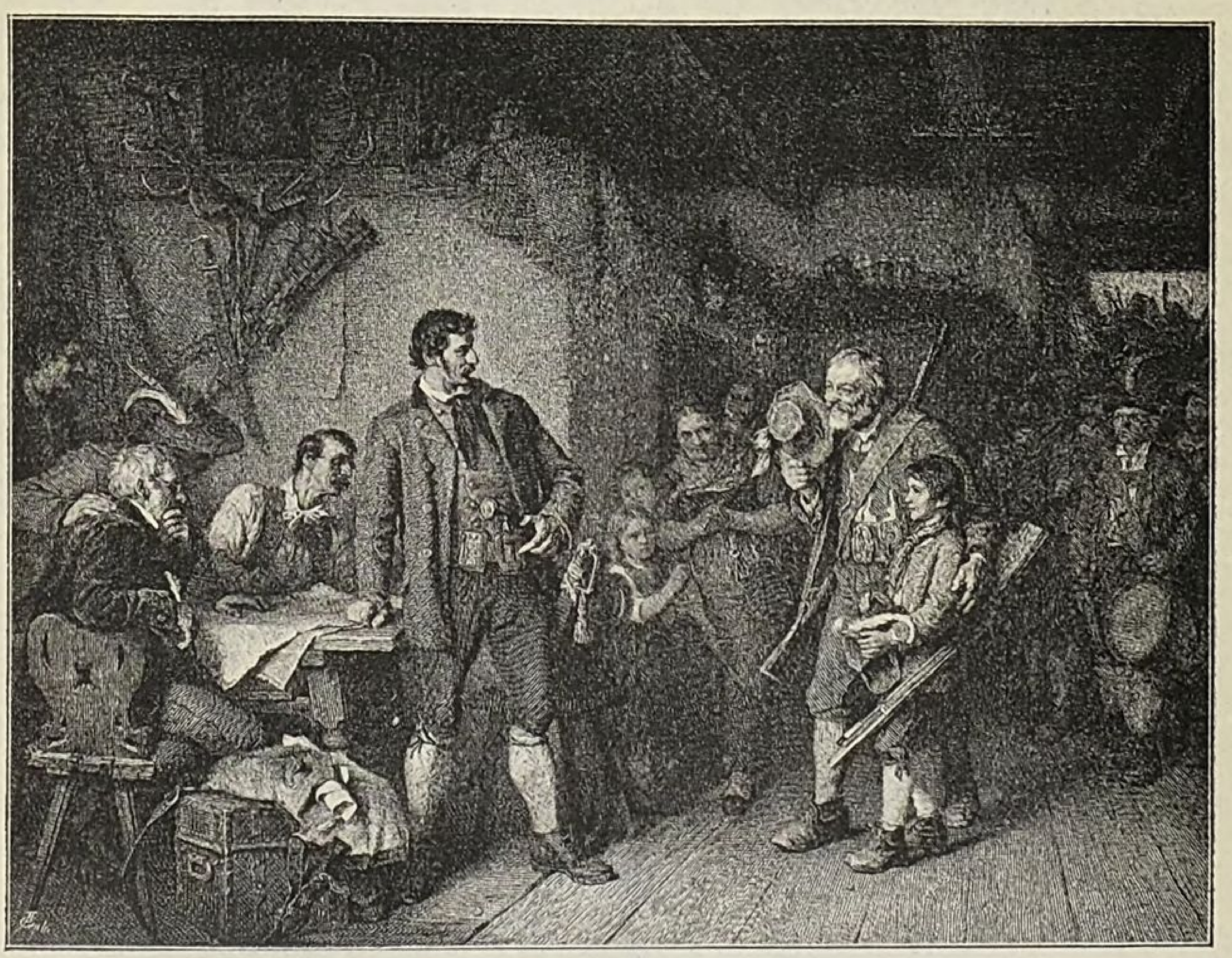


Andreas Hofer's letzter Gang.
Nach einem Kupferstiche. Fr. Defregger pinx. Wilh. Rohr sculp.

und kehrte 1814 nach Tirol zurück, wo er am 28. März 1820 den Folgen seiner in den Kämpfen erlittenen Verletzungen und Anstrengungen erlag. Zutreffend nannte ihn Hormayr, der Verfasser der „Geschichte Andreas Hofer's“ (Brockhaus 1845) eine durch und durch Shakespeare'sche Figur — „jeder Zoll ein Krieger“ — jede Ader in unerschöpflichen Humor getaucht. — Eine poetische Gestalt, wie keine andere in der gewaltigen Tragödie, dabei mit den unerschöpflichen Körperkräften und den scharfen Sinnen einer primitiven Natur ausgestattet.

P. Joachim Haspinger war ein Bauernsohn aus St. Martin im Gsießthale, geb. 28. October 1776. Er hatte in Bozen und

Innsbruck studiert, trat 1802 in den Kapuzinerorden und wurde 1805 zum Priester geweiht. Noch während seiner Studienzeit hatte er wiederholt an den Kämpfen der Landesvertheidiger theilgenommen und auch die silberne Tapferkeitsmedaille davongetragen. Nach dem Pressburger Frieden hielt er sich im Kloster zu Schlanders auf, bis dasselbe (1808) von der bayrischen Regierung aufgehoben und Haspinger nach Klausen übersetzt wurde. Nach der Erhebung Tirols 1809, erhielt P. Joachim im April von seinen Obern die Erlaubnis, als Feldcaplan der Compagnien von Klausen, Gufidaun und Latzfons in den Kampf ziehen zu dürfen. Von da ab nahm er an der Seite Hofers an allen wichtigen Ereignissen theil, als Führer und Unter-Commandant eine der wichtigsten Rollen spielend. Der kleine magere Mann, mit dem röthlichen Barte, feurig und stets kampflustig, wirkte durch seine hinreißende Beredsamkeit und seine Unerschrockenheit im heftigsten Kugelregen bezaubernd auf seine Landsleute, und wenn er im Ordenskleide, das schwarze Kreuz im Gürtel und den Stab mit der geschnitzten Figur des h. Anton in der Hand in den vordersten Reihen die Streiter mit flammenden Worten begeisterte, da mochte er diese wohl beinahe wie ein höheres Wesen erscheinen (Blut hat er während des ganzen Kampfes niemals vergossen.) Als Tirol bewältigt war, begab er sich zuerst nach der Schweiz, kehrte aber bald wieder in die Heimat zurück und hielt sich durch 9 Monate in Tschengels verborgen, bis er sich nach Wien retten konnte. Er wurde säcularisiert, gieng 1813 noch einmal als Kundschafter nach Italien und erhielt 1815 das Pfarr-Vicariat zu Traunfeld (Nied.-Österr.) wo er bis 1836 als Seelsorger wirkte. Er nahm hierauf seinen Aufenthalt in Hietzing bei Wien. Als 1848 eine Tiroler Studenten-Compagnie in Wien sich bildete, um als Freiwillige an dem Kampfe gegen die Piemontesen theilzunehmen, zog P. Joachim, schon 72 Jahre



Speckbacher und sein Sohn Andreas.

Nach einem Kupferstiche. Defregger pinx. Sonnenleiter sculp.

alt, als Feldpater mit und nahm an dem zweimonatlichen Feldzuge theil. Zurückgekehrt, erwählte er seinen Wohnsitz wieder in Hietzing, dann in Döbling und siedelte 1854 nach Salzburg über, wo er 1855 seine Secundiz feierte und am 12. Juni 1858 starb.

Bevor Hofer das Obercommando übervölkerung und daher auch bei den Untercommandanten nicht den Gehorsam, wie der Sandwirt. Für seine Verdienste erhielt er das Ritterkreuz des Marien-Theresienordens, wurde in den Freiherrnstand (mit dem Prädicate „von Wiltau") erhoben und bekam das Gut Herbersdorf in Steiermark. Er starb 1839.



Haspinger die Tiroler zum Kampf auffordernd.

Nach einem Kupferstiche. Alois Gabl pinx. C. Rauscher sculp.

nommen hatte, konnte Major Teimer als Hauptführer gelten. Teimer (1778 geb.) hatte sich schon 1796 — 1769 unter den Landesschützen hervorgethan und wurde 1802 zum Hauptmann in der Landesmiliz ernannt. Im Jahre 1809 begab er sich von Klagenfurt nach der Heimat und leitete die Kämpfe in den Apriltagen. Nach der Capitulation des Generals Bisson unternahm er mehrere Streifzüge nach Bayern. Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes zog sich Teimer, der zum wirklichen Major in der Armee ernannt worden war, zurück. Teimer war an militärischen Talenten unstreitig Hofer überlegen, besaß aber nicht jenes Vertrauen in der Be-

Neben Teimer traten in der ersten Zeit auch Hauptmann Lergetporer und Firler hervor; eine größere Rolle spielten ferner Straub, der Kronenwirt aus Hall, und Sieberer, der eine Zeit mit Eisenstecken als Hofers Adjutant fungierte, später als Major in die kaiserliche Armee trat. Einer der waghalsigsten Führer war Kolb, der aber auch durch seine Phantasterei viel Unheil anrichtete und die Hauptschuld daran trug, dass Hofer, nachdem er schon seine Unterwerfung erklärt hatte, nochmals die Waffen ergriff. In der letzten Zeit that sich in der Umgebung Hofer's auch P. Donay (Danej) hervor, der als Secretär und Organisator wesentliche



Andreas Hofer und seine Kampfgenossen.

Dienste leistete;*) ebenso verdient Sweth genannt zu werden, welcher die Gefangenschaft Hofer's, dessen Schreiber er in der letzten Zeit gewesen war, bis zu Ende theilte

*) P. Donay, der irrthümlich des Verrathes an Hofer geziehen wurde, ihn aber vielmehr retten wollte, erbat sich vom französischen commandierenden General Baraguay d'Hillier dessen Begnadigung und erhielt von diesem ein Zeugnis, dass er an dessen Gefangennehmung nicht betheiligt war. (Wochenblatt Andreas Hofer Innspruck, vom 22. Februar 1883. Der Verräther Hofer's war ein gewisser Raffl, der in München eine Anstellung erhielt, in Blutschande lebte und von seiner Frau erschlagen wurde, die deshalb hingerichtet ward. (Dr. Karl Hock, Skizzen aus dem Passeyer Thale 1828.) A. d. H.

Außer Hofer traf von den Commandanten nur einen noch das Todeslos, den Wirt in der Mahr Peter Mayr. Der tapfere Mann, der an den meisten Kämpfen hervorragenden Antheil genommen hatte, konnte sein Leben retten, er hatte nur zu leugnen gebraucht, dass er das Decret des Vicekönigs vom 12. November gekannt habe, trotz der Bitten seiner Gattin und seiner Kinder erklärte er, dass er sein Leben nicht mit einer Lüge erkaufen wolle und gieng gefasst in den Tod.

An der Erhebung der Tiroler hatten auch die Salzburger (und Kärntner) theilgenommen, unter den Führern der ersteren erscheint als der bedeutendste Anton Wallner aus Saalfelden, der mit Speckbacher die Kämpfe in den Loferpässen und um Reichenhall leitete. Neben ihm that sich auch Rupert Wintersteller hervor.

Quellen: „Andreas Hofer" VIII. Bändchen von Unseren Helden. — Wladimir Kuk: Josef Speckbacher, Dr. Josef Egger, Geschichte Tirols.

Briefwechsel zwischen Rosa und ihrem Gatten Franz Straub, wegen dessen Selbststellung. *)

I.

Liebster Vater!

Weil ich eben diesen deinen Brief lese, kommt der Herr Pfarrer, der Herr Bürgermeister von Aichinger, der Herr von Wallpach zu mir und brachten mir folgende Nachricht: Soeben kommen wir Alle vom französischen Feldmarschall Lefebvre, Herzog von Danzig, mit seinem letzten Auftrag in Betreff wegen der Stellung Ihres Mannes zu Ihnen und müssen Ihnen leider das traurige Schicksal melden wie folgt:

Wenn sich der Commandant Straub nicht stellt in dem französischen Hauptquartier bis zum 10. August, abends 4 Uhr, so soll sein Haus eingerissen, seine Güter eingezogen, sein Weib sammt Familie des Landes verwiesen, der Bürgermeister sofort aufgehengt und so fort und fort täglich ein Bürger aufgehengt werden; und mit diesem soll fortgemacht werden, bis sich Straub gestellt hat, oder derselbe von den französischen oder bayerischen Truppen ergriffen und eingebracht werden dürfte.

Das Haus haben sie noch nicht abgetragen, aber 36 Zimmerleut' sind schon in der Bereitschaft den Dachstuhl herabzuwerfen. Weil uns das Kreuz und Leiden zum Himmel hilft, so sei es in Gottes Namen und wage doch den schaudervollen Schritt, welcher vielleicht Glück oder Unglück bringen kann, und stelle Dich doch, weil sich auch der Strele und der Wintersteller gestellt haben, und diesen noch bis dato nichts geschehen ist und alle wieder mit Ehren nach einer Predigt frei nach Hause entlassen worden sind. Ich schicke dir beim (durch) Zemmer die Sicherheitskarte von der k. b. Commandantschaft; der Jammer, der jetzt in der Stadt herumlärmt, ist gräuellos und erbärmlich; wenn Du Dich nicht stellst, so bin ich vor den Weibern nicht mehr sicher, wenn ihre Männer wegen Deiner sollten aufgehengt werden. Alle bitten mich und lassen Dich durch mich recht von Herzen bitten, Du sollst doch

*) Josef Ignaz Straub, Kronenwirt in Hall, Landesschützen-Major, war einer der kräftigsten Stützen der Tiroler Landes-Vertheidigung im Jahre 1809; die Franzosen und Bayern suchten daher diesen ebenso thatkräftigen als gefährlichen Gegner unschädlich zu machen, verlangten dessen Auslieferung oder Selbststellung, die sie durch die angedrohten Gewaltmaßregeln erzwingen wollten. Straub gab dem allgemeinen Drängen nach, stellte sich in Innsbruck, sollte trotz des ihm zugesicherten Lebens, hingerichtet werden, entfloh aber, nahm dann noch an den weiteren Kämpfen theil. Später erhielt er von Kaiser Franz eine Jahrespension von 500 fl. CM. Dr. Domanig, der diese Briefe im Tiroler Kalender veröffentlichte, hatte den schweren Seelenkampf des Ehepaares Straub und die auf Selbststellung des Gatten sich beziehende Handlung kürzlich erfolgreich und lebendig dramatisch behandelt. (V. C. I. 917.)

A. d. H.

das Leben der unschuldigen Bürgerschaft retten und sollst Dich dennoch unserem lieben Herrgott und der ganzen Bürgerschaft zu Liebe stellen, Gott sei mit Dir und mit Deinen guten Räthen; was Du glaubst thust Du. Ich will Gott bitten, daſs er Dir einen guten Rath eingibt, daſs Du doch das Gescheidtere wählen möchtest und mir wie auch den armen unschuldigen Bürgern von Hall ihr Leben erhalten kannst.

Lebe wohl und überlege es diesesmal wohlweislich und ich hoffe wie auch die ganze arme Bürgerschaft von Deinem standhaften, rechtschaffenen Charakter das Beste für ihre Lebensfriste. Gott stehe mir und Dir bei; um diesen göttlichen Beistand bittend und auf deine Vernunft mich stützend, hoffe ich, daſs die warmen Wünsche und die so vielen Bitten der ganzen Bürgerschaft erhörest und Dich für das Vaterland stellen wirst.

Rosa Straub.

Hall, den 8. August 1809.

II.

Liebste Mutter!

Aus Deinem trauervollen Schreiben vom 8. August vernehme ich zu meinem größten Leidwesen, daſs die Bayern sich meinetwegen (wirklich) an Anderen meiner unschuldigen Mitbürger rächen wollen. Da ich nun in diesem bedrängnisvollen Jahre 1809, welches der Nachwelt nachdenkenswert bleiben darf, dem ganzen Vaterlande und besonders der Vaterstadt Hall und ihren Bürgern hinlänglich den überzeugendsten Beweis an den Tag gelegt habe, wie sehr ich meine Mitbürger schätze und immer von der Wuth des dortmals sonst in die Stadt gedrungenen Pöbelhaufen von allen Plünderungen, Sengen und Brennen und Morden so zu beschützen wuſste, daſs ja nicht Einer miſshandelt, noch weniger geplündert worden ist, (etc. von den Tyroler Bauern); so will ich auch diesesmal die Herren Bürger meiner Vaterstadt Hall glücklich von der bayrischen Galgenstrafe befreien und mein Leben für dieselben opfern. Weil es mir die Bauernstände und alle Schutzmänner erlauben, so werde ich auch diesen Wagschritt noch machen, weil ich durch diese meine persönliche Stellung das Leben so vieler Familienväter zu retten das Glück habe.

Das Mehrere wird Dir schon der Zemmer mündlich sagen. Sage denen Herren und Bürgern: Ich werde schon kommen und auch diesesmal sie Alle noch erretten. Liebste Mutter! Vor die letzte Stunde schlägt, werde ich schon dort sein, wo ich Euch Alle (vielleicht mit Aufopferung meines eigenen Lebens:) glücklich machen kann. Ich traue denen französischen und bayrischen Versprechungen gar nichts und warte nur noch auf den Hauptmann Speckbacher und auf den Johann Roth, welche ich zu dem Sandwirth um sichere Verhaltungsbefehle geschickt habe, damit ich ihnen einstweilen das Commando übergeben kann. Glauben denn die dummen Franzosen und Bayern, sie sind sicher, wenn ich mich stelle und die Tyroler Bauern allein ließe? Ich kann Dich versichern, daſs die Franzosen sammt den Bayern doch auch ohne meine Person noch zum Landl ausgejagt werden! — Lebe ruhig! Mit der Versicherung, daſs ich Dich, meine armen unschuldigen Kinderlein und die Herren Bürger von Hall zu retten kommen werde, wenn bis zur letzten Stunde noch keine Angriffsordre von Herrn Andre Hofer kommen sollte.

Dein getreuer J. J. Str.

Volderberg-Gegend, den 10. August 1809.

Aus: Tiroler Kalender 1883.

Peter Sigmayr und Peter Mayr,
zwei Märtyrer aus Tirol anno 1809.*)

Unter dieser Aufschrift führen wir nicht etwa zwei Männer an, die unter der Devise „für Gott, Kaiser und Vaterland" mit Muth und Freudigkeit in den Kampf giengen und auf dem Felde der Ehre ihren Tod fanden: dergleichen Helden hat Tirol ungezählte und auch ungenannte. Zwar nahmen die beiden Männer, von denen hier die Rede sein wird, in hervorragender Weise am Freiheitskampfe Antheil, ja der eine von ihnen zählt anerkannt zu den ersten und tüchtigsten Führern dabei; aber nicht auf dem Kampfplatze, wo der Tod nur ehrenvolles und nichts abschreckendes an sich hat, ließen sie ihr Leben, sondern sie empfiengen den qualvollen und bitteren Todeslohn durch feindliche Kugeln auf dem Richtplatze. Und auch diesem Geschicke hätten sich beide ganz leicht entziehen können, wenn sie nicht freiwillig mit ihrem Blute hätten Zeugnis ablegen wollen, der eine für seine Kindesliebe, der andere für seine Wahrheitsliebe, Tugenden, auf denen als ihren Grundpfeilern jede echte Sittlichkeit sich aufbaut und erstarkt. Darum sind sie mit Recht Märtyrer zu nennen und ihre Namen verdienen im Vaterländischen Ehrenbuch zu stehen: Peter Sigmayr von Mitterolang und Peter Mayr, Wirt in der Mahr.

1. Zu den ergreifendsten Stellen in Schiller's Tell gehört gewiss die Scene (I, 4), worin Stauffacher erzählt, dass der Vogt Landenberger, weil er des jungen Melchthal nicht habhaft werden konnte, sein heißes Rachegefühl an dem alten Vater desselben kühlte mit den Worten:

> Ist mir der Sohn entgangen,
> So hab' ich dich.

Was uns hier als Dichtung so mächtig ergreift, ist in Mitterolang, einem Dorfe des Pusterthales zur historischen Thatsache geworden. Nach gänzlicher Niederwerfung des Aufstandes nahmen die Franzosen blutige Rache, namentlich that sich in Verübung von Grausamkeiten hervor der Divisionsgeneral Broussier, der sich einen Mélac zum Vorbilde genommen zu haben schien. Die schmählichste That desselben, welche jedes menschliche Gefühl empört, jeder Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit Hohn spricht, ist folgende: Broussier fahndete auf den früheren Schützen-Oberlieutenant Peter Sigmayr, Sohn des Tharerwirts in Mitterolang, und da er desselben nicht habhaft werden konnte, ließ er dessen Vater Georg Sigmayr, einen ehrwürdigen Greis mit Silberhaaren, am 21. December 1809 gefangen setzen und kündigte ihm an, dass er erschossen werde, wenn sein flüchtiger Sohn sich nicht binnen drei Tagen freiwillig stelle. Kaum hatte Peter Sigmayr von der Gefahr seines greisen Vaters gehört, verließ er augenblicklich sein sicheres Versteck, und eilte, getragen von den Schwingen der Kindesliebe, sich dem General zu stellen. Broussier gab den Vater frei, ließ den Sohn in Ketten schlagen und nach Bozen abführen. Von hier wurde er in den ersten Tagen des Monats Jänner 1810 ins Gefängnis nach Bruneck zurückgebracht und ihm dann das Urtheil angekündigt, dass er vor dem Tharer Wirtshaus erschossen und seine Leiche zum abschreckenden Beispiel an einem Galgen aufgehängt werden sollte. Wohl warf sich seine Gattin dem feindlichen Befehlshaber zu Füßen und flehte um Gnade und Barmherzigkeit, wohl streckten seine zwei zarten Kindlein an der Seite der jammernden Mutter weinend und schreiend die unschuldigen Händchen empor — — umsonst, Broussier befahl die Vollstreckung des Urtheils, das auch am 14. Jänner 1810, am Namen Jesu-Feste vollzogen wurde, nur mit der einzigen Begünstigung, dass die Execution nicht unmittelbar vor dem Vaterhause stattfand. So starb Peter Sigmayr in einem Alter von 36 Jahren den schönen Tod aus Kindesliebe. Aber auch nach dem Tode sollte sein Körper lange nicht die Grabesruhe finden; bekanntlich wurde die harteingefrorene Leiche zur Einschüchterung der Bevölkerung von Taufers, wo man infolge der Zusammenrottung der Weiber einen neuen Aufstandsversuch erwartete, dorthin gebracht und am Eingange des Dorfes Sand aufgehängt, bis am nächsten Tage die Franzosen mit der Leiche Sigmayr's wieder abzogen, ohne ihren Zweck, die Auslieferung des Luckner-

*) V. E. I. 791. II. 676, 685.

wirts in Mehlen, Johann Hofer, erreicht zu haben.*)

2. Peter Mayr, Wirt in der Mahr bei Brixen, war in dem Kampfe für die Freiheit des Landes nicht nur einer der tapfersten Führer, sondern unter ihnen allen wohl unbestritten der edelste und reinste Charakter, dessen Erhabenheit über alles Niedrige und Gemeine sein Leben wie sein Sterben bezeugen. Als Anführer that er sich stets hervor durch Unerschrockenheit und Tapferkeit, namentlich aber neben Speckbacher und Haspinger in den Augustkämpfen an der Eisack. Leider setzte er den Kampf auch noch fort nach dem Friedenschlusse mit Nichtachtung des viceköniglichen Decretes vom 12. November 1809, womit der Vicekönig Eugen Beauharnais das Tragen der Waffen vom Tage der Kundmachung an bei Todesstrafe verbot, und betheiligte sich mit dem berüchtigten Johann Maria v. Kolb noch an den Kämpfen bei Brixen und Klausen im November und December und verwirkte so Amnestie und Leben.

Es drängt sich hier von selbst die Frage auf, wie es denn kam, dass ein so wohlhabender Mann und schon in dieser Hinsicht von den meisten der übrigen Theilnehmer an der letzten Periode des Kampfes vortheilhaft abstechend, dass ein so religiöser, sittenreiner Mann nach dem Friedensschluss und selbst gegen den ausgesprochenen Willen des Kaisers, der den Tirolern durch ein Handschreiben des Erzherzogs Johann bekannt gemacht worden war, die Waffen nicht niederlegte. Allerdings mögen die lügenhaften Berichte und phantastischen Einflüsterungen eines Kolb und anderer Fanatiker, die bei einem zum Mysticismus geneigten Gefühlsmenschen, wie Peter Mayr es war, leicht Gehör und Glauben finden konnten, den armen Mann bethört und beigetragen haben, ihn zum letzten Widerstand zu verleiten; allein es bleibt auch wahr, was der alte Homer sagt: „Das Eisen selbst zieht den Mann an sich.“ Od. XVI, 294: αὐτος γὰρ ἐφέλμε ται ἄνδρα σίδηρος. Wer einmal die Waffe ergreift, namentlich in einem Erhebungskampfe, der kann sie oft nicht mehr nach Willkür weglegen, sie bleibt ihm in der Faust kleben, und fast unbewusst und willenlos treibt er seinem Geschicke entgegen. So war es bei Andreas Hofer, so bei Peter Mayr. Fast zu gleicher Zeit mit jenem ergriffen, wurde der Mahrwirt nach Bozen abgeführt und durch das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Seine Gattin eilte nach Bozen, um für seine Rettung alles aufzubieten, und gewann hier die Baronin Giovanelli für sich und durch diese die Gemahlin des commandierenden Generals Baraguay d'Hilliers, eine geborne Mainzerin. Baraguay d'Hilliers, ein Ehrenmann, wie es nicht viele in der französischen Armee gab, welcher, wo es nur immer angieng, Milde übte und für die Tiroler Achtung, ja eine gewisse Vorliebe hatte, cassierte unter dem Vorwande einiger Formfehler das erste Urtheil, ordnete eine neue Untersuchung an und gab dem Gefangenen einen Rechtsbeistand in der Person des Advocaten Knoll von Dornhof bei. Der Advocat legte dem Gefangenen nahe, sein Leben mit der einfachen Ausflucht, das vicekönigliche Edict nicht gekannt zu haben, zu retten; denn darauf komme alles an, das sei das entscheidende Wort, das Gegentheil sei unerweisbar. Obwohl die Gattin, die gesegneten Leibes war, ihn unter Thränen beschwor, diesen Rath zu befolgen und sich ihr und seinen fünf unmündigen Kindern, die sie mit sich in den Kerker genommen hatte, auf so leichte Weise zu erhalten, erklärte der heldenmüthige Mann standhaft: „Ich will mein Leben durch keine Lüge erkaufen!“ Am 19. Februar 1810 wurde das zweite Kriegsgericht abgehalten, bei welchem Peter Mayr obige Worte wiederholte. Das Todesurtheil wurde über ihn ausgesprochen und am 20. Februar vollzogen. Unerschrocken gieng Peter Mayr auf den Richtplatz, mit dem Crucifixe in der Hand, das er im letzten Augenblicke dem begleitenden Priester übergab, damit es nicht, wie er in seiner kindlichen Frömmigkeit sagte, durch eine Kugel verletzt werde.

Hören wir noch einen Bericht aus Feindeshand über sein Verhör und seinen Tod. Die damals napoleonisch gesinnte „Allgemeine Zeitung“ vom 4. März 1810, Nr. 63, S. 251, bringt unter anderem folgendes darüber: „Übrigens gestand der Mahrwirt Mayr bei der Untersuchung immer mehr, als man von ihm zu wissen verlangte; er erklärte, dass er bei allem, was er gethan, gute Absichten gehabt habe und dass, wenn er sterben müsse, er den Tod nicht fürchte. Wirklich gieng er,

*) Näheres darüber in der Zeitschrift Ferdinandeum VI. Folge, 27. Heft, S. 144 und ff. „Ein Beutestück aus der Sachsenklemme vom Jahre 1809“ aus der Feder des Verfassers dieses Aufsatzes.

mit dem Crucifix in der Hand und mit seinem grünen Hut unter dem Arm, sehr entschlossen nach dem Richtplatz, wo eine erstaunliche Menge Menschen aus der Nachbarschaft versammelt war, auf welche seine Hinrichtung einen tiefen Eindruck machte...... Vor seinem Tode hat er dem Geistlichen, der ihn begleitete, den Auftrag gegeben, die Einwohner der Nachbarschaft von Brixen wegen des Unheils, das er ihnen zugezogen, um Vergebung zu bitten."

Was auch immer Peter Mayr durch seine Theilnahme am letzten Widerstande gefehlt haben mag, er hat es redlich mit seinem Blute gesühnt und sich durch seine Todesweihe als Märtyrer der Wahrheit zu den größten Männern aller Zeiten erhoben. Josef Steger.

Quellen: Egger, Geschichte Tirols. Steger: ein Beutestück aus der Sachsenklemme vom Jahre 1809. Mündliche Erzählungen von Landesvertheidigern von 1809.

Die Führer der Landesvertheidigung
in Salzburg, Kärnten und Vorarlberg im Jahre 1809.

Wie allgemein bekannt, waren in den Jahren 1805—1809 patriotische Thaten theils vorbereitet, theils vollbracht worden, vollauf würdig des geschichtlichen Ruhmes, wie der dankbaren Erinnerung an edle, hochherzige Männer. In einem Alter, in welchem Andere erst am Beginne ihrer Laufbahn stehen, hatte sich der jugendliche Erzherzog Karl als ebenbürtiger Gegner eines Moreau mit Ruhm bedeckt und durch die Gediegenheit seiner organisatorischen Entwürfe, wie seines staatsmännischen Urtheils gerechte Bewunderung erregt. Die trefflichsten und thatkräftigsten Männer Österreichs begeisterten sich an seinem Beispiele und schöpften daraus Muth zur Abwehr des Feindes und zur Vertheidigung des heimatlichen Herdes: in Tirol Andreas Hofer und seine Heldenschar, im Salzburgischen Anton Wallner, Aichberger Wirt zu Windisch-Matrey und in Vorarlberg der wackere Rechtsanwalt und Appellationsrath Anton Schneider. Als Anton Wallner 1809 in die kriegerischen Ereignisse seines Landes eingriff, stand er im kräftigsten Mannesalter. Seine angeborne Liebe zum neuen Herrscherhause war durch eine persönliche Begegnung mit dem leutseligen Kaiser Franz zu glühender Begeisterung gesteigert worden. Als nämlich Wallner bei dem großen Bestschießen in Graz als Schützenkönig mit dem ersten Preise betheilt worden war, klopfte ihm der gütige Monarch auf die Schulter und sprach in seiner bürgerfreundlichen Weise: Das lass' ich mir gefallen; solche Schützen könnte ich mehrere brauchen! „Die werden schon kommen, Majestät," gelobte Wallner tief ergriffen, und heimgekehrt war es sein erstes Beginnen, einen Schießstand zu errichten der späterhin zu großer Berühmtheit gelangt ist.

Mit einer erlesenen Schar geübter, kraftvoller Landesschützen aus Matrey, Kals und Teferecken zog er am 9. April 1809 über Aufforderung des tirolischen Intendanten Freiherrn von Hormayr aus, um die Engpässe Hirschbühl und Luftenstein zu besetzen, musste sich jedoch, nachdem der französische Marschall Lefebvre mit überlegenen Streitkräften den Durchzug durch den Pass Strub erzwungen hatte, in den Pinzgau zurückziehen, wo er mit seinen 400 Landesschützen die sogenannte Halbestundenbrücke unterhalb Taxenbach an der waldigen Bergstraße von Eschellau, mit unvergleichlichem Heldenmuthe gegen die ganze Division des bayrischen Generallieutenants Deroy behauptete. Nur der Umstand, dass ein Spion ein bayrisches Bataillon über das Dienten-Gebirge führte, zwang die löwenmuthig kämpfenden Salzburger zum Rückzuge über Felswände, die bis dahin für unübersteigbar galten. Das glänzende Treffen bei Taxenbach, in welchem die Bayern bei 1100 Mann verloren, erhöhte das Ansehen Wallners in solchem Maße, dass er fortan als der unbestrittene Sturmführer der Salzburger galt, und von der Commandantschaft zu Innsbruck ermächtigt wurde, die Instruction und militärische Orga-

nisation des salzburgischen Gebirges durchzuführen. Als die Tiroler durch die heldenmüthigen Waffenthaten bei Mitterwald, Mauls, Sterzing und am Berg Isel, Innsbruck vom Feinde befreit hatten, eilte Wallner in Begleitung seines Sohnes Johann zum Sandwirt nach Innsbruck, von dort zurückgekehrt, übernahm er die Führung von sechs Salzburger Compagnien und bezog mit diesen eine feste Stellung zwischen Frohnwies und Diersbach, während sich Speckbacher in Lofer behauptete und der Kapuziner Haspinger mit beispielloser Tollkühnheit den Pass Lueg stürmte. Leider gerieth der beabsichtigte Vormarsch nach Salzburg ins Stocken, die von den Tirolern angeregte Volksbewaffnung Kärntens fand nicht die nöthige Unterstützung, Bayern und Franzosen besetzten nach dem Wiener Frieden abermals das Land.

Nur im Salzburgischen erkühnten sich die auf Wallner vertrauenden Landsturmmassen nochmals zu einem verzweifelten Widerstande, als die französischen Generale Ruska und Broussier das Land furchtbar verheerten und mit Brandsteuern heimsuchten. Abermals war es dem heldenmüthigen Aichberger Wirt beschieden, eine glänzende Waffenthat zu verüben, als im December 1809 während des Frühgottesdienstes in der Ainett Oberst Barrais mit 1200 Mann das wehrlose Volk überfiel. Wallner, mit vielen Andächtigen in der Kirche eingeschlossen, ordnete mit Umsicht und Kaltblütigkeit die Vertheidigung und die Niederlage des französischen Streifcorps wurde eine so vollständige, dass nur wenige in der Flucht ihr Heil fanden.

Als Moreau mit beträchtlichen Streitkräften den Pinzgau besetzte, capitulierten die meisten Landgerichte und die Freiheitskämpfer waren gezwungen, in den Eisregionen der Alpen Schutz vor der Rache des Feindes zu suchen. Wallner flüchtete in das Bergdorf Oberpeischlag, indessen die Franzosen sein schönes Anwesen einäscherten und seine Familie mitten im Winter von Haus und Hof trieben. Da der Feind eine Prämie von 1000 Ducaten auf seinen Kopf setzte, nachdem er es entschieden abgelehnt hatte, die Sache seines Kaisers zu verlassen, gelang es Wallner unter unsäglichen Gefahren durch Kärnten nach Wien zu flüchten, wohin ihn Kaiser Franz berufen hatte, um über seine Waffenthaten und Schicksale persönlich zu berichten. Am 13. Februar 1810 unterzeichnete der Monarch ein Allerhöchstes Handschreiben, worin dem Sturmführer der Salzburger als wohlverdienten Lohn seiner Tapferkeit und Kaisertreue eine Pension von 500 Gulden und ein schönes Landgut zugesichert wurde; allein schon zwei Tage später verschied Wallner im allgemeinen Krankenhause am Nervenfieber. Er wurde auf dem St. Marxer Friedhofe zur Ruhe bestattet. Der Ruhm eines gottesfürchtigen Christen, eines makellosen Charakters und eines begeisterten Patrioten verklärt sein Andenken.

In der Kriegsgeschichte Kärntens spielte in jenen denkwürdigen Tagen Johann Baptist Türk eine ähnliche Rolle. Als 1796 durch den Landtagsbeschluss der tirolischen Stände die Ausrüstung von Scharfschützencorps beschlossen wurde, war Türk einer der ersten, die unter die Fahnen traten und sich im Treffen zu Spinges bei Mühlbach die Tapferkeits-Medaille erkämpften. Drei Jahre später griff er abermals in die kriegerische Bewegung ein und that sich durch seine mit Besonnenheit gepaarte Thatkraft so rühmlich hervor, dass er 1808 den Auftrag erhielt, Tirol zu bereisen und sich mit den dortigen Führern in das Einvernehmen zu setzen. Das Jahr 1809 fand ihn in vollster Thätigkeit. Nachdem er die waffenfähigen Bergknappen und Hammerleute des Lungau ausgerüstet hatte, übernahm er die ihm vom k. k. General-Commando in Lienz übertragene schwierige Aufgabe, den kärntnerischen Landsturm militärisch zu organisieren und sich nach Durchführung derselben zum Kaiser nach Totis in Ungarn zu begeben, um über die Vereinigung sämmtlicher Streitkräfte der Alpenländer ein Gutachten zu erstatten. Mehr als einmal war während dieser gefahrvollen Sendung sein Leben bedroht, da auch für seine Ergreifung ein bedeutender Preis ausgesetzt war. Dennoch wagte es Türk später, Andre Hofer, Anton Steger und den Intendanten Wörndle in Lienz aufzusuchen und mit denselben den denkwürdigen Aufruf an die Kärntner vom 27. September 1809 zu vereinbaren.

Schon im October setzte er an der Spitze einer Freiwilligenschar dem französischen General Ruska so unablässig zu, dass derselbe den Befehl erließ, Türk's Mutter und Geschwister als Geißeln einzufangen und dessen Haus in Klagenfurt von Grund aus zu zer-

stören. Ersteres wurde jedoch durch schnelle Flucht der Bedrohten, letzteres aber durch den Umstand vereitelt, dass der muthige Klagenfurter Magistrat auf das Türk gehörige Haus zwei Schuldposten mit 20.000 fl. W. Z. intabulieren ließ. Nichts weniger als eingeschüchtert, suchte Türk mit seinen Getreuen sofort den Feind auf und lieferte bei Liserhofen ein hartnäckiges Treffen, welches mit dem fluchtähnlichen Rückzuge der Franzosen gegen Millstadt und Spital endete und deren vollständige Niederlage zur Folge gehabt hätte, wäre nicht die Nachricht von dem Friedensschlusse eingelangt. Unverzüglich begab sich Türk zu Andreas Hofer, in der Absicht, seinen Waffengenossen auf nur Wenigen bekannten Pfaden nach Kärnten in Sicherheit zu bringen. Allein der unvergleichliche Held zögerte, Tirol, das Herzschild Österreichs, zu verlassen und bezahlte seine Anhänglichkeit mit seinem Herzblute.

Türk's Verdienste um das Vaterland blieben nicht unbeachtet. Die goldene Civil-Ehrenmedaille zierte seine Brust und er erhielt nach Wunsch den Tabak-Hauptverlag in Klagenfurt, welcher ihm ermöglichte, das Gut Töltschach zu erwerben. Dort richtete er eine Musterwirtschaft ein, unterwies die Jugend in nützlichen Dingen und blieb bis zu seinem Lebensende (30. September 1841) ein leuchtendes Vorbild wahrer Frömmigkeit und begeisterter Vaterlandsliebe.

In Vorarlberg war der Hofgerichtsadvocat Dr. Anton Schneider die Seele der kriegerischen Bewegung. Ausgerüstet mit einer reichen Fülle von Kenntnissen, mit Land und Leuten wohlvertraut, ein ausgesprochener Gegner jener redseligen Halbwisser, welche in bewegten Zeiten das Volk bethören, übernahm er es, von der Tiroler Landesvertheidigung, wie von der Bauernschaft des Bregenzer Waldes mit Bitten bestürmt, die Vertheidigungsanstalten des Landes zu leiten. Dieses Beginnen war umso schwieriger, als Vorarlberg als Vorwerk von Tirol dem ersten Anprall der Feinde ausgesetzt war und damals ganz unter bayrischer Verwaltung stand.

Auch war es dem alemannischen Volkscharakter angemessen, dass daselbst der Einfluss der Ständeversammlung mächtiger als irgendwo zu Tage trat, ein Umstand, welcher von einem Anführer weise Mäßigung und geistige Überlegenheit erheischte. Beide Eigenschaften besaß Schneider im hohen Maße, aber auch eine behagliche Lebensstellung und die glücklichsten Familienverhältnisse. Dass er diese letzteren um des Vaterlandes willen opferte und eine Aufgabe voll Schwierigkeit, Gefahr und Aufregungen übernahm, gereicht ihm zum unvergänglichen Verdienste. Zum Generalcommissär für Vorarlberg ernannt, übernahm er im Juli 1809 die Civil- und Militärverwaltung des Landes. Die einlangenden Nachrichten von den glorreichen Siegen des Erzherzogs Karl hatten die patriotische Zuversicht der Bevölkerung neu belebt und das Organisationswerk mächtig gefördert. Es gährte im Volke, die Leidenschaften flammten zur hellen Lohe auf, man wollte losschlagen. In den Kampf zu ziehen, dessen Entscheidung man vielleicht nicht mehr erlebt, erfordert großen Heldenmuth, aber noch größeren Muthes bedarf es, der Verleumdung und Verdächtigung um einer gerechten Sache willen kühn die Stirne zu bieten. Der Generalcommissär hatte nämlich sichere Nachrichten von dem abgeschlossenen Waffenstillstande erhalten, aber die Schutzdeputation und der Landsturm konnten und mochten nicht daran glauben. Es kam zu Unruhen, man witterte Verrath und Bestechung.

Inmitten dieser Gefahren zeigte sich Schneider in seiner ganzen Seelengröße. Er erbot sich, seine Person sofort preiszugeben, woferne man nur die freie Entschließung der Stände achte. Es gelang seinen Bitten und Vorstellungen, die empörten Massen zu beschwichtigen. Schon am folgenden Tage wurde der Waffenstillstand von Znaim amtlich verlautbart. Unsägliches Unglück war von Vorarlberg abgewendet worden. Nun begannen die schwierigeren Verhandlungen mit dem Feinde wegen der Besetzung Vorarlbergs. Auch dieser Aufgabe zeigte sich Schneider vollkommen gewachsen; er rettete das Kriegsarchiv, sowie die noch verfügbaren Barvorräthe und schlug abermals sein Leben in die Schanze, als die Landesschützen das kaiserliche Militär gewaltsam hindern wollten, nach Tirol abzuziehen.

Hierauf schloss er zu Lindau den Capitulationsvertrag, welcher vollständige Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie allgemeine Straflosigkeit gewährleistete.

Da einiger Ausschreitungen wegen der ganze Vertrag wieder in Frage gestellt wurde, eilte Schneider in das französische Haupt-

quartier, wurde dort verhaftet und in Untersuchungshaft gebracht. Aufregung und Kummer hatten seine Gesundheit schwer erschüttert, aber er sah der kriegsgerichtlichen Entscheidung ungebrochenen Muthes entgegen.

Lange hatten die Fürbitten seiner Angehörigen und Freunde keinen Erfolg, zumal die Tiroler und Salzburger abermals Versuche zu ihrer Befreiung gemacht hatten. Erst das Jahr 1810 brachte ihm infolge der wiederholten Verwendung der österreichischen Regierung die Entlassung aus harter Gefangenschaft. Seine Ernennung zum Appellationsrathe in Wien sollte ihm einigermaßen für die erlittenen Unbilden entschädigen. Sein Wahlspruch blieb auch hier: Österreich und nichts als Österreich! Im Vereine mit Freiherrn von Hormayr arbeitete er an den Entwürfen zur Befreiung Tirols und Vorarlbergs; doch wurden die Pläne beider Patrioten der Geheimpolizei verrathen und der französische Gesandte angewiesen, auf Schneider's und Hormayr's Verhaftung zu dringen. Ungern fügte sich die österreichische Regierung und ließ die beiden „unruhigen Patrioten," wie sie damals genannt wurden, nach dem Spielberg abführen. Erst nachdem Napoleons Gestirn bei Leipzig erblichen war, sollte ihnen Erlösung werden. Dr. Anton Schneider kehrte kränkelnd in seine Heimat zurück. Sein heiterer Lebensmuth war einer mildfreundlichen Ergebung gewichen. Am 16. Juli erlag er zu Fidrois in Graubündten, wohin er sich zur Kräftigung seiner Gesundheit begeben hatte, einem Herzleiden. Selten hat ein gerechter, in seinen Grundsätzen beharrlicher Mann durch Weisheit, Mäßigung und Standhaftigkeit für sein engeres Vaterland so großes geleistet, und damit auch unserem gemeinsamen so gut gedient, wie Dr. Schneider, dem zwar in Robert Byr's mit Begeisterung geschriebenem biographischen Gedenkblatt aus den deutschen Freiheitskämpfen „Anno Neun und dreizehn" ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt wurde, dessen Wirken aber, sowie das der im Salzburgischen und in Kärnten an der Spitze der Landesvertheidiger gestandenen wackeren und todesmuthigen Mitstreitern Wallner und Türk noch viel zu wenig allgemein bekannt ist und die daher gleich den Tiroler Landes-Vertheidigern von 1809 einen Platz in Österreichs Ruhmeshalle verdienen.

Dr. Ferdinand Lentner.

Fürstin Pauline Schwarzenberg,

ein Opfer der Mutterliebe.

Weit zurück in das Mittelalter reicht der Stammbaum der Fürsten Schwarzenberg, und, wenn man in den Annalen der Familie blättert, wird man von Ehrfurcht ergriffen für dies tapfere, thatenreiche Geschlecht, das stets für das Rechte und Gute eingestanden, das große Männer und edle Frauen hervorgebracht. Einem mächtigen Baume gleichend, der keinen einzigen dürren Ast am Stamme, im Laufe der Jahrhunderte erstarkt und gekräftigt, sein grünes Blätterwerk ausbreitet zum Schutze der jungen Schößlinge und Triebe, die noch immer ans Tages- und Sonnenlicht treten; denn das Mark ist gesund, die Lebenskraft ist thätig.

Wie allüberall im Leben und insbesondere in jenen wilden Zeiten des Mittelalters und des dreißigjährigen Krieges, ist manche Seite blutgetränkt und vom Grauen begleitet, aber keine, die den Glanz der Familie verdunkeln könnte. All das liegt fernab von uns, und die Thaten der tapferen Männer Klio's Griffel überlassend, wenden wir unseren theilnahmsvollen Blick zu jener hehren Frauengestalt, die, am Anfange dieses Jahrhunderts, in Ausübung der schönsten und edelsten Pflicht, der Mutterliebe, den Tod in den Flammen fand. Es war dies die 36jährige Fürstin Pauline Schwarzenberg, die Gemahlin des Majoratsherrn Fürsten Josef Schwarzenberg und Schwägerin des damaligen österreichischen Botschafters in Paris, des berühmten Siegers von Leipzig FM. Fürst Karl Schwarzenberg.

Damals war's, als Napoleon I. noch im Rausche seiner Macht und seines Ruhmes, eine Gattin sich erobert hatte, die seinen Glanz

vollends erhöhte und seinen Ehrgeiz vollkommen befriedigte: eine junge, anmuthige Prinzessin aus dem erlauchten Hause der Habsburg-Lothringer, die österreichische Erzherzogin Maria Louise, Tochter Kaiser Franz I.

Nachdem 1810 die Hochzeitsfeste des neuvermählten Paares mit jenem Pompe vor sich gegangen waren, den Napoleon über Alles liebte, sollte den Schluss der Feierlichkeiten ein Fest bei dem österreichischen Botschafter, Fürst Karl Schwarzenberg, bilden, ein Fest, so glänzend, so feenhaft schön, dass die Zeitgenossen keine Worte finden, es zu beschreiben. Der Vertreter Österreichs in Paris wollte der österreichischen Prinzessin in wahrhaft fürstlicher Weise huldigen, und da das Haus des Botschafters damals zu den ersten und glänzendsten in Paris gehörte, war Alles voll Erwartung dessen, was es zu dieser Gelegenheit bieten werde. Paris beherbergte damals viele hohe österreichische Gäste; unter Anderen auch den Fürsten Josef Schwarzenberg mit dessen Gemahlin Pauline und deren zwei ältesten Töchtern.

Im österreichischen Botschaftshôtel wurden alle Vorbereitungen zu dem glänzenden Feste, das am 1. Juli stattfinden sollte, getroffen, und da die Räume des Palais nicht genügten, ward ein Holzbau errichtet, der den Tanzsaal bilden sollte. Das Holz war mit kostbaren Gobelins, mit leichten, duftigen Draperien verkleidet. Spiegel, Blumengewinde, Kronleuchter, Decorationen aller Art verwandelten das feuergefährliche Gebäude in ein Feenmärchen von Glanz und Schönheit. War's nicht ein Sinnbild von Napoleon's Macht, ein morsches Gebäude, überdeckt von Pracht und Herrlichkeit?

Der 1. Juli war herangekommen; das Fest nahm seinen Anfang. Die junge Kaiserin war am Arme Napoleons erschienen und in sinniger Weise ward im Garten die Ansicht des heimatlichen Schlosses Laxenburg vorgeführt und Tänzer und Tänzerinnen erschienen in österreichischer Landestracht. Damals ahnte die Kaiserin nicht, dass sie Schiffbruch leiden sollte in ihrem Glücke und in ihr schönes Laxenburg zurückkehren werde, eine arme Frau — reich nur an bitteren Erfahrungen und philosophischen Betrachtungen über die Unbeständigkeit irdischen Glückes. Nach einem künstlichen Feuerwerk begann der Ball in dem improvisierten reich geschmückten Saale.

Nie gesehene Pracht entzückte das Auge der Kaiserin. Alles was Paris an Schönheit und Reichthum bieten konnte, war da vereinigt. Die Königin von Neapel hatte den Ball mit dem Fürsten Esterházy und der Vicekönig von Italien Eugen von Beauharnais, mit der Fürstin Pauline Schwarzenberg eröffnet. Ahnungslos, ganz dem Genusse des Augenblickes ergeben, schwebte die schöne, liebenswürdige Frau dahin, mit ihren Blicken die beiden Töchter suchend, die im Strahlenkranze der Jugend und Schönheit, viel umworben, ihren Eingang in die große Welt feierten, und eine Viertelstunde später!! — Wahrlich, das menschliche Leben hat fürchterliche Gegensätze!

Während der Ecossaise hielten der Kaiser und die Kaiserin eine Art Cercle und ließen sich viele Persönlichkeiten vorstellen. Maria Louise war wieder zu ihrem Sitze zurückgekehrt, Napoleon aber mit den unbeweglichen Zügen, dem starren Ausdrucke in seinem Antlitze, schritt auf die schöne Fürstin Pauline Schwarzenberg zu, die dem Kaiser in stolzem Muttergefühle ihre zwei Töchter vorstellte. Die jungen tanzlustigen Prinzessinnen waren bald wieder am Arme ihrer Tänzer fortgeeilt, indes der Kaiser sich noch mit der Fürstin unterhielt, da entsteht eine seltsame Bewegung im Saale und das Schreckenswort: Feuer — schwebt durch Aller Mund. — In der That war durch einen leichten Luftzug eine Draperie in zu nahe Berührung mit einer Kerze gekommen und in einem Augenblicke hatte das dünne Gewebe Feuer gefangen. Die Flammen aber, in den leichten Stoffen, in dem durch die große Hitze morsch gewordenen und ausgetrocknetem Holze kräftige Nahrung findend, hatte in rasender Schnelle um sich gegriffen.

Entsetzen erfasst die Gesellschaft, die noch soeben im Saale des Reichthums und der Pracht sich gesonnt. Über die Züge Napoleons gleitet es wie ein schrecklicher Verdacht, doch schon ist Fürst Karl Schwarzenberg an seiner und Maria Louisens Seite und geleitet seine höchsten Gäste in den Garten hinaus und verläßt sie nicht, bis sie in den herbeigerufenen Wagen eingestiegen sind.

Indessen ist im Saale das ganze Unheil der Katastrophe ausgebrochen, alles strömt und drängt dem Ausgange zu. Schrecken

und Todesangst verzerrt die Gesichter, wo früher das Lächeln des Glücks gethront. Ein Durcheinander von Stimmen ertönt, die Angstrufe um die Lieben, die man sucht und nicht findet. Der Botschafter kehrt zurück zum brennenden Saale in unnennbarer Angst um seine Frau, Thränen rollen die bleichen Wangen herab, er hat soeben im Garten, seine schwer verletzte, aber doch gerettete Tochter ans Herz gedrückt, und da, o Glück, bringt man ihm seine ohnmächtige Gemahlin, sie ist unversehrt, — Sein Bruder aber, Fürst Josef Schwarzenberg, irrt, nachdem er den Vicekönig von Italien und dessen Gemahlin durch eine Seitenthüre den Rettungsweg gebahnt hat, wie ein Verzweifelter unter Rauch und Trümmern umher, den Namen seiner Gattin und Tochter auf den bleichen Lippen. Er eilt in den Garten, wo man beide gesehen haben wollte. Vergebens! Fürstin Pauline ist nicht zu finden. Er wankt in den Saal zurück, doch schon schlugen ihm die Flammen entgegen und der Qualm droht ihn zu ersticken. Er sieht seinen Bruder, die ohnmächtige Fürstin in den Armen, er sieht in dem Flammenmeer eine Frauengestalt, der das goldene Diadem in die Stirne gedrückt ist und die Kleider am Leibe versehrt sind, es ist nicht seine Frau, es ist die unglückliche Fürstin von der Leyen. Er muss die Unglücksstätte verlassen, — seine Töchter sind gerettet; seine Frau ist nirgends zu finden. Wie ein Wahnsinniger irrt er umher, die 13-jährige Prinzessin Pauline, nachherige Fürstin Schönburg-Waldenburg verdankt dem Opfermuthe ihrer Mutter das Leben; das Kind ist gerettet, die Mutter aber ist verschwunden. Wie sich das Entsetzliche zugetragen, niemand vermag es mit Bestimmtheit zu sagen, doch Augenzeugen berichten folgendes: Fürstin Pauline sieht beim Ausbruche des Feuers ihre ältere Tochter Pauline in den Reihen der Tanzenden. Sie bricht sich Bahn, erfasst ihr Kind am Arme und führt es durch Qualm und Rauch zum Ausgange zu; bis dahin hat man sie gesehen und die Tochter selbst erinnert sich so weit, da trennt ein herabstürzender Balken Mutter und Kind, — die Prinzessin wird mit der hinausströmenden Menge ins Freie fortgerissen, wo man sie, am ganzen Körper verwundet, doch lebend, dem unglücklichen Vater in die Arme legt. — Fürstin Pauline (nun beginnt die Vermuthung) sieht ihr Kind nicht mehr, glaubt es im brennenden Saale, stürzt dahin zurück mit jenem Todesmuthe, der nur ein Mutterherz beseelen kann. Die Glut versehrt ihre Kleider, der Rauch droht sie zu ersticken. Sie weiß es nicht, sie fühlt es nicht. Sie sucht ihr Kind.

Lebend ward sie nicht mehr gesehen und nach langem vergeblichen Suchen unter Schutt und Trümmern fand man beim anbrechenden Tage einen vollkommen verkohlten Leichnam, den man nur an einem Medaillon als den der Fürstin erkannte, in dem die Namen der Kinder graviert waren. Das war alles, was die Flammen übrig gelassen und die Liebe zu diesen Kindern war ihr Tod, ist aber nicht allein ihr, sondern des ganzen weiblichen Geschlechtes unvergänglicher Ruhm.

Die unglückliche Fürstin, eine geborene Prinzessin Arenberg, war 36 Jahre alt und Mutter von acht Kindern; das neunte, zu erwartende starb mit ihr. Sie war die Wohlthäterin der Armen und viele Thränen flossen nach ihrem Tod, weil sie viele während ihres Lebens getrocknet hatte.*) Ihr Gemahl überlebte sie 23 Jahre.

So endete das glänzende Fest in Paris. Erschütternde Todesfeierlichkeiten folgten, denn es gab mehr denn 20 Opfer der Katastrophe, jene nicht gezählt, die langsam dahinsiechend, ihr ganzes Leben an den schweren Folgen des 1. Juli zu leiden hatten.

Niemand wurde mehr betrauert, als Fürstin Pauline Schwarzenberg. Ihr Andenken lebt fort in den Reihen edler Frauengestalten und das Blatt, das in den Annalen der Schwarzenberg, ihrem Andenken gewidmet ist, ist wahrlich nicht das geringste. Ein unsterbliches Denkmal hat sie sich selbst gesetzt, durch die Ausübung der reinsten aller menschlichen Tugenden, die etwas vom Überirdischen an sich trägt, der selbstlosen, todesverachtenden Mutterliebe!

José Freiin von Schneider-Arno.

*) Fürstin Pauline war gleich ihrem als Bischof von Raab gestorbenen Schwager Ernst Fürsten Schwarzenberg eine große Liebhaberin und Förderin der Kunst und war selbst ausübende Künstlerin. Eine kleine Zahl von gelungenen, sorgfältig ausgeführten Radierungen: Ansichten von böhmischen Gegenden und Familienbesitzungen, beweisen ihr Talent für die Kupferstecherei. A. d. H.

Heinrich von Collin,

dramatischer Dichter.*)

Die Jugendzeit dieses Dichters fällt mit der Blütezeit der unter Kaiser Josef II. erwachten politischen und zugleich poetischen Literaturepoche in Österreich zusammen. Noch klingen die Namen Einzelner wie ein verhallendes Geläute in die Gegenwart herein, ihre Werke werden nicht mehr, außer von einem Literaturhistoriker, gelesen, sie sind vergessen. Diese Epoche ist durch die Namen Ayrenhof, Alxinger, Blumauer, Denis, Haschka, Leon, Mastalier, Ratschky u. s. w. gekennzeichnet. Aber während sie noch lebten und man in Österreich stolz auf sie war und sie auch die Aufmerksamkeit im deutschen Reiche auf sich lenkten, wurden zu Ende des vorigen und zu Beginne des jetzigen Jahrhundertes, im kurzen Zeitraume von 1790 bis 1810, die Männer geboren, welche die classische Literatur Österreichs herauf zu beschwören, glänzend geartet waren. Wir nennen nur Bauernfeld, Deinhardstein, Drexler-Manfred, Ebert, Grillparzer, Grün, Halm, Lenau, Leitner, Pyrker, Raimund, Joh. Gabriel Seidl, Joh. Nep. Vogl, Zedlitz, und eine ganze stattliche Schar, welche gleich strebend ihnen nachrang, welche den Genannten gegenüber die jetzt Lebenden nur als Epigonen erscheinen lassen.

Zwischen die erste, verdämmernde und die zweite noch nicht aufleuchtende Epoche der poetischen Literatur in Österreich fällt das Schaffen Heinrich von Collin's, sein beginnender, zeitlicher Ruhm, seine poetisch-patriotischen Triumphe, sein nach kurzem Laufe, meteorengleiches Verschwinden.

Heinrich Collin wurde am 26. December, nicht wie es im Österreich. biographischen Lexikon 1772 heißt, sondern 1771 geboren. Sein Vater, aus Luxemburg stammend, übersiedelte nach Wien, wo er als vielgesuchter Arzt Director des Krankenhauses wurde und auch als medicinischer Schriftsteller thätig war. Mit der Tochter eines landständischen Beamten, von Fichtel, verheiratet, entsprossten dieser Ehe vier Kinder: Heinrich Josef Franz Vincenz Stefan, unser Dichter, sein Bruder Matthäus Casimir, der sich ebenfalls einen Namen in der poetischen Literatur Österreichs, wie auch deren Schwester Rosalie gemacht hat Von ihrer älteren Schwester Elisabeth wissen wir nichts zu melden.

Die Erziehung der Kinder in dem feingebildeten vornehmen Hause der Eltern war eine sehr sorgfältige und liebevolle. Als eine Äußerung des frühen Erwachens eines phantasievollen Lebens müssen wir, wie es auch bei Nicolaus Lenau der Fall war, erwähnen, dass es Heinrichs liebste Unterhaltung war, Messe zu lesen, vor seinen Geschwistern phantastische Predigten zu halten, überhaupt an kirchlichem Pompe Freude zu haben. Nach dem früh erfolgten Tode des Vaters wurde der elfjährige Knabe in das Löwenburg'sche Convict gebracht, wo sein Lehrer, ein Freiherr Achaz von Stiebar, ein Piarist, ihn für die Dichter des römischen Alterthums begeisterte, während später ihn andere geistvolle Lehrer auch in die griechische Literatur einführten. Frühzeitig erwachte in dem Knaben die Neigung zur Dichtkunst, die sich vorerst als Begeisterung für Declamation und Schauspielerthum äußerte. Sein erstes Gedicht war eine Elegie auf den Hingang seines innig geliebten Vaters, dann folgte ein kleines Schauspiel „Der Abschied des Kriegers" zum Geburtsfeste der Mutter. Die philosophischen Studien begann Collin als Zögling der k. k. theresianischen Ritterakademie; während derselben liebte er die Lectüre Klopstock's, Bürger's, vorzüglich auch darum, weil sie ihm Gelegenheit bot, ihre Gedichte pathetisch vorzutragen, während die trefflichen Schauspieler des „deutschen Nationaltheaters" ihn anregten, sie nachzuahmen und sich selbst auf einen der vielen, damals beliebten Dilettantenbühnen, meist in älteren Rollen, zu producieren. Im Jahre 1790 begann er die juridischen Studien an der Universität und erwachten in ihm zugleich jene patriotisch starken Gefühle für das Vaterland, indem ihm im Gegensatze zu den von ihm gehassten Vorgängen in Frankreich, Österreich als „der Wohnsitz geheiligter bürgerlicher Tugend und des holden Glückes pflichtfroher

*) B. E. II. 696.

Menschen" erschien. Im Jahre 1795 wurde er in der Hofkanzlei als Praktikant aufgenommen und erreichte durch unausgesetzten pflichttreuen Eifer, durch gründliche national-ökonomische Studien, durch seinen unentwegten patriotischen Sinn und Charakter, schon im Jahre 1809 die Stelle eines Hofrathes. Der Kaiser Franz verlieh ihm den Leopoldsorden, nachdem von ihm schon früher die Familie Collin in den Adelstand erhoben worden war. Überanstrengung in seinem amtlichen Berufe, die durchwachten Nächte, die er allein poetischen Arbeiten widmen konnte, untergruben seinen ohnehin nicht starken Organismus. Zunächst aber waren es die traurigen Ereignisse der Jahre 1805 und 1809, in denen Napoleon den Fuß auf den Nacken Österreichs setzte, die ihn zu innerst erregten. Es machte ein allgemein schmerzliches, theilnahmvollstes Aufsehen, als es bekannt wurde, dass Collin, erst 40 Jahre alt, am 28. Juli 1811 einem Nervenfieber erlegen sei. Collin war mit einer Jugendgespielin, Meta Freiin von Lago, verheiratet. Die Ehe ist kinderlos geblieben. Hier sei es auch bemerkt, dass die Familie Collin stets ihren Namen nicht deutsch, sondern französisch, wie Collén aussprach. Die Witwe des Dichters vermählte sich nach mehreren Jahren mit dem k. k. Landespräsidenten Freiherrn von Werner und starb zum zweitenmale verwitwet, hochbetagt in Wien. Sie ordnete an, neben ihrem ersten Gemahl, dem Dichter, begraben zu werden.

Dies ist die flüchtig umrissene Skizze des äußeren Lebens des Dichters; wir gelangen nun zur Schilderung seiner Schöpfungen und ihrer Schicksale.

In seiner ununterbrochenen Selbstbildung wurde Collin, neben den griechischen und römischen Tragikern mit der deutschen Literatur, mit ihrer Philosophie und Poesie innig vertraut. Lessing, Goethe und Schiller galten ihm nächst Shakespeare als die höchsten Genien in der poetischen Kunst.

Zwei Dramen giengen dem Trauerspiele „Regulus", das dem Dichter die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendete, voran; beide sind gedruckt erschienen, ohne jemals aufgeführt worden zu sein. „Scheinverbrechen," Schauspiel in 5 Aufzügen, für das k. k. Nationaltheater, erschien im Jahre 1794 und später unter dem veränderten Titel: „Julie von Billenau," nach einer Erzählung „Auch Vorwitz kann seinen Nutzen haben" von Meißner. Der zweite dramatische Versuch hieß „Kindespflicht und Liebe" nach dem Fielding'schen Romane „Der Findling."

Nach diesen unbedeutenden Versuchen trat Collin mit dem Trauerspiele „Regulus" auf. Es wurde am 30. October 1801 mit außerordentlichem Beifalle aufgeführt. Die in Wien erscheinenden „Annalen der österreichischen Literatur" gaben dem allgemeinen Enthusiasmus Ausdruck, indem sie schrieben, „dass eine Zeit kommen wird, wo man in der Geschichte der Tragödie in Österreich anfangen wird von Collin's „Regulus" zu erzählen, wo man über denselben Studien schreiben wird, wie über Sophokles, Corneille, Shakespeare und Goethe." Ein anderer Bericht lautete: „Die deutsche Bühne besitzt kein dramatisches Werk, welches eine so genialische Gewalt, mit einer so furchtbaren Nüchternheit, solche erhabene Charaktere mit einer so poetischen Nothwendigkeit verbindet. Wären die Schatten Regulus und Matel unter den Zuschauern, sie würden sagen: „Besser als Rom hat uns der deutsche Jüngling gekannt." Die Kritik verstieg sich noch höher, indem sie den Ausspruch eines Gelehrten citierte, „dass Schiller nur ein Kind gegen den Verfasser des Regulus sei." Und ein Zeitgenosse Collin's erzählte, dass sich „allgemein die Nachricht verbreitete, es sei in Wien ein junger dramatischer Dichter auferstanden, der selbst Goethe und Schiller übertreffe." Eine solche, kritiklose Verhimmelung blieb auf den jungen, bescheidenen Dichter nicht ohne Einfluss, der eine „Geharnischte Vorrede" zu seinem „Regulus" schrieb, in welcher er der hypertrophischen Meinung war, einstens Schiller zu übertreffen, „halb versteckte Anspielungen und Ausfälle auf dessen Wallenstein machte." Die Reaction blieb nicht aus. Die Aufführung des Regulus in Berlin fiel ab und die durch den Wiener Jubel gereizte Kritik fiel erbarmungslos über das Trauerspiel her. Aug. Wilh. Schlegel sah in Regulus nur eine Art „Schulübung, wo ein junger Mann, was er in den alten Geschichtschreibern gelesen und sich wohl gemerkt hat, bestens wieder anzubringen sucht." Schiller verhielt sich ablehnend gegen dasselbe und Goethe verurtheilte später in einer mustergiltigen Kritik das Trauerspiel geradezu,

während er erschöpfend auseinandersetzte, wie der Stoff hätte behandelt werden müssen, um in einen Act zusammengedrängt, Wirkung zu erzielen. In Wien indessen blieb derselbe eine lange Zeit hindurch ein beliebtes Repertoirestück.

Der Dichter ließ eine neue Tragödie „Coriolan," die am 24. November 1802 im Hofburgtheater zur Darstellung kam, folgen. Sie fand weitaus keine so günstige Aufnahme, wie Regulus, auch die Kritik, in Erkenntnis, wie sie dem Dichter durch ihre überlauten Posaunenstöße geschadet hatte, verhielt sich maßvoll und sie wie das Publicum in Berlin, wo die Tragödie ein Jahr später zur Darstellung kam, benahmen sich kühl, wiewohl es auch an manchen anerkennenden Stimmen nicht fehlte. Auch „Coriolan" wurde ein beliebtes Repertoirestück des Hofburgtheaters.

Die dritte Tragödie des Dichters „Polyxena," die im Jahre 1803 zur Darstellung kam, erlebte nur eine Vorstellung.

Freunde und Kritik riethen dem Dichter, sich von der antiken der romantischen Welt zuzuwenden, wozu er sich endlich angemuthet fand, doch vermied er es, der geisttödtenden Censurverhältnisse wegen, einen Stoff aus der deutschen, zunächst österreichischen Geschichte zu wählen. Nichtsdestoweniger drängte Hormayr, mit dem der Dichter sich befreundete, zur Bearbeitung vaterländisch-deutscher Stoffe. Collin entschloss sich, den Kampf König Ottokars von Böhmen mit Rudolf von Habsburg zur Bearbeitung zu wählen. Seine eigene Vorcensur hinderte ihn an der Ausführung und erst später verwertete er den Stoff in einem epischen Fragmente. Johannes Müller rieth „Mithridates" als Helden einer Tragödie zu wählen. Collin erfasste den Gedanken mit Begeisterung, um ihn missgemuthet wieder fallen zu lassen, weil man, wie er den Stoff sich zurechtlegte, fürchten musste, man werde in demselben ein Reflexbild des Kaisers Josef II. erkennen. Auch „Themistokles" schwebte der Phantasie des Dichters vor. Hormayr ruhte nicht und schlug, um den Dichter zu näher gelegenen, sogenannten romantischen Stoffen zu bringen, die Geschichte der „Bianca della Porta" vor. Die Tragödie wurde im Jahre 1807 gegeben. Ein Kritiker schrieb, „dass auch dieses Werk sich durch große Charaktere, treffliche Haltung derselben und eine Diction auszeichnet, die unter österreichischen Schriftstellern eine große Seltenheit ist. Hätten wir nur viele Dichter von Collin's Geist. Aber er steht bis jetzt als Tragiker einzig in Österreich." Das Trauerspiel wurde in Wien, trotz einer wärmeren Aufnahme, nur einigemal gegeben.

Noch weniger sprach ein im Jahre 1807 zur Darstellung gebrachtes Trauerspiel „Mäon" an, das nach der Absicht des Dichters der erste Theil einer Tragödie sein sollte.

Für Beethoven dichtete bald darauf Collin eine Oper „Bramante," welche der berühmte Meister jedoch nicht componierte, während er eine Ouverture zu des Dichters „Coriolan" schrieb, die fortan daran erinnern wird, dass es einmal eine solche, von einem österreichischen Dichter geschriebene, längst vergessene Tragödie gegeben habe. Merkwürdig ist, was Collin, begeistert von Gluck's „Iphigenia in Tauris" ein halbes Jahrhundert vor Richard Wagner niederschrieb: „Es ist meine Überzeugung, dass die dramatische Kunst, falls sie in ihren Fortschritten nicht gehemmt wird, zum höchsten Ziele ihrer Vollkommenheit nothwendig gelangen muss, wenn Poesie und Musik, die in ihrem Ursprunge vereinigt waren und sich späterhin aus Stolz getrennt haben, weil jede auf eigenen Schwingen zur höchsten Höhe emporfliegen wollte, wieder Eins sein werden. Es kommt vielleicht in einem Jahrhunderte die schöne Zeit, wo Schauspiel und Oper sich in Eins verschmelzen und das griechische Theater in seinem vollen olympischen Glanze unter uns erscheinen wird. Aber wir müssen schon unseren Enkeln diesen Genuss vorbereiten. Ob dann die früheren Producte der dramatischen Kunst untergehen, oder nicht, ist gleichgiltig. Waren sie Stufen, auf welchen sich die Künste allmählich zum höchsten Schönen erhoben, so haben sie ihren Zweck erreicht und sind es wert, dass die Menschheit vom Ziele dankbar auf sie zurückblicke." In dieser Anschauung gieng er an die Dichtung eines dreitheiligen Oratoriums „Die Befreiung Jerusalems", um den Sinn für die griechische einfache Tragödie zu wecken.

Er dichtete nur die erste Abtheilung. Vollendet wurde das Oratorium von seinem Bruder Matthäus und componiert von Abbé Stadler und errang eine volle Anerkennung.

Die Misserfolge der letzten Tragödien, die

in ihrer Wirkung abnehmend, immer mehr und namentlich in Deutschland völlig vernachlässigt wurden, verdunkelten den jung erworbenen Ruhm des verstimmten Dichters, bis die Weltereignisse ihn plötzlich wieder aufleuchten und ihn die Begeisterung, namentlich der Wiener Bevölkerung gewinnen ließ. Das kam so:

Erzherzog Karl, der geniale Feldherr Österreichs, wusste, welche Kraft einem tyrtäischen Gesange innewohne und er lud unseren Dichter im verhängnisvollen Jahre 1809 ein, den Patriotismus anzufachen und die österreichische Landwehr muthig und ermuthigend zu begeistern. So entstanden die „Lieder österreichischer Wehrmänner.“ Sie wurden am 28. März 1809 im Redoutensaale gesungen. Ein Zeitgenosse, der seinerzeit gefeierte Opern- und Lieder-Compositeur Joh. Friedrich Reichard schildert die Wirkung Collin'scher Tyrtäen in folgender Weise: „Es war ein großer, feierlicher Anblick, alle diese Menschen, voll des erwarteten Gegenstandes in hoher Spannung zu sehen und mit welchem Enthusiasmus die kräftigen Lieder aufgenommen wurden. In dem Kriegslied schließt jede Strophe mit: „Wir schwören!“ Unzählige Stimmen stimmten in dieses „Wir schwören!“ mit ein, ebenso in dem Liede „Mein Vaterland!“ Klatschen, Rufen, lautes Aufschreien, Jubeln und Schluchzen ward von dem kaiserlichen Sitze bis in den Saal hinab und rundum ganz allgemein. Ich habe nie eine größere Sensation erlebt.“ Die Kunde davon drang auch zu Ohren Napoleon's und der Dichter wurde, zugleich mit Ignaz Franz Castelli, der ebenfalls ein Kriegslied gedichtet hatte, im „Moniteur“ in Acht erklärt.

Auch diese Lieder, einem momentanen localen Bedürfnisse entsprungen, sind bald nach gethaner, wenngleich mächtiger Wirkung verhallt und längst verschollen. Dagegen haben sich drei Balladen, die zugleich effectvolle Declamationsstücke sind, bis zum heutigen Tage erhalten und erscheinen immer wieder in Chrestomathien. Sie sind auf den Rath Hormayr's, der immer wieder zur Bearbeitung vaterländisch-österreichischer Stoffe drängte, entstanden: „Kaiser Max auf der Martinswand,“ „Herzog Leopold vor Solothurn“ und „Kaiser Albrechts Hund.“

Noch einmal erwachte in unserem Dichter, zum letztenmale, der Drang, eine Tragödie zu dichten und wieder der antiken Welt sich zuwendend, holte er aus ihr den Stoff. Er schrieb die „Horatier und Curiatier“ im kurzen Zeitraume von nur vierzehn Tagen, als ahnte er, dass er Eile habe. Am 28. Juli 1811 erlag er, bewusstlos, einem Nervenfieber. Erst 6 Jahre nach dem Tode des Dichters wurde sein letztes Trauerspiel im Hofburgtheater im Jahre 1817 dargestellt, ohne wiederholt zu werden. Es ist symbolisch, dass in demselben Jahre, als der erbleichende Stern Collin's niedergieng, die Sonne Grillparzer's zu leuchten begonnen hat. Am 7. Juni 1830 wurde „Regulus,“ nachdem er vom Jahre 1801 43mal über die Bühne gegangen war, zum letztenmale im Hofburgtheater gegeben. Seitdem sind die Dramen Collin's vom Repertoire verschwunden. Um wieder aufzuerstehen? Wir glauben es nicht. Und doch war er ein bedeutendes Talent, getragen von einer hohen Gesinnung, begeistert für die edelsten Ziele der Poesie, der Einzige, der während zweier Decennien, in denen keine Gleichstrebenden erschienen, die tragische Kunst pflegte und namentlich seine österreichischen Zeitgenossen erfreute, erhob und begeisterte. Sie waren ihm nach seinem Tode dankbar, als ob sie sich besonnen hätten, dass sie ihm, trotz mannigfachen Beifalls, noch mehr schuldig geblieben waren. Selbst vom Auslande wurde die Nachricht von seinem Tode „mit wahrhaftiger großer Theilnahme aufgenommen.“

Unmittelbar nach seinem Tode erschien von seinem Freunde Moriz Grafen von Dietrichstein ein Aufruf, Beiträge für ein Denkmal des Dichters zu spenden. Noch im selben Jahre fand im Universitätssaale eine Todtenfeier statt, in der Chöre aus des Dichters „Polyxena“, von Abbé Stadler componiert, gesungen wurden und eine „Klage“ um den Todten von Caroline Pichler declamiert ward. Das Hofburgtheater wiederholte diese Feier im Jahre 1812, zu welcher der Bruder des Dichters, Matthäus, ein allegorisches dramatisches Gedicht „Die Pilgerreise“ schrieb. Ebenso feierten die Theater in Prag und Lemberg sein Andenken. Caroline Pichler schrieb ein zweites Gedicht „Bei Anhörung des Mozart'schen Requiems, das zu Ehren Collin's aufgeführt wurde.“ Nänien von Leopold Haschka, von L. M. Weschel, Julius Schneller und anderen erschienen in den österreichischen Blät-

tern; Karl Streckfuß widmete den Manen des Dichters seine „Poesie,“ Josef von Hammer sein Trauerspiel: „Dschafer, oder der Sturz der Barmekiden,“ der schon wiederholt genannte Bruder des Dichters gab dessen „Gesammelte Werke“ in 6 Bänden in den Jahren 1812 bis 1814 von einer Biographie begleitet, heraus. Noch ehe sie vollendet erschienen waren, konnte das Marmordenkmal des Dichters in der Karlskirche in Wien enthüllt werden. Der berühmte Maler Füger entwarf den Plan. Das Medaillonporträt, nach einem Gemälde des Hofschauspielers und Malers Lange, ist in Carrara-Marmor ausgeführt. Im unteren Felde des Granitsockels sind zwei sitzende marmorne Trauergestalten angebracht, eine männliche und eine weibliche; auf dem Schoß der letzteren liegt eine Rolle, auf welcher der Geburts- und Sterbetag des Dichters eingeschrieben sind. Auf einem Mittelfelde zwischen diesen Gestalten und dem Porträtmedaillon ist mit goldener Lapidarschrift zu lesen:

Dem vaterländischen Dichter Heinrich Collin 1813.

Der erübrigte Betrag des für das Denkmal rasch und reichlich zugeflossenen Geldes, 6000 fl., wurde zu einer den Namen des Dichters führenden Stiftung für immerwährende Zeiten bestimmt, deren Zinsen je einem Zögling der Wiener Universität, der sich „durch Talent, Fleiß und tadellose Sitten auszeichnet“ zugewendet werden.

Noch einmal wandte sich die unerloschene Freundesliebe des Grafen Moriz von Dietrichstein dem Hingeschiedenen zu. L. A. Frankl's „Sonntagsblätter“ erzählten im Jahre 1846 wie folgt: „Wenig bekannt ist es, dass der Dichter Collin in dem kleinen Dörfchen Gersthof bei Wien begraben liegt. Der Raum des kleinen Friedhofes ist nunmehr zu beschränkt geworden, man sah sich gezwungen, einen neuen anzulegen und viele Leichen sind bereits dahin übertragen worden, die Collin's noch nicht. Sein verwitterter Grabstein steht einsam und den Vorübergehenden ergreift das bange Gefühl, es dürfte nicht lange währen, bis man die Stelle nicht mehr finden werde, wo der für das Vaterland begeisterte Sänger der Auferstehung entgegenharrt.“ Graf Dietrichstein ließ, angeregt durch diesen Bericht, um die Bewilligung der Exhumierung und Übertragung der Gebeine bei der Behörde einschreiten. Am 31. Juli 1846 wurden die vollständig gefundenen Überreste in einen neuen Sarg gelegt, dieser mit einem Bahrtuche verhüllt, mit einem Kranze geschmückt und auf den neuen Friedhof getragen. Die Schriftsteller Sigm. Ebersberg, Ludw. Aug. Frankl, Adam Kaltenbrunner, Aug. Schilling, Adolf Schmidl, Aug. Schmidt, Joh. Nep. Vogl trugen den Sarg, dem Hammer-Purgstall, der nebst dem Grafen Dietrichstein allein noch lebende persönliche Freund des Dichters und eine Schar jüngerer Schriftsteller folgten. Der Sarg wurde unter Gebeten an der Friedhofmauer versenkt und der Grabstein, auf welchem der Name, sowie der Geburts- und Sterbetag des Dichters eingetragen war, eingefügt. Vom Grafen Dietrichstein wurde nach der Beerdigung dieser Leichenfeier ein Brief verlesen, in welchem er sein persönliches Nichterscheinen entschuldigte und schöne, tiefgefühlte Worte dem geschiedenen Dichter und Freunde nachrief.

Der junge Literarhistoriker Ferdinand Laban hat vor mehr als einem Jahrzehnt den mit Unrecht verschollenen, für das Höchste begeisterten Dichter und edlen Patrioten „Heinrich Josef Collin,“ der Gegenwart in Erinnerung gebracht und es gesühnt, dass ein bekannter, derb zugreifender Schriftsteller, der eine oberflächliche, parteiische Geschichte der deutschen Literatur geschrieben hat, unseren Dichter in acht wegwerfenden Zeilen behandelte. Laban's überaus pietätvolle Darstellung des Lebens, des Charakters des trefflichen Mannes, wie des Dichters ist zugleich ein mit ungewöhnlichem Fleiße und eindringendem Geiste geschriebener Beitrag zur Geschichte der neueren deutschen Literatur in Österreich, der weitaus über das Interesse einer biographischen Monographie hinausreicht.

Frappiert hat den Schreiber dieser Zeilen die am Schlusse der Vorrede von Laban gemachte Bemerkung, „dass die Gebeine Heinrich Josef Collin's soeben (November 1878) abermals — also zum drittenmale — in eine neue Ruhestätte übertragen werden.“

Der altlateinische Spruch: „Habent sua fata libelli“, wie sehr er auch auf die Dichtungen Heinrich von Collin's anzuwenden ist, muss auch mit einer kleinen Variante noch einmal und zwar auf die irdischen Überreste des Dichters angewendet werden:

Habent sua fata „ossa.“

Wir müssen das näher erklären.

Im Frühling des Jahres 1887 erschien eine anonyme Notiz in der „Neuen freien Presse,“ dass ein Umbau der Friedhofkapelle in Pötzleinsdorf stattfinden müsse, wodurch die anliegenden Gräber, darunter auch das des Dichters Heinrich von Collin, aufgelassen werden müssten; man möge für die Übertragung seiner Gebeine nach dem Centralfriedhofe von Wien sorgen. Diese Erinnerung und Anregung ließ sich nicht ungehört vernehmen. Die „Concordia“ nahm pietätvoll den Gedanken auf und schritt beim Gemeinderathe von Wien mit der Bitte ein, dem Dichter ein Ehrengrab auf dem Centralfriedhofe zu bestimmen. Der Gemeinderath kam derselben sofort nach und trug sowohl die Kosten der Exhumierung, als die Übertragung der Gebeine in ein unentgeltliches Ehrengrab. Diese neuerliche Bestattung, — seltsam genug die vierte — fand am 13. December 1887 feierlich statt. Von den 12 genannten Schriftstellern, welche die Gebeine Collin's von Gersthof nach Pötzleinsdorf über den Bergrücken trugen, leben nur mehr zwei: Dr. August Schmidt und der Schreiber dieser Zeilen. So wurde dem letzteren die wehmüthige Ehre zutheil, die Grabrede zu halten, aus der wir, mit Weglassung des biographischen Theiles, einzelne Ausführungen hier wiederholen:

„Es ist für mich eine traurige Ursache, die mir die Ehre verschafft, im Namen der Mitglieder der Concordia zu sprechen. Die Ursache ist mein Alter und von einem Alten, längst Dahingegangenen soll ich erzählen. Ich erscheine mir, wenn es gestattet ist, gegenüber den heiligen Resten eines großen Todten von mir zu reden, in diesem Momente gleichsam als ein literarischer Janus, der in eine alte verschollene Zeit, und in den Beginn der neueren schaut. So mitten inne stehend, wende ich mich der Vergangenheit zu und es taucht vor mir die leuchtende Gestalt dieses edlen Dichters auf, der seltsam genug, zum viertenmale beerdigt werden wird.“

„Österreich war stolz auf seinen Dichter und hatte vollen Grund dazu, während der Corse ihn proscribierte und befahl, ihn, wo man ihn treffe, sofort zu füsilieren. Heinrich Josef von Collin war auch im Staatsleben in vorragender Stellung thätig. Die aufregenden Arbeiten auf diesem Gebiete, mehr aber noch der Schmerz des patriotisch glühenden Mannes über verlorene Schlachten, die Demüthigungen des Vaterlandes zehrten an seinem Geiste. Er starb an einem Nervenfieber, wir wissen es besser, er starb an gebrochenem Herzen.“ — —

„Zweierlei Schicksal ist den schöpferischen Geistern bereitet: Der Eine wird so lange er lebt von den Wogen des Beifalls getragen, aber sein Ruhm sinkt zugleich mit ihm in die Gruft. Der Andere erfährt, oft von seinen Zeitgenossen nicht verstanden, Missgunst und Neid und erst die Nachwelt wird ihm gerecht. Der Ruhm der Mit- und Nachwelt wird nur Wenigen zutheil, es sind die unsterblichen Geister, deren Namen, wie ein berühmter Dichter, den wir alle kannten, sagte, nicht mehr als den Nagel des Daumens, wenn sie auf ihm niedergeschrieben würden, füllen. Zu der ersteren Gruppe gehörte Heinrich Josef von Collin und der ihm ebenbürtige Bruder Matthäus, dessen Sohn noch in unserer Mitte lebt.“ — —

„Ein stolz beflaggtes und bunt bewipfeltes Prachtschiff von blauen sonnigen Wogen umrauscht, fährt umjubelt und bestaunt hinaus. Allmählich wird es Dämmerung, dann Nacht. Es entschwindet dem Blicke, nur ein nachleuchtender phosphorischer Glanz zeigt die Bahn, auf der es vorüberfuhr. Eine kurze Weile noch, dann ist auch der erloschen und Schiff und Glanz versunken in Nacht. Das ist das symbolische Bild des Dichters, dessen Gebeine wir pietätvoll zu bestatten bereit sind. Nur wenige Jahre, nachdem ihn die ewige Nacht aufgenommen hat, lebten seine Werke noch.“ — —

„So seien dem die geweihten Reste der frommen Erde wiedergegegeben, und hoffen wir diesmal wiedergegeben zur ewigen Ruhe!

Ihm gab des Ruhmes blühendsten Kranz das Leben,
Die Nachwelt wird ihm bald das Denkmal weih'n,
In diesem Gräberpantheon wird sich's erheben
Und unseres Gedenkens dankbar Zeichen sein!“

Hierauf nahm der Präsident der Concordia, Hofrath Ritter von Weilen, das Wort und paraphrasierte in schwungvoller Rede die Schiller'schen Verse:

„Von des Lebensgütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen
Lebt der große Name noch!"

Von Verwandten des Dichters war bei der Feier nur eine Großnichte anwesend. Der Neffe Ludwig von Collin, k. k. Hofsecretär, Sohn des Matthäus von Collin war durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Er ist vor wenigen Monaten gestorben und mit ihm der letzte seines Namens und Geschlechtes.*)

Unter den Anwesenden hatten wir die Freude, den Anreger der ganzen Angelegenheit in der Presse, den k. k. Regierungsrath Pisco zu begrüßen, der sich aber nicht allein damit begnügte, sondern zugleich eine namhafte Summe für ein das Grab würdig schmückendes Denkmal zu spenden. Er erlag nur wenige Monate später einem schweren Leiden. So sei denn diese von edelster Pietät durchdrungene That des gelehrten, literaturfreundlichen Mannes, ihm zum Andenken hier mitgetheilt.

Die „Concordia" wandte sich hierauf ehrerbietig an seine Majestät den Kaiser Franz Josef mit der Bitte um einen Beitrag zur Herstellung des Denkmals. Eine großmüthige Spende setzte nunmehr die „Concordia" in die angenehme Lage, bei Meister Tilgner ein Grabmonument zu bestellen. Dasselbe, aus Granit, mit dem Bildnisse des Dichters aus Carrara-Marmor geschmückt, ziert nun die hoffentlich allerletzte Ruhestätte des edlen und muthigen österreichischen Dichters und Sängers.

Ludwig August Frankl.

*) Am 11. September 1888.

Die Völkerschlacht bei Leipzig
am 16., 18. und 19. October 1813.*)

Wenige Schlachtennamen erwecken die gleiche Fülle von Vorstellungen und erfassen mit gleicher Lebendigkeit die menschliche Seele wie der mit dem Schicksale der europäischen Völker unlöslich verbundene Name: Leipzig!

Zu gewaltig und erschütternd war der verzweifelte Kampf, in welchem wehrhafte Nationen gegen die Riesenkraft eines nach der Weltherrschaft strebenden Eroberers rangen, als dass ein Gemälde der Schlacht unbegleitet von den Bildern erscheinen könnte, welche namentlich die vorbereitenden Ereignisse dieser weittragenden Katastrophe darstellen.

Voll edlen Stolzes mögen die Herzen Aller schlagen, deren Vorfahren an dem großen Kampfe theilnehmen konnten, doch stolzer und glänzender noch lebe die Erinnerung an jene Zeit in Österreich fort, in dem Reiche, welchem es vergönnt war, den Gedanken wie den Muth zu dem Rettungswerke zu fassen und zu verbreiten, dasselbe politisch und militärisch zu leiten und durch den hochherzigen Einsatz seiner Macht gelingen zu lassen.

Ja, Österreich-Ungarn hat vor Allen das Recht, auf die Befreiung Europas von Napoleons Dictatur stolz zu sein; es wird die Verdienste der Mitkämpfer mit angeborener Bereitwilligkeit in vollstem Umfange anerkennen, aber es darf, ja es muss auch fordern, dass die Thaten seiner Helden dieselbe vorurtheilslose Würdigung finden.

Zwei unglückliche Feldzüge, zum Befreiungswerke begonnen, hatten Österreichs Macht schwer geschädigt, der Stärke seines Heeres eine Grenze von 150.000 Mann gesetzt und in weiterer Folge zu dem Bündnisse mit Napoleon vom (14. März 1812) geführt, in welchem Österreich 30.000 Mann Kriegshilfe gegen Russland zusagen musste.

Dessenungeachtet war dieser Vertrag ein Vortheil, denn er beruhte, wenigstens dem Wortlaute nach, auf Gegenseitigkeit, hob also die politische Stellung und sicherte nebst der Unverletzlichkeit der Reichsgrenze auch dem Hilfscontingente eine fast selbständige Verwendung zu.

*) V. E. I. 572—584. II. 711—721.

Schon um diese Zeit wurde der Fortbestand des preußischen Staates durch das ablehnende Verhalten Österreichs gegenüber den Eröffnungen Napoleon's gewahrt und der leitende österreichische Minister Graf Clemens Metternich konnte dem geängstigten Grafen Hardenberg schreiben:

„Die Interessen unserer Staaten trenne ich nicht und werde ich niemals trennen, obwohl die Lage derart ist, um zu sagen, dass uns das Glück hinlänglich begünstigt, um eben die Epoche, die Ihnen Opfer ohne Zahl auferlegt, zu unserer Verstärkung benützen zu können."

Noch ehe der Ausgang des russischen Feldzuges zu ahnen war, hatte Metternich einen allgemeinen Krieg gegen Napoleon geplant, ja darauf gerechnet und schon am 5. October 1812 in diesem Sinne an Preußen Mittheilungen gemacht.

Der Untergang der großen Armee in Russland war ein unerwarteter Glücksfall, welcher die Hoffnung Metternich's vielleicht um Jahre früher zur Reife brachte, aber auch gefährliche Bestrebungen weckte und vom Kaiser Franz, wie von seinem Minister, außergewöhnliche Festigkeit und Klugheit verlangte.

Die Macht des Franzosenkaisers war noch immer furchtbar, hingegen Österreichs Heer, infolge des Vertrages und beständiger Finanznoth an Zahl und Ausrüstung schwach und unzulänglich; trotzdem war Kaiser Franz fest entschlossen, die günstige Gelegenheit auszunützen, um Österreich die gebürende Stellung in Europa und diesem endlich Frieden zu verschaffen, selbst auf die Gefahr hin, einen Existenzkrieg gegen seinen Schwiegersohn führen zu müssen.

Metternichs Aufgabe war schwierig, wie kaum eine andere; — er für seine Person wusste, dass von Napoleon ein annehmbarer Friede, schließlich nach Radetzky's Worten: „mit Kartätschen und Säbeln" verlangt werden müsse, dass es daher vor Allem galt, Zeit für die ungestörte Mobilisierung und den Aufmarsch der Armeen zu gewinnen und die Bande des Vertrages vom 14. März 1812 allmählich zu lösen.

Jeder Argwohn, welcher Napoleon's Streitkräfte sofort gegen Österreich entfesselt hätte, musste dem Beherrscher der Franzosen ferngehalten und gleichzeitig der Muth Preußens und der Widerstand Russlands gestärkt werden.

Als nach York's Convention mit den Russen der preußische König noch in begreiflicher Unentschlossenheit schwankte, da waren Österreichs Rathschläge für den Abschluss des Bündnisses mit Russland entscheidend; Knesebeck, zu Unterhandlungen nach Wien gesendet, sprach sehr deutlich aus, wie Preußen bangte, und was es von Österreich hoffte: „auf dessen Macht und Gesinnung es unbedingtes Vertrauen habe, denn nur durch Österreich könne Preußens Macht wieder hergestellt werden."

Gleichzeitig erbot man sich, die ganze preußische Armee unter österreichischen Oberbefehl zu stellen.

Österreichs Regierung war von Napoleon, von Preußen und von Russland umworben, von diesen und von inneren Parteien zu rascher Entscheidung gedrängt, durch ein Bündnis gehemmt und in steter Gefahr, durch einen einzigen falschen Schritt alle Entwürfe vernichtet zu sehen.

Metternich's Klugheit vermied nicht nur die gefährlichen Klippen, sondern es gelang ihm sogar, die Rüstungen dem Kaiser Napoleon angenehm zu machen und dessen Kriegsoperationen vom Ländergebiete Österreichs fern zu halten; es gelang ihm endlich, dieses Reich nach und nach aus der Rolle eines schwachen Verbündeten wider Willen, zum umworbenen Alliierten, zum anerkannten und dann zum drohenden, bewaffneten Friedensvermittler emporsteigen zu lassen.

Während Österreich eifrig rüstete und dessen Unterhandlungen mit Frankreich und den Verbündeten ihren Fortgang nahmen, waren die neuaufgestellten Massen Napoleon's im Felde erschienen.

Der Kriegssturm zog an der Nordgrenze Böhmens hin und entlud sich mit zwei Schlägen auf das Haupt der verbündeten Preußen und Russen, welche hinter die Oderlinie weichen mussten.

Wieder sank in Preußen die Zuversicht so weit, dass der „eiserne" York den Ausspruch that: „Selbst wenn Österreich auf unsere Seite tritt, so geht die Sache dennoch schlecht" — und wieder war es Österreich, das in diesem gefährlichen Augenblicke eingriff.

Sein Kaiser gieng einige Tage nach der Schlacht bei Bautzen zur Armee nach Böhmen und erklärte dem Grafen Nesselrode: „Wenn



Schlacht bei Leipzig.
Nach einer Lithographie von Wolff.

die Vermittlungsversuche durch Napoleon vereitelt würden, wolle er sich den Verbündeten anschließen."

So handelte Österreich, dessen Endziele nicht genügend erkannt und gewürdigt wurden, und das nachträglich noch Schmähungen von Seite der Geretteten erntete.

Sie erhoben den Vorwurf, dass es gezaudert habe, der guten, der allgemeinen Sache beizutreten, welche thatsächlich von Österreich am meisten gefördert und durch das anfängliche Hinhalten zum Siege geführt wurde.

Wenn Napoleon's erster Stoß dieses ungerüstete Reich getroffen hätte, so wäre es, wie schon frühere Male ohne Nutzen für die Anderen geopfert worden, denen nun der Vortheil erwuchs, die linke Flanke durch einen wohlwollend gesinnten Staat gesichert und dem gemeinschaftlichen Feinde durch die Vermittlungsversuche Österreichs und durch die Rücksicht auf dieses Reich fortwährend Hemmnisse bereitet zu sehen.

Nach der Schlacht bei Bautzen begieng Napoleon den Fehler, einen Waffenstillstand auf sechs Wochen abzuschließen und damit zwar für seine eigenen Rüstungen Zeit zu erlangen, aber solche auch den Verbündeten und Österreich zu geben.

Die Arbeiten der Diplomaten und Krieger kamen in schnelleren Gang; England und Schweden übernahmen bestimmte Verpflichtungen als Mitglieder des Bundes gegen Napoleon und Österreich schloss am 27. Juni 1813 zu Reichenbach einen geheimen Vertrag mit Preußen und Russland für den Fall, dass die Friedensvermittlung erfolglos bleiben sollte.

Durch die feste Haltung, welche Metternich am 28. Juni in Dresden bei der ewig denkwürdigen Unterredung mit Kaiser Napoleon bewahrte, wurde es klar, dass auf ein friedliches Abkommen mit diesem nicht zu rechnen sei und der bis 10. August verlängerte Waffenstillstand zur Abhaltung eines Congresses in Prag, schuf die letzte Frist bis zum Ausbruche des allgemeinen Krieges.

Napoleon kannte keine Rücksicht auf das Friedensbedürfnis und auf die Leiden der Menschheit; er hätte seinen Ehrgeiz nur bei gänzlicher Aussichtslosigkeit auf kriegerische Erfolge gemäßigt und wo sein Genie noch die Möglichkeit des Sieges wahrnahm, da war auch der Kampf gewiss, der Kampf, welchen die Weltherrschaft lohnen sollte.

Ohne Täuschung über Napoleon's längst gefasste Entschlüsse wurden die Rüstungen betrieben und die schwierigste Frage für die Thätigkeit verbündeter Armeen — die Feststellung des Kriegsplanes und die Wahl der Oberleitung — glücklich gelöst.

Für das Commando der österr. Armee war bei Zeiten der Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg in Aussicht genommen worden, welcher sich, vor seiner Ende März erfolgten Abreise nach Paris, theilweise auf Anrathen Metternichs, den Hofkriegsrath und Chef des Generalstabes FML. Grafen Josef Radetzky auch als seinen Generalstabschef erbat und diesen hievon verständigte.

Am 8. Mai geschah die officielle Ernennung Beider, zu welchen noch später der aus Sachsen übergetretene General Langenau als Generalquartiermeister und Oberst Trapp hinzukamen.

Vom 10. Mai an überreichte Radetzky dem FM. Schwarzenberg über die Kriegslage und die fallweise nöthigen Vorkehrungen und Operationen mehrere Memoires, durch welche sich derselbe Grundgedanke zog und mit der Klärung der Verhältnisse auch bestimmtere Formen gewann; in dem am 7. Juli vorgelegten „Entwurf eines Operationsplanes für die alliierten Armeen," zeichnete er endlich genau jene Kriegführung vor, gegen welche sich später Napoleons ganze Kunst vergeblich abmühte.

Dieser Plan, in einige Worte gefasst, lautete: „Übereinstimmend mit getrennten Armeen operieren; jede mit Übermacht angegriffene vermeidet ein entscheidendes Gefecht, während die anderen im Rücken Napoleon's vordringen.

Die feindliche Armee soll durch Bedrohung der Verbindungen geschädigt, zur Theilung und Abnützung der Kräfte gezwungen werden, bis sich endlich die Gelegenheit zu einem mit Sicherheit geführten Hauptschlage ergibt."

Dieser dem Kaiser Franz und den Verbündeten unterbreitete Plan gelangte auf der Trachenberger Conferenz (9.—13. Juli) zur Annahme und gleichzeitig wurde, der Forderung Österreichs entsprechend, Schwarzenberg mit der Oberleitung der drei zu bildenden Armeen betraut.

Die Zusammensetzung derselben aus Truppen von verschiedenen Mächten wurde ebenfalls von Radetzky angeregt.

In der Folge beanspruchten mehrere ausländische Generale den Kriegsplan als ihr geistiges Eigenthum und mochten vielleicht ähnliche Gedanken über die zweckmäßigste Kriegführung gehabt haben, Radetzky aber war der Erste, welcher ihn nachweisbar noch vor der Trachenberger Conferenz schriftlich vorlegte und somit gebürt ihm das Verdienst, den Weg zur Besiegung des größten Heerführers der neueren Zeit gefunden zu haben.

Die großen politischen und militärischen Zugeständnisse, welche an Österreich für den Beitritt zur Allianz gegen Napoleon von solchen Staaten gemacht wurden, deren sonstige Bestrebungen nicht eben freundlich waren, konnten nur aus der Überzeugung der Verbündeten hervorgehen, dass Österreichs Hilfe unbedingt nöthig sei, was auch aus einer Vergleichung der Streitkräfte klar zu entnehmen ist.

Nach Blücher betrug die Gesammtstärke der Russen, einschließlich der Irregulären 159.000 Mann, nach Scharnhorst jene der Preußen sammt Landwehren und Besatzungen 169.000 Mann, mithin kann die Feldarmee 300.000 Mann nicht erreicht haben.

Der Russe Toll berechnete zu Trachenberg die wirkliche Stärke der Russen, Preußen und Schweden mit 240.000 Mann und im Operationsentwurfe Radetzky's erscheint die im Felde verwendbare Macht der eben genannten Verbündeten mit 180.000 Mann veranschlagt.

Dagegen weist eine Tabelle Berthier's vom 9. August den Stand der französischen Armee mit 421.957 Mann aus, von denen 290.000 an der Elbe standen.

Der englische General-Lieutenant Karl Stewart, Marquis von Londonderry, Commissär Sr. britischen Majestät bei den verbündeten Heeren, beurtheilte die Lage der Russen und Preußen ähnlich, aber noch ungünstiger für dieselben.

Seiner Angabe zufolge zählten nach der Schlacht bei Bautzen die Russen 35.000, die Preußen 22—23.000 Mann, im Juni beide Heere zusammen 78.400 Mann nebst 20.000 preußischen Landwehrmännern und bei Beginn der Operationen die Armee Blücher's 70.000, die Hauptarmee, ohne den Österreichern, 80.000 Mann.

Nach Stewart wären mit den 50—60.000 Mann, welche damals Bernadotte gehabt haben konnte, 210.000 Mann Verbündete der auf 350.000 Mann berechneten Armee Napoleon's in Sachsen und Schlesien entgegengestanden.

Bei Besprechung des Waffenstillstandes sagt Stewart: „In diesem Augenblicke war der Waffenstillstand unbestreitbar vortheilhaft für Preußen, weil die Regierung dieses Reiches seit langer Zeit ihre ganze Hoffnung auf ein Bündnis mit Österreich gegründet hatte."

An einer anderen Stelle wird die Unruhe geschildert, mit welcher man Österreichs Entscheidung erwartete und klar ausgesprochen, dass ohne Österreichs Mithilfe die Lage der Verbündeten aussichtslos war, wie andererseits durch Österreichs Theilnahme am Kriege gegen Napoleon, für letzteren eine kritische Lage entstehen musste.

Schon die vorerwähnten Zahlen sprechen die Überlegenheit Napoleon's deutlich aus, aber noch ungünstiger stellt sich das Verhältnis, wenn man die Neutralität Österreichs annimmt, in welchem Falle die Truppen des Vice-Königs aus Italien, die Bayern und das Corps Augereau's sofort herangezogen werden konnten und die Übermacht des Kaisers der Franzosen erdrückend geworden wäre. Mit den 220.000 Österreichern, von welchen 120.000 in Böhmen auftraten, ergab sich erst die Hoffnung auf Siege, welche einem Feldherrn gleich Napoleon nur durch Überzahl der Streiter abzuringen waren.

Diese Daten sind selbstredend für die Bedeutung der österreichischen Mithilfe.

Die Haltung der habsburgischen Monarchie war für alle Verhältnisse Europa's ausschlaggebend. Die bloße Neutralität hätte Österreich große Erwerbungen, Preußen den Untergang gebracht; aber der edelmüthige **Kaiser Franz** I., welcher nur das Wohl und die Rechte der europäischen Völker vor Augen hatte, wies alle Verlockungen des Eigennutzes, alle Besorgnisse vor dem Ausgange eines gefährlichen Kampfes von sich und wurde, sein starkes, tapferes Heer gegen Napoleon aufbietend, **der Retter der Verbündeten, der Befreier Europa's!**

Napoleon, theils im Glauben, dass Kaiser Franz nicht Ernst machen werde, theils im Vollgefühle seiner Geisteskräfte, im Besitze der meisten deutschen Festungen und der Elbelinie,

welche er während des Waffenstillstandes zur Basis für die Armee eingerichtet hatte, hoffte zuversichtlich die Ungleichheit der Kampfmittel aufwiegen zu können.

Er ließ die gegebene Frist verstreichen und entfesselte damit einen der furchtbarsten Kriegsstürme aller Zeiten.

Die Tage vom 17. August bis Ende September waren unter Manövern und Kämpfen dahingegangen.

Nur einmal, als Schwarzenberg die mit der Hauptarmee gegen Leipzig begonnene Bewegung infolge preußischen und russischen Einflusses plötzlich nach Dresden richten musste, hatte Napoleon wohl Gelegenheit zur Verwertung seines Feldherrntalentes gefunden, dann aber die Ausbeutung des Sieges versäumt.

Dank der persönlichen Eigenschaften des Oberfeldherrn und seines Generalstabs-Chefs trat die Uneinigkeit unter den Verbündeten, auf welche Napoleon gerechnet hatte, nicht ein und wurden die mehrfach störenden Eingriffe des Kaisers Alexander in die Heeresleitung möglichst abgeschwächt.

Das Ergebnis dieser Kriegsperiode konnte die Verbündeten zufrieden stellen, es zeigte: gehobene Stimmung im alliierten Heere, welches sich auch numerisch verstärkt hatte, hingegen Erschöpfung, Missmuth und schwindendes Vertrauen bei den Franzosen, welche durch unglückliche Gefechte und fruchtlose Märsche gegen 80.000 Mann verloren hatten.

Die Entscheidung nahte heran, die strategische Lage Napoleon's verschlimmerte sich täglich.

Der kühne unternehmende Blücher hatte sich dem Kronprinzen von Schweden genähert und beide waren zwischen dem 3. und 5. October auf das linke Elbeufer gegangen.

Die Hauptarmee war aus Böhmen — dessen Schutz die russische Reserve-Armee mit österreichischen Corps, unter Bennigsen's Oberbefehl übernahm — gegen Zwickau und Chemnitz (3. October.) vorgebrochen und bedrohte Napoleon's Verbindungen mit dem Rhein, auf welchen sich preußische und russische Cavallerie unter Dörenberg, Tettenborn, Thielemann, Černičev und Platow, dann österreichische unter GM. Scheiter und Oberst Mensdorf, in kühnen Streifzügen tummelte.

Zwischen dem 6. und 14. October versuchte Napoleon, Bernadotte oder Blücher zuerst zum Kampfe zu zwingen, dann durch Demonstrationen über die Elbe zurückzuscheuchen, und, — als dies nicht gelang, die Nachrichten vom Abfalle Bayerns, welchen Österreich hervorgerufen hatte, und von dem Marsche der Hauptarmee eintrafen, da entschloss sich Napoleon endlich die Elbe zu verlassen; er wandte sich mit allen Kräften gegen Leipzig, weniger aus Besorgnis für seinen Rücken, als in der Hoffnung, zu einem Siege über die Hauptarmee zu gelangen.

Gegen Leipzig zog nun Alles; die böhmische Armee und Blücher, entschlossen sich zu dem großen Schlage zu vereinigen, Bernadotte zögernd, Napoleon mit verzweifeltem Muthe, zu dem größten Einsatze bereit!

Die örtlichen Verhältnisse Leipzigs boten dem Meister in der Verwendung großer Massen, dem Feldherrn mit den unerwarteten und verwegenen Combinationen, bei vielen Vortheilen nur den Nachtheil, dass der Rückzugsweg zuerst ein langes gefährliches Straßendefilé durchlaufen musste.

Die Pleiße und Elster, welche von Süden kommend, ihren Lauf von Leipzig an, fast westwärts wenden und sich darauf bei Möckern vereinigen, schließen einen Raum ein, der von vielen Nebenarmen, von Wassergräben, Teichen, Sumpf- und Moorstellen, ferner von schmalen Dämmen durchschnitten und mit Gehölz und dichtem Buschwerk bedeckt war.

Die Umgebung von Gautsch ausgenommen, wo der Boden freier und fester ist, waren in diesem Abschnitte geordnete und rasche Truppenbewegungen von den Brücken und Wegen abhängig oder ganz unausführbar und der Kampf jedenfalls sehr schwierig.

Eine weitere Scheidung der Schlachtfelder geschieht durch die Parthe, welche einen sumpfigen, nur stellenweise passierbaren Wiesengrund durchfließend, am Nordende Leipzigs, als rechter Nebenfluss der Pleiße mündet.

Der Charakter dieser Abschnitte, welche zwischen der Pleiße und dem rechten Ufer der Parthe im Norden Leipzigs, zwischen dem linken Partheufer und der Pleisse im Osten und Süden jener Stadt und endlich im Westen am linken Elsterufer liegen, ist ziemlich derselbe.

Von Leipzig an ist der Boden nach allen Richtungen ansteigend; niedrige Hügelreihen streichen parallel von Westen nach Osten und erheben sich gegen Süden bis zum Galgenberge und senken sich dann wieder, mehrere hintereinander liegende, gute Stellungen gewährend.

Die Hügel werden im Osten Leipzigs sehr flach, breit und sanft geböscht, ebenso im Norden und Westen, wo Lindenau eine ähnliche tiefe Lage hat, wie Leipzig.

Alle Waffengattungen konnten sich gut bewegen und wurden nur theilweise durch Teiche mit ihren Abflussgräben und moorige Stellen behindert, woraus, in Verbindung mit den zahlreichen festgebauten Ortschaften und Gehöften, der Vertheidigung ansehnliche Vortheile erwuchsen.

Neun Straßen führten von Norden, Osten und Süden nach Leipzig und nur eine einzige in westlicher Richtung über die Flüsse und Wassergräben nach Lindenau hinaus, welchen Ort die französische Armee bei einem Rückmarsche an den Rhein nothwendig durchziehen muſste.

Die Lage und die Namen der wichtigsten Orte werden im Zusammenhange mit den Kämpfen gegeben werden.

Der König Murat von Neapel, welcher in Beobachtung der böhmischen Armee bis Leipzig, das er Napoleon erhalten sollte, zurückgewichen war, verfügte dort über 50—60.000 Mann; zwischen ihm und dem General Wittgenstein, der nebst seinem eigenen Corps, das preußische Kleist und das 4. österreichische Klenau, befehligte, kam es am 14. October zu einem Zusammenstoße, der das Vorspiel zu dem großen Drama von Leipzig bildete.

Wittgenstein hatte den Befehl, durch eine Recognoscierung die Absicht der Franzosen zu ernsterem Widerstande in Erfahrung zu bringen und rückte von Süden gegen Leipzig heran.

Beim Erscheinen seiner Truppen besetzten die Franzosen von der Pleiße gegen Osten zu die Orte und Höhen von Markkleeberg mit dem 8. Corps Poniatowski, von Wachau mit dem 2. Corps Victor, von Liebertwolkwitz mit dem 5. Corps Lauriston und lehnten das 5. Cavallerie-Corps Pajol (6—8000 Pferde) mit seinem linken Flügel an letzterem Ort. Augereau, der das 9. Corps — aus auserlesenen, in Spanien erprobten Truppen gebildet — von Würzburg hergeführt hatte, stand nördlich dieser Schlachtlinie, nahe bei Leipzig.

Die gegenüberliegenden Höhen und die Orte Gröbern an der Pleiße und Gülden-Gossa besetzten die Preußen und Russen, während Klenau's Corps gegen Liebertwolkwitz dirigiert wurde.

Zwischen diesem Orte und Wachau, gegen Gossa hin, entbrannte der große Reiterkampf, in dem sich anfangs russische Cavallerie unter Graf Pahlen III., preußische unter Röders und französische unter der persönlichen Führung Murat's, welcher sich verwegen allen Gefahren aussetzte, erbittert, aber mit wechselndem Erfolge schlug, bis endlich Murat eine gewaltige, überlegene Cavalleriemasse bildete und — entschieden vordringend — Russen und Preußen zurückwarf.

Das noch geschlossene brandenburgische Kürassier-Regiment, dann auch russische und preußische leichte Reiter warfen sich der Spitze jener Masse entgegen, welche aber nur dadurch aufgehalten werden konnte, dass in diesem Augenblicke General Klenau, die Gefahr erkennend, seine Cavallerie und Artillerie in die Flanke der französischen Reiter wirken ließ und sie damit der Manövrierfähigkeit beraubte.

Den vereinten Anstrengungen gelang es nun, den schwerfälligen Colośs zu werfen, worauf sich der Kampf längs der ganzen Linie in eine Kanonade auflöste.

Nur in Liebertwolkwitz begann erst jetzt die Blutarbeit; die österreichische Infanterie, voran das Regiment Erzherzog Karl unter Oberst Grafen Salis, griff den Ort an, nahm ihn und rang mit den wiedereinbrechenden verstärkten Truppen des tapferen Generals Maison um den Besitz, bis ein Befehl Wittgenstein's und die Dunkelheit auch hier den Kampf beendeten und die Truppen Klenau's in das nahe Niederholz zurückgiengen.

Während dieses Gefechtes war Napoleon bei Leipzig eingetroffen, zogen seine Truppen von Delitsch, Düben und Eilenburg heran und hatte Marmont mit dem 6. Corps Lindenthal, im Norden Leipzigs, besetzt.

Von Seite der Alliierten stand die Nordarmee unter Bernadotte am 14. in Cöthen, die schlesische Armee, unter Blücher in Halle; die Hauptarmee, dann die Reserve-Armee unter Bennigsen mit der österreichischen Division Bubna, sowie das 1. österreichische Corps

Colloredo waren im Marsche nach Leipzig und zum Theile noch weit zurück.

Schwarzenberg, welcher vornehmlich auf Napoleon's Rückzugslinie wirken und mit Blücher in Verbindung treten wollte, auch der Ansicht war, dass der Franzosenkaiser den Rückzug über Leipzig ohne Schlacht beabsichtigen könnte, gab diesem Gedanken bis zum 16. noch in allen Dispositionen Ausdruck und hatte am 14. die Streitkräfte folgendermaßen vertheilt:

Das 3. österreichische Corps Gyulai stand zwischen Weißenfels und Lützen auf der Rückzugsstraße der Franzosen und hatte Fühlung mit Blücher's Armee und mit dem Detachement Liechtenstein's in Pegau.

Zunächst im Süden Leipzigs war das 2. österreichische Corps Graf Merveldt in Groitsch, das österreichische Reserve-Corps unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg in Alten-Groitsch angekommen.

Das russische Grenadiercorps, die russischen und preußischen Garden erreichten Borna und Michelwitz, das Hauptquartier war in Altenburg und von den entfernteren Corps, Colloredo in Chemnitz, die Reserve-Armee in Wilsdruf.

Den 15. October wollte Napoleon zum Angriffe auf die Hauptarmee benützen, doch hatte er auch noch zu wenig Truppen versammelt und verschob denselben auf den 16. Unterdessen beschleunigte er den Anmarsch und traf Vorbereitungen zur Schlacht.

Er besichtigte die ganze Gegend, befahl in Lindenau, das nur schwach besetzt blieb, Schanzen aufzuwerfen, dann Leipzig zur Vertheidigung einzurichten und hielt gegen Abend eine Heerschau über die südlich von Leipzig aufgestellten Truppen ab.

Die Verbündeten zogen sich ebenfalls mehr zusammen; Gyulai, welcher die Division Murray in Weißenfels und Naumburg zur Besetzung der Saale-Übergänge zurücklassen musste, erreichte Markranstädt, Merveldt Zwenkau, die Reserven und Garden die Linie Pegau-Borna, das Hauptquartier Pegau.

Blücher kam bis Skeuditz und Bernadotte, welcher den Marsch nach Halle befohlen hatte, ließ unerwarteter Weise auf halbem Wege lagern.

Auch die anderen Corps näherten sich, konnten aber gleich Bernadotte vor 1—2 Tagen nicht in den Kampf eingreifen, welchen man auch von Seite der Verbündeten am 16. führen wollte.

Schwarzenberg beabsichtigte einen allgemeinen Angriff auf Leipzig, rechnete zuversichtlich auf die kräftige Mitwirkung des kampfbegierigen Blücher und hoffte auch auf Bernadotte's Theilnahme, dessen thatsächlich genommene entfernte Stellung er noch nicht kannte.

Von der Hauptarmee hatte Gyulai mit Thielemann und Moriz Liechtenstein gegen Lindenau vorzugehen, Merveldt sollte zwischen der Elster und Pleiße vordringen, dann bei Connewitz auf das rechte Pleißeufer übergehen, um in die Flanke der Franzosen zu fallen, welche südlich Leipzigs kämpften und sie von der Stadt abzudrängen.

Das österreichische Reserve-Corps, bestehend aus den Divisionen Graf Weißenwolf, Baron Bianchi und der Reserve-Reiterei unter Graf Nostitz, sollte folgen, um nach Umständen am rechten Pleiße-, oder am linken Elster-Ufer Verwendung zu finden.

Am rechten Ufer der Pleiße sollten unter Graf Barclay de Tolly's Oberbefehl, in erster Linie die vom 14. her bekannten Truppen Wittgenstein's und dann die preußischen und russischen Reserven kämpfen, welch' letztere sich nächst Magdeborn und Göhren zu sammeln hatten.

Gegen 200 000 Verbündete, durch einen begeisternden Aufruf Schwarzenberg's mit der Größe und Wichtigkeit des Augenblickes vertraut, schickten sich an, den verzweifelten Schlägen des großen Schlachtenkaisers Trotz zu bieten, der noch über 170.000, zwar ermattete, aber tapfere Krieger und zahlreiches Geschütz verfügte.

Obgleich selbst zum Angriffe entschlossen, musste er sich darin von den Verbündeten zuvorkommen lassen, weil auch am 16. morgens die Corps nicht vereinigt waren, mit welchen er die böhmische Armee noch an dem Tage zu besiegen hoffte, an welchem die anderen Heere die Entfaltung seiner ganzen Macht nach einer einzigen Richtung hin zuließen.

Er hatte keine sicheren Nachrichten über Blücher, er wusste nicht mehr genau, was um ihn vorgieng.

Die Gefechte, zu welchen es gegen Napoleon's Erwartung auch im Westen und Norden Leipzigs kommen sollte, erhielten mit dem Hauptkampfe, trotz räumlicher Trennung einen den Franzosen verderblichen Zusammenhang und verhinderten die Ausübung der größten Kunst ihres Gebieters: die Vereinigung der Truppen zu einem zerschmetternden Schlage.

Gefecht bei Lindenau.

Am frühen Morgen des 16. stand das 3. Corps zum Angriffe auf Lindenau bereit, um durch Bedrohung oder Gewinnung dieses wichtigen Punktes feindliche Kräfte auf sich zu ziehen.

Gyulai bildete drei Colonnen, von denen die 1. unter Feldmarschall-Lieutenant Prinz von Hessen-Homburg über Leutsch vorrücken, die 2. unter Gyulai selbst auf der Straße von Markranstädt über Schönau den Frontalangriff durchführen und die 3. unter GM. Czollich über Klein-Zschocher und Plagnitz die Umfassung von Lindenau vollenden sollte; ferner hatte die 3. Colonne Fühlung mit Merveldt zu nehmen.

General Margaron mit wenig mehr als 3 Bataillonen hielt um diese Zeit die Ortschaften um Lindenau besetzt, doch schon eilten beim Anmarsche der Österreicher Verstärkungen herbei; Geschütz durchjagte im Galopp die Straßen von Leipzig, Bertrand erschien gefolgt von seinem Armee-Corps.

15.000 Mann Infanterie, 4000 Reiter und zahlreiches Geschütz vertheidigten nun einen kleinen Raum, der namentlich der 1. Angriffs-Colonne viele natürliche Hindernisse entgegensetzte.

Gyulai wartete einige Zeit auf das Vorgehen Blücher's, dann aber, als von Markranstädt das Vorrücken des Hauptheeres gesehen wurde, ließ er angreifen.

Klein-Zschocher und Leutsch wurden erstürmt, mit Bravour drang der Prinz von Hessen-Homburg an der Elster vor und in Lindenau ein, aber vom jenseitigen Ufer beschossen, von zahlreichen Vertheidigern wüthend angefallen, musste er weichen und konnte sich auch bei einem zweiten Eindringen nicht behaupten.

Die Versuche gegen Plagwitz scheiterten gleichfalls und gegen fünf Uhr abends schickte sich Bertrand zum Gegenangriffe an, um gespornt durch die Befehle seines Kaisers und durch die Wichtigkeit Lindenau's für die Armee, die Behauptung seiner Stellung durch Terraingewinn zu erleichtern.

Zweimal warf er sich auf Klein-Zschocher, aber jeder Angriff wurde zurückgewiesen, wobei sich die russische und österreichische leichte Cavallerie unter Prinz Moriz Liechtenstein besonders auszeichnete.

So endete hier der Tag damit, dass 10—15.000 Österreicher und einige leichte Hilfstruppen eine mindestens gleiche, wahrscheinlich aber größere Anzahl Feinde festgehalten und eingeengt hatten, und durch Gewinnung der Auen nördlich Lindenaus mit Blücher in nähere Verbindung traten.

Dieser vielleicht unbedeutend scheinende Kampf wurde ausführlich geschildert, damit der Leser selbst die Frage beantworten könne, ob Graf Gyulai, dessen Aufgabe, wie schon gesagt, eine Demonstration war, mehr zu leisten vermocht hätte.

Kampf zwischen der Elster und Pleiße.

Dem Plane nach hatte anschließend an das 3. Corps, FML. Merveldt (mit dem 2. Corps) zwischen der Elster und Pleiße zum Angriffe auf Connewitz vorzugehen, um dann in den Rücken und die Flanke der französischen Kampflinie zu fallen und Leipzig zu bedrohen.

Noch im Morgengrauen aufgebrochen, war Merveldt um 8 Uhr früh bei Gautsch angelangt und begann um 9 Uhr mit dem ersten Treffen, Brigade Longueville, unter der Leitung des Feldmarschall-Lieutenants Lederer den Angriff auf Connewitz.

Zur Vertheidigung war längs des rechten Ufers der Pleiße Poniatowski's Corps aufgestellt; es hatte Markkleeberg und von da gegen Leipzig zu: Dölitz, Lößnig und Connewitz sammt den Zwischenräumen mit Plänklern und Kanonen stark besetzt und Abtheilungen auf das linke Ufer in vortheilhafte Stellungen gebracht.

Sich mühsam durch die vielen Terrainhindernisse unter dem feindlichen Feuer bewegend, nicht imstande, Geschütze mitzuführen, rang die österreichische Infanterie vergeblich, um den Übergang bei Connewitz zu erzwingen.

Das Gefecht wurde hier, bald als aussichtslos erkannt, nur feuernd fortgeführt

und das 2. Treffen unter Feldmarschall-Lieutenant Fürst Liechtenstein beordert, den vortheilhafter scheinenden Angriff auf Dölitz zu unternehmen.

Das am linken Ufer gelegene Schloss fiel im Sturme, der Bau eines Steges wurde begonnen, jedoch ein weiteres Vordringen durch die Tapferkeit der polnischen Truppen mehrmals vereitelt — welche, später von Jägern der alten Garde unterstützt, — ein mörderisches Feuer vom andern Ufer unterhielten.

General Merveldt, der an der Spitze eines Bataillons endlich hinüber kam, verlor sein Pferd, wurde verwundet und nach persönlicher Gegenwehr gefangen, das Bataillon aber zurückgeworfen.

Dagegen misslang die Unternehmung der Franzosen gegen das Schloss bei Dölitz und zum Schlusse entwickelte sich ein nichts entscheidendes, aber sehr blutiges Schützenfeuer an beiden Ufern der Pleiße.

Die österreichischen Reserven unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg waren dem zweiten Corps gefolgt, dann südlich von Gautsch aufmarschiert und harrten dort ungeduldig auf den Ruf zum Kampfe, der ihnen erst um 11 Uhr Vormittags ertheilt werden sollte.

Die Schlacht bei Wachau.

Das wichtigste Kampffeld lag am rechten Ufer der Pleiße, wo am Morgen des 16. die vordersten Stellungen beider Heere nur wenig von den am 14. eingenommenen verschieden waren.

Poniatowski, Victor, Lauriston nahmen wieder die Linie Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz ein; von letzterem Orte sollte die Frontlinie gegen Holzhausen laufen und von dem 11. Corps Macdonald gebildet werden, welches aber nebst dem 2. Reiter-Corps Sebastiani erst gegen 11 Uhr in Holzhausen anlangte.

Napoleon's verfügbare Streitkräfte: das 9. Corps, das 1. und 5. Reiter-Corps und die Garden standen anfangs zwischen Probstheyde, Liebertwolkwitz und Zuckelhausen oder waren am Marsche dahin, das 4. Reiter-Corps Kellermann kam nach Dösen.

Nördlich von Leipzig befanden sich unter dem Oberbefehle Ney's: das 6. Corps Marmont bei Breitenfeld, 2 Divisionen des 3. Corps unter Souham, dessen 3. Division noch von Delitsch her am Marsche war, die Division Dombrowski vom 8. Corps, endlich das 3. Reiter-Corps Arrighi. Ney sollte das 6. Corps durch das 3. ablösen lassen und Napoleon zuschicken, und wenn möglich auch das 3. Corps zur Verfügung des Kaisers bereit halten.

Die Württemberger hatten Leipzig besetzt, Bertrand stand am Morgen noch bei Eutelritsch.

Das 7. Corps Reynier marschierte am 16. erst von Düben ab und konnte an diesem Tage nicht eintreffen.

Wittgenstein hatte 4 Angriffs-Colonnen gebildet; die 1. unter Kleist — aus Preußen und einer russischen Division bestehend — erhielt die Aufgabe, Markkleeberg zu nehmen und dann die Höhen westlich von Wachau anzugreifen; die 2. Colonne — Russen und 1 preußische Brigade — unter dem Befehle des Prinzen von Württemberg hatte auf Wachau, die 3. ebenso zusammengesetzte unter Gortschakow auf Liebertwolkwitz vorzugehen, gegen welches auch die 4. Colonne unter Klenau, dessen Corps durch die preußische Brigade Ziethen verstärkt wurde, von Osten anrücken sollte. Diese Colonne hatte auch den Kolmberg zu besetzen, von dem aus die französische Stellung zu flankieren war.

Die Verbindung zwischen den Colonnen Gortschakow und Württemberg sollte Graf Pahlen mit russischer und preußischer Cavallerie herstellen und der Kosaken-Hetman Platow den äußersten rechten Flügel neben Klenau's Corps, gegen Seyffartshayn zu bilden.

Ungefähr um 9 Uhr eröffnete das Artillerie-Feuer der Colonne Württemberg die Schlacht, worauf nach kurzer Zeit die Salven der allseits vorgehenden Infanterie und der Nahkampf folgten.

In Markkleeberg und Wachau drangen die Verbündeten ein und drückten die Franzosen auf dieser Linie zurück; bald darauf griff Klenau mit der Brigade Spleny und dem Regimente Erzherzog Karl Liebertwolkwitz an, trieb den Feind bis an das Ende des Dorfes und ließ den Kolmberg besetzen.

Doch diese Erfolge sollten nicht bleibend sein.

Napoleon war am Schlachtfelde, nördlich von Wachau angelangt; kurze Befehle ergiengen und brachten rasche Bewegung in die rückwärtigen Massen.

Eine furchtbare Batterie hemmte bei Wachau die weiteren Fortschritte der Russen und zerschmetterte die Schlachtreihen und Kanonen des Prinzen von Württemberg.

Zu Poniatowski's Unterstützung, der unerhörte Anstrengungen machte, um aus dem schwankenden Kampfe um Markkleeberg als Sieger hervorzugehen und gleichzeitig die Österreicher von der Überschreitung der Pleiße abzuhalten, eilte Augereau herbei und nahm Stellung nächst Dösen, wo auch ein Theil des 5. Reiter-Corps zum 4. gestoßen war. Napoleon würdigte die Verdienste des Fürsten Poniatowski, welcher seine kriegerische Laufbahn in der österreichischen Armee begonnen hatte, Adjutant des Kaisers Josef II. war und als Oberst 1789 austrat, indem er ihn noch am Abende des 16. zum Marschall von Frankreich ernannte.

Oudinot mit 2 Divisionen der jungen Garde verstärkte Victors Corps und trieb die Russen aus Wachau; die 2 anderen Divisionen dieser Garde unter Mortier warfen sich auf Klenau; Macdonald und Sebastiani trafen ein und bereiteten sich, den Kolmberg zu nehmen und Klenau in die rechte Flanke zu fallen.

Hinter Wachau endlich stellte sich die alte Garde in 2 Treffen auf und sammelten sich das 1. Reiter-Corps Latour-Maubourg, ein Theil des 5. Milhaud und die schwere Garde-Reiterei zu einer furchtbaren Masse.

Zudem sollten noch das 6. und 3 Corps herankommen, weil Napoleon am 16. keinen ernstlichen Angriff von Blücher befürchtete und im Norden Leipzigs bis $10^1/_2$ Uhr auch wirklich volle Ruhe herrschte.

Siegeshoffnung schwellte die Brust des großen Feldherrn! Seine dichten Streitmassen standen einer erschütterten langgedehnten Linie gegenüber, welche noch dazu eine durch Cavallerie schwach verdeckte Lücke aufwies, — keine Reserve war zu sehen!

Der französische Kaiser fasste den Plan durch einen großen Cavallerie-Angriff in der Richtung von Gülden-Gossa die Trennung der Verbündeten herbeizuführen und durch nachrückende Infanterie zu vervollständigen. Das gleichzeitige Vordringen längs der Pleiße auf Gröbern und die Schäferei Auenhayn sollte den Übergang von Unterstützungen auf das diesseitige Ufer verhindern und das Schicksal der Isolierten besiegeln.

Napoleon's Übermacht am rechten Ufer war dann so groß, seine Lage so günstig, dass keine Aufopferung der preußischen und russischen Garden und Reserven genügt hätte, das sichere Unheil abzuwenden.

Am Abende des 16. wären Klenau und Gortschakow wahrscheinlich von 3 Seiten umfasst, die Übrigen gegen die Pleiße gedrückt gewesen und Elba und St. Helena vielleicht minder berühmte Namen geblieben.

Ein fürchterliches Feuer aus neuauffahrenden Artillerie-Linien unter Drouot verkündete, dass Napoleon's Vorbereitungen ihrem Ende nahten und der Losbruch zu erwarten sei.

Während die Reihen der Verbündeten unter diesem Feuer dahinschmolzen, zwei große Reitermassen bei Wachau und Dösen — wie Gewitterwolken dunkel drohend — die Blicke auf sich zogen, stürzten Gießbächen gleich die schnellfüßigen Scharen der französischen Infanterie auf der ganzen Linie heran.

Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke, doch schon war vorgesorgt, ihr zu begegnen.

Fürst Schwarzenberg hatte sich am Anfange der Schlacht auf den Kirchthurm von Gautsch begeben und die feindlichen Bewegungen beobachtet; als gegen $10^1/_2$ Uhr die Sammlung der französischen Reserven begann, wurde dem Feldherrn die Absicht Napoleon's klar und es ergieng, namentlich auf Radetzky's Rath, an den Erbprinzen von Hessen-Homburg der Befehl, sein Corps sofort bei Gaschwitz und Deuben auf das rechte Ufer zu führen.

Ein zweiter Befehl setzte die Garden und Grenadiere gegen Gülden-Gossa in Marsch, wohin auch der Fürst zu den Monarchen von Preußen und Russland eilte, die von einer nahen Anhöhe den Kampf überblickten.

Indessen schien das Schlachtenglück den Franzosen zu lächeln. Am rechten Flügel der Verbündeten verlor Klenau den Kolmberg und musste mit Gortschakow den umfassenden Angriffen von Lauriston, Mortier, Macdonald und Sebastiani weichen.

Da auch Klenau's Cavallerie trotz ihrer Verstärkung durch die Brigade Röder's viel zu schwach war, gieng immer mehr Boden verloren, bis der Universitäts- und Niederwald, Groß-Plösna, Fuchshayn und Seiffertshayn den Widerstand begünstigten.

Hier hielten in schönem Wettstreite die Österreicher unter den Generalen: Spleny, Mohr, Schäffer, Mayr, Paumgarten und Hohenlohe-Bartenstein, die Preußen unter Ziethen, Pirch, Röders, die Russen unter Gortschakow und Platow tapfer Stand und beschränkten gegen Abend die Franzosen auf den Besitz von Liebertwolkwitz und den Kolmberg.

Wichtigeres hatte sich zwischen 2 und 4 Uhr im Centrum ereignet.

Die östlich von Wachau gebildete Reitermasse war nach 2 Uhr unter Murat, Milhaud und Bordesoult vorgebrochen.

Den König voran, stürmten 6—8000 Reiter gegen Gülden-Gossa; eine große und eine kleine russische Batterie wurden genommen, Württemberg's Vierecke theils niedergeritten, theils umzingelt, die entgegenstehende Cavallerie und die russische leichte Garde-Reiter-Division Schewicz geworfen! Napoleon sah seine Flügel und sein Centrum im Vorrücken, sah Geschütze und Vierecke von Murat's Reiterwogen verschlungen und befahl durch Glockengeläute den neuen Waffenerfolg zu verkünden.

Einzelne Reiterhaufen nahten schon den Monarchen, deren Umgebung alles verloren glaubte.

Nur Schwarzenberg hatte seine Ruhe bewahrt — die Feinde beobachtend, war ihm nicht entgangen, wie die Ordnung sich unter dem Einflusse des Bodens, des Kampfes und des schnellen Jagens löste, in welchem Murat — von Kampfeshitze ergriffen und die Pflichten des Führers vergessend — vordrängte.

„Wenn sie da sein werden, sind sie athemlos, ihre beste Kraft geht verloren,“ rief Schwarzenberg aus, forderte die Monarchen auf, sich in Sicherheit zu bringen und führte selbst Orlow-Denisow's Leibgarde-Kosaken-Regiment der französischen Reiterei entgegen.

Gleich darauf von der Division Schewicz, der russischen Kürassier-Division Duka, von dem neumärkischen Dragoner- und dem schlesischen Kürassier-Regimente in den Flanken angefallen, vermochte die ermattete, ungeordnete Menge nicht zu widerstehen und jagte wieder hinter ihr Fußvolk zurück, das aber unaufhaltsam vorgieng.

Die Schäferei Auenhayn wurde von Victor erstürmt, Württemberg musste hinter Gossa zurück — Oudinot rückte nach und von Liebertwolkwitz her hatte General Maison die Richtung auf Gossa genommen und drang zweimal ein.

Die russischen und preußischen Garden und die Grenadiere Rajewski's hielten mit Mühe den Ansturm aus, dessen Gewalt durch den Einsatz der alten Garde zur Unwiderstehlichkeit erhöht werden konnte; zudem sammelten sich wieder Murat's Scharen.

Die Ereignisse um Gröbern und Dösen sollten diese Gefahr abwenden.

Ehe der wilde Ritt Murat's seinen Anfang genommen hatte, waren die Russen und Preußen aus dem größten Theile Markkleeberg's und von den Höhen vertrieben worden und wirre Massen drängten sich in und um Gröbern.

Die französische Cavallerie hatte auch die russische Kürassier-Brigade Lewachow, nach anfänglichen Erfolgen und tapferer Gegenwehr, in die Flucht geschlagen und breitete sich gegen Gröbern aus, voran den General Letort mit der polnischen Reiterei und Garde-Dragonern, welchen zahlreiche Infanterie, in Vierecke formiert, nachrückte.

In diesem Augenblicke — es mochte 2 Uhr sein — war es, dass General Nostitz an der Spitze seiner Kürassiere den Infanterie-Divisionen des österreichischen Reserve-Corps voraneilend, sich aus dem beschwerlichen Defilé bei Gröbern herauswinden wollte.

Er begriff sogleich den Stand der Dinge! Das Vordringen der Franzosen musste um jeden Preis gehemmt werden, sonst war den Divisionen Bianchi und Weißenwolf der nächste Übergang verwehrt und angesichts der feindlichen Übermacht die Schlacht verloren, ehe jene Divisionen über einen südlicheren und den Franzosen minder gefährlichen Übergangspunkt herübergekommen wären. Es war schon fraglich, ob Nostitz werde aufmarschieren können.

Zwei Escadronen vom Regimente Herzog Albert, kaum entwickelt, sahen sich vom Schwalle der Fliehenden umgeben und fortgerissen; die zwei nächsten Escadronen dieses Regimentes wurden von Nostitz selbst formiert und dann im „Schritt“ unter dem heftigsten Kartätschen- und Flintenfeuer bis in die Nähe der feindlichen Colonnen geführt, welche überrascht stutzten.

Dieser Zeit- und Raumgewinn genügte zum Aufmarsche der zwei Regimenter Albert und Lothringen, mit denen Nostitz Front und

Flanke der Reiter Letort's anfiel und sie zersprengte.

Unaufhaltsam gieng die Attaque weiter auf die folgende Infanterie, welche theilweise durchbrochen und zusammengehauen, das Feld mit Fliehenden bedeckte.

Dieser Anblick übte eine lähmende Wirkung auf die noch heranziehenden Feinde, sie stockten und wollten weichen; doch bald ermannt, fielen sie ihrerseits Nostitz's Reiter an, die geordnet gegen Gröbern zurückgiengen.

Eine neue Attaque mit den Regimentern Erzherzog Franz und Kronprinz Ferdinand warf nochmals den Feind, dessen stärkere, zu Hilfe eilende Cavallerie durch einen Flankenangriff des Regiments Sommariva zur Umkehr gezwungen wurde.

Ein verheerendes Artilleriefeuer traf nun die tapferen Kürassiere, welche aber standhaft ausharrten, bis nach 3 Uhr die Division Bianchi mit den Reserve-Batterien anlangte und nach Ablösung der wackeren, vom Kampfe erschöpften Preußen, gegen Markkleeberg und Dösen vorrückte.

Die Kürassiere hielten jetzt noch die Verbindung mit Rajewski aufrecht, bis auch die Division Weißenwolf in den Kampf treten konnte.

Der gefährliche Angriff Bianchi's, welcher Flanke und Rücken der Franzosen desto mehr bedrohte, je weiter ihr Centrum vordrang, beunruhigte Napoleon derart, dass die Hälfte der alten Garde von Wachau und dann das 3. Corps zur Sicherung des rechten Flügels in Marsch gesetzt wurden.

Da auch mittlerweile das 6. Corps durch Blücher festgehalten wurde, so blieben dem Imperator fast keine frischen Kräfte zur Fortsetzung des Offensivstoßes. Aber selbst die errungenen Vortheile gegen Kleist und Württemberg schwanden unter dem Sturmschritte der österreichischen Colonnen; die wichtige Schäferei Auenhayn, gegen die Rajewski's Anstrengungen bisher gescheitert waren, fiel in die Hände des österreichischen Regimentes Simbschen und des Grenadier-Bataillons Call; Bianchi schritt siegreich gegen Dölitz, Dösen und Wachau vor, wo erst um 10 Uhr abends die letzten Kanonenschüsse verhallten.

Damit war die Entscheidung gefallen! Das Eingreifen der österreichischen Reserven hatte den Angriff Napoleon's gelähmt, ihr weiteres Vordringen entriss ihm Theile des vor der Schlacht innegehabten Bodens und führte zweifellos mit dem Siege am 16. auch den günstigen Ausgang des Feldzuges herbei.

Willig und gerecht wurde dies von den obersten Zeugen des Kampfes anerkannt und ausgesprochen; Kaiser Alexander nahm am Abende des 16. das St. Georgskreuz vom Halse des Fürsten Wolkonski und sandte es durch seinen General-Adjutanten dem Feldmarschall-Lieutenant Bianchi. Nebst dieser seltenen Auszeichnung wurde ihm und Nostitz das Commandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens vom Kaiser Franz verliehen, und erhielten, was in der österreichischen Kriegsgeschichte einzig dasteht, später sämmtliche Generale und Oberste der Division: Haugwitz, Rétsey, Stutterheim und Dressery das Ritterkreuz dieses Ordens. Das dritte Commandeur-Kreuz des Maria Theresien-Ordens, welches für Verdienste in den Schlachten bei Leipzig an Österreicher gespendet wurde, erhielt der Artillerie-Chef der Hauptarmee, der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Reisner, welcher seine Waffe durch unermüdliche Thätigkeit und kluge Verwendung zu entscheidender Mitwirkung brachte.

Gefecht bei Möckern.

Nicht so großartig, aber auch einflussreich und blutig war der Kampf im Norden Leipzigs.

Blücher wurde nicht erwartet und Marmont war schon bereit, nach Leipzig abzurücken, als die ersten Truppen des schlesischen Heeres erschienen.

Zu spät zur Ablösung durch das dritte Corps und auch zum Vorgehen in die bessere Stellung bei Lindenthal, entwickelte Marmont sein Gros zwischen Möckern und Euteritsch und schob nur schwächere Abtheilungen nach vorwärts.

Dombrowski besetzte Widderitsch und Ney versprach, durch das dritte Corps Unterstützung zu geben, von welchem die dritte Division Delmas eben im Anmarsche vor Delitsch begriffen war.

Dagegen hatte Ney eine Cavallerie-Division an Stelle das 6. Corps nach Wachau entsendet, so dass nur noch eine französische Division, die württembergische Reiterei unter General Normann und die Reiter von

Dombrowski's Division der viel stärkeren verbündeten Cavallerie gegenüber standen.

Um 12 Uhr begann das Gefecht, indem nach Blücher's Disposition York zwischen Lindenthal und Möckern, die Russen unter Langeron, St. Priest und Sacken zwischen Lindenthal und Breitenfeld vordrangen und dann fast unabhängig von einander fochten.

Marmont, der Unterstützung des dritten Corps entbehrend, welches zuerst zu ihm, dann zu Napoleon gelenkt, die Zeit mit Hin- und Hermärschen verlor, schlug sich mit bewunderungswürdiger Tapferkeit.

Möckern, der Stützpunkt seines linken Flügels wurde ebenso hartnäckig angegriffen, als vertheidigt.

Der eiserne York, wie immer unbekümmert um Verantwortung oder Verluste, sein Ziel verfolgend, trieb die tapferen Preußen zu neuen Stürmen; 6 vergebliche Angriffe erhöhten die beiderseitige Erbitterung, unter furchtbarem Würgen musste Haus um Haus erobert werden und trotz aller Anstrengung hielt sich Marmont nicht nur in seiner Stellung, sondern schritt sogar zu einem größeren Offensivstoße.

Da flogen in seiner großen Batterie nächst Möckern mehrere Pulverwagen auf, das Feuer verstummte und ein glücklicher Cavallerie-Angriff erschütterte die seitwärts stehenden Franzosen.

Verwirrung riss ein und gegen Abend floh der linke Flügel Marmont's auf Gohlis, während die anderen Truppen, dann Dombrowski und Delmas, nach heldenmüthigstem Widerstande gegen überlegene Kräfte, ziemlich geordnet hinter die Parthe wichen.

Euteritsch blieb in den Händen der Franzosen, Blücher hatte entschieden gesiegt und stand in gefährlicher Nähe Leipzigs, sein Verdienst war es, dass Napoleon auf die Mitwirkung zweier Corps am Hauptkampfe verzichten musste und sie fortan gebunden sah.

Als die Donner der Schlacht verstummten, die mitleidige Nacht das Elend bedeckte, welches der frevelhafte Ehrgeiz eines Einzigen geschaffen hatte, da musste sich dieser gestehen, dass der Traum von der Weltherrschaft vorüber sei!

Die Verbündeten hatten Stand gehalten, wo er siegen wollte, ja selbst gesiegt und ihm den Raum zur Entfaltung seines Kriegsgenies entzogen.

Seine Verluste waren nicht zu ersetzen, ihm zogen nur 12.000, den Verbündeten über 100.000 Mann Verstärkungen heran und konnten theilweise schon am 17. mitkämpfen.

Die Berichte der Generale über den Zustand der französischen Truppen waren nicht ermuthigend, sie hatten sich zwar mit Bravour geschlagen, aber es fehlte an den nöthigsten Bedürfnissen und die physischen Kräfte schwanden.

Alles vereinte sich, den Eroberer von der Fortsetzung eines Kampfes abzuschrecken, der nothwendig zur vollständigen Niederlage führen musste.

Diese Verhältnisse bewogen Napoleon, den gefangenen General Merveldt mit Anträgen zu einem Waffenstillstande noch in der Nacht an den Kaiser Franz abzusenden.

In treuer Erfüllung seiner Bundespflichten wies Österreichs Herrscher jede Separatunterhandlung zurück und der Beschluss der Verbündeten war: Napoleon ohne Antwort zu lassen.

Der Nachmittag des 17. wurde von Schwarzenberg zur Fortsetzung des Angriffes bestimmt, an dem sich Colloredo's Corps und auch Bennigsen betheiligen sollten, das Eintreffen des Letzteren verzögerte sich aber und hatte die Verschiebung des Angriffes für den 18. zur Folge.

Bubna, der den weitesten und gefährlichsten Marsch zurücklegen musste, erreichte am 17. Wurzen und Machern und Bernadotte fühlte sich gezwungen, nach Breitenfeld vorzugehen, wo über seine Mitwirkung noch am 18. morgens Unterhandlungen nöthig waren.

Das Verhalten der Verbündeten am 17. October, angesichts des ausharrenden Feindes, war ganz gerechtfertigt. — Die Ruhe wurde nur vormittags durch einen Reiterangriff unterbrochen, welchen Blücher gegen Arrighi unternehmen ließ, der bis Leipzig getrieben wurde.

Napoleon hatte um obige Zeit, da auch Reynier eingetroffen war, die ganze Armee vereinigt und keinen militärisch-stichhältigen Grund, mit dem Rückzuge zu säumen. Entgegen der Meinung seiner Generale, entschied er sich zu bleiben.

Es ist gewiss, dass er den ganzen Tag die Beantwortung seiner Vorschläge erwartete und ihre Annahme vielleicht durch eine kampfentschlossene Haltung fördern wollte.

Das Fehlschlagen dieser Hoffnung, in welcher der günstigste Tag für den Rückzug oder für den Kampf verloren gieng, verschlimmerte die Lage der Franzosen in dem Maße, als Napoleon's hartnäckiger Charakter sich sträubte, durch einen Rückzug und dessen politische Folgen sowohl seinen Feldherrnruhm als seine Herrschermacht zu verringern.

Am Abende des 17. traf er wohl einige dahin zielende Maßregeln, aber er unterließ, — vielleicht im Glauben, den Verbündeten durch Ausdauer doch noch imponieren zu können und auch um den eigenen Truppen das Bevorstehende zu verheimlichen — jene umfassenden Vorkehrungen zu treffen, welche den Rückzug leichter, gefahrloser und minder verlustreich gemacht hätten.

Ganz ohne Kampf wäre der Abzug auch am 17. nicht möglich gewesen, aber die Heftigkeit, wie am 18. würde er nicht angenommen haben, wenn Napoleon den trügerischen Hoffnungen der Politik weniger Raum in seiner militärischen Berechnung eingeräumt, und besonders, wenn er den Willen gehabt hätte, die Wechselfälle eines ernsten Kampfes zu vermeiden.

In der Nacht zum 18. entwickelte der französische Kaiser die außerordentlichste Thätigkeit. Kurz nach Mitternacht verließ er sein Bivouak und suchte die entferntesten Generale auf. Er besprach sich mit Bertrand in Lindenau und ertheilte ihm den Befehl, mit seinem Corps und einigen Verstärkungen nach Weißenfels aufzubrechen, zur Besetzung Lindenaus zwei Divisionen junger Garde unter Mortier bestimmend.

In Leipzig ergiengen Befehle zur Vertheidigung der Stadt und — weder verbürgt noch ausgeführt — zum Schlagen mehrerer Brücken über die Pleiße und Elster.

Mit Marschall Ney, dem am 18. auch das 7. Corps Reynier unterstellt war, und der den linken Flügel von Napoleon's Streitmacht bilden sollte, wurde die Aufstellung hinter der Parthe und die Vertheidigung gegen Blücher und den Kronprinzen besprochen, nachdem schon früher die Zurücknahme der ganzen Armee in eine engere Stellung angeordnet ward.

Mit Tagesanbruch stand der rechte Flügel der Franzosen unter Murat südlich von Leipzig, von Connewitz bis Probsthayde. Poniatowski, Augereau und Victor in erster Linie und dahinter Kellermann, Oudinot, dann das 1. und 4. Reiter-Corps.

Dölitz und Dösen waren nur schwach besetzt.

Das Centrum bestand aus den Corps Macdonald und Sebastiani, welche sich zwischen Zuckelhausen, Holzhausen und Baalsdorf ausdehnten, dann aus dem Corps Lauriston's und der Garde-Cavallerie.

Die alte Garde sammelte sich bei Stötteritz.

Der Raum bis Paunsdorf blieb am Morgen nur durch kleine Detachements beobachtet und wurde erst beim Vorgehen der Verbündeten nach und nach ausgefüllt.

Ney's Truppen reichten anfangs vom Rosenthal längs der Parthe bis Eleuden und Taucha; Dombrowski hielt das Vorwerk Pfaffendorf, welches jenseits der Parthe gleichsam einen Brückenkopf bildete, besetzt; Marmont und Souham breiteten sich am Flusse aus, Reynier und Arrighi standen bei Paunsdorf.

Später nahmen diese Corps als Hauptposition die Linie Schönfeld-Paunsdorf ein und schlossen den Halbkreis, in welchem die französische Armee Leipzig umgab.

Napoleon hielt sich nahezu den ganzen Tag bei der Quant'schen Tabakmühle nächst Stötteritz auf, dort, wo heute der Napoleonsstein zu sehen ist.

Die Verbündeten waren für den Angriff am 18. wieder in mehrere Gruppen getheilt, deren Stellungen und Aufgaben in Kürze folgen mögen.

Vom Corps Gyulai, dessen Tagewerk gleich angeführt werden soll, stand Feldmarschall-Lieutenant Murray noch bei Weißenfels, von wo er sich im Laufe des Tages, nach Zerstörung der Saale-Brücke nach Zeitz zurückziehen musste.

Die Division Graf Crenneville war nach Gröbern gezogen worden und die wenigen übrig gebliebenen Bataillone der 3. Division konnten dem Andrange Bertrand's nicht widerstehen und suchten aus ihrer schwierigen Lage nach Gautsch zu gelangen, wohin auch Crenneville bestimmt wurde.

Am Abende, als Napoleon's baldiger Rückzug gewiss schien, traf dort der Befehl für Gyulai ein, nach Naumburg vorzurücken.

Zwischen der Elster und Pleiße sollte nur 1 Division des 2. Corps bleiben, die andere vereinigte sich mit Colloredo und dem österreichischen Reserve-Corps, um unter dem Oberbefehl des Erbprinzen von Hessen-Homburg die 1. Hauptangriffs-Colonne zu bilden und gegen den rechten Flügel der Franzosen, also erstlich gegen Dösen und Dölitz, vorzugehen.

Die 2. Colonne unter Barclay de Tolly, aus den Corps Kleist, Wittgenstein und den preußischen und russischen Reserven zusammengesetzt, sollte über Wachau und die Schäferei Meusdorf-Probstheyda angreifen.

Die 3. Colonne führte Bennigsen, sie bestand aus dem Corps Klenau, der Reserve-Armee und der Division Bubna, welche nach ungeheuerer Anstrengung und Durchwatung der Parthe in Klein-Pösa angekommen war und den äußersten rechten Flügel dieser Streitmassen einnahm.

Bennigsen sollte über Holzhausen das französische Centrum umfassen und gegen Leipzig operieren.

Die 4. Colonne, nämlich die Armee des Kronprinzen, welchem Blücher noch am 18. die Corps Langeron und St. Priest überlassen muste, um ihn überhaupt zur Mitwirkung zu bringen, zählte etwa 100.000 Mann und sollte nach Überschreitung der Parthe bei Taucha direct gegen Leipzig vorgehen.

Die 5. Colonne, unter Blücher, der nur noch die Corps York und Sacken hatte, sollte den Feind vom rechten Ufer der Parthe vertreiben und bei Leipzig festhalten.

Um 8 Uhr morgens nahm die Vorrückung der Colonnen ihren Anfang, die Schlacht begann und steigerte sich bald im Süden und Norden Leipzigs zu großer Heftigkeit.

Die Alliierten gewannen Raum; die Österreicher nahmen Dölitz, Dösen und Lößnig und drangen auf den Anhöhen bei Connewitz vor, auf welchen aber der Widerstand der Polen und Franzosen unbezwinglich wurde.

In dem furchtbaren Kampfe, welcher nun bis zum Abende fortwüthete, fiel schwer verwundet der tapfere Erbprinz von Hessen-Homburg, an dessen Stelle Colloredo die Leitung übernahm und lichteten sich die Reihen der beiden Gegner in erschreckender Weise. Den Gegenangriffen der Franzosen setzten besonders die Divisionen Wimpffen und Greth bewundernswerte Ausdauer entgegen und wetteiferten mit ihren Feinden an Muth und Todestrotz.

Barclay de Tolly hatte Wachau und Liebertwolkwitz bald, Meusdorf nach einiger Gegenwehr genommen und stieß jetzt auf den vorspringenden Winkel, den die französische Schlachtordnung nach Macdonald's Zurücknahme aus seiner ersten Stellung bildete, auf Probstheyda. Die Wichtigkeit dieses Punktes, von beiden Theilen voll gewürdigt, führte zu einem äußerst blutigen Ringen um den Besitz dieses bald mit Leichen gefüllten, brennenden Ortes.

Vier Stürme scheiterten an der Gegenwehr, welche unter den Augen des Franzosenkaisers geleistet wurde, der auch mit Unterstützungen und seiner begeisternden Gegenwart die Kräfte der Vertheidiger rechtzeitig hob.

Die drei Monarchen, welche von einer Höhe zwischen Meusdorf und Zuckelhausen, dem heutigen „Monarchenhügel" mit Schwarzenberg den Kampf beobachteten, gaben endlich den Befehl, die Angriffe einzustellen, da der Tag auch so gewonnen werden muste.

Bennigsen verdrängte den Marschall Macdonald aus Zuckelhausen und Holzhausen bis nach Prosthеyda-Stötteritz, auf welcher Linie er allen weitere Angriffen bis zum Ende der Schlacht kräftig widerstand.

Die Division Bubna muste sich mit Platow, da Bernadotte's Armee lange nicht erschien, gegen Pannsdorf wenden; sie drang zweimal ein und trotzte ohne Unterstützung den Anstrengungen eines überlegenen Feindes, der die Flügel der Haupt- und Nord-Armee auseinander halten wollte.

Hier geschah es, dass ein Theil der Sachsen, etwa 3000 Mann mit 22 Geschützen beim Anlangen Bernadotte's zu den Alliierten übergieng, aber mit Ausnahme der Artillerie, gegen die früheren Bundesgenossen nicht verwendet wurde.

General Normann war mit zwei württembergischen Cavallerie-Regimentern etwas früher von Napoleon's Heerbann abgefallen.

Langeron, der auf die Veranlassung Blücher's die Parthe gleich bei Mockau durchwatet hatte, trat von den Abtheilungen des Kronprinzen zuerst ins Gefecht und wendete sich gegen Schönfeld, diesen Hauptstützpunkt der Franzosen an der Parthe.

Marmont's zähe Vertheidigung zu brechen, erheischte jedoch ungeheuere Opfer — 4000 russische Leichen bedeckten den endlich eroberten Boden, auf welchem neue Leichenhügel entstanden, als Souham die Rückeroberung versuchte.

Bülow und Bubna hatten mittlerweile Paunsdorf erstürmt und einen Angriff der Gardereiter unter Nansouty abgeschlagen, worauf nun die Nordarmee weiter gegen Leipzig vordrang. Da eilte Napoleon mit Garden herbei und setzte dem Andringen Schranken, konnte aber nicht verhindern, dass Bubna's österreichische Bataillone an der Seite preußischer noch Stünz und Sellerhausen nahmen und die Franzosen auf die Linie Reudnitz, Straßenhäuser-Crottendorf einengten.

Im Norden wurden die Angriffe Sackens, welchem York als Unterstützung folgte, von Dombrowski mit heldenmüthiger Ausdauer zurückgewiesen, Pfaffendorf und das Rosenthal behauptet und damit Leipzig gesichert.

Das Toben der Schlacht hörte nach Sonnenuntergang auf und jedes Herz fühlte, dass die letzte Entscheidung gefallen sei.

Obgleich Napoleon seine Hauptstellung ziemlich behauptet und nur im Osten Terrain eingebüßt hatte, so machten doch die riesigen Verluste, der Mangel an Munition und Lebensmitteln, die Ermüdung der Truppen und die Gefahr gänzlicher Einschließung den Rückzug unaufschiebbar.

Hiezu hatte der französische Kaiser schon mittags einige Befehle ertheilt und ließ nach 5 Uhr die Parks und den größten Theil der Cavallerie durch Leipzig abrücken, dann schlief er ermüdet an dem Wachfeuer bei der Quant'schen Mühle ein.

Gegen 6½ Uhr erhob er sich und ritt nach Leipzig ins Hôtel de Prusse, welches er nur auf Umwegen erreichen konnte, da schon alle Hauptstraßen mit Flüchtenden und Fuhrwerken erfüllt waren.

Den größten Theil der Nacht brachte dieser unvergleichlich thätige Mann mit der Ausfertigung von Befehlen zu, welche die Angelegenheiten von halb Europa neben den Vorkehrungen für den 19. betrafen.

Den Umkreis der Vorstädte von Leipzig sollten das 8., 11., 3., 6. und 7. Corps unter Poniatowski's und Macdonald's Oberbefehl besetzen und möglichst lange vertheidigen, dann nach und nach den anderen Truppen folgen, welche schon die ganze Nacht hindurch über die Brücken nach Lindenau drängten.

Schwarzenberg hatte am 18. abends befohlen, mit Tagesanbruch zur Fortsetzung des Angriffes bereit zu sein, der auf Leipzig, und falls Napoleon noch Stand halten sollte, auf dessen Stellung zu richten sei.

York, Platow, Thielemann, Scheiter, Mensdorf, anfangs auch Nostitz, waren schon am 18. angewiesen worden, jenseits der Elster den bevorstehenden Rückzug der Franzosen zu hemmen und zu schädigen; Gyulai, welchem für den 19. der Marsch nach Naumburg befohlen war, führte auf eigene Verantwortung und nach richtiger Beurtheilung der Lage, diese Bewegung nach Kräften durch, obwohl verschiedene Umstände, wie die Zurückberufung des General Nostitz u. a. m. ihn berechtigt hätten, neue Befehle zu erwarten. Er zeigte abermals das Bestreben, sein Möglichstes zum Schaden des Feindes zu thun.

Mit Tagesanbruch verließen die Franzosen ihre zum Theile noch besetzten Stellungen des Vortages und nahmen den Kampf erst bei Leipzig an, in dessen Vorstädte sie bald geworfen wurden.

Während des nun folgenden Sturmes wurde die Division Bubna, welche eben die Häuser am Hinter- und Kohlgärtner-Thore genommen hatte, abberufen, um über Pegau marschierend, die Vorhut des Hauptheeres zu bilden. Sie übergab die gemachten Eroberungen den Preußen von der Armee des Kronprinzen, wie sie früher mehrere erbeutete Kanonen und viele Gefangene übergeben hatte.

Als um 9 Uhr die Erstürmung der Vorstädte begonnen hatte, verließ Napoleon nach kurzem Abschiede vom Könige von Sachsen die Stadt und gelangte mühsam durch den Strom der aus Leipzig Drängenden nach Lindenau.

Tapfer, wie sonst, hielten die Franzosen möglichst lange ihre anvertrauten Posten und besondere Verdienste errangen noch die Polen Dombrowski's durch die Vertheidigung der Nordseite, in welche Blücher, — der Rückzugs-



Nach der Schlacht bei Leipzig.

(Nach P. J. N. Geiger.) Aus: Leitner, Gedenkblätter aus der Geschichte des k. k. Heeres.

straße am nächsten — mit Ungestüm einzubrechen suchte.

Das Schicksal der Vertheidiger sollte aber eine unerwartete Wendung nehmen.

Die Elsterbrücke war zur Sprengung eingerichtet und einem höheren Genieofficier der Zeitpunkt hiefür bezeichnet worden.

Während der Officier sich nach Lindenau begab, um von Berthier nähere Weisungen zu erbitten, sprengte der zurückgebliebene Korporal, durch die Schüsse russischer Schützen, welche durch das Rosenthal herangekommen waren, in Verwirrung gerathen — die einzige Brücke!

Das Versäumnis eines ausgiebigen Brückenschlages — man hatte nur eine Laufbrücke errichtet, die bald unbrauchbar wurde — rächte sich nun äußerst schwer.

Alle in Leipzig kämpfenden Truppen, etwa 12.000, waren abgeschnitten, ihr nicht länger geordneter Widerstand endete mit Gefangennahme, welche sich auch auf 23.000 Verwundete und Kranke erstreckte; außerdem fielen die Generale Reynier, Lauriston u. a., 40 Kanonen und viele Wagen in die Hände der Verbündeten. Poniatowski und General Dumoutier ertranken beim Versuche die Elster zu Pferde zu durchschwimmen, während Macdonald glücklich hinüber kam und dem harrenden Kaiser das Schicksal der Nachhut melden konnte.

Um 1 Uhr war die Stadt erobert, in welche die verbündeten Monarchen, noch vor gänzlicher Beendigung des Kampfes einzogen.

Ein anderer Monarch, der König von Sachsen, hatte seine Bundestreue hart zu büßen, der unglückliche Herrscher wurde als Gefangener nach Berlin gebracht und dankte es vornehmlich den Bemühungen Österreichs, dass er sein Land, wenn auch verkleinert, zurückerhielt.

Die Befreiung Deutschlands vom lange erduldeten Joche war die nächste Folge dieser Schlacht; — der besiegte Kaiser eilte den schützenden Rhein durch die entgegentretenden Österreicher und Bayern zu erreichen und einer neuen Umklammerung durch das nachsetzende große Heer zu entgehen.

Der Erfolg war groß und erhebend, aber mit vielem Blute erkauft.

Die Verluste, welche sich nicht ganz genau angeben lassen, betrugen bei den Verbündeten bei 1800 Officiere und 50.000 Todte und Verwundete, darunter 15000 Österreicher; — bei den Franzosen mit Einrechnung der Gefangenen und Kranken 60—70.000 Mann.

An Trophäen erbeuteten die Verbündeten bei 28 Fahnen und Adler, 250—300 Kanonen und zahlreiches Kriegsmaterial.

An allen Schlachttagen war außergewöhnlich tapfer, am 18. aber mit einer Erbitterung und Ausdauer gekämpft worden, welche gegen die früheren Tage gesteigert schien und keine Nation hat das Recht erworben, sich größeren Heldenmuthes zu rühmen.

Auch die Franzosen, welche zuletzt gegen doppelte Übermacht fochten, können befriedigt auf ihre Leistungen blicken, welche ihnen zwar keinen Sieg erringen, aber ihre Kriegertugenden im schönsten Lichte zeigen sollten.

Das Streben aller Verbündeten, in diesem Kampfe um die Unabhängigkeit Europas das Beste zu thun und der errungene glorreiche Sieg gestatten, jede fördernde Leistung in dem schönsten, jede Unterlassung in dem mildesten Lichte zu betrachten.

Von diesem Standpunkte ausgehend, kann wohl von kleinlichem Abwägen des auf die verschiedenen Bundesgenossen entfallenden Antheiles am Siege, ja selbst von dem Verhalten des Kronprinzen von Schweden, des früheren französischen Marschalls Bernadotte, abgesehen werden; die Gerechtigkeit aber erheischt nach dieser möglichst unparteiischen, auf verschiedenartige verläßliche Quellen gestützten Darstellung der Schlacht, es offen auszusprechen, dass die ruhige Leitung des Fürsten Schwarzenberg (Kaiser Franz belohnte ihn am Schlachtfelde mit dem Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens und verlieh Radetzky das Großkreuz des Leopolds-Ordens), so verschiedene Charaktere in einmüthigem Handeln, so viele Völker in gegenseitiger treuer Unterstützung erhielt und dass schon der erste Tag vereinigten Schlagens, der 16. October, den günstigen Ausgang des Feldzuges sicherstellte.

Endlich, und nur zur Ehre der Wahrheit und des guten, theuer erkauften Rechtes auf Anerkennung sei noch einmal gesagt: dass der Erfolg dieses einen vollentscheidenden Tages der österreichischen Führung und den österreichischen Truppen zu danken ist.

Arthur Horeczky.

Blasius Hueber,

Bauer, Geometer, Kartenzeichner.

Der schlichte Tiroler Bauer und berühmte Mathematiker Blasius Hueber ist geboren den 1. Febr. 1735, er war, wie Peter Anich, ein Bauernsohn von Oberperfus im Oberinnthale, und hatte in seiner Heimat Unterricht in den Elementargegenständen erhalten; in seiner Gemeinde stand er aber hauptsächlich als geübter Rechner in einem gewissen Rufe. Diese letztere Geschicklichkeit, verbunden mit seinen natürlichen geistigen Anlagen, lenkte Anich's*), seines Landsmannes und Nachbars, Augenmerk auf ihn, der selbst Genie, den glimmenden Funken in den Talenten seines Nachbars nicht verkannte, ihn zu seinem Schüler wählte, und sich in ihm einen brauchbaren Gehilfen zu den beschwerlichen Gebirgs-Vermessungen und dem ganzen weitumfassenden Geschäfte seiner großen tirolischen Karte zu erziehen gedachte. Hueber nahm diesen Antrag mit Freuden an, verband als Schüler Anich's und des verdienstvollen Jesuiten und Professors der Mathematik, Ignaz von Weinhart, mit einer außerordentlichen Wissbegierde einen eisernen Fleiß, und machte in kurzer Zeit große Fortschritte. — Hueber begann seine Laufbahn als praktischer Geodät im Jahre 1765, indem er Anich zur Fortsetzung der Vermessungen in die Gegend von Bozen begleitete. — Am 1. September 1766 starb jedoch Anich an einen Schlagflusse. Einige Wochen nach dessen Tode kam Hueber von seiner Vermessungsreise zurück, und hatte alle Erwartungen übertroffen; man war höchst angenehm überrascht, zu finden, wie sehr er sich Anich's Manier, Kunst und Genauigkeit eigen gemacht hatte, und überzeugte sich, dass seine Arbeit auch vollkommen geeignet war, als Fortsetzung der Anich'schen zu dienen. Darum erhielt Hueber von der Landesstelle den Auftrag, die Vermessung des Landes und die tirolische Karte unter der fortwährenden Leitung des Professors v. Weinhart zu vollenden. — Hueber begann sofort mit der Vermessung der verschiedenen Theile des Landes, und verwendete viele solche Arbeiten für die tirolische Karte. Im Jahre 1768 erklärte eine k. k. Hofresolution die Absicht der Kaiserin: Hueber habe nach Vollendung der Karte von Tirol auf gleiche Weise unter beständiger Direction des Professors v. Weinhart, das Land Vorarlberg und alle vorderösterreichischen Gebietstheile aufzunehmen und in Karten zu bringen.

Zugleich wurde er veranlasst, sich einen oder zwei fähige Jünglinge zu seinen Schülern auszuwählen, und sie in seinen Kenntnissen zu unterrichten, damit man für den Fall seines Erkrankens oder Todes nicht wieder, wie bei Peter Anich, in Gefahr stehe, das Unternehmen stocken zu sehen. Hueber erklärte sich freudig zu allem bereit, und nahm sogleich seinen Schwestersohn Anton Kirchebner, ebenfalls von Oberperfus gebürtig, in Unterricht. Im Jahre 1769 vollendete er die Aufnahme des südlichen Tirols, und so ward endlich durch Anich's und Hueber's ungeheueren Fleiß die Vermessung des ganzen Landes zu Ende gebracht. Am 25. Juli desselben Jahres legte er die letzte Hand an diese große und schwere Arbeit, und zeichnete diesen frohen Tag eigens in seinen Papieren an. Die Karte war nun vollendet; die 20 Blätter, in welche man sie eingetheilt hatte, wurden in vier gezeichnete Kopien gebracht und von dem geschickten Künstler Johann Ernst Mannsfeld unter Aufsicht und Leitung des Exjesuiten Marcy in Kupfer gestochen, auch von jeder Platte die Probedrucke dem Professor v. Weinhart zur Correctur nach Innsbruck übersendet. Endlich erschien die Karte im Publicum; sie wurde von ganz Europa mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und mit solcher Begierde gesucht und aufgekauft, dass sie in wenig Jahren ganz vergriffen war und auf das doppelte und dreifache ihres anfänglichen Preises im Werte stieg. Nach mehreren Jahren wurde durch Auffrischung der Platten eine zweite Auflage veranstaltet. Die Karte erschien unter dem lateinischen Titel, welcher in deutscher Sprache also lautet: „Tyrol unter der glücklichen Regierung Ihrer Majestät, der römischen Kaiserin Maria Theresia, chorographisch ent-

*) Siehe Seite 794.

worfen von Peter Anich und Blasius Hueber, Bauern von Oberperfus, unter der Leitung Ignaz von Weinhart, Professors der Mathematik an der Universität zu Innsbruck, in Kupfer gestochen von Johann Ernst Mannsfeld zu Wien 1774." — Nach einem von Marcy im Jahre 1771 gemachten Vorschlage hat Hueber auch noch eine Übersicht der ganzen Karte auf einem einzigen Blatt entworfen, die eine Art Register von den 20 Blättern der ganzen Karte bildet. Dieses Blatt wurde mit dem Titel: „Atlas Tyrolensis" gestochen. Keine Provinz der österreichischen Monarchie hatte damals eine Karte von dem innern Werte dieser tirolischen; ja sie gehörte unter die besten Karten von Europa.*)

Durch ein Diplom vom 20. December 1771 verlieh die Kaiserin Maria Theresia dem wackeren Hueber die Siegelmäßigkeit und ein eigenes sehr merkwürdiges Wappen, nämlich einen viergetheilten Schild: 1. in Blau ein goldener Transporteur, 2. und 3. in Roth eine Landkarte, 4. in Blau ein mit den Spitzen über sich gekehrter offener goldener Zirkel. Auf dem Schilde ein geschlossener Stechhelm. Auf dem Helme liegt ein blau-, gold-, roth- und silberfarbener Bund, woraus der Oberleib eines jungen Mannes hervorragt, welcher in der rechten Hand einen offenen Zirkel in die Höhe, in der linken aber einen Transporteur abwärts hält. Die Kleidung des Mannes ist ein blauer Rock mit silbernen Knöpfen, ein mit Gold eingefasstes rothes Brusttuch, ein grüner Hosenträger und ein grüner Hut. — Nicht lange darnach, zufolge einer Hofresolution vom 13. April 1772, wurde ihm die goldene Verdienst-Medaille, die auf der einen Seite das Brustbild der Kaiserin Maria Theresia, auf der andern jenes des Kaisers Franz I. mit den Namens- und Titel-Inschriften enthält, verliehen. In den folgenden Jahren vermaß Hueber Vorarlberg, die damit verbundenen österreichischen Reichsherrschaften und die Grenzbezirke zwischen Tirol und der Grafschaft Werdenfels ꝛc. Diese Vermessungen waren, sowie jede Vermessung eines Gebirgslandes, mit außerordentlichen Beschwerden verbunden. Er sah sich unter anderen im Montafonergebirge öfters gezwungen, nächst den Eisbergen unter dem freien Himmel auf der bloßen gefrorenen Erde zu übernachten. — Seine letzte geometrische Arbeit war die Ausmessung und Mappierung der gräflich Wolkensteinischen Güter im Vorarlbergischen. Seit dieser Zeit lebte er wieder als bescheidener Bauer von der Landwirtschaft. — Blasius Hueber's Vater war ein wenig bemittelter Bauer zu Oberperfus, der im Jahre 1772 in einem Alter von 82 Jahren starb; auch seine bald hernach gestorbene Mutter erreichte ein hohes Alter. Blasius war von 8 Kindern das jüngste. Erst 10 Jahre vor seinem Tode verkaufte er sein Bauerngut zu Oberperfus, und kaufte dafür ein anderes zu Tablanden nächst dem nahen Dorfe Inzing. Hier starb er nach einer Krankheit von vier Tagen den 4. April 1814. Er ruht auf dem Friedhofe zu Inzing unter einem Leichenstein von Marmor mit seinem Wappen und mit nachstehender Grabschrift: „Hier ruhet Blasius Hueber, Landmann und Landmesser, Peter Anich's Schüler und Nachfolger, dessen Verdienst durch die Karten von Tirol, Vorarlberg und der Landvogtei Schwaben bewiesen, von der großen Maria Theresia belohnet, vom Vaterlande dankbar, von ganz Europa ehrenvoll anerkennet wurde, das Muster eines guten Christen, Bürgers und Hausvaters. Seine Witwe und eilf Kinder setzten ihm weinend dieses Denkmal. Geboren zu Oberperfus den 1. Februar 1735. Gestorben zu Inzing den 4. April 1814." Ein Porträt Hueber's in Öl gemalt von Philipp Haller ist neben jenem seines Lehrers Anich im physikalischen Kabinete der Universität zu Innsbruck aufgestellt. Dieses Bildnis nebst dem von demselben Maler gefertigten Porträt Anich's und dessen beide großen Globen wurden später in den Neubau des Ferdinandeums übertragen, woselbst auch noch andere Reliquien der Geodäten von Oberperfuß: verschiedene Messinstrumente Anich's, sein Reißzeug, die Kupferplatte seines Kärtchens der Umgebung von Innsbruck, zwei kleinere Globen u. s. w. zu

*) Die Mittheilungen des k. k. Militär-Geographischen Institutes, herausgegeben auf Befehl des k. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums, enthalten im V. Bande einen sehr wertvollen Aufsatz: Die Aufnahme von Tirol durch Peter Anich und Blasius Hueber, mit einem Anhange: Beiträge zur Kartographie von Tirol, eine historisch-geographische Studie vom k. k. Major (jetzt Oberstlieutenant) Heinrich Hartl, nebst den entsprechenden Abbildungen und den Porträten Anich's und Hueber's. Siehe Fußnote auf Seite 796.

sehen sind. Hueber's Bildnis stellt denselben im Alter von dreiunddreißig Jahren, also in voller Manneskraft dar; in schwarzer Jacke und gleichfarbigen Hosenträgern mit dem rothen Brustfleck darunter, schaut uns die Gestalt mit weichem, ausnehmend mildem Blicke an. Blasius Hueber war von langer, sehr hagerer Gestalt; seine Züge drückten Offenheit und Gutmüthigkeit aus. Wohnung, Lebensart und sein ganzes Äußere verriethen Bescheidenheit, Genügsamkeit und liebenswürdige Einfalt der Sitten aus den Zeiten der Väter. Ein Reisender, der ihn im Jahre 1790 in seinem Bauernhause besuchte, fand den Geodäten, den Europa mit Achtung nannte, in gewöhnlicher ländlicher Bauerntracht mit einem Dorfschulmeister an einem langen hölzernen Tisch auf Stühlen sitzen. Er sprach mit großer Bescheidenheit von sich selbst, und mit Wärme und hoher Achtung von seinem Lehrer und Freunde Anich. Ein Schrank, ein hölzerner Tisch und zwei Stühle waren nebst etlichen Büchern das ganze Stubengeräth. Er zeigte dem Reisenden seinen Compass und sein Astrolabium, die er in einer ledernen mit Messing beschlagenen Jägertasche an der Seite trug, wenn er zu seiner Arbeit ausgieng und nach einigem Drängen auch einige Handzeichnungen von ausnehmender Schönheit. Hueber war ein redlicher und nüchterner Mann, ein ungemein friedliebender Nachbar, ein sorgsamer Vater und überzeugungstreuer Christ.

Unter den achtzehn Kindern, mit denen des Blasius beide Ehen gesegnet waren, befanden sich zwei Sprößlinge, von denen man mit gutem Rechte sagen kann, der Apfel falle nicht weit vom Stamme. Magnus, ein Sohn aus Huebers erster und Johann eines der jüngsten Kinder aus dessen zweiter Ehe, verdienen unter den berühmten Söhnen ihrer Heimat auch einer Erwähnung. Magnus Hueber ist der letzte unter den Geodäten von Oberperfuß, geboren im Jahre 1771. In seines Vaters Fußstapfen tretend, widmete er sich der Kunst, die jener ausgeübt und wurde, 21 Jahre alt, von Anton Kirchebner (gestorben als ein Greis von 81 Jahren im Jahre 1831) als Praktikant beigezogen, um sich in der Geodäsie weiter auszubilden und einst ein ebenbürtiger Nachfolger seines Vaters zu werden, als welcher er sich auch während seiner ganzen Lebenszeit treu bewährte. Magnus starb hochgeehrt von seinen Angehörigen, sowie von der ganzen Gemeinde im April 1856, er hatte das seltene Alter von 85 Jahren erreicht. — Sein Bruder Johann, geboren in Oberperfuß am 14. Mai 1802, widmete sich der Malerkunst und speciell der Porträtmalerei, wanderte nach Russland und wurde bald in Petersburg, Reval, Dorpat und Riga der gesuchteste Porträtmaler. Mit dem hier gesammelten Vermögen kehrte er 1847 in die Heimat zurück und ließ sich erst in Wilten, dann in Innsbruck bleibend nieder. Als im Jahre 1848 der kaiserliche Hof in Innsbruck residierte, wurde Hueber als Hofmaler berufen und verfertigte die Bildnisse Ihrer kaiserl. Hoheiten der Frau Erzherzogin Sophie und des Erzherzogs Ludwig Victor in der Tracht eines Wiltener Schützenhauptmannes, von welch' letzterem er im Auftrage des allerhöchsten Hofes auch für das Ferdinandeum in Innsbruck eine Copie lieferte. Hueber starb als ein würdiger Sohn des berühmten Vaters und seines Heimatlandes Tirol am 24. Mai 1885 im Alter von 83 Jahren.

Alois Hammerle.

Quellen: National-Kalender für Tirol und Vorarlberg auf das Jahr 1821 und Wurzbach's biograph. Lexikon, in welchem auch die übrigen Quellen notiert sind. — Hormayr's Archiv 7. Jahrgang enthält vom Hofrathe Andreas de Pauli eine Lebensgeschichte des Landmessers Blasius Hueber mit umständlichen Nachrichten von Arbeiten der beiden Geodäten Peter Anich und Blasius Hueber. — Tiroler Bote vom 28. Mai 1885 und die Abhandlung: Blasius Hueber und seine Familie, von J. K. Schaller im Programm der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1879.

Maximilian Graf Merveldt,

k. k. General der Cavallerie, Diplomat.

Von jenen Helden und Heerführern Österreichs, welche die großen Befreiungskriege gegen den französischen Welteroberer mitgefochten und in diesen Feldzügen sich und das Banner ihres Vaterlandes mit Ruhm bedeckt haben, ist in der ersten Reihe Maximilian Graf Merveldt zu nennen.

Die gewaltige Summe militärischer Verdienste, die unendlichen Opfer an Gut und Blut, die Zahl der glanzvollen Siege, welche Österreichs Antheil an den Franzosenkriegen bezeichnen, ist nur zu oft von einer parteiischen, wissentlich oder unbewusst fälschenden Geschichtsschreibung herabgedrückt oder verkleinert worden; gar mancher ruhmreicher österreichischer Name aus jener bewegten Zeit ist im eigenen Vaterlande verschollen, gar mancher Österreicher weiß mehr von fremden Helden zu singen und zu sagen, als von den eigenen Kriegern und Siegern aus jenen denkwürdigen Tagen. Deshalb ist es patriotische Pflicht, das Vergessene ins Gedächtnis zurückzurufen, das Verblasste aufzufrischen, den Tapferen, die so heiß gestritten und so viel erstritten, den Lorbeer der Nachwelt zu sichern.

Maximilian Graf Merveldt, einer von Jenen, deren die Nachwelt immer gedenken soll, ein Held auf dem Blutfeld, ein scharfblickender Führer und ein weltgewandter, geistvoller Diplomat, entstammte einem guten deutschen Adelsgeschlecht, hatte 1766 in Westphalen das Licht der Welt erblickt und schon im zartesten Jünglingsalter von 16 Jahren dem Kaiser seine Dienste gewidmet. Er trat 1782 bei den Kaiser-Dragonern ein, zog als Lieutenant in den holländischen Krieg und 1787 als Oberlieutenant gegen die Türken. Schon hier hob er sich von der Masse sichtbar und vortheilhaft ab, that bei Feldmarschall-Lieutenant Graf Wartensleben Adjutantendienste und ließ sich in der zweiten Campagne beim Husaren-Regiment Gräven bei jedem wichtigeren Anlass so vortrefflich verwenden, dass ihn der große Kriegsmeister Lacy für den General-Quartiermeister-Stab notierte. 1790 sehen wir ihn bereits als Major in diesem Verhältnis der Person Loudon's zugetheilt, welcher den jungen, thätigen und tüchtigen Officier zu schätzen und zu würdigen wusste. Die Insurrection in den Niederlanden führte ihn abermals nach dem Norden, die französischen Revolutionskriege aber, die blutige Schule so vieler militärischer Talente, gaben auch Merveldt Gelegenheit, seine kriegerische Bravour, seine hervorragende Begabung und Umsicht erfolgreich zu bewähren. Als Flügeladjutant des Feldmarschalls Josias Prinz Coburg auf einen bedeutenden Platz gestellt, nahm er an der siegreichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) hervorragenden Antheil: er setzte sich an die Spitze von zwei tapferen Grenadier-Bataillonen und warf eine die rechte Flanke bedrohende französische Colonne durch einen heftigen Angriff zurück. In besonderer Anerkennung dieses rechtzeitigen und tapferen Eingreifens wurde er der mit Begeisterung begrüßte Siegesbote, welcher die Kunde des glorreichen Tages von Neerwinden, nach Wien überbrachte. Im weiteren Verlaufe des Feldzugs wurde die geistige Kraft und das militärische Urtheil des österreichischen Generalstäblers den Verbündeten dienstbar gemacht: Merveldt trat über besonderes Ansuchen des Herzogs von York in dessen Stab, that es bei Famars und vor Valenciennes Allen zuvor in Kühnheit nnd Geistesgegenwart und erwarb sich in der britisch-hannoveranischen Armee, sowie in britischen Hofkreisen soviel Sympathie und Hochachtung, dass man ihn auch mit einer wichtigen diplomatischen Sendung nach London betraute. Soldat und Diplomat, das war überhaupt die Doppel-Eigenschaft, die er sich stets wahrte und die ihn seinem Vaterlande so außerordentlich nützlich machte.

Reichen kriegerischen Ruhm brachte das Jahr 1794 unserem Helden. Unter den Augen seines kaiserlichen Kriegsherrn Franz I. focht er vor Landrecy, und in dem blutigen Kampfe vom 22. April wusste er den rechten Flügel des kaiserlichen Heeres mit solcher Klugheit und Umsicht gegen den Ansturm weit überlegener feindlicher Kräfte zu halten, dass er auf dem Schlachtfelde zum Obersten befördert und bald darauf in den erlesenen Kreis der

Theresien-Ritter aufgenommen wurde. In der Schlacht bei Tournay führte Oberst Graf Merveldt an der Spitze von vier Husaren-Schwadronen in Gemeinschaft mit englischer schwerer Reiterei eine meisterhafte Umgehungs-Bewegung aus, warf die starke Reiterei Pichegru's, durchbrach die Quarrés der Infanterie und trug so wesentlich zu dem glänzenden Siege bei. Niemals schonte Merveldt bei all' diesen Kämpfen seine eigene Person. Bei der heldenmüthigen Vertheidigung der Posten von Turroing und Mauvaux wurde ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst gefangen genommen, bald aber war er wieder befreit und kampffähig. Und dieselbe Tapferkeit bewährte er, als er — durch die vielfachen und anstrengenden Forderungen des Generalstabs-Dienstes in seiner Gesundheit beeinträchtigt — zur Truppe übertrat. An der Spitze von Karacsay-Chevauxlegers half er bei Wetzlar (1796) den Sieg entscheiden, und bei Ukerad rettete er mit wenigen Escadronen in Alles niederwerfendem Angriff Infanterie und Geschütze. Die Generalmajors-Charge und die Inhaberschaft von Mészáros-Uhlanen (zuletzt Kronprinz Rudolf-, jetzt Vacat, 1. Uhlanen-Regiment) lohnten diese und andere Verdienste um Kaiser und Vaterland.

Im nächsten Jahre (1797) ehrte der Kaiser den ruhmreichen Führer und gewandten Diplomaten in ihm, indem er ihn zu den wichtigsten weltgeschichtlichen Acten heranzog. Merveldt (der mittlerweile auch die k. k. Kämmererswürde erlangt hatte) wurde berufen, bei Judenburg mit General Bonaparte, dem sieggekrönten Corsen, eine zehntägige Waffenruhe zu verhandeln, als Mitbevollmächtigter die Friedens-Präliminarien von Leoben und den Frieden von Campoformio mit zu unterzeichnen. Den ratificierten Vertrag überbrachte er als Gesandter des Kaisers dem Congress von Rastatt.

Aber der Frieden blieb kein „ewiger". Schon 1799 sehen wir den weltklugen und formgewandten Diplomaten wieder als schneidigen Reiterführer im Kampfe gegen die französischen Heere. Er reinigte die Gegend von Offenburg vom Feinde und zwang die Division Legrand zum Rückzug nach Kehl; im Jahre 1800 warf er die Nachhut des Corps Lecourbe aus Schwabmünchen, umringte mit seinen Reitern den Marktfleck und machte die Garnison kriegsgefangen. Als Feldmarschall-Lieutenant schloss er im Herbst bei Kremsmünster den Waffenstillstand mit Moreau. Das Kriegsjahr 1805 beschäftige ihn vorwiegend im diplomatischen Dienst; er hatte unter schwierigen Verhältnissen in Berlin zu wirken und mochte mit Jubel seine Berufung zur Armee begrüßen, wo es allerdings bei der unglücklichen Gesammtlage keine Lorbeeren zu holen gab.

Er führte an der Spitze einer schwachen Heeresabtheilung unter wiederholten Kämpfen einen meisterhaften Rückzug von Braunau am Inn durch Oberösterreich und Steiermark nach Ungarn aus und wusste zuletzt von der Pressburger Gegend aus durch geschickte Bewegungen gegen die Flanken des Feindes dessen Hauptmacht zu beunruhigen. Vom Kampfesfelde abermals in den politischen Dienst berufen, vertrat er hierauf Österreich als Botschafter zwei Jahre in Petersburg. Die Verleihung der Geheimrathswürde und der Abschluss eines überaus glücklichen Ehebundes mit Therese Gräfin Dietrichstein fiel in diese Jahre des Friedens und der diplomatischen Arbeit. Vorher hatte er seinen Austritt aus dem deutschen Ritterorden erwirkt, dem er seit 1791 angehört hatte.

Das Jahr 1809 fand Merveldt als Divisionär in Galizien. War es ihm nicht beschieden, an den großen Kämpfen des Hauptheeres unter des Erzherzogs Karl glorreicher Führung theilzunehmen, so blieb er im fernen Osten des Reiches gleichwohl nicht müßig. Mit schwachen Kräften deckte er Ostgalizien und die Bukovina und erwarb sich durch diese umsichtige Vertheidigung eines nahezu offenliegenden Landes den Dank des Monarchen und des Reiches.

1813 erhielt Feldmarschall-Lieutenant Graf Merveldt, damals Divisionär in Mähren, die Ernennung zum General der Cavallerie und zum Gouverneur der dem Kriegstheater naheliegenden Festung Theresienstadt; bald aber sah er sich durch ein noch wichtigeres Commando beglückt: er wurde an die Spitze des zweiten Armeecorps der großen böhmischen Armee berufen, welche dazu ausersehen war, die Macht des Corsen zu brechen, Deutschland, die Freiheit und Österreich den alten Glanz und das Glück seiner Waffen wieder zu erwerben. Merveldt hatte eine ansehnliche Streitmacht unter seinem Commando: die Divisionen Le-

derer und Alois Liechtenstein mit 13 Bataillonen, zwei Cavallerie-Regimentern und sieben Batterien bildeten die sogenannte „zweite Armee-Abtheilung“, welche bereits bei Nollendorf kräftig ins Gefecht eingreifen konnte und die Franzosen durch einen mächtigen Flankenangriff in Unordnung auf die Höhen von Nollendorf zurücktrieb.

In der Riesenschlacht bei Leipzig war Merveldt ein eigenartiges Schicksal beschieden. Jene einseitige Geschichtsschreibung, welche — wie wir schon einmal betont — mit seltenem Geschick Österreichs entscheidenden Antheil an den Befreiungskriegen zu verkleinern und einzuschränken wusste, hat dafür gesorgt, dass man im Vaterlande selbst weniger von den Thaten seiner eigenen Helden bei Leipzig als von jenen der mit uns verbündeten Truppen weiß. Die Ruhmesthaten der Kürassierregimenter des Grafen Nostitz, an deren unwiderstehlicher glänzender Tapferkeit, an deren eherner Haltung sich die erlesensten Reiter-Regimenter Napoleon's brachen, die Heldenthaten der Grenadiere des Feldmarschall-Lieutenants Baron Bianchi am linken und der Truppen des Grafen Klenau am rechten Flügel der verbündeten Armee am ersten Schlachttage (16. October) verdienen unter den größten Kriegsthaten aller Zeiten genannt zu werden, und Schwarzenberg selbst, der geniale Heerführer der verbündeten Armeen, welcher klaren Blickes dieses ungeheuere Schlachtfeld beherrschte und persönlich mit seinem Degen in das Schlachtgewühl eingriff, wenn eine Krisis diese äußerste Aufopferung eines Heerführers verlangte, bedürfen noch heute dringend jener unparteiischen Würdigung ihrer unsterblichen Verdienste im eigenen Vaterlande, welche alle Feldherren der Verbündeten, sowie der Franzosen in ihrer Heimat in so reichem Maße gefunden.

Die Aufgabe der Heeresabtheilung Merveldt's am ersten Schlachttage von Leipzig lautete dahin, den Pleiße-Übergang bei Connewitz zu erzwingen, sich dadurch des Schlüssels der französischen Aufstellung zu bemächtigen und deren rechten Flügel in den Rücken zu nehmen.*) Alle Einleitungen zur Durchführung dieser für den Erfolg bedeutsamen Aufgabe waren von Merveldt meisterhaft getroffen; aber die ungünstigen Bodenverhältnisse und der hohe Wasserstand der Pleiße erschwerten die Bewegung im höchsten Maße. Die Brücke über den ersten Pleiße-Arm war abgebrochen, der Damm und die Brücke über den zweiten von den Franzosen mit zahlreicher Artillerie vertheidigt, während die Österreicher an dem sumpfigen coupierten Ufer ihre Geschütze schwer aufzustellen vermochten. Deshalb befahl Schwarzenberg in Abänderung seiner ersten Verfügung dem Grafen Merveldt, den Angriff gegen Connewitz nur zum Schein fortzusetzen, dagegen den Übergang bei Dölitz um jeden Preis zu erzwingen und in die rechte Flanke des Feindes vorzubrechen. Merveldt ließ den Feind aus den Theilen von Markkleeberg links der Pleiße vertreiben, besetzte das Rittergut von Dölitz, von wo aus Fürst Alois Liechtenstein heldenmüthige Anstrengungen machte, die Polen aus dem Dorfe und der Mühle zu vertreiben und eine Brücke zu schlagen, während Feldmarschall-Lieutenant Lederer einen Brückenschlag bei Lößnig zu ermöglichen suchte. Oberst Berger watete mit einem Bataillon Wenzel Colloredo durch den Fluss, musste aber schwer verwundet und angesichts eines Sumpfes umkehren; dasselbe wagte bei Dölitz Oberst Reißenfels mit dem Regiment Strauch, wobei er tödtlich verwundet wurde — da drang der Corps-Commandant Graf Merveldt selbst mit dem Major Wolny heldenkühn und unter außerordentlichen Schwierigkeiten auf das jenseitige Ufer. Nur ein Bataillon hatte der General hinter sich, aber auch diesem eilte er weit voran, um den Feind zu recognoscieren: plötzlich stürzte, von drei Schüssen getroffen, sein Pferd, er selbst fühlte sich am Schenkel verwundet, eilte gegen einen Baum, um eine Rückendeckung zu gewinnen, vernichtete eiligst die in seinem Besitz befindlichen Dispositionen zur Schlacht und setzte sich mit Degen und Pistole gegen die allseitig andringenden Franzosen der alten Garde zur Wehr.*) Vergebens forderten ihn vier Officiere zur Ergebung auf: da ließ man zwölf

*) „Die große Chronik“, Geschichte des Krieges des verbündeten Europas gegen Napoleon Bonaparte in den Jahren 1813, 14 und 15, von Johann Sporschill, Braunschweig 1841.

*) Biographien der ausgezeichnetsten verstorbenen und lebenden Feldherren der k. k. österr. Armee aus der Epoche der Feldzüge 1788—1821. Herausgegeben von J. Ritter von Rittersberg, k. k. Hauptmann. Prag 1828.

Grenadiere das Gewehr gegen ihn anschlagen, und nun erst, die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes einsehend, legte Graf Merveldt seinen Degen nieder. Man führte ihn zu Napoleon, der ihn mit besonderer Auszeichnung behandelte, 24 Stunden bei sich behielt und ihn dann auf Ehrenwort entließ.*) Der General kehrte zur Armee zurück; sein Commando hatte Alois Liechtenstein übernommen und würdig fortgeführt — Merveldt blieb am letzten Tage der Schlacht und im weiteren Verlaufe des Feldzuges an der Seite seines Monarchen.

Der Heldenmuth, den Merveldt bei Leipzig bewiesen, hatte ihm, obwohl ihm nicht beschieden war, an der reichen Lorbeeren-Ernte theilzunehmen, Aller Hochschätzung und Bewunderung gesichert. Der Czar verlieh ihm in Frankreich den Alexander-Newsky-Orden, der Kaiser ernannte ihn zum General-Commandanten von Mähren, dann (im Jahre 1814) zum Botschafter in London. Nur wenige Monate aber genoss er die Ehren dieser damals besonders wichtigen und hohen diplomatischen Stellung: schon am 5. Juli 1814, im 49. Lebensjahre, verschied er an den Folgen einer heftigen Entzündung. Der britische Hof und das britische Volk hatten den österreichischen Botschafter so außerordentlich schätzen gelernt, dass man sein Begräbnis auf Kosten Großbritanniens veranstalten und seinen Leichnam in der Westminster-Abtei beisetzen wollte. Die treue und geliebte Gemahlin des Verblichenen musste dankend ablehnen, da die letztwilligen Verfügungen diesen außerordentlichen Ehrenbezeigungen entgegenstanden.

*) Vergleiche Seite 88 und 92.

So schied Merveldt viel zu frühe, in der Vollkraft seines Alters und seines patriotischen Wirkens aus diesem Leben. Österreich verlor in ihm einen tapferen, unerschrockenen und verwegenen Soldaten, einen geistvollen, scharfsinnigen Diplomaten, einen Feldherrn, der durch die große kriegswissenschaftliche Bildung, durch eine seltene und rasche Orientierungsgabe, Geistesgegenwart und Entschlossenheit im Augenblicke der Gefahr, sowie einen besonderen Scharfblick berufen war, unter den ersten Heerführern des Vaterlandes zu glänzen. Seine rein menschlichen Tugenden machten ihn geliebt von Allen, die ihn kennen gelernt, und unersetzlich den Seinen. Sein Andenken wird niemals erlöschen. Oscar Teuber.

Kaiserin Maria Ludovica.*)

Diese Fürstin war die am 14. December 1787 geborene Tochter des Generalcapitäns der Lombardie Erzherzog Ferdinand aus seiner Ehe mit der Erzherzogin Maria Beatrix d'Este. Ihre Kindheit war eine trübe. Nur zu bald griff der Dämon ihres Geschickes, der mächtige Corse Napoleon, in ihr Leben ein. 1796 wird die Familie durch den französischen Einfall in Italien genöthigt, ihr Vaterland zu verlassen. Aus Gram über die dadurch erlittenen Erniedrigungen war der Vater früh gestorben. Das neunjährige Kind kam nach Wiener-Neustadt, um unter der Aufsicht der frommen Mutter für das Klosterleben herangebildet zu werden. Es sollte sich aber anders

*) Über Kaiserin Maria Ludovica finden sich Angaben und sehr interessante Notizen in der von der Gräfin Victoria Falkenhayn 1887 bei Gerold herausgegebenen „Correspondance de Marie Louise 1799—1847, lettres intimes et inédites à la Comtesse de Colloredo et à Mlle. de Poutet depuis 1810 Comtesse de Crenneville"; in Professor Dr. A. M. Werner's „Goethe und Gräfin O'Donnel"; ferner in Professor Dr. Ritter von Krones „Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege mit besonderer Rücksicht auf Balbacci (Anton Freiherr)" und in Alfons Freiherrn von Klinkowström's „Österreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen". Es ist dringend zu wünschen, dass von einer berufenen Seite mit einer gediegenen Biographie der genannten Kaiserin endlich einmal eine alte Ehrenschuld an dieser an Geist und Gemüth hervorragenden Fürstin abgetragen werde, die als beharrliche und einflussreiche Gegnerin Napoleons für die Geschichte ihrer Zeit von großer Bedeutung war. V. E. II. 688 und 740.

A. d. H.

fügen. Die Liebe des Kaisers Franz I. ließ Maria Ludovica die einsame Klosterzelle mit dem österreichischen Kaiserthrone vertauschen. 1807 war Maria Theresia, des Kaisers zweite Gemahlin, aus dem Leben geschieden. Der Witwer lernt seine anmuthige Base durch deren Umgang mit seinen Kindern, namentlich mit der 16-jährigen Erzherzogin Maria Louise kennen und verehren. Noch vor Abschluss des Trauerjahres übersendet er ihr reiche Geschenke nebst einigen Zeilen. Seine Tochter Maria Louise ist die Überbringerin. Sie berichtet dem Vater wie die liebe „Cousine“ darüber erfreut gewesen. Am Fenster stehend habe sie das kaiserliche Schreiben durchflogen und sei „feuerroth“ geworden... Sie und ihre Mutter fanden den Brief „äußerst gnädig.“ Die officielle Werbung geschah am 2. Jänner 1808. Am 6. Jänner führte sie der Kaiser als seine dritte Gemahlin heim. Die geniale Frau von Staël, welche damals eben in Wien weilte, hatte Gelegenheit, die kaiserliche Braut zu sehen. Sie schildert dieselbe in ihrem Buche über Deutschland als besonders herzgewinnend.

Briefe oder eigene Aufzeichnungen, welche über das Leben und die Thätigkeit dieser edlen Fürstin Aufschluss gewähren könnten, sind nicht vorhanden oder kaum zugänglich, umso beredter sind aber die Zeugnisse der Zeitgenossen. So besitzen wir ein sehr getreues Bild ihres Wesens aus der Feder Goethe's der für sie immerdar die wärmste Verehrung gehegt. Kaum zwei Jahre nach ihrer Verheiratung hatte sie der Dichter in Karlsbad gesehen und war ihr näher getreten. Gelegenheit hiezu bot, dass ihn die Einwohner von Karlsbad aufforderten, die Ankunft der Kaiserin durch ein Gedicht zu feiern. Der Hymnus „Der Kaiserin Ankunft“ forderte Natur und Menschen zur Mitfreude auf. Frischer möge der Quell aus der Höhle sprudeln, die Blumen alle Pracht entfalten, die Kinder des Landes eilen, mit „Vertrauen und Wonne“ zur Herrin emporzublicken.

Einmal im Verkehre mit der geist- und anmuthvollen Fürstin schrieb er:

„Sie ist höchst angenehm, heiter und freundlich. Stirn und Nase erinnern an die Familienbildung. Ihre Augen sind lebhaft, ihr Mund klein und ihre Rede schnell, aber deutlich. In ihren Äußerungen hat sie etwas Originelles. Sie spricht über die mannigfaltigsten Gegenstände, über menschliche Verhältnisse, Länder, Städte, Gegenden, Bücher und sonstiges und drückt durchaus ein eigenes Verhältnis dieser Gegenstände zu ihr aus. Es sind eigene Ansichten, jedoch keineswegs sonderbar, sondern wohl zusammenhängend und ihrem Standpunkt vollkommen gemäß. Dass sie übrigens geübt ist, einem jeden etwas angenehmes aus dem Stegreife zu sagen, oder zu erwidern, läßt sich denken. Ihr eigenes Betragen und das der ihrigen nicht allein, sondern auch ausdrückliche Äußerungen fordern einen Jeden auf, frei und ungezwungen zu sein.“

Dem Kaiser war Maria Ludovica eine treuliebende Gemahlin, die mit ihm die harten Schicksale jener trüben Zeiten theilte. Sie blieb ihm eine kräftige Stütze, wenngleich der bekannte Staatsmann Hofrath Gentz in sein Tagebuch schrieb: „Son influence est nulle“ (Sie hat keinerlei Einfluss). Dem widersprechen schon die diplomatischen Verhandlungen zwischen Kaiser Napoleon und General Graf Bubna im Jahre 1812. Napoleon frug, ob Metternich sich halten werde. „Ich zweifle nicht,“ entgegnete Bubna. „Aber die Weiber!“ rief Napoleon aus! „Euere Schreier? Die Kaiserin?“ Und im Mai 1813, als Österreich dem russisch-preußischen Bündnisse beitreten sollte, da eiferte auch die damalige französische Kaiserin Maria Louise dem österreichischen Geschäftsträger Floret gegenüber über „die Weiber, die Einfluss auf die Entschließungen des Kaisers haben könnten und die zum Kriege hetzten.“

Man hatte sie eben im Feindeslager gefürchtet, und nicht mit Unrecht. Blieb sie doch zeitlebens die unversöhnliche Feindin des Corsen, welcher der Unstern ihres Hauses war. Der Heldensinn wohnte, wie Gentz endlich selber gestand, dieser großen Frauenseele mehr inne als vielen Männern. Selbst in einer Zeit, da halb Österreich in Feindeshänden war, hielt sie noch an dem Grundsatze fest: „Lieber Alles leiden, als durch Erniedrigung sich retten.“

Die Absicht einer allgemeinen Auflehnung gegen die napoleonische Herrschaft hat Maria Ludovica am längsten gehegt, ja man kann sagen, fast nie aufgegeben, wenngleich sie schon ins Grab sank, als sie dieselben sich vollständig

verwirklichen sah. Man kann sich demnach denken, welche Überwindung es dieser Fürstin gekostet, sich im Frühjahre 1812 dem Kaiser anzuschließen, als Napoleon seinem Schwiegervater und Verbündeten in Dresden persönlich zu begegnen wünschte. Sie überwand sich und kam, wie ein Zeitgenosse berichtet: „bewaffnet mit dem Stolz der schönen Frau und der Herrscherin, gepanzert mit Vorurtheilen gegen den Mann, welcher der österreichischen Monarchie die größten Demüthigungen angethan.“ Sie wusste sich eben in bewunderungswürdiger Weise zu beherrschen, wie damals als die Kaisertochter den Ehebund mit dem verhassten Besieger eingehen sollte. Wie sehr sie damals ihre Abneigung unterdrückte, beweist das Urtheil des Abgesandten Marschall Berthier, der sich äußerte, es sei Zeit, dass er Wien verlasse, so gefährlich dünke ihm ihr Liebreiz. Auch Gräfin Lanckorońska schrieb an Stein: „Die Kaiserin ist ein wahrer Engel, dem die Vorsehung, als sie ihn aussandte, die Möglichkeit hätte gewähren sollen, alles Gute zu thun, dessen sie fähig ist, aber in der Lage, worin sie sich befindet, vermag man sie nur mit schmerzlicher Begeisterung und Bewunderung zu sehen. Sie hat eine wunderbare Wirkung auf die Fremden gemacht, die jetzt bei den Hochzeitsfeierlichkeiten hier sind. . . .“

Als Alles an Österreich bereits verzweifelte, gab die Kaiserin dennoch den Muth nicht auf. Schon nach der Schlacht von Aspern hatte Erzherzog Karl für den Frieden gestimmt, der Kaiserin war der Krieg zur Herzenssache geworden. Ein ungünstiger Waffenstillstand ward geschlossen, da ist es wieder die Kaiserin, welche in einem Briefe an ihren Gemahl sich nachdrücklich gegen jedes Project eines entehrenden Friedens verwahrt. Bis jetzt hatte Maria Ludovica noch ihre kampfeslustige Partei hinter sich gehabt, aber immer mehr lichteten sich die Reihen dieser tapferen Männer. Die vorhandenen Kräfte schienen ihnen eben nicht ausreichend. Die Kaiserin gab den Widerstand noch nicht auf und ihr Gemahl musste dem preußischen Abgesandten, General Freiherr von Knesebeck nahelegen, eine friedliche Beilegung sei nicht zu erwarten. Freilich musste auch sie endlich nachgeben, aber mit dem Aufgeben ihres Widerstandes brach auch ihre physische Kraft. Von Tag zu Tag siechte sie immer mehr dahin, nachdem sie erkannt, dass sie den Verhältnissen ohnmächtig gegenüber stehe. Selbst Gentz hatte endlich ihre politische Größe erkannt. Als er einen völligen Zusammenbruch ahnte, da leuchtete ihm nur noch ein Hoffnungsstrahl. „Eine Person,“ ruft er aus, „könnte eine Revolution bewirken, eine Frau von hervorragendem Geist und erhabener Seele . . . die Kaiserin!“

Doch Maria Ludovica war nicht bloß eine große Patriotin, sondern auch eine kunstliebende und geistreiche Fürstin. De la Garde, welcher ein so farbenreiches Gemälde der Congresszeiten entwirft, erinnert sich bei ihrem Anblick, dass sie dem Hause entsprossen, dessen Fürstinnen ein Ariost und ein Tasso besungen haben. Er bewundert ihren Sinn für die schönen Künste, sie ist die Seele theatralischer Aufführungen, geschmackvoller Maskenzüge. Die Maler Moreau und Isabey haben vollauf zu thun, ihre lieblichen Gedanken zur Darstellung zu bringen. Ja sie selbst betheiligte sich sogar oft persönlich an der Aufführung von kleinen Lustspielen. So spielte sie zu Karlsbad in der „gefährlichen Nachbarschaft“ das Lieschen und in dem „Wirrwar“ die Frau von Langsalm.

Übrigens fehlte es auch ihr nicht an dem Ariost und Tasso, der sie besungen. Goethe begnügte sich keineswegs damit, den Gefühlen der Bevölkerung in „Der Kaiserin Ankunft“ Ausdruck zu verleihen. Auf persönlich tieferen Antheil deutet das Sonett „Der Kaiserin Becher.“ Der Dichter sieht das kleingeblümte, zierliche Gefäß vor sich, aus dem die hohe Frau den Heiltrunk schlürft. Zu spät ist's, es mit Blumenflor zu umkleiden, aber von Worten soll es ein Kranz umgeben. Freilich, möchte er es auch so zierlich umschweben, wie ihn die Grazien, die Musen binden, es wäre nicht hinreichend:

„Rein auszusprechen, was wir rein empfinden, Ist für den Dichter selbst vergeblich Streben.“ Ach!

„Den Lippen denen Huld und Gunst entquellen, Von denen Freundlichkeit und Frohsinn wirken, Hast du, beglückt Gefäß! Dich nähern dürfen!“ Eine leidenschaftlichere Wendung liegt nun wohl nahe, aber sogleich kehrt der Dichter in die geziemenden Schranken des verbindlich-höfischen Gedichtes zurück, nur

den Segenswunsch spricht er aus: „O möchten diese Lippen hier Genesung schlürfen!" . . .

Im Winter des Jahres 1815—16 neigte sich diese geniale Herrscherin sichtlich dem Grabe zu. Ein unbegrenztes Sehnen zog sie nochmals nach der Heimat hin, die Gefilde der Lombardei nochmals zu schauen. Schon im März wurde die ersehnte Reise angetreten. Man erreichte Mailand, aber schon auf der Rückreise verschlimmerte sich das Leiden derart, dass man in Verona Halt machen musste. Die Kaiserin starb am 7. April. Goethe schrieb in seine Tages- und Jahreshefte: „Der Tod der Kaiserin von Österreich versetzte mich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals verließ." Noch im Jahre 1820 unterhielt sich der Dichter in den Bädern von Karlsbad und Teplitz mit der jungen Gräfin O'Donell nur von der Hingeschiedenen. In einem kostbaren Kästchen hatte die Gräfin so manches Andenken von ihr bewahrt und Goethe schrieb dazu eine rührende Inschrift. Sie mahnte: „Halte heilig, was Dir von der Holden blieb!" Denn „nur ist, wenn wir sie erneuen, unser Leben etwas wert."

Mit der Kaiserin Maria Ludovica war eine Frau und Herrscherin zu Grabe gegangen, welche wie Freiherr von Stein sagte: „mit vieler Grazie eine große Erhebung der Seele, Würde und Haltung in ihrem Betragen, Anhänglichkeit an ihre Pflichten, Eifer, sie zu erfüllen und sich ihnen zu widmen, und das Bestreben, Alles, was sie umgab, zu beglücken und zu veredeln, vereinigte."

Maria Héyret.

Johann Georg Fellinger,

Dichter und Soldat.

„Es ist der Völker Österreichs schöne Eigenthümlichkeit, nicht zu prunken mit dem Trefflichen, das auf ihren Fluren gedeiht; mit stiller, inniger Achtung tragen sie in ihrem treuen Herzen das Bild alles Guten, das ihrem Schoße entsprießt, Gleiches an fremden höher preisend als an ihren eigenen Söhnen. So hat Fellinger's That nur Leben im eigenen Vaterlande, stille Anerkennung und Würdigung überall, — laut preisende Bewunderung nirgends gefunden! Ihm selbst war Körner's Tod des Lebens schönstes Vorbild und fiel er nicht wie dieser, so hat er es doch verdient. Österreich und Deutschland werden ihres echten Sohnes nicht vergessen."

Mit diesen Worten schloss der Herausgeber der Werke Fellinger's, Dr. Kumpf, einige Jahre nach dem Tode des Dichters dessen dem 1. Bande vorgedruckte biographische Skizze. Leider hat diese Hoffnung sich nicht erfüllt. In allen Literaturgeschichten der Gegenwart würde man den Namen Fellinger's vergeblich suchen und doch verdient er mit den Sängern der Freiheitskriege genannt zu werden, der als das Vaterland unter dem Tritte des Eroberers blutend am Boden lag, unter die Fahnen eilte und sein patriotisches Dichterwort durch tapfere That auf dem Schlachtfelde besiegelte. Österreich, das Fellinger geliebt und verherrlichet, hat eine Ehrenschuld an einem seiner besten Söhne abzutragen, seinen Namen der unverdienten Vergessenheit zu entreißen, seine Werke, die im Staube der Bibliotheken ihr Dasein fristen, in einer zeitgemäßen Ausgabe unserer Jugend zugänglich zu machen, damit sich an diesem Vorbilde eines Deutschösterreichers von echtem Schrot und Korn, ihr Vaterlandsgefühl stähle und in der Stunde der Gefahr bewähre. In jedem anderen Lande wären die Gedichte eines um den Aufschwung seines Volkes verdienten Poeten, wie Fellinger es war, wenigstens das Gemeingut aller Gebildeten geworden, Schenkendorf's, Körner's Lieder sind in jede deutsche Hütte gedrungen. Unserem Fellinger wahrt nur noch seine engere Heimat, die grüne Steiermark, ein treues Andenken.

Dort wird sein Name genannt, grüßt ein ihm zu Ehren errichtetes Monument den Wanderer und bewahrt das landschaftliche

Joanneum in Graz die edlen, durchgeistigten, herzgewinnenden Züge des Dichters und Helden in einem aus dessen Nachlasse stammenden guten Ölgemälde. Möge die rettende Hand sich finden, welche Fellinger's dichterischen Nachlass sichtet, ordnet, in den Kreislauf des geistigen Lebens unserer Zeit einführt und dem Dichter in einer Allen zugänglichen neuen Ausgabe seiner Werke ein würdiges Denkmal setzt! Der Lebenslauf Fellinger's sei nach der biographischen Skizze seines Freundes und Herausgebers, des Kärntner Schriftstellers Dr. J. G. Kumpf, hier kurz erzählt.

Johann Georg Fellinger wurde am 3. Jänner 1781 im Markte Peggau in Obersteiermark geboren. Die Natur hatte ihn mit allen Anlagen eines Dichters begabt: ein warmes, gefühlvolles Herz, eine ebenso reiche, als reine Phantasie, ein offener Sinn für alles Schöne, Gute und Rechte, — diese Eigenschaften pflegte und entwickelte sein Vater, ein echter deutscher Mann, zur schönsten Blüte und pflanzte den Keim der reinsten und glühendsten Vaterlandsliebe in das empfängliche Gemüth des hoffnungsvollen Sohnes. Nach zurückgelegten juridischen Studien vor die Wahl eines Berufes gestellt, eilte Fellinger 1808 bei Errichtung der österreichischen Landwehr mit dem schon greisen Vater und zwei Brüdern, von heißer Vaterlandsliebe begeistert, zum Befreiungswerke und schwur den Kriegseid zu den Fahnen der steiermärkischen Landwehr-Bataillone, welchen er in diesem Jahre ein feuriges Soldatenlied widmet. Bald zum Officier befördert, strebte Fellinger die Übersetzung zur Linientruppe an, um auch außerhalb der Landesgrenzen an den Schlachten des österreichischen Heeres theilzunehmen. Im Treffen an der Piave wurde Fellinger durch einen feindlichen Kolbenschlag niedergeworfen und gefangen fortgeschleppt. Sein rechtes, schon früher krankes Auge erblindete durch jenen Schlag gänzlich; doch erhielt ihm die sorgfältige Pflege im Hause des Apothekers zu Pordenone Leben und Gesundheit. Als Kriegsgefangener zog er nach seiner Genesung über den Mont Cenis nach Frankreich, sah Marseille und blieb bis zu seiner Auswechslung in Macon an der Saone. Nach dem Wiener Frieden über Strassburg und Wien in seine Heimat zurückkehrend, trat Fellinger als Lieutenant bei dem Regimente Hohenlohe-Bartenstein, jetzt Michael, Großfürst von Russland Nr. 26, neuerdings in Dienste und kam 1810 nach Klagenfurt in Garnison. Hier hat er nach Versicherung seines Biographen die schönste und genussreichste Zeit seines Lebens zugebracht. Ein Kreis von Freunden hieng mit warmer Liebe an ihm, wusste seinen Wert als Mann und Dichter zu schätzen und vergalt ihm den Frohsinn, welchen sein reicher Geist stets zu verbreiten wusste, mit Achtung und Theilnahme. So kam das Jahr 1813 heran. Die feurige Sehnsucht des jungen Officiers, in den heiligen Kampf für die Freiheit Österreichs und Europas zu ziehen, konnten seine Vorgesetzten leider nicht befriedigen.

Seine geschwächte Sehkraft würdigend, ließ man ihn zurück; er wurde als Brigade-Adjutant und supplierender Auditor verwendet. Sein Beruf brachte ihn mit Kranken in vielfache Berührung; die 1814 weit verbreitete Kriegsseuche ergriff auch ihn, aufopfernder Freundschaft gelang es noch, sein edles Leben zu erhalten. Bald nach seiner Genesung zum Oberlieutenant befördert, kam er als Conscriptionsrevisor (Ergänzungsbezirksofficier) nach Judenburg und sehnte sich, als 1815 der Krieg neuerdings ausbrach, mit verzehrender Glut, wieder in Kampf und Schlacht, wie uns einige seiner schönsten Kriegslieder bezeugen. Umsonst! Auch diese Zeit gieng vorüber, ohne seinen heißesten Herzenswunsch zu erfüllen. Als Revisor im Herbste jenes Jahres nach Adelsberg übersetzt, fühlte Fellinger, wie nach dem Verluste seines rechten Auges auch das linke sich verdunkelte; finstere Schwermuth nagte an seinem Lebenskerne und erfüllte ihn mit dem Vorgefühle seines nahen Todes. Ein Besuch seines aus Italien zurückkehrenden Vaters und ein Ausflug nach Triest erheiterten nur flüchtig seinen verdüsterten Seelenzustand. Während er äußerlich noch in vollster Kraft zu blühen schien, zerstörte die Schwermuth die Fäden seines Daseins. Vielfach getäuschte Hoffnungen, die quälende Sehnsucht nach einem Wirkungskreise, in welchem er die Thätigkeit seines Geistes zweckmäßiger entfalten könnte, und der ihm doch versagt blieb, sprachen sich in Fellinger's Briefen aus dieser

Zeit aus. Unter angestrengter Arbeit, zu welcher der pflichtgetreue Officier sich zusammenraffte, ergriff ihn das Nervenfieber. Am 27. November 1816 (morgens um 8 Uhr) hauchte der Dichter sein edles Leben aus.

In Adelsberg haben wir sein nun seit mehr als einem halben Jahrhundert vergessenes Grab zu suchen. Es wäre ein Act der Pietät, die Stätte zu bezeichnen, wo ein österreichischer Held und Sänger die ewige Ruhe gefunden, dessen Lieder die Zeitgenossen zu Thaten des Ruhmes begeistert, der für Kaiser und Vaterland auf dem Felde der Ehre gestanden und geblutet! Adelsberg, das in dem letzten Jahrzehent zu einem der Friedensstandlager des österreichischen Heeres geworden, würde durch ein würdiges Grabdenkmal Fellinger's als eines leuchtenden Wahrzeichens altösterreichischer Soldatentugend um die schönste Zierde bereichert sein!

Die Geschichte seines Lebens war eins mit jener seines Gemüthes. Was er war, das war er ganz, selbständig und bis zum letzten Lebenshauche. In seinen Gedichten liegt seine eigenste Lebensgeschichte entfaltet und offen da. Ein elegischer Hauch war über sein ganzes Wesen verbreitet, im Rythmus und Ideengange der Elegie verkündete sich am herrlichsten seine eigenste Natur. Doch war er kräftig genug, aus dem tiefen Ernste seines Gemüthes auch der heiteren Lebensfreude ihr Recht zu geben. Dem gleichgestimmten Gemüthe ein treuer Freund, heiterem Lebenssinne Blüten froher Geselligkeit spendend, war er den Besten überall willkommen, und wurde durch die fröhlichste Laune die Seele jedes geselligen Genusses. Groß war die Fruchtbarkeit Fellinger's. Mit einigen Oden, zu welchen ihn die Vaterlandsliebe begeisterte, trat er 1804 zuerst in die Öffentlichkeit und lenkte alsbald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahre 1808 gab er in Graz seine „Abgerissenen Scenen aus der Geschichte der Menschheit" heraus, — 1810 schrieb er während seines



Johann Georg Fellinger.
Nach einem Kupferstiche Ant Teppler sculp.

Aufenthaltes in Wien eine heroische Oper „Frydolf," welcher 1812 eine andere „Der Graf von Flandern" folgte. Von einer „Geschichte des Krieges zwischen Österreich und Frankreich im Jahre 1809" fand sich die erste Abtheilung, bis zur Schlacht von Aspern reichend, unter seinen nachgelassenen Schriften. Im Jahre 1813 schrieb er den „Kaiserhut," ein Gelegenheitsstück, das wie sein Schauspiel „Die Grafen von Sella" während seines Aufenthaltes in Klagenfurt

aufgeführt wurde. Sein letztes Werk „Inguo," — vier Monate vor seinem Tode vollendet, wurde zur Todtenfeier Fellinger's ebendort aufgeführt und kam auch in Graz zur Darstellung.

Zwischen diesen größeren Arbeiten entstand eine große Anzahl patriotischer, geselliger und Liebeslieder. Vaterlandsliebe, Manenestugend, deutsche Treue leihen unserem Fellinger seine kräftigsten Accorde und feurigsten Lieder: „Österreichs Kaiserthum," — „Vaterland," — „Der Kampf des Rechts," — „Die Fahnenweihe," — „Kampflust," — „Marsch für die steierische Landwehr," — „Husarenmarsch," — „Schlachtgesang der Österreicher," — „Die Nacht des 19. October 1813," — „Das deutsche Wort," — „Siegeslied nach der Schlacht bei Leipzig," — „Andreas Hofer's Entführung," — „Marsch für die Bürgercorps in Grätz" und viele andere haben in großer Zeit ihre Pflicht gethan und Begeisterung in die Massen getragen. Der Schönheit seiner Alpenheimat windet Fellinger unvergängliche Kränze des Liedes. „An die Mur," — „Die Berge," — „Hollenburg in Kärnten," — „Steiermark," — „In den Ruinen von Rabenstein," — „Die Grotte bei Adelsberg," — „Der Abend am Wörthersee," und andere sind wie ein Zauberspiegel, aus welchem uns die majestätische Pracht des Alpenlandes entgegenleuchtet. Mit Glück versuchte Fellinger sich auch in der Ballade, im Distichon, — am eigenartigsten prägte seine Dichternatur sich in der Elegie aus; da gibt es Perlen, welche jeder Anthologie unserer Zeit noch zur Zierde gereichen würden. Hier gilt es Schätze zu heben, welche Fellinger's Namen auf die deutsche Nachwelt bringen werden. Sein herrliches Landschaftsgemälde „Die Grotte bei Adelsberg," von einem großen, kühnen Geiste zeugend, der sich mit dem All der Dinge auseinandersetzt, sollte in keinem deutschen, geschweige einem österreichischen Lesebuche fehlen. Diese formvollendete Elegie, mehrere Fragmente dramatischer Dichtungen, denen ein tragischer Stoff zu Grunde liegt, wie „Erasmus Lueger" und der „Judenmord zu Judenburg in der Christnacht 1312," endlich das schon genannte Trauerspiel „Inguo" bezeichnen, der letzten Lebensperiode des Dichters entstammend, die Richtung seines Geistes. Sein Schwanenlied aber war „Das deutsche Wort," womit Fellinger von seinem Volke Abschied nahm.

Streng gegen sich selbst, gab er nur dem Drängen seiner zahlreichen Freunde nach, als er die vielfach zerstreuten Blätter seiner Gedichte sammelte und sie kurz vor seinem Tode in die Hände seines bewährten Freundes Dr. Kumpf legte, der die Gedichte 1819 in einer bei Josef Sigmund in Klagenfurt in zwei Bänden erschienenen Ausgabe veröffentlichte. Die Ausgabe schmückt das Bildnis des Dichters in der österreichischen Officiersuniform. Wie wenigen unserer Zeitgenossen ist der Name, sind die Lieder und die Züge Fellinger's bekannt, die doch verdienten, in Erz gegraben der Nachwelt überliefert zu werden. Gewiss, Steiermark wird des Dichters stets mit den besten seiner Söhne gedenken, der ihm in großer Zeit zugerufen:

„Wie deine Felsen, starr und unerschüttert,
So standen deine Männer, fest und treu,
Als vor dem Schlachtensohn die Welt gezittert,
Denn ihre stolzen Seelen waren frei;
Von seinen Triften flog der starke Hirte,
Hinab zum Kampfe, den sein Kaiser führte,
Zum Krieger schuf den freien Mann die Kraft
Nicht Überströmung roher Leidenschaft."

„Ich liebe dich, du Wunderkind der Erde,
Denn was ich bin, das ward ich nur durch dich,
Und wenn ich einst hinüber wandeln werde,
Dann schließ' die kühlen Arme über mich!
Nur deine Formen sind mir treu geblieben,
Nur deine Bilder tief in mich geschrieben,
Und was aus mir zu Wort und That gedieh,
Das sog aus dir die warme Phantasie."

„Vielleicht entreißt mich deinem Liebesschoße
Die tiefverhüllte Schicksalsmutter Zeit,
Vielleicht bin ich dem dunkelsten der Lose
Im weiten Kreis der Schöpfungen geweiht;
Doch will ich aus der Ferne mit Entzücken
Herüber nach den blauen Hügeln blicken,
Mein letztes Wort sei liebend noch und stark
Mein Fürst — die Freiheit, und — du Steiermark!"

Friedrich Marx.

Josef von Sonnenfels,

Staatsmann und Schriftsteller.*)

Wie die großen Männer des Alterthums sich unter der Vormundschaft der Literatur heranbildeten, um den Kreis ihres Wissens zu erweitern, bevor sie sich mit den Angelegenheiten des Staates befassten, hat sich auch Josef von Sonnenfels in vielen Fächern der Wissenschaft und Gelehrsamkeit versucht, besonders aber in der Literatur und Staatsökonomie, bevor er in das Getriebe jener denkwürdigen Zeit eingriff, welche durch die Bestrebungen des aufgeklärten Absolutismus gekennzeichnet ist. Sein Antheil an den Versuchen dieses Systems: das geläuterte Menschenthum zu einer Art Weltreligion zu erheben, den Glauben durch die Vernunft zu ersetzen und durch erziehliche Veredelung der Massen den Zwang allmählich in freiwillige Unterordnung zu verwandeln, war, wenn auch in den Irrlehren seiner Zeit wurzelnd, doch in jenem Grade hervorragend, in welchem seine weltmännische Klugheit und blendende Dialektik die höheren politischen Kreise zu fesseln verstanden hatte.

Sonnenfels war auf vielen Gebieten der Staatsverwaltung Österreichs von geradezu bahnbrechender Bedeutung und ward von einem seiner vielen Verehrer der österreichische Montesquieu genannt.

Dieser hervorragende Staatsmann war in seinen Schriften wie auf der Lehrkanzel von oft rücksichtsloser Schärfe. Mit Spott und beißendem Witze geißelte er die Gebrechen unseres Reiches und der Zeit. Viele verletzte er dadurch, manche Klage wider den kühnen Neuerer drang bis an die Stufen des Thrones. Aber die große Kaiserin Maria Theresia ward und blieb auch seine oberste Schutzfrau. Sie äußerte sich schon 1767 in einer Entschließung über Sonnenfels: „Er solle nur nach den



Josef von Sonnenfels.

Nach einem Kupferstiche F. Mesner pinx. J. Jacobe sculp.

---

*) Der bekannte vaterländische Geschichtsschreiber Josef Feil hat als Sylvester-Spende für Freunde zum Neujahr 1859 eine kurze, aber hochinteressante Abhandlung über „Sonnenfels und Maria Theresia" veröffentlicht, die einer allgemeinen Beachtung empfohlen wird. A. d. H.

Grundsätzen arbeiten, die er für die echten ansehe."

Diese unsterblichen Worte der Kaiserin gewährten seinem erfolgreichen Wirken die volle Unabhängigkeit des Forschers, das nur durch die Verhältnisse seiner Geburt und der damit zusammenhängenden Bildung seines Wesens manchen bitteren Beigeschmack erhielt und manchen literarischen Kampf zur Folge hatte.

Sonnenfels wurde in Nikolsburg in Mähren im Jahres 1733 als der Sohn israelitischer Eltern geboren. Sein Vater Perlin Lipman ließ sich mit seinen noch im zarten Alter befindlichen Söhnen taufen und nahm den Namen Sonnenfels an, während dessen Gattin ihrem Glauben bis zu ihrem Tode treu blieb. Der Besitzer von Nikolsburg, Fürst Dietrichstein, nahm sich des jungen Josef Sonnenfels an und ließ den aufgeweckten Knaben im dortigen Piaristen-Gymnasium erziehen. Seine Lehrer lobten dessen Wissensdrang und hervorragende Begabung, tadelten aber sein vorlautes, hochfahrendes Wesen.

In seinem siebzehnten Lebensjahre trat Sonnenfels freiwillig in das Regiment Hoch- und Deutschmeister. Das Garnisonsleben in den ländlichen Quartieren, die geringe Aussicht vorwärts zu kommen, wie der Mangel geistiger Anregung verleideten ihm nach eigenem Geständnisse das Kriegshandwerk und durch die Verwendung des Fürsten Dietrichstein und der Fürstin Trautson setzte er 1754 seine Entlassung durch. Er wandte sich nach Wien, wo sein Vater die Stelle eines Gerichtsdolmetschers für orientalische Sprachen erhalten hatte, und ergriff das Studium der Rechtswissenschaften.

Naturrecht und Cameralwissenschaft, damals vorgetragen von den Professoren von Martini, und Paul Ritter von Riegger, erregten sein lebhaftes Interesse, wie auch die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf ihn. Nach absolvierten Studien prakticierte Sonnenfels kurze Zeit bei der obersten Justizstelle unter dem Hofrath Grafen Hartig, schloss sich jedoch, in der Erwartung, schneller berühmt zu werden, der „Deutschen Gesellschaft" an, einer Schriftstellergenossenschaft, welche Riegger zur Wiederbelebung der österreichischen Literatur gegründet hatte. Auf literarische Erfolge konnte Sonnenfels allerdings hinweisen, denn seine gediegene Abhandlung: „Über die Nothwendigkeit, seine Muttersprache zu bearbeiten," fand auch im deutschen Reiche vielen Beifall; dagegen blieb der materielle Gewinn gänzlich aus und der junge Literat musste froh sein, eine Rechnungsführerstelle in der kaiserlichen Arcieren-Leibgarde zu erhalten. Hier fand er wider Erwarten hohe Gönner, an General Freiherrn von Petrasch und durch diesen an den Staatsräthen Freiherrn von Borie und Freiherrn v. König, welche ihm die 1763 errichtete Lehrkanzel für Polizei- und Cameralwissenschaften der Wiener Universität verschafften. An der juristischen Facultät materiell geborgen, entwickelte nunmehr Sonnenfels in Wort und Schrift eine staunenswerte Thätigkeit und Vielseitigkeit. An dem Staatsrathe Freiherrn von Gebler, welcher bei der Kaiserin Maria Theresia in hohem Ansehen stand, hatte er einen mächtigen Förderer gefunden. Im Jahre 1765 gab er eine Wochenschrift: „Der Mann ohne Vorurtheil" heraus, welcher man große Geschicklichkeit in der Auswahl des Stoffes, eine besondere Feinfühligkeit für den Geschmack des Publicums und seine Schwächen, kurz eine klug berechnete Zeitungsmache nachrühmte, während Lessing und Herder das Unternehmen gerade deshalb bedenklich fanden und missbilligten. Wo aber Sonnenfels selbst in den Vordergrund trat, führte er eine kräftige, bisweilen kühne Sprache und zog gegen das Lächerliche und Verkehrte in Familie und Haus, Erziehung und Unterricht, Staat und Gesellschaft mit schonungsloser Kritik zu Felde. Die Reinigung der Schaubühne von den Albernheiten und Geschmacklosigkeiten, welche der damaligen Stegreifkomödie anhafteten, lag ihm aufrichtig am Herzen, und sein Pläne, in Wien ein deutsches Nationaltheater zu gründen, waren wie seine „Briefe über die wienerische Schaubühne" von patriotischem Eifer durchdrungen. Zum Censor der Schaubühnen ernannt, trat Sonnenfels in regen Verkehr mit dem Fürsten Kaunitz, dem berühmten van Swieten und dem kunstsinnigen Statthalter von Niederösterreich, Grafen Seilern. Seit 1779 war er auch vortragender Rath bei der Studien- und Censur-Hofcommission, ferner Mitglied der großen Gesetzgebungs-Commission. Aus dieser Zeit stammen seine berühmten Werke über Polizeiwissenschaft und Criminalpolitik, in welchen er für die Abschaffung der Folter und noch vor dem berühmten Beccaria für die Beschränkung

der Todesstrafe eintrat. Großen Eindruck machten auch seine Abhandlungen über den Wucher, über das literarische Eigenthum, über die Urtheilsfällung durch Stimmenmehrheit u. s. w. Aber auch für die Reinigung und Verbesserung der deutschen Schrift- und der Geschäftssprache in Österreich hat Sonnenfels schon zu einer Zeit, in der in Deutschland noch Gottsched als fast unumschränkter Lehrmeister galt und die Morgenröthe der deutschen Literatur kaum anzubrechen begonnen hatte, Vieles gethan. Nicht minder thätig war Sonnenfels auf den praktischen Gebieten des Staatswesens und er hat für die Verbesserung der Volkswirtschaft und Gesundheitspflege Hervorragendes geleistet. Diesen vielseitigen Verdiensten, zu denen sich noch jene um die Einführung einer besseren Beleuchtung, die Wasserversorgung der Stadt Wien, die Straßenregulierung, die Canalisierung, die bessere Marktaufsicht und Lebensmittelpolizei und vieles Andere gesellten, hatte er die ihm ungeschmälert erhaltene Gunst der Kaiserin Maria Theresia, des Kaisers Josef II., die Freundschaft hochgestellter Männer, die Erlangung hoher Ämter nnd Auszeichnungen, sowie seine Erhebung in den Adelsstand zu danken.

Mit dem Niedergange des josefinischen Systems in Theorie und Praxis, war auch sein Stern im Erlöschen begriffen. Er widmete sich wieder ganz seinen Studien und seiner ausgezeichneten Thätigkeit als Vicepräsident der Akademie der bildenden Künste. Wie groß auch sein Ehrgeiz war — der Erwerb materieller Güter hat nie das Ziel desselben gebildet. Sonnenfels starb hochbetagt, ungebrochen in Geisteskraft, wie ungebeugt in seinen Überzeugungen am 25. April 1817 im Hause Nr. 21 in der Wollzeile, über dessen Thorwölbung eine Gedenktafel an ihn erinnert. Unter den Standbildern auf den Geländern der Elisabethbrücke prangt auch das seinige, zum patriotischen Gedächtnis, dass dieser hochbegabte Staatsmann unermüdlich und erfolgreich bestrebt war, an der Wohlfahrt seines Vaterlandes mitzuarbeiten.

Dr. Ferdinand Lentner.

Josef von Sonnenfels als Corporal
beim Hoch- und Deutschmeister-Infanterie-Regiment Nr. 4.

Dieser berühmte Mann hat einige Zeit in unserer Armee gedient, in der er es nur zum Unterofficier gebracht hatte und war 1761 auch Rechnungsführer bei der k. k. Arcièren-Leibgarde, welche Stelle er jedoch nicht lange bekleidete. Seine erste militärische Dienstleistung schilderte Sonnenfels in einem Briefe vom 17. December 1775, den wir nach der Veröffentlichung des als fleißigen Forschers bekannten k. k. Rittmeisters Blöchlinger hier wortgetreu folgen lassen: „Häusliche Umstände,“ erzählt Sonnenfels, „und eine Empfindung, die mir offenherzig sagte, dass es mir an Erziehung mangelt, warfen mich im Alter von 17 Jahren in den Soldatenstand. Ich kam zu Klagenfurt unter das Deutschmeistersche Regiment, wo ich fünf Jahre diente und es bis zum Unterofficier gebracht hatte. Das ist eigentlich der Zeitraum meiner ersten Verwendung. Die Wohlthaten, welche mir der Freiherr von Lasswitz, als Oberster und Freiherr von Elvenich, damaliger Hauptmann dieses Regimentes (später Oberster und Capitän-Lieutenant der Garde) erwiesen, werde ich nie vergessen; überhaupt ist mir die Erinnerung dieser fünf Jahre stets eine angenehme. Der Soldat ist, wenn sich die Exercierzeit naht, das geplagteste, zur Winterszeit aber, besonders in kleinen Garnisonen, das unbeschäftigteste Wesen von der Welt.

„Die lange Weile flüsterte mir den Einfall zu, ich könnte den leeren Raum anwenden, etwas von dem Versäumten nachzuholen. Ich folgte diesem Einspruche. Ich lernte von französischen Deserteuren, die als Recruten ankamen, französisch; von Deserteuren, die aus Italien beim Regimente anlangten, wälsch; von den Mädchen zu Sobotka und Jung-

bunzlau böhmisch. Ich las, was ich nur zu Händen kriegen konnte, und bildete mir nach dem, so ich las, einen Styl; so schrieb ich französisch im Tone des Le Pays und schrieb eine deutsche Poesie nach Lohenstein und Klipphausen und machte Verse, die Hofmannswaldau nicht schwülstiger und metaphorenreicher hätte machen können.

In meinen Briefen nahm ich Talander und Neukirch zu Mustern, denn diese Schriftsteller hatte ich mit großer Mühe aufgetrieben.

„Ein gutes Buch war damals (1749) noch nicht ein nothwendiges Geräth des Officiers, und in dem ganzen Kreisstädtchen, wo meine Compagnie bequartiert war, hatte ich allein bei dem Kreishauptmann und einem Maler einige Bücher gefunden, die aber meistens von der Alchymie handelten, worin es die Beiden sehr weit gebracht hatten. Indessen las ich, wie ich es zu Händen bekommen konnte, und das mochte immer besser sein, als womit sonst der junge Legionär seine Zeiten zu vertreiben pflegt.

„Endlich war ich meiner Wache, meiner zehn Kreuzer Löhnung und der Ehre, ein vortrefflicher Exercierer zu heißen, satt und kam aus Ungarn, wohin das Regiment inzwischen verlegt worden, nach Wien. Die Angelegenheiten meines Vaters hatten während meiner Entfernung eine günstigere Wendung genommen. Er konnte mich nun wenigstens mit Kost und Wohnung unterstützen; also bewarb ich mich um meine Entlassung, die ich der Vermittlung der Fürstin von Trautson und dem Oberstallmeister, Grafen (später Fürst) von Dietrichstein, zu verdanken habe.

„Die fünf Jahre meines Soldatenstandes hatten meiner Denkungsart, wenn ich sagen darf, einen Ton gegeben; ich war nunmehr einer Überlegung, eines Entschlusses, einer Beharrlichkeit fähig; ich fing an, mich mit Ernst auf die Jura zu verwenden, gerade im Jahre, wo die Studien im neuen Universitätsgebäude eingeführt wurden.

Aus: Streffleur, Österreichische Militärische Zeitschrift, XI. Jahrgang.

Sigmund Anton Graf Hohenwart,

Erzbischof von Wien.*)

Der durch seine eminente Thätigkeit und glühenden Patriotismus hervorragende Wiener Erzbischof Sigismund Anton Graf von Hohenwart-Gerlachstein wurde am 2. Mai 1730 auf dem Familienschlosse Gerlachstein in Krain geboren. Zehn Jahre alt erhielt er einen Geistlichen als Hofmeister und Lehrer. Im 16. Lebensjahre wurde er in Laibach in den Orden der Jesuiten aufgenommen und nach Wien in das Noviciat bei St. Anna geschickt, 1748 legte er die Ordensgelübde ab, studierte zu Graz Philosophie und Theologie und versah dann in Triest und Laibach selbst das Lehramt. In seinem 29. Lebensjahre im Jahre 1759 wurde er ordiniert; am 4. October desselben Jahres primicierte er in Laibach, mit ihm aber auch seine zwei Brüder Anton und Johann, gleichfalls dem Jesuitenorden angehörig. Des Neugeweihten begeistertes Streben war, sich der katholischen Mission für Indien zu weihen, seine Oberen verwendeten ihn aber zur Volksmission in Steiermark und 1761 als Präfect im Theresianum in Wien. Kurz vor Aufhebung des Jesuitenordens wurde er Regens des Noricums in Linz. Die Kaiserin Maria Theresia rief ihn von da ab und bestimmte ihn als Lehrer der Religion und Geschichte für die vier ältesten Prinzen des Großherzogs Leopold von Toscana, und dadurch wurde er der Lehrer des nachmaligen Kaisers Franz I., des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana, des Erzherzogs Karl und des verunglückten Palatins Erzherzog Alexander Leopold.

In Toscana wirkte er durch 12 Jahre in hervorragend erfolgreicher Weise und er-

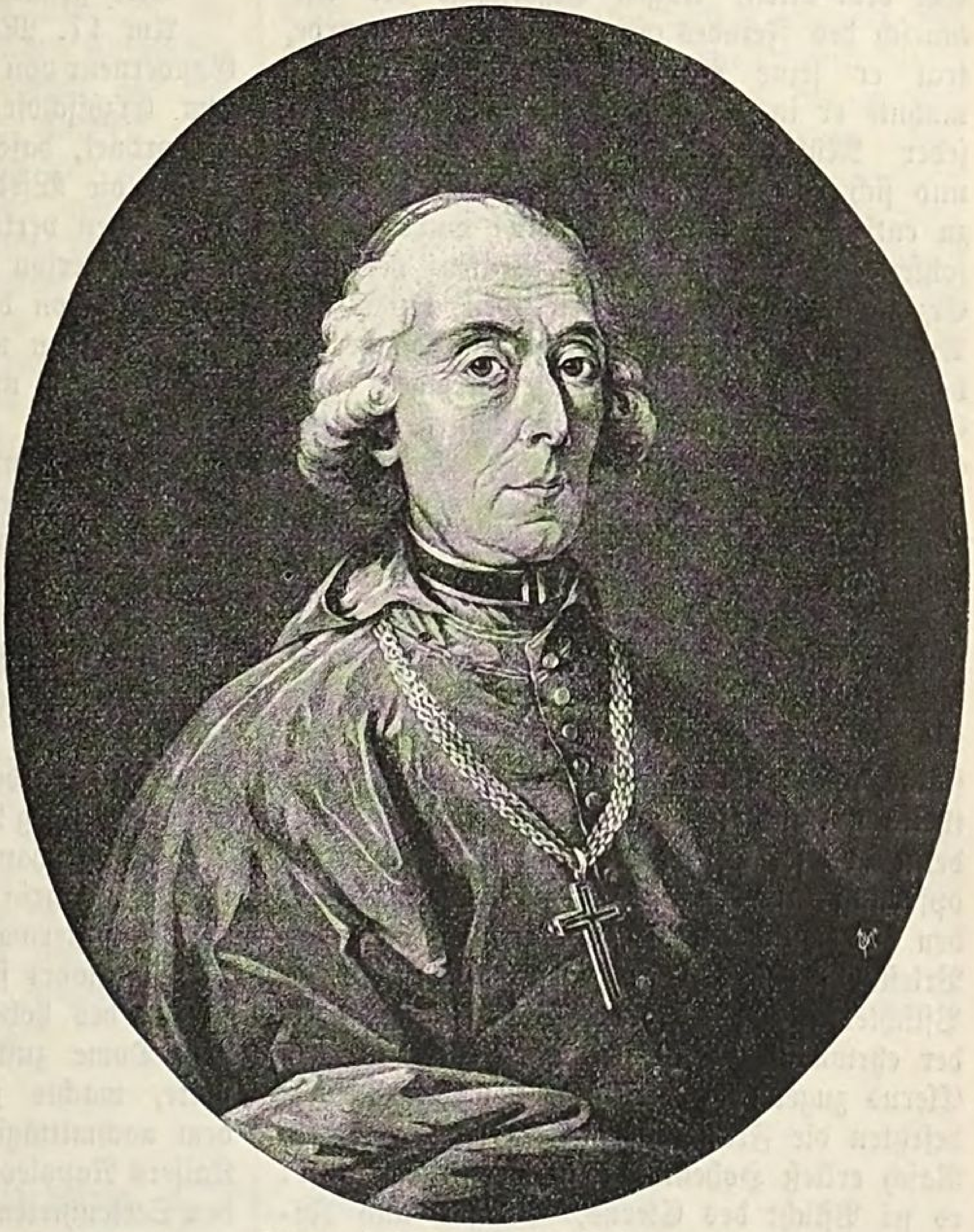
*) B. E. I 615. II 608.

warb sich durch den großen Antheil, den er an der Erziehung der Erzherzoge hatte, gerechten Anspruch auf den Dank unseres erlauchten Kaiserhauses und des österreichischen und toscanischen Volkes.

Als ein Zeichen der Anerkennung des mittlerweile auf den römisch-deutschen Thron berufenen kaiserlichen Vaters darf wohl die im Jahre 1792 erfolgte Ernennung Hohenwart's zum Bischofe von Triest angesehen werden.

Nach dem Ableben des Bischofes Kerenz von St. Pölten wurde er an dessen Stelle ernannt. Hohenwart entwickelte als Bischof eine außerordentliche Thätigkeit, denn während seiner neunjährigen Amtsführung als Bischof von St. Pölten besuchte er jede Pfarrei, jede Localie, predigte daselbst, prüfte die Jugend über ihre Kenntnisse, versah die Kranken mit den Sacramenten, taufte und spendete die hl. Firmung. Da dies in jeder Pfarrei, in jeder Localie geschah, so war ihm jeder Pfarrer, jeder Localcaplan wohlbekannt. Diese große Personenkenntnis kam dem greisen Bischofe bei Erledigung von Bittgesuchen sehr zu statten und seine Entscheidungen trafen stets den Nagel auf den Kopf und hatten oft ein sehr scharfes Gepräge.

1803 starb Erzbischof Cardinal Migazzi von Wien. Bischof Hohenwart kam zur Leichenbegleitung nach Wien und nach der Beerdigung hatte er Audienz beim Kaiser. Kaiser Franz empfieng den Bischof sehr freundlich, führte ihn in sein Cabinet und zeigte im Laufe des Gespräches auf ein Porträt und frug ihn im unverfälschten Wiener Dialect, wen wohl dieses Bild vorstelle. Hohenwart entgegnete gutmüthig: es wird wohl den Bischof von St. Pölten vorstellen. Gefehlt, meinte Franz, es ist das Bild des Erzbischofes von Wien. Hohenwart wurde Erzbischof von Wien. Am 14. August hielt der 74-jährige Greis seinen feierlichen Einzug in den St. Stephans-Dom. Als Erzbischof war er ebenso thätig, wie er es als Bischof von St. Pölten



Sigmund Anton Graf Hohenwart.
Nach einem Kupferstiche. Abel pinx. Kininger sculp.

gewesen war. Sein Eifer in der Ausübung seines oberhirtlichen Amtes kannte keine Grenzen. Wahre Frömmigkeit, lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht, innige Anhänglichkeit an das Regentenhaus, Liebe zur Wissenschaft, Mäßigkeit und Einfachheit im Hause, Wohlthätigkeit und Würde waren die Hauptzüge seines herrlichen Charakters. Seine Entschließungen, Gutachten, Mahnungen, Warnungen, kurz Alles, was seinen Amtskreis und sein Privatleben berührte, schrieb er mit fester, kräftiger Schrift auf das nächstliegende Papier.

Ob es ein ganzer, ein halber oder ein Viertelbogen oder nur ein Streifen, ein Zettelchen war, kümmerte ihn wenig.

Es kam das Jahr 1809. Hohenwart stand im 79. Lebensjahre, war aber noch rüstig und unerschrocken. Die Franzosen zogen gen Wien. Ehe dem alten, klugen Erzbischofe der Anmarsch des Feindes officiell mitgetheilt wurde, traf er seine Anordnungen. Den Clerus mahnte er in einer geheimen Currende unter jeder Mühe, unter Drangsal auszuharren und sich von dem anvertrauten Posten nicht zu entfernen. Dem Domcapitel wurde anbefohlen, sich täglich in voller Präsenz bei dem Erzbischofe zu zeigen, eben weil unter den Domherren sich ehemalige französische Domherren befanden, wie Gustav Max Freiherr von Croy, früher Domherr in Strassburg, Johann Graf von Zeil-Wurzach, früher Domdechant in Strassburg, Ludwig Constanz Graf Ruffo, Canonicus an der Pariser Kathedrale, und diesen die Luft nicht geheuer schien.

Am 11. Mai wurde Wien bombardiert. Mitten unter dem Sausen der Geschosse eilte der Clerus, der hochbetagte Oberhirt an dessen Spitze, durch die Straßen der Stadt und Vorstädte, theils um die Verwundeten aufzusuchen, theils um sich in die Spitäler zu begeben, denn „es sei Pflicht des Priesters mit Aufopferung und Hingabe des eigenen Lebens den Verwundeten beizustehen, Soldat und Priester stehen hier auf einer Linie: der der Pflichterfüllung unter jeder Bedingung“ hatte der ehrwürdige Mann in einer Currende dem Clerus zugerufen. Am Morgen des 13. Mai besetzten die Franzosen unter Oudinot Wien. Rasch erließ Hohenwart ein zweites Circular: es sei Pflicht des Clerus, Bürger und Inwohner von unüberlegten Schritten abzuhalten, sie zur Geduld zu mahnen, den Feind nicht zu reizen, denn dies sei ein unnöthiger, ja schädlicher Patriotismus; aber auch nicht zu kriechen, nicht viel zu reden, sondern des Bewusstseins, Wiener und Österreicher zu sein, eingedenk, aufrecht seiner Wege zu gehen und die Spitäler fleißig zu besuchen. Die Franzosen waren durch den Spion Tóth János, Jurassor des Temeser Comitates, von dem Thun des Erzbischofes genau unterrichtet. Gleich nach dem Einmarsche fassten ein Reiterpiquet von 4 Mann und eine Abtheilung Infanterie im erzbischöflichen Palais Posto, schlossen den einen Ausgang, den anderen besetzten sie. Die Reiter hatten den Säbel gezogen, die Infanteristen ihre Gewehre geladen. Dem Erzbischofe wurde höflich mitgetheilt, er möge sich jeder rituellen und jeder jurisdictionellen Handlung enthalten.

Dies geschah am 13. Mai mittags.

Am 17. Mai theilte der zum General-Gouverneur von Wien ernannte Graf Andreossy dem Erzbischofe mit, Kaiser Napoleon habe angeordnet, dass er in einem Hirtenbriefe dem Clerus die Wiederaufnahme seiner bischöflichen Functionen verkünden möge, da die Sicherheit der Person und des Eigenthums verbürgt sei. Die von dem Erzbischofe verfassten Entwürfe wurden nicht angenommen, Kaiser Napoleon wollte nun selbst einen Hirtenbrief in dessen Namen herausgeben lassen, doch der muthige Kirchenfürst lehnte den seinen Gesinnungen widerstreitenden Inhalt ab. Die Schlacht von Aspern brachte einen kurzen Stillstand in den Schriftenwechsel. Nach kurzer Ruhe begannen die französischen Plackereien jedoch von Neuem. Graf Hohenwart blieb ruhig und wahrte seinen Standpunkt mit Würde und Erfolg. Dies that er auch, als Graf Andreossy mit dem Auftrage an ihn herantrat, den Geburtstag Napoleons durch ein Te Deum in dem Stephansdome zu feiern. Da derselbe mit dem Maria Himmelfahrtstage zusammenfiel, so unterwarf der Erzbischof nach scharfer Gegenantwort sich diesem Befehle, von dem ja das des hohen kirchlichen Festtages wegen dem Dome zuströmende Volk keine Kenntnis hatte, machte jedoch von der Einladung zu dem nachmittägigen Festessen zu Ehren des Kaisers Napoleon keinen Gebrauch. Durch dieses den Seelenhirten wie den Patrioten gleichmäßig ehrende Benehmen Hohenwart's errang er selbst die Hochachtung der Franzosen, von deren Behelligungen ihn erst der abgeschlossene Friede befreite.

In dem Gefolge des Friedens kam aber ein Ereignis, das dem greisen Erzbischofe die bitterste Stunde seines Lebens bereitete. War Kaiser Napoleon mit Josefine Beauharnais, geborene Tascher de la Pagerie giltig getraut? War die Auflösung dieses Ehebundes rechtsgiltig und förmlich geschehen? Diese Fragen beschäftigten den greisen Erzbischof selbst noch in seiner Sterbestunde. Die erste Frage musste er sich im Geheimen bejahen, die zweite

konnte er nicht bejahen, denn die von der französischen Gesandtschaft, in Wien abgegebene Erklärung, dass das Diöcesan- und Metropolitan-Officialat in Paris die Ehe des Kaisers für ungiltig erklärt habe, war Etwas und Nichts. Die Originalacten hatte Hohenwart nie gesehen. Staatsrücksichten zwangen ihn jedoch zur Erklärung, die bündigen Aufschlüsse des französischen Gesandten hätten alle Bedenken zerstreut; im Grunde wuchsen aber die Bedenken von Tag zu Tag und gönnten dem alten Herrn weder Ruhe, noch Rast. Mittlerweile war die Vermählung der Erzherzogin Maria Louise mit Kaiser Napoleon vollzogen worden. Dichter und Dichterlinge wie Haschka, J. Friedrich, Trattinik sangen Hymnen und Jubellieder und wollten dem Erzbischofe ihre poetischen Erzeugnisse und Ergießungen zu Füßen legen. Hohenwart wies sie ab, sperrte sich ein und begann dreitägige Bußübungen.

Erzbischof Hohenwart fand im Wohlthun seine Freude. Jeden 1. und 15. eines Monats wurden im erzbischöflichen Palais theils die festgesetzten Pensionen, theils die Gaben auf Bittgesuche gespendet. Besonders nahm er sich der Witwen und Waisen der gefallenen Officiere und der Nothlage der Verwundeten an. In diesen kriegerischen Zeiten fehlte es wahrlich nicht an Männern, Frauen und Kindern, die einer Unterstützung höchst bedürftig waren. Die Invasion des Jahres 1809 hinterließ eine Unmasse von Elend. Graf Hohenwart musste in erster Linie dem ausgeplünderten und ausgesogenen Clerus und Landvolke helfen. Die Kirchen waren geplündert und entheiligt. Der Erzbischof suchte das Gestohlene zu ersetzen. Er eilte in das Marchfeld, tröstete weinend das geplünderte Volk und gab wie er nur immer geben konnte. Das Erscheinen des greisen Oberhirten war dem Volke ungemein trostreich. Ebenso wandte er sein Augenmerk den Lazarethen und Spitälern zu. Hier war wohl großes Elend. Der herrliche Mann spendete und spendete unter tröstenden Worten, bis seine Cassa selbst ganz erschöpft war. Darunter sollte aber seine Obsorge für die Hinterbliebenen der Gefallenen nicht leiden. Hatte Hohenwart alles verschenkt und stand der erzbischöfliche Wirtschaftsrath düster vor den leeren Cassen, dann besuchte Hohenwart den Adel und bat um eine Beisteuer für seine Nothleidenden. Waren auch diese Spenden wieder verschenkt, dann eilte er in die Burg. Wieder durften sich seine Bedrängten ausgiebiger Gaben erfreuen.

Der herrliche Mann starb vom Throne und Reiche tief betrauert im Alter von 91 Jahren am 30. Juni 1820 trotz seiner bedeutenden Einkünfte ganz arm. Diese Armut war der schönste Edelstein in seiner Mitra.

Dr. Theodor Wiedemann.

Karl Philipp Fürst Schwarzenberg,

k. k. Feldmarschall, der Feldherr der Befreiungskriege. *)

Das große Verdienst dieses commandierenden Feldmarschalls ist nie genügend gewürdigt worden. Jeder Allierte drängte seine Leute und seine Verdienste vor und jeder sprach lauter und zuversichtlicher, als es dem österreichischen Verdienste gegeben ist, von sich selbst zu sprechen. Ohne jenem commandierenden Schwarzenberg wäre es vielleicht nie zu einer allierten Schlacht bei Leipzig gekommen. Für diesen Zusammenhalt bedurfte es eines so mild „diplomatischen, so entsagend nachgiebigen, so friedlich guten Kriegsmannes."

Diese Worte H. Laube's zeichnen den Fürsten in seiner Eigenthümlichkeit und erklären, warum er kein volksthümlicher Held geworden, obwohl er ein tapferer und trefflicher Krieger und bedeutender Heerführer gewesen ist.

Zur Volksthümlichkeit verhilft die vaterländische, volksthümliche Geschichte. Wo diese schweigt, dort welken die Lorbeeren und die

*) V. E. I. 572—585, 796, 920, 922; II. 711—18, 752.

blutige Saat bringt keine Ruhmes-Ernte. Wenn nun, wie Laube angedeutet, Andre in patriotischer Hast „ihre Leute und Verdienste“ vorzudrängen, wenn Andere mit patriotischer Übertreibung die weltumstaltenden Kämpfe des „Befreiungskrieges“ als ihren, bloß ihren Krieg darzustellen wussten, während die österreichische Geschichte so lange Zeit schwieg — da erklärt es sich, warum so mancher der Helden der Franzosenkriege, dass vor Allem Fürst Schwarzenberg so spät und so langsam zur vollen Würdigung gelangt ist. Es ergieng Österreich selbst nicht viel besser. Keine Macht hat in dem Zeitraume von 1792—1815 mit größerer Beharrlichkeit und unter größeren Opfern gegen Frankreich gekämpft, als Österreich. Es stand 14 Jahre im Felde, es genoss bloß 10 Jahre der Ruhe. Auch bei Rivoli, Caldiero, Austerlitz, Aspern und Wagram floss Blut aus patriotischen Herzen, wie bei Leipzig und Waterloo; auch dort wurde um Befreiung gerungen wie hier — und wenn dort zumeist der Erfolg fehlte, lag es nicht an den Kämpfern, sondern an den theilnahmlosen und meist selbstischen Zuschauern. Sollte aber die durch Bedrückung und höchste Unbilden endlich mehr erzwungene als freiwillige Einigkeit der Mächte im Gewühle der letzten Entscheidungskämpfe nicht wieder an Sonderbestrebungen scheitern, so musste ein Mann an die Spitze der Heere treten, welcher durch seine Gesinnung Vertrauen zu erzwingen und jeden persönlichen Vortheil — selbst den Anspruch auf Nachruhm seinen Pflichten zu opfern vermochte. Dieser Mann war der Fürst Schwarzenberg.

Karl Fürst zu Schwarzenberg, Sohn des Fürsten Johann und der Maria Eleonora geborene Gräfin Öttingen-Wallerstein, ist geboren zu Wien am 15. April 1771. Der junge Fürst wurde zum Kriegsdienst bestimmt und erzogen. Feldmarschall Graf Lacy bewog den Vater des Fürsten, als der Türkenkrieg von 1788 bevorstand, den kaum 17 Jahre alten Jüngling in die Armee treten zu lassen. Er wurde am 29. December 1787 zum Lieutenant im Infanterie-Regimente Prinz Braunschweig-Wolfenbüttel (Nr. 10) ernannt und gieng 1788 zur „slavonischen Armee.“ Der junge Officier, im Gefolge des Feldmarschalls, zeigte beim Sturme auf Sabacz (8. Mai) besonders kaltblütigen Muth. Im November ward er hiefür zum Hauptmann befördert. Das Jahr 1789 sah ihn im Hauptquartier des FM. Freiherrn von Loudon bei der Belagerung Berbirs und Belgrads. Dort erkrankte er am Sumpffieber, verließ den Kriegsschauplatz und suchte in Böhmen Heilung. Im Jahre 1790 zum Rittmeister im Regimente Kaiser Chevauxlegers ernannt, rückte er nach Mähren ein, wo sich die Armee in Erwartung eines Krieges gegen Preußen sammelte — schon am 21. August aber fand er als „Erster Wachtmeister“ (Major) seine Eintheilung in der Arcièren-Leibgarde. Lebenslust, rasche Beförderung — der 20-jährige Major hatte bloß 2½-jährige Dienstzeit — und die Lockungen der Großstadt konnten die Entwicklung des jungen Mannes gefährden. Ehrliebe und seine gute Erziehung aber wiesen ihn zurecht. Er ergänzte seine Bildung und erwarb sich in jener Zeit sein militärisches Wissen. Er blieb bis Januar 1792 in Wien, also bis zum Beginne der 24-jährigen „Franzosenkriege“, hat sodann an allen Feldzügen Österreichs in diesen Kriegen theilgenommen und das Ende derselben nur um 5 Jahre überlebt.*)

Im Jahre 1792 kämpfte der Fürst bei der belgischen Armee, 1793 als Oberstlieutenant an der französischen Nordgrenze und erwies sich als tapferer Reiterofficier. Häufig zu selbständigen Unternehmungen ver-

*) Die Laufbahn des Fürsten gestaltete sich folgendermaßen: Ende 1787 Lieutenant; 1788 Hauptmann; 1790 Rittmeister, 1790 (August) Major; 1792 (Januar) Oberstwachtmeister im Chevauxlegers-Regimente Graf Latour (heute Windischgrätz-Dragoner); 1793 (Februar) Oberstlieutenant im Uhlanen-Freicorps; 1794 (Januar) Oberst des Kürassierregimentes Zeschwitz, 23 Jahre alt, Maria Theresien-Ordens-Ritter; 1796 (September) Generalmajor; 1800 (September) Feldmarschalllieutenant, (December) Inhaber des 2. Uhlanenregimentes; 1801 Gesandter in St. Petersburg; 1805 (März) Hofkriegsraths-Vice-Präsident; (April) diplomatische Sendung nach München, dann Divisionär; 1806 (Januar) Commandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens; (März) der Vice-Präsidentenstelle enthoben, 1809 (Frühling) Botschafter in St. Petersburg; Ritter des goldenen Vließes; (September) General der Cavallerie; Botschafter in Paris; 1812 (Mai) Armee-Commandant; (October) Feldmarschall, 42 Jahre alt; 1813 Botschafter in Paris, dann Armee-Obercommandant; 1814, 1815 Armee-Obercommandant; 1815 Präsident des Hofkriegsrathes, 1820 (15. October) des Fürsten Tod im 50. Lebensjahre.

wendet, voll feurigen Ungestüms in den Schlachten bei Jemappes, Neerwinden und Wattignies ward er der „Allerhöchsten Anerkennung“ gewürdigt. Ein glänzendes Reitergefecht seiner 5 Escadronen gegen 3 Bataillons und 400 Reiter bei Cateau (1793) erhöhte seinen Ruf. *)

1794 zum Obersten eines in Wien stehenden Cavallerie-Regimentes ernannt, lehnte er ab, um nicht den Kriegsschauplatz verlassen zu müssen. Darauf erhielt er das Küraffier-Regiment Zeschwitz.

Für den 23-jährigen Obersten war dies, für den Gang des Krieges nicht glückliche, Jahr eines seiner ehrenvollsten. Er führte sein Regiment in den glücklichen Gefechten des April und griff am 17. bei Seraing entscheidend in die feindliche linke Flanke ein. Beim französischen Entsatzversuche von Landrecy (26. April) führte Oberst Fürst Schwarzenberg sein Regiment und 12 Escadronen englische Reiterei weit ausgreifend in die linke feindliche Flanke, entwickelte sich verdeckt, brach überraschend hervor, warf 2000 feindliche Reiter im Aufmarsche und sprengte in einstündigem Gefechte die Quarrés des linken Flügels. Über 3000 Mann fielen unter den Pallaschen seiner Küraffiere. Die Überraschung, die Stockung und die nach rechts gerichtete Flucht verwirrte auch die Mitte; die österreichisch-englische Schlachtlinie brach vor — und bald füllten 25.000 Flüchtlinge die Rückzugswege; 32 Geschütze fielen in die Hände Schwarzenbergs. Dies Reitergefecht war kaum von 1800 Mann, aber meisterhaft geführt. Der Rückzug auch des rechten französischen Flügels — an 60.000 Mann — war die Folge. Der Fürst selbst hieb sich mehrere Male aus dem dichtesten Gewühle, sein Pferd war durch einen Bajonnettstich verwundet, er selbst blieb unverletzt. — Am nächsten Tage wurde Landrecy den Österreichern übergeben. — Der Kaiser verlieh dem Fürsten auf dem Schlachtfelde das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens zu derselben Zeit, als in Wien das Capitel ihm für seine Reiterthat (Cateau) dieselbe Auszeichnung zuerkannte. Die Officiere der Hauptarmee zogen am Tage des Dankgottesdienstes vor das Zelt des Fürsten und brachten ihm ihre kameradschaftliche Huldigung dar.

Im Jahre 1795 stand Fürst Schwarzenberg unter Feldmarschall Graf Wurmser, focht bei Heidelberg und anfangs November in den Gefechten auf dem linken Ufer des Rheins. In dem ewig denkwürdigen Feldzuge des Erzherzogs Karl gegen Moreau (1796) stand das Regiment des Fürsten bei der nördlichen Armeegruppe unter Feldzeugmeister Grafen Wartensleben. Es war beim anfänglichen Rückzuge, dann beim Gefechte von Wetzlar (15. Juni) und verfolgte bis gegen Düsseldorf. Während des späteren Rückzuges dieses Armeetheiles an die Nab war es meist in der Nachhut thätig; es kämpfte nach dem Wiederergreifen der Offensive gegen Jourdan bei Amberg (24. August) und bei Würzburg (3. September), wo die Cavallerie eine bedeutende Rolle spielte. So wie bei Cateau gelang es dem Fürsten auch hier wieder, durch überraschenden, kühnen Angriff in die feindliche Flanke große Erfolge zu erzielen. Der Schlachtbericht erwähnt seine That. Auf dem Verfolgungsmarsche über Limburg bis Bonn traf ihn die Beförderung zum Generalmajor. Als Erzherzog Karl, von Jourdan ablassend, wieder gegen Moreau rückte, um dessen Rückzug zu erschweren, folgte ihm der Fürst mit drei Reiter-Regimentern, gieng unter Feldmarschall-Lieutenant Hotze anfangs October über den Rhein, nahm Theil an der Wegnahme von Germersheim und streifte bis Kaiserslautern in der Pfalz.

Als anfangs 1797 Erzherzog Karl zur Südarmee abberufen wurde, um das Commando der geschlagenen, gegen Leoben zurückziehenden Reste derselben zu übernehmen, nahm er den Fürsten mit sich und betraute ihn mit Diensten, wie sie die Lage erheischte. Meist war er bei der Nachhut. Gegen Ende April begleitete er den Erzherzog an den Rhein zurück und befehligte von Mai an die Vorhut der Rheinarmee bei Mannheim, bis der Friede von Campo Formio (17. October) die Feindseligkeiten beendete.

Im Jahre 1799, beim Wiederbeginn des nur 16 Monate lang unterbrochenen Krieges, sandte Erzherzog Karl, als er im März den Lech überschritt, den Generalmajor Fürsten Schwarzenberg mit der Vorhut des Centrums (10 Bataillone, 12 Escadronen) voraus.

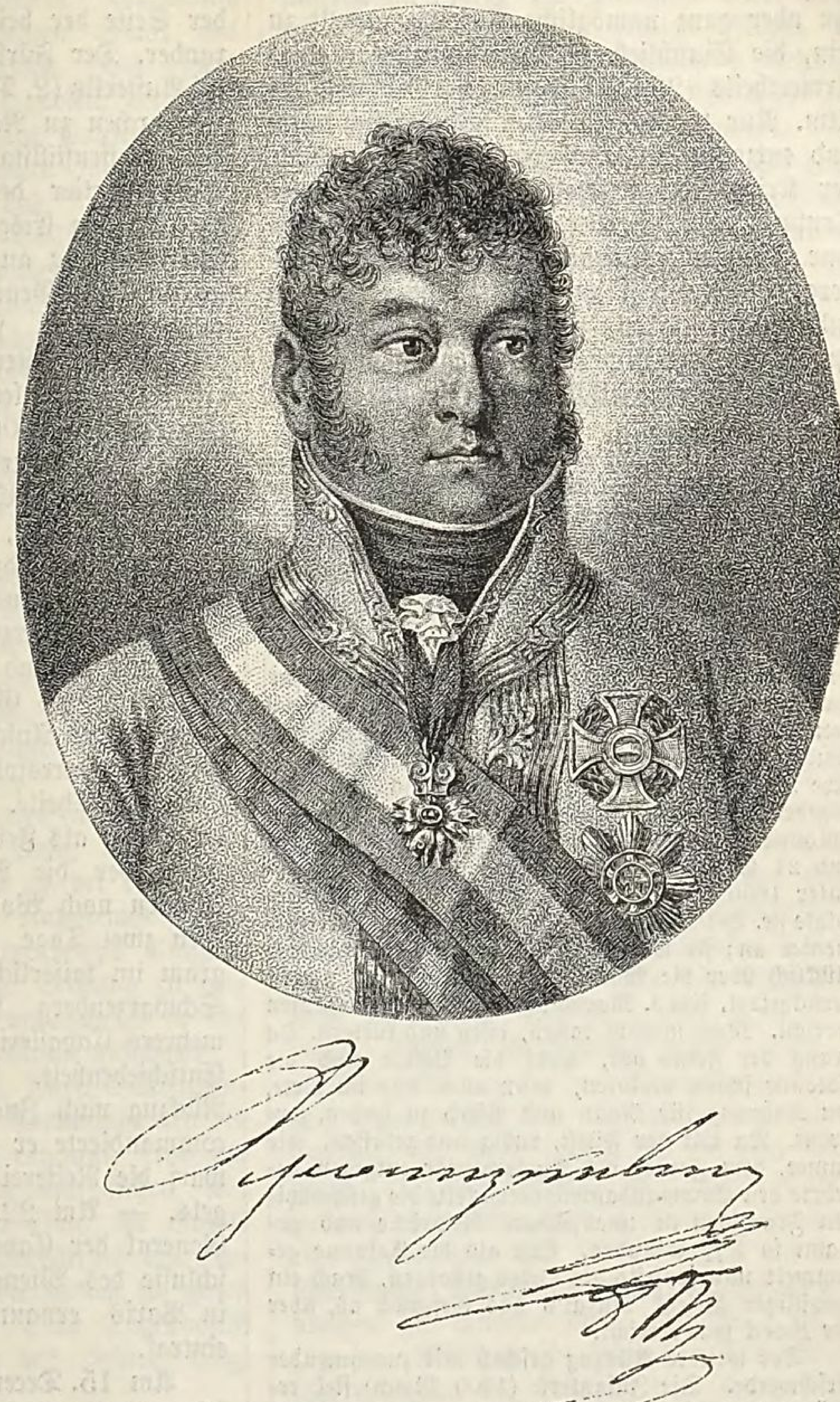
*) B. E. I. 498.

Beim Treffen von Ostrach (22. März) bildete dieser mit 10 Compagnien, 16 Escadronen und 18 Geschützen wieder die Vorhut und zwar vor der Heeresabtheilung des Feldzeugmeisters Grafen Wallis. Als Ostrach genommen war, wendete sich der Fürst gegen die rechte Flanke des Gegners und drang fechtend bis Singen vor. Als er vom Erzherzog vor der Schlacht von Stockach einberufen wurde, zog er sich mit Schwierigkeit aus dem Gefechte und stand dann während der Schlacht (25. März) auf dem defensiven linken Flügel. Sobald auf dem rechten Flügel die Entscheidung gefallen war, brach er wieder zur Verfolgung vor, besetzte Donaueschingen und streifte in den Schwarzwald.

Als nun jener im Rathe der Verbündeten ausgeheckte und dem Kaiser aufgezwungene Plan, den Siegeslauf Karls am Rhein und jenen der italienischen Armee zu unterbrechen, um das Hauptgewicht „auf den beherrschenden schweizerischen Kriegsschauplatz zu verlegen," zur Ausführung kam und Erzherzog Karl, missbilligend, aber gehorsam den größten Theil seiner Truppen an den Bodensee führte, kam der Fürst zu jenen Truppen, welche den bei Basel stehenden äußersten linken Flügel der Franzosen (10.000 Mann) von dem Rheinübergange Erzherzog Karls abhalten sollten. Ein Streifzug ins Elsass, die Beobachtung der Aar und der Limmat, nachdem der französische General Massena sich näher an Zürich concentriert hatte, waren seine späteren Aufgaben. Beim Rückmarsche des Erzherzogs über Schaffhausen, Stuttgart und Heilbronn an den Mittelrhein führte Schwarzenberg wieder die Vorhut, focht glücklich gegen 1000 Reiter des Generals Baraguay d'Hilliers bei Sinzheim; bei der Erstürmung von Mannheim (18. September) eroberte er die Schanze am rechten Neckarufer. Er wusste dort 2 feindliche Bataillone so lange zu beschäftigen, bis sie den Rückzug verloren; sie streckten die Waffen. Nach dem Falle von Mannheim wurde ihm die Beobachtung einer 30 Kilometer langen Strecke des Rheins anvertraut — Als sich der Erzherzog Karl nach der „zweiten Züricher Schlacht" zum zweitenmale dem oberen Rhein näherte, ließ er den Fürsten mit 3 Reiter-Regimentern und 2 leichten Bataillons am Mittelrhein zurück, um den französischen General Ney mit seinen bei Mainz stehenden 12.000 Mann in Schach zu halten. Der Fürst trat, da er mit seinen schwachen Truppen die Grenze nicht decken konnte, mit dem Kurpfalz-bayerischen Obersten Wrede in Verbindung, welcher einigen Landsturm im Odenwalde aufbot. Nichtsdestoweniger musste Mannheim und Heidelberg aufgegeben und der Rückzug ins Gebirge angetreten werden. Ein schweres Leiden zwang schließlich den Fürsten, die Armee zu verlassen. Er lag bis Anfang Juli 1800 krank. Der erste Theil des unglücklichen Feldzugs dieses Jahres — (Marengo am 16. Juni; dann die Niederlagen der kaiserlichen Armee auf dem deutschen Kriegsschauplatze bei Stockach, Moßkirch, Hochstädt) — war vorüber, als er am 15. Juli mit 12 Escadronen die Vorposten an der Innlinie übernahm. Die Armee blieb daselbst während der bis Ende November verlängerten Waffenruhe. Am 4. September traf ihn die Beförderung zum Feldmarschalllieutenant. — Bei der Erneuerung der Offensive befehligte er das erste Treffen des rechten Flügels, ward mit seinen Truppen von Passau gegen Landshut gewiesen, während das Hauptheer bei Ampfing und Haag focht. Bei Hohenlinden sollte sich die Armee wieder vereinigen. Diese Vereinigung misslang. Der Fürst sah sich am 3. December, gegen den französischen General Grenier fechtend, vereinzelt und umringt. Der Rückzug musste erkämpft werden. Er ordnete mit entschlossener Ruhe das Gefecht. Eine Aufforderung Grenier's, die Waffen zu strecken, beantwortete er durch vorläufige Festhaltung des Unterhändlers; dann warf er sich selbst mit der Reiterei auf den Feind, entkam, ohne eine einzige Kanone zu verlieren und sandte dann den feindlichen Officier an Moreau zurück.

Erzherzog Karl, welcher am 18. December das Commando der in Auflösung begriffenen Armee übernommen hatte, gab sofort nach seiner Ankunft in Linz die Nachhut an Schwarzenberg. Keine Lobrede könnte den Wert dieses Mannes klarer beleuchten als der Umstand, dass man ihn wählte, so oft es harte Arbeit gab. Er sollte mit 6 Bataillonen, 14 leichten Compagnien und 21 Escadronen an der Traun halten und der Armee am 20. December einen Tag Rast und Sammlungsfrist erkämpfen. Er fand

diese Truppen schon zum Theile zerstäubt, zum Theile abgedrängt; auch waren die Traunbrücken schon in französischen Händen. Dennoch hielt der Fürst mit dem Reste bei Almeck (südöstlich von Lambach) Stand und löste seine Aufgabe. Ihm ist es zu danken, dass am 22. December Alles auf dem rechten Ennsufer und einigermaßen geordnet stand, als die Franzosen am linken anlangten. Als der Fürst mit der letzten Abtheilung seiner Nachhut Kremsmünster durchreiten wollte, fand er es voll französischer Truppen. Er besann sich nicht, setzte sich in Galopp und entkam unter rollendem Gewehrfeuer mitten hindurch. Am 25. December wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Am 27. December wurde auf Vorschlag des Erzherzogs der Fürst zum Inhaber des 2. Uhlanenregimentes, des ehemaligen Uhlanenfreicorps, welches er 1793 befehligt hatte, ernannt. In den Friedensjahren von 1801—1804 befehligte der Fürst eine Division in Wien, 1804 kurze Zeit in Linz. Er lag Studien ob und verbrachte viele Zeit auf seinem Schlosse in Worlik an der Moldau. Nach der Thronbesteigung Alexander I. wurde Feldmarschalllieutenant Fürst Schwarzenberg im Juni 1801 mit Glückwünschen nach St. Petersburg gesendet. Es gelang ihm hiebei auch, die durch Suwarow's störrisches Wesen und das schwankende Verhalten des russischen Hofes getrübten Beziehungen wieder zu verbessern. Der Fürst blieb bis 20. August und gewann die persönliche Zuneigung Alexander's.



Karl Philipp Fürst Schwarzenberg.

Nach einem Kupferstiche von J. G. Mansfeld sc. Original im Besitze des Herausgebers.

Im Feldzuge 1805 verursachte das Genie Napoleons und das Zögern des altersschwachen Feldmarschalllieutenants Frei-

herrn von Mack, jenes braven methodisch gelehrten Generals, welchen das Unglück getroffen hatte, vor eine höchst schwierige, für ihn aber ganz unmögliche Aufgabe gestellt zu sein, die Einschließung und Capitulation eines Armeetheils (23.000 Mann, 60 Geschütze) bei Ulm. Nur wenige Truppen schlugen sich durch und entzogen den Erzherzog Ferdinand d'Este der Kriegsgefangenschaft. Der Führer dieser Truppen, der Urheber dieses kühnen Planes war Feldmarschallieutenant Fürst Schwarzenberg, welcher auch am 11. October zu dem ruhmvollen, aber vergeblichen Siege bei Jungingen entscheidend beigetragen hatte.*)

Der Fürst selbst erkrankte auf diesem meisterhaften Rückzuge, folgte aber den Truppen nach Pilsen und ward von dort nach Wien berufen. Er blieb den übrigen Feldzug an der Seite der beiden Kaiser Franz und Alexander. Der Fürst begleitete nach der Schlacht bei Austerlitz (2. December) seinen tiefgebeugten Monarchen zu Napoleon zur Unterhandlung des Waffenstillstandes. Eine Reise in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl, wobei er über den Eisgang der Donau setzte, und eine Sendung an den General Berthier, den französischen Generalstabschef, um den Bedrückungen durch französische und bayrische Truppen in Österreich und Mähren zu steuern, waren die letzten Geschäfte dieses Jahres. Im Januar 1806 bewarb sich der Fürst um das Commandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens. Das Capitel stimmte mit Zuruf, ohne Erörterung, bei.

Als der Feldzug des Jahres 1809, in welchem Napoleons Stern culminierte, um dann in raschem Sturze dem Untergange zuzueilen, ausbrach, befand sich der Fürst (seit December 1808) als Gesandter in Petersburg mit der wichtigen Aufgabe, Russland von der französischen Heeresfolge abzuhalten. Es gelang ihm zum Theile. Am 23. Mai reiste er, da Polen als Feindesland für ihn verschlossen war, über die Moldau, Siebenbürgen und Ungarn nach Wolkersdorf, wo er am 3. Juli, eben zwei Tage vor der Schlacht bei Wagram im kaiserlichen Hoflager anlangte. Fürst Schwarzenberg führte in dieser Schlacht mehrere Cavallerie-Regimenter mit gewohnter Entschiedenheit. Mit ihnen deckte er den Rückzug nach Znaim. Im Treffen bei Znaim commandierte er die gesammte Reserve und warf die Reiterei des feindlichen rechten Flügels. — Am 22. September wurde er zum General der Cavallerie und nach dem Abschlusse des Wiener Friedens zum Botschafter in Paris ernannt, wo er Ende November eintraf.

Am 15. December 1809 verstieß Napoleon seine Gattin Josefine und vermählte sich am 1. April 1810 mit der Erzherzogin Marie Louise, Tochter des Kaisers Franz.**) Fürst Schwarzenberg leitete die diesem Ehebunde vorangehenden Verhandlungen, und ward dafür durch das Großkreuz des ungarischen

---

*) In der Nacht vom 14. auf 15. Oct. versammelte der Fürst 12 Escadronen auf dem Michelsberge (nördlich von Ulm). An einem Lagerfeuer erwartete er den Erzherzog. Dann setzte man sich in Bewegung. Bloß 800 Reiter sollten einen langen Weg, mitten durch den Feind zurücklegen! Schwarzenberg schlug den Weg über Geißlingen-Gmünd-Ahlen ein. Diese 10 Meilen wurden ohne Unfall und mit kurzen Rasten noch in der Nacht und am 15. October zurückgelegt. Bei Öttingen, nachdem der Marsch von Nördlingen an mitten durch französische Nachschubs-Colonnen gegangen und bei Wallerstein feindliche Reiterei geworfen worden war, schlossen sich abgedrängte Truppenreste an; dadurch stieg die Colonne auf 3 Bataillone, 8 leichte Compagnien und 21 Escadronen, zusammen 3000 Mann, worunter 1800 Reiter. Murat mit 6000 Reitern verfolgte sie. Bei Öttingen griffen wieder 2 Reiterregimenter an; sie wurden geworfen; die Colonne kam glücklich über die Wörnitz; sechzehn Meilen waren zurückgelegt. Am 3. Marschtage wurde Gunzenhausen erreicht. Man musste rasten, essen und füttern. Da drang der Feind vor, warf die Posten und die Colonne schien verloren, denn alles war im Orte, um Nahrung für Mann und Pferd zu suchen, zerstreut. Da ritt der Fürst, ruhig und gelassen, wie immer, dem Feinde als Parlamentär entgegen, begehrte den Commandanten, verwickelte die geschwätzigen Franzosen in unabsehbare Gespräche und gewann so 1½ Stunden. Erst als die Colonne gesammelt und jenseits des Ortes geborgen, brach ein unwilliger Befehl Murat's das Gespräch ab, aber der Zweck war erreicht.

Der weitere Rückzug geschah mit zunehmender Beschwerde. Die Infanterie (1200 Mann) fiel erschöpft allmählich in Feindeshand. Bei Nürnberg mussten die Geschütze aufgegeben werden; in Eschenau (14 Kilometer östlich von Nürnberg) wurde die Colonne überfallen und der Stab mit knapper Noth gerettet, dann aber verfolgten nur mehr kleine Abtheilungen und am 22. October, nachdem in 8 Tagen, unter zahlreichen Gefechten 50 Meilen (375 Kilometer) marschiert worden, trafen der Erzherzog und Schwarzenberg mit 900 Reitern in Eger ein und waren gerettet.

**) Seite 7.

Stephans-Ordens und den Großadler der Ehrenlegion ausgezeichnet.' Er fügte sich der Nothwendigkeit, der Prunkliebe Napoleon's Genüge zu thun und seinen Staat mit großem Aufwande zu vertreten. Bei einem seiner Feste (1. Juli 1810) gerieth der Ballsaal in Brand. Die Gemahlin Pauline seines älteren Bruders Josef Johann fand in den Flammen einen gräslichen Tod.**) Hauptsächlich von dem unglücklichen Ballfeste und von der dabei bewiesenen Selbstbeherrschung des Fürsten schrieb sich Napoleon's spätere Neigung für ihn her. Auf Fahrten und Jagden musste er ihn begleiten, bei allen Gelegenheiten ihn besuchen. Mit voller Offenheit sprach er mit dem Fürsten über Vergangenes und Geplantes, über Wert und Unwert seiner Umgebung und dessen Antworten fanden Beachtung.

In jener Zeit wurde der von Napoleon auf ganz Europa geübte Druck unerträglich. Die Mächte waren entkräftet und mussten sich fügen. Nur Russland, welches wenig wagt, wenn es sich angreifen lässt, forderte damals Napoleons Grimm heraus und so entstand der russisch-französische Krieg von 1812. Österreich und Preußen traten in ein Bündnis mit Frankreich, nicht etwa, weil sie es wünschten, sondern weil sie es bei der erdrückenden Kraftentwicklung Napoleons nicht vermeiden konnten. Schwarzenberg's Aufgabe war, eine möglichst geringe Leistung zu vereinbaren. Am 14. März unterschrieb er den Vertrag, welcher 30.000 Mann zusicherte.

General der Cavallerie, Fürst Schwarzenberg, wurde im Mai zum Commandanten des österreichischen Hilfscorps ernannt, traf am 30. Mai in Lemberg ein und führte sein Corps über Lublin an der Bug. Er musste den Truppen ihr neues Verhältnis erst verständlich machen. Seit 1792 hatten sie gegen Frankreich gekämpft! — Sein Tagesbefehl zeigte den Truppen eben den rechten Weg, jenen der Pflicht.

Napoleon vertheilte anfangs Juli seine ungeheuren Kräfte auf dem Kriegstheater. Auf dem äußersten linken Flügel bei Riga standen anfänglich die Preußen unter Macdonald, am äußersten rechten Flügel die Österreicher und das 7. Armee-Corps (Reynier, Sachsen); letztere zum Schutze der Basis und der Flanke des vorrückenden Heeres. Die Mitte (300.000 Mann) war zum Vorgehen gegen die 120.000 Mann der beiden russischen Hauptarmeen (Barklay, Bagration) bestimmt. Die äußersten Flügel waren anfangs 50, später mehr als 70 Meilen von einander entfernt. Napoleon hoffte, die Russen nahe der Grenze zu schlagen. Da aber dies nicht gelang, die Russen ins Innere des ungeheuren Landes wichen, so ergab sich das unnatürliche Verhältnis, dass Schwarzenberg, welchen die Nothwendigkeit am Bug festhielt, schon am 26. Juli 50, und am 15. September, als Napoleon Moskau erreichte, 125 Meilen von der Hauptarmee entfernt war.

Napoleon, welcher die russischen Streitkräfte an seinem äußersten rechten Flügel unterschätzte, dachte sich Schwarzenberg und General Graf Reynier „in angemessener Entfernung und Höhe mit dem Centrum ostwärts rückend." In Wirklichkeit aber wurden dieselben anfänglich durch Tormasow's 35.000 Mann und später durch diese und das ebenso starke Corps des Admirals Tschitschagof im Raume zwischen Bug, Pripetsümpfen, Slonim und Lutzk festgehalten. Am 12. August erfocht der Fürst über den ersteren bei Gorodezna (südlich Pruschany) einen Sieg — musste aber nach der Vereinigung beider (18. September) bis Brzesk-Litewski zurückweichen. Er stand später mit 40.000 Mann gegen 65.000 Russen in einer Flankenstellung bei Wengrow, gesichert und bereit, eine Operation der Russen gegen die Nachschubswege Napoleons durch rasches Hervorbrechen zu hindern oder wenigstens zu verzögern. Mittlerweile hatte der Admiral Befehl erhalten, den Rückzug der Franzosen an der Berezina zu hemmen und ihnen also dahin entgegen zu rücken. Er blieb, weil er noch Zeit übrig zu haben glaubte, bis Ende October bei Brzesk-Litewski unthätig, wodurch sich auch für Schwarzenberg Waffenruhe ergab. Endlich am 27. October brach der Admiral mit 38.000 Mann gegen Minsk auf und ließ den General Freiherrn von Sacken mit

---

**) Ihr beklagenswerthes Lebensende ist von Varnhagen von Ense unter dem Titel „Das Fest des Fürsten Schwarzenberg 1810" in Adolf Stern's „50 Jahre deutscher Prosa", sowie in Freiherrn v. Helferts „Marie Louise" von dieser Fürstin in einem Briefe als Augenzeugen bei diesem Feste ergreifend geschildert. Siehe Seite 71 A. d. H.

27.000 Mann bei Brzesk-Litewski zurück. Augenblicklich versammelte Schwarzenberg seine cantonierten Truppen, ließ Sacken rechts liegen und bestimmte Reynier, diesen im Nachhutverhältnisse auf sich und von dem beabsichtigten Marsche abzuziehen. Sacken sah diese Bewegung erst recht ein, als die Österreicher schon die Narew und daher einen Vorsprung von 9 Meilen erreicht hatten. Dann aber brach auch er auf. Schwarzenberg folgte dem Admiral über Bialystock und Wolkowisk gegen Slonim — 28 Meilen bei strenger Kälte! — wo er am 14. November eintraf. Sacken, um sein Versäumnis einzubringen, eilte in der Diagonale, auf schlechten Wegen gegen Rudnia, griff dort Reynier an und drängte diesen tüchtigen, aber nicht glücklichen General nach Wolkowisk zurück. Reynier zog die als Nachschub zur Armee marschierende Division Durutte an sich und benachrichtigte Schwarzenberg von seiner eigenen Lage. Diese verschlimmerte sich mittlerweile noch, denn er ließ sich von Sacken am 10. November in Wolkowitz überfallen und kämpfte am 16. mit anfangs unentschiedenem Erfolge um seine Verbindung mit Schwarzenberg. Dieser aber, nachdem er 6000 Mann in Slonim gelassen, eilte herbei; Sacken wurde von drei Seiten gefaßt, verlor 12.000 Mann und zog sich nach Kowel, also 30 Meilen weit südwärts zurück. Reynier folgte bis Brzesk-Litewski, Schwarzenberg bis Kobrin, wo er am 25. November ankam und den Befehl erhielt, gegen Minsk zur Hauptarmee zu marschieren. Nachdem schon Tschitschagof die Berezina erreicht hatte, und an dem Tage, als Napoleon mit den Trümmern seiner Armee bei Studianka über diesen Fluss setzte (am 27. November), begann Schwarzenberg zum fünften Male die Strecke Kobrin-Slonim zurückzulegen und kam am 10. December, Reynier wenige Tage später, dort an. Die Lage war peinlich. Die Zeitungslügen über französische Siege gelangten ins Hauptquartier, und gleichzeitig die ganze grässliche Wahrheit. Der Befehl, nach Minsk zu rücken, war schon unausführbar, da ja Wilna schon am 10. December in russischen Händen war. Schwarzenberg zog daher nach Pultusk (nördlich von Warschau), welches er, von den Russen verfolgt, am 30. December erreichte. Reynier gieng nach Wengrow. Beide zählten noch 35.000 Mann.*) In Pultusk schloss Schwarzenberg den mündlichen Vertrag einer Waffenruhe, wodurch er, bei gut gewählter Abgrenzungslinie, ohne Kampf Warschau deckte, wo für Napoleon Errichtungen betrieben wurden. Murat, der am 5. December das Armee-Commando übernommen hatte, billigte diese Maßregel. Als endlich die Franzosen Warschau räumten und an die Oder wichen, gieng Schwarzenberg nach Warschau; dort erklärte Österreich im Februar seine bewaffnete Neutralität; die Stadt wurde übergeben, der Rückzug nach Krakau bedungen, welcher ohne diese Vereinbarung bereits gefährdet gewesen wäre. Auf dem Heimmarsche an der Pilica nahm der Fürst Abschied von seinen Truppen, übergab das Commando, eilte nach Wien und nach kurzem Aufenthalte auf seinen Gesandtenposten nach Paris.

Das österreichische Corps hatte in diesem Feldzuge über 350 Meilen zurückgelegt, ungeheure Beschwerden willig geduldet und in diesen abgelegenen Gegenden siegreiche Waffen getragen. Sein Commandant aber hat Entschiedenheit in den Angriff, Thätigkeit und Beweglichkeit in die Abwehr gebracht; er hat stets so richtig die Lage erkannt und so rasch seine Entschlüsse gefasst, eine so feste Ordnung in seinen Truppen erhalten, für ihr Wohl so erfolgreich gesorgt, ihren Geist durch seine ritterlich feine Behandlung so mächtig gehoben, dass schon dieses sein erstes selbständiges Commando ihn als einen außerordentlich tüchtigen General erscheinen ließ. „Sie haben eine schöne Campagne gemacht! Sie nämlich!" mit diesen Worten empfieng Napoleon den Fürsten, als dieser am 7. April wieder in Paris eingetroffen war. In diesem Ausrufe liegt eine leise Selbstanklage, aber auch ein ausdrückliches Lob, aus diesem Munde von größtem Gewichte. Durch ein eigenes Schreiben hatte Napoleon den Kaiser Franz während des Feldzuges ersucht, den Fürsten

*) Die 9 österreichischen Reiterregimenter zählten am 2. November 6200, am 20., nach der Verfolgung Sackens, nur mehr 4000 Reiter. Die 8 Infanterie-Regimenter verloren in derselben Zeit 6000 Mann meist durch Krankheit. Reynier sank von 10.000 auf 6000 Mann, die Division Durutte, meist Spanier und Portugiesen, von 12.000 auf 8000 Mann. Das war der Tribut, welchen die Truppen dem rauhen Klima jener menschenarmen Steppen- und Sumpfgegenden zollten.

zum Marschall zu ernennen. Diese Beförderung geschah am 2. October. So hat Napoleon seinem künftigen Besieger den Marschallstab selbst in die Hand gedrückt.

Aus dem für Napoleon so verderblichen russischen Feldzuge gieng mit innerer Nothwendigkeit der Feldzug des Jahres 1813 hervor. Napoleons Herrschaft in Frankreich beruhte auf dem Glanze seiner Macht, daher konnte die Niederlage nicht zum Frieden, sie musste zu einem neuen Kriege führen. Hierin übertäubte die Sorge für seinen Thron die Politik und das militärische Bedenken. Beim Vordringen und dann auf dem Leichenzuge von Moskau nach Kowno waren 160.000 Franzosen und 90.000 Verbündete zusammen, also 250.000 Menschen zu Grunde gegangen. Er schritt dazu, sich eine neue Armee zu errichten.

Preußen war schon am 30. December 1812 von Napoleon abgefallen. Österreich erklärte sich, wie erwähnt worden ist, im Februar neutral und beschränkte sich vorerst auf eifrige Rüstung zum Schutze dieser Neutralität. Sachsen und die süddeutschen Fürsten blieben vorerst bei Napoleon. Erst später, als der Erfolg des weiteren Krieges nicht mehr zweifelhaft war, wendeten sie sich der nationalen Sache zu: Bayern durch den Rieder Vertrag (8. October 1813), die Sachsen auf dem Schlachtfelde von Leipzig (18. October), — Preußen rüstete nun unter großer Begeisterung des ganzen Volkes, bewaffnete die Landwehr, schloss am 28. Februar den Bund von Kalisch mit Russland und nahm mit den Resten der sehr herabgeschmolzenen russischen Armee vereint den Kampf gegen den Vicekönig Eugène Beauharnais auf. Dieser wurde am 5. April geschlagen — aber am 2. Mai bei Großgörschen, am 20. und 21. Mai bei Bautzen unterlagen die Verbündeten dem Kaiser, welcher wieder mit 120.000 Mann den 85.000 Preußen und Russen gegenüberstand. Dann trat Waffenruhe ein, denn beide Theile bedurften Frist für militärische und diplomatische Rüstung. Und nun begannen die Unterhandlungen, aber Napoleon verweigerte jedes genügende Zugeständnis. Die Siege von Großgörschen und Bautzen hatten gezeigt, dass die riesige Wunde, welche die Wehrkraft Frankreichs durch die Verluste des Jahres 1812 erhalten, zu vernarben begann. Die Rekruten waren rasch Soldaten geworden und Napoleon stand einer Minderzahl wieder siegreich gegenüber. Als natürlich nimmt er hin, dass sein Schwiegervater, der Kaiser von Österreich, ihn unterstütze oder wenigstens nicht hemme oder bekämpfe; er lehnt seinen rechten Flügel an die Grenze des österreichischen Gebietes — und da tritt der Kaiser von Österreich am 11. August in die Reihen der Verbündeten, verschafft ihnen das Übergewicht der Zahl, der Zuversicht, der strategischen Lage und rettet sie vor dem Verderben. Von Norden brachte überdies der frühere Marschall Napoleons (nun adoptierter Kronprinz von Schweden), Bernadotte, 25.000 Schweden und bald darauf standen 495.000 Verbündete gegen 336.000 Franzosen auf dem nördlichen Kriegsschauplatze vertheilt *). Feldmarschall Fürst Schwarzenberg wurde zum Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen von seinem Kaiser vorgeschlagen und von sämmtlichen Monarchen vertrauensvoll angenommen. Feldmarschalllieutenant Graf Radetzky war der Chef seines Generalstabes.

Vor Beginn des neuen Kampfes standen 120.000 Mann, „die böhmische Armee“ (Österreicher) unter Schwarzenberg bei Jungbunzlau und Budin, 60.000 Russen und Preußen, wie vor Abschluss der Waffenruhe, bei Schweidnitz; Blücher mit der „schlesischen Armee,“ 95.000 Preußen und Russen, jenseits der Oder bei Breslau; die „Nordarmee“ (Schweden und Preußen) unter Bernadotte, 140.000 Mann, bei Berlin; ein Beobachtungs-Corps (20.000 Mann) bei Hamburg und 60.000 Russen unter Bennigsen befanden sich noch an der Weichsel als „Reserven“ und zum Theile vor den von den Franzosen noch besetzten Festungen. Das Ganze zerfiel also in drei Hauptgruppen, wovon eine auf Böhmen, eine auf Schlesien und die russische Grenze, die dritte auf Brandenburg fußte. Dieses

*) Auf dem südlichen Kriegsschauplatze focht Feldzeugmeister Freiherr von Hiller mit 60.000 Mann gegen den Vicekönig Eugène; gegen Bayern standen 20.000 Österreicher am Inn. — „Es würde schwer sein, den Enthusiasmus, welchen die Kriegserklärung Österreichs allgemein erregte, zu schildern.“ schrieb der Marquis von Londondery im I. Theil, Seite 152 seiner Geschichte des Krieges von 1813 u. 1814.

Verhältnis zwang zu einem Kriegsplane, wonach kein Theil seine Basis aufgab und alles concentrisch gegen die in der Mitte des Ganzen befindliche Hauptkraft der Franzosen zu wirken, im Falle widriger Zufälle aber wieder auf seine Basis zu weichen hatte. General Graf Radetzky hatte denselben entworfen und die Monarchen nahmen ihn am 12. Juli an. Napoleon hatte seine Hauptmacht, 260.000 Mann, im Dreieck Wittenberg, Pirna und Katzbachmündung. Die Elbe mit den Festungen Wittenberg, Torgau, Dresden, Königstein und dem festen Lager von Pirna gab ihm Sicherheit, weil er auf beiden Ufern längs derselben und senkrecht auf sie manövrieren konnte und dabei immer eine Flanke und im anderen Falle den Rücken frei behielt. Aus diesem Raume heraus konnte man Angriffe Napoleons gegen die getrennten verbündeten Heeresabtheilungen sicher erwarten; vor Allem aber gegen die böhmische Armee, weil diese Dresden die nächste und weil sie, auf beiden Ufern der Elbe gruppiert, daher beide Ufer derselben bedrohend, die gefährlichste war. Diese zuerst gefährdete Armee wurde denn auch verstärkt. Etwa 100.000 Mann (meist Russen) rückten aus Schlesien zu ihr; sie betrug Mitte August 220.000 Mann und in Schlesien blieb Blücher mit etwa 90.000 Mann allein. Wo nun auch Napoleons Hauptkraft anrücken sollte, war eine Schlacht zu vermeiden, in fester Haltung zurückzuweichen, Napoleon möglichst von seiner Basis abzuziehen. Mittlerweile sollten die nicht angegriffenen Armeen gegen die sie beobachtenden Nebenkräfte vorbrechen, sie schlagen und gegen Napoleons Flanke und Rücken drängen. Dieser Plan wurde getreulich ausgeführt, lähmte schließlich Napoleons Schlagkraft, da sie sich in einer Reihe von Lufthieben erschöpfte und führte, Dank der eisernen Beharrlichkeit Schwarzenbergs in seiner Durchführung und besonders der Tüchtigkeit Blüchers zu der fast vollständigen Zerschmetterung der Napoleon'schen Macht. Sieben Unternehmungen Napoleons: zwei gegen die böhmische, zwei gegen die Nordarmee, drei gegen Blücher mislangen oder kamen nicht zum Abschlusse.

Der Sieg von Großbeeren, die Eroberung des festen Lagers bei Pirna, bestätigten sofort die Richtigkeit des Planes; die Niederlage bei Dresden am 27. August*), durch das siegreiche Treffen von Culm (30. August) gerächt, vermochte ihn nicht zu erschüttern; denn der Sieg Blücher's an der Katzbach und jener der Nordarmee bei Dennewitz (26. August und 5. September) wogen sie auf; und so, von allen Seiten gepackt, durch Bayerns Abfall in seiner Verbindung mit Frankreich bedroht, versammelte endlich Napoleon am 15. October seine Kräfte bei Leipzig, um den entscheidenden — ja den Verzweiflungskampf zu wagen. Dieser Tag gehörte dem Kampfe der Vortruppen; am 16. October war der Ring nahezu geschlossen; die Kämpfe bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz (Schwarzenberg), bei Möckern im Norden (Blücher), bei Lindenau im Westen (Gyulai) blieben unentschieden, aber sie waren doch entscheidend in der Gesammtwirkung. Denkwürdig ist der großartige Cavalleriekampf Murat's in der Mitte der Schlachtlinie, gegen welchen der Fürst persönlich den Gegenangriff führte. — Am 17. October trafen allmählich die letzten Verstärkungen der Alliierten ein; 300.000 Verbündete standen bereit gegen 125.000 Franzosen; Napoleon war verloren. Sein Anerbieten eines Waffenstillstandes ward verworfen und er kämpfte sodann zugleich südlich gegen eine Armee mit 85.000 Mann und nördlich gegen zwei Armeen mit 40.000 Mann, also in einer unerhörten Lage. Bei Probstheyda tobte im Süden der Kampf. Im Nordosten giengen die Sachsen über und ließen eine gefährliche Lücke in der Schlachtlinie. Die Monarchen und Schwarzenberg leiteten die Schlacht auf dem Hügel der Ziegelscheune bei Meußdorf (Straße Borna-Leipzig). Am Abende begann, während französische Kerntruppen Leipzig be-

*) „Der größte Theil des Übels (bezüglich der Niederlage bei Dresden) kam von den Schwierigkeiten und von der Ungewißheit her, welche noch das Commando fesselten. Schwarzenberg war ohne Widerrede der Oberbefehlshaber; aber der Kaiser von Russland richtete immer sein Absehen auf den Titel „Generalissimus" . . . . seine Anhänger und Officiere setzten die militärischen Talente Schwarzenberg's herunter und dieser wurde jeden Augenblick gebeten, seine gegebenen Befehle zu erklären, während er hätte beschäftigt sein sollen, neue zu geben . . . . der General Jomini, der auch im Kriegsrathe war, häufte das Maß der Verwirrung." Geschichte des Krieges von 1813 und 1814 von Marquis Londondery, I., Seite 185.

setzten, Napoleon's Rückzug über die einzige Elsterbrücke; 50.000 Franzosen waren verwundet, todt und gefangen; 220.000 Kanonenschüsse waren verfeuert, nur mehr 16.000 Patronen in den Munitionskarren. Der Sturm auf Leipzig unterblieb vorerst wegen Ermattung der Verbündeten. Am 19. October wurde er gegen die tapferen Reste von fünf Corps ausgeführt. Napoleon eilte um 10 Uhr vormittags aus der Stadt; die Thore und Straßen wurden blutig erstürmt; die zu früh gesprengte Elsterbrücke ließ noch 20.000 Mann und 300 Geschütze in die Hände der Stürmenden fallen und dann zogen die Monarchen feierlich in Leipzig ein.*)

Selten ist ein nothgedrungen complicierter Kriegsplan bis zur letzten Entscheidung, mit so unbedingter Folgerichtigkeit und Zähigkeit durchgeführt worden, wie jener der Verbündeten im Jahre 1813. Dem Fürsten gebürt das Hauptverdienst. Er hat die äußeren Hindernisse — die Gegenwirkung des Feindes — glücklich aus dem Wege geräumt und nicht minder die weit gefährlicheren versteckten Hemmnisse: die Empfindlichkeiten, Eifersüchteleien und die Rechthaberei bei den Verbündeten. Der Sieg über letztere war vielleicht schwerer, als jener über Napoleon selbst. Am Tage nach der Schlacht schmückte Kaiser Franz die Brust des Fürsten mit dem Großkreuze des Maria Theresien-Ordens. Er zog sich bescheiden zurück und lehnte die jubelnde Anerkennung von ganz Deutschland ab. In den schweren Stunden der Entscheidung hatte er — so sagte er später — das Gelübde gethan, jedem persönlichen Ruhme zu entsagen, wenn die gemeinsame Sache siegen würde. Dies kennzeichnet den Mann.

Napoleon zog nun mit 80.000 Mann eilig nach Hause; die Verbündeten folgten etwas vorsichtig; es kam zu einzelnen Gefechten. Wrede, sich bei Hanau am 30. October vorlegend, kämpfte am 30. und 31. mit seinen Bayern und einer österreichischen Heeresabtheilung und hätte, mangelhaft unterstützt, erliegen können, wenn ihn nicht die außerordentliche Haltung seiner österreichischen Truppen am 31. October davor bewahrt hätte. Napoleon verlor 15.000 Todte und Verwundete und 8000 Gefangene. Bei Mainz endete die Verfolgung. Die Jahre 1812 und 1813 hatten über eine halbe Million Soldaten verschlungen.

In der Neige des Jahres 1813 strömten 480.000 Verbündete gegen die französische Ostgrenze, 100.000 Engländer, Portugiesen und Spanier an die Päſſe der Pyrenäen. Die Nordarmee, 200.000 Mann, beschritt Belgien. Mit allen Reserven betrug nun die gesammte Macht der Verbündeten nahezu eine Million Streiter. Der Fürst und sein Generalstabs-Chef stimmten für ungesäumten Rheinübergang. Die vielgespaltene Politik der Verbündeten aber sprach dagegen und behielt Recht. Verhandlungen in Frankfurt vergeudeten die Zeit und statt anfangs November — die Verbündeten hätten damals bis Paris kaum ernstlichen Widerstand gefunden — begann der Rheinübergang erst am 21. December 1813, nachdem Napoleon mit nie erlahmender, wunderbar zäher Kraft schon wieder eine neue Armee gebildet hatte. Er begann am 12. November die Aushebung von 300.000 Rekruten und rief 180.000 Nationalgarden unter die Waffen. Von diesen Rekruten und Garden kam später nur ein kleiner Theil zum Schlagen.

Die „böhmische Armee" (Österreicher, Bayern, Württemberger und Russen), welche fortan „Hauptarmee" genannt wurde, bei welcher die Monarchen verweilten und die der Fürst Schwarzenberg unmittelbar befehligte (260.000 Mann), umgieng den Festungsgürtel am Mittelrhein südwärts und rückte gegen das Plateau von Langres. Die „schlesische Armee" (80.000 Mann) gieng bei Coblenz über den Rhein. So schwach war der Widerstand der kleinen, an der Grenze aufgestellten französischen Corps, dass schon am 17. Januar der halbe Weg gegen Paris zurückgelegt, die Hauptarmee bei Dijon, die schlesische Armee bei Nancy, und das bayrische Corps unter dem G. d. C. Graf (kurz nachher FM. Fürst) Wrede zwischen beiden aufgestellt war. Ein Corps von 30.000 Österreichern drang gegen Lyon vor, um den linken Flügel der ganzen Heereslinie gegen Augereau's Corps zu decken. Der weitere Vormarsch brachte am 19. Januar die Hauptarmee an die Marne, am 24. an die Aube, wo der Anschluss an die schlesische Armee erreicht ward. Erst am 24. Januar gelang es Napoleon,

*) Siehe I. Seite 97.

noch immer bloß 50.000 Mann bei Châlons-sur-Marne, 19.000 Mann bei Troyes, — also mit der Hauptkraft in der rechten Flanke der vereinten Armeen — zu vereinen. Mehrere Tage gewann er durch Unterhandlungen und am 26. eröffnete er die Operationen. Noch einmal erhob sich sein Genie zu seiner ganzen Größe. Dieser sein vorletzter Feldzug offenbart mehr als alle anderen seine gigantische Natur. Über seinen felsenharten Sinn waren die Unglücksfälle der letzten Jahre spurlos hingegangen. Seine Willenskraft blieb bis zum Ende, wie sie bei seinen ruhmvollen Anfängen gewesen, und an Beweglichkeit, an Reichthum des Geistes übertraf er seine ganze Vergangenheit. In fünf Unternehmungen, meist den einen Theil der Verbündeten mit Scheinmanövern täuschend, mit Unterhandlungen hemmend, den andern mit schwachen, aber durch Schnelligkeit und Überraschung verzehnfachten Kräften angreifend, bot Napoleon das Bild eines Fechters, der sein schlankes Rappier mit Meisterschaft gegen Keulenträger gebraucht. Bei La Rothière (1. Februar 1814) unterliegend, siegt er am 10., 11., 12. und 14. Februar bei Champaubert, Montmirail, Château Thierry, Vauchamps, wie der Blitz in die lockere Armee-Colonne Blüchers eindringend, mit 26.000 nach und nach gegen 80.000 Mann. Er weiß die bei der „Hauptarmee" weilenden Minister durch geheuchelte Friedensliebe zu födern, diese Armeegruppe zum Zögern zu verleiten — und siegt bei Mormans (17. Februar) und Montéreau (18. Februar) und — die Hauptarmee zieht sich, nachdem sie eine Woche früher schon Kosaken bis Fontainebleau entsendet, Paris beunruhigt hatte, bis Bar-sur-Seine zurück. Da erlitt Napoleon eine Niederlage bei Laon (9., 10. März) durch Blücher. Schwarzenberg, nachdem er am 26. Februar die Einstellung des Rückzuges mit allen Mitteln der Überredung fast erzwungen, nahm die Offensive wieder auf — (er wurde bei Bar-sur-Aube gegen Oudinot kämpfend, zum ersten Male im Leben verwundet) — und erreichte am 6. März Montéreau. Da kam wieder Zaudern, Zweifeln und — die Politik hemmte wieder den entscheidenden Zug nach Paris. Als nun Napoleon am 14. März über Rheims heraneilte, um, die Aube überschreitend, ähnlich in die Corps hineinzuwettern, wie es ihm beim ersten Zug an die Marne gegen Blücher so sehr geglückt, stieß er bei Arcis-sur-Aube auf die versammelte Hauptarmee, kämpfte, den Fluss und nur eine Brücke im Rücken, am 20. März unentschieden, am 21. aber unterlagen seine 29.800 Mann den 108.000 Verbündeten. — Napoleon eilte nicht zur Deckung von Paris westwärts; Kampf war unmöglich — es blieb also nur das Äußerste, ein Abenteuer. Er stürzte sich östlich auf die Etappenstraße der Hauptarmee, um die Verbündeten dadurch zu hemmen; Schwarzenberg aber bewog im Kriegsrathe des 23. März bei Sommepuis, wohin die Hauptarmee, Napoleon verfolgend, gelangt war, die Monarchen, Napoleon fernerhin unbeachtet zu lassen und mit allen Kräften — nach Paris zu ziehen.

Es geschah; die schwachen Abtheilungen Marmont's, Mortier's und Pactod's wurden am 25. März bei Fère Champenoise, am 26. März bei La Ferté-Gaucher geschlagen und wichen nach Paris; am 29. gelangte die Haupt- und die schlesische Armee in's Weichbild dieser Stadt; am 30. kämpften noch die Marschälle mit 20.000 Soldaten und Nationalgarden zwischen Montmartre und Vincennes um die Waffenehre; am 31. März zogen die Monarchen siegreich über die Boulevards. *) Napoleon war erst am 25. inne geworden, dass ihm nur Winzigerode's Reiterei folge und schlug sie bei St. Dizier. Dann eilt er Tag und Nacht gegen Paris, organisiert in Fontainebleau nochmals eine Armee von 40.000 Mann, aber dankt, vom Senate abgesetzt, am 3. April ab. Am 11. wird er nach Elba, zugleich sein Verbannungsort und sein Fürstenthum, geleitet. Am 5. Mai legte Fürst Schwarzenberg den Oberbefehl nieder.

Dieser Feldzug war von den Verbündeten, Blücher mit seiner, meist abseits und selbständig manövrierenden schlesischen Armee abgerechnet, nicht schön geführt worden. Ein unglaubliches Zaudern, gleichsam ein Zurückbeben vor jedem Erfolge, welchen die unge-

---

*) Kaiser Franz war bei dem Einzuge durch den FM. Fürst Schwarzenberg vertreten, er selbst verweilte aus begreiflichem Zartgefühl für seine Tochter und seinen Schwiegersohn in Dijon.
A. d. H.

heure Überzahl bei tapferem Zugreifen trotz aller Geniestreiche Napoleons hätte bieten müssen, lässt die Erklärung durch militärische Fehler gar nicht zu. So unfähig war keiner der Feldherren, dass er so manövriert hätte, wenn nichts zu bedenken war, als militärische Pflicht und militärische Lage, am wenigsten aber der Fürst Schwarzenberg. Hier haben die Politiker gehemmt und durchkreuzt und was der Fürst mag gelitten haben, in die Fäden dieses Gewebes fast unentrinnbar verfilzt, das weiß Niemand, denn er hat es in der Folge verschwiegen und die von höchster Undankbarkeit und Unverstand zeugende Verkleinerung seines wohlerworbenen militärischen Rufes noch bei Lebzeiten schweigend geduldet.

Der Fürst erhielt fast alle höchsten Orden Europa's, Ehrendegen, Ehrentitel von Universitäten und Körperschaften; die böhmischen Stände votierten ihm ein Denkmal, Wien ernannte ihn zum Ehrenbürger; der Kaiser gab ihm den österreichischen Adler ins Herzschild des Wappens, Jahrgehalt und die Herrschaft Blumenthal im Banat, der Fürst allein trug neben dem „Kanonenkreuz", welches, aus den bei Leipzig erbeuteten Kanonen gegossen, allen Streitern der Jahre 1813 und 1814 zu Theil ward, ein großes goldenes „Kanonenkreuz", in einem offenen Handschreiben dankte ihm der Kaiser und ernannte ihn zum Präsidenten des Hofkriegsrathes. Ängstlich entzog sich der Marschall auch diesmal den Huldigungen, welche aus der Siegesfreude und aus der allgemeinen Dankbarkeit hervorgiengen. Kaiser Alexander zog ihn von seinem geliebten Worlik nach Wien, wo der „Congress" tagte. Bei dem großartigen Erinnerungsfeste am Jahrestage der Leipziger Schlacht war es wieder Alexander, der den Fürsten mit warmem Danke erhob. Aber dieser hielt an seinem Gelübde der Entsagung fest.

Die auf dem Wiener Congresse verhandelnden Mächte blieben zum Kriege gerüstet. Als nun Napoleon am 1. März 1815 im Golfe Jouan landete und seit dem 21. März Frankreich wieder beherrschte, waren sie bereit, ihn mit riesigen Massen zu erdrücken. Anfangs Mai standen unter Schwarzenberg 150.000 Österreicher am Rhein, Wellington und Blücher in Belgien. Ende Juni hätte der gleichzeitige Vormarsch sämmtlicher Streitkräfte beginnen sollen. Die Schlacht bei Waterloo machte indes der Herrschaft Napoleons ein früheres Ende; am 17. Juli geschah der zweite Einzug der Verbündeten in Paris, der Südarmee in Lyon; der Fürst verließ Mitte September Paris und begab sich nach Worlik.

Kurze Zeit stand Fürst Schwarzenberg seinem neuen Amte als Präsident des Hofkriegsraths vor. Schon 1816 verstimmte sich sein Gemüth zum krankhaften Trübsinn; am 13. Jänner 1817 vom Schlage gerührt, vorerst scheinbar hergestellt, verfiel er dann von Jahr zu Jahr mehr. Im Jahre 1819 wiederholte sich der Anfall; 1820 suchte er Erfrischung in den Erinnerungen an die Völkerschlacht und zog nach Leipzig; dort starb er am 15. October und wurde am 19. — also am Jahrestage, ja selbst in der Stunde des Siegeseinzuges vom 19. October 1813 — bestattet. Sein Körper ruht in der Schwarzenbergischen Familiengruft in Wittingau, sein Herz in Worlik.*)

Den Grundzug seines Wesens — selbstloses Pflichtgefühl und volle Hingebung an die Sache — hat uns die Geschichte seines Lebens kennen gelehrt. Sein feines, gewinnendes, edles und rechtliches Wesen; seine Nachgiebigkeit im Unwesentlichen, sein sittlicher Ernst, womit er am Wichtigen festhielt, seine Gabe der Überredung, sein scharfer Blick für Verhältnisse und Menschen; seine im Getriebe der staatlichen Geschäfte, wie im freundschaftlichen Verkehre vollkommene Selbstbeherrschung machten ihn für jene staatsmännischen Aufgaben geschickt, womit seine militärischen so oft und so lange vermischt waren.

Als General war er mehr vorsichtig als kühn, stets ruhig und besonnen; stets Herr der Lage; wo es angieng, Menschenverluste sparend, schonungsvoll auch für die bedrängten Bewohner der Kriegsschauplätze, gemessen und ruhig auch in der Strenge, fein auch im

*) Kaiser Alexander äußerte sich bei der Kunde von dem Tode Schwarzenbergs: „Europa hat einen Helden, ich einen Freund verloren, den ich beklagen werde, so lange ich lebe." Kaiser Franz ließ sein Heer eine 3-tägige Trauer anlegen und nahm die Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Helden von der Meisterhand Thornwaldsens in Aussicht, das ihm jedoch erst vom Kaiser Franz Josef an dem nach dem Fürsten genannten Platze in Wien unter großer Feierlichkeit gesetzt wurde. A. d. H.

Tadel, des rauhen, gebietenden Tones nicht gewöhnt, aber auch nicht bedürftig.

Als Soldaten schildern ihn die Thaten seiner Jugend. Kühn, den tüchtigen Soldaten vor Allem schätzend, dem Kriegsdienst mit innerstem Berufe, mit begeisterter Freude obliegend, Wissen und Thatkraft zugleich entwickelnd, stellte er frühzeitig das Ideal eines Soldaten an sich dar.

Fürst Schwarzenberg wirkte nicht für sich, sondern lediglich für das allgemeine Beste. An Bescheidenheit und Selbstlosigkeit glich er dem Prinzen Eugen. Nichts konnte ihm, trotz Anerkennung und begeisterter Huldigung, die Außenwelt bieten; alles Glück suchte und fand er im Schoße seiner Familie.*) Zu dieser flüchtete er sich nach gethaner Kriegsarbeit und dort ward die Milde seines Herzens, sein rein menschlicher Charakter am schönsten offenbar.

Und so erfreut uns das Gesammtbild dieses großen Mannes, welcher ein bedeutender Diplomat, ein trefflicher Soldat und Feldherr und ein edler Mensch war. Die Geschichte seiner Zeit aber, welche das neuentstandene Kaiserthum Österreich gegen unsägliche Bedrängnis mit zähem Muthe ringen und endlich seiner Bestand retten sah, ermuthigt uns für Gegenwart und Zukunft. Es wird auch neuen Stürmen trotzen, wenn wir unserer Vorfahren, die bei Aspern und Leipzig gekämpft, würdig bleiben.

Gustav Bancalari.

*) Fürst Schwarzenberg lebte in nahezu 25jähriger höchst glücklicher Ehe mit Maria Anna, gebornen Gräfin Hohenfeld und verwitweten Fürstin Esterhazy. Der Marschall Edmund Schwarzenberg (1859 Commandant des dritten Armee-Corps), der Feldzeugmeister Karl Schwarzenberg, zuletzt Civil- und Militär-Gouverneur von Siebenbürgen, Beide Ritter des goldenen Vließes, und Friedrich Schwarzenberg, genannt der Landsknecht und als eigenthümlicher, geistvoller Schriftsteller bekannt, waren seine Söhne. (Siehe den Aufsatz Friedrich Fürst Schwarzenberg in diesem Theile.) A. d. H.

Feldmarschall Karl Fürst Schwarzenberg an seinen Sohn Friedrich.*)

Slonine, am 24. Juli 1812.

Ich habe eben einige Minuten Zeit, um Dir auf Deinen Brief vom 30. Mai zu antworten. In Deinem Vorhaben, mein guter Fritz, welches zwar nicht ausführbar ist, liegen doch einige Beweggründe, die ich mit Vergnügen bemerke. Der Gedanke, das Kriegshandwerk etwas genauer kennen zu lernen, bevor Du eine völlige active Rolle darin spielen wirst, ist recht vernünftig, Du dachtest auf diese Art Deinen Beruf zu prüfen, um nicht etwa einen Stand zu wählen, den Du nur der Außenseite nach kanntest. Wenn Du nur um ein Jahr älter wärest, Deine Gesundheit daher mehr Festigkeit erreicht hätte, der Schauplatz nicht in so gar entfernten Ländern wäre, wo Rückkehr zur mütterlichen Pflege bei einer Dir etwa zustoßenden Krankheit fast unmöglich wäre, wenn durch die Hin- und Herreise nicht allein schon so viele Zeit Deinen Studien benommen würde, so könnte ich mich dazu entschlossen haben, Deinen Wunsch auf einen Monat zu erfüllen. Indessen, mein Sohn, fahre fort, Deine kostbaren Jugendjahre zu Deiner Bildung zu verwenden, übe Dich in den Tugenden, die den Menschen im allgemeinen adeln, denn als Soldat bedarfst Du ihrer vorzüglich, wenn Du nicht den Vorwurf auf Dir willst haften lassen, dass Deine Geburt den Mangel an Verdienst zu bemänteln scheint. Die höhere Classe, die der Zufall dem Menschen am Tage seiner Geburt anweiset, ist eine schwere Schuld, die er von dem ersten Mo-

*) Diesen, das innerste Wesen und die edle Denkungsart des Feldmarschalls scharf kennzeichnenden Brief schrieb er an den damals noch nicht 12-jährigen ältesten Sohn Friedrich, den spätern Landsknecht, fast unter dem Kanonendonner und unter den Hurrahrufen der seinen Truppen entgegenrückenden Kosaken.

Siehe V. E. I. 922 und II. 1043.

mente an, wo er zu seinem vollkommenen Selbstbewusstsein gelangt, abzuzahlen bedacht sein muss. Lieber Fritz, lerne gehorchen, das heißt: sprich zwar stets freimüthig, schweig aber, wenn Deine Rede nicht nur allein nicht nützen, sondern schaden kann; Gehorsam ist der Cement des Staatsverbandes, ohne den das Gebäude bei der geringsten Erschütterung zerfällt; lerne dulden; sei redlich und treu bis in den Tod, heiter und standhaft im Unglücke, bescheiden im Glück, beschütze Deine guten Brüder, sei nur glücklich in ihrem Glücke, ehre die Gesetze und befolge sie genau, sei standhaft in Erfüllung Deiner Pflichten, nur dann kannst Du ruhig schlafen, sei wohlthätig, ohne zu verschwenden, scheue stets das Laster und nie den Tod."

Aus: Feldmarschall Fürst Karl zu Schwarzenberg. Wien, 1860.

Josef Freiherr von Smola,

k. k. Generalmajor, berühmter Artillerie-General.*)

Die österreichische Artillerie hat immer Männer in ihrer Reihe gehabt, welche während des Friedens rastlos und unverdrossen, sei es in Kanzleien oder auf der Lehrkanzel, sei es bei der Truppe oder fern von dieser in wichtigen Stellungen zum Besten der Waffe gearbeitet und unbeachtet Glied an Glied an die stets zunehmende Vervollkommnung des Materials gefügt haben; die, wenn der Ruf des Monarchen erscholl, freudig die Feder mit dem Schwerte vertauschten und unerschrockene Kriegsmänner wurden.

Die Jahrbücher der Kriegsgeschichte bewahren zahlreiche glänzende Thaten der Artillerie, durch welche nicht nur Besonnenheit, Geistesgegenwart und kaltes Blut — die wichtigsten Eigenschaften des Artilleristen — verherrlicht werden, sondern auch Thaten voll Entschlossenheit, Muth und Todesverachtung verzeichnet stehen, welche sich würdig erweisen, in den Heldenbüchern des kaiserlichen und königlichen Heeres mit goldenen Lettern eingemeißelt zu werden.

Die Riesenkämpfe, welche in der Wende dieses Jahrhunderts unseren Welttheil erschütterten, wo durch 23 Jahre in wechselnder Reihe nahezu ganz Europa gegen Frankreich im Felde stand, — Österreich aber fast ununterbrochen während der ganzen Zeit das Kriegsschwert entblößt hielt; — gaben seinen ruhmreichen Heeren reichliche Gelegenheit, neue unvergängliche Lorbeeren zu pflücken.

Die österreichische Artillerie hat diese Gelegenheit nicht versäumt, 37 Maria Theresien- und viele hundert andere Orden und Tapferkeitsmedaillen, welche durch die Huld der Monarchen während dieser Periode an Officiere und Mannschaft der k. k. Artillerie vertheilt wurden, bezeugen besser das Verhalten derselben, als es die beredtesten Worte zu thun vermögen.

Allen voran aber glänzt ein Mann, auf den nicht nur die kaiserliche Artillerie, nein auch das ganze österreichisch-ungarische Heer, ja der gesammte Kriegerstand stolz sein kann, ein Mann, der zumeist in bescheidener Sphäre eines Subaltern-Officiers sich in 56 Gefechten, Schlachten und vor festen Plätzen rühmlichst ausgezeichnet und dessen Name in 18 Gefechtsrelationen des Feldzuges 1793 hervorragend genannt wird; ein Mann, der den so ehrenreich betretenen Weg auch weiter verfolgte, sich durch Umsicht und Tapferkeit die Hochachtung und Bewunderung der Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen errungen, der überschüttet mit Gnaden und Ehrenzeichen — die er verdient und blutig erfochten hat — nach Beendigung des Krieges ruhig das Schwert in die Scheide steckte und dann wieder als Mann des Friedens und der Wissenschaft erfolgreich wirkte.

*) Laut A. h. Entschließung vom 21. October 1891 hat das Corps-Artillerie-Regiment Nr. 11 die Namen dieses Generals auf immerwährende Zeiten zu führen.

Es ist dies der Generalmajor und Commandant der Wiener Artillerie-Brigade Josef Freiherr von Smola.

Bei Schilderung seiner Lebensgeschichte ist es unmöglich, seine Thätigkeit in den vielen Kämpfen, die er mitgemacht, so zu erwähnen, wie sie es verdient, es hieße nahezu eine Geschichte der französischen Kriege schreiben, es werden daher nur die wichtigsten und hervorragendsten bezeichnet und auch nur mit der möglichsten Kürze.

Smola's Vater war Gutsdirector der fürstlich Clary'schen Besitzungen. Selbst ziemlich begütert und mit der Tochter des durch tiefe Gelehrsamkeit und genialen Unternehmungsgeist ausgezeichneten Johann von Eckhardt, herzoglich Anhalt'schen geheimen Finanzminister und Kammerdirector, vermählt, konnte er seinem in Teplitz (Böhmen) am 12. Juni 1764 geborenen Sohn Josef eine sorgfältige Erziehung geben.

Allein die unbezwingbare Lust zum Soldatenstande führte den sechzehnjährigen Jüngling zum Entschlusse, in das Artillerie-Corps als Freiwilliger einzutreten, ein Entschluss, den er niemals bereut hat.

Seine Bildung, seine Talente, sein rastloser Fleiß und die außerordentlichen Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften und in Handfertigkeiten verschafften ihm schon nach siebenjähriger Dienstzeit die Lieutenants-charge, eine Errungenschaft, welche noch dadurch in ihrem Werte vergrößert wird, dass er als Lehrer des Situationszeichnens an der damaligen artilleristischen Hochschule — der Bombardier-Corpsschule — berufen ward. Seine Geschicklichkeit in diesem Gegenstande war Ursache vieler Allerhöchsten Aufträge und persönlichen Unterweisungen seines Monarchen — des Kaisers Josef II.

Unter dessen Augen sich auszeichnen zu dürfen, war der heiße Wunsch des strebsamen Lieutenants. Die Einnahme von Szabacs im Kriege mit der Pforte 1788 verschaffte ihm diese Gelegenheit, ferner zeichnete er sich bei der Belagerung Belgrads nicht nur durch Umsicht und Thätigkeit, sondern auch durch seine Kenntnis der Terrainaufnahme und des Situationszeichnens aus. Seine auf Befehl des Feldmarschalls Freiherrn von Loudon bewirkte Aufnahme der Festung sammt Umgebung und der Plan der Belagerungsarbeiten wurden einstimmig als die gelungenste bezeichnet und Smola hiefür mit Übergehung vieler länger dienenden Kameraden außertourlich zum Oberlieutenant befördert.

Als solcher hatte er vollauf Gelegenheit, seine technischen Kenntnisse bei der Einrichtung des Mechelner Zeughauses, der Stückbohrerei und der Pulvermagazine daselbst zu verwerten, bis ihn der im Frühjahr 1792 ausgebrochene Feldzug wieder zu der Truppe rief. Dieses erste Feldzugsjahr war Smola hauptsächlich im Festungskriege beschäftigt; im folgenden Feldzug zum Commandanten einer der wenigen damals aufgestellten Cavallerie-Batterien ernannt, begann Smola sich ein Denkmal militärischen Ruhmes zu bauen.

In der Schlacht bei Aldenhoven, in den Gefechten bei Tirlemont, hauptsächlich aber in der zweitägigen Schlacht bei Neerwinden hat Smola's Cavallerie-Batterie, unerschrocken und umsichtig verwendet, alle Angriffe der Franzosen durch mörderisches Feuer zurückgewiesen, anderseits kühn bis an die feindlichen Linien vorprellend und die überraschten Reihen des Feindes mit einem Hagel von Kartätschen überschüttend, zum eiligen Rückzug gezwungen.

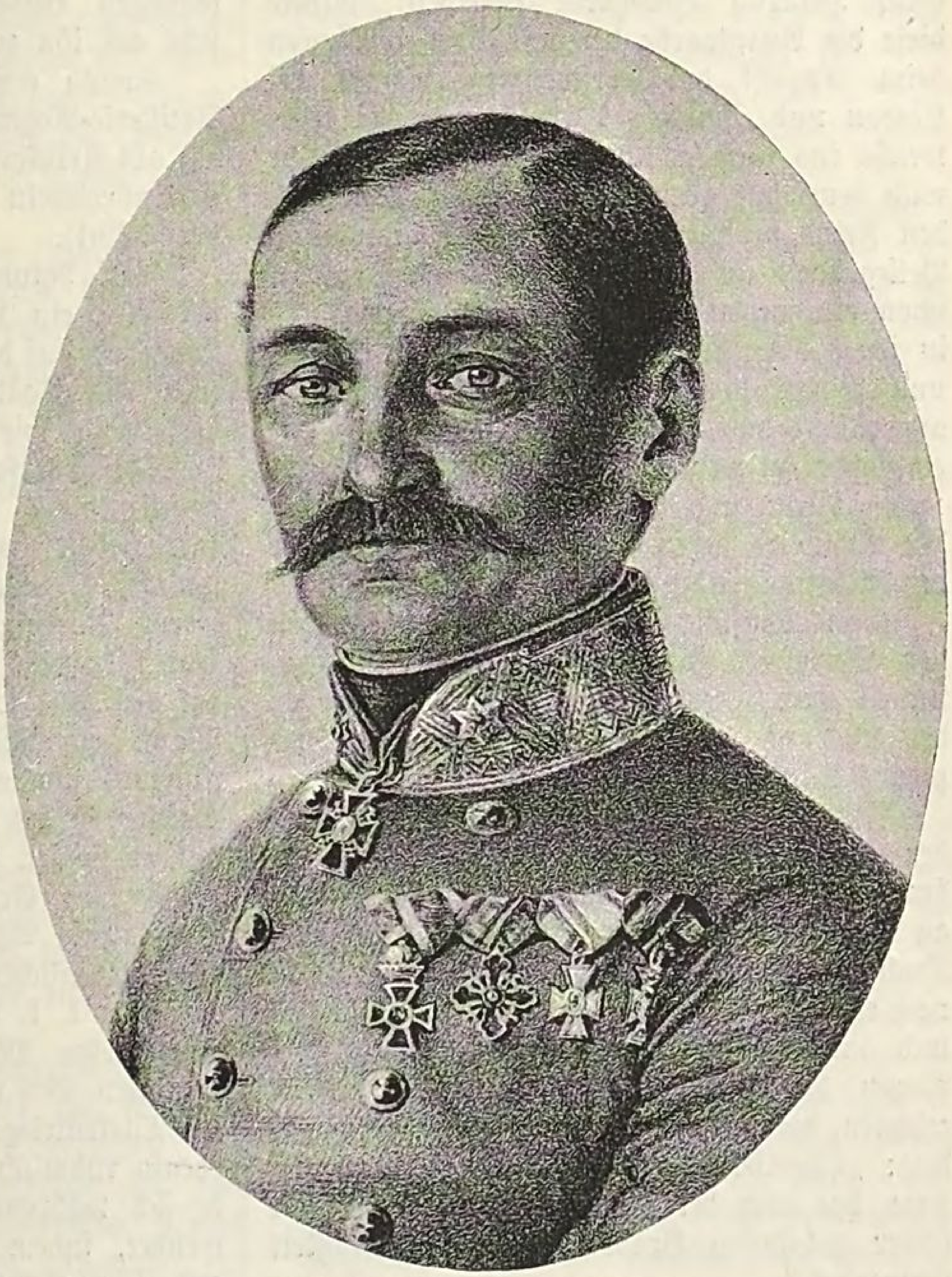
Es ist die letztere Schlacht ein seltenes und in der Kriegsgeschichte sehr vereinzelt vorkommendes Beispiel von dem bedeutenden Einflusse eines Subalternofficiers auf die Entscheidung des Kampfes zweier so großer Armeen und die Würdigung desselben beweist der Umstand, dass in der Sitzung des Capitels des Maria Theresien-Ordens Smola das Ritterkreuz dieses Ordens einstimmig zuerkannt wurde.

Das Jahr 1793 bot ihm aber noch weitere Gelegenheit zum Ruhme; in dem Treffen bei Löwen, im Gefecht bei Valenciennes bei Préseau, beim Angriff auf das verschanzte Lager bei Famars, bei der Einnahme des einstigen Lagers des großen Cäsars, in den Gefechten bei Genech und Templeuve (13. September), bei der Recognoscierung bei Mons en Pevele, in den Treffen bei Denaing, Wattignies, der Wegnahme von Marchiennes und noch vielen anderen Gelegenheiten wird der von Smola geführten Cavallerie-Batterie mit Auszeichnung gedacht. Die bezüglichen Gefechts-Relationen wetteifern in lobenden Ausdrücken: Fürst Karl

Schwarzenberg schreibt eigenhändig: „Von den am 18. und 22. hier angeführten Beweisen eines echten Muthes und besonderer Geschicklichkeit mit Gegenwart des Geistes verbunden, kann ich das treueste Zeugnis ablegen.“ Generalquartiermeister Oberst Baron Mack drückt sich über dieselbe Angelegenheit mit den Worten aus: „Die in dem gegenwärtigen Species facti aufgeführten Verdienste, welche sich Herr Oberlieutenant Smola vom 1. bis 22. März erworben, sind mir größtentheils als Augenzeugen bekannt und ich bestätige mit Vergnügen, dass ich während dieser Zeit fast jeden Tag Beweise seiner Tapferkeit, Einsicht und Thätigkeit gesehen habe.“

Einen besonders warmen Fürsprecher fand die Artillerie und hauptsächlich Smola an dem Generalen Rudolf von Otto. Nach seinem Berichte war „das brave Betragen der Artillerie größtentheils der freiwilligen Thätigkeit, Einsicht und Bravour des Oberlieutenants Smola zuzuschreiben und hatte zum Ausgange der Schlacht (am 1. Mai) wesentlich beigetragen.“

Wiederholt nennt ihn Otto „seinen braven Artillerie-Oberlieutenant Smola“ und äußert sich in seinem Bericht über das Treffen bei Denaing mit folgenden Worten: „Herr Oberlieutenant Smola vom Cavallerie-Geschütze, der schon öfters durch seine Bravour und Einsichten die Achtung der Höheren gewann, hat abermals glänzende Beweise seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit gegeben. Ich halte es für meine Pflicht, Euer Durchlaucht diesen würdigen Mann zu hohen Gnaden anzuempfehlen, indem ich überzeugt bin, dass seine Beförderung dem Dienste die wichtigsten Vortheile bringen muss.“ Und an einer anderen Stelle (Schluss der Relation über die Wegnahme von Marchiennes): „Sowohl diese Thaten und dass dieser capable Mann einen besonderen Antheil an der glücklich ausgeführten Expedition zu Marchiennes, allwo 4000 Feinde ruiniert und 14 Kanons und Haubitzen erobert wurden, hat, bin ich vermöge Pflicht und Gewissen ihm schuldig hiermit zu attestieren.“



Josef Freiherr von Smola.
Nach einer Lithographie von J. Gutezky.

Gleich lobend erwähnt der Feldmarschall Prinz Koburg zu Oefteren „den vielgerühmten Oberlieutenant Smola“; auch in den Relationen des Feldmarschall-Lieutenants Alvinczi, des Feldmarschall-Lieutenants Benjowski u. m. a. wird der Name Smola immer mit besonderem Lobe erwähnt.

Das Feldzugsjahr 1794 fand Smola noch

immer im Corps des mittlerweile zum Feldmarschall-Lieutenant vorgerückten Generals Otto und machte er noch unter dessen Leitung das Gefecht bei Abscon mit. — Mitte April mit seiner Cavallerie-Batterie der leichten Brigade des damaligen Generalmajors Graf Heinrich Bellegarde zugetheilt, bildete diese die Avantgarde der verbündeten Armeen beim Angriff des verschanzten Lagers bei Cateau und Smola's Batterie war die erste, welche ins Gefecht kam und die einzige, welche nach dem spät abends erfochtenen Siege noch den Feind verfolgte. Die erste Gefechtsrelation Bellegarde's an das Armeecommando enthält schon ein wesentliches Lob der Artillerie und in jener über die Gefechte bei Grand Bloeus und Barzy lautet der Schluss: „Vorzüglich angerühmt und der Allerhöchsten Gnade anempfohlen zu werden verdienen. — — Hauptmann Mras und Oberlieutenant Smola von der Artillerie, deren ausgezeichnete Dienste aus der Relation selbst zu ersehen sind."

Ganz ähnliche Schlussätze finden sich in den Berichten über die Schlacht bei Cateau, Favril und Troisville, über das Treffen an der Marque über die Schlachten bei Templeuve und Fleurus.

In letzter Schlacht war er — dem bisher der Kriegsgott nur wohlwollend gewesen — durch das Platzen einer Granate schwer an der Brust verwundet und versengt worden. Doch seine kräftige Natur gestattete ihm schon nach einigen Wochen wieder zu Pferde zu steigen und im Gefechte bei Houtain sich vor den Augen des Prinzen Koburg derart auszuzeichnen, dass dieser an den Hofkriegsrath meldete: „Oberlieutenant Smola von der Artillerie hat auch bei dieser Gelegenheit sich mit seiner gekannten Bravour und Geschicklichkeit verwendet."

Ein nicht uninteressantes Zeugnis der Tüchtigkeit Smola's und seiner Cavallerie-Batterie ist der Umstand, dass jeder Unterofficier und Vormeister derselben decoriert war.

Am 1. Jänner 1796 erhielt Smola das Patent zum Capitän-Lieutenant mit folgender ehrenden Verordnung: „Obwohl der Oberlieutenant Smola noch nicht im Range zur Vorrückung war, so ist er doch in so manchen Gelegenheiten sowohl von dem Commandierenden selbst, als auch sonstigen Herren Generals, unter deren Augen er war, als auch selbst von seinen unmittelbaren Vorgesetzten von der Artillerie wegen seiner besonders thätigen und nützlichen Verwendung dergestalt angerühmt worden, dass man es allerdings der Billigkeit angemessen erachtet hat, bei der gegenwärtigen Beförderung eine vorzügliche Rücksicht auf ihn zu nehmen."

Smola erhielt die Leibcompagnie des 1. Artillerie-Regimentes und vertheidigte mit ihr — als Artillerie-Commandant — die Festung Ehrenbreitstein (8. Juli bis 17. September 1796).

Der Raum und Zweck dieses Aufsatzes verbietet, ein wenn auch nur oberflächliches Eingehen auf diese denkwürdige Vertheidigung und die Thätigkeit der Artillerie während derselben; wie bedeutend diese war, beweist aber die Thatsache, dass die erwähnte Leibcompagnie nach Böhmen in ihre Garnison zurückgekehrt, vom Feldzeugmeister Grafen Kolowrat, Commandierenden von Böhmen, bei jedem Vorbeimarsch durch Abnehmen seines Hutes begrüßt wurde, und hielt dieser General den Hut so lange entblößt, bis der letzte Mann vorbeipassiert war. Der tapfere Festungs-Commandant von Ehrenbreitstein, Oberst Sechter,*) des Generalquartiermeister-Stabes, äußert sich in seinem Berichte vom 26. September an Erzherzog Karl: „Der geschickte und tapfere Artillerie-Hauptmann Smola ist Euer königlichen Hoheit sowohl, als der gesammten k. k. Generalität wegen seines ausgezeichneten Muthes und Bravour, welche er bei allen Gelegenheiten sowohl, in diesem als im Türkenkriege bewiesen, genugsam bekannt; ebenso rühmlich und mit großem Nutzen hat er sich während beider Blockaden allhier verwendet, indem er die Absichten des Feindes mit seiner Artillerie auf die zweckmäßigste Art zu vereiteln wusste, und da er während der ganzen Blockade fast keinen Augenblick die Werke verließ, sondern mit vollkommenster Einsicht aller Orten seine Kanoniers und Bombardeurs aneiferte und leitete; dahero ich denselben ganz besonders Euer königlichen Hoheit gnädigster Rücksicht empfehle."

Im Feldzuge 1799 war der nunmehrige wirkliche Hauptmann Smola bei der Hauptarmee des Erzherzogs Karl eingetheilt. In

---

*) B. E. II. 584.

der Schlacht bei Zürich vertheidigten seine Batterien den Übergang über die Glatt; im zweiten Gefecht bei Zürich und bei dem vergeblichen Brückenschlag bei Dettingen, sowie bei der Erstürmung von Mannheim wirkten sie erfolgreich mit.

Der geschickten Verwendung einer Zwölfpfünder-Batterie, welche durch Gellschüsse über Wasser auf die Distanz von 2500 Schritten die Rheinbrücke zerstörten, und hiedurch den in Mannheim eingeschlossenen Franzosen den Rückzug abschnitten, ist vornehmlich die schnelle Capitulation zuzuschreiben.

Zu Anfang des folgenden Jahres, nachdem Smola in den Gefechten bei Engen (3. Mai) und Mösktirch (5. Mai) thätig mitgewirkt, wurde er bei letzterer Gelegenheit durch einen Zufall verwundet. Er stellte eben einem Kürassier-Wachtmeister ein Tapferkeitszeugnis aus, als eine dahersausende Kanonenkugel dessen gezogenen Säbel zersplitterte und ein Klingenstück tief in Smola's Knie trieb. — Im Spitale zu Ulm wollten die Ärzte das Bein amputieren. Glücklicherweise widersetzte sich Smola hartnäckig diesem Beginnen, und schon nach wenigen Wochen konnte er in der Schlacht von Nördlingen und dem Gefechte von Mondheim mitwirken.

Am 1. December desselben Jahres wurde Smola zum Majoren des Leitmeritzer Bataillons der neu aufgestellten böhmisch-mährischen Legion ernannt und kam nach deren baldiger Auflösung in gleicher Charge zur Artillerie (3. Regiment) zurück.

Im Feldzuge 1805 commandierte er auf Wunsch des Erzherzogs Karl die Artillerie des linken Armeeflügels in Oberitalien, und vollführte mit der Geschützreserve bei dem Rückzuge einen überaus schwierigen Marsch über den Prewald, auf kaum gangbarer mit Glatteis bedeckter Straße.

Im Jahre 1807 zum Oberstlieutenant und beim Ausbruche des Feldzugs 1809 zum Obersten und Artillerie-Chef des III Armee-Corps ernannt, zeichnete er sich durch Thätigkeit und Umsicht in der Artillerie-Verwendung, in den Gefechten bei Landshut, in den Schlachten bei Hausen, Regensburg und Aspern aus. Allerdings erlaubte es seine Stellung nicht mehr wie in den vergangenen Feldzügen, mit einzelnen Geschützen und kleinen Geschützabtheilungen tollkühn an den Feind zu gehen, doch fanden sich auch hier Gelegenheiten, seinen alten Muth zu zeigen. Die Relation über die Schlacht bei Aspern enthält die Worte: „Oberst Smola von der Artillerie hat durch seine unermüdete Thätigkeit in der zweckmäßigen Verwendung des Geschützes und durch seine bekannte Bravour die wesentlichsten Dienste geleistet." An einer anderen Stelle: „Die Artillerie ist unter Leitung des Feldmarschall-Lieutenants Rouvroy und Obersten Smola ihrem alten Ruhme getreu geblieben."

Nach der glorreichen Schlacht wurde in dem berühmten Armeebefehl vom 24. Mai eine höchst seltene Belohnung, die sonst nur hochgestellte Generale trifft, einem Obersten zutheil: Oberst Smola erhielt das Commandeurkreuz des Marien-Theresien-Ordens.

Nach dem Friedensschlusse wurde Smola zum Commandanten des Bombardier-Corps ernannt, beim Ausbruche des Feldzuges 1813 zum Generalmajor befördert und als Feld-Artillerie-Director des in Inner-Österreich unter Commando des Feldzeugmeisters Baron Hiller aufgestellten Armeetheiles bestimmt. Er leitete persönlich die Beschießung des Castells von Trient, wie er auch an allen Gefechten Antheil nahm, mit welchen die innerösterreichische Armee sich den Eingang in Italien erkämpfte. Bei der im Vereine mit der englischen Flotte durchgeführten Beschießung von Venedig war Smola besonders thätig und leitete später die Unterhandlungen wegen der Übergabe der bedeutenden Artillerie- und Marine-Vorräthe mit so ausgezeichnetem Erfolge, dass trotz der Gegenbemühungen des britischen Admirals alles Geschütz, Ausrüstungs- und Schiffsbau-Bedürfnisse, die höchst bedeutende Artillerie-Dotation, alle Linienschiffe, Fregatten u. s. w. ausschließlich an Österreich fielen.

Im Feldzuge 1815 war Smola dem Hauptquartier zugetheilt. In dieser Eigenschaft bot sich ihm weniger Gelegenheit, durch Umsicht und Tapferkeit am Schlachtfelde zu glänzen. Ein Schlaganfall, dessen Folgen verschiedene Heilbäder und die Kunst der berühmtesten Ärzte nur zu lindern vermochten, verbannte ihn nun von der kriegerischen Thätigkeit.

Als Commandant der Artillerie-Brigade in Wien hatte er nun die Möglichkeit, seine

gründlichen Kenntnisse zum Besten seiner Waffe zu verwerten.

Die Proportionierung der Geschützrohre, der verkleinerte Spielraum, Änderungen im Pulver, Geschosswesen, stammen von Smola. Er war ein warmer Vertheidiger des österreichischen Feldgeschützsystems, namentlich der von ihm so herrlich verwendeten Cavallerie-Batterien, und bewies durch das Wetterexercieren einer österreichischen Cavallerie-Batterie, mit den bestberittenen englischen und preußischen reitenden Batterien, zahlreichen fremden Officieren die Überlegenheit der ersteren.

Die 1835 eingeführte Artillerie-Beschirrung wurde von Smola schon 1797 vorgeschlagen, die verbesserte Festungslafette, die hohe Wallafette mit ihren Rahmen und verschiedene Kasematlafetten sind seine Construction; er ist der Verfasser des ersten Artillerie-Exercier-Reglements von 1809, sowie zahlreicher anderer Vorschriften; er war beim Ausbau und der Armierung des seit 1808 zur Hauptfestung erhobenen Komorn; bei der Küstenbefestigung von Triest — wo er neue Glühkugelöfen construierte — besonders verwendet worden, und ihm werden zahlreiche andere artilleristische und fortificatorische Arbeiten zugeschrieben, die der Fachmann am besten zu würdigen versteht.

Das berühmte Artillerie-Handbuch ist wohl von Smola angelegt und das Material hiezu von ihm gesammelt, auch war es 1807 bereits vollendet, die Herausgabe desselben aber blieb seinen beiden Söhnen vorbehalten, deren Namen in der Geschichte der Artillerie-Waffe ebenfalls geglänzt haben. Smola war mit einer Tochter des Feldzeugmeisters Baron Ferdinand Häring — eines ebenfalls sehr verdienten Artilleristen — vermählt, doch trennte der Tod seiner Gemahlin 1807 die kurze glückliche Ehe. — Er selbst aber starb am 29. November 1820 zu Wien, nachdem er in mehr als 30 Schlachten und Gefechten und in einer vielseitigen militärischen Dienstleistung sich hervorragende Verdienste um Thron und Reich erworben hatte.

Anton Dolleczek.

Anton Freiherr von Reisner,

Feldmarschall-Lieutenant und verdienter Artillerie-General.

Die österreichische Artillerie des 18. Jahrhunderts, obwohl durch die unvergesslichen Verdienste des Fürsten Wenzel Liechtenstein zu einer tüchtigen, allgemein geachteten Waffe erhoben, — konnte sich lange Zeit nicht von dem mittelalterlichen Formen- und Zunftwesen losschälen; fanden sich doch Anklänge an dieses noch in den letzten Jahrzehnten vor.

Die Sonderstellung der Artillerie, das unablässige Streben ihrer Angehörigen nach Verbesserung ihrer Waffe und der Nimbus, der diese umgibt, haben in der österreichischen Artillerie jenen herrlichen Geist großgezogen, welcher im Frieden zum rastlosen Studium, im Kriege zu einer kaltblütigen Tapferkeit auffordert; — einer Tapferkeit, welche die schönsten Lorbeeren in den Ruhmeskranz der österreichischen Artillerie geflochten hat.

Der freudige Stolz, dieser Waffe anzugehören, vererbte sich vom Vater zum Sohne, und eine Durchsicht der Schematismen und Officierslisten der Artillerie zeigt von Geschlecht zu Geschlecht immer eine Reihe von Namen sich wiederholend; Namen, die meistens bekannt sind dem engeren Fachforscher, — Namen berühmt geworden am Felde der Ehre.

Einer solchen Artillerie-Familie gehörte Reisner an.

Sein Vater war k. k. Oberstuckhauptmann (Major) und widmete auch seinen Sohn Anton der artilleristischen Laufbahn.

Dieser — geboren im Jahre 1749 zu Neu-Bistriz in Böhmen — trat nach vollendeten Gymnasialstudien als Cadet ex propriis in die erste Artilleriebrigade*) ein, und avan-

*) Die drei Artilleriebrigaden wurden 1772 in Artillerie-Regimenter umgewandelt.

cierte infolge seiner Verwendbarkeit und unterstützt durch die in diese Zeit fallende Reorganisation der Artillerie unverhältnismäßig rasch. Nach achtjähriger Dienstzeit wurde er 1776 zum Lieutenant ernannt, 1784 zum Oberlieutenant, drei Jahre später zum Capitänlieutenant und 1788 zum Hauptmann befördert.

Dem eifrigen Manne brachte der kurze thatenlose Krieg gegen Preußen (1778—1779) keine Gelegenheit zur Auszeichnung; der darauf folgende Feldzug gegen die Türkei 1788, in welchem Hauptmann Reisner beim Linien-Geschütz des Freiherrn von Terzischen Infanterie-Regimentes Nr. 16 (Armeecorps FML. Graf Wartensleben) eingetheilt war, lenkte bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, und trug ihm die allerhöchste Belobung ein, welche Kaiser Josef ihm in einer eigenen Audienz ertheilte.

Der 1792 ausgebrochene französische Revolutionskrieg findet den inzwischen zum Major beförderten Reisner als Artillerie-Commandanten bei verschiedenen Gelegenheiten: bei den Belagerungen von Mannheim, Kehl und des Brückenkopfes von Hüningen zeichnete er sich durch zweckmäßige Verwendung der Artillerie rühmlich aus; im Gefechte bei Kindringen (19. October 1796) wendete er das Schicksal des Tages, indem er aus mehreren sich bereits zurückziehenden Liniengeschützen eine Batterie formierte, diese durch einige Reservegeschütze verstärkte, in die Flanke der vordringenden Franzosen führte, durch anhaltendes Kartätschenfeuer dieselben aufhielt, worauf die bereits zurückgedrängte Brigade des FZM. Grafen Latour wieder vorgehen konnte. — Unterstützt von der abermals vorrückenden Artillerie Reisners eroberte sie das Dorf Kindringen und vertrieb den Feind aus dem Lager bei Theiningen.

Am 12. August 1797 zum Oberstlieutenant avanciert, erhielt Reisner das Commando des Bombardiercorps, dessen eifrige Ausbildung während der zwei Ruhejahre nach dem Frieden von Campo-Formio in dem Kriege in Italien ihre reichlichen Früchte trug.

Die vom FZM. Freiherrn von Kray*) geleitete Belagerung von Mantua wurde unter sehr schwierigen Umständen begonnen.

Der Belagerungspark war nicht genügend vorhanden und musste erst aus den Beständen der Festungen Verona und Legnago beschafft werden; Bespannungen und andere Transportmittel waren kaum aufzubringen und der mühselige Transport des Artillerie-Materials theils durch widersprechende Befehle des russischen FM. Fürst Suwarow, theils durch das Vordringen des französischen Corps Macdonald wiederholt aufgehalten und rückbeordert.

Erst nach der Schlacht an der Trebbia (18. und 19. Juni) konnte an eine ungestörte Belagerung Mantuas gedacht werden.

Oberstlieutenant Reisner, welcher die Transporte geleitet, war zum Belagerungs-Artillerie-Chef ernannt und hauptsächlich der geschickten Verwendung der Geschütze ist der rasche Fall dieser wichtigen Festung zu danken.

In der Nacht auf den 8. Juli begann der Bau der ersten Angriffs-Batterie und am 28. desselben Monats capitulierte die Besatzung auf Gnade und Ungnade, 601 Geschütze mit über 15.000 Stück Munitionssorten den Siegern übergebend. Ein halbes Jahr später — während welcher Zeit Reisner mit der Überführung und Ordnung zahlreicher Artilleriegüter, sowie der Bewältigung einiger kleiner fester Plätze beschäftigt war — fällt durch die außerordentliche Verwendung der österreichischen Artillerie — abermals geführt von Reisner — der letzte feste Ort, den die Franzosen noch in dieser Gegend besaßen — Cuneo, nach einer kräftigen Beschießung.

Reisner hatte 138 Kanonen, Haubitzen und Mörser zusammengebracht, sie reichlich mit Munition ausgerüstet und in zwanzig Batterien vertheilt.

Am 2. December Früh 7 Uhr begann das Bombardement, wobei jede Kanone bei hundert Schüsse, jede Haubitze und jeder Mörser über sechzig Würfe thaten. Im Ganzen wurden binnen 24 Stunden 12.000 Schüsse und Würfe gemacht, deren verheerende Wirkung die Belagerten schon am 3. December zur Capitulation nöthigte, obwohl sie über 148 Geschütze verfügten. Die Verdienste Reisner's in den Belagerungen während dieses Jahres wurden durch das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens und durch die Beförderung zum Obersten und Commandanten des 2. Feldartillerie-Regimentes belohnt.

Das Jahr 1800 führte ihn als Feldartillerie-Director nach Italien; in der un-

---

*) B. E. I. 518.

glücklichen Schlacht bei Marengo wurde er durch eine Gewehrkugel am Kopfe verwundet, machte aber trotzdem die Gefechte bei Valeggio, Villafranca und Verona mit.

Die erwähnte Verwundung, sowie mehrere Säbelhiebe, die er bei seiner Gefangennahme in einem Treffen an der Piave 1809 erhielt, bildeten den Grund zu einer gefährlichen Kopfkrankheit, welche ihn bis an sein Lebensende quälte.

Im Jahre 1805 zum General-Major, 1809 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, berief ihn der Krieg 1813 gegen Frankreich abermals auf den Posten eines Feld-Artillerie-Directors.

Wie die Artillerie verwendet wurde und welchen Antheil sie an den Siegen von Kulm und Leipzig genommen, beweisen am deutlichsten die hohen Ehrenzeichen, welche die drei verbündeten Monarchen dem FML. Reisner ertheilten, er durfte sich mit dem Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens, dem russischen St. Annen- und dem preußischen rothen Adler-Orden II. Classe schmücken.

Mit gleichem Eifer wirkte Reisner während des ganzen Feldzuges und die österreichische Artillerie fand unter seiner Führung noch manche Gelegenheit, ihren Ruhm zu vermehren, namentlich als einige Unfälle und die überraschenden Marschbewegungen Napoleons die Reserve-Artilleriekörper bloßzustellen drohten.

In dem kurzen Feldzuge 1815 sehen wir Reisner zum fünftenmale als Feldartillerie-Director, und nach Beendigung des Krieges als weisen Organisator der Artillerie.

Nach dem Tode des FZM. Freiherrn von Unterberger*) erhielt Reisner am 25. April 1818 die Leitung des Artillerie-Hauptzeugsamtes und bekleidete noch in demselben Jahre ad interim die Stelle des General-Artillerie-Directors, bis zum Antritt dieses wichtigen Amtes durch Erzherzog Ludwig. Noch einige Jahre arbeitete der thätige General eifrig und rastlos in seiner Stellung. Mit einer Pedanterie, die man häufig bei alten Artilleristen findet, und die auch ihre Vortheile besitzt, hatte er sich umfassende und peinlich genaue Tabellen angelegt, welche es ihm gestatteten, jeden Augenblick über den personellen und materiellen Zustand der ihm unterstehenden Waffe unterrichtet zu sein. — Die angestrengten geistigen Arbeiten, die vielen Verwundungen, namentlich jene bei Marengo, verschlimmerten seinen körperlichen Zustand bedeutend; und obwohl seine kräftige Leibesconstitution gegen den Tod länger kämpfte, als es die Kunst der Ärzte vorhergesagt, — sie konnte den unaufhaltsamen Verfall nicht verzögern. Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Reisner starb am 22. October 1822 im 73. Jahre seines Alters nach fünfundfünfzigjähriger Dienstzeit.

Seine — ihm 1802 angetraute — Gattin Franziska, war die Witwe des Artillerie-Oberstlieutenants Mobrai und eine geborene Maresch, gieng ihm im Tode um zwei Jahre voran. — Sein Sohn stand als Lieutenant beim 2. Feld-Artillerie-Regiment im Dienste.

Anton Dolleczek.

*) Dieser 1818 gestorbene General ist einer der Zierden unserer Artillerie, der unter vier Kaisern diente, durch hervorragende Leistungen im Kriege und im Frieden die höchsten Würden, sowie das Ritter- und später das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens erwarb und auch bei verschiedenen Mitgliedern des Kaiserhauses als Lehrer erfolgreich thätig war. Er hat sich auch als Fachschriftsteller vortheilhaft bemerkbar gemacht.

Adam Casimir Fürst Czartoryski-Sangusco,

k. k. Feldmarschall.

Für Ruhmesthaten sendet, uns zum Segen,
Ein gnädig Schicksal große Männer aus;
Nicht Gönner nur, die eitle Wünsche hegen. —
Welch' einen Glanz verleihst du deinem Haus!
Dem edlen Stamm, ein würd'ger Sohn entsprossen,
Bist du, o Fürst, der Wissenschaften Hort,
Du schirmst Talente, Arbeit, unverdrossen;
Sie finden Lohn und achten auf dein Wort.
Manch' Denkmal wird es uns're Enkel lehren,
Dass dich für edlen Schutz die Musen ehren.*)

Diese, von einem Zeitgenossen des Fürsten Czartoryski in die „Widmung" seiner Werke aufgenommenen Worte kennzeichnen trefflich den mächtigen Gönner und Wohlthäter der Gelehrten, den wahren Beschützer der Wissenschaften, den edlen Menschenfreund. Fürst Czartoryski ist eine der edelsten Gestalten des vorigen Jahrhunderts, einer der um das Wohl seiner Landsleute am meisten bekümmerten Männer. Als er starb, fühlte das ganze Land den großen Verlust: eine Flut dankbarer Nachrufe, lobpreisender Erinnerung gaben der allgemeinen Trauer, dem tiefempfundenen Schmerze beredten Ausdruck. Diese hervorragende Stellung verdankt Czartoryski weniger seiner hohen Geburt, als seiner Uneigennützigkeit und seinen vorzüglichen geistigen Eigenschaften, denn er war im öffentlichen Dienste, wie in seiner literarischen Thätigkeit gleich groß und gleich bedeutend. Die letztere Thätigkeit gereicht dem großen Manne nicht weniger zur Empfehlung, als die pflichtgetreue Erfüllung der ihm durch seine Stellung obliegenden amtlichen Pflichten.

Adam Casimir Fürst Czartoryski wurde als der Sohn des August Alexander, eines ruthenischen Woywoden und der Maria Sophie geb. Sieniawska am 1. December 1734 in Danzig, zur Zeit, als diese Stadt vom russischen Feldmarschall Grafen Münnich belagert wurde, geboren. Die erste Erziehung erhielt er im väterlichen Hause, zu Lehrern hatte er den Franzosen Monnet und den Polen Thomas Prußak, den späteren Castellan von Danzig. Der erstere vermittelte ihm die geistigen Errungenschaften des abendländischen Europa, der zweite sollte ihm vorangehen in der Ausübung der vaterländischen Tugenden. Eine Reise in das Ausland, die er in den folgenden Jahren unternahm, war ein Bildungselement, das nur einem mit materiellen Mitteln reich Ausgestattetem zutheil werden konnte; sie muss als ein Ereignis bezeichnet werden im Leben eines Mannes, der den Nutzen einer solchen Reise in vollem Maße zu verwerten imstande war, denn er hatte jetzt die Möglichkeit, manche Überlegenheit des civilisierten Europa kennen zu lernen, er hatte aber auch die Vorzüge seines Heimatlandes, die andere Völker entbehren müssen, schätzen gelernt. Nachdem er Deutschland, Italien, Frankreich und England besichtigt hatte, kehrte er auf den Wunsch seines Vaters nach Hause zurück und war in den Jahren 1756, 1758 und 1761 Abgeordneter des Landtages, am 23. December 1758 wurde er zum General der podolischen Lande befördert, als solcher ist er in der politischen Geschichte und in der Literatur sehr bekannt. Drei Jahre später (19. November 1761) feierte er seine Vermählung mit Isabella, der Tochter des Georg Grafen Flemming, des litauischen Schatzmeisters, späteren Woywoden von Pommern. Die energische, taktvolle und erfolgreiche Amtsführung ließen schon jetzt das zukünftige Feldherrngenie voraussehen. Der Vater des jungen Diplomaten hatte ihn zum Throne bestimmt; diesem Umstande schreiben auch einige seine häufigen Reisen nach Petersburg zu; Czar Peter III. von Russland hatte schon früher den jungen Kronprätendenten kennen und achten gelernt, er versprach ihm seine Hilfe zur Erlangung der polnischen Krone und zeichnete ihn durch die Verleihung des St. Andreas-Ordens aus. In seiner angeborenen Bescheidenheit lehnte der junge Fürst die Krone ab, wiewohl der Wahllandtag zu Sadowa Wißnia ihn als den geeignetsten Candidaten vorgeschlagen hatte. Die schwierige Stellung eines Regenten ließ ihn die große Ehre verschmähen, er gönnte den Thron seinem nahen Anverwandten, dem Grafen Stanislaus August Poniatowski, dessen Wahl er bei dem Wahl-

*) Das Gedicht des Lustspieldichters Fr. Zabłocki, vom Verfasser dieses Aufsatzes übersetzt.

landtag unterschrieben hat. Zum zweitenmale als Abgeordneter von Livland erwählt, unterzeichnete er die Auflösung der Conföderation zu Radom. Die Barer Conföderation erfüllte ihn mit Widerwillen, weder sie, noch die allgemeinen Wirren des Landes überhaupt vermochten ihm ein Interesse einzuflößen. Das allgemeine Wohl, fern von dämagogischen Umtrieben, war das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte. Alle heilsamen Reformen, jede gemeinnützige Unternehmung fand in ihm einen trefflichen Förderer. Czartoryski hatte wohl erkannt, dass die Ausbildung der Officiere eine der wichtigsten Sorgen des Staates sein müsse und so unterstützte er den König bei der Begründung der Ritterakademie, die ihm wesentlich ihre Entstehung (im Jahre 1766) verdankte und er übernahm auch deren oberste Leitung. Im Cadettencorps verbrachte der Fürst die glücklichsten Stunden, den seiner Obhut anvertrauten Zöglingen lehrte er ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen und in ihrer Brust die Ideale echter Ritterlichkeit pflegen; Generale wie der bekannte Kniaziewicz, Fischer u. a. trugen in den noch erhaltenen, an den Fürsten gerichteten Briefen ihre Schuld an ihren trefflichen Lehrer ab. In der Erinnerung seiner Zöglinge, die Kościusko in ihrer Mitte zählten, wurde Czartoryski zum idealen Vorbilde der Ritterlichkeit. Dem Militärwesen blieb der Fürst zeitlebens getreu; vom Jahre 1777 an bekleidete er die Stelle eines General-Lieutenants bei dem litauischen Heere. Durch sein mühevolles Bestreben, durch eigene Geldopfer hatte er das Regiment der litauischen Garde zum Muster einer durch Ordnung und vorzügliche Ausbildung ausgezeichneten Heeresabtheilung umgewandelt. Seine Gesinnung, sowie die treffliche Beurtheilung der Zeitverhältnisse ließen ihn an den stürmischen Landtagen, die nach Verschwendung vieler Zeit doch erfolglos bleiben mussten, keinen Antheil nehmen. Die lange im Stillen genährte Abneigung gegen den König Stanislaus loderte endlich in hellen Flammen auf, als man Czartoryski einer seiner unwürdigen That zu verdächtigen sich erkühnte. Czartoryski beschloss, die Residenzstadt Warschau, in welcher man ihm durch grundlose Hofränke seine großen Verdienste so schlecht zu lohnen verstand, zu verlassen und sich auf seine Güter in Galizien zurückzuziehen. Kaiser Franz II. (I.) war überzeugt, dass er an Czartoryski einen tüchtigen General gewinnen könne und dass Niemand würdiger sei, den Oberbefehl und die Leitung der gerade in dieser Zeit gebildeten, aus der polnischen Jugend recrutierten galizischen Garde zu übernehmen, als der in vielerlei Diensten wohlerprobte Mann. Fast gleichzeitig mit der Ernennung hiezu wurde Czartoryski (1802) Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 9 und k. k. Feldzeugmeister. Der Fürst Czartoryski war einer von jenen Polen, die schon damals so hohe Würden aus den Händen des österreichischen Monarchen empfiengen; vor ihm waren schon der FZM. Fürst Lubomirski 1683, der FM. Fürst Theodor Lubomirski 1734 und der FZM. Graf (später Fürst) Andreas Poniatowski, der Vater Josef Poniatowski's, sowie dieser selbst zuletzt als Oberst in österreichischen Diensten gestanden. Fürst Czartoryski war einer der Ersten, welche in der Annäherung der Polen an Österreich eine sichere Bürgschaft glücklichen Gedeihens ihres engern Vaterlandes erblickten. Der Brief des Fürsten an den Grafen Ossoliński vom 14. November 1797*) spricht seine Ansicht über die Beziehungen zur österreichischen Regierung aus: „Mit welch' dankbarem Gefühl ich den Brief von Ihnen, mein werter Graf, empfangen habe, kann ich nicht mit Worten ausdrücken; Ihre Freundschaft, Ihre Hochachtung sind für mich eine untrügliche Ursache, stolz zu sein; nach den Verhandlungen und Berathungen stimmen beide Parteien das Te Deum an, keine hält sich für überwunden. Ich begehre den Frieden vom ganzen Herzen, wofern mir solche Bedingungen gestellt werden, die ich ohne Schaden annehmen kann.“ Der enge Anschluss Czartoryski's an Österreich hatte in Galizien die wohlthätigsten Folgen, es hob das Nationalgefühl der Gutgesinnten und weckte die Liebe für das neue gemeinsame Vaterland in mancher polnischen Brust.

Czartoryski schlug jetzt seinen Wohnsitz abwechselnd in Wien, Krakau, Sieniawa und Puławy auf. Der letztere Ort war in dieser Zeit sehr berühmt, denn er vereinigte viele geistige Schätze der großen Vergangenheit in sich, des Fürsten hochbegabte Gemahlin, Isabella, ließ hier ein im gothischen Stile er-

*) Hier zum erstenmale aus der Autographensammlung des Ossolineums (Nr. 355) veröffentlicht.

bautes, „Sybilla" genanntes, von Delille, Kriaźnin, Trembecki und anderen Dichtern gepriesenes Haus zur Bergung der hier vereinigten Kunstdenkmäler errichten. So lebte der Fürst, im öffentlichen wie im privaten Leben auf das schönste gefördert und ausgezeichnet bis in die letzten Lebensjahre. Kaiser Franz II. zeichnete ihn durch die Verleihung des „goldenen Vließes" und die Ernennung zum Feldmarschall (1805) aus, der russische Kaiser Alexander beehrte ihn im Jahre 1805 durch einen Besuch in seinem Wohnsitz Puławy. Viele bedeutende Männer standen zu dem Fürsten in nahen und nächsten Verhältnissen, sie haben gewisse Charakterzüge Czartoryski's zu Papier gebracht und damit in dem Leser die verschiedenartigsten Stimmungen vom Großartigen bis zum Humoristischen hervorgerufen. Der Dichter Franz Karpinski erzählt in seinen Memoiren so manche köstliche Anekdote, die den Charakter des Fürsten von der liebenswürdigsten Seite beleuchtet. Die trefflichste Schilderung Czartoryski's scheint mir sein Zeitgenosse, der Dichter Kajetan Koźmian geliefert zu haben. Seine Äußerungen sind höchst interessant und die Persönlichkeit des Fürsten macht es vielleicht auch deutschen Lesern wünschenswert, einige Bruchstücke derselben kennen zu lernen.

„Der Umgang mit dem Fürsten Czartoryski war äußerst herzerfreuend; eine herzgewinnende Höflichkeit, unerschöpfliche Güte, ein heiterer Humor, der ihm bis in die spätesten Lebensjahre geblieben war, sorgfältige Beobachtung der gesellschaftlichen Formen, eine unerreichbare Anmuth bildeten den Grundzug seines Charakters und Naturells. Er wusste den Wert echter Freundschaft zu schätzen, und hielt strenge an derselben fest, die Vertraulichkeit wusste er durch angeborenen Adel zu mäßigen; sein Ernst zog ihm niemals den Vorwurf des Stolzes zu, der Frohsinn war nie Ursache der Beleidigung; wohin er sich wenden mochte, überall war er die Seele und die Wonne der Gesellschaft, überall verbreitete er Anmuth und Würde um sich, wobei ihm der reiche Schatz eigener Erfahrung und Erlebnisse sehr gut zu statten kam."

Die wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten Czartoryski's hatten in seiner praktischen Thätigkeit ihren Grund; alles, was er ersann und schuf, sollte den praktischen Bedürfnissen seiner Landsleute genügen; dies war die Richtschnur seiner theoretischen Versuche, der Wegweiser in seinem literarischen Wirken. Als Leiter der Cadettenschule erzielte er die schönsten Erfolge. Bald nach seinem Tode fassten die noch übrig gebliebenen ehemaligen Zöglinge der alten Ritterschule den Plan, das Andenken dieses Mannes, durch ein Denkmal zu bewahren, das auf ihre eigenen Kosten errichtet werden sollte. Ein kolossales Brustbild wurde in der Vorhalle des Kasimir Palais in Warschau, wo sich ehemals das Local der Schule befand, aufgestellt, worauf die schlichten, aber inhaltsschweren Worte stehen: Adamo Principi Czartoryski. Eo duce hisce in aedibus ab Anno MDCCLXV. ad Annum MDCCXCIV. Alumni Superstites MDCCCXXIV.*) Die feierliche Enthüllung der Statue fand am 16. Mai 1824 statt. Außerdem ließen dieselben dankbaren Schüler zu Ehren Czartoryski's eine Medaille prägen, die an der einen Seite das Brustbild des Fürsten, an der anderen dieselben Worte, welche das Standbild zieren, enthält. Welche hohe Meinung Czartoryski von der Erziehung der Officiere hatte, welche Maßregeln anzuwenden er bestrebt war, um seine Zöglinge zu tüchtigen Männern auszubilden, das lesen wir heute in seinem „Moralischen Katechismus" für die Schule des Cadettencorps; die Tugend eines Officiers besteht bei ihm in der angeborenen Unfähigkeit, etwas Niedriges oder Schmutziges zu begehen, in der Ehre, die keine Furcht und keinen Zwang kennt, in der Sittlichkeit, Gefälligkeit und Offenheit im Verkehre mit den Kameraden. Und mit ähnlichen Worten ertheilt er seinen gewesenen Zöglingen, die nach Absolvierung der Cadettenschule ins Ausland sich zu begeben gesonnen waren, wohlgemeinte Winke für ihre künftige Ausbildung. Er schreibt ihnen u. a. „Mais il importe de mettre tous vos soins à acquérir le mérite et les connaissances pour justifier Votre avancement, ou bien pour vous consoler par les suffrages du public, de l'injustice de ceux qui vous auront ou méconnus, ou negligés. Appliquez Vous à la langue française, ainsi qu'à la langue allemande,

*) „Dem Fürsten Adam Czartoryski, ihrem Meister in diesem Gebäude vom Jahre 1765 bis zum Jahre 1794 die noch lebenden Zöglinge im Jahre 1824."

qui, vu les progrès que les sciences et la littérature font tous les jours dans cette partie de l'Europe; devient essentielle par là, quand même elle ne servît pas d'ailleurs à tout Polonais par les rapports du voisinage." *)

Wie Czartoryski die Wissenschaft und Kunst zu schätzen wusste, so schätzte er auch die Träger derselben und förderte jedes Talent, das einer Aufmunterung und Hilfe bedurfte. Es genügt zu sagen, dass die beiden als Dichter wie Geschichtsschreiber gleich großen Männer, Naruszewicz und Niemcewicz ihre Ausbildung hauptsächlich diesem edlen Menschenfreunde verdanken. Dieses humane und erhabene Ziel, welchem Czartoryski zeitlebens getreu blieb, wurde durch die berühmten Donnerstag-Mahlzeiten aufs erfreulichste verstärkt.

Um dem literarischen Leben einen festen Mittelpunkt zu geben, die Schriftsteller und Gelehrten einander näher zu bringen, öffnete er in der Residenz Warschau seinen Salon den Gelehrten und vereinigte in jeder Woche einmal die geistige Gesellschaft Polens. Manches bedeutende literarische Erzeugnis hatte diesen gesellschaftlichen Zusammenkünften sein Entstehen zu verdanken. Jedes wichtige literarische Unternehmen fand in Czartoryski mächtige Förderung und Unterstützung. Linde, der Verfasser des bekannten Wörterbuchs, widmet sein Werk seinem großen Gönner und Wohlthäter mit den bezeichnenden Worten: „Als ich mit der Abfassung meines Wörterbuchs beschäftigt war, brachte mir ein günstiges Geschick Hilfe in der Person des die Wissenschaften so mächtig fördernden Fürsten Czartoryski. Er hat mein Werk mit zahlreichen Beiträgen und Erläuterungen bereichert, er hat, als es endlich erscheinen sollte, den halben Beitrag der Summe, die zur Herausgabe nöthig war, freiwillig vorgeschossen." Es ist eine beachtenswerte Erscheinung, dass überall dort, wo Czartoryski seinen Wohnsitz aufschlägt, er eine erwärmende und belebende Quelle für alle diejenigen wird, deren Geist auf das Höhere gerichtet ist. Puławy, der spätere Aufenthaltsort Czartoryski's, kann in Anbetracht der vielen, dort lebenden Musensöhne, mit Recht als der Sitz der damaligen polnischen Musen, wie ein Literarhistoriker es nennt, bezeichnet werden. In Puławy besingt Szymanowski die Reize der Göttin von Paphos; Pirumowicz, der große Pädagog, schreibt hier seine berühmten Erziehungswerke, Zabłocki, der gewandte Salondichter, übersetzt hier den damals unumschränkt herrschenden Molière, Kniaźnin, der melancholisch-sentimentale, durch Selbstmord sein Leben endende Dichter, findet hier in seinem Unglück Trost und sichere Zuflucht vor den mächtig auf ihn eindringenden Schicksalsschlägen. — Wenn man sich erinnert, dass das Leben Czartoryski's ununterbrochen öffentlichen Diensten gewidmet war, so wird man über seinen großen Fleiß staunen müssen, mit dem er an selbständigen, wohl durchdachten, mannigfache Gebiete umschließenden Werken arbeitete. Eine ausgedehnte Correspondenz, die von ihm angelegte, reiche Bibliothek in Puławy, seine theils veröffentlichten, theils in Handschrift vorliegenden Werke sind ein schönes Denkmal seiner geistigen Thätigkeit. Die zahlreichen, noch nicht veröffentlichten Briefe Czartoryski's beweisen, dass er mit vielen der größten Männer des Jahrhunderts, sowie seines Vaterlandes: mit Goethe, Herder, Kleist, Ossoliński, Ignaz Potocki, Czaski in Verbindung stand. Seiner großen Bibliothek, die ihm bei seinen Arbeiten sehr gut zu statten kam, schönster Schmuck war die Büchersammlung des rühmlichst bekannten Satirikers Lukas Opaliński; für das Theater suchte er neue Stücke zu schaffen, und lieferte einige gelungene Komödien: „Das heiratslustige Fräulein", „Der Kaffee", „Der Stolze", „Der Spieler" u. a. Auch hierin hat Czartoryski sich große Verdienste erworben; denn er war einer der Ersten, die das Theater durch Originalstücke zu heben suchten. Sein Hauptwerk bilden aber die „Gedanken über die polnischen Schriften mit Anmerkungen über die Art, in verschiedenen Materien zu schreiben," herausgegeben im Jahre 1810. Das Buch

*) Es ist nothwendig, dass Sie sich besonders bemühen, derartige Verdienste und Kenntnisse zu erwerben, welche ihre Beförderung rechtfertigen oder Ihnen auch die öffentliche Anerkennung zuwenden, welche Sie über die Ungerechtigkeit Jener tröstet, die Sie entweder verkennen oder vernachlässigen. Wenden Sie ihre Sorgfalt auch dem Studium der französischen, sowie der deutschen Sprache zu, die angesichts der Fortschritte, welche die Wissenschaften und die Literatur in diesem Theile Europas ununterbrochen machen, selbst dann sehr nothwendig wäre, wenn diese Sprachen nicht schon allen Polen wegen des Verkehrs mit ihren Nachbarn dienlich wären. Übersetzung des Herausgebers.

hat noch heute, wo sich manche Ansichten in der Literatur geändert haben, einen unbestrittenen Wert; da es manche noch unerkannte Wahrheit mit einer damals unerhörten Kühnheit heraussagte. „Die Polen besaßen und besitzen noch heute,“ sagt Czartoryski, „eine Fülle geistigen Reichthums; es fehlt ihnen jedoch an Fleiß, Arbeitsamkeit und an der Kunst, die Kenntnisse fruchtbar zu machen. Adsunt divitiae, abest ars fruendi“. (Der Reichthum ist da, es fehlt aber die Kunst, den Reichthum zu gebrauchen.) Die ernste, unablässige Mahnung zur Arbeit ist eine der wertvollsten Eigenschaften Czartoryski's. Die streng unparteiische Behandlung der Geschichtsforschung war für ihn ein Ideal, auf das er wiederholt zu sprechen kommt, er bekennt öfters, dass alle persönlichen Anschauungen, das damals übliche Lobpreisen der Vergangenheit aus der Geschichtsschreibung entfernt werden müssen; wäre der Plan, eine Geschichte der Regierung Sigismund Augusts zu verfassen, bei Czartoryski zur Wirklichkeit geworden, wie sehr wäre die Einsicht seiner Zeitgenossen in die Geschichte der schönen Periode polnischer Gelehrsamkeit des 16. Jahrhunderts gefördert worden. Wie sehr ihm eine objective Darstellung der politischen und literarischen Verhältnisse Polens im Zeitalter der Jagellonen am Herzen lag, beweist der schöne, an den Grafen Josef Maximilian Ossoliński gerichtete Brief*), vom 23. September 1803.

„Nichts könnte mir eine größere Freude bereiten, als die Nachricht, mit der man mich überraschte, dass Sie, geehrter Graf, das Leben Sigismunds I. darzustellen beabsichtigen. Diese so wichtige Periode ist wirklich wert, dass Ihre Arbeit und Ihre geschickte Feder über sie neues Licht ausbreite, da sie ganz bestimmt nicht mit der landläufigen Ungenauigkeit wird dargestellt werden, weil sie eine Geschichte, kein Lobgedicht sei, weil sie die Bedeutung Polens, dessen Gang durch sich selbst berechnet ist, von der zufälligen und aus günstigen Verhältnissen entspringender Herrlichkeit unterscheiden, weil sie in die Analyse seiner politischen Fehler eindringen wird, sie wird den Charakter der Königin (Bona) entdecken, die Kraft ihres geistigen Einflusses, die Werkzeuge ihrer Ränke deutlich erklären, sie wird schließlich (so weit dies geschehen kann und soweit die Urkunden dies möglich machen) den Schleier lüften, der bis zur Stunde die ganze Transaction der Lemberger Zusammenkunft verhüllt, sie wird uns die Beweggründe des beabsichtigten Zuges nach der Moldau, dessen vorgespiegelten Nutzen klar machen; sie wird uns lehren, warum der König so viele demüthigende Widerwärtigkeiten erlitten, sie wird darlegen, ob Sorglosigkeit oder eine tadelnswerte Fahrlässigkeit Schuld daran ist, dass der König die tollkühnen und rebellischen Feinde nicht bezwingen konnte; hoffentlich finden wir darin auch ein klares Bild des Culturstandes, der Sitten, der Verfassung, der Gebräuche im privaten wie im häuslichen Leben; über dies Alles wird Ihr klarer Verstand und Ihre gewandte Feder, lieber Graf, ein wohlthuendes Licht verbreiten.“ Auch hier wehrt sich Czartoryski gegen die einseitige Herrschaft der subjectiven Geschichtsforschung und wiewohl er voll Begeisterung von den geschichtlichen Thatsachen spricht, so macht er dennoch Front gegen den idealen Bewunderer und Lobredner der Vergangenheit. Im Leben wie in den Schriften suchte er überall unverfälschte Wahrheit und Humanität; die Verwertung seiner Kräfte für gemeinnützige Interessen waren seine Ideen und Ideale; sein in Sienawa am 20. März 1823 erfolgter Tod machte den edlen Bestrebungen ein Ende, aber nicht der dankbaren Erinnerung seiner Zeitgenossen, denen die traurige Nachricht vom Ableben des edlen Menschenfreundes manchen Schmerzensschrei entlockte. Ein zeitgenössischer Dichter fasst die Bedeutung des Verblichenen in die treffenden Worte zusammen:

Ach! da liegt geknickt, wie längst die Ahnung drohte,
Uns'res Baues Stütze: unser theure Todte,
Der ein Jahrhundert ruhmvoll wirkend lehrte
Und durch seine Würde uns're Heimat ehrte.
Jetzt da ihn geraubt der Zeit gewalt'ge Hand:
Wein' o ganzes Volk! in dem verwaisten Land!*)

Eduard Schnobrich.

*) Hier zum erstenmale veröffentlicht.

*) In der „Elegie“ auf den Todestag des Fürsten Adam Czartoryski, Feldmarschall des k. k. österreichischen Heeres, Ritter des goldenen Vließes und vieler anderer Orden, von Raphael Weżyk, Lemberg, bei Piller 1823; vom Verfasser dieses Aufsatzes übersetzt.

Matthäus von Collin,

Dichter und Schriftsteller.

Noch immer ist kein Österreicher als Verfasser einer gesammten deutschen Literaturgeschichte aufgetreten. Es ist das zu beklagen. Während selbst unbedeutende Schriftsteller in den von Norddeutschen geschriebenen Compendien mit Aufmerksamkeit behandelt werden, finden die österreichischen Dichter, mit wenigen Ausnahmen nur eine flüchtige Beachtung. Hat doch z. B. Heinrich Laube in seiner leichtfertigen, übrigens bereits verschollenen Geschichte der deutschen Literatur Heinrich von Collin*) in sage 8 Zeilen abgethan, und Matthäus von Collin gar nicht genannt.

Während Heinrich von Collin durch sein marmornes Denkmal in der Karlskirche, durch eine seinen Namen führende wohlthätige Stiftung für Studenten, durch ihm in neuerer Zeit gewidmete Monographien immer wieder die Aufmerksamkeit der Gegenwart zugewendet wird; während selbst durch eine seltsame Fügung seine Gebeine keine ungestörte Ruhestätte finden können und immer wieder an ihn mahnen, ist sein Bruder Matthäus völlig verschollen. Mit großem Unrecht. Nicht allein als begabter Dichter, als Mann der Wissenschaft, und durch seine bedeutende sociale Stellung verdient er es, ja die Manen des Todten dürfen es fordern, dass er der völligen Vergessenheit entzogen, seine Büste auf das ihr gebürende Piedestal in einer österreichischen Ruhmeshalle gestellt, und sein Name in einem „Ehrenbuche" österreichischer Dichter eingezeichnet werde.

Matthäus Collin wurde am 3. December 1779 in Wien geboren. Erst 5 Jahre alt, verlor er den Vater und wurde einem Privatinstitute zur Erziehung übergeben. Philosophie und Ästhetik zogen ihn zumeist an, hinderten ihn aber nicht, juridischen Studien obzuliegen, die er eifrig betrieb, bis er im Jahre 1804 zum Doctor der Rechte an der Wiener Universität promoviert wurde. Seine Absicht, sich als Reichsagent anstellen zu lassen, gieng nicht in Erfüllung. Er ließ sich einige Zeit beim Magistrate von Wien verwenden, bis er im Jahre 1808 zum Professor der Geschichte, der Philosophie und Ästhetik in Krakau ernannt wurde. Durch die Kriegsereignisse mannigfachen Drangsalen preisgegeben, wurde er zwei Jahre später in gleicher Eigenschaft nach Wien versetzt. Hier gründete er die ihrer Zeit einflussreiche „Literatur-Zeitung," in welcher nebst vielen kritischen Artikeln seine „Aphorismen über Philosophie und Kunst" erschienen. Mit lebhafter Phantasie begabt, hatten seine poetischen Regungen eine besondere Nahrung durch das Unglück der von ihm heiß geliebten Mutter empfangen. Sie erblindete und der Sohn widmete ihr jede seinen Studien abgewonnene Stunde, um ihr vorzulesen, sie mit Gespräch zu erheitern und zu trösten. Auf diese Weise jedem Verkehr mit Jugendgenossen und ihren heiteren Zerstreuungen fern, baute sich in ihm eine phantastische Welt auf. Er schrieb einige Romane im Stile der damaligen Ritter- und Gespenstergeschichten, die auch unter einem streng eingehaltenen Pseudonym gedruckt wurden. Er hat sich selbst intimsten Freunden gegenüber nur ungern als deren Verfasser bekannt. Mit seinem Namen trat der zwanzigjährige Jüngling erst auf, als er ein lyrisches Schauspiel „Calthon und Colmal" vollendet hatte. Ein komisches, in österreichischem Dialecte geschriebenes, für das Theater in der Leopoldstadt bestimmtes Volksstück „Edmund, der Geist des Hochgerichts" wurde gleich dem Schauspiele, das er für das Hofburgtheater bestimmt hatte, nicht aufgeführt. Zu dieser Zeit entstanden auch ein romantisches Gedicht „Fortunat", Lieder und Balladen.

Während sein Bruder Heinrich größtentheils für seine Trauerspiele nur Stoffe aus der antiken Welt wählte, wandte sich Matthäus, von der Romantik angezogen, namentlich aber der un-

*) Siehe Seite 73. Der mehr als berechtigte Wunsch dieses Aufsatzes dürfte nun in ziemlich naher Zeit in Erfüllung gehen. Der an der vorzüglichen Militär-Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen als Seelsorger erfolgreichst wirkende geistliche Professor Josef Seeber, als Dichter und Herausgeber der 6. Auflage der Lindemann'schen Literatur-Geschichte bereits vortheilhaft bekannt, arbeitet schon längere Zeit an einem solchen Werke, das in der hochangesehenen Verlagsfirma Herder in Freiburg i/B. erscheinen und den österreichischen Dichtern und Schriftstellern gewiß vollauf gerecht werden wird. A. d. H.

unterbrochenen Mahnung Hormayrs folgend, der vaterländischen Geschichte zu. Er dichtete ein Trauerspiel „Tod Friedrich des Streitbaren", das einen Cyklus von zwölf dramatischen Dichtungen eröffnen sollte. Darunter war auch der böhmische König Ottokar. Die Censur verhinderte die Darstellung, was den patriotisch fühlenden Dichter tief kränkte. Er schrieb noch folgende Dramen: „Bélas Krieg mit dem Vater", „Die feindlichen Söhne", „Der Tod Heinrichs des Grausamen," „Butes," „Streit am Grabe und die Kuenringer," „Marius," „Friedrichs Reichsacht," „Banko's Sturz," „Leopold der Versöhner" und die Lustspiele „Mehr gehalten als versprochen" und „Liebeswerbung." Kaum die Hälfte dieser Dramen, trotz mannigfacher Vorzüge der Charakterzeichnung, ergreifender Situationen und poetisch energischer Sprache, wurde dargestellt. Sie erhielten zwar, aber nur einen rasch vorüberfliegenden Beifall. Der Dichter hat dieselben, in 4 Bänden gesammelt, herausgegeben. Nur zwei Dramen, die Bearbeitung von Racine's „Cid" und nach einem älteren Stücke „Essex" fanden großen andauernden Beifall. Das Erstere erlebte zahlreiche Vorstellungen und „Essex" gieng über alle deutschen Bühnen, während dasselbe noch bis zum Ende des ersten Drittels unseres Jahrhunderts ein beliebtes Repertoirestück des Hofburgtheaters war.

In den Jahren 1811—1814 beschäftigte Collin die Herausgabe der Werke seines Bruders Heinrich, nebst dessen Biographie, in 6 Bänden und vollendete das von diesem nur als Bruchstück zurückgelassene Oratorium „Die Befreiung von Jerusalem."

Dies ist in flüchtigem Umriss die poetische Thätigkeit eines Dichters, dessen Namen mit pietätlosem Unrecht in den von deutschnordischen Literaturhistorikern geschriebenen Werken nicht einmal genannt ist. Und doch hat er durch ein großes Verdienst um die gesammte deutsche Literatur, das Bürgerrecht auf deren Gebiete erworben. Wenn schon die erwähnte, von ihm gegründete Literaturzeitung eine ergiebige Quelle für eine künftige österreichische Literaturgeschichte bietet, so hat er als erster Redacteur der vom Staatskanzler Fürsten Metternich ins Leben gerufenen „Jahrbücher der Literatur" auf das gesammte deutsche Gebiet der Wissenschaft und Kunst einen bedeutenden Einfluss geübt. Die Brüder Schlegel, Stolberg, Tieck, Rückert, Hammer-Purgstall, selbst Goethe nahmen theil an dem Werke, das bis zum Jahre 1848 dauernd, zu wahrem Nachtheil kein gleiches und reich dotiertes literarisches Unternehmen in Österreich gefunden hat. Collin redigierte es aber nicht bloß, er war auch einer der fleißigsten Mitarbeiter desselben. Die Kritiken über Goethes „Dichtung und Wahrheit," über Fouqué's „Zauberring," Theodor Körner's „Dramen" Frau Staëls „De l'Allemagne," Schlegel's „Geschichte der alten und neuen Literatur," den „Divan des Hafis," Rückerts „Östliche Rosen," Platens „Ghaseln," über Leop. Grafen Stolberg's „Gesammelte Werke" u. s. w. stammen aus seiner Feder. Muster wissenschaftlicher und geistig erschöpfender Gründlichkeit, sind sie zugleich beredte Zeugen der Aufnahme, welche die Heroen der deutschen Literatur zunächst in Österreich gefunden haben.

Matthäus Collin, zählte wie sein Bruder Heinrich, auch in der Wiener Gesellschaft zu den angesehensten und wenn von der Literatur die Rede war, mit Stolz genannten Persönlichkeiten. Schon frühzeitig wurde er durch ein glänzendes Vertrauen, wachgerufen durch sein reiches Wissen, wie durch seinen edlen „goldhältigen" Charakter, geehrt, indem ihm der literarische Unterricht der Erzherzoginnen Clementine, Leopoldine und Caroline, dem die Kaiserin selbst anzuwohnen pflegte, bis zu deren Vermählung anvertraut war. Im Jahre 1816 wurde er zum Erzieher des Herzogs von Reichstadt ernannt und war er nicht ohne tiefergehenden Einfluss auf die geistige Richtung und den Charakter des begabten Prinzen.

Wie schon oft, ergriff den trefflichen Mann ein gichtisches Leiden, stärker als je. Aus Bewusstlosigkeit erwachend, fragte er den Arzt, ob er sterben müsse? Als es dieser bejahte, bekreuzte sich Collin und sprach seine letzten Worte: „In Gottes Namen!" Er starb noch im kräftigsten Mannesalter am 23. November 1823 und wurde in Penzing, wo er Haus und Garten besaß, begraben. Kein Geringerer als der berühmte Orientalist, sein intimster Freund Hammer-Purgstall gab bald darauf den dichterischen Nachlass Collin's in zwei Bänden heraus. Sie enthalten das bis dahin ungedruckte Trauerspiel „Essex," „Fortunats Abfahrt von Cypern." Ein Fragment eines Lustspiels „Die Liebeswerbung," ein musikalisches von Mosel componiertes Schauspiel „Die Rück-

kehr" und zum Schlusse historische Balladen und lyrische Gedichte. Dem ersten Bande ist das, nach einem trefflichen Ölgemälde von Kupelwieser, in Kupfer gestochene, Porträt beigegeben. Das künstlerisch bedeutende Gemälde ist von den Erben des Dichters, wenn wir genau unterrichtet sind, bestimmt, die Gallerie der Celebritäten Wiens im neuen Rathhause zu schmücken.

Collin war mit der Tochter eines renommierten Wiener Arztes, Anna Bernart, in glücklicher Ehe verbunden, aus der zwei Söhne und eine Tochter entsprossen sind. Der Ältere starb, vor Jahren schon, als kaiserlicher Stabsofficier; der jüngere Ludwig, Ritter der eisernen Krone war zuletzt pensionierter Hofsecretär des Ministeriums des Äußeren und starb als letzter seines Namens am 11. September 1888 in Wien. Daselbst starb auch die Schwester Henriette, die Kammerfräulein bei der Erzherzogin Sophie gewesen ist. Beide blieben unvermählt und wird mit ihnen der Name Collin sterben.

Rosalie v. Collin, die Schwester der beiden Dichter Heinrich und Matthäus von Collin, ist im Jahre 1776 in Wien geboren. Sorgfältig erzogen und herangebildet, war auch sie schriftstellerisch begabt. Ihrer Zeit in Wien erschienene Taschenbücher enthalten von ihr Gedichte. Selbständig ist von ihr ein nach einer Novelle des Cervantes gedichtetes Lustspiel in 4 Acten „Don Corvizales," 1823 in Brünn erschienen. Sie starb unverehelicht hochbetagt vor vielen Jahren schon in Wien. Die Jahreszahl ist dem Schreiber dieser Skizze unbekannt, doch erinnert er sich, der noch hübschen, sehr bejahrten Matrone anfangs der Dreißiger Jahre einigemal in den Straßen Wiens begegnet zu haben. Sie fiel durch ihre Toilette auf, indem sie der in ihrer Jugendzeit üblichen Tracht treu geblieben war.

Ludwig August Frankl.

Maria Theresia von Paradis,

blinde Pianistin und Compositeurin.

Überall, seit die Welt steht, schlingt sich in das Gewebe auftauchender und untergehender Epochen der goldene Faden der Kunst und umgibt das Haupt derer, die sich ihr gewidmet, mit der Aureole der Verklärung. Besonders aber ist es die Musik, der Genius Einzelner und die Beherrscherin der Massen, welche ihre Jünger über die Erde erhebt und in die Begeisterung für die Leistungen der letzteren jene unbewusste Rührung einfließen lässt, die im Herzen allein ihren Ursprung hat. Noch im erhöhteren Maße aber ist dies wohl der Fall, wenn die Person des Künstlers uns unter eigenthümlichen Umständen entgegentritt, die unser Interesse, wie unsere Theilnahme doppelt in Anspruch nehmen.

So war es, als die junge Künstlerin Maria Theresia v. Paradis, die Tochter des n.-ö. Regierungsrathes Josef v. Paradis, die 1759 zu Wien geboren ward, in die Öffentlichkeit trat. Nicht ganz drei Jahre alt, wurde sie durch einen Nervenschlag, Andere behaupteten infolge eines heftigen Schreckens, blind, ohne Hoffnung einer Wiederherstellung. Das geistige Leben des Kindes entwickelte sich gerade durch dieses Unglück sehr rasch, wozu aber auch die sorgfältige und liebevolle Erziehung, welche ihre Eltern dem armen Kinde gaben, viel beitrug. Vor allem war es die Musik, für die sie eine bedeutende Begabung besaß. Elf Jahre alt, spielte sie in der Augustinerkirche in Wien in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia, ihrer Taufpathin, auf der Orgel und sang dazu. Die Kaiserin war von Spiel und Gesang der Kleinen so entzückt, dass sie ihr einen Jahrgehalt von 200 fl. bestimmte. Eine kurze Zeit hindurch, als sie eben 18 Jahre alt war, hatte man Hoffnung, sie durch die Behandlung des bekannten Arztes Mesmer, mittelst Hilfe des animalischen Magnetismus, geheilt zu sehen. Diese Erwartung aber ward, wahrscheinlich durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände, getäuscht — Therese blieb blind. Desto glänzender aber entfaltete sich ihr Musiktalent. In der Musik empfand sie

die Sprache des Herzens, die Schilderung der Leidenschaften, und die besten Musiklehrer Wiens bildeten ihren Geschmack in Spiel, Gesang und in der Composition.

Im Jahre 1784 machte sie, von ihrer Mutter begleitet, ihre erste Kunstreise. Sie gieng nach Deutschland, nach der Schweiz, in welcher ihre Leistungen mit dem größten Beifalle begrüßt wurden. In Paris spielte sie vor dem französischen Königspaare, in London ebenfalls am Hofe. Hier war es der Prinz von Wales (später König Georg IV.), der ihre Vorträge auf dem Violoncell begleitete. Aber auch in anderen Concerten wirkte sie dort mit Beifall. Auch in Brüssel fand sie eine ausgezeichnete Aufnahme und kehrte endlich in ihre Vaterstadt Wien zurück. Daselbst gründete sie eine musikalische Bildungsanstalt, in der sie selbst als Lehrerin mit großem Erfolge wirkte und auch als Compositeurin hervortrat. — Außerdem besaß sie aber noch andere Kenntnisse, die, bei dem Mangel des Augenlichts, nicht zu unterschätzen sind. Sie rechnete nach einer gewissen Methode sehr gut, war in der Geographie bewandert und verstand, mittelst einer für sie besonders verfertigten Presse, selbst zu setzen und zu drucken. In ihrer Jugend tanzte sie gern und schön Menuett und spielte auf Liebhabertheatern mit Vorliebe manche Rollen. Auch verfertigte sie Spitzen und besaß überhaupt einen äußerst fein und scharf entwickelten Gefühls- und Tastsinn. Dabei war sie heiter, liebenswürdig, von großer Bescheidenheit und genoss in allen Kreisen Wiens hohe Achtung.

Sie starb daselbst am 1. Februar 1824, im Alter von 65 Jahren. Ihre Compositionen dictierte sie Note für Note in die Feder. Zum Theil sind sie auch im Stiche erschienen, darunter z. B. „Pfeffels Gedicht: Therese v. Paradis," ihr selbst gewidmet. Der blinde Dichter hatte es für die blinde Künstlerin, seine Unglücksgefährtin, geschrieben. Dann drei Sammlungen von Claviersonaten, Lieder — Bürgers Ballade: „Leonore" mit Clavierbegleitung, ein Musikdrama, Text von Riedinger: „Ariadne und Bacchus," das 1791 im Wiener Nationaltheater mit großem Beifalle aufgeführt wurde, sowie die Operette „Der Schulcandidat" im folgenden Jahre. In Prag ward 1797 ihre Oper „Rinaldo und Alcina" gegeben. Ferner erschienen zwei Trauer-Cantaten, von denen die letztere auf den Tod des Königs Ludwig XVI., zum Besten der kaiserlichen Soldatenwitwen 1794 auf dem Nationaltheater zur Aufführung kam, zu welcher Riedinger eine „Trauerhandlung" schrieb. Auf den ersten zwölf Liedern, die sie auf ihrer Reise componierte, befand sich auch ihre Silhouette, welche das einzige Bildnis, das von ihr vorhanden, ist. In einer vor mehreren Jahren in Paris erschienenen Musik-Antologie, „Les Merveilles du Piano" (die Wunder des Claviers) betitelt, befindet sich ebenfalls eine kleine Claviercomposition, Etude des Frl. v. Paradis, vom Jahre 1795, von Kalkbrenner mit Fingersatz versehen.



Maria Theresia von Paradis.

Nach einem Stiche von Faustine Parmantié 1784. Aus dem Werke von: L. A. Frankl, Maria Theresia von Paradis.

Nach ihrer Rückkehr vom Auslande, spielte sie in Wien nur selten mehr öffentlich und scheint ihre Thätigkeit vorzüglich ihrem Musikinstitute, sowie der Composition gewidmet zu haben. Auch veranstaltete sie in ihrer Wohnung Concerte, in welchen ihre Schülerinnen spielten, und zu denen sowohl Musikkenner, als auch Freunde der Musik Zutritt hatten.

Im Gesang soll ihre Stimme von keiner besonderen Stärke gewesen sein, doch sang sie ausdrucksvoll und lieblich rührend, wie überhaupt ihr Unglück allein schon geeignet war,

innige Theilnahme zu wecken und auch der Nachwelt noch ein warmes Interesse einzuflößen.

Ihr früher erwähnter Aufenthalt in Paris gab zugleich Veranlassung zur Gründung des vorzüglichen Blindeninstituts, das in dieser Stadt durch Hauy gegründet ward. Valentin Hauy, königl. Dolmetsch bei der Admiralität von Frankreich und dem Pariser Stadtrath, Mitglied der Akademie der Inschriften und Auslegung der Denkmäler, hatte sich schon früher für Blinde interessiert, indem er sich der Überzeugung hingab, dass die Existenz dieser Bedauernswerten durch geeigneten Unterricht und sorgfältige Erziehung bedeutend gehoben werden könnte. Da lernte er Frl. v. Paradis kennen und bemerkte zugleich, wie sie sich eigens für sie gerichteter Landkarten und einer Taschendruckerei bediente, um z. B. mit dem ebenfalls blinden Weißenberg in Mannheim zu correspondieren. Hauy benützte dies Alles zuerst zum Unterrichte eines einzigen Schülers; als er aber durch einen Vortrag in der Akademie der Wissenschaften die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenkte, so gelang es ihm nach und nach, durch Hilfe milder Beiträge, die er erhielt, endlich ein Institut für Blinde zu gründen, das später wohl mit Hindernissen und Verfolgungen zu kämpfen hatte, dessen Unterrichtsmethode aber dennoch zuletzt allgemein anerkannt und gefördert wurde. So ward also das Beispiel des Frl. v. Paradis gleichsam zum Samenkorn für die weitere geistige Entwicklung der Blinden, gleichwie ein in die Erde gestreutes Korn, oft hundertfältige Frucht zu bringen vermag. — Der Verfasser des unten angeführten Werkes *) hat Recht. Möge das Tagen des geistigen Lichtes für die des Augenlichtes Beraubten sich, trotz aller Vorurtheile, mehr und mehr auf der Erde verbreiten, und diesen Unglücklichen wenigstens in Etwas das beglückende Licht der Sonne bis zur Stunde ersetzen, welche die irdische Binde für immer von ihrem Auge löst, und sich das dunkle Räthsel ihres Daseins zu ewigem Lichte verklärt!

Johanna Leitenberger.

*) „Die Zukunft der Blinden." Vorträge zum Zwecke der Hebung des Blindenwesens. Ein ernstes Wort für Sehende von Friedrich Scherer. Geprüfter Blindenlehrer, (schon im Alter von zwei Jahren erblindet.) 13. verm. u. verbess. Aufl. Wien, 1885. Selbstverlag des Verfassers.

Würdigung der Verdienste des 1824 verstorbenen Hofkapellmeisters Anton von Salieri durch den Hoftheater-Director Moriz Grafen Dietrichstein. *)

Wohlgeborner, hochgeehrter Herr Hofkapellmeister!

Seine Majestät haben mit allerhöchster Entschließung aus Prag vom 6. d. M. die von Euer Wohlgeboren selbst angesuchte Versetzung in den Ruhestand, mit Beibelassung Ihres ganzen Gehaltes allergnädigst zu genehmigen geruhet, und Seine fürstliche Gnaden der k. k. Oberst-

*) B. E. II. 620. Antonio Salieri geboren, 1750 zu Legnago, in Venedig von hervorragenden Meistern in Musik und Gesang unterrichtet, von dem kaiserlichen Hofkapellmeister Gaßmann in seiner Bedeutung erkannt, und von ihm 1766 nach Wien mitgenommen, daselbst unter dem Schutze der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef II. von diesem Meister weitergebildet und zu seinem Stellvertreter erwählt, erwarb Salieri als Componist bald einen großen Ruf, wurde von Gluck auch in Paris eingeführt und gefeiert, blieb aber Wien treu, ward zum kaiserlichen Hofkapellmeister ernannt und sicherte als solcher und als Componist einer größeren Zahl Opern seine glänzenden Erfolge. Er starb am 7. Mai 1825 in Wien.

Moriz Graf Dietrichstein-Proskau-Leslie in Wien geb. am 19. Febr. 1775, diente in der k. k. und in der neapolitanischen Armee in hervorragenden Stellungen, trat 1800 aus dem Militärdienste, wurde 1815 mit der Leitung der Erziehung des Herzogs von Reichstadt betraut, die er 1831 zur vollsten Zufriedenheit beendete, ward 1809 überdies Hofmusikgraf, bald darauf auch Hoftheaterdirector, 1834 Obersthofmeister der Königin (später Kaiserin) Maria Anna und Oberstkämmerer. Er starb an Ehren und Verdiensten reich als letzter männlicher Sprosse seines ruhmvollen Geschlechtes am 27. August 1864.

A. d. H.

hofmeister Herr Fürst Trauttmansdorff haben in dieser Beziehung die nöthige Weisung an das k. k. Hofzahlamt erlassen.

Indem ich Euer Wohlgeboren diese Verfügung bekannt mache, werden Sie, wie ich mir schmeichle, die Gefühle nicht bezweifeln, welche mich bei dieser mir durch meine Stellung auferlegten Pflicht, erfüllen. Es sind die Gefühle der Achtung, Bewunderung und Dankbarkeit, auf welche wenige Männer im Kunstfache so gerechte Ansprüche haben, als Sie.

Im Dienste von vier erlauchten Herrschern des Kaiserhauses haben sie unverbrüchliche Treue, Anhänglichkeit und eine vollkommene Ergebenheit bewiesen, welche sich in keinem Zeitpunkte und in den verschiedensten, für minder edelgesinnte als Sie, anlockenderen Verhältnissen, niemals verleugnet hat. — Sie haben eine Reihe unsterblicher Werke, beinahe in allen Fächern der Tonkunst geliefert, und indem Sie Ihrem großen Vorbilde: Gluck und Ihrem von Ihnen so standhaft verehrten Lehrer, Gassmann,*) nachstrebten, Ihren eigenen Ruhm gegründet.

Sie haben durch Ihre Menschenliebe, durch eine eigene Gabe des Unterrichtes und freundlicher Mittheilung, durch alle Reize gesellschaftlichen Umgangs, einen Kreis von Kunstjüngern um sich gebildet, welche Ihnen theils dauernden Wohlstand, theils Veredlung des Geschmacks und die reinsten Genüsse verdanken. Ihr wohlthätiger Einfluss auf die Tonkunst und die mit ihr verwandten Zweige, ist unverkennbar, und wenn die erstere auch auf manche Abwege gerieth, so wird sie doch allmählich, wie so manches Andere auf dieser Erde, auf ihren wahren Standpunkt zurückkehren, und eine neue Glorie um ihre Lieblinge verbreiten.

Mir insbesondere ward durch die allerhöchste Gnade Sr. Majestät des Kaisers seit 6 Jahren das Vergnügen zutheil, in nähere Verhältnisse mit Ihnen zu treten. Ich traf Sie bereits, nach 50 ruhmvollen zurückgelegten Dienstjahren, geschmückt mit dem Zeichen kaiserlicher Huld, mit welchem sich jene eines fremden erhabenen Monarchen verband. Ich traf Sie im Besitze der Achtung und Liebe Ihrer Mitbürger und aller jener, welche der lieblichsten aller Künste huldigen.

Körperliche Leiden hemmten nunmehr Ihre Thätigkeit, und dies war hinreichend, um Sie, dem Diensteifer stets über Alles war, zu dem Schritt zu bestimmen, welcher Sie der wohlverdienten Ruhe überläßt.

Genießen Sie diese im vollem Maße, waffnen Sie sich wie immer, mit jener Seelengröße, welche einem Geiste, wie der Ihrige, zukommt, gedenken Sie Ihrer edlen, vorwurfsfreien, ruhmvollen Laufbahn, Ihrer zahlreichen Freunde und Bewunderer, und räumen Sie darin einen Platz demjenigen ein, der mit inniger Rührung und mit dem Ausdrucke der ausgezeichnetsten Hochachtung von Ihnen scheidet.

Wien, den 15. Junius 1824.

Moriz Graf v. Dietrichstein,
Hofmusikgraf.

Quelle: Hormayr's Archiv 1824.

*) F. L. Gassmann, geboren 1723 in Brüx, † 1774 in Wien, war daselbst sehr geschätzter Hofkapellmeister und hat sich als Gründer der Pensions-Gesellschaft „Tonkünstler (jetzt Haydn) Societät" um seine Kunstgenossen ein dauerndes Verdienst erworben. A. d. H.

Josef Maximilian Graf Ossoliński,

Gelehrter.

Gründer des nach ihm genannten wissenschaftlichen Institutes in Lemberg.

Was an schönen und stattlichen Gebäuden reiche Lemberg hat keines aufzuweisen, welches, wie immer man über den künstlerischen Wert des Bauwerks selbst urtheilen mag, so viel Eigenthümliches in sich vereinigt, wie das „Ossolińskische National-Institut." Der Mann, dem wir dieses großartige Institut verdanken, verdient wohl, dass wir sein Wesen, seine Geschicke, seine Arbeiten uns zu vergegenwärtigen suchen.

Josef Maximilian Graf Ossoliński, der Sprössling einer Familie, die in der polnischen Geschichte hohe Würden bekleidete, wurde im Jahre 1748 in der Wola Mielecka in Galizien

geboren. Wie schon der Keim der Pflanze den künftigen Baum in sich birgt, so liegt meist im Kindesleben eines bedeutenden Menschen dessen künftige Entwickelung und Gestaltung wahrnehmbar vorgezeichnet. Von trefflichen Lehrern geleitet, unter denen Adam Naruszewicz, der berühmte Geschichtsschreiber und Dichter, sich befand, erwachte bei Ossoliński schon früh die Vorliebe für die vaterländische Geschichte und Literatur. Die strenge Erziehung, die der junge Graf erhielt, machte ihn, wie er selbst gestand, schüchtern und bescheiden. Diese Eigenschaften bestimmten seine Vorgesetzten, ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen, aber er fühlte keinen inneren Beruf dafür, umsomehr, da eine innige Wahlverwandtschaft ihn mit der Gräfin Therese Jabłonowska verknüpfte, welche er dann im Jahre 1785 auch wirklich heiratete. Außerhalb seines Vaterlandes ist Ossoliński als Stifter des nach ihm benannten Ossolineums bekannt. Für Polen ist er mehr als ein Stifter. Von der frühesten Jugend den Wissenschaften ergeben, scheute er nicht die ermüdende Arbeit, als Historiker und Literat, wenn es galt, durch Bekämpfung eines Irrthums oder einer Lüge, durch Verbreitung einer einfachen aber noch unerkannten Wahrheit die sittliche Erziehung seines Volkes zu fördern. Wo sein Geist eindringt, da entwickelt sich Selbsterkenntnis und Wahrheitsliebe, da werden Nationalfehler abgeschüttelt, da wächst das Interesse für alle geistigen, alle öffentlichen Angelegenheiten. Diese letzteren riefen ihn nach Wien, wo er als Mitglied der an Kaiser Leopold II. abgesandten Deputation mit Erfolg eine ersprießliche Thätigkeit entfaltete. Hier setzte er, unterstützt von seinem unerschütterlichen Willen, viele für seine Landsleute günstige Beschlüsse bei dem gütigen Monarchen durch. In der Zahl der von ihm beim Kaiser für sein Volk erwirkten Privilegien war die wichtige Anordnung, welche der galizischen Jugend gestattete, sich für den Dienst bei der Leibgarde Seiner kaiserlichen Majestät vorzubereiten. Nach Ablauf seiner ämtlichen Thätigkeit im Jahre 1793, wählte er, theils um für seine Landsleute erfolgreicher wirken, theils um für seine wissenschaftlichen Bestrebungen in den Bibliotheken reichere Quellen finden zu können, Wien als die Residenzstadt des Reiches, zu seinem ständigen Aufenthaltsorte. Im Laufe der Zeit gewann er diese Stadt so lieb, dass sie ihm wie zur zweiten Heimat wurde, er den größten Theil seines Lebens dort verbrachte und auch daselbst sein segensreiches Leben beschloss. Hier reifte in ihm der Entschluss, eine Bibliothek zu gründen, die alles, was irgend mit polnischer Geschichte oder Literatur zusammenhängt, vereinigen sollte. Lemberg, die Hauptstadt Galiziens, sollte des Glückes, eine öffentliche Bibliothek zu besitzen, theilhaftig werden. Ossoliński gieng rüstig an die Verwirklichung seines Planes, die Verordnungen, welche das Institut begründen und für ewige Zeiten beschützen sollten, wurden niedergeschrieben, ein Gebäude aufgeführt, zahlreiche Güter für die Erhaltung des Instituts bestimmt. Zwei Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1824, verordnete Ossoliński, von der Freude durchdrungen, seine Pläne verwirklicht zu sehen, dass man am 12. October, als dem Octav-Tage des Namenstages des Kaisers Franz I., eine feierliche Versammlung abhalte, in welcher der Curator das Andenken des gütigen Monarchen erneuere für die große Wohlthat, die Galizien durch die kaiserliche Sanction vom 4. Juni 1817 zutheil wurde. Ossoliński wusste wohl, dass er nur der persönlichen Gnade des Monarchen die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek verdanke. Diese Gnade sicherte das Bestehen des Instituts für ewige Zeiten, verlieh ihm größeren Glanz und war ein außergewöhnliches und wichtiges Ereignis. Es war dies ein vielleicht unwillkürlich gegebener, aber weltgeschichtlicher Wegweiser, der dem Volke den Weg, den es zum Nutzen der Dynastie, wie auch der mit ihm verbundenen Nationen wandeln solle. Die Freude Ossoliński's bei der nahen Hoffnung, seine Lieblingsgedanken verwirklicht zu sehen, kann nur der ermessen, welcher weiß, dass er keine Mühe scheute, um der wissenschaftlichen Schätze, die er in dem Institute niederlegte (es waren über 10.000 Werke), habhaft zu werden. Die Briefe die noch ungedruckt im Institute erliegen, eröffnen uns einen wohlthuenden Einblick in das Herz des biederen Patrioten. „Der Gedanke," schreibt er an einen seiner Freunde, „an das Fortleben in der Erinnerung meiner Landsleute ist seiner Erfüllung nahe; für mich ein Trost für die Zukunft, er beflügelt meine Wünsche und stärkt meinen Lebensmuth. Ich strebte allein meinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, seinen Nutzen für die späteste

Nachkommenschaft auszudehnen. Wenn ich diesem Werke Existenz verleihend, ihm auch Dauer verliehen, so sind meine Wünsche erfüllt. Ich kann mit Horaz sagen: „Exegi monumentum aere perennius.“ (Ich habe ein Werk vollbracht, dauernder als Eisen.)

Und als der Fürst Heinrich Lubomirski seine Bereitwilligkeit erklärte, das Curatorium des Instituts zu übernehmen, da kannte die Freude Ossoliński's keine Grenzen. Er schreibt, kurz vor seinem Tode, aus Wien 15. Februar 1826:*) „Es wird mir eine wahre Freude bereiten, den Erfolg meiner Bemühungen zu erleben, das Andenken meiner wohlwollenden Wünsche nach meinem Tode dem Volke zu hinterlassen, zugleich das Andenken wahrster Hochachtung, die ich für Eure Fürstl. Hoheit hege, zu bewahren: ein Beweis Ihres Eifers um den Ruhm und die Aufklärung des Volkes.“ Die wissenschaftlichen Bestrebungen Ossoliński's fanden in ganz Europa die gebürende Anerkennung. Die Akademie der schönen Künste in Wien ernannte ihn 1807, die Gelehrten-Versammlung in Göttingen 1808, die königliche Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau 1811, zu ihrem Mitgliede. Ossoliński's in der Gelehrtenwelt anerkannte Verdienste, sowie sein Wert als Bürger bestimmten im Jahre 1808 Kaiser Franz I., ihn zum wirklichen Geheimrathe zu ernennen, und ein Jahr später ihm die Leitung der Hofbibliothek in Wien anzuvertrauen. Das letztere war Ossoliński's höchstes Glück. Er schreibt darüber: „Den weder Ruhm, noch Glanz Anstrebenden, ununterbrochen in den Bücherwerken Grübelnden, den mit dem Schulstaube Bedeckten, hat der gütige Monarch selbst durch die huldvolle Wahl getroffen: „Ich wußte wohl, sagte er mir mit der ihm eigenen Güte, dass ich Ihnen, indem ich Ihnen diese Schätze der Wissenschaft, deren Wert Sie am besten erkennen, anvertraue, nichts Angenehmeres bereiten konnte.“ Das Volk, um das Ossoliński sich so ausgezeichnet verdient gemacht hatte, zeigte sich seinem Wohlthäter nicht undankbar. Noch ehe das Gebäude aufgeführt worden war, ließen die Stände Galiziens eine Medaille zu Ehren des so verdienten Mannes prägen. Die Avversseite stellt das Brustbild Ossoliński's vor, die Reversseite zeigt einen Tempelbau mit der Inschrift: Musis Patriis Bibliotheca publ. Leopol. fund. MDCCCXVII. (Den vaterländischen Künsten die öffentliche Bibliothek in Lemberg, gegründet 1817.)



Denkmünze auf Jos. Max. Grafen v. Ossoliński anläſslich der Gründung der öffentlichen Bibliothek in Lemberg.

Seb. Langer sculp. Viennae.

Eine andere Kupfermedaille zeigt den bejahrten Mann im Brustbilde, auf der Avversseite stehen die mit Lorbeeren umgebenen Worte: „Für die Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Lemberg 1820.“

Im Jahre 1782 erschien Ossoliński's erste Arbeit; eine Übersetzung Seneca's, später brachte die Zeitschrift „Monitor“ verschiedene

*) Aus der Autographensammlung Nr. 1167.

Aufsätze aus seiner Feder. Seine literarische Thätigkeit gieng sonst meistens Hand in Hand mit seiner amtlichen; die eine ergänzte gewissermaßen die andere. Seine Hauptwerke sind solche, zu denen Archive und Bibliotheken ausschließlich oder doch größtentheils den Stoff geliefert haben. So die historisch-kritischen Forschungen, deren drei ersten Bände noch bei Lebzeiten des Verfassers, der vierte erst 1854 im Drucke erschien. Es ist der erste Versuch, über das noch unerforschte 16. Jahrhundert neues Licht zu verbreiten. Eine ausgedehnte Belesenheit, ein Sammeln und Sichten, das uns durch den ungeheuren Fleiß in Erstaunen setzt, wird man in diesem Werke nicht verkennen; die schriftstellerische Thätigkeit Ossolińki's ist in der neuesten Zeit selbst von namhaften Historikern nicht genügend gewürdigt worden, ja es ließen sich selbst abfällige Urtheile vernehmen. Trotz alledem haben die Werke Ossolińki's einen unbestrittenen Wert. Freilich geht ihnen die streng wissenschaftliche Methode der neuesten Geschichtsforschung ab, aber diese darf man in einem Werke, das im Beginn unseres Jahrhunderts entstand, nicht suchen; zur Zeit, da Ossolińki sein Hauptwerk schrieb, waren seine Arbeiten auf der Höhe der damaligen Forschung.

Man würde aber gewaltig irren, wollte man die wahren Verdienste Ossolińki's nach seinen Schriften beurtheilen. Der Maßstab für seine Beurtheilung muss nicht hier gesucht werden. Weder das obengenannte Werk, noch die meisterhafte Übersetzung der Geschichtsbücher des Livius, noch andere kleinere Forschungen wiegen die Bedeutung des Institutes auf, das er geschaffen hat.

Letzteres war lange Zeit während der geistigen Versumpfung im literarischen Leben Galiziens die einzige Pflegestätte der Literatur, es vereinigte Alles, was die Vorzeit an Großem und Schönem hervorbrachte; die große, gegenwärtig über 80.000 Werke umfassende Bibliothek, die reiche Handschriften- und Autographensammlung sind eine große, ja unerschöpfliche Fundgrube für den Geschichts- und Literaturforscher. Das Museum, welches mit der Bibliothek in Verbindung steht und den linken Flügel des Gebäudes einnimmt, birgt Kunstschätze aus der großen Vergangenheit Polens, einen reichen Nachlass berühmter Feldherren, Gelehrten und Künstler, und eine ausgedehnte Bildergallerie in sich. Das National-Institut ist gegenwärtig ein Nationalschatz, ein Beweis von Reichthum, Ausdauer und Kunstsinn, ein beredter Zeuge für die Reichhaltigkeit polnischer Bildung und Literatur.

Ossolińki starb am 17. März 1826. Wenn wir sein Leben überblicken, so empfangen wir den Eindruck, dass der Mann, welcher dem Namen Ossolińki unvergesslichen Ruhm gab, vor allem ein ganzer Mensch war, eine grundehrliche, rechtschaffene Seele mit unbegrenzter Liebe für das Schöne und Wahre. Seine literarische Thätigkeit ist so wertvoll, dass sie trotz ihrer Schwächen auch dem Fremden Interesse bereitet; der ideale Stifter eines der wertvollsten Institute wird aber als ein Bild mit verklärten Umrissen vor dem Volke stehen, dem er solche Schätze hinterließ und dessen geistige Hebung ihm als Ziel seines Lebens vorschwebte. So liegt vor uns ein Wirken, — groß und reich genug, um Viele zu beschäftigen, fast zu groß und zu reich, um von einem Einzelnen erschöpft zu werden.

Eduard Schnobrich.

Alessandro Volta,
berühmter Physiker.

Der Name Volta erweckt in jedem Österreicher ein Gefühl höchster Verehrung und Stolzes. Mag auch das Land, in dem seine Wiege stand, und dessen Sprache er sprach, durch politische Umwälzungen von unserem großen Vaterlande getrennt worden sein, der Österreicher wird nie aufhören, Volta mit stolzer Genugthuung als einen jener erleuchteten Geister zu feiern, die unter der Regierung Maria Theresias und Josef II. von der Lombardei aus auf allen Gebieten menschlichen Wissens ihr erwärmendes Licht ausstrahlten.

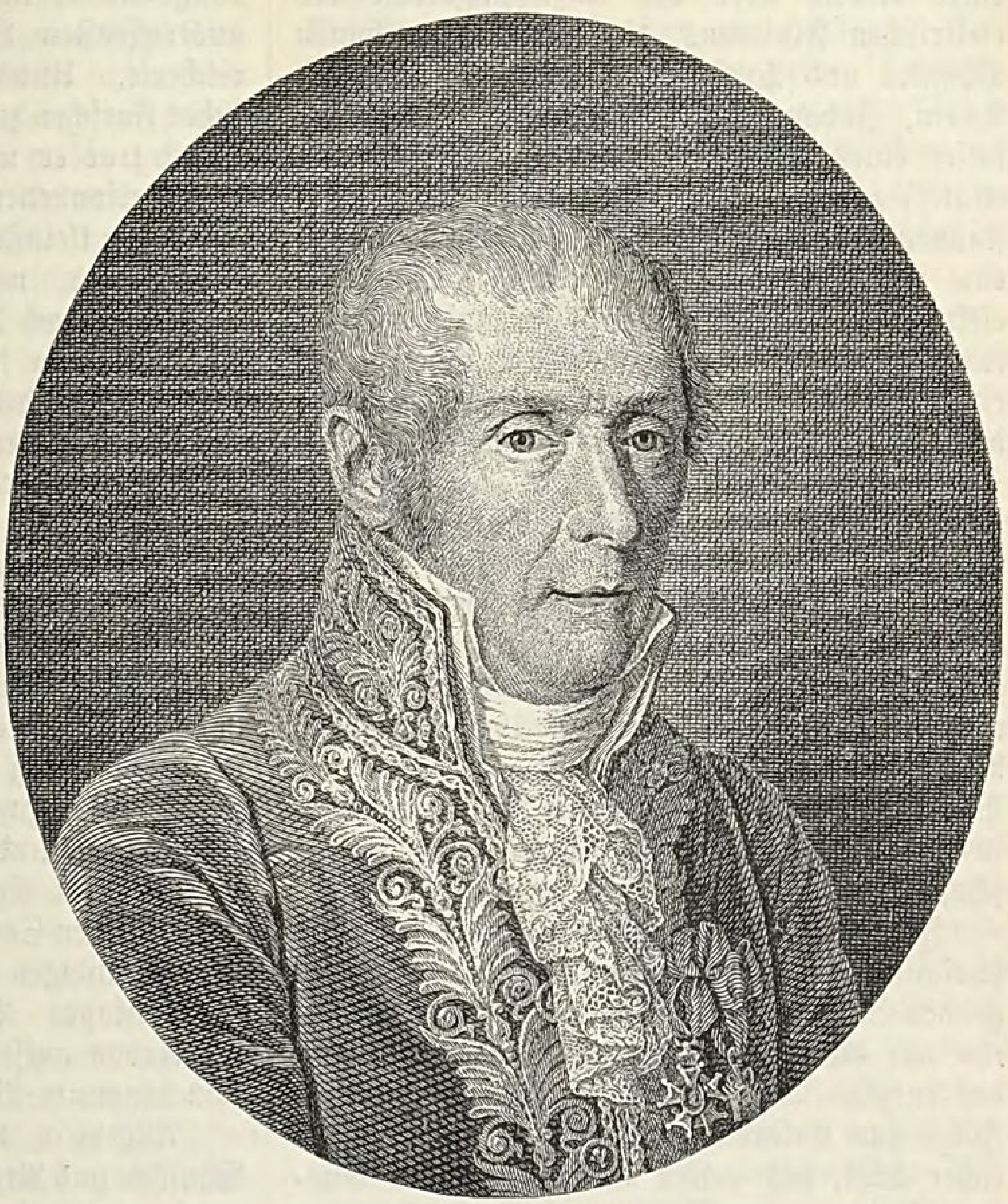
Neben Volta gebüren auch Spallanzani,

Scarpa, Beccaria, Boscovich, Oriani, Verri, Frisi, Parini und dem Istrianer Carli, (siehe I. 812 und 864) hervorragende Stellen im österreichischen Ruhmestempel der Wissenschaft.

Die folgenden Zeilen mögen als Zoll vaterländischer Huldigung Volta geweiht sein.

Alessandro Volta, geboren am 18. Februar 1745 zu Como, das sich rühmen darf, auch den beiden Plinius und dem berühmten Bischof und Geschichtsschreiber Paolo Giovio das Licht der Welt gegeben zu haben, entstammte einer angesehenen, adeligen Familie und erweckte schon als Knabe allgemeine Aufmerksamkeit durch seine glänzenden Geistesanlagen, wie durch eine erstaunliche Gewandtheit, jeden beliebigen Gegenstand mit seltenem Geschmacke prosaisch oder in Versen zu behandeln. Davon zeugen einige von ihm als Hörer der Philosophie veröffentlichte italienische Gedichte, worunter eines über die Physik. Letzteres verräth neben der Schönheit der Form, die den Einfluss der Classiker unleugbar an der Stirne trägt, auch schon ein reiches Wissen und einen lebhaften Drang, die unermesslichen Räume der Natur zu durchforschen. Dieser Drang ward bald so mächtig, dass der junge Volta den Musen, die ihm so vielversprechend zulächelten, für immer entsagte und fortan ausschließlich den mühevollen Pfaden seiner strengen Philosophie folgte. Sehr bald sollte es sich zeigen, wie sehr dieses Gebiet die eigentliche Heimstätte seines Geistes war.

Wie jedes Genie hatte auch Volta auf seiner Ruhmesbahn ein widriges Geschick zu bekämpfen. Wer, wie er, in die Tiefen der Physik herabsteigen wollte, konnte in Como, dessen Schulen kaum die Elemente dieser Wissenschaft lehrten, keine Nahrung für seine Studien finden. Doch ließ er sich nicht abschrecken. Ermuthigt durch einen wackeren Priester, *), von dem er einige kleine Apparate zur Benützung erhalten, schritt er auf der einmal eingeschlagenen Bahn weiter. Damals beschäftigte die berühmtesten Physiker fast ausschließlich das Studium der elektrischen Erscheinungen, das, gefördert durch



Alessandro Volta.
Nach einem Kupferstiche von G. Garavaglia.

die Arbeiten eines Dufay, Symmer, Grey und Wheeler, seine hohe Bedeutung in Franklin's Blitzableiter und in Cuneus und Muschenbroeks Leydener Flasche aller Welt vor die Augen führte. Dieses Gebiet machte auch Volta zum Gegenstande seiner scharfsinnigen Forschungen. Seine inbetreff der Ursachen vieler elektrischer Erscheinungen gewonnenen Ergebnisse theilte er Nollet, dem berühmten Nestor der damaligen

*) Es war dies der Domherr Gattoni. Seine von Volta benutzten Apparate bewahrt das physikalische Cabinet des Lyceums in Como mit größter Sorgfalt als ehrwürdige Erinnerungen.

Gelehrten und erstem Verfasser einer vollständigen Experimentalphysik, mit, der, überrascht durch die neuen und kühnen Gedanken, Volta zur systematischen Zusammenfassung derselben aufforderte. Damals war Volta erst 18 Jahre alt! Bald setzte der rastlose Forscher infolge einer Arbeit über die Anziehungskraft des elektrischen Fluidums, die er dem berühmten Physiker und Professor an der Universität in Turin, Johann Beccaria, dem gefeierten Verfasser eines Werkes über die künstliche Elektricität *) zueignete, die Gelehrtenwelt in Erstaunen (1769). Ihr folgte zwei Jahre darauf eine zweite über einen neuen sehr einfachen elektrischen Apparat, die Spallanzani gewidmet war. Schon diese zwei Werke sichern ihm einen Ehrenplatz unter den größten Physikern des 18. Jahrhunderts.

Natürlich konnte eine solche Thätigkeit dem damaligen Statthalter der Lombardei, dem Grafen Firmian, in dessen Person die auf Förderung der Wissenschaft und der Gelehrten abzielenden Absichten der österreichischen Regierung einen eifrigen Vertreter fanden, nicht entgehen. Volta wurde von ihm 1774 als Rector und bald darauf als Professor der Physik an das Gymnasium in Como berufen, in welcher Stellung er, fortwährend wissenschaftlich thätig, bis 1779 verblieb.

Im Jahre 1776 erfuhr er von der Erscheinung der aus stehenden Gewässern aufsteigenden Blasen entzündlicher Luft, deren Studium ihn auf die Entdeckung des Wasserstoffes oder der entzündlichen Sumpfluft und in weiterer Folge zur Erfindung der Lampe mit entzündlicher Luft, des ersten Beispieles einer Gasbeleuchtung, zur Erfindung der elektrischen Pistole und endlich des Eudiometers führte, welches Instrument die Analyse und Prüfung der eingeathmeten Luft auf deren Gesundheit- und Schädlichkeitsgrad möglich macht und welches seiner hohen Brauchbarkeit halber von Gay-Lussac und Humboldt jedem anderen ähnlichen Instrumente, z. B. jenem Davy's vorgezogen ward. Mit Volta's Berufung an die damals in höchster Blüte stehende Universität zu Pavia **) war der Kreis ihrer berühmten Gelehrten, welche der alten lombardischen Stadt den Beinamen Neu-Athen verschafften, geschlossen. An sein Wirken daselbst knüpft sich erst die Aufnahme eines eigentlichen Studiums der Experimental-Physik, zu dessen Betriebe er mit großmüthigster Unterstützung der österr. Regierung das dortige Cabinet mit zahlreichen der auserlesensten Apparate und Maschinen bereicherte. Unterdessen schritt sein wissenschaftliches Forschen zu immer größeren Erfindungen. 1782 trat er mit seinem schon einige Jahre früher ersonnenen Condensator auf, mit welchem selbst die kleinste Menge elektrischen Fluidums nachweisbar wurde. Mit Hilfe desselben begann er nach der Quelle der atmosphärischen Elektricität zu forschen, die er auf's genaueste bestimmte, indem er die Erscheinungen der elektrischen Meteorologie auf allbekannte Grundsätze zurückführte. Dabei suchte er die Bildung des Hagels mit der Hypothese zu begründen, dass sich derselbe zwischen zwei Wolkenschichten infolge zweier entgegengesetzten Elektricitäten bilde und vergrößere, welche die Körner solange in tanzende Bewegung setzen, bis diese entweder durch ihr eigenes Gewicht oder, weil die gegenseitige Wirkung aufhört, stürmisch zu Boden fallen, eine Hypothese, die nicht allgemeinen Beifall fand und einer besseren Erklärung dieser verderblichen Erscheinung weichen musste.

Auf den Condensator folgte die Erfindung des beständigen Elektrophors und des Stroh-Elektroskops. Was aber seinen Erfindungen die Krone aufsetzte, war die noch heute nach ihm benannte Volta'sche Säule.

Allgemein bekannt ist, wie der berühmte Physiker und Arzt Galvani, Professor der Anatomie an der Universität zu Bologna, bei einer zufälligen Berührung eines auf dem Tische seines Laboratoriums liegenden präparierten Frosches mit einem Metallinstrumente denselben förmlich wiederaufleben, ihn seine Muskeln zusammenziehen und sich lebhaft bewegen sah,

*) Dasselbe erschien auf Franklin's Veranlassung auch in englischer Übersetzung.

**) Volta begab sich vor seinem Abgange nach Pavia zu Hofrath Baron Jos. Sperges, dem vortrefflichen Referenten für italienische Angelegenheiten in der kais. Kanzlei, um ihm das vertrauliche Geständnis zu machen, er trage vom finanziellen Standpunkte aus Bedenken, diese ehrenvolle Berufung anzunehmen. Baron Sperges beruhigte ihn durch die Mittheilung, dass für ihn ein Jahresgehalt ausgesetzt sei, der den der übrigen Professoren übersteige, dass er im Genusse einer freien Wohnung oder einer entsprechenden Quartierentschädigung stehen werde, und dass seinem Wunsche gemäß sein Bruder Ludwig als Director des Gymnasiums in Como ernannt worden sei.

und wie er, durch diese Beobachtung überrascht, durch fortgesetzte Versuche in diesem Sinne auf dem Wege langwieriger specieller Studien auf die Hypothese eines thierischen Elektricitäts-Fluidums gerieth, eine Hypothese, welche sofort den lebhaftesten Anklang unter den meisten Fachgelehrten fand, die dieses Fluidum nach dessen erstem Beobachten die „galvanische Elektricität“ benannten. Auch Volta schien diese Hypothese anfänglich ganz einleuchtend; nach gründlichen Studien aber und vielen genauen Versuchen gelangte er zu der Erkenntnis von der Unrichtigkeit jener Hypothese und zu der Überzeugung, dass es eine thierische Elektricität nicht gebe, vielmehr die Quelle der Elektricität, die Galvani irrigerweise in dem thierischen Organismus suchte, die Berührungsstellen verschiedenartiger Leiter sind. Volta zögerte keinen Augenblick, seine Ansicht der Öffentlichkeit zu übergeben.

Den Studien, welche Volta zur Bekämpfung der Hypothese Galvani's führten, verdanken wir die Erfindung der „Säule,“ mit der er den höchsten Grad elektrischer Intensität erreichte, indem er die Metallpaare und deren Berührungspunkte vervielfachte und mittels feuchter Zwischenleiter das Naturgesetz, wornach in jeder Reihenfolge ungleichartiger Metalle die elektrische Spannung an den beiden Extremen durchaus nicht größer ist als jene, die durch die Berührung des ersten und letzten Metalls erzeugt wird, förmlich hinters Licht führte. Der Chemiker erhielt damit einen Apparat, der über die kühnsten Erwartungen hinaus der stärksten Elektricität fähig war, und dessen er sich sofort zu den wunderbarsten und vielfach höchst wertvollen Analysen bediente; der Arzt dagegen stellte dasselbe in den Dienst der merkwürdigsten Heilverfahren. Mit Recht verglich der Franzose Libes Volta's Säule mit einer „majestätischen, bis an die äußersten Höhen der Physik und Chemie aufgerichteten Säule, die ein Zeuge ward der glückverheißenden Verbindung dieser zwei untrennbaren Wissenschaften.“

Das Jahr 1792 ist in den Annalen der physikalischen Wissenschaft durch Volta's Sieg über die Hypothese Galvani's und durch die Veröffentlichung seines Systems für alle Zeiten denkwürdig geworden. Das Jahr 1794 brachte die gänzliche Vervollkommnung dieses wunderbaren Apparates.

Doch die gewaltsamen politischen Umwälzungen der damaligen Zeit konnten der Kenntnis von diesen großartigen Errungenschaften der Wissenschaft nicht förderlich sein: bis 1801 war man in Frankreich nur oberflächlich mit der „Säule“ bekannt geworden. Da ergeht in diesem Jahre an Volta der Ruf nach Paris, hier im „Institut“ seine wichtigen Entdeckungen in Person zu erklären. Nur dem ermuthigenden Zureden seiner Freunde, vorzüglich aber ihrem Hinweise, welcher Nutzen aus seiner Reise in erster Linie der Wissenschaft erwachsen müsste, vermochten den höchst bescheidenen Mann, in Begleitung des Professors Brugnatelli Paris aufzusuchen, wo er im „Institute“ die Apparate, Versuche und Grundsätze vorführte, die ihn bei seinen Operationen und bei der Begründung seiner Lehre von der Elektricität infolge bloßer Berührung ungleichartiger Leitungskörper geleitet haben. Napoleon selbst, damals erster Consul der Republik, saß der Versammlung vor. In Bewunderung der Verdienste Volta's und völlig überzeugt von der Giltigkeit seiner Ausführungen, beschloss das „Institut“ die Verleihung einer Goldmedaille an ihn mit der Inschrift: Institut national des Sciences et des Arts à Volta, la Classe des Sciences mathematiques et physiques. Frimaire, an X. und Bonaparte machte ihm ein Geschenk von 6000 Francs. Darauf gründete das „Institut“ eine eigene Akademie zu dem Zwecke, Volta's großartige Entdeckungen zu verfolgen und zu fördern, und setzte für verdienstliche Leistungen in dieser Richtung große Prämien aus. Es waren dies Ehren, wie sie weder Newton noch Galilei jemals widerfuhren. Die berühmtesten Mitglieder des Institutes: La Place, Lagrange, Berthollet, Morveau, Lacépède, Hauy, Vauquelin, Fourcroy, Le Sage u. a. wetteiferten in dem Streben, Volta Beweise ihrer Achtung und Wertschätzung zu geben und seinen Aufenthalt an der Seine aufs angenehmste zu gestalten, letzteres in der Hoffnung, ihn vielleicht festhalten zu können. Dies war freilich nicht möglich und nur sehr ungern sahen sie ihn scheiden. Sein Empfang in Pavia gestaltete sich zu einem großartigen Triumphe. Professoren und Schüler begrüßten ihn in gerechtem Stolze über die ihrem Collegen und Lehrer seitens des Auslandes erwiesenen Ehren mit den höchsten Auszeichnungen. Volta widmete sich von neuem voll Eifer für die Wissenschaft und

mit ungeschwächter Liebe für die studierende Jugend seiner akademischen Lehrthätigkeit bis zu dem Tage, da er, zwei Jahre später, von der Universität als deren Vertreter zu der Versammlung von Lyon entsendet wurde. Nach dieser Mission empfand er das lebhafte Bedürfnis, von den Mühen seiner langjährigen akademischen Laufbahn auszuruhen, um das nahende Alter in stiller Zurückgezogenheit einzig und allein in süßer Beschäftigung mit den Musen zu beschließen. Auf sein Ansuchen wurde er des Lehramtes enthoben, das er durch ein volles Vierteljahrhundert mit so glänzenden Erfolgen auf wissenschaftlichem Gebiete bekleidet hatte, und zog sich in seine Vaterstadt zurück, der er Zeit seines Lebens eine kindliche Liebe bewahrte. Das „Institut“ von Frankreich nahm ihn in die Zahl ihrer acht auswärtigen Mitglieder auf; die hervorragendsten Akademiker trugen seinen Namen in ihre Listen ein; Napoleon endlich erhob ihn unter Verleihung des Ordens der Ehrenlegion und der eisernen Krone zum Senator und Grafen und setzte ihm eine jährliche Pension aus. So war Volta aus bescheidenen Anfängen zur ersten Berühmtheit seiner Vaterstadt geworden! Trotz all dieser Ehrungen des Auslandes gedachte er doch stets in Dankbarkeit jener Fürsten, die ihm durch ihre Förderung die ersten Pfade seiner Laufbahn geebnet, und mit aufrichtigem Jubel begrüßte er nach dem Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft deren Rückkehr. Um Volta der Fortdauer der kaiserlichen Gnade zu versichern und um den alten Glanz der Universität Pavia zu erneuern, ernannte ihn Kaiser Franz I. zum Director der philosophischen Facultät dortselbst.

Nach dieser kurzen Schilderung von Volta's reicher Thätigkeit wollen wir noch einiger seiner wissenschaftlichen Reisen gedenken, die wir bisher deshalb übergiengen, um die Folge seiner epochalen Werke nicht zu unterbrechen.

Seine i. J. 1777 nach der Schweiz und Savoyen unternommene Reise führte ihn in Bern mit Albrecht Haller zusammen, der seinen Ruhm durch hervorragende Werke über Physiologie, Anatomie, Chirurgie und Botanik, vor allem aber durch seine Dichtung „Die Alpen“ begründete, in der er sein herrliches Vaterland besang; in Genf lernte er den berühmten Naturalisten Saussure, und einen zweiten, gleich berühmten Naturalisten und Philosophen Bonnet kennen. Auch seitens Voltaire, der eben damals seinen Sitz auf dem benachbarten Schlosse Ferney aufgeschlagen, hatte sich Volta während seines Genfer Aufenthaltes der sichtlichsten Beweise von Hochachtung zu erfreuen.

Im Jahre 1780 bereiste er Toscana, wo er die Erdfeuer von Pietramala, die schon damals Gegenstand wissenschaftlicher Forschung waren, und die von Velleja am Nordabhange der Apenninen (in Parma) besuchte. Die Frucht seiner diesbezüglichen Untersuchungen waren zwei Abhandlungen, in welchen er nachwies, dass der Grund dieser Erscheinungen in der Verbrennung der entzündlichen Luft zu suchen sei.

Zwei Jahre später finden wir ihn in Paris und London. In Paris führte er der Akademie seine Versuche über die Wirkung der elektrischen Atmosphäre, über entzündliche Luft und Experimente mit seinem Eudiometer unter dem größten Beifalle und dem lebhaftesten Interesse der betheiligten Fachmänner vor. Unter diesen schlossen sich ihm besonders Buffon, Lavoisier, Le Sage, Le Roy und Franklin, welch' letzterer sich damals gleichfalls in der französischen Hauptstadt aufhielt, in enger Freundschaft an. Von Paris begab sich Volta nach London, wo er in der Royal Society seine classische Abhandlung über den Condensator vorlas. Als Zeichen ungeschwächter Bewunderung ließ später diese Gesellschaft eine Goldmedaille prägen, welche die Umschriften zeigte: „Societas Londini, Dignissimo Alex. Volta MDCCXCIV.“ Ähnliche Ehren knüpften sich an seinen Besuch der Oxforder Universität.

Im Sommer 1784 besuchte Volta in Gesellschaft seines würdigen Collegen, des berühmten Scarpa, die alte Kaiserstadt an der Donau. Der Empfang der beiden Gelehrten durch Kaiser Josef II., den Fürsten Kaunitz, den Hof und die Regierungskreise war wirklich über alle Beschreibung. Der großherzige und leutselige Kaiser empfieng sie in mehreren Audienzen. Er unterhielt sich mit ihnen eingehend über die interessantesten wissenschaftlichen Beweisgründe, machte ihnen mehrfach persönlich den Führer durch die Gemächer, die Bildersammlungen und zu den Ausblicken des herrlichen Augartenschlosses, wo er nur aus ganz besonderer Gunst zu empfangen pflegte, und geleitete sie zuletzt durch die umliegenden Gartenanlagen. Als Führer bei der Besich-

tigung der Sehenswürdigkeiten Wiens gab er ihnen seinen ersten Leibarzt an die Seite. In der Abschiedsaudienz legte er ihnen noch den Besuch der hervorragendsten deutschen Universitäten zu Studienzwecke nahe. Beide Männer dankten gerührt für die Gnade, mit der ihnen der gütige Monarch Gelegenheit zu weiterer Ausbildung bot, und waren nicht wenig freudig überrascht, bei der Ankunft in ihrem Gasthofe ein Geldgeschenk vorzufinden, das zur Deckung der Reiseauslagen mehr als hinreichte.

So begaben sie sich denn über Prag und Dresden nach Berlin. Hier fanden sie während eines 14tägigen Aufenthaltes bei dem Staatsminister Baron Hertzberg, dem kaiserlichen Gesandten Reviczky, bei den maßgebenden Persönlichkeiten und besonders bei den Akademikern die ehrenvollste Aufnahme. Von Berlin gieng es über Potsdam, Brandenburg, Magdeburg nach der Universitätsstadt Helmstedt, nach Braunschweig, wo sie der regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, gleich groß als Fürst wie als Krieger, wie Volta in einem an seinen Bruder gerichteten Briefe von ihm sagt, mit großer Auszeichnung empfieng. Von Braunschweig begaben sie sich nach Hannover*) und von dort zu einem 8tägigen Besuche nach Göttingen, um von hier über Erfurt, Jena, München und Innsbruck, deren Universitäten sie kennen lernten, reich an Ehren und neugewonnenen Freunden den Rückweg nach Pavia einzuschlagen.

Den Abend seines Lebens verbrachte Volta, wie schon gesagt, in seiner Vaterstadt Como, die zu verlassen ihn selbst die glänzendsten Aussichten einer Berufung nach Petersburg nicht mehr vermochten. Von der hohen Verehrung und Bewunderung, die seine Mitbürger bis zu seinem Hinscheiden am 7. März 1827 für ihn hegten, zeugt nichts besser, als die schönen Worte, mit denen einer seiner berühmtesten Schüler**) in der Festrede gelegentlich der Enthüllung seiner Büste in der Aula des Lyceums zu Como ihn pries: „Dieser berühmte Mann, welcher im Laufe zweier Jahrhunderte wie kein anderer würdig war, Galileo an die Seite gestellt zu werden, bewahrte bis an das Grab die Bescheidenheit eines Schülers und schien den Satz jenes Weisen des Alterthums zum Wahlspruch seines Lebens gemacht zu haben, der da sagte, er würde, wüsste er genau seinen Todestag, auch noch an diesem etwas zu lernen trachten. Deshalb verachtete er niemals den Rath seiner Freunde, selbst nicht in Dingen, die er meisterhaft beherrschte; er blieb einstens ganz verwirrt mitten unter den jugendlichen Hörern sitzen, als er sah, dass mir, seinem Schüler, das schwierige Experiment, Quecksilber gefrieren zu machen, gelang: er gerieth darüber in eine so aufrichtige und herzliche Freude, wie sie nur ein vorzüglicher Mensch empfinden kann, wenn er einen Freund an seine Brust drückt, den er lange nicht mehr gesehen. Keiner seiner Vertrauten hatte sich jemals über eine aufdringliche Prahlerei mit seinen Entdeckungen zu beklagen, keiner über die Eitelkeit, das Gespräch auf Gebiete zu lenken, auf denen sein Genie im glänzendsten Lichte hätte erstrahlen müssen . . . Im Kreise seiner Familie war Volta ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Vater Von seinen drei hoffnungsvollen Söhnen wurde ihm einer 1814 durch den Tod entrissen, eben als er nach tüchtiger philosophischer Durchbildung in die Fußstapfen seines berühmten Vaters zu treten versprach. Er trug diesen schweren Schlag mit philosophischer Gelassenheit und christlicher Ergebung und lebte von nun an mehr als je nur der Sorge um die zwei anderen Söhne, denen er den Schatz der Tugend, der Kenntnisse und des von ihm vererbten Namens zu erhalten trachtete. Und als sollte mit seinem Erziehungswerke auch seine ganze Sendung hienieden ihren Abschluss finden, zog er sich mit ihnen in sein väterliches Haus zu Como zurück, um hier gleichsam des letzten Rufes gewärtig zu sein, das Irdische mit dem Himmlischen zu vertauschen. Jede Erinnerung an die Größe früherer Tage schien in ihm erloschen, denn sein Herz und sein Sinn, sie waren fortan fast ausschließlich mit Gedanken über die Tugend und über die Religion beschäftigt.*) Wir alle sahen ihn unter die Menge treten, so oft und wo immer ihn die religiöse Pflicht

*) In Hannover machte Volta die Bekanntschaft des berühmten Mediciners und Philosophen Georg Zimmermann.

**) Es war dies Dr. Franc. Mocchetti, Professor der Physik und Naturgeschichte am Lyceum in Como.

*) Über Volta's religiöse Gesinnungen äußerte sich Silvio Pellico in einem dem Andenken dieses großen Mannes gewidmeten Gedichte in der schönsten Weise und jede seiner Handlungen entsprach denselben. Als Napoleon ihm auf das Bisthum Adria

rief, und vielleicht auch euch, meinen jungen Hörern, dürften euere Väter öfter einen schneeweißen, ehrwürdigen Greis gezeigt haben, wenn er in demüthiger Anbetung versunken war, und sie riefen euch dann auch zu: „Hier sehet den berühmten Volta!“

Eine solche Fülle liebenswürdiger Tugenden, harmonisch, wie selten, vereint mit höchster Geisteskraft, erklärt zur Genüge die abgöttische Verehrung, die er in seiner Vaterstadt genoss, und die schmerzliche Trauer, in die sein Tod sie versetzte. Der Stadtrath folgte nur der allgemeinen Stimme, als er die Errichtung eines den Manen des großen Gelehrten würdigen Denkmals beschloss. Seitdem erhebt sich auf dem Volta-Platze zu Como des unsterblichen Physikers Colossalstatue, auf deren mächtigem, viereckigem Sockel die wichtigsten Entdeckungen Volta's verewigt sind. Sehr treffend stellte ihn der Schöpfer des Denkmals Meister Durelli, an die berühmt gewordene „Säule“ gelehnt dar. Die kurze Inschrift lautet vielsagend: A Volta la Patria.

Die österreichische Regierung gestaltete den Enthüllungsact des Denkmals zu einer wahren Nationalfeier, zu welcher der Statthalter der Lombardei, Graf Hartig, und die Spitzen fast aller Behörden aus Mailand herbeieilten. Als die Hülle fiel, gab ein Bataillon kais. kön. Truppen die Ehrensalven ab, in welche die festlichen Klänge ihrer Musikkapelle einfielen. Mit Fug und Recht wurde auf diese Weise ein berühmter Italiener gleichzeitig als Sohn unseres schönen österreichischen Vaterlandes gefeiert.

Volta's bleibendes Denkmal beruht auf den Früchten seiner scharfsinnigen Forschungen und auf seinen wissenschaftlichen Lehren. Sie bilden den Inhalt seiner von Antinori gesammelten und 1816 in Florenz herausgegebenen Werke in 5 Bänden.

ein Jahreseinkommen von 3000 Francs anwies, verweigerte Volta dessen Annahme, so lange bis der Papst Pius VII. hiezu die Zustimmung gegeben hatte. A. d. H.

Wir schließen mit Carlo Botta, der in seiner Fortsetzung der Geschichte Guicciardini's über Volta sagt: „Der Zufall ließ Galvani einen fruchtbaren Gedanken finden, den er selbst wieder durch eifrige Nachforschungen befruchtete. Darüber gerieth die Welt in Staunen. Der Entdecker glaubte, er habe es mit einem animalischen Gesetze zu thun, das mehr der Physiologie als der Physik angehöre. Da gieng aus Como ein mächtiger Geist hervor, welcher dieses Gesetz der Physik zuwies, indem er zeigte, dass die auf die Thierwelt ausgeübten Wirkungen durchaus nichts anderes als ein Theil, als ein Ausfluss des allgemeinen physikalischen Gesetzes sind. Volta's reiche Gedankenwelt und literarische Thätigkeit gebürend zu würdigen, vermag meine müde und schwache Feder nicht, doch tröstet mich der Gedanke, dass dies nicht mehr vonnöthen sei: die ganze Welt weiß und fühlt es ja. Mit Volta machte Italien im Reiche des Wissens jeden Tag irgend eine neue Eroberung: sein Name wird für alle Zeiten der Welt in Erinnerung bringen, welche Wunder ein bescheidener Mann in der verschlossenen Brust der geheimnisvollen Natur zu entdecken und der aufhorchenden und staunenden Menschheit zu offenbaren vermag!“ *)

Blasius Ritter von Frazola.

Aus dem Italienischen. Originalaufsatz in das Deutsche übersetzt von Hugo Horak.

*) Der berühmte Arago äußerte sich in einer vor der Pariser Akademie gehaltenen Rede folgendermaßen über Volta: „Ein starker und rascher Geist, große und richtige Gedanken, Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit des Charakters, das waren die hervorstechendsten Eigenschaften des berühmten Professors. Nie leiteten ihn der Ehrgeiz, nie der Durst nach Gold und der Geist der Eifersucht blieb allen seinen Handlungen stets ferne. Immer treu aber blieb ihm die Liebe zum Studium; sie war seine einzige Leidenschaft, die aber keine weltliche Beimischung befleckte. — Volta besaß eine hohe Gestalt, edle und regelmäßige Züge, gleich denen einer Erscheinung des Alterthums, eine erhabene Stirne, welche anstrengendes und anhaltendes Forschen tief gefurcht hatten, und einen Blick, aus dem Seelenruhe und durchdringender Verstand gleichmäßig hervorleuchteten.“

Marcellina Marianna Gräfin Alexandrowicz,

die Verschönerin von Baden bei Wien.

So wie es bereits Ende des vorigen und Anfangs des jetzigen Jahrhunderts unter den polnischen Magnaten und Edelleuten viele gab, welche ihr, unter russischer Botmäßigkeit seufzendes Heimatsland mit unserem Kaiserstaate vertauschten, hier ein Feld für ihre Wirksamkeit suchten und fanden und — als Landsmänner angesehen — in Mitte der ihnen freundlich gesinnten Nationen einen wohlverdienten Ruhm erwarben, haben auch von den Polinnen nicht wenige ihre Zuflucht in Österreich gesucht, wo sie an der Seite ihrer Gatten oder allein dem gemeinnützigen Walten und Wirken für das Wohl des Nächsten sich hingaben.

Das Andenken solcher Frauen, welche ebenso hervorragten durch herrliche Geistesanlagen, wie durch große Tugenden, lebt in den Herzen der Österreicher fort. Wir gehen daher wohl auch nicht fehl, wenn wir uns mit der Schilderung der Lebensschicksale einer derselben ein wenig näher befassen. Sie scheint es uns ganz besonders zu verdienen, eine Stelle in diesem Buche einzunehmen. Es ist dies die Gräfin Marcellina Marianna Alexandrowicz, die unvergessliche Schöpferin der herrlichen Anlagen, welche Badens Umgebung zieren. Ihr Name ist in diesen Gegenden wohlbekannt und klingt noch immer lebendig fort, obgleich deren Trägerin schon längst das irdische Paradies, welches sie geschaffen, mit dem noch weit schöneren himmlischen vertauscht hat.

Sie wurde im Jahre 1753 aus einem der vornehmsten und angesehensten Adelsgeschlechter des damaligen Königreiches Polen geboren. Ihr Vater war Franz Anton Graf Ledóchowski, Woywode von Czernichau, welcher vom Könige Stanislaus August mit den höchsten Ehren ausgezeichnet wurde. Auch ihre Mutter entstammte einem gleich vornehmem Geschlechte, nämlich dem gräflichen Hause der Dönhoff, und war die Urenkelin des berühmten Großkanzlers Georg Ossoliński, als dessen letzte Nachkomme sie dem Hause der Ledóchowski's die großen Ossolińskischen Besitzungen zubrachte, darunter das Gut Klimontów unweit der galizischen Grenze, wo ihr großer Ahnherr begraben liegt.

Sowohl väterlicher- als mütterlicherseits blickte daher Marianna auf eine Reihe hochverdienter und hervorragender Männer und Frauen, ihre Ahnen, zurück, und sie erhielt von ihnen als Erbe nicht nur den Adelstitel, sondern auch den Adel des Geistes und der Seele und jene ausgezeichneten Eigenschaften, welche in der Zukunft ihr eine so glänzende Stellung am österreichischen Hofe sichern sollten. Schon in der Jugend trat sie in freundschaftliche Beziehungen mit den höhern Kreisen der österreichischen Residenzstadt, woselbst ihr Vater kurze Zeit vor seinem Tode seinen dauernden Wohnsitz nahm, dort im 55. Jahre seines Lebens starb und in der St. Stephanskirche begraben wurde. Sie selbst heiratete den Grafen Witold Alexandrowicz, Castellan von Podlasien und gleichzeitig Hofmarschall des Königs Stanislaus August.

Im Jahre 1795 verließ Gräfin Alexandrowicz ihr unglückliches Vaterland, das frühere Königreich Polen, und siedelte nach Wien über. Alsbald errang sie sich dort infolge ihres ganz ausnehmenden Verstandes und ihrer edlen Gesinnungen die allgemeine Hochachtung. Bei Hofe ward sie eine sehr beliebte Persönlichkeit. Sie wurde erst zur Sternkreuzordensdame und später — eine Würde, welche wohl damals wenige polnische Damen mit ihr theilten — zur Palastdame Ihrer Majestät der Kaiserin ernannt.

Doch das bewegte Leben in der Residenzstadt und die Auszeichnungen, deren sie sich am Hofe erfreute, lasteten bald auf dem Gemüthe dieser ebenso bescheidenen als hervorragenden Frau. Im stillen Genusse der Naturschönheiten und im verborgenen Wohlthun, nicht im äußeren Glanze des Weltlebens, lag für sie das Glück. Deshalb zog sie sich nach Baden bei Wien zurück und nun begann sie jene Thätigkeit zu entfalten, durch welche sie, obgleich keine eigentliche Österreicherin, den besten und wohlthätigsten Frauen unseres Reiches beigezählt werden darf. Als sie im

Jahre 1826 in ihrem Hause zu Weikersdorf bei Baden starb, da wurde sie vom ganzen Lande als diejenige betrauert, welche unermüdlich war im Wohlthun und in der Linderung des menschlichen Elendes. Die Armen beweinten in ihr mit Recht ihre Mutter, alle Einwohner Badens aber preisen sie noch zur Stunde als die großmüthige Verschönerin dieses lieblichen Ortes.

Im Jahre 1806 hatte sie nämlich die Weingärten am „Mitterberg" gekauft und dort mit großen Geldopfern — manchmal selbst mitarbeitend — die nach ihr benannten Anlagen mit den reizenden Aussichtspunkten und Ruheplätzchen herstellen lassen. Denn nicht nur lindernd und tröstend, auch erheiternd und Geist und Seele erhebend, wollte die große Natur- und Menschenfreundin für ihren Nächsten wirken. Und nicht schöner hätte sie diesem Bestreben ihres edlen Herzens Ausdruck geben können, als in der Schöpfung solch' herrlicher Anlagen. Deshalb ist auch auf der Gedenktafel, welche zum Andenken an die Verschönerer Badens im Jahre 1873 in der Trinkhalle des Badener Stadtparkes angebracht wurde, ihr Name verewigt worden. Ihr Grabstein aber, der sich ursprünglich am Grabe im alten St. Helena-Friedhof unterhalb Rauhenstein befand, steht jetzt im neuen St. Helena-Friedhofe und es weist derselbe unterhalb des zwischen einem griechischen Alpha und Omega stehenden Christuszeichens die folgende Inschrift auf:

Hic jacet
Marcellina de domo Comtessa
Ledóchowska
Palatina Alexandrowicz
Vixit annos LXX, obiit XI. septembris
Anno MDCCCXXVI.
Ave anima dulcissima
Pax tibi sempiterna. *)

Besucher Badens, der du lustwandelnd über die felsige Abdachung dahin geschritten bist, welche die Hände dieser, für Naturschönheiten und Menschenliebe glühenden Frau in einen reizenden Park verwandelt haben, bleibe hier einen Augenblick stehen und danke ihr durch ein stilles Gebet für den bereiteten Genuss! Sie hat durch diese Schöpfung ihre Schuld abgetragen gegenüber dem Lande, das ihr zum zweiten Vaterlande geworden war!

Alexander Halka.

*) Hier ruhet Marcellina Reichsgräfin Alexandrowicz aus dem gräflichen Hause Ledóchowski. Sie lebte 70 Jahre, starb am 11. Septemb. 1826. Gegrüßet sei du süßeste Seele. Der ewige Friede sei mit dir.

Franz Michael Vierthaler,

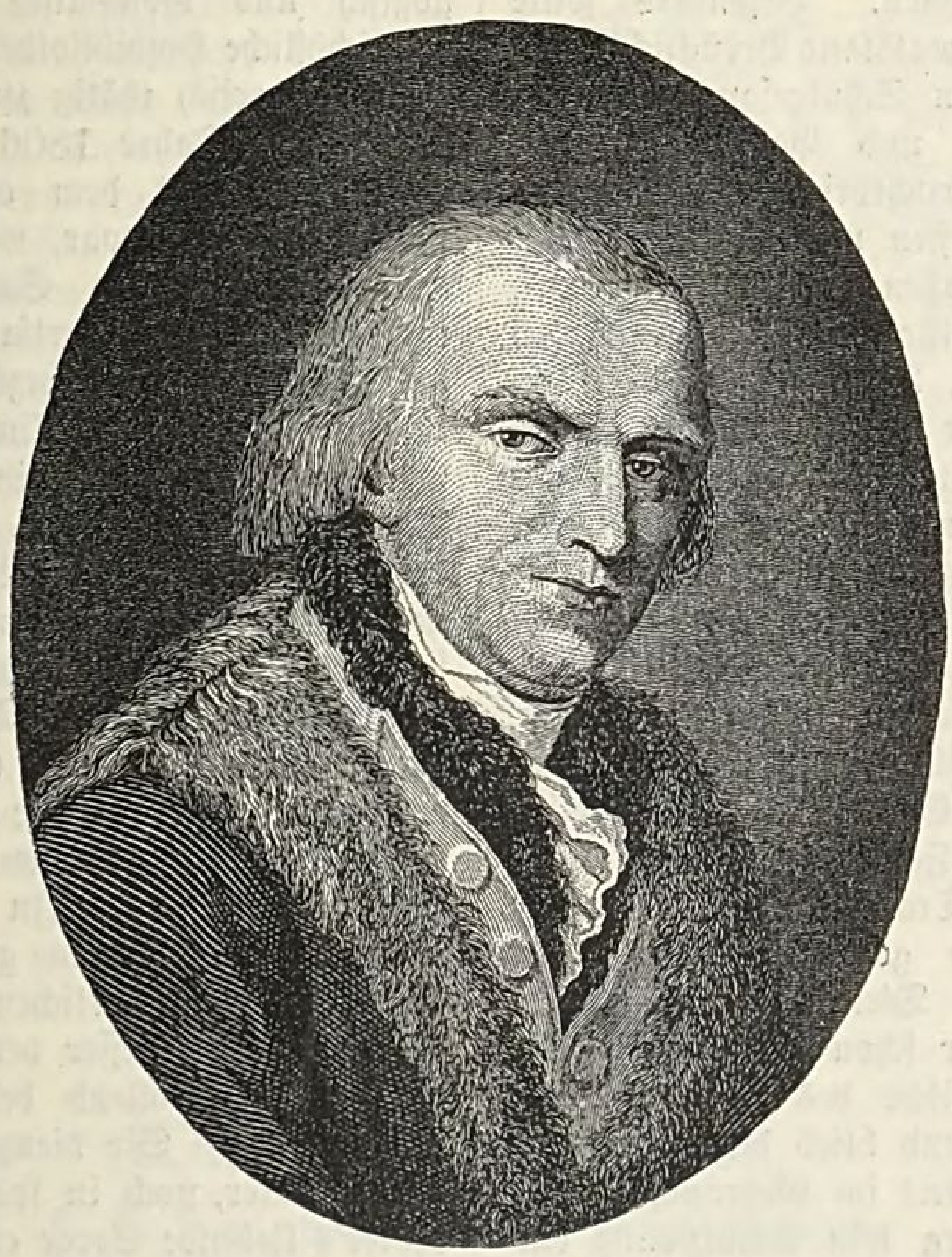
Pädagog, Schriftsteller.

Wenn die Rede ist von den älteren verdienstvollen Pädagogen Österreichs, darf auch dieser Name nicht fehlen. Vierthaler ist zwar zunächst der Salzburger Pädagoge, dessen Wirksamkeit zum größten Theile einer Zeit angehörte, in welcher das Herzogthum Salzburg noch seinen eigenen geistlichen Landesfürsten hatte. Seitdem aber Salzburg dem österreichischen Kaiserstaate angehört, ist seine Geschichte ein Theil der österreichischen geworden. Der Salzburger Pädagoge Vierthaler zählt darum auch jetzt zu den österreichischen Pädagogen. Er würde auch sonst dazu gehören, schon durch seine Geburt, wie durch seine mehr als zwanzigjährige Thätigkeit in Wien durch die letzte Zeit seines Lebens.

Vierthaler wurde als der Sohn des Maurermeisters Jakob Michael Vierthaler zu Mauerkirchen in Ober-Österreich am 25. September 1758 geboren. Als ein Knabe mit eilf Jahren jedoch kam er schon nach Salzburg. Zuerst Singknabe und Conventschüler im Salzburger Benedictiner-Stifte Michaelbeuern, kam er als Sänger zur erzbischöflichen Hofkapelle und studierte nebenbei an dem Salzburger Gymnasium und später an der Universität daselbst Philosophie und Jurisprudenz. Es gelang ihm 1783 nach Vollendung seiner Studien, die Stelle eines Instructors an der erzbischöflichen Pagerie zu erhalten. Nach vierjähriger ausgezeichneter Dienstleistung fasste er den Gedanken, ein größeres Werk zu verfassen,

„eine philosophische Geschichte der Menschheit“ und trat deswegen aus dem Institute aus. Es waren bis zum Jahre 1790 bereits drei Bände dieser Geschichte erschienen, welche ihm den allgemeinen Ruf eines classisch gebildeten und wohlunterrichteten Mannes verschafft hatten.

In Salzburg war damals der regierende Erzbischof, Hieronymus Graf von Colloredo, schon seit Jahren vergeblich bemüht gewesen, die Schulen seines Landes nach dem Beispiele der großen Kaiserin Maria Theresia einzurichten. Wie aber einst in Wien alle Bemühungen keinen durchschlagenden Erfolg hatten, bis nicht der rechte Mann gefunden war; so gieng es auch in Salzburg. Was Felbiger für Österreich geworden war, das sollte für das Salzburger Land Vierthaler werden.



Franz Michael Vierthaler.

Nach einem Kupferstiche. Fr. X. Eißner del. et sc.

Auf den Vorschlag der Schulcommission zum Director der Normalschule ernannt, organisierte und leitete Vierthaler die Salzburger Volksschulen von November 1790 bis November 1806, zuerst unter Erzbischof Hieronymus und von 1803 angefangen unter der ebenso schulfreundlichen Regierung des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana, damals Kurfürst von Salzburg.

Seine erste Sorge wendete Vierthaler auf die Verbesserung der Lehrer selbst. Sein Bemühen zielte nicht so fast auf eine hohe wissenschaftliche Ausbildung der künftigen Lehrer, als vielmehr auf eine ideale Auffassung des Berufes, auf wahre Sittlichkeit und praktische Brauchbarkeit. Seine Zöglinge wurden gründlich in den Volksschulgegenständen unterrichtet, den besseren stellte er seine reiche pädagogische Bibliothek zur Verfügung; vorzüglich aber sollten sie fest sein in der Methodik und Pädagogik, und schrieb er für sie deswegen „die Elemente der Methodik und Pädagogik.“ Sehr häufig führte er seine Zöglinge in die Schulen selbst, machte sie auf das Lehrverfahren aufmerksam, ließ sie darüber Notizen machen, und in seiner Gegenwart Unterrichtsversuche mit Kindern vornehmen. Dabei galt ihm eine wahre ungeheuchelte Religiosität als die sicherste Bürgschaft der Sittlichkeit.

Zu alldem kam noch das Bestreben, die künftigen Lehrer in ihrer Lebensstellung zu heben. Vierthaler wusste wohl, dass idealer Sinn und hohe Sittlichkeit unter ungünstigen Verhältnissen nur schwer bestehen können. Er wusste zu bewirken, dass die Lehrer nicht mehr vom Pfarrer oder Pfleger, sondern vom Consistorium angestellt wurden, dass ihr Einkommen durch Verbindung mit dem Messverdienste wenigstens auf 300 fl. erhöht und dass die Beheizung durch das Herbeischleppen der Schulscheiter aufgehoben wurde. Zugleich verhinderte er die Anstellung zu jugendlicher Lehrer, erleichterte den angestellten das Heiraten und sorgte für öftere und genaue Schulinspectionen. Jeder Lehrer musste dabei seinen Katalog, sein Tagebuch, die Lehrmittel und Arbeiten seiner Schüler vorweisen. Noch kurz vor seinem Scheiden, unter der Regierung des Großherzogs, verschaffte er jeder Schule einen kleinen Garten, damit die Schulkinder auch über Gartenbau etwas lernen könnten.

Die Schulen theilte Vierthaler in Stadt- und Landschulen. Für letztere bestimmte er als Unterrichtsgegenstände: Religion, Buchstabenkenntnis, Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen und Industrie. Für erstere außer diesen Kenntnissen noch: das Nothwendigste aus der Naturgeschichte, Physik, Geographie, Geschichte und Zeichnen. Besonders sollte hierbei das engere Heimatsland Berücksichtigung finden. Auch für den Schulgesang wirkte er und für Gartenbau und Baumzucht, weil derlei Arbeiten eine fruchtbringende Bewegung in freier Luft verschaffen und so die nützliche Gymnastik einigermaßen ersetzen. Durch seine Bemühungen entstanden an vielen Orten auch Feiertagsschulen, durch welche den Erwachsenen Gelegenheit geboten werden sollte, sich die Schulfertigkeiten und andere nützliche Kenntnisse zu erwerben. Für die Schulen verfasste Vierthaler folgende Bücher: der kleine ABC-Schüler, der kleine Schreib- und Lese-Schüler, das Kinderbuch, Anleitung zur Rechenkunst zum Gebrauche in unseren Schulen, Geographie von Salzburg zum Gebrauche in unseren Schulen, die Episteln und Evangelien auf alle Sonntage, Feste und andere Tage des Jahres, Franz Traugott eine lehrreiche Kindergeschichte, und goldener Spiegel für Mädchen, welche in Dienste treten wollen. Als Katechismus war schon vor Vierthaler's Direction der Saganische des Abtes Felbiger eingeführt worden, und blieb dieser während seiner ganzen Thätigkeit im Gebrauche.

Weil in Salzburg kein Schulzwang eingeführt war, lag Vierthaler alles daran, die Geistlichkeit und den Beamtenstand für die Schule zu gewinnen. Nach beiden Richtungen wurde er von dem Erzbischofe als Landesfürsten kräftigst unterstützt. Die Candidaten des geistlichen Standes mussten jetzt Vorlesungen hören über Katechetik. Vierthaler selbst gab diese ersten Vorlesungen, bewirkte, dass die jungen Geistlichen beauftragt wurden, in den Schulen den Religionsunterricht zu ertheilen und schrieb für sie das ausgezeichnete Buch „Geist der Sokratik.“ Alle Candidaten des Staatsdienstes mussten auf sein Andringen sich pädagogische Kenntnisse erwerben, es wurde eine pädagogische Lehrkanzel errichtet und wieder gab Vierthaler die Vorlesungen. Zunächst für diese Studierenden war sein „Entwurf der Schulerziehungskunde“ bestimmt.

Dieses Wirken Vierthaler's brachte in Salzburg ungeachtet der fortdauernden Kriege und Landesveränderungen reiche Früchte hervor, und ließ sich bis in die neuere Zeit noch erkennen. Der ohnehin viel beschäftigte Mann fand dann nebenbei noch Zeit, die Verwaltung der beiden Salzburger Waisenhäuser pädagogisch und ökonomisch zu verbessern, die erzbischöfliche Hofbibliothek zu ordnen und vielseitig literarisch thätig zu sein.

Als im Jahre 1806 das Land Salzburg auf einige Zeit dem österreichischen Kaiserthume zugefallen war, wurde Kaiser Franz I. auf den tüchtigen Salzburger Pädagogen und Gelehrten aufmerksam gemacht. Er beauftragte ihn, die vorzüglichsten Schätze der erzbischöflichen Hofbibliothek nach Wien zu bringen, und stellte ihn selbst 1807 als Director des Wiener k. k. Waisenhauses an. Auf diese Weise kam Vierthaler nach Wien und blieb in der genannten Stellung bis zu seinem Tode am 3. October 1827.

Als Vierthaler die Direction des Waisenhauses übernahm, fand er in demselben Invaliden als Aufseher, die mit Ruthe und Stock regierten, die Einnahmen gering, den Unterricht vernachlässigt. In kurzer Zeit erhielt das Haus durch ihn eine gänzliche Umänderung. Ein Geist der väterlichen Liebe zog ein. Die Kinder wurden besser verpflegt, lernten mehr, wurden wohlwollend behandelt und fühlten sich glücklich. Sie hiengen an ihm wie an einem Vater, noch in späteren Jahren. Vierthaler's liebende Sorge erstreckte sich auch noch über sie nach ihrem Austritte aus dem Hause. Bald erhielt das Waisenhaus durch ihn einen so vortheilhaften Ruf, dass ihm von allen Seiten Wohlthäter zukamen, dass die Regierung, der traurigen Finanzlage ungeachtet, niemals sich weigerte, die nöthigen Gelder anzuweisen, und es zum guten Ton gehörte, bei einer Anwesenheit in Wien auch dem kaiserlichen Waisenhause einen Besuch zu machen.

Dieses Gesagte wird hinreichen, um die Einreihung Vierthaler's unter die älteren verdienstvollen Pädagogen Österreichs zu rechtfertigen. Galt Salzburg seine eigentliche schöpferische und organisatorische Thätigkeit, zeigte er sich in Wien als praktischer Erzieher, und bewährte er seine pädagogischen Grundsätze als gut und wahr durch den Erfolg. Mit Recht kann Vierthaler in seiner Thätig-

keit zu Salzburg mit dem Abte Felbiger verglichen werden. Die Ähnlichkeit zwischen beiden Männern ist leicht bemerkbar, ja drängt sich von selbst auf. Bei näherer Vergleichung ist jedoch ein bedeutender Unterschied nicht zu verkennen. Beide Männer besaßen eine bedeutende allgemeine Bildung, wie ihre verschiedenen vielen Schriften bezeugen; Vierthaler's Bildung aber war eine vorherrschend classische. Felbiger war mehr hervorragend durch scharfen Verstand, Vierthaler durch Tiefe des Gemüthes und Idealität des Willens. Felbiger war beim Antritte seines Amtes schon ein vielerfahrener und umsichtiger Schulmann, Vierthaler musste erst zur Volksschule herabsteigen lernen. Felbiger hielt in erster Linie auf die Aneignung der Kenntnisse besonders durch das Gedächtnis, Vierthaler auf das rechte Verständnis und auf Bildung des Herzens. Felbiger war ein Meister in der Methode, er führte in den Schulen die Literalmethode ein, Vierthaler hielt weniger auf methodische Künste und verwarf in seinen Schulen die Literalmethode. War der Wirkungskreis Felbiger's mit dem Vierthaler's verglichen auch ein weitaus größerer und gewaltigerer, verdient Vierthaler doch Felbiger an die Seite gesetzt zu werden, weil er bei äußerst kleiner Besoldung in seiner mühsamen Stellung die doppelte Zeit, 16 Jahre, gegen 8 Jahre Felbiger's (1774—1782) das Schulwesen eines Landes leitete, weil seine Wirksamkeit nachhaltiger war und weil er in der That Viele zu edlen Menschen erzogen hat.

Erst im Jahre 1808 erhielt er als Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienstleistung den Titel eines k. k. Rathes und 1818 den eines niederösterreichischen Regierungsrathes. Die irdische Hülle dieses edlen Geistes ruht unter einem vom Waisenhause ihm gesetzten Grabsteine auf dem Währinger Friedhofe, während Salzburg diesem hochverdienten Pädagogen 1885 an der Stätte seines erfolgreichen Wirkens einen Denkstein widmete.

In gründlicher Weise wurde Vierthaler von dem Verfasser dieses Aufsatzes gewürdigt in dem vierten Programme der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Salzburg vom Jahre 1880 und es ist auch ein Separatabdruck dieser Abhandlung in der Buchhandlung Mittermüller in Salzburg erschienen.

Franz Anthaler.

Wilhelm von Meyern,

k. k. Hauptmann und Schriftsteller.

Das Andenken der Edeln kann nie zu lange bewahrt werden.
W. v. Meyern, Dya-Na-Sore.

„Lebensbeschreibung soll weniger im Sinne des Denkmales als im Sinne des Beispiels geschrieben werden; nicht als Dienst, den man Einem, sondern den man Allen, Jetzigen und Kommenden, leistet.“ So dachte Meyern, und in diesem Geiste wird auch das Bild entworfen werden, das von ihm möglichst naturgetreu gegeben werden soll.

In den Jahren 1787 bis 1791 erschien in Wien ein Roman Dya-Na-Sore oder die Wanderer. Der Verfasser war nicht genannt. Der Roman selbst war ein ganz eigenartiges Buch, die Handlung in das ferne Asien verlegt, der Inhalt fesselnd, die Sprache zumeist in dialogischer Form bilderreich, voll tiefsinnigster Betrachtungen und Gedanken, in kurzen, gedrängten Sätzen. Die Versumpfung eines Volkes, sowie das Streben einzelner Edler, es durch Bethätigung einer zu den größten Opfern bereiten Vaterlandsliebe, sowie durch Muth, Übung und Pflege aller Tugenden daraus zu erretten und aus der Sclaverei der Unterdrücker zu befreien, bilden den Inhalt des breit angelegten Buches.

Die Mittel, wodurch die Befreiung eines unterdrückten Volkes aus den Fesseln übermächtiger Nachbarn erfolgen müsse, sind darin mit einer Wärme, Kraft und Überzeugung geschildert, dass sie auch auf ruhig denkende Menschen nicht wirkungslos bleiben können,

obwohl man nicht unschwer erkennt, dass ihre Grundlage nicht in Erfahrung, sondern in der lebhaften Phantasie eines für Wahrheit und Recht, für alles Gute und Edle begeisterten Jünglings wurzelt. Dya-Na-Sore hatte einen großen Erfolg, machte berechtigtes Aufsehen und in dem Maße mehr, als die Franzosen durch die Kriege in der großen Revolutionszeit die Oberhand über Österreich, Deutschland und Italien bekamen. Die Ähnlichkeit der wirklichen Zustände Europas mit jenen, die in diesem Buche angeführt wurden, ward immer größer und dieses gewann daher an Wert, Bedeutung und Verbreitung. Im Jahre 1800 erschien von diesem merkwürdigen Buche bereits eine zweite Auflage, immer noch ohne Namen des Verfassers, obwohl es überall eine beifällige Aufnahme fand und ein norddeutscher Gelehrter Dya-Na-Sore neben der Bibel und Homer an die Spitze aller Bücher stellte. Eifrige Nachforschungen entschleierten endlich den Verfasser. Als er das Werk geschrieben, das übrigens von einem Freunde aus aphoristischer Form zusammengestellt und veröffentlicht worden sein soll, war er österreichischer Artillerie-Officier, Wilhelm Friedrich von Meyern nannte er sich.

In oder bei Anspach wurde er 1762 als Sohn eines Staatsbeamten oder Gutsbesitzers geboren.*) Ein missgestalteter Hofmeister verbitterte seine erste Jugend. Entschädigt wurde er dafür, als er in die Erziehung eines Landgeistlichen Esper kam, der ihm eine große Freude zu Gottes herrlicher Natur und zu den naturwissenschaftlichen Studien einflößte, darüber aber die Bildung seines Herzens und Gemüths nicht vergaß und so den Grund zu dem edlen Wirken seines ihm in Liebe und Treue ergebenen Zöglings legte. In Altorf und wohl auch in Erlangen studierte Meyern die Rechte und nebenbei Mathematik, Sprachen, Geographie und Geschichte. Er stärkte sich in Willenskraft, Entsagung und Entbehrungen, härtete seinen Körper auf jede denkbare Weise ab und war bestrebt, männliche Kraft und Geistesgegenwart in entscheidenden Augenblicken zu bethätigen.

So an Geist und Körper wohl ausgebildet und gegen körperliche Anstrengungen gestählt, strebte er die Aufnahme in den englischen Seedienst an. Sie gelang ihm nicht. Er fasste nun den Plan, sich jenseits des atlantischen Oceans eine neue kleine Welt zu gründen. Auch auf diesen seiner lebhaften Phantasie entsprungenen Plan musste er verzichten. Meyern trat nun in die österreichische Artillerie ein, und verfasste in seinen Mußestunden Dya-Na-Sore. Der große Erfolg betäubte den jungen Officier nicht, er studierte im Gegentheile fleißig weiter und war unablässig an der Vervollkommnung seines militärischen und allgemeinen Wissens thätig.

Als im Jahre 1796 Napoleon in Oberitalien wiederholte Siege erfocht, seine Annäherung an die innerösterreichischen Länder erfolgte und Wien ernstlich bedroht wurde, war Meyern im Vereine mit seinen jugendlichen Freunden Hugo Altgraf Salm und Graf (später Fürst) Wenzel Paar eifrigst bemüht, ein Freiwilligen-Aufgebot zur Vertheidigung der Kaiserstadt zu bilden. 11.000 junge Männer hatten sich zum Eintritte in dasselbe gemeldet, doch scheiterte das Unternehmen an deren Bewaffnung und es ward nur ein Bataillon Wiener Freiwillige organisiert, während das geplante größere Unternehmen von der Regierung selbst unter dem Titel „Wiener Aufgebot" unter dem Commando des Prinzen Ferdinand von Württemberg in das Leben gerufen ward, als die Gefahr des Vormarsches der Franzosen gegen Wien immer größer wurde.

Im folgenden Jahre finden wir Meyern, der damals also wohl schon seine Lieutenants-Charge niedergelegt haben musste, in Salzburg als Stifter einer geheimen Gesellschaft — einer Art Tugendbundes — für welche Dya-Na-Sore das Rituale bildete, und die zuerst eine Colonie auf einer Insel des stillen Oceans, und nachdem diese Absicht gescheitert war, im griechischen Archipel gründen wollte. Polizeiliches Einschreiten führte zur Auflösung dieses Bundes, der geheime Zusammenkünfte hielt und körperlichen Übungen und Abhärtungen einen besonderen Wert beilegte.

Langgehegte Reisepläne nahten nun der Erfüllung. Mit Graf Hugo Salm und einem zweiten jungen Adeligen machte Meyern, der schon früher größere Fußwanderungen in Österreich und Deutschland zurückgelegt hatte, eine Reise nach England und Schottland,

*) So lauten alle bisherigen Angaben über Meyern's Geburtsort. Nach der im Reichs-Kriegs-Ministerium erliegenden Conscriptions-Liste wurde er jedoch um das Jahr 1760 in Bayreuth geboren.

später über Italien nach Griechenland, die Türkei und Kleinasien. In Sizilien wollte er deutsche Landleute zur besseren Bebauung des Bodens ansiedeln, aber auch diese wohlmeinende Absicht gelang nicht, dagegen musste ihm das Anerbieten des Fürsten Ypsilanti, seine kleine, größtentheils erst zu schaffende Kriegsmacht gegen Pasman Oglei zu befehligen, wenn er auch davon keinen Gebrauch gemacht hat, eine innere Befriedigung gewähren. Nach jahrelangen Reisen, die sich auch auf die Donaufürstenthümer, Ungarn und Polen erstreckten, nach Wien zurückgekehrt, lebte er in der Familie der Fürsten Paar und Kaunitz als gern gesehener Gast und Hausfreund und begab sich mit dem Botschafter Grafen (späteren Fürsten) Alois Kaunitz nach Madrid, wo er unserer Regierung wesentliche Dienste leistete. Nachdem er wieder nach Wien gekommen war, bekräftigte er seine Anhänglichkeit an unser Reich durch Verfassung von Entwürfen für eine allgemeine Bewaffnung, war auch bei der Bildung der Landwehr thätig, erhielt eine Hauptmannsstelle im 3. österreichischen Landwehr-Bataillon mit dem Range vom 1. Mai, wurde am 1. März 1810 in das 17. Infanterie-Regiment eingetheilt und verblieb in dessen Standeslisten bis zu seiner 1821 erfolgten Übernahme in den Ruhestand. Manche jener Aufrufe, die im Jahre 1809 auf Volk und Heer so zündend wirkten, stammen aus seiner Feder. Vor der Schlacht bei Wagram reichte er eine Zeichnung ein, wonach jeder Donaukahn vermittelst einiger Balken zum Kanonierboote umgewandelt werden konnte, schlug auch eine Art Telegraphen für die rasche Verständigung unserer Armee vor, und machte sich so durch Rath und That in diesem denkwürdigen Feldzuge nützlich. Später zum Generalstabe übersetzt, gieng er mit dem berühmten nachmaligen Feldmarschall Karl Fürst Schwarzenberg nach Paris, wurde dann vom Feldmarschall-Lieutenant Grafen Radetzky für organisatorische Arbeiten nach Wien berufen und erscheint bei Schwarzenberg's Ernennung zum Obercommandanten der verbündeten Heere als dessen Ordonnanzofficier. Er bewirkte eine Telegraphen-Aufstellung zwischen den beiden Hauptquartieren an der Donau und Töplitz in Böhmen. Nach seines Freundes, des nachmaligen Feldzeugmeisters Grafen Prokesch Aufzeichnungen leistete er am 16. October in der Schlacht bei Leipzig durch eine außergewöhnliche Entschlossenheit und Geistesgegenwart hervorragende Dienste, indem er sich mit den im Orte Gautsch kämpfenden Truppen vereinigte, und als diese von den Franzosen daraus geworfen wurden, sich in den Ortskirchthurm einschloss und von dessen Höhe die Bewegungen des Feindes und insbesondere dessen Vorbereitungen zu dem berühmten großen Reiterangriffe signalisierte, der ohne Schwarzenberg's gelungene Gegenmaßregeln die Schlacht zugunsten Napoleon's entschieden haben würde. Diese That wurde Meyern durch Auszeichnungen von den verbündeten Monarchen gelohnt.

Im Jahre 1814 dem preußischen Minister Freiherrn von Stein zugetheilt, wurde im folgenden Jahre dieser auch in den bildenden Künsten wohlerfahrene Officier mit dem berühmten Bildhauer Canova von der österreichischen Regierung nach Paris gesandt, um von dort die von Napoleon aus Italien entführten Kunstschätze zurückzubringen.

Nach dieser glücklich gelösten schwierigen Aufgabe erhielt er 1816 seine Verwendung bei der k. k. Gesandtschaft in Madrid, kam von dort aber wieder an die Seite des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg, der ihm mehr Freund als Vorgesetzter war, begleitete ihn auf seiner letzten Reise nach Leipzig und brachte die Leiche dieses an der Stätte seines unsterblichen Ruhmes verschiedenen Feldherrn nach Prag. Später zur Militärcommission des deutschen Bundes nach Frankfurt am Main und seit 1825 beim General-Major Freiherrn von Langenau, dem Bevollmächtigten bei dieser Commission, eingetheilt, verbrachte er dort die letzten Jahre seines vielbewegten Lebens und starb daselbst am 13. Mai 1829. Die letzten Ehren wurden ihm beim Begräbnis durch seine österreichischen Kameraden erwiesen. Er wurde am 15. Mai in Mainz beerdigt.

Mit ihm wurde einer jener wenigen Männer zu Grabe getragen, die durch ihre rastlose, zielbewusste Thätigkeit zuerst die Volksbewaffnung gegen die siegreichen Franzosen als das einzige Mittel ersonnen und angebahnt haben, um den corsischen Löwen niederzuwerfen. Mehr aber als gleichstrebende Gesinnungsgenossen wirkte er durch die Dya-Na-Sore auf die österreichische und deutsche Jugend ein, und dieses Buch, so wenig Meyern in späterer Zeit davon reden wollte, und so gering es

durch das gegenwärtige Geschlecht geachtet wird, entzündete doch mächtig die Vaterlandsliebe und den Hass gegen die Unterdrücker Europas und gab selbst dem Vater Jahn nach dessen eigenem Geständnisse die erste Anregung zur größeren Pflege des Turnens.

Meyern verdient aber nicht allein als denkender, verdienter Soldat und Schriftsteller, sondern auch als Mensch die vollste Wertschätzung, für die nicht allein Dya-Na-Sore, sondern auch seine, die Hauptzweige des menschlichen Wissens umfassenden hinterlassenen Schriften den richtigsten Maßstab bilden. Sind doch alle seine Gedanken und Werke nur dem wahrhaft Edlen, der Fortbildung der Menschheit und der Pflege alles Guten gewidmet.

Meyern war darin selbst das beste Beispiel. Schlicht in seinem Wesen, bescheiden und anspruchslos im höchsten Grade, deshalb die Veröffentlichung seiner Schriften bei seinen Lebzeiten vermeidend; Ehren und Anerkennungen nie suchend und selbst ablehnend dagegen, so dass seine äußerlich nicht bedeutende militärische Stellung nur ihm selbst und seinem Widerstande gegen Übertragung höherer Posten zugeschrieben werden muss; den Wert des Geldes gar nicht achtend und so gleichgiltig gegen dasselbe, dass er selbst den Verlust seines gesammten Vermögens von 40.000 fl. bei dem Sturze des Wiener Bankhauses Fries klaglos ertrug, führte er bei fast ausschließlich karger Pflanzenkost und bei Versagung jeder Bequemlichkeit für seinen Körper das anspruchloseste, sorgloseste Leben und wendete seine Ersparnisse den Armen und wohlthätigen Zwecken zu. Ein einfaches Strohlager am Boden, ein einziges, in der allerbescheidensten Weise eingerichtetes Zimmer und die schlichteste Kleidung genügten diesem neuen Diogenes, der viele der besten Männer unseres Reiches zu seinen nächsten Freunden und Gönnern zählte, dessen Geist sich an die höchsten Aufgaben des menschlichen Lebens heranwagte, und der in seinen, von Baron Feuchtersleben mühe- und liebevoll gesammelten, 1840—1842 herausgegebenen, acht Bände umfassenden Schriften über die verschiedensten Stoffe des Wissens und der Künste eine solche Fülle von Gedanken entwickelte, dass daraus eine größere Zahl geistreicher Bücher geschaffen werden könnte.

Meyern's Charakter war ein goldener und er war ein gläubiger und überzeugungstreuer Protestant, der als treuester Freund, als vorzüglicher Kamerad galt. Sein fast täglich sich vermehrendes Wissen erstreckte sich auf mannigfache Gebiete, insbesondere auch auf jenes der Kunst, der er mit größter Vorliebe durch sein ganzes Leben huldigte; Meyern war auch ein vorzüglicher Botaniker, der den Park der Fürstin Paar in Hütteldorf anlegte und jenen der Fürstin Schwarzenberg in Worlik verbesserte und er hat selbst auf die Ausführung mancher größerer Bauwerke bestimmenden Einfluss geübt. Damit dürfte dieser hervorragende Mann in seinem Wesen und seiner Thätigkeit wenigstens derart genügend geschildert sein, dass dessen allgemeine, redlich verdiente Würdigung ermöglicht ist. Diese wurde ihm auch schon durch Varnhagen's Denkwürdigkeiten, Theodor Mundt's Dioscuren, Lewald's Europa und Prokesch's „Kleine Schriften" schriftstellerisch in anerkennendster Weise so zutheil, dass dessen Andenken selbst dann nicht aus der vaterländischen Geschichte verschwinden kann, wenn auch seine für eine frühere Zeit bestimmten Schriften jene Anziehungskraft einbüßen würden, welche die von einem mächtigen Geiste belebten literarischen Erzeugnisse auf denkende Männer aller Zeiten schon darum ausüben sollten, weil man nur aus solchen ein richtiges Urtheil über jene Epoche schöpfen kann, in der sie niedergeschrieben wurden.

Albin Freiherr zu Teuffenbach.

Quellen: Dya-Na-Sore und hinterlassene kleine Schriften von Wilhelm von Meyern, herausgegeben von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Wien bei Klang 1840—1842. — Anton Ritter (Graf) Prokesch kleine Schriften. — Dr. Hormayr's Taschenbuch, Jahrgang 1840. — Dr. Constant Ritter von Wurzbach, Österreichisches biographisches Lexikon. — Ritter von Koch-Sternfeld, Rhapsodien aus den norischen Alpen. — Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten. — Registratur des k. und k. Reichs-Kriegs-Ministeriums.

Kaiser Ferdinand I. als Kronprinz
während der schrecklichen Überschwemmung Wiens und des an der Donau gelegenen Flachlandes am 1. März 1830.

„Manche hauen ihren Ruhm in Stein.
Dieser gräbt ihn in die Herzen ein.

Die sprichwörtliche Herzensgüte unseres allerhöchsten Kaiserhauses kommt stets zum Ausdrucke, wo sich ein elementarer oder sonstiger großer Unglücksfall ereignet, wo es gilt, das hiedurch erzeugte Elend zu mildern und hierin mit gutem Beispiele voranzugehen. Der Ursprung des allgemein bekannten Wohlthätigkeitssinnes der Wiener Bürger dürfte zum großen Theile auf diese erhebende Thatsache zurückzuführen sein. So war es immer und so ist es noch heute. Die Residenzstadt insbesondere hat unzählige Beweise davon, denn jeder daselbst sich ereignende bedeutendere Unglücksfall muss allsogleich Seiner Majestät gemeldet werden und unter den Ersten auf der Unglücksstätte wird man stets ein Mitglied unserer durchlauchtigsten Regentenfamilie finden, um sich an zweckmäßigen Anordnungen zur Verhütung größeren Unglückes zu betheiligen.

Allen in höherem Alter stehenden Bewohnern Wiens wird sich die am 1. März 1830 stattgehabte schreckliche Überschwemmungs-Katastrophe, welche mehrere Vorstädte Wiens, sowie das an der Donau gelegene flache Land schwer betroffen und nicht nur Habe von bedeutendem Werte, sondern auch manches Menschenleben vernichtete, tief in das Gedächtnis eingeprägt haben.

Es wird aber auch allen erinnerlich sein, wie Weiland Seine Majestät Kaiser Franz I. unverweilt die zweckdienlichsten Maßregeln zur Rettung der in Lebensgefahr Schwebenden ins Werk setzen ließ und von der Ausführung sich persönlich überzeugte, sowie auch den durch die Überschwemmung verursachten Schaden zu



Kaiser Ferdinand I.
Nach einem Kupferstiche. R. Theer pinx. Steinmüller sculp.

beheben, sogar seinen Haushofhalt einschränkte, um die Beschädigten reichlicher unterstützen zu können und dass seinem erhabenen Beispiele folgend, das glänzende Ergebnis der im ganzen Reiche eingeleiteten Sammlungen es ermöglichte, in wenigen Monaten die materiellen Schäden

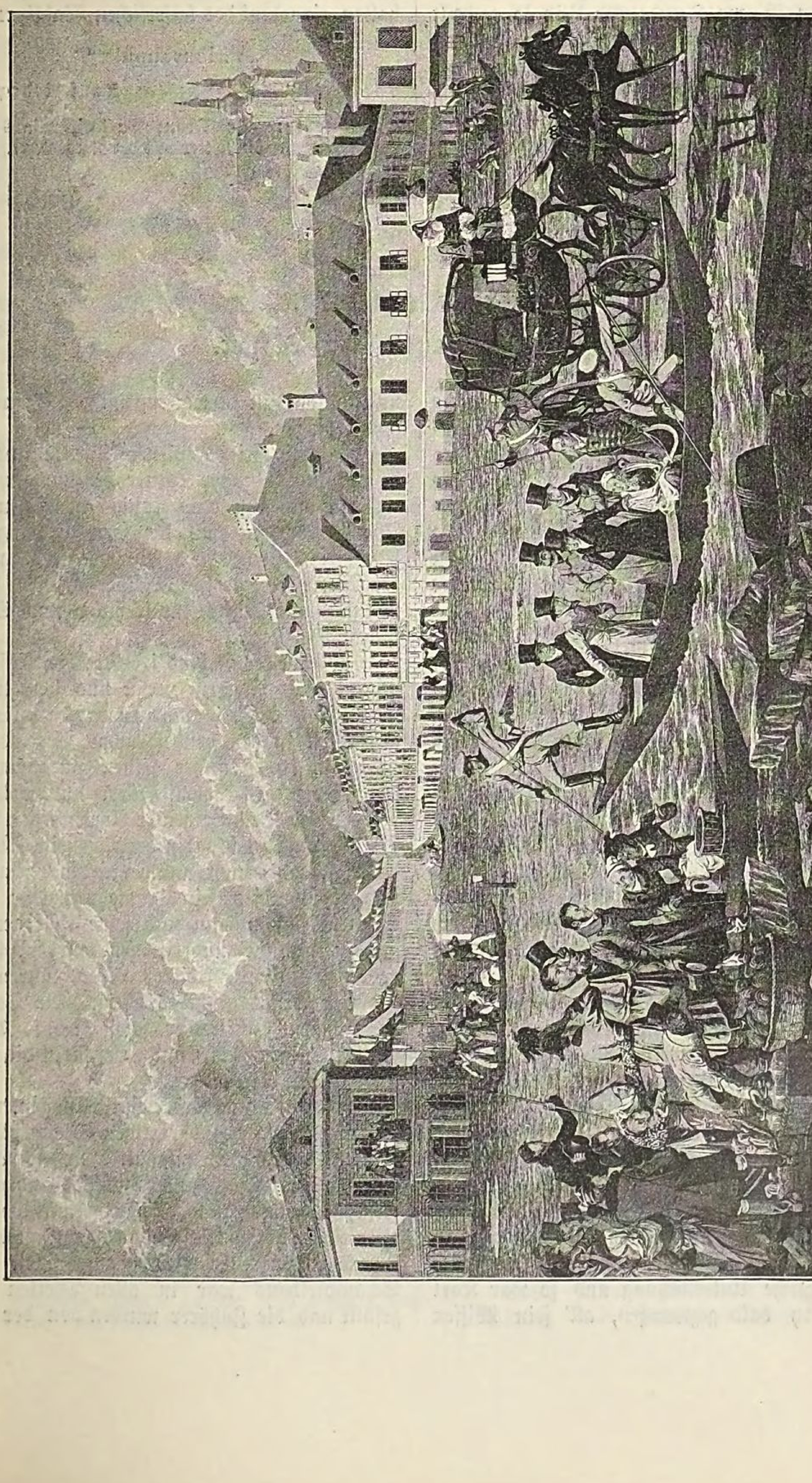
der Katastrophe verschwinden zu machen. Ein reger Wetteifer entspann sich nicht nur unter den Mitgliedern des allerhöchsten Kaiserhauses, sondern auch unter den Bürgern Wiens, um sich an dem edlen und dringend nothwendigen Rettungswerke zu betheiligen. Allen aber war der Kronprinz Ferdinand ein leuchtendes Vorbild. Obwohl die Fluten sich noch nicht in das Gleichgewicht gesetzt hatten, starke Strömungen selbst die Umsicht und Erfahrung der geübtesten Schiffer gefährdeten, der Wasserandrang ganze Ladungen aufgeschichteten Holzes mit sich fortriss, die in grauser Verwirrung mit zertrümmerten Zillen, Hausthoren, Flössen und Hausgeräthen die Straßen verdämmten und zwischen welchen Bollwerken man sich durcharbeiten musste, um den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, so sah man mitten in diesen Gefahren den Kronprinzen, die Unbilden des Wetters, das Brausen des Stromes und die Strenge des Winters nicht achtend, auf einem gebrechlichen Fischernachen sich Bahn brechend, dahereilen, um Hilfe und Trost zu bringen, wo es am nöthigsten war. Das Schaukeln des seichten Fahrzeuges bedrohte jeden Augenblick das theure Leben, trotzdem drang der Kronprinz in die umfluteten Häuser, an welchen Eisblöcke und Gehölz oft den Eingang verwehrten und wagte sich in die überschwemmten Wohnungen, um nach Hilfebedürftigen zu suchen. Wo er solche fand, denen mit Geld zu helfen war, gab er mit vollen Händen, sendete reichliche Lebensmittel, sorgte für Unterkunft der Obdachlosen, für ärztliche Hilfe, kurz er veranlasste mit seltener Umsicht und Energie alles, was zur Linderung der Leiden der Verunglückten etwas beitragen konnte. In der Rossau fand der durchlauchtigste Kronprinz einen Knaben, dessen Eltern in den Fluten umgekommen waren, als arme, hilflose, verlassene Waise. Er nahm ihn sogleich mit sich in die Hofburg und sorgte großmüthigst für sein weiteres Fortkommen. Allein des Kronprinzen segensvolles Wirken erstreckte sich nicht nur auf Wien, sondern auch auf die überschwemmten Orte des Marchfeldes, wohin er sich durch den wackeren Bräuermeister von Jedlersee, Anton Bosch, auf einem schlichten Steirerwagen führen ließ, da es unmöglich war, mit einer Kutsche auf der lebensgefährlichen Fahrt durch Schlamm, Gruben, Eisblöcke und stehende Sümpfe fortzukommen. Des allverehrten Kronprinzen segenbringendes Erscheinen grub sich auch hier tief in die Herzen der bedrängten Bewohner ein. In diesen Orten findet man heute noch, ebenso wie in Wien, die zur bleibenden Erinnerung an die ruhmvolle That lithographierte Darstellung, wie der unerschrockene Kronprinz mit Lebensgefahr auf einem gebrechlichen Nachen zwischen Eisblöcken und allerlei Hindernissen die Hilfebedürftigen aufsucht.

Mit Stolz und Verehrung verzeichnet auch die Überschwemmungs-Chronik nicht nur den Namen des durchlauchtigsten Bruders des Kronprinzen Erzherzogs Franz Karl, sondern auch der Erzherzoge Karl, Anton und Ludwig, sowie des viel zu früh verstorbenen hochbegabten Herzogs von Reichstadt, welche sich in aufopferndster Weise dem gefahrvollen Rettungswerke anschlossen und Wohlthaten auf Wohlthaten häuften.

Unter den Wiener Bürgern haben sich besonders hervorgethan: Der obenerwähnte Bräuermeister Anton Bosch und Franz Leibenfrost, welche beide für ihre hervorragenden Leistungen von Sr. Majestät mit der mittleren goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet wurden. Ferner der kühne Lebensretter Lassingleithner, Freiherr von Pasqualati, die Brüder Petzel und ihr Gefährte Franz Hansler, welche nachahmenswerte Beispiele von menschlicher Kraft und Unerschrockenheit gaben.

Es ist nur ein Act der Gerechtigkeit, auch des eifrigen Zusammenwirkens aller k. k. Hof- und Staatsbehörden, der Gesellschaft adeliger Frauen, der barmherzigen Brüder, endlich der Armee lobend zu erwähnen, welche in den Tagen der Gefahr mit beispiellosem Muthe Thaten vollbrachten, die nicht nur in der allgemeinen Stimme die gerechteste Anerkennung fanden, sondern auch in einem eigenen allerhöchsten Handschreiben des Kaisers Franz die verdiente Würdigung erfuhren. Groß war das Unglück, welches am 1. März 1830 über Wien und das Marchfeld hereingebrochen war, aber auch groß der Edelmuth des väterlich fürsorgenden Kaisers, dessen glorreichem Beispiele folgend, vom ersten bis zum letzten Unterthan jeder opferwillig sein Möglichstes beitrug, um die Spuren der Katastrophe ehethunlichst zu verwischen.

Derlei großartige Erfolge sind aber auch nur dort zu erzielen möglich, wo die



Kronprinz Ferdinand nimmt bei der Überschwemmung 1830 die Waise Leykam in das Schiff.

Nach einer Lithographie von Wolff.

Dynastie mit der Bevölkerung so innig verschmolzen ist, wo Freude und Leid so getheilt wird, wie in unserem geliebten Österreich. Darum bewährt sich auch die Treue und Anhänglichkeit für das allerhöchste Kaiserhaus in gefahrvoller Zeit stets durch festen Anschluss an den Thron und sie werden das schwarzgelbe Banner unter allen Verhältnissen hoch halten, eingedenk des kaiserlichen Wahlspruches:

„Viribus unitis."

Karl Nebopil.

Quelle: Dr. Franz Sartori, Wiens Tage der Gefahr und die Retter aus der Noth. Wien, 1830.

Karl Kisfaludy,

ungarischer dramatischer Dichter.

Hoffnungsvoll richteten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts alle Blicke Ungarns auf ein neu auftauchendes Gestirn am heimatlichen Dichterhimmel, das mit stolzer Kraft und jugendlicher Frische emporsteigend, die erst kurz bestehende ungarische Bühne rasch zu schöner Blüte zu bringen versprach. Dieser junge, reichbegabte Dichter war Karl Kisfaludy, geboren am 6. Februar 1788 zu Tét im Raaber Comitate, Sprosse eines altadeligen ungarischen Geschlechtes, welches nach Stephan Horváth seinen Stammbaum bis in das 13. Jahrhundert zurückführt.

Karl studierte zuerst in Raab, trat jedoch schon 1804, erst 16 Jahre alt, als Cadet in das Infanterie-Regiment „Fürst Esterházy" Nr. 32 und machte mit diesem die Feldzüge 1805 in Italien und 1809 in Deutschland mit. Schon während seiner Militär-Dienstzeit las er mit großem Fleiße die Werke der berühmtesten deutschen Schriftsteller und versuchte sich in einigen Gedichten, welche er größtentheils wieder vernichtete.

Im Jahre 1810 trat er als Lieutenant aus dem kaiserlichen Dienst und bereiste Deutschland und die Schweiz. In seine Heimat zurückgekehrt, wollte er sich gegen den Willen seines Vaters verehelichen, gab jedoch später diese Absicht auf, verpfändete sein mütterliches Gut und gieng nach Wien, wo er längere Zeit nur einem tollen Rausche von Zerstreuungen und Vergnügen lebte, bis ihn der Mangel an den nöthigsten Existenzmitteln hart zu drücken begann. Seine Familie verweigerte ihm jegliche Unterstützung und so war Karl Kisfaludy bald gezwungen, all' sein Wissen und Können zu verwerten, um sich kümmerlich fortzubringen.

Während seines Wiener Aufenthaltes war er auch mit Theodor Körner bekannt geworden und schloss sich bald innig an diesen an. Ihm dankte er auch die Ermöglichung des häufigen Besuches des Burgtheaters, wo er die Werke der großen Meister kennen lernte und sich hauptsächlich für Schiller und Shakespeare begeisterte.

Zu Ende des Jahres 1817 kehrte Kisfaludy wieder nach Ungarn zurück und ließ sich in Pest nieder. Doch auch hier war er anfänglich genöthigt, in den bescheidensten Verhältnissen zu leben, da er außer seinen unbedeutenden Einnahmen als Schriftsteller, nur noch eine sehr geringe Beihilfe seiner Angehörigen bezog. Bald darauf brachte ihm der Tod seines Vaters den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens und da überdies sein Name nunmehr einen guten Klang gewann und seine Schriften allgemein bekannt und gelesen wurden, konnte er nun ein sorgenfreieres Leben führen.

Sein erstes größeres Werk „Die Tataren in Ungarn" schrieb er schon 1811, diesem folgten „Klara Zach" und „Brutus," die jedoch unvollendet blieben.

Gelegentlich mehrerer Vorstellungen, welche auf Einladung des damaligen Theaterpächters Grafen Franz Brunßwick, die ungarische Theater-Gesellschaft aus Stuhlweißenburg in Pest gab, wurden auch „Die Tataren in Ungarn" mit einem von Kisfaludy eigens zu diesem Zwecke geschriebenen Prolog aufgeführt. Das Schauspielhaus war in allen Theilen dicht gefüllt und die Zuhörer wurden von der glän-

zenden Vorstellung derart hingerissen, dass sie den Dichter nach jedem Actschlusse stürmisch auszeichneten und sein wiederholtes Erscheinen auf der Scene begehrten.

Der junge Dichter, durch diesen ersten Erfolg angeeifert, widmete jetzt seine Zeit mit wahrer Hingebung seinen Arbeiten und es gelang ihm, Vieles in höchster Vollkommenheit in unglaublich kurzer Zeit zu Ende zu führen. So schrieb er „Stibor“ in zehn, das Schauspiel „Ilka“ in vier Tagen.

In demselben Jahre 1819 verfasste er auch mehrere Lustspiele, worunter „Die Freier“ und „Die Rebellen“ zwei ganz vorzügliche Arbeiten sind, deren Stoff er aus dem ungarischen Volksleben entnahm.

1820 beendete er folgende Trauerspiele: Marie von Szécsi, Schlacht bei Varna, Simon Kemény, Freundschaft und Großmuth, Irene, und das Lustspiel: der Mörder. Die meisten seiner Arbeiten wurden übersetzt, bereicherten das Repertoire mancher deutschen Bühne und wurden größtentheils sehr beifällig aufgenommen.

Vom Jahre 1822 an Herausgeber der in allen Kreisen beliebten Zeitschrift „Aurora,“ wurde ihm im Jahre 1826 für seine großen Verdienste auf dem Gebiete der ungarischen Literatur der Marczibány'sche Preis zuerkannt.

In den folgenden zwei Jahren schrieb er die Lustspiele: Täuschungen, Die Kranken, Die Probe der Treue, Die gezwungene Gutherzigkeit, Der Geiz, welche noch heute auf allen ungarischen Bühnen mit großem Erfolge gegeben werden.

1829 fieng der bisher gesunde und kräftige Mann zu kränkeln an und trotz der größten Anstrengungen war es ihm nicht mehr möglich, seine in diesem Jahre begonnenen Arbeiten zu vollenden. Sein letztes Trauerspiel „Matthäus von Trencsényi“ blieb auch unbeendet.

Durch mehrere Monate an ein schmerzhaftes Krankenlager gefesselt, von heftigen Gichtschmerzen geplagt, erwartete er mit Sehnsucht seine Heilung. Doch leider sollte sich dieser Wunsch nicht erfüllen, er verließ sein Krankenlager nicht mehr und erst der Tod befreite ihn von seinen Leiden am 30. November 1830.

Kisfaludy's letzte Ruhestätte auf dem Pester Friedhof in der Waitznerstraße ziert eine schmucklose Tafel mit folgenden Versen Vörösmarty's:

„O sucht ihn nicht in diesem engen Grabe,
Und glaubt es nicht, wenn man ihn todt nun heißt!
Was sterblich war an ihm ruht hier bestattet,
Doch lebt in seinen Werken fort sein Geist!“

Ein von Ferenczy, aus Marmor gearbeitetes großartiges Denkmal steht im National-Museum in Budapest und verkündet der Nachwelt die Größe dieses Mannes und seine Verdienste um die ungarische Literatur.

Kisfaludy war Mitglied der ungarischen Akademie; die ungarische Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft führt für ewige Zeiten seinen Namen.

Er war eine wahre Dichternatur, in seiner ersten Jugend überaus warm und leidenschaftlich, selbständig fühlend und freiheitsliebend. Später durch bittere Lebenserfahrungen ernüchtert, verdüsterte sich sein Gemüth und erhob sich nur mehr selten zur früheren Wärme.

Aus dem Werke: „Magyar irók arczképei és életrajzai“ (Biographien berühmter ungarischer Dichter und Schriftsteller) in das Deutsche übersetzt von

Sigmund Kelcz von ncz.

Ladislaus Skultéty,

Standartenführer des 8. Husaren-Regiments.

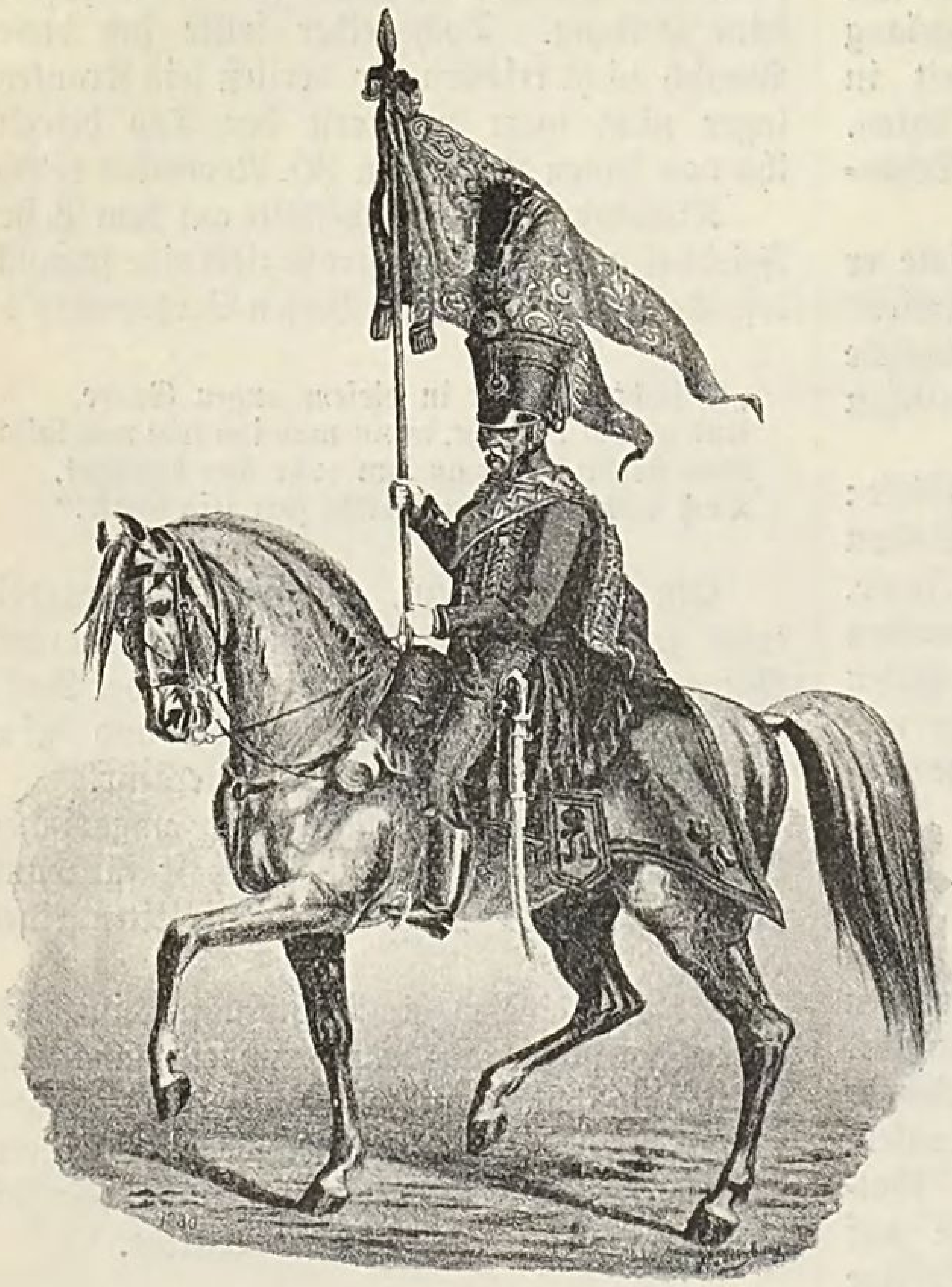
Aus der zweiten Türkenbelagerung Wiens ist der Kürassier Christof Ill*) bekannt, der 109 Jahre alt, nach mehr als 80jähriger Dienstzeit sich noch zu Pferde setzte und im christlichen Heere an der Befreiung theilnahm, und unvergesslich bleibt in Österreich die Erinnerung an den Heldenmarschall Radetzky, der erst nach 72jähriger Dienstzeit den Commandostab zurücklegte.

Solch' seltenen Beispielen reiht sich nicht unwürdig der Standartenführer Ladislaus

*) V. E. I. 303. Graf Thürheim führt in dem X. Bändchen „Unsere Helden“ noch mehrere ungewöhnlich lang dienende Soldaten an.

Skultéty des 8. Husaren-Regiments an, der 75 Jahre in diesem Truppenkörper gedient hat.

75 Jahre ununterbrochener Dienstzeit in ein und demselben Truppenkörper sind eine so seltene Leistung, dass sie selbst im Officierscorps nur wenige Beispiele hat.



Standartenführer Skultéty.
Gezeichnet von W. v. Zimburg. 1880.

Unter den Unterofficieren der Armee dürfte jedoch der Standartenführer Ladislaus Skultéty des 8. Husaren-Regimentes unerreicht dastehen.

Zu Bruzina im Heveser Comitate im Jahre 1735 geboren, wurde er am 25. December 1756 als Gemeiner zum damaligen Freiherr von Baranyay Husaren-Regimente Nr. 8 assentiert, am 1. November 1775 zum Vice-Corporal, am 5. Juli 1778 zum wirklichen Corporal und am 11. April 1790 zum Standartenführer ernannt, als welcher er am 19. August 1831 zu Szt.-Miklós bei Neu-Arad, 96 Jahre alt, starb.

Während seiner stets belobten Dienstzeit hatte er alle Feldzüge mit dem Regimente mitgemacht, wobei er zweimal im Gesicht verwundet wurde. Durch seine seltene Pflichttreue und seinen biederen selbstlosen Charakter war er bei Vorgesetzten wie bei Kameraden und Untergebenen gleich beliebt und wurde von denselben in seinen alten Tagen nie anders als Vater Skultéty genannt. Selbst Erzherzog Ferdinand d'Este, der als Commandierender in Ungarn zu Vásárhely das Regiment besichtigte, sprach ihn in dieser Weise an und half dem damals 91jährigen Greise, der es sich nicht nehmen ließ, die Standarte der Oberstens-Division, die er in 10 Feldzügen getragen, vorzuführen, eigenhändig mit den Worten: „Mein lieber Vater, das ist zu viel für Dich," vom Pferde.

Das Regiment ehrte das Andenken dieses ausgezeichneten Kriegers durch ein Denkmal auf dem Friedhofe zu Szt.-Miklós, wo derselbe begraben ist. Amon's Geschichte des 8. Husaren-Regimentes, der die Daten zu dieser Biographie entnommen sind, bringt in gelungenem Farbendruck sein vom Hauptmann W. v. Zimburg ausgeführtes wohlgetroffenes Bild aus dem Jahre 1825, das zuerst im lithographischen Wege von C. Hirsch vervielfältigt worden war. *)

Karl Edler von Haradauer.

*) Diese seltene Lithographie diente dem genannten Hauptmann als Vorlage für die Wiedergabe des Skultéty'schen Bildes in seinem sehr gelungenen, leider aber zu wenig gekannten und beachteten Werke in 18 Blättern, die „Österreichische Cavallerie von 1600—1883," das auch bei allen Reiter-Regimentern ebenso vorhanden sein sollte, wie es in den Militär-Erziehungs-Anstalten seit Jahren einen ebenso schönen als belehrenden Zimmerschmuck bildet. A. d. H.

Johann Tobias Bürg,

Astronom.

Bewundern wir in einer sternenhellen Nacht das weite Himmelszelt mit all' seinen unzähligen Welten, so senden wir unseren kindlichen Dank der Gottheit, die ihrem Ebenbilde die Macht des Geistes verliehen, die ewigen Gesetze der Himmelskörper zu erforschen. Wir verehren aber auch jene ausgezeichneten Geister, welche ihr Leben der erhabenen Wissenschaft — der Astronomie — geweiht, und so wie die hellen Sterne hoch am Firmamente über uns glänzen, so leuchtet auch die Dankbarkeit der Mit- und Nachwelt für die großen Männer der Wissenschaft. Bleiben doch Tyho de Brahe, Kepler, Newton, Herschel, Fixlmillner, Lalande*) u. s. w. unvergesslich! Mit welch' freudigem Stolze muss also unser Herz erfüllt sein, wenn wir neben diesen Glanzgestirnen wieder einen Österreicher „Bürg" nennen dürfen, dessen Namen die Wissenschaft mit Lorbeer kränzt, dessen Ruhm über die fernsten Grenzen der Erde gedrungen ist!

Bürg wurde als der Sohn wohlhabender Eltern am 24. December 1766 zu Wien geboren. Schon in frühester Jugend bekundete er eisernen Fleiß und hervorragende Talente; trotzdem wäre er beinahe gezwungen gewesen, dem Studium zu entsagen, da die Vermögensverhältnisse seines Vaters sich ungünstig gestaltet hatten. Nur auf eindringliches Zureden des Lehrers entschloss sich sein Vater, für das Studium des strebsamen Sohnes ein Opfer zu bringen. Zur selben Zeit wurden unter der glorreichen Regierung der großen Kaiserin Maria Theresia die Schulen durch Freiherrn Van Swieten reformiert. Bürg machte in den neu errichteten Anstalten vorzügliche Fortschritte, lenkte hiedurch die Aufmerksamkeit des edlen Van Swieten auf sich, der ihm von nun an eine mächtige Stütze wurde. Bemerkenswert ist es, dass Bürg in den mathematischen Wissenschaften anfangs keine besonderen Fortschritte machte; erst als er Euclid, den Vater der Geometrie, studierte, erwachte das in ihm schlummernde mathematische Talent und begann sich mächtig zu entfalten. Auf Anrathen seines hohen Gönners wendete er sich dem Studium der höheren Mathematik, Mechanik und schließlich dem der Astronomie zu, derjenigen Wissenschaft, welche seinen Namen mit goldenen Lettern in ihre Geschichte verzeichnet hat. Bürg erhielt die Erlaubnis, an den Beobachtungen der k. k. Sternwarte theilzunehmen. Er machte hievon den weitgehendsten Gebrauch und wurde der beste Schüler des berühmten Astronomen P. Hell und dessen Adjuncten Triesnecker. Unter des letzteren Leitung pflegte Bürg drei Jahre hindurch astronomische Studien und deren Hilfswissenschaften. Wiewohl er vom Herzen gerne seinen eigentlichen Beruf in der Sternwarte gesucht hätte, musste er doch der zwingenden Nothwendigkeit weichen. Auf der Sternwarte war keine Stelle erledigt und die Sorge ums tägliche Brot bemüßigte ihn, für jetzt seiner Lieblingsbeschäftigung zu entsagen und eine Professur der Physik am Lyceum zu Klagenfurt anzunehmen. Aber nur ein Jahr blieb er daselbst. 1792 starb Hell, und da durch die Vorrückung Triesneckers die Adjunctenstelle an der Sternwarte frei wurde, so erhielt Bürg diesen Posten. Nun begann seine eigentliche rastlose Thätigkeit, sein eifriges Streben und Wirken. In einer kurzen Reihe von Jahren erschienen von ihm in den unter Triesneckers Leitung herausgegebenen astronomischen „Ephemeriden" (Tagebücher) zahlreiche Abhandlungen, welche die Tiefe seines Wissens erkennen ließen. 1801 lernte er seinen in Pressburg geborenen berühmten Landsmann, den in Gotha als Astronomen erfolgreich thätigen Freiherrn von Zach persönlich kennen, und zwei Jahre später nahm er mit ihm die Messung dreier Grade in Niedersachsen vor.

Durch seine vielseitige und ausgezeichnete Verwendung erwarb sich Bürg die Anerkennung der Regierung und diese ernannte ihn — unter Beibehaltung seiner Adjunctenstelle — zum Professor der höheren Mathematik an der Universität in Wien. 1807 wurde er dem Ge-

*) Siehe auch I. Theil, S. 850—853.

neralquartiermeisterstabe bei der Triangulierung des Kaiserthums zugewiesen.

Sein größter Ruhm aber besteht in der Lösung der Preisfrage, welche von dem Pariser National-Institut der Künste und Wissenschaften 1798 gestellt wurde. Sie lautete: „Aus einer großen Anzahl der besten, zuverlässigsten, alten und neuen Mondesbeobachtungen, wenigstens 500 an der Zahl, die Epochen der mittleren Länge des Apogeums (Erdferne) und des aufsteigenden Knotens der Mondesbahn zu bestimmen.“ Die Theorie des Mondlaufes ist einer der schwierigsten astronomischen Theile, und die Mondtafeln sind wegen ihrer wichtigen Anwendung bei der Schiffahrt von unberechenbarem Nutzen. War es dann nicht ein wissenschaftlicher Sieg unseres Vaterlandes, wenn ein Österreicher auf jenen Gebieten preisgekrönt wurde? Bürg hat nicht nur der Aufgabe gemäß 500, sondern der Ausarbeitung derselben 3000 Beobachtungen zu Grunde gelegt. Die vom französischen Astronomen Alexis Bouvard eingereichte Lösung der Frage wurde auch als vorzüglich anerkannt, und so erhielten Bürg und Bouvard je 250 Ducaten als Preis. Die gekrönte Schrift und die vielen anderen Arbeiten verliehen seinem schon gefeierten Namen den schönsten Klang, und zahlreiche gelehrte Gesellschaften von Europa und Amerika fühlten sich durch seine Mitgliedschaft geehrt. Ja, selbst der große Astronom Lalande ward sein Freund. 1809 wurde Bürg vom Kaiser Franz I. in Anerkennung seiner Verdienste um die Schiffahrt und Triangulierung mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet.

Man sollte wohl glauben, dass Bürg glücklich war! Er war ausgezeichnet von seinem Monarchen, berühmt als Gelehrter in einer erhabenen Wissenschaft, geehrt von der Mitwelt, geachtet von seinen Schülern, geliebt von seinen Freunden — da ereilt ihn ein sehr trübes Schicksal, er verliert vollkommen das Gehör, und wenn er sich auch seiner wissenschaftlichen Erfolge freuen wollte, so verscheuchte der Gedanke an sein unheilbares Übel jede Zufriedenheit. Das Unglück zu vergrößern, war Musik seine Lieblingsbeschäftigung in den Mußestunden. So musste er vielen Freuden des Lebens entsagen und nur die Festigkeit seines Charakters und die Liebe zur Mathematik konnten ihn bewegen, seine Berufsthätigkeit fortzusetzen. Doch bloß für wenige Jahre. Als 52jähriger Mann trat er in den Ruhestand. Von nun an brachte er jeden Sommer bei seinem Freunde Söllner auf Schloss Wiesenau bei St. Leonhard im Ober-Lavantthale zu, schaffte einen Theil seiner Bibliothek, ein großes Teleskop und andere astronomische Instrumente dahin, um daselbst wissenschaftlichen Arbeiten zu obliegen. 1825 endlich nahm er auf Schloss Wiesenau ständigen Aufenthalt und erfreute sich der Naturschönheiten der dortigen herrlichen Gegend. Was ihm viele angenehme Stunden und manche Zerstreuung gewährte, war das fröhliche Treiben der Singvögel. Tagtäglich gieng er mit Futter für die munteren Sänger hinaus in den Wald, und wenn er pfiff, so kamen viele herbeigeflogen, hüpften zutraulich um ihn herum und pickten die ihnen gestreuten Körnchen hurtig auf. Armer Mann, dass es ihm nicht vergönnt war, zu lauschen den heiteren Weisen der buntgefiederten Sänger, deren Freund und Wohlthäter er war! Es war der 20. November 1834, dass er zum letztenmale seinen Waldspaziergang machte, er sollte da von der schönen Natur für immer Abschied nehmen, denn fünf Tage nachher starb er gottergeben in den Armen seines treuen Freundes. Er ruht in der erst kürzlich durch Feuersbrunst arg geschädigten, altehrwürdigen gothischen Wallfahrtskirche bei St. Leonhard. Ein einfacher Stein bezeichnet die Stätte, wo die Gebeine eines der größten Gelehrten unseres Reiches beigesetzt sind. „Bürg war ein Charakter ohne Tadel und von großen Vorzügen. Was er versprach, darauf konnte man sich verlassen, er sagte nie eine Lüge und war sorgfältig in seinen Ausdrücken, um immer ganz wahrhaft zu sprechen. Er trug seine Gelehrsamkeit nicht zur Schau und sprach niemals von seinen Erfolgen. Ein österreichischer Patriot war er nicht bloß bei jeder Gelegenheit mit entschiedenem Worte, sondern auch in der That, glänzende Anträge wurden ihm von Paris und St. Petersburg gemacht, als er noch Adjunct auf der Sternwarte war, er schlug sie aus.“ Sein geliebtes Österreich gieng ihm über alles.

Moriz Bretschneider.

Quellen: Biographie von Bürg im „Biographischen Lexikon“ von Dr. Const. von Wurzbach und einer im 26. Jahrgang der „Carinthia“ enthaltenen Skizze von Johann Volkamer von Ehrenberg.

Raimund und Nestroy,

Theaterdichter.

Raimund's unerreichtes Ziel war das Burgtheater, tragischer Dichter hätte er werden wollen, die komischen Details erschienen ihm als „viele läppische Kleinigkeiten“, angebracht, weil er fürchtete, das Publicum möchte ihn zu ernsthaft finden. Nestroy dagegen meinte trocken: „Bis zum Lorbeer versteig' ich mich nicht. G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten — lachen sollen die Leut', und mir soll die G'schicht a Geld tragen, dass ich auch lach', das ist der ganze Zweck. G'spaßige Sachen schreiben, und damit nach dem Lorbeer trachten wollen, das ist grad so, als wenn einer Zwetschkenkrampus macht, und gibt sich für einen Rivalen von Canova aus.“ Mit absichtlicher Schärfe hat Nestroy seinen Vorgänger Raimund durch diese Worte ironisiert und seine ganze Thätigkeit ist der grellste Gegensatz zu Raimund. Realist und Idealist treten einander gegenüber. Während Raimund mit schwärmerischer Liebe an den Menschen hängt, sieht Nestroy nur Schlechtigkeit an ihnen, während Raimund eine Welt erträumt voll Blumen und Blüten, dass man sie von weitem für ein „Garteng'schirr“ halten könnte, verwandelt sich Nestroy die Welt in einen Sumpf, den verdorrte Bäume umgeben und Raben ankrächzen. In der schönen Feenwelt der Raimund'schen Zauberpossen richtet Nestroy eine ähnliche Verheerung an wie die bösen Zauberinnen Vipria und Arrogantia auf der Insel Flora. Raimund hat eine rührende, naive Unbeholfenheit, Nestroy ausgeprägte, vorlaute Sicherheit; Raimund's Ideal ist das kindliche Märchen, das Nestroy's die beißende Satire; Raimund dichtet, Nestroy parodiert; die schmerzenden Spitzen der Wirklichkeit verletzten Raimund in seinem empfindlichen Herzen, Nestroy macht es wie der Igel und richtet die Stacheln nach außen.



Apotheose Raimund's.
(Der Hobel in Raimunds Händen spielt auf Valentins Hobellied im „Verschwender“ an.)

Raimund hob das Vorstadtstück zu einer ungeahnten Höhe; die Tiefe seines Gemüthes, die Fülle der in ihm lebenden Poesie goss in die überlieferte Form einen reichen Inhalt; die althergebrachten Effecte voll theatralischer Wirkung ließ er sich nicht entgehen, aber sie waren bei ihm Mittel, nicht Zweck; er strebte nach einer „moralischen Bedeutung,“ wie er sie aus den Märchen herauslas und rückte dadurch das kleine Genre der Vorstadtbühnen auf eine

Stelle ganz nahe dem Burgtheater. Ferdinand Raimund (1790—1836) wusste auch als Schauspieler durch sein sinniges Spiel und sein echt poetisches Wesen jede Rolle zu adeln und erzielte mit der größten Einfachheit seine Wirkungen. Den Gipfel seiner Thätigkeit als Dichter und Darsteller hat er im „Verschwender" erreicht (1834), hier ist der Valentin eine Verkörperung seiner eigenen schlichten Person, er soll ihn darum auch unvergleichlich gegeben haben.

Und nun Johann Nestroy (1802—1862)! Wie ein Wirbelwind fuhr er in die zarte Welt der Raimund'schen Phantasien; mit Cynismus zerstörte er dem Wiener seine bisherigen Ideale, indem er sie verspottete, parodierte, zerpflückte. Nestroy drückt die Posse herab; uns führt nicht mehr ein idealer, nach dem Höchsten strebender Dichter, welcher die Menschen liebt, trotzdem er sie kennt, sondern ein Cyniker, welcher uns alle Freude am Menschentreiben verleiden möchte, weil er die schlechten Seiten des Menschen kennt und seine guten nicht gelten lassen will. War bei Raimund das Gemüthliche des Wieners als das Gemüthvolle aufgetreten, so kam bei Nestroy das Derbe des Wieners als Rohheit hervor; hatte Raimund auch über das Gemeine den Schimmer der Poesie ausgebreitet, so verzerrte Nestroy die Schwachheit zur Schlechtigkeit; bewegt sich Raimund am liebsten an der Grenze der Comödie und der höheren Tragödie, so spielen Nestroy's Possen hart an der Schneide des Verbrecherischen in criminellem Sinn. Auch als Schauspieler war er der Gegensatz zu Raimund, während dieser seine Rollen verklärte, verzerrte sie Nestroy und es bleibt charakteristisch, dass den Gipfelpunkt *seines* Wirkens der „Lumpazivagabundus" (1833) und zwar die Rolle des Säufers Knieriem bezeichnet; dadurch ist der Unterschied zwischen Raimund und Nestroy so deutlich ausgedrückt, dass es weiter keiner Worte bedarf. Raimund hat keinen Nachfolger gefunden, am nächsten steht seiner Art Grillparzer, der auf ihn überhaupt Einfluss hatte, mit seinem „Traum ein Leben," Nestroy's Manier hat nachgewirkt, obwohl freilich den Nachahmern sein unvergleichliches Talent der Parodie abgieng. Es ist, als träten sich zwei Perioden der Wiener Entwickelung in Raimund und Nestroy entgegen, Raimund als Vertreter der patriarchalischen Regierung Kaiser Franz I., Nestroy als Vertreter der Revolution von 1848; jener genießt die Früchte einer beschaulichen Zeit, dieser hilft den Umschwung der Dinge vorbereiten; jenen müssen wir den Zeitgenossen der Classiker anreihen, dieser gehört in die Tage des Jungen Deutschland; jener sucht wie der Classicismus die Harmonie aus der Disharmonie herzustellen, dieser läßt die Disharmonien ungelöst. Das gilt aber nur von den Schriftstellern. Als Mensch war Nestroy herzlich, wohlthätig, der Teufel packte ihn erst, wenn er die Bühne beschritt; Raimund ist melancholisch und unglücklich, wie er auch tragisch endet. Berechtigt war das Auftreten des Einen wie des Anderen, die von Beiden geschaffenen Gestalten sind scharf umrissen, haben echtes Leben in den Adern, es sind aber Menschen entgegengesetzter Art. Nestroy ist moderner, wohl auch mannigfaltiger, Raimund tiefer; jener beschäftigt unseren Verstand, dieser unser Gemüth; jener geht oft über die Grenzen des poetisch Erlaubten weit hinaus, wird frech und unflätig, dieser zieht sich wohl sinnend in sein Inneres zurück und verläßt dann die gegebene Bühne. Raimund's Wesen lag seit lange klar vor unseren Augen, erst jetzt aber vermögen wir über Nestroy gerechter zu urtheilen, da Vincenz Chiavacci und Ludwig Ganghofer die Possen des Satirikers aus den Theaterarchiven erlösen und zum erstenmale durch den Druck veröffentlichen; noch ist die Ausgabe nicht vollendet, aber schon vermögen wir den Reichthum seiner Formen zu überblicken, unsere Kenntnis erweitert und vertieft sich.

Während man nun daran geht, in Wien ein Raimund-Theater zu gründen, um schon im Namen das veredelte Volksstück zu ehren, würde es wohl Niemandem einfallen, ein gleiches durch Nestroy's Namen zu erreichen. Stellt uns Raimund den Höhepunkt des Wiener Vorstadtstückes dar, mit Nestroy lenkt es in Bahnen ein, die seinen Untergang herbeiführten. Humor heißt die Gabe des Einen, Zote der Fehler des Anderen. Raimund rührt, Nestroy packt; Raimund ergreift und erfreut, Nestroy reizt und verlacht. So bilden Raimund und Nestroy zwei typische Erscheinungen entgegengesetzter Kunstideale.

Dr. Richard Maria Werner.

Anna von Hofer,

des Helden von Tirol wackere Hausfrau. *)

Einer der bekanntesten Männer aller Zeiten, ein Volksheld im wahrsten Sinne des Wortes — ist Andreas Hofer. Wer nur einigermaßen auf Bildung Anspruch macht, kennt jedenfalls Hofer's Thaten, — kennt seine glühende Vaterlandsliebe, die den schlichten Sohn der Berge zum kühnen Vertheidiger der geliebten Heimat, zum Führer und Abgott seines Volkes und zum Schrecken seiner Feinde machte!

So bekannt aber dieses Mannes ruhmvolle Heldenthaten, so unbemerkt und den Meisten fremd blieb das emsige, stille, treue Wirken seiner Gattin, — der braven Anna Hofer. Sie entstammte der bei Meran ansässigen Familie Ladurner, welche dem Lande Tirol zahlreiche Ehrenmänner geschenkt, deren Name auch über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus einen wohllautenden, geehrten Klang hat.

Am 21. Juli 1789 mit dem jungen Andreas Hofer, Wirt am Sand im Passeyerthal, vermählt, verliefen für Anna die ersten Jahre ihres Ehestandes in mühevoller Arbeit und oft drückender Sorge um die Erhaltung ihrer kleinen Familie, da auch sie selbst nur eine unbedeutende Mitgift in die Ehe brachte. Der Ertrag des Sandwirtshauses war nur gering und so musste Anna den größten Theil des Jahres von ihrem geliebten Manne getrennt ein, der zur Vermehrung seiner Einkünfte zuerst als Pferde- und Viehhändler hauptsächlich nach Welschtirol zog, später ein Wein- und Brantweingeschäft mit dem Innthal betrieb. — Während Andreas Hofer nun mit seinen Saumthieren über den Jauffen und Brenner stieg, waltete die rüstig schaffende Frau daheim ihrer Wirtschaft, erzog ihre Kinder (4 Töchter und 1 Sohn) in Tugend und Gottesfurcht, und hielt durch rastlose Arbeit und verständige Sparsamkeit den geringen Haushalt in schöner Ordnung.

Welchen Einfluss Anna auf die politischen Entschlüsse ihres Mannes genommen, ist uns nicht bekannt; dass sie aber als treues Kind ihrer Berge nicht müßig war bei dem allgemeinen Aufstande im Jahre 1809 gegen die Feinde ihres Vaterlandes, können wir aus den einzelnen Zügen entnehmen, deren Andenken bis auf uns gekommen. So war Anna Hofer die erste, welche Späne in die tosende Passer warf, welche dieselben der Etsch zuführte, und somit den umliegenden Thälern die Nachricht brachte, dass Alles zur gemeinsamen Erhebung bereit sei. — Während dann die heißen Gefechte bei Sterzing wütheten, stieg das muthige, treue Weib über den schroffen Jauffen, brachte ihrem Manne und dessen Gefährten Kunde von ihren daheimgebliebenen Lieben, verband ihre Wunden und feuerte die Kämpfenden zu Muth und Ausdauer an.

Als dann Andreas Hofer von Sieg zu Sieg eilte, als ihm Ehren und Auszeichnungen zutheil wurden, als er in der kaiserlichen Hofburg zu Innsbruck wohnte und als fast unumschränkter Herr im wiedereroberten Lande Tirol gebot, — da war Anna nicht an seiner Seite. Unbeachtet und still lebte sie indessen in ihrem einsamen Häuschen zu Sand an der Passer; waltete ihrer kleinen Wirtschaft, sandte ihre Kinder zur Schule und betete eifrig für die heilige Sache, für Mann und Landesbrüder.

Erst als das Unglück über Hofer hereinbrach, als er verfolgt und gebrochen in die Heimat zurückkehrte, da erscheint mit ihm das treue Weib. Sie begleitet ihn auf seiner

*) Bearbeitet nach einem Nachruf an Anna v. Hofer aus der Augsbg. Allgem. Ztg. im Klagenfurter Wochenblatt Carinthia, v. 21. Jänner 1837. Wie sehr die Zeit versöhnlich über Gegensätze und frühere erbitterten Völkerstreit glücklicher Weise hinwegschreitet, beweist die edle Äußerung des italienischen Minister-Präsidenten Marchese Rudini, der im Parlamente offen erklärte: „Billig und gerecht wäre es, wenn Sie (die Irredentisten) die Thaten des Andreas Hofer anerkennen wollten, der schlicht und treu für die Unabhängigkeit seines Landes gekämpft hat und gefallen ist! Wer die Vaterlandsliebe nur in Bezug auf die eigene Heimat für ehrenwert hält, der ist ein kurzsichtiger Mann." Nicht minder beachtenswert ist aber die Thatsache, dass der vorstehende Aufsatz von einer Dame aus einem der ältesten und vornehmsten Adelsgeschlechter Bayern's mehrere Jahre vor der Zeit verfasst worden ist, in der sie ihren Ehebund mit einem Edelmanne aus tirolischem Stamme geschlossen hat. Über Hofer siehe Seite 55—67. A. d. H.

Flucht auf die unwegsame Brantacher Alpe; sie scheut nicht des Winters Kälte, den hohen Schnee, die harten Entbehrungen jeder Art; willig theilt sie mit ihm Sorge und Angst vor Entdeckung und Verrath. — Und als nun wirklich am Morgen des 28. Jänner 1810 die Franzosen die Alphütte umzingeln und ihren unglücklichen Andreas gefangen nehmen, da läſst auch Anna sich binden und folgt mit nackten, wunden Füßen über Schnee und zackiges Eis dem geliebten Manne bis Meran. Von dort nach Bozen gebracht, harrt ihrer eine noch schwerere Prüfung: die Trennung von dem theuern Gatten, der in Kerker und Tod gieng und den sie nie wiedersehen sollte! — Wie mag da dem treuen Weibe das Herz geblutet haben bei diesem harten Abschiede! Ihre wahre, tiefe Frömmigkeit und die große Liebe für ihre Kinder halfen ihr auch dies schwere Unglück gottergeben tragen, — und so zog die gramgebeugte Frau wieder zurück in die stille Heimat, wo Alles sie erinnerte an ihr kurzes seliges Jugendglück und die folgenden Zeiten tiefster Sorge und bittersten Leides!

Die Familie Andreas Hofer's blieb für das kaiserliche Haus ein Gegenstand beständiger Sorgfalt und wurde mit Ehren und Auszeichnungen reich bedacht. Der Kaiser erhob sie in den Adelsstand, setzte Anna und ihren Töchtern ansehnliche Jahresbezüge aus und sorgte für die Erziehung ihres einzigen Sohnes Johann. — Doch all diese hohen Gunstbezeigungen, sowie das allgemein erwachte Interesse für die Witwe des großen Vaterlandshelden Andreas Hofer, machten die schlichte, verständige Frau nicht stolz und hochmüthig. Ja sie lebte nur noch stiller und zurückgezogener als bisher in ihrer beschränkten Häuslichkeit, den ärmeren Thalbewohnern Gutes thuend, beistehend mit Rath und That, wo Noth und Elend hilfesuchend sich an sie wandte. Anna v. Hofer genoſs die allgemeine Achtung ihrer Landsleute in hohem Grade und machte ihren Einfluſs und ihr Ansehen auch da geltend, wo Gerechtigkeit und Schutz der Bedrängten es erheischten. Sie entzog sich so viel sie konnte den Nachfragen und der Zudringlichkeit neugieriger Fremder und nur bewährten alten Freunden war ein Einblick in ihr edles Gemüth und die Theilnahme an ihrem tiefen Leid gestattet.

Doch das Maß des Unglücks und Kummers war für die arme Frau noch nicht erschöpft! Drei ihrer blühenden Töchter wurden ihr im Verlaufe von nur drei Jahren durch den Tod entrissen. Doch, als auch die vierte, — die herbeigeeilt war, die greise Mutter zu trösten und zu pflegen, — in ihren Armen verschied, da brach das schwergeprüfte Herz und wenige Tage nach dem Liebling starb Anna v. Hofer, — im 73. Lebensjahre — am 6. December 1836.

So sehen wir in Anna Hofer das Bild der echten deutschen Frau: emsig und stille schaffend im häuslichen Kreise; — eine treue Gattin, — eine fürsorgliche Mutter, — einfach und bescheiden im Glücke, — muthig und standhaft in Noth und Gefahr! Nicht bei Sieg und Triumph ist sie an der Seite ihres Mannes, — wohl aber begleitet sie ihn auf der Flucht; nicht in der Hofburg finden wir sie bei ihm, — aber im Kerker!

Mögen ihr Wirken und ihre traurigen Schicksale in der großen Welt auch unbekannt bleiben, — in Österreich und besonders im Lande Tirol soll und wird neben Andreas Hofer's glorreichem Namen stets in dankbarer und anerkennender Erinnerung fortleben das Andenken an seine treue Hausfrau Anna.

Franziska Freiin von Hippoliti,
geb. Freiin von Lerchenfeld-Aham.

Caspar Graf Sternberg,

Naturforscher. *)

An den Ufern der Sazawa liegt die altersgraue Burg Sternberg mit dem Wappenzeichen eines goldenen achteckigen Sternes im blauen Felde.

Sie ist der Stammsitz eines uralten Geschlechtes, der Grafen von Sternberg, die schon im 13. Jahrhundert in Böhmen erscheinen.

Kein historisches Ereignis ist über dieses Land hinweggegangen, in das nicht einer dieses Geschlechtes mit eingegriffen hätte und seit in der Königinhofer Handschrift Jaroslav von Sternberg, der Mongolenbesieger, besungen worden ist, hat die böhmische Geschichte fast auf jedem ihrer Blätter den Namen dieses Geschlechtes verzeichnet. Viele von ihnen waren Staatsmänner, Kriegshelden, Kirchenfürsten; viele Männer der Wissenschaft.

Unter diesen Letzteren ist es besonders Caspar von Sternberg, der einen mächtigen Einfluss auf das geistige Leben seiner Zeit genommen hat, und dem der goldene Stern seines Wappenzeichens, der Stern der Wissenschaft und Forschung war, der seine Bestrebungen leiten sollte.

Caspar von Sternberg wurde 1761 in Prag geboren. Er war der Sohn des Grafen Johann von Sternberg; seine Mutter Anna Josefa, eine geborene Gräfin Kolowrat-Krakowský, war eine hochgebildete Frau, die eine große Vorliebe für die französische und englische Literatur hatte.

Seine Taufpathen waren zwei Bettler, ein Sinnbild, dass der Täufling den Bedürfnissen seines Volkes leben möge, und in der That hat Caspar von Sternberg sein Leben dem edelsten Bedürfnisse des Volkes, der Wissenschaft und ihrer Verbreitung geweiht.

Frühe schon war der Geist des jungen Grafen ernsten Dingen zugewandt; noch ein Kind, verfolgte er mit Vorliebe die Studien seines Bruders in der Chemie und Alchemie und der Drang nach Wissen, den er bekundete, zeigte, dass in ihm das heilige Feuer des Forschers schlummere.

Als im Jahre 1778 König Friedrich II. von Preußen ein Heer in Böhmen einrücken ließ, um mit gewaffneter Hand Österreichs Rechte auf das Erbe der bayrischen Linie des Wittelsbacher Hauses zu bestreiten, wollte der damals 17jährige Graf in die Armee eintreten; allein seine Eltern bestimmten ihn, Theologie zu studieren und sein Onkel, der Minister Graf Kolowrat, ebnete ihm den Weg zu seinem Eintritte in den geistlichen Stand.

Er fasste den Entschluss im Collegium germanicum in Rom zu studieren und wurde vor seiner Abreise dahin der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt. „Er muss aber nicht glauben, dass er geistlich werden muss, wenn er keine Vocation hat," sagte ihm die große Monarchin. „Wenn er etwas gelernt hat, kann er auch in einem anderen Stand sein Fortkommen finden."

In der Selbstbiographie des Grafen finden wir eine ausführliche Schilderung seines Aufenthaltes im Collegium und der Eindrücke, die er in der klösterlichen Lebensweise daselbst empfieng; es war eine Zeit ernsten Studiums, in der er den Grund zu seiner späteren wissenschaftlichen Bedeutung legte.

Sein Aufenthalt dort sollte aber nicht bis zur Vollendung seiner Studien währen. Die Kaiserin Maria Theresia war gestorben und Josef II. Geist verbreitete sich über alle Gebiete des öffentlichen Lebens. Der österreichischen Geistlichkeit wurde der Besuch des Collegium germanicum verboten und schon im Jahre 1782 mussten es die österreichischen Theologen verlassen.

Sternberg verschaffte sich nach abgelegter Disputation ein Attest als Theologus absolutus und lebte einige Zeit abwechselnd in Rom und Neapel, im Kreise von Gelehrten und Künstlern und im Genusse der herrlichen Natur und der Kunstschätze Italiens, bis er im December desselben Jahres nach Regensburg berufen wurde, wo er sich um eine erledigte Domherrnstelle bewerben sollte. Sie wurde ihm zugesagt, doch sollte er sie erst nach vollendetem 24. Lebensjahre erhalten und dann erst das Subdia-

*) B. E. I. 77. II. 109, 302.

conat nehmen und in das Capitel eingeführt werden; bis dahin aber als Domicellar in Regensburg bleiben.

In dieser Stadt hatte seit 1663 der aus bevollmächtigten Gesandten der deutschen Fürsten und Reichsstädte bestehende Reichstag seinen Sitz, und Regensburg war damals der Brennpunkt des politischen Lebens in Deutschland. Der 21järige Graf lernte im Hause des böhmischen Gesandten die politischen Verwicklungen in der alten Reichsstadt kennen, doch blieb er dem Getriebe der sich gegenseitig bekämpfenden Parteien fern, wenn er auch mit scharfem Blick und geistvollem Urtheil die Personen und Verhältnisse erfaßte.

Der Drang nach Wissenschaft, der sein Leben beherrschen sollte, wandte ihn dem Studium der Literatur und der Naturwissenschaften zu.

Damals war die Zeit, wo Goethe mit seinen Schöpfungen hervortrat und in der durch eine Reihe von großen Männern der Menschheit eine neue geistige Welt erschlossen wurde.

Diese Welt war es, die Sternberg auf sich wirken ließ und die den Gehalt seines Lebens bilden sollte.

Dieser Richtung blieb er auch treu, als er mit seinem 24. Lebensjahre in das Capitel aufgenommen, Hof- und Kammerrath des Bischofs, und später Domcapitular der reichen Stifter Freising und Passau wurde.

Der Graf nahm seinen bleibenden Aufenthalt in Regensburg und der Verkehr mit den vielen hervorragenden Männern, welche diese Stadt damals in ihren Mauern zählte, erhöhte seinen Trieb, durch Wissenschaft segensreich auf seine Zeitgenossen zu wirken. Er wurde zunächst in die Kreise des Grafen von Görtz gezogen, der alles um sich versammelte, was geistigen Bestrebungen lebte. Dort lernte er den großen Physiker Placidus Heinrich kennen, trat mit Fürst-Abt Steiglehner, den gelehrten Brüdern Schäffer in Verbindung und verkehrte mit Professor Hoppe.

Durch Professor Duval und Graf Bray wurde er 1799 der botanischen Gesellschaft in Regensburg zugeführt, der er ein unermüdlicher Förderer werden sollte. Was Sternberg für diese Gesellschaft gethan, ist umso bedeutungsvoller, als damals nur wenige Vereine dieser Art bestanden.

Von 1800—1809 leitete er die Versammlungen dieser Gesellschaft und räumte in seinem Hause ein Local hiezu ein.

Die Ergebnisse seiner vielen wissenschaftlichen Reisen und die immer ausgebreiteteren Beziehungen, die er mit hervorragenden Gelehrten des Auslandes anknüpfte, machte er zunächst dieser Gesellschaft nutzbar, die er mit Recht sein Lieblingskind genannt hat.

So hielt er hier seine Vorträge über die fossilen Pflanzen, die Faujas St. Fond beschrieben hat, und betrat hiemit ein Gebiet, welches er, einer der ersten, der gelehrten Welt eröffnet und auf dem er als Ausleger der vegetabilischen Schöpfung der Vorwelt Großes geleistet hat.

Als im Jahre 1803 der Reichserzkanzler von Dalberg Landesfürst von Regensburg wurde, trat Sternberg als Vicepräsident an die Spitze der Landesregierung des Fürstenthums.

Hauptsächlich war es das Schul- und Bildungswesen, dem er nun eine unermüdliche Sorgfalt widmete, auf allen Gebieten seines Wirkungskreises aber waren es Gerechtigkeit, Gutmüthigkeit und Versöhnlichkeit, die sein Wirken ersprießlich und segensreich machten. Seine öffentliche Thätigkeit sollte indessen nicht lange währen, denn der Kurfürst-Erzkanzler Dalberg hatte sich durch Aussicht auf Machtvergrößerung bestimmen lassen, dem Rheinbunde beizutreten, dessen Protectorat 1806 Napoleon übernahm. Die patriotische Gesinnung Sternberg's machte es unter diesen Verhältnissen unmöglich, länger im Amt zu bleiben; er legte es nieder und beschloss, sich gänzlich vom politischen Leben abzuwenden und nur den Wissenschaften zu leben.

Naturwissenschaftliche Studien und der Verkehr mit Gesinnungsgenossen, die sich regelmäßig in seinem, zu einer Art wissenschaftlichen Akademie umgestalteten Gartensalon zu versammeln pflegten, füllten das Leben des Grafen bis zum Jahre 1809 aus. In diesem Jahre wurde Regensburg den Franzosen übergeben und für Sternberg gab es kein längeres Verweilen in dieser Stadt.

Der nun 50jährige Graf entschloss sich daher, seinen bleibenden Wohnsitz in der Heimat zu nehmen und zog sich auf seinen Landsitz Březina zurück.

Damit beginnt die Epoche, wo das Leben und Wirken Sternberg's für Österreich und insbesondere für Böhmen bedeutungsvoll wird.

Das Schloss Březina wurde durch ihn der Versammlungsort vieler Gelehrten und Naturforscher; er selbst bald der Mittelpunkt der geistigen Interessen seines Vaterlandes.

Im Jahre 1816 erstand er von dem Bergmeister Lindacker die Mineraliensammlung, die er unter dem Namen „Lindacker-Sternbergsche Mineraliensammlung" in Březina aufstellte.

Mit dieser reichen Vermehrung seiner eigenen bedeutenden Sammlungen gewann die Idee in ihm Leben, durch Schenkung seiner Sammlungen ein böhmisches Nationalmuseum zu gründen.

Schon 1818 erließ der Oberstburggraf Graf Kolowrat, den Sternberg für die Idee erwärmt hatte, einen Aufruf, in welchem der Plan entwickelt und zu Beiträgen eingeladen wurde.

Die Theilnahme in allen Ständen war eine so rege, dass Sternberg schon am 23. December 1822 die Gesellschaft als ihr Präsident eröffnen konnte. Gleichzeitig übergab er dem neugeschaffenen Museum seine reichen Herbarien, seine Sammlungen und seine Bibliothek.

Er selbst sagt über diese Übergabe: „Ich schmeichle mir durch diese Entäußerung meinem Vaterlande einen Dienst geleistet zu haben. Nur so können die Bruchstücke unserer Geschichte gesammelt und aufbewahrt, und ein neues Leben in den Naturwissenschaften erweckt werden. Möge die kraftvolle Jugend, die jetzt emporstrebt, diesen Gedanken auffassen!"

Durch die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen wurde das, sich zu jener Zeit rege entwickelnde Nationalitätsleben, in dem Streben nach hohen, den beiden im Lande lebenden Nationen gemeinsamen Zielen, vereinigt.

Altmeister Goethe, der Mann, in dem sich das geistige Leben seiner Zeit am klarsten abspiegelt, sagt darüber: „Neben der böhmischen Sprache besteht die deutsche als wirklich einheimisch im Lande; allein die böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums, besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein. Als Präsidenten dieses Vereines sehen wir nun den hochverdienten Grafen Caspar von Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft."

Dies das Zeugnis Goethe's seinem alten Freunde Sternberg.

Das Verhältnis Goethe's zu Sternberg hat Nöggerath das des Altmeisters der Dichtung zu dem Altmeister der Naturforschung genannt. Schon im Greisenalter stehend, Goethe mit dem 73, Sternberg mit dem 61. Lebensjahre, wurden diese beiden Männer, durch das Streben über die Natur und ihr Verhältnis zum Menschen ins Klare zu kommen, einander nahe gerückt.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg währte vom Jahre 1820—1832 und in häufigen persönlichen Zusammenkünften in den böhmischen Ländern, namentlich in Karlsbad erwuchs Beiden neue Belebung für ihre besten Bestrebungen.

In den „Schriften der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften" war der Graf bis an sein Lebensende literarisch thätig und bekundet in seinen Abhandlungen eine staunenswerte Kenntnis seines Vaterlandes.

Neben diesen, und vielen anderen selbstständig von ihm herausgegebenen Abhandlungen beschäftigte er sich fortwährend mit der Herausgabe seines Hauptwerkes: „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Vorwelt." Diese Schrift stellt Untersuchungen über die Bildung der vorweltlichen Flora an und basiert sie auf die Ergebnisse der geognostischen Wissenschaft. Sie ist das erste allgemeine Werk über die fossile Pflanzenwelt, ist 1820—1833 in Prag erschienen und wurde vom Grafen Bray in die französische Sprache übersetzt.

Noch unmittelbar vor seinem Lebensende beschäftigte sich Sternberg damit, Materialien zur Fortsetzung dieses Werkes zu sammeln, durch welches er einer der Bahnbrecher der Wissenschaft geworden ist.

Ein Jahr vor seinem Tode, 1837, sollte der damals 76jährige Greis die Freude erleben, die Gesellschaft deutscher Naturforscher in seiner Vaterstadt Prag tagen zu sehen.

Noch im späten Alter hatte er den Plan, das Naturstudium durch Versammlungen zu verallgemeinern, mit dem Feuer eines Jünglings erfasst, und es war seinen Bemühun-

gen gelungen, alle naturwissenschaftlichen Vereine von Nord- und Süddeutschland, dann Österreich in der Gesellschaft deutscher Naturforscher zu vereinen.

Trotz seines hohen Alters hielt er die Eröffnungsrede und in den Worten des Greises finden wir die Ideale des Jünglings, denen er sein Leben geweiht, wieder: „Die kalte polarische Theilung ist verschwunden,“ schloss er seine Rede, „Nord und Süd, Ost und West sind in einander verschmolzen: es gibt nur Ein Deutschland, wie nur eine Naturforschung, wenngleich sie den ganzen Erdball umfängt und mir ist es gegönnt, noch vor meinem Ende die Erfüllung eines langgehegten Wunsches zu schauen.“ Noch in demselben Jahre schloss der Graf seine biographischen Aufzeichnungen mit den Worten: „Das klimakterische Jahr (77) ist geschlossen, das Ende meines Altersjahres ist nahe. Vieles hat der Herr gegeben, Vieles hat er genommen: der Name des Herrn sei gebenedeiet!“

Im Jahre 1838 wurde Graf Sternberg von einem Schlaganfalle getroffen und verschied am 10. December auf seinem Schlosse Březina. Ottokar Baron Villani.

Quellen: Dr. von Wurzbach, biographisches Lexikon; Augsburger Allgemeine Zeitung 1839 und Bratranek, Briefwechsel zwischen Goethe und Graf C. von Sternberg.

Ludwig Karl Graf Folliot de Crenneville,

General der Cavallerie. *)

Wir, die den Waffenrock mit Stolz und Liebe tragen, uns mit gehobenem Selbstgefühle der Tage erinnern, an denen wir unter den Fittichen des Doppelaars dem Tode getrotzt, wir Alle haben geschwärmt für den poetischen Hauch, der jene Blüte französischer Ritterschaft umgibt, die — zur Schlacht geschmückt wie zum Feste — die entblößte Brust als ihres Königs Schild dem Feinde entgegenstellt.

Das historische Wort: „tout est perdu hors l'honneur,“ **) es wurde durch die Tapferkeit der Chevalerie geboren, die, bei Pavia fast bis auf den Letzten getödtet, in aller Glorie wieder ersteht, um zweihundert Jahre später bei Oudenarde und Malplaquet mit gleicher Tapferkeit und gleichem Unglücke den gleichen Feind zu bekämpfen. Die stolze Devise Coucy's: „Roy ne peut, Prince ne veut,“ (König kann er, Fürst will er nicht sein) sie wird nicht von Allen begriffen und nur von Jenen mitempfunden, an deren Namen sich der Zauber ruhmreicher Traditionen knüpft.

Das Bild des altfranzösischen Edelmannes in seinem schönen Sinne, mit dem Stolze auf die Fleckenlosigkeit des ererbten Namens, mit der Größe im Denken und Fühlen, mit der ungestümen Tapferkeit, vor Allem: mit der nie wankenden Treue für den legitimen Fürsten, dies Bild, wir finden es in dem Grafen Ludwig Folliot de Crenneville.

Aus einem alten normännischen Geschlechte entsprossen, im Jahre 1765 in Metz geboren, trat er sehr früh in die königliche Militärschule zu Pont-à-Mousson, wurde aber bald, als einer der vorzüglichsten Schüler dieser Anstalt, in jene nach Paris versetzt.

Als er aus letzterer austrat, kam eben Napoleon Bonaparte in diese Schule.

Im Jahre 1780 begann Crenneville seine militärische Laufbahn als Eleve in der französischen Kriegsmarine, und schon 1790 hatte er sich zum Schiffslieutenant, mit Majorsrang, emporgeschwungen.

Während dieser zehn Jahre war er nahezu immer eingeschifft, hatte fast alle Meere befahren, Spanien, England, Norwegen, den Orient, Ostindien und Theile der neuen Welt gesehen und sich reiche Kenntnisse erworben, seine Ansichten gereift, sein Urtheil geklärt.

Unter Gottes freiem Himmel, unter den Gefahren der Stürme, die sein Schiff umtobten, festigte sich sein Charakter und schuf

---

*) V. C. I. 592, 597, 598. II. 640, 738—40.
**) Siehe I. Theil, Seite 280.

jene Überzeugungstreue, von der er kurze Zeit darauf so glänzende Proben lieferte.

Als 1791 das Lilienbanner von der tricoloren Flagge verdrängt wurde, widersprach es der Gesinnung des strengen Legitimisten, unter derselben zu dienen; er verließ den Dienst und wandte seinem Vaterlande den Rücken, als mit der Gefangennehmung seines Königs die Revolution ihre ersten großen Triumphe zu feiern begann.

Den Feldzug 1792 machte Crenneville im Marine-Corps unter den französischen Prinzen mit.

Am 1. April 1793 trat Crenneville als Cadet des Chevauxlegers-Regimentes „Kaiser" in die österreichische Armee, der er nun, als eine ihrer Zierden, durch beinahe fünfzig Jahre angehören sollte.

1794 zum Unterlieutenant im Regimente befördert, wurde er 1796 Oberlieutenant im Generalstabe, 1797 Hauptmann in diesem Corps, dann 1798 als Rittmeister zum 3. Chevauxlegers-Regiment übersetzt.

Schon im Feldzuge 1796 hatte Graf Crenneville Gelegenheit, sich in der Schlacht bei Würzburg als Führer einer Abtheilung hervorzuthun, welche den stark besetzten Punkt „Probstei-Bürtl" bei Letzenkirchen überfiel, und dadurch die Aufmerksamkeit seines späteren Chefs und stets gnädigsten Gönners, des Feldmarschalls Erzherzog Karl, auf sich zu lenken.

Im Jahre 1798 zum Major befördert und zum Flügel-Adjutanten des Feldmarschalls Herzog Ferdinand von Württemberg ernannt, begleitete er denselben in diesem, sowie in dem darauf folgenden Jahre bei diplomatischen Missionen nach St. Petersburg.

Bei Beginn des Feldzuges 1800 bat Graf Crenneville dringend um seine Einrückung zum Truppendienste, welche ihm auch gewährt wurde.

Er erhielt seine Eintheilung beim Dragoner-Regimente Prinz Sachsen-Coburg, wurde noch im selben Jahre zum Oberstlieutenant im Regimente, dann zum Obersten und Commandanten eines versuchsweise aus schweren und leichten Reitern in Wien neu errichteten Regimentes ernannt.

Die officiellen Acten über den Feldzug 1800 nennen den Namen des Grafen Crenneville wiederholt mit Auszeichnung. So berichtet General der Cavallerie Baron Klenau am 7. Juli von Stadt am Hof: dass der Feind fortfahre ihn zu harcellieren, dass aber Major Crenneville von Coburg-Dragoner die Gegend bis Dittfurth gereinigt habe.

In der Relation des Feldmarschalls Baron Kray über den am 5. Juni unternommenen Angriff der französischen Armee bei Ochsenhausen und Biberach, wird gesagt, dass sich der Major Crenneville einer besonderen Auszeichnung würdig gemacht habe.

Bei der Vorrückung auf Hohenlinden am 3. December führt Oberstlieutenant Graf Crenneville die Avantgarde, bestehend aus einer Escadron Coburg-Dragoner und einer Compagnie Gemmingen-Infanterie, attaquiert und nimmt das Dorf Buch und macht sich einer besonderen Auszeichnung würdig.

Diese sollte ihm auch bald zutheil werden, da er nach dem Friedensschlusse und nach Wiederauflösung seines Regimentes am 27. März 1801 zum General-Adjutanten des Feldmarschalls Erzherzog Karl und zum Chef des Marine-Departements ernannt und im März 1805 mit Allerhöchstem Handbillet, in seiner Anstellung zum General-Major, außer der Tour, befördert wurde.

Inzwischen war er mehrmals nach Venedig zur Übernahme der Marine der Republik, zu deren Organisierung und zeitweisen Inspicierung, entsendet worden.*)

Aus der Zeit dieser Dienstleistung stammt das besondere Vertrauen und das geradezu freundschaftliche Wohlwollen des Erzherzogs Karl für den Grafen.**)

*) Ausführlicheres ist darüber in dem II. Theile der Geschichte der k. und k. Marine enthalten.

**) Der frühere parmensische Officier und spätere ehemalige Geheimsecretär des Herzogs Robert von Parma, Commendatore Ritter von Fraxola, theilte mir freundlichst mit, dass der verstorbene FZM. Franz Graf Crenneville ihm während der Zeit seines Aufenthaltes in Parma erzählte, sein Vater habe auch an der Verfassung des berühmten Dienstreglements von 1807 mitgearbeitet und dieses sei vom Erzherzog Karl noch im Entwurfe mehreren Persönlichkeiten, darunter auch Friedrich v. Schiller zur Begutachtung, beziehungsweise zur Feststellung der stilistischen Form anvertraut worden sei. Diese, vom Grafen Karl Ludwig Crenneville selbst stammende Erzählung würde also die in unserer Armee allgemein bekannte Tradition bekräftigen, dass der berühmte Dichter jedenfalls kurz vor seinem Tode wirklich auch an der Redaction des genannten herrlichen Werkes betheiligt war und manche jener trefflichen Worte, die sich tief in jede Soldatenbrust gesenkt haben, aus seiner Feder geflossen sein dürfte. A. d. H.

Im April 1804 wurde dieser abermals mit der Aufgabe nach Venedig gesendet, einen von ihm selbst als Chef des Marine-Departements ausgearbeiteten Entwurf zur Vertheidigung dieser Hafenstadt ins Leben zu rufen und Vorschläge für einige organisatorische Änderungen bei der Marine zu prüfen, eine Aufgabe, deren Durchführung mit der Allerhöchsten Anerkennung gelohnt wurde.

Nach der Rückkehr von Venedig ward Graf Crenneville als Adlatus des General-Quartiermeisters Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Mack zur Armee nach Deutschland entsendet.

Auf dem Rückzuge nach der unglücklichen Katastrophe von Ulm — während welcher er im russischen Hauptquartiere dem Feldmarschall Suwarow zugetheilt war — hatte Graf Crenneville Gelegenheit zu einer ebenso kühnen als glücklichen Waffenthat.

Er nahm, nach vierundzwanzigstündiger Berennung, mit vierhundert Mann die Veste Oberhaus bei Passau durch Überfall und hatte das Unternehmen mit solchem Geschicke eingeleitet, dass er dabei nicht einen Mann verlor.

Im November desselben Jahres wurde er als Militärbevollmächtigter dem kaiserlichen Gesandten in Berlin, Grafen Clemens Metternich (späterem Fürsten-Reichskanzler), zugetheilt, und hatte im Vereine mit diesem die Aufgabe, die Mitwirkung der preußischen Armee gegen Frankreich zu beschleunigen.

Wie vierundfünfzig Jahre später, so machte auch hier ein französischer Sieg, jener bei Austerlitz, den unfruchtbaren Bemühungen, Preußen zur rechtzeitigen Unterstützung Österreichs zu bewegen — ein Ende.

1806 zum Brigadier ernannt, jedoch dem russischen Hauptquartiere zugetheilt, erhielt Crenneville 1807 das Militär-Commando in Fiume und die schwierige Aufgabe, mit den sehr geringen ihm zur Verfügung gestellten Kräften allfälligen Angriffen der Franzosen entgegenzutreten. Später übernahm er ein Brigade-Commando zu Klattau in Böhmen.

Im Jahre 1809, vor und nach der Schlacht von Regensburg, führte er mit Glück die Vorhut des Graf Kolowrat'schen Corps und bestand ehrenvoll die Gefechte an der Regen, an der Naab und bei Linz, wo er mit drei Compagnien des 6. Jäger-Bataillons, einem Bataillone Peterwardeiner, dem 2. und 3. Pilsner Landwehr-Bataillone und einer Abtheilung Uhlanen, den dritten Angriff auf den Brückenkopf unternahm.

1811 und 1812 finden wir ihn als Brigadier theils in Radkersburg, theils in Gyöngyös.

Am 27. April 1813 zum Feldmarschall-Lieutenant und Commandanten der Reserve-Division ernannt, führte er diese nach Ausbruch des Krieges im Verhältnisse einer Avantgarde gegen Dresden. Das k. k. Kriegsarchiv in Wien bewahrt eine Relation de dato Eichwald den 15. September 1813 über diesen Vormarsch, auf welcher sich ad marginem höchst lobende Bemerkungen von der Hand Radetzky's über die Verfügungen des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Crenneville befinden. Letzterer vertrieb den Feind aus Plauen, Töltschen, Rosstahl und Wilsnitz und führte den ganzen Vormittag das Gefecht mit seiner Division allein, denn jene des Fürsten Moriz Liechtenstein konnte erst am Nachmittage eingreifen.

Als am nächsten Tage die Division Feldmarschall-Lieutenant Mesko die Schusterhäuser, Cotta und Lobau angriff, unterstützte Feldmarschall-Lieutenant Crenneville diesen Angriff, indem er den General-Major Greth mit fünf Grenz-Bataillonen seiner Division ebenfalls vorrücken ließ.

Gleich ausgezeichnet focht Graf Crenneville bei Leipzig, denn die Relation des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai lobt den rastlosen Eifer und das heldenmüthige Benehmen dieses Generals.

Im Gefechte bei Hochheim hatte er das 3. Bataillon Kaiser-Infanterie unter dem Major Pauer zum Angriffe auf die große Fläche links der Wiesbadner Chaussée disponiert.

Von seiner persönlichen Tapferkeit fortgerissen, wartete Crenneville das Vorschreiten des Bataillons nicht ab, sondern drang an der Spitze seiner kleinen Suite in die Schanze und nahm sie, wobei zwei Kanonen und eine Fahne erobert wurden.

Ebenso ausgezeichnet war seine Führung bei Troyes, Montereau und Paris.

Für diese wiederholten hervorragenden Waffenthaten verlieh ihm Se. Majestät der Kaiser, außer Capitel, de dato Paris 1. Juni 1814, das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens und ernannte ihn zum zweiten In-

haber des Herzog Franz von Modena Kürassier-Regimentes.

Bei der Rückkehr Napoleons aus Elba war Crenneville Divisionär bei dem Heere in Piemont.

Über seine Thätigkeit meldet Feldmarschall-Lieutenant Radivojevich de dato Martigny am 23. Juli 1815: „Feldmarschall-Lieutenant Graf Crenneville commandierte die Avantgarde, setzte unter außerordentlicher Anstrengung und bei äußerst schlechter Witterung über den Simplon in das Walliser Land, gewinnt drei Tage Vorsprung, besetzt am 20. St. Maurice."

Mit Auszeichnung lieferte er die Gefechte bei Méllerie und Saint Gingolf am Genfersee.

Nach dem Friedensschlusse wurde er Divisionär in Vicenza, seine Gesundheit hatte aber so gelitten, dass er, der Erholung dringend bedürftig, 1817 um seine Versetzung in den Ruhestand bitten musste, in welchem er bis 1823 verblieb.

Trotzdem wurde er inzwischen wiederholt nach Venedig entsendet, um über die damalige Organisation und Administration der k. k. Marine dem Hofkriegsrathe zu relationieren.

1823 zum Obersthofmeister des Vicekönigs des lombardisch-venetianischen Königreiches Erzherzog Rainer und zum geheimen Rathe ernannt, trat er wieder in Activität, wurde 1831 zum General der Cavallerie befördert, 1832 als Oberlieutenant in die Arcieren-Leibgarde eingetheilt und in derselben 1835 zum Capitän-Lieutenant befördert.

In dieser Anstellung starb Graf Crenneville am 21. Juni 1840 — uns Allen ein Vorbild an Charakter und an den beiden hervorragendsten Soldatentugenden: der Tapferkeit und der Treue, von welch' beiden er ungezählte Male die glänzendsten Proben gegeben.

Zur Zeit Napoleons wurde er mit Dienstesanträgen und Aussicht auf Entschädigung für seinen confiscierten Vermögensantheil nach Frankreich berufen; er lehnte entschieden ab und wurde dafür vogelfrei erklärt. Mehrere in gleicher Lage änderten hierauf ihren Namen, Crenneville hielt den seinen zu hoch, um ihn einer Gefahr zu opfern.

Nach der Rückkehr Ludwig XVIII. wurde für die zurückkehrenden Emigranten eine Milliarde votiert und auch Crenneville zur Rückkehr in das frühere Vaterland eingeladen.

Er antwortete: „Je resterais pauvre, mais fidèle à mon souverain et à sa famille, qui m'ont comblé de faveurs. Après la mort de mon Roi, je suis devenu Autrichien et le resterai ainsi que mes fils." *)

Im höchsten Grade ehrend für Crenneville und der schönste Beweis für die Integrität seines Charakters sind die Gefühle, welche der Sieger von Aspern für ihn hegte und bis an sein Ende bewahrte. Auf Crenneville's Glückwunsch zur Geburt des Erzherzogs Albrecht antwortete der Erzherzog am 23. August 1817:

„Mon cher Crenneville!

Je vous remercie bien sincèrement de la part, que vous prenez à la naissance de mon fils, et je vous rends les vœux que vous formez pour son bonheur de tout mon cœur. Conservez au fils les sentiments de l'attachement et de l'amitié à toute épreuve que vous m'avez voués depuis si longtemps; j'éspère qu'il méritera un jour d'être chéri par de si braves hommes, et qu'il saura vous estimer autant que je vous estimerai toujours." **)

Ein anderer Brief vom 18. Mai 1727 lautet:

„Recevez mes remercîments pour la part, que vous avez pris à la naissance de mon fils. J'y comptais, parce que je sais, que ni le temps ni l'éloignement apportent le moindre changement à votre façon de penser.

„Vous croyez sans peine que c'est de même chez moi, et que c'est toujours avec bien de plaisir que je vous renouvelle les assurances de mon estime et de mon bien sincère attachement pour vous." ***)

---

*) Ich werde arm, aber treu meinem Herrscher und seinem Hause bleiben, von dem ich mit Gnaden überhäuft wurde. Nach dem Tode meines Königs (Ludwig XVI.) bin ich Österreicher geworden und ich werde es ebenso bleiben, wie meine Söhne.

**) Mein lieber Crenneville! Ich danke Ihnen aufrichtigst für den Antheil, den Sie an der Geburt meines Sohnes nehmen und ich erwidere von ganzem Herzen die Wünsche, welche Sie für sein Glück hegen. Erhalten Sie dem Sohne jene unerschütterliche erprobte Anhänglichkeit und Freundschaft, die Sie mir seit so langer Zeit widmen: ich hoffe, dass er es einst verdienen wird, von so wackeren Männern geliebt zu werden und dass er Sie ebenso schätzen lernen wird, als ich Sie schätze.

***) Empfangen Sie meinen Dank für die Theilnahme, die Sie an der Geburt meines Sohnes (Erzherzog Wilhelm) nehmen. Ich war derselben

Die Antwort auf ein Condolenzschreiben bei dem Tode der Erzherzogin Henriette lautet:

„C'est dans le malheur qu'on connaît ses amis. Vous m'en donnez la preuve par la part, que vous prenez à la cruelle perte, que j'ai faite. Dieu veuille vous préserver de vous trouver dans le même cas.

„Vous savez, combien j'aimais ma femme, vous l'avez connue, c'est tout ce que je puis vous dire, car pour mon cœur et ma façon de penser, vous les connaissez à fond.

„Par la part, que vous prenez à mon malheur vous vous êtes acquis un nouveau titre à mon attachement à vous qui est pour la vie.“ *)

Endlich ein Schreiben vom 7. April 1830, welches für die Denkungsart des Erzherzogs, als Vater, Zeugnis gibt:

„En m'écrivant à l'occasion de ma fête, vous avez bien pensé, quel prix avait pour un vieux soldat le souvenir de ses frères d'armes. Ce souvenir fait mon bonheur. Surtout de ceux qui, comme vous, ont tant de droits à mon estime et à mon attachement.

„J'ai été peiné que les circonstances m'ont privé cette année de la satisfaction de vous voir, je voudrais bien en être dédommagé. Je me ferais alors le plaisir de vous présenter ma jeunesse.

„Nos enfants, mon ami, sont faits pour entrer en activité à peu près dans la même époque. Puisse une manière d'agir et de voir toujours conforme, les réunir constamment pour le même but. Vous et moi nous ferons assurément tout ce qui sera en nous pour les y préparer.

„Adieu, mon cher ami, croyez que mes sentiments pour vous ne changeront jamais.“ *)

General der Cavallerie Graf Crenneville war seit 1810 mit seiner Nichte Victoria Reichsfreiin von Poutet vermählt, aus welcher Ehe mehrere Söhne entsprossen, Erben nicht nur des Namens, sondern auch der Gesinnung ihres Vaters.

Karl Freiherr v. Salis-Samaden.

---

sicher, denn ich weiß, dass weder die Zeit, noch die Entfernung Ihre Denkungsart auch nur im mindesten zu ändern vermochten.

Sie sind gewiss überzeugt, dass dies auch bei mir der Fall ist und dass ich stets mit großem Vergnügen Ihnen die Versicherung meiner Hochachtung und meiner aufrichtigsten Anhänglichkeit an Sie erneuere.

*) Im Unglücke lernt man seine Freunde kennen, Sie beweisen mir dies durch den Antheil, den Sie an dem von mir erlittenen schrecklichen Verluste nehmen. Gott behüte Sie vor einem gleichen Schicksalsschlage.

Sie wissen, wie sehr ich meine Frau liebte, Sie haben Sie gekannt, das ist alles, was ich Ihnen zu sagen vermag, denn mein Herz und meine Denkungsweise kennen Sie ja ohnedies gründlich.

Durch Ihr Mitgefühl für mein Unglück, erwarben Sie ein Anrecht mehr auf meine Zuneigung für Sie, die Ihnen immerdar sicher ist.

*) Indem Sie mir anlässlich meines Festes schreiben, haben Sie wohl daran denken müssen, welch' hohen Wert für einen alten Soldaten die Erinnerung seiner Waffenbrüder hat. Diese Erinnerung bildet mein Glück, insbesondere von jenen, welche, wie Sie, so großes Anrecht an meine Wertschätzung und Anhänglichkeit besitzen.

Es that mir überaus leid, dass die Umstände mich dieses Jahr der Freude des Wiedersehens beraubten, ich wünschte sehr dafür entschädigt zu werden. Ich würde mir dann das Vergnügen machen, Ihnen meine Kinder vorzustellen.

Unsere Kinder, mein Freund, sind berufen, fast zur gleichen Zeit in den Dienst zu treten. Mögen Sie, durch gleiche Handlungsweise und durch die gleichen Gesinnungen vereint, stets demselben Ziele zustreben. Sie und ich werden gewiss Alles thun, um sie darauf entsprechend vorzubereiten. Leben Sie wohl, mein lieber Freund, und glauben Sie an die Unveränderlichkeit meiner Gefühle.

(Die Übersetzung dieser aus dem Archive des seither verstorbenen FZM. Grafen Crenneville zur Benützung gütigst überlassenen, hier nur auszugsweise angeführten Briefe, wurde vom Herausgeber dieses Werkes gemacht. Von diesem Aufsatze wurde übrigens bereits 1885 in wenigen Exemplaren ein Sonder-Abdruck veranstaltet.)

Die k. k. Kriegsmarine im syrisch-ägyptischen Kriege im Jahre 1840. *)

Ein hervorragender Antheil an den glänzenden kriegerischen Operationen in Syrien und Ägypten fiel der österreichischen Escadre des Contre-Admirals Freiherr von Bandiera**) zu, bei welcher sich nebst anderen Schiffen auch die von Sr. kais. Hoheit Erzherzog Friedrich, dem jugendlichen Sohne des glorreichen Siegers von Aspern, befehligte Fregatte Guerriera (die Kriegerin) befand.

Die Unabhängigkeitsbestrebungen des Vicekönigs von Ägypten, Mehemed Ali Pascha, welcher unterstützt von der alttürkischen Partei, nach Niederwerfung des türkischen Heeres in den Besitz von Syrien, Adana, Arabien und Candien gelangte, erschütterten den wankenden Thron der Osmanen. In dieser verhängnisvollen Krisis starb am 1. Juli 1839 Sultan Mehemed und dessen erst sechzehnjähriger Sohn Abdul Medschid gelangte zur Regierung. Im Einverständnis mit Mehemed Ali führte einige Tage darauf der Kapudan-Pascha oder Groß-Admiral Fewzi-Pascha die türkische Flotte nach Alexandrien und übergab dieselbe dort verrätherisch an den Vicekönig. Der vorher nur mühsam beigelegte Zwiespalt zwischen der Türkei und Ägypten loderte nun wieder auf.

Der Vicekönig machte die Zurückgabe der Schiffe neben anderen Bedingungen auch davon abhängig, dass der Sultan ihm den erblichen Besitz aller von ihm besetzten Länder zusichere. Der Sultan hingegen verlangte die Räumung Syriens und die Herausgabe der Flotte, welche Forderung Mehemed Ali zurückwies. Bei dieser Sachlage unternahmen nunmehr die europäischen Großmächte, in deren Interesse die Erhaltung und Festigung des osmanischen Thrones lag, die Beilegung des Streites. Allein Frankreich trennte sich bald von diesem Bunde und ermunterte insgeheim den Vicekönig zum Widerstande.

Österreich, Großbritannien, Preußen, Russland und die Türkei vereinbarten nun im Londoner Vertrag vom 15. Juli 1840 die gegen Mehemed Ali zu ergreifenden Maßregeln, welche dahin zielten, dass dieser Syrien, Arabien, Candien und Adana zu räumen und die türkische Flotte herauszugeben habe. Die ihm gewährte Frist war am 26. August abgelaufen. Mehemed Ali verwarf alle Anträge und war entschlossen, nur der Gewalt zu weichen. Indessen hatte er seinem Sohne und Feldherrn Ibrahim Pascha namhafte Verstärkungen an Truppen, Waffen und Munition nach Syrien gesendet und alle festen Plätze daselbst in Vertheidigungsstand setzen lassen.

Die von den Verbündeten zusammengezogenen Streitkräfte wurden unter den Oberbefehl des englischen Admirals Stopford gestellt und bestanden aus:

1. Englische Flotte unter Adm. Stopford

Segelschiffe:

9 Linienschiffe	mit	732	Kanonen
2 Fregatten	„	72	„
2 Corvetten } 1 Brigg }	„	52	„
4 Dampfer	„	32	„
	Summe	888	Kanonen

2. Österreichische Escadre unter Contre-Admiral Baron Bandiera.

Segelschiffe:

Fregatte Medea	44	Kanonen
Fregatte Guerriera	44	„
Corvette Lipsia	20	„
Corvette Clemenza	20	„
Brigg Veneto	16	„
„ Montecuccoli	16	„
Goëlette Aretusa	10	„
Dampfer Marianna	10	„
Summa	180	Kanonen

*) Nach dem 1891 veröffentlichten II. Theile des authentischen Werkes: Geschichte der k. k. Kriegsmarine II. Theil von Jos. Ritter von Lehnert verfasst B. E. I. 603. II. 784.

**) Contre-Admiral Franz Freiherr von Bandiera, 1785 zu Venedig geboren, zeichnete sich schon früh im Marine-Dienste wiederholt aus, erhielt hohe österreichische Orden, ward im Jahre 1831 in den Freiherrnstand erhoben und starb 1847 auf seinem Landgute Carpanede bei Mestre. A. d. H.

3. Türkische Escadre unter Contre-Admiral Javer-Pascha (Walker).

1 Linienschiff	74	Kanonen
2 Fregatten	80	„
2 Corvetten	40	„
2 Dampfer	20	„
24 Transportschiffe		
mit 5373 Mann Landungstruppen		
Summe	214	Kanonen

Noch im August wurde Alexandrien eingeschlossen, die Seeverbindung zwischen Ägypten und Syrien für den Feind abgeschnitten und die türkischen Landungstruppen nach Cypern gesandt. Endlich am 6. September 1840 verließ Admiral Stopford mit dem größten Theile der vereinigten englisch-österreichischen Flotte Alexandrien und segelte nach Syrien, an dessen Küste sich bei Saida die türkische Escadre mit den Landungstruppen beigesellte.

In Beirut, wo schon vorher der englische Commodore Napier mit mehreren Linienschiffen die Ankunft der Verbündeten erwartete, wurde geankert und am 10. September bezogen 7000 Mann türkischer Truppen und einige hundert Mann englischer und österreichischer Seesoldaten und Matrosen ein Lager an der nördlich gelegenen Bucht von Djunieh. Diese Landung versuchte ein ägyptisches Truppencorps zu hindern, wurde aber durch das Feuer der Schiffe verjagt.

Das Lager von Djunieh bildete nun den Ausgangspunkt der gegen Ibrahim Paschas 14.000 Mann starkes Corps gerichteten Operationen.

Unterdessen wurde der ägyptische Commandant von Beirut, Soliman Pascha, durch die Admiräle aufgefordert, diese Festung, den Schlüssel des Libanons, zu räumen, welches Ansinnen derselbe aber verweigerte. Nach einem zehntägigen Bombardement der Flotte und völliger Zerstörung des Forts begann am 16. September die Räumung der Stadt. Englische Berichte rühmten die bewunderungswürdige Sicherheit, mit welcher die österreichischen Seeleute bei dieser Gelegenheit die Congrève-schen Raketen warfen und ihre Geschütze bedienten.

Zahlreich herbeigeeilte Bergbewohner, meist Maroniten, verstärkten das Corps der Verbündeten, welches noch weiters durch 1000 Mann türkische Truppen und österreichische Schiffsbemannungen verstärkt am 20. September einen Stand von ungefähr 12000 Mann erreichte und zwar:

Türkische Truppen . .	6500	Mann
Englische } Seesoldaten	1500	„
Österr. } und Matrosen	300	„
Maroniten	3000	„

Die ersten Waffenthaten des unter Commodore Napier gestellten Corps bestanden in der Wegnahme zweier wichtiger Forts, welche die Verbindung mit dem Innern des Landes hemmten. Die ägyptische Vorhut war in das Gebirge zurückgedrängt und am 24. durch den vorgerückten Selim-Pascha geschlagen worden.

Nun ordnete Commodore Napier eine Landung bei Saida, dem alten Sidon, an. Das hiezu bestimmte Geschwader bestand nebst der österreichischen Fregatte Guerriera aus einem Linienschiff, 1 Corvette, 1 Brigg und 3 Dampfern und ankerte am 26. September vor Saida. Um Mittag wurde das Feuer eröffnet und bis $1^1/_2$ Uhr fortgesetzt. Gleichzeitig bereiteten die Verbündeten zwei Landungs-Colonnen vor, deren erste die österreichische, die zweite die englische Flagge führte. Um $1^1/_2$ Uhr nachmittags setzten sich dieselben in Bewegung und landeten am Strande südlich der Stadt. Die österreichischen Matrosen unter dem Befehle des L.-Schiffsfähnrichs Josef Pöltl (seither als Vice-Admiral des Ruhestandes gestorben) stürzten sich mit gefälltem Bajonnett, allen voran der wackere Seecadet Chinka mit der entfalteten Bootsflagge, gegen die auf einer Anhöhe aufgestellten Araber und zwangen sie zum Rückzug. Von den nachfolgenden Engländern und Türken unterstützt, stürmten die Verbündeten, deren Führung die Österreicher während des ganzen Kampfes behielten, in die Stadt, die nach heftigem Widerstand um 6 Uhr in ihre Hände fiel. Noch während des ersten Gefechtsabschnittes landete Erzherzog Friedrich ein zweites Marine-Detachement und schloss sich — ein leuchtendes Beispiel von Heldenmuth — den stürmenden Colonnen an.

Von Saida aus, dessen Besatzung, ungefähr 2000 Mann, sich gefangen gab, wurde der südliche Libanon bewaffnet.

Mit dem Falle von Saida verloren die Ägypter einen ihrer wichtigsten Stützpunkte an der Küste, von welchem dieselben durch das

siegreiche Vordringen der Verbündeten immer mehr abgedrängt wurden. In zahlreichen Treffen geschlagen, schmolz durch Desertionen das geschwächte Heer Ibrahim Paschas immer mehr zusammen und verlor im Laufe des Monates October auch die Stellungen an den Engpässen des Taurus, Adana, Marasch und Owsa. Ebenso räumten die Ägypter am 17. October auch die syrische Stadt Tripolis, welche durch die Bemannung der österreichischen Corvette „Clemenza" unter Corvetten-Capitän Logotetti besetzt wurde.

Noch wehte die Flagge Mehemed Alis auf der bedeutendsten Festung an der syrischen Küste, auf St. Jean d'Acre, dem alten Ptolomais. Die Bezwingung dieser von 229 Kanonen vertheidigten Festung wurde nun zunächst beschlossen. Am 3. November um 2 Uhr nachmittags ankerte die verbündete Flotte, bestehend aus 8 Linienschiffen, 4 Fregatten, 1 Corvette, 2 Briggs und 1 Dampfer mit zusammen 870 Kanonen vor St. Jean d'Acre. Die österreichischen Fregatten Medea (Flaggenschiff) und Guerriera, sowie Corvette Lipsia nahmen im Süden der Festung Aufstellung.

Um 3 Uhr nachmittags eröffneten alle Schiffe das Feuer, welches ohne Unterbrechung bis um halb sechs Uhr unterhalten und von der Festung mit bewunderungswürdiger Entschlossenheit und Fähigkeit erwidert wurde. Diese großartige Kampfscene erreichte den Höhepunkt, als um 4 $^1/_2$ Uhr ein Pulverdepôt der Festung in die Luft flog und ungeheuere Verheerungen in derselben verursachte. Zu einem Trümmerhaufen zusammengeschossen, mit demontierten Geschützen und großen Verlusten an Menschen vermochte die Festung das Feuer der Schiffe nicht mehr zu erwidern. Admiral Stopford gab nunmehr den österreichischen Schiffen den Befehl, unter Segel zu gehen. Erzherzog Friedrich erfuhr aber, dass die Engländer in der Nacht einen Sturm auf die Festung beabsichtigen, bei dem er nicht fehlen wollte. Ehe er noch die Erlaubnis zur Theilnahme erhielt, kam ihm die Nachricht zu, dass 1500 Mann der Besatzung die Festung verließen und dass der türkische Admiral Walker 300 Mann ausschiffte und eine Verstärkung durch die Österreicher begehre. Ohne zu zögern, schiffte Erzherzog Friedrich kurz nach Mitternacht 93 Mann, 2 Officiere und 2 Seecadeten aus und drang tollkühn an deren Spitze — der Erste — durch eine Geschützlücke in die Festung, deren stark verbarricadiertes Thor nun für die türkischen Detachements geöffnet wurde. Erzherzog Friedrich bemächtigte sich nun der Citadelle, deren Posten sich ergaben und wartete, Herr der Festung, den Tages-Anbruch ab. Auf der Flotte ahnte Niemand, was sich im Dunkel der Nacht vollzogen hatte, denn Admiral Stopford hatte den Plan eines nächtlichen Sturmes aufgegeben. Endlich als das erste Tageslicht die Trümmerhaufen Acres beschien, ließ Erzherzog Friedrich auf dem höchsten Punkte der Citadelle die Flaggen Österreichs, Englands und der Türkei entfalten, welche, kaum erblickt, von allen Admirälen mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurden.

Fregatte Medea und Corvette Lipsia, welche die Nacht in See zubrachten, ankerten während des Salutes bei Acre und Contre-Admiral Baron Bandiera ließ sofort das Kastell durch 100 Mann Marine-Infanterie besetzen.

Reiche Vorräthe an Artillerie, Munition, Waffen und Lebensmittel, sowie viele Gefangene kamen mit dem Falle Acres in die Hände der Verbündeten.

Bald nachher wurde auch Antakieh, Jaffa, Kaifa, Jerusalem und Balbok erobert. Ibrahim Pascha zog sich nach Damaskus zurück.

Unterdessen sammelte der tüchtige Commodore Napier eine bedeutende Schiffsdivision vor Alexandrien und zwang den Vicekönig unter Androhung eines Bombardements am 27. November zur Unterzeichnung eines Vertrags, nach welcher Mehemed Ali Syrien zu räumen, Ibrahim Pascha einzuberufen und die türkische Flotte herauszugeben versprach. Im Laufe des Monats Jänner 1841 waren die Verhältnisse zwischen der Türkei und Ägypten wieder geordnet und der Pforte wenigstens nach dieser Seite hin Festigkeit verliehen.

Zahlreich waren die unseren tapferen Seeleuten verliehenen Auszeichnungen. Der preußische, russische und türkische Hof überboten sich in Anerkennung der von den Österreichern, namentlich von Erzherzog Friedrich mit leuchtendem Muth und Unerschrockenheit geleisteten Dienste. Kaiser Ferdinand gewährte aber dem Erzherzog den schönsten Soldatenlohn: das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens und bedachte zahlreiche Officiere und Mannschaften mit Auszeichnungen.

Das englische Parlament, Admiral Stopford und Commodore Napier, welch' beiden der Maria Theresien-Orden verliehen wurde, sprachen in schmeichelhaften Zuschriften theils an Contre-Admiral Bandiera, theils an Erzherzog Friedrich ihre wärmste Anerkennung der von diesen und der gesammten österreichischen Mannschaft während des syrischen Krieges geleisteten hervorragenden Dienste aus.

Josef Ritter von Lehnert.

Viscount Palmerston

an Lord Beauval über Österreichs Macht.*)

4. December 1840.

Ich ersuche Sie, dem Fürsten Metternich meine besten und aufrichtigsten Wünsche darzubringen über die Erfolge des zweimonatlichen Feldzuges, den wir zusammen in Syrien geführt haben. Derselbe war außerordentlich glorreich für beide Länder und man kann von Österreich mit vollem Rechte sagen, dass kein Land mit so einfachen Mitteln und in so kurzer Zeit einen so ausgezeichneten Ruf und solches Ansehen errungen hat. Wenn Österreich mit so bescheidener Machtentfaltung solch' einen Erfolg zu erringen wusste, wird Europa wohl erkennen, was es zu leisten vermöchte, wenn es einmal von seiner vollen Kraft Gebrauch machen sollte. Es verdient auch erwähnt zu werden, dass die österreichische Escadre und Walker-Bey es allein waren, die von St. Jean d'Acre Besitz ergriffen haben. Es scheint, dass der alte Stopford, ermattet von der nachmittägigen Beschießung des Platzes, sich ruhig zu Bette gelegt, dass er nichts unternommen, noch irgend welche Vorkehrungen getroffen hatte, bis man ihm endlich davon verständigte, dass der Erzherzog (Friedrich) sich des Platzes bereits bemächtiget habe."

Aus dem Französischen übersetzt von
Valerie Reichsfreiin zu Teuffenbach.

Quelle: Josef Bergmann: Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates vom 16. bis zum 19. Jahrhundert II. Bd.

*) Der später so berühmte Lord Palmerston war damals großbritannischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Beauval, großbritannischer Gesandter am österreichischen Hofe und Admiral Stopford Commandant der gegen den Vicekönig Mehemed Ali von Egypten vereinigten österreichisch-türkisch-englischen Escadre. Siehe V. E. I. Seite 603—605 und II. S. 784. A. d. H.

Josef Johann von Littrow,

Astronom.*)

Die Familie Littrow stammt aus Livland, das dessen Voreltern im 17. Jahrhunderte nach einem Brandunglücke verlassen hatten, um nach Böhmen zu dort ansässigen Verwandten zu ziehen. Littrow studierte das Gymnasium zu Prag, wo namentlich der Professor der classischen Literatur, Voigt, einen wohlthuenden Einfluss auf den talentierten und fleißigen Jungen nahm. Unter G. A. Meißner studierte er Philosophie (1798). Im Jahre 1801 unterbrach der Krieg seine Studien, und Littrow trat in die 22.000 Mann starke „Legion" die vom Erzherzog Karl errichtet wurde, und in

*) V. E. II. 786 und 1040. Die von seinem Sohne Karl Ludwig über diesen berühmten Astronomen verfasste Lebensbeschreibung findet sich in „Das Buch der Welt 1844" mit der Anmerkung der Redaction, dass dieselbe „vielleicht mit zu großer Bescheidenheit verfasst ist und dass Littrow als Mitarbeiter an dem Brockhaus'schen Lexikon den Artikel über sich selbst strich, so dass er bei der 8. Auflage fehlt." A. d. H.

welcher die Prager Studenten die Leibgarde bildeten. Nach dem geschlossenen Frieden kehrte Littrow zu seinen Studien zurück, widmete sich für einige Zeit den naturphilosophischen Studien, wandte sich aber bald von der Unmacht dieser Schule ab und verwertete sein Talent und seinen Fleiß auf juridische, medicinische, ja sogar auf theologische Studien. Im Jahre 1802 wurde er Erzieher der beiden Grafen Renard aus dem berühmten Hause der Colonna, und lebte mit seinen Schülern theils in Wien, theils auf den Gütern der Grafen in Schlesien, wo er sich mit Muße seinen Lieblingsstudien der Mathematik und Astronomie widmen konnte. Im Jahre 1807 brachte ihn ein glänzendes Concurs-Elaborat als Professor der Astronomie an die Universität nach Krakau und er folgte später dem Rufe des russischen Unterrichts-Ministers Rasumovsky als Professor der Astronomie nach Kasan. Mit Männern wie Bartels, Erdmann, Frähn u. a. wirkte er an der von ihm erbauten Sternwarte, die er zu einer hochgeschätzten Anstalt erhob, wurde Mitglied der Schulcommission, deren Wirksamkeit sich von Nischney Nowgorod bis an die östlichen Gestade des Stillen Oceans erstreckte, verließ aber doch infolge klimatischer Leiden diese angesehene Stellung, als ihm der Erzherzog Palatin im Jahre 1816 zum Director der neu errichteten Sternwarte in Ofen berief, von wo er dann 1819 nach Wien übersiedelte um hier die Sternwarte-Direction zu übernehmen. Trotz der Gewogenheit der Studien-Hofcommission und Sr. Majestät des Kaisers Franz, konnte er es doch nicht durchsetzen, eine neue entsprechendere Sternwarte zu bauen, als es eben die alte in Mitte der Stadt war, und gelang es erst seinem Sohne und Nachfolger im Amte, Karl Ludwig, eine Musteranstalt zu schaffen, die heute als eine Zierde der Wissenschaft und als ein Mausoleum ihrer Erbauer als die größte und zweckmäßigste Europas auf der sogenannten Türkenschanze bei Wien, in Weinhaus, steht.

Als wissenschaftlicher Schriftsteller war Littrow ungemein thätig, seine selbständig herausgegebenen Werke sind in 32 Bänden gesammelt, und unter diesen erhält sich seine populäre



Josef Johann von Littrow.
Nach einem Kupferstiche. J. Bartak del. J. Jaresch sculp.

Astronomie unter dem Titel „Die Wunder des Himmels“ mit einer stets bewährten Anziehungskraft für alle gebildeten Stände. Im Jahre 1831 begann Littrow auf Wunsch des Kaisers die Herausgabe des einzigen astronomischen Kalenders für alle Stände, der allen anderen der Monarchie als astronomische Basis dient. Die wertvollen kleineren und größeren wissenschaftlichen Arbeiten Littrow's sind beinahe nicht zu zählen, waren theils in Brochüren, theils in Fachjournalen zerstreut und sind häufig in fremde

Sprachen übersetzt worden. Seine Vorlesungen über Astronomie sind wahre Grundbücher der Fachwissenschaft und werden nur jenen Veränderungen unterliegen, welche der Fortschritt in der Wissenschaft bedingt. „Die Wunder des Himmels" erleben noch immer neue Auflagen und wurden in 4 Jahren 10.000 Exemplare abgesetzt. In der großen Mondkarte befindet sich am Meere Serenitatis ein Fleck der den Namen Littrow trägt. Er war mit der Tochter des Kreishauptmanns in Galizien, Karoline von Ulrichsthal, verheiratet. Dieser Ehe entsprossen 13 Kinder, worunter nur zwei Mädchen. Von seinen Söhnen überlebten ihn nur Karl Ludwig, sein ebenbürtiger Nachfolger als Director der Sternwarte, gestorben zu Venedig 1880 ebenfalls astronomischer Schriftsteller.

Heinrich, k. k. Linien-Schiffscapitän, Fachschriftsteller und Verfasser seewissenschaftlicher Werke. *)

Ludwig, k. k. Officier, der im amerikanischen Kriege gegen die Südstaaten sich auszeichnete, aber dort sein Leben verlor.

Heinrich von Littrow.

*) Heinrich hat sich durch seine poetische Auffassung des Seelebens und seine „Lieder aus der See," in der deutschen Literatur den Namen „des Schöpfers der deutschen Seemanns-Poesie" erworben und seine Tochter Leo hat sich trotz ihres jugendlichen Alters einen ehrenvollen Namen als Marine-Malerin zu erringen gewusst. A. d. H.

Ezechias Buday,

calvinischer Theolog und Schriftsteller.

Ezechias Buday — Superintendent des Bezirkes jenseits der Theiß, Seelsorger von Debreczin, Doctor der Theologie und Ehrenmitglied der ungarischen Akademie — ward zu Peér im Comitate Szolnok am 7. Mai 1760 geboren und stammte aus einer kleinadeligen Familie. Seine ersten Studien machte er zu Debreczin unter den Berühmtheiten damaliger Zeit: Hatvani, Sinai, welche — seine ausgezeichneten Fähigkeiten erkennend — ihn schon frühzeitig zu verschiedenen Diensten in Kirche und Schule verwendeten: er lehrte in der untersten Classe und vertrat Sinai's Stelle in griechischen und römischen Vorlesungen. Auch wurden ihm die Ordnung der Bibliothek und mehrere andere Collegiumsämter übertragen.

Im Jahre 1792 gieng Buday nach Deutschland, hörte in Göttingen zwei Jahre hindurch Heyne, Schlötzer u. a. und erwarb das Doctorat der Philosophie. Hierauf bereiste er noch Holland und England. Nach der Heimat zurückgekehrt, übernahm er am 1. November 1794 eine Lehrstelle an der Debrecziner Hochschule und trug dortselbst bis 1808 classische Literatur und Geschichte, 1808—1821 aber Theologie vor. Für seine Verdienste um die calvinische Glaubenslehre, hauptsächlich aber um das Debrecziner Schulwesen gebürt ihm unvergänglicher Dank.

Im Jahre 1813 wurde er Schriftführer sämmtlicher zum jenseitigen Theißgebiete gehörenden Kirchen. 1817 bekam er von der Göttinger Universität das Diplom als Doctor der Theologie; wurde 1821 zum ersten Seelsorger in Debreczin und 1822 schon zum Superintendenten gewählt.

Buday — der große Gelehrte, Weise und Edelmann — war aber auch ein treuer Sohn seines ungarischen Vaterlandes. — Selbst ein ausgezeichneter Lateiner, bevorzugte er die römischen und griechischen Classiker, war ihr glühendster Freund und Ausleger und regte durch seine Begeisterung zum fleißigen Studium ihrer Werke an. Nicht weniger aber genoss der Unterricht der ungarischen Sprache immer seine eifrigste Unterstützung und den größten Theil seiner Werke schrieb er in seiner Muttersprache. — 1828 betheiligte er sich an der Verfassung des Programms für die ungarische Akademie; wurde zuerst in den Ausschuss gewählt, dann zum Vorstande des Institutes und am 17. Februar 1831 zu dessen Ehren-

mitglied ernannt. — Nach längerer Kränklichkeit starb Ezechias Buday — 81 Jahre alt — am 14. Juli 1841 zu Debreczin, für dessen Schulen und Kirche er ein halbes Jahrhundert treu und eifrig gewirkt hatte. Mit ihm schied ein großer Gelehrter, ein untadelig sittenstrenger Lehrer, welcher durch sein Beispiel und seine Werke auf seine Zeit und Umgebung den heilsamsten Einfluss ausgeübt hat.

Buday war mit hellem Verstande, großem Lehrtalente, ausgezeichnetem Vortrag und angenehm klingender Stimme begabt; er war edel, ernst ohne verschlossen zu sein, von vornehmer Erscheinung. Streng ordnungsliebend und ein unerschütterlicher Freund der Wahrheit, war er deren steter Beschützer und Vertheidiger. Seinen Grundsätzen blieb er sein langes Leben hindurch unabänderlich treu. Trotz dieser hervorragenden Charaktereigenschaften war er stets schlicht, bescheiden und liebenswürdig.

Buday's Schriften kennzeichnen außerordentlichen Fleiß, Gründlichkeit und besondere Deutlichkeit.

Zweckmäßige Handbücher, eine Sammlung ungarischer Landkarten, die lateinische Grammatik in ungarischer Sprache geschrieben, gute und billige Classikerausgaben, — das waren die Hilfsmittel, mit welcher er auf die Bildung der Jugend zu wirken wünschte und auch in so reichem Maße wirkte, dass selbst in der Länge der Zeiten seine Verdienste nicht verlöscht werden können.*)

Aus dem ungarischen Werke: Magyar irók arczképei és életrajzai (Biographien berühmter ungarischer Dichter und Schriftsteller 1858) übersetzt von

Franziska Freiin von Hippoliti
geb. Freiin von Lerchenfeld-Aham.

---

*) Ezechias Buday's bedeutendste Werke sind:

1. Commentatio de causis culturae tardius ad aquilonares quam ad australes Europae regiones propagatae. — Göttingen, 1794.
2. God. Hasse: Liber de causis styli latini. Debreczin, 1799 — u. 2. Auflage.
3. Allgemeine Geschichte. — Debreczin, 1800. — 2. verbesserte Auflage, 1811.
4. Geschichte der Weltweisen des Alterthums. Debreczin, 1802.
5. Anfangsgründe der lateinischen Sprache in Beispielen. — Debreczin, 1802.
6. Ratio institutionis etc. — Debreczin, 1807.
7. Geschichte Ungarns. — 3 Bde. — Debreczin, 1807. 2. Aufl. 1811—12. — 3. Aufl. Pest, 1833.
8. Leben der römischen oder lateinischen Schriftsteller des Alterthums. — Debreczin, 1814.
9. Propaedeumata Theologiae Christianae. Debreczin, 1817.
10. Ausgabe von Franz Buday's bürgerlichem Wörterbuch. — 3 Bde. — Debreczin, 1804—1805.
11. Christ. Cellarii Latinitatis probatae et exercitae liber memorialis; cum interpr. hung. Debreczen, 1831.

Aurelius Graf Dessewffy,

Staatsmann, polit. Schriftsteller.

Aurel Graf Dessewffy wurde geboren im Jahre 1808 zu Nagy-Mihály im Zempliner Comitate, als Sohn des sehr verdienstvollen Josef Grafen Dessewffy und dessen Frau Eleonora, geb. Gräfin Sztáray, er war der ältere Bruder des späteren Präsidenten der ungarischen Akademie Grafen Emil Dessewffy.

In seiner frühesten Jugend zeigte Aurel durchaus nicht jene Begabung, welche zu der Annahme berechtigt hätte, dass ihm eine große und ehrenvolle Zukunft bevorstehe. Doch die kluge Leitung seiner vortrefflichen Eltern und der anregende Umgang mit mehreren hochgebildeten Männern, — insbesondere Franz Kazinczy — welche das gastfreundliche Dessewffy'sche Haus häufig besuchten, weckten die schlummernden Fähigkeiten des Knaben und brachten sie bald zu schöner Blüte. Mit 10 Jahren declamierte Aurel die Ilias ohne Zuhilfenahme eines Buches; — mit 13 Jahren las er mit Vorliebe den Tacitus. Auch begleitete er damals schon seinen Vater zu den Comitatssitzungen.

Im Jahre 1823 besuchte er die k. Rechts-Akademie in Kaschau, doch die strengen Gesetze der Anstalt und das trockene Studium behagten ihm nicht und diese konnte seinem Wissensdrange nicht genügen. Die vollkommene Kenntnis mehrerer fremden Sprachen gab ihm die

Möglichkeit, berühmte staatswissenschaftliche Werke im Originale lesen und studieren zu können. In der Zeitschrift „Oberungarische Minerva", welche unter dem Einflusse seines Vaters stand, ließ er schon damals mehrere Aufsätze ästhetischen Inhaltes erscheinen, welche er theilweise nach englischen und französischen Originalen bearbeitete. Seine ersten poetischen Versuche erschienen gleichfalls in dieser Zeitschrift.

Im Jahre 1825, als sein Vater zum Abgeordneten des Szabolcser Comitates gewählt, — den Reichstag zu Preßburg besuchte, — begleitete ihn der damals 17jährige Aurel. Er wohnte mit großem Fleiße den Sitzungen bei, verfasste Reden für die minder begabten Abgeordneten und führte ein genaues Tagebuch. Bei dieser Gelegenheit wurde er mit vielen hervorragenden Männern bekannt, so auch mit Graf Stephan Széchényi, in dessen Gesellschaft er den größten Theil seines Pressburger Aufenthaltes zubrachte und der in dem Jüngling schon damals den einstigen großen Mann erkannte.

Nach Beendigung seiner Studien wurde er Concepts-Praktikant bei der kön. ung. Hofkanzlei in Wien und benützte eifrig die reichen Gelegenheiten, welche die große Stadt ihm zur Vervollkommnung und Ausdehnung seiner Kenntnisse bot. Doch das stete Einerlei des Kanzleilebens entsprach für die Länge der Zeit nicht seinem lebhaften Geiste. Er stürzte sich in die glänzenden Salons der Gesellschaft und seine freie, ungezwungene Art des Verkehrs, seine stets gute Laune, machten ihn bald zum allgemeinen Liebling.

Zum Reichstag 1830 nahm ihn Graf Reviczky mit sich, er nahm lebhaften Antheil an Sitzungen, führte abermals ein genaues Tagebuch und schrieb Artikel für mehrere Zeitungen, unter anderen auch für die „Edinburgh-Rewiew."

1832 wurde er zum Secretär bei der k. ung. Statthalterei in Ofen ernannt. In diesem Jahre begegnen wir ihn zum erstenmale als öffentlichen Redner besonders in Comitatssitzungen, und schon sein erstes Auftreten zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, welches Interesse sich während seiner Thäigkeit bei den Sitzungen des Reichstages im Jahre 1833 noch bedeutend steigerte. Von nun an nahm er regen Antheil an allen Versammlungen der ungarischen Akademie, war Mitglied des Theatercomités, trat nach der großen Überschwemmung des Jahres 1838 in den Ausschuss des betreffenden Hilfsvereines und machte sich bei den Sammlungen für die armen Verunglückten sehr verdient. Im Reichstag 1840 war er schon Führer seiner Partei und Mitglied des Ausschusses, welcher mit der Verfassung des neuen Strafgesetzbuches betraut war. Vor Beginn der Sitzungen bereiste er — von Metternich mit Empfehlungsbriefen versehen — auf Staatskosten Frankreich, England, Holland, Belgien und Deutschland, und kehrte mit einem reichen Schatz an Erfahrungen und Kenntnissen zurück, die er für das neue Gesetzbuch verwertete.

Nach seiner Rückkehr 1841 gab er das conservativ gehaltene Tageblatt „Világ" heraus. Seine darin erschienenen geistreichen Artikel, sind später in drei Bänden gesammelt herausgegeben worden.

Sein großer Fleiß, seine unermüdliche Thätigkeit und sein rastloser Eifer untergruben seine Gesundheit.

Die vielen Überanstrengungen, Ausschuss- und Comitats-Sitzungen, die Zeitungsredaction, Reden, welche er bei vielen Gelegenheiten halten musste, nahmen seinen ohnedies schwachen Körper derart in Anspruch, dass er plötzlich schwer erkrankte und in der Blüte seines Lebens noch nicht 34 Jahre alt, am 9. Februar 1842 starb.

Von Natur klein und schwächlich, waren ihm nur wenige jener Gaben verliehen, welche den großen Redner auszeichnen. Doch seine geistreichen Züge, sein kluges Auge entschädigten für die äußeren Mängel und was seiner Stimme an Klang und Stärke fehlte, ersetzte er durch seine große Lebhaftigkeit, durch die Leichtigkeit und Klarheit seiner Sprache und die fesselnde Überzeugung seines Vortrages.

Seine hervorragendsten Arbeiten sind: Gesammelte Werke aus Graf Aurel Dessewffy's Arbeiten (Pest, 1843). Aus den Papieren des Grafen Aurel Dessewffy (Pest, 1843). Die Budapester Überschwemmung (Pest, 1839). Gesammelte Zeitungsartikel, welche in der „Minerva" und anderen Zeitschriften erschienen sind.

Aus dem ungarischen Werke Magyar irók arczképei és életrajzai (Biographien berühmter ungarischer Dichter und Schriftsteller) übersetzt von

Sigismund Kelcz de Fületincz.

Karoline Pichler, *)

Dichterin, Schriftstellerin.

An der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts erscheint eine der bedeutendsten literarischen Frauengestalten Österreichs, ja auch Deutschlands, deren vielseitige Begabung sich auch vor allem in der reichen Anzahl ihrer mannigfaltigen Werke zeigte. Sie tritt vorzüglich in der Literaturgeschichte dadurch hervor, dass sie ihre meistens historischen Erzählungen auf dem Boden ihres theueren Vaterlandes wurzeln ließ und besonders im Vergleiche zur Jetztzeit, durch eine einfache, leidenschaftslose, für eine Frau seltene objective Darstellung sich auszeichnete.

Schon über ihrer Wiege glänzte ein freundlicher Stern. Ihre Mutter ward als vater- und mutterlose Waise durch die Güte der großen Kaiserin Maria Theresia sorgfältig erzogen, und da sich ihr Geist frühzeitig entwickelte, wurde sie schon im dreizehnten Jahre Vorleserin bei der Herrscherin. Von dieser selbst erhielt sie Unterricht im Lateinischen, während sie zugleich außer der deutschen, auch der französischen und italienischen Sprache mächtig war. Später Kammerfrau der Monarchin geworden, vermählte sie sich mit dem geachteten Hofrathe von Greiner. 1769 ward Karoline als Zwillingsschwester eines Knaben geboren, der aber schon als junger Mann 1804 starb. Der Unterricht des jungen Mädchens begann unter der Leitung der Mutter im zarten Alter. Karolinens Naturanlagen zeigten aber mehr Geistesverwandtschaft mit denen des Vaters, der sich in seinen Mußestunden gern mit Malerei, Dichtkunst und Musik beschäftigte. Die Mutter, deren vorragender Verstand sie vor allem an die Wissenschaften, an Philosophie, Geologie, Geschichte fesselte, suchte auch bei der Tochter die frühzeitig sich äußernde Phantasie derselben, durch ernstes Wissen zu regeln. Karoline musste also auch Mathematik und Geometrie lernen, von denen ihr aber die letztere besonders unangenehm dünkte. Desto mehr reifte ihr Talent für Poesie und als sie zwölf Jahre alt war, erschien bereits ein Gedicht aus ihrer Feder in einem Wiener Almanache unter dem Titel: „Auf den Tod einer Gespielin." — Sie studierte auch mit ihrem Bruder zugleich Latein, sowie die französische und italienische und später die englische Sprache nicht vernachlässigt wurden. Und so wie es ihr vergönnt war, in ihrem elterlichen Hause alle Quellen zu einer



Karoline Pichler.

Nach einem Kupferstiche. Pöhacker del. D. Weiß sc.

*) V. E. II. 693 und 1035.

gründlichen und gediegenen Geistesbildung eröffnet zu sehen, so genoss sie auch das Glück, in den Freunden und Bekannten ihres Hauses Männer zu finden, die fördernd, belebend auf das emporblühende Mädchen wirkten. Die Dichter Alxinger und Blumauer, der unsterbliche Mozart, Haydn, Paisiello, Metastasio, Abbate Maffei, Sonnenfels, van Swieten, Namen die für immer leuchtend in der Geschichte aller Zeiten stehen, gehörten zu dem Kreise, der sich um die Familie Karolinens reihte, während Männer wie Haschka, Leon, Custos an der Hofbibliothek, Josef Gall, der später berühmte Bischof von Linz, sich unmittelbar an dem Unterrichte des jungen Mädchens betheiligten. Gessner's Idyllen, Miltons „Verlorenes Paradies" die „Messiade" Klopstock's waren früh ihre Lieblingspoesien.

Besonders hervorzuheben ist zu alldem aber auch die Sorgfalt, mit der die Mutter Karolinens, die allmählich zur Jungfrau heranreifte, diese zur Hausfrau erzog und sie zu Allem anleitete, was in das engere Fach weiblicher Thätigkeit eingeschlossen ist. So erhielt sie die echte, harmonische Ausbildung aller ihrer Fähigkeiten und Kräfte, die, wenn es einst die Verhältnisse der Gesellschaft in reicherem Maße als bis jetzt, gestatten, stets das erreichbare Ideal der Frau bilden werden. Immer aber blieben dabei ihre Mußestunden der Fortbildung nach allen Richtungen des Geistes gewidmet. — Die Liebe zur Natur überhaupt, führte sie endlich auch dazu, sich viel mit der Pflanzenwelt zu beschäftigen, in welcher sie, mit echt weiblichem, feinem Gefühle, vieles fand, was sie in Beziehung zu dem geistigen Inhalte der äußeren Welt, setzte. Daraus entstand ihr erstes größeres Werk: „Die Gleichnisse," die aber vorläufig ungedruckt blieben.

1796, im Alter von siebenundzwanzig Jahren, vermählte sich Karoline mit Andreas Pichler, einem geistreichen und liebenswürdigen Manne, wie ihre Zeitgenossen sagen, der später Regierungsrath ward. Dieser Ehe entspross eine Tochter, das einzige Kind während dieser glücklichen Verbindung, die einundvierzig Jahre dauerte. Viel mag auch zu dieser Zufriedenheit der Umstand beigetragen haben, dass Pichler den reichen, geistigen Gaben seiner Gattin volle Beachtung und Würdigung schenkte, ungleich dem Beispiele so vieler anderer Ehen, und sie selbst zur Überarbeitung und Herausgabe ihrer Gleichnisse aufforderte. Und der Erfolg dieser ersten Arbeit, die 1800 erschien war ein sehr günstiger. Nicht allein das Publicum, sondern selbst bedeutende Schriftsteller jener Zeit, als Klopstock, Lavater, von Nicolai, sowie Georg Forster, sprachen ihre Anerkennung über Karolinens Werk aus. Die Gleichnisse wurden sogar von einer Dame ins Ungarische übersetzt und erschienen 1807 in Pest.

Der Eifer, der Muth der Schriftstellerin stieg, und sie schritt auf der Bahn weiter, an die sie früher wohl kaum gedacht. Aber auch viele ihrer nachfolgenden Schriften wurden sowohl ins Französische, als auch ins Holländische, Italienische, Englische, in mehrere slavische und nordische Sprachen übertragen, ein Beweis wie sehr sie damals gefielen und welche Verbreitung sie fanden. So erschienen nach und nach: „Idyllen" — „Leonore, ein Gemälde aus der großen Welt" — „Olivier," das zuerst im österreichischen Taschenbuch 1802 gedruckt ward — „Ruth," ein biblisches Gemälde — „Eduard und Malvina" — „Sie war es dennoch" — „Agathokles," ein Roman in Briefen aus dem 4. Jahrhundert — „Die Grafen von Hohenburg" — „Biblische Idyllen" — „Neue Erzählungen" — „Frauenwürde" — „Die Nebenbuhler" — „Die Belagerung Wiens" — „Die Schweden in Prag" — „Idyllen" — „Gedichte" — „Prosaische Aufsätze" — „Kleine Erzählungen" — „Die Wiedereroberung von Ofen" — „Henriette von England" — „Friedrich der Streitbare" — „Elisabeth von Guttenstein" — „Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische" (zwei Folgen) — „Zeitbilder." Auch eine Übersetzung des „Corsar" von Byron erschien aus ihrer Feder.

Ferner schrieb sie noch, hauptsächlich auf den Wunsch ihres Gatten, einige dramatische Werke, z. B. „Germanikus," das 1812 im Burgtheater zu Wien aufgeführt wurde; „Heinrich von Hohenstaufen," eine Dichtung die ihrem patriotischen Mitgefühle für das damalige Los des Vaterlandes entsprang. Das Stück ward drei Tage nach der Völkerschlacht bei Leipzig zum Besten der verwundeten Krieger in schöner Ausstattung gegeben.

Später erschienen noch „Ferdinand II., König von Ungarn und Böhmen," zwei Operntexte und noch anderes in einem Bande „neuer dramatischer Dichtungen." Während ihres Lebens wurden auch zwei Gesammtausgaben

ihrer Werke in 53 und 60 Bänden veranstaltet, die letztere mit dem Bilde der Verfasserin. Ein Jahr nach ihrem Tode erschienen ihre „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben," in vier Bänden, welche den Zeitraum von 1769 bis 1843 umfassen, die sie gegen Ende ihres Lebens schrieb, und welche man eine „Gallerie ihrer Zeitgenossen" nennen könnte. Selten hat wohl auch gleich ihr, eine Schriftstellerin das Glück gehabt, während einer langen, glücklichen Ehe wie in ihrer Jugend, zugleich von einer Anzahl der geistreichsten und gebildetsten Männer und Frauen umgeben zu sein, die natürlich nur den anregendsten Einfluss auf ihre Werke selbst haben mussten. So war es Freiherr von Hormayr, der sie zu der Bearbeitung historischer Stoffe, zu Romanen und Erzählungen veranlasste, Collin und Steigentesch, die sie zu dramatischen Werken aneiferten; außerdem aber besuchten auch Hammer-Purgstall, Zacharias Werner, die beiden Schlegel, Adam Müller, Körner, Grillparzer und andere ihr Haus. Von Frauen fand man die bekannte Dichterin Luise Brachmann, Gräfin Zay, die unter dem Namen „Marie," Therese von Artner, die als „Theone" schrieb. Die letztere war eine besondere Freundin Karolinens. Außer diesen beständigen Mitgliedern ihres Kreises waren aber auch häufig Fremde in Frau Pichler's Hause, da der literarische Salon der sich allmählich daselbst gebildet hatte, auch im Auslande seinen Ruf errang. Darunter befanden sich z. B. Clemens Brentano, August Lafontaine, Öhlenschläger, Tieck, K. M. von Weber, Frau von Staël. Auch den hochgeachteten Dichter Ladislaus Pyrker, damals Abt von Lilienfeld, lernte sie auf ihren kleinen Ausflügen ins steiermärkische und oberösterreichische Gebirge kennen. Überdies führte sie mit näheren und ferneren Freunden eine ausgebreitete Correspondenz.

Doch als sie im Alter von 68 Jahren ihren Gatten verloren hatte, zog sie sich von der Welt beinahe ganz zurück und lebte für ihre ebenfalls verwitwete Tochter und ihre drei Enkelkinder, derer Unterricht sie zum Theile selbst noch übernahm. Mehrere Jahre hindurch hatte sie schon gekränkelt, als endlich im Jahre 1843 der Tod, nach längerer Krankheit, ihre Augen für immer schloss. Sie war 74 Jahre alt geworden. Auf dem Währinger Kirchhofe ist sie begraben.

Nach ihrem Tode wurden ihr sowohl von Freunden, als von Dichtern, Schriftstellern und Literarhistorikern, viele Blätter und Worte der Erinnerung gewidmet.

Wir wiederholen es, dass dieses reiche und doch friedliche, harmonische Frauenleben eines der glücklichsten war, das vielleicht einer Schriftstellerin je zutheil ward; äußere, wenn nicht glänzende, so doch befriedigende Verhältnisse einten sich mit dem seltenen Lose einer solchen, in dem Gatten den echten Freund, den Förderer ihres geistigen Strebens zu finden und ihre Arbeit durch allgemeine Anerkennung belohnt zu sehen. Ihre Werke, die einer vergangenen Epoche Deutschlands und Österreichs angehören, haben natürlich seit lange das Interesse, die Beliebtheit eingebüßt, die sie bei den Zeitgenossen der Schriftstellerin besaßen, allein nichtsdestoweniger müssen wir, besonders bezüglich der Literaturgeschichte Deutsch-Österreichs, die Bedeutung Karoline Pichler's hervorheben.

Sie war es, die unter der kleinen Zahl damaliger Dichterinnen und Schriftstellerinnen den ersten größeren Rang einnahm; ihr Verdienst war es, der Frauenliteratur in unserem Vaterlande, wie in der damaligen gebildeten Welt überhaupt, Geltung zu verschaffen, indem es ihr zugleich gegönnt ward, auch unter geistbegabten Männern ihren Platz einzunehmen. Was aber ihr Talent in den Augen derer, die sie näher kannten, noch erhöhte, war nach dem Zeugnisse Aller, ihre echte Bescheidenheit, ihr warmes, tiefes Gemüth, ihre natürliche Einfachheit. Nie, heißt es, sprach sie über ihre Werke, besonders Frauen gegenüber nicht. Aus ihrem Thun und Lassen, wie aus ihren Schöpfungen, sprach sowohl tiefchristliche Frömmigkeit, als auch warm empfundene Liebe zu der Heimat — sie bewies sich stets als ein willenskräftiges, charaktervolles und doch echt weibliches Wesen, eine Frau, welche das Heiligthum des Hauses, der Familie hoch hielt.

In ihren Schriften spiegeln sich, außer diesen Eigenschaften, die Klarheit und Ruhe ihrer Lebensauffassung in dem objectiven Style ab, in dem sie verfasst wurden. Keine Leidenschaft, keine Herzensstürme, wie sie das Leben einer Staël, einer Georges Sand aufweisen, schien je den Frieden dieser reinen Frauenseele getrübt zu haben, die zudem noch, wie wir schon früher andeuteten, durch wahrhaft classische

Studien für den Kampf des Lebens gestählt worden war.

Besonders hat die Kritik jener, sowie einer späteren Zeit ihren Roman „Agathokles" als gelungen hervorgehoben. Sie stellt darin die Contraste des Christen- und Heidenthums, des Nordens und Südens in den ersten Jahrhunderten des Christenthums dar. Bemerkenswert ist, dass dem Werke nicht allein viele Übersetzungen zutheil wurden, sondern, dass es auch die Anerkennung Goethe's errang, der sich darüber in einem Briefe an Frau Pichler äußerte, den man in ihrem Nachlasse fand. Julius Seidlitz äußert sich vor allen Literaten in seinem Werke „Die Poesie und die Poeten in Österreich im Jahre 1836," das 1837 erschien, am eingehendsten über die Dichterin, sowie über das letztgenannte Werk: „Dieser Roman würde heutzutage nicht bloß als solcher, sondern vielmehr als das Bekenntnis einer echten Christin aufgefasst werden." — „Frauenwürde enthüllt sie uns als Menschenkennerin, als die mit Gefühl und Zartsinn begabte Dame, die in den Zirkeln höherer Gesellschaft heimisch ist." — Von den historischen Romanen, unter denen „Die Belagerung Wiens" und „Die Schweden in Prag" am meisten gefielen, sagt Seidlitz ferner, dass Karoline Pichler sich darin theils Walter Scott, theils Velde nähert. Doch entbehrt sie der scharfen Charakterzeichnung des ersteren, sowie sie sich, im Vergleiche mit dem letzteren zu sehr in Schilderung von Nebensachen verlor. Von ihren kleineren Erzählungen hebt er besonders den „Schwarzen Fritz" und „Olivier" hervor. Ihre Gedichte, denen er wohl Wärme, doch nicht das Feuer der Begeisterung zuspricht, sind aber dennoch anerkennerswert durch den tiefpatriotischen Geist, der sie mit seinem Hauche durchdrang.

In späteren Jahren hielt sich die Schriftstellerin häufig im Sommer zur Cur in Baden bei Wien auf. Aus dieser Zeit ist uns auch aus dem damaligen Stuttgarter „Morgenblatte" eine kleine Schilderung der äußeren Erscheinung Karoline Pichler's aufbewahrt, die wir hier in der Hauptsache wiedergeben: Sie war im Alter von fünfzig Jahren wohlgenährt, das Gesicht trug die Spuren von Blatternarben, doch ihre starken Züge gewannen durch einen gutmüthigen Ausdruck — die ganze Erscheinung hatte etwas schlicht Bürgerliches. Ihre Kleidung war sorgfältig, ohne eine Spur von eitlem Putz. Ihre Aussprache aber blieb, obschon sie sich häufig in den angesehensten Kreisen bewegt hatte, stets echt wienerisch. Ohne in ihrem Gespräche, das voll gesunden Verstandes, auch nicht des munteren Witzes entbehrte, geistreich sein zu wollen, hatte sie doch, besonders über die literarischen Charaktere ihrer Zeit in ihren Briefen, wie in ihren Aufsätzen, immer ein ebenso geistreiches als treffendes Urtheil bereit.

Im Nekrolog, der von einem ihrer nahestehenden Freunde kurz nach ihrem Tode geschrieben, in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung" 1843 erschien, spricht der Verfasser den Wunsch aus, dass die Büste dieser Frau wenigstens in der Karlskirche in Wien, neben dem Monumente ihres Jugendfreundes Collin und den Büsten anderer berühmter Männer jener Zeit, ihren Platz finden möge. — Und in der That — hat dieses schöne, eifrig für das Wohl ihres Glaubens, für den Ruhm ihres Vaterlandes wirkende Frauenleben es nicht verdient, auch jetzt noch, an die Seite ihrer männlichen Zeitgenossen gestellt zu werden? Karoline Pichler, gleichsam die Vorkämpferin weiblicher Literatur in Österreich, hat sich aber — noch einmal — nicht allein als Dichterin, sondern auch als echter Charakter für immer ein warmes Andenken, eine ehrenvolle Stelle in Österreichs Geschichte erworben.

Doch ach! Die Wogen unserer Epoche hasten in Sturmeseile weiter — zehn Jahre die vorüber, sind jetzt schon für uns eine längst versunkene Vergangenheit — einundvierzig Jahre aber, die über das Grab Karolinens dahinfluteten, haben einen Schleier darübergezogen, durch den, wie aus alter Sagenzeit herüber, nur kaum mehr der fast erloschene Stern ihres einstigen Ruhmes schimmert.

Wir aber, berufen, die Bilder vergangener Zeit zu kurzem Leben zu erwecken, möchten, als ein Sinnbild dieses verklungenen Frauenseins, auf ihrer eingesunkenen Gruft die reine, fromme Lilie pflanzen, deren Kelch jener Duft entströmt, den wir heute noch in ihren Werken finden und lieben!

Johanna Leitenberger.

Dr. Julius Vincenz Edler von Krombholz,

berühmter Arzt und Wohlthäter.

„Nur in einem kraftvollen Körper wohnt ein kräftiger Geist, ihn selbst macht unvergänglich die That."

In diesen Worten ist der Charakter und das Leben eines Mannes ausgedrückt, dessen Genius seine Zeitgenossen leider zu bald verließ. — Julius Vincenz (Edler von) Krombholz, als Mensch, Arzt, Lehrer und Literat gleich groß, muss in seinem segensreichen Wirken umso höher gestellt werden, wenn man bedenkt, dass sein mächtiger Geist sich überall selbst erst Bahn brechen musste und trotz Schwierigkeiten aller Art Schöpfungen hinterließ, welche Anderen unter gleichen Verhältnissen unmöglich schienen. In Dürftigkeit 1782 zu Politz in Deutschböhmen, wo sein Vater Schullehrer war, geboren, war es nur sein Genius, durch den er, schon in erster Jugend dem eigenen Wirken überlassen, sich emporarbeitete, bereits im Jünglingsalter thatkräftig wurde und als er in der höchsten Blüte stand, bewundert von seinen Schülern, geliebt von Allen, die ihn kannten, jenes Gefühl für die Menschheit bewahrte, das nach allen Richtungen hin zu beglücken, nie rastet noch säumet! — Durch Armut gezwungen, anfangs bloß den niederen Curs der Chirurgie (in Prag) zu besuchen, ragte er schon in solch' beschränkter Sphäre ärztlicher Thätigkeit hoch über seine Mitschüler empor und nur seinem großen Talente hatte er es zu danken, dass ihn seine Lehrer aneiferten, die höhere Laufbahn ärztlichen Wirkens einzuschlagen.

Wer die beschränkten Leistungen der Medicin und Chirurgie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an der Prager Hochschule kennt, wird Krombholz's Geist und Streben umsomehr würdigen, als er die Nothwendigkeit höheren Fluges ärztlicher Thätigkeit schon damals erkannte, erfasste und rastlos arbeitend auch seine Collegen durch Wort und That aneiferte sich ein höher Ziel zu stecken und einem, wenn auch nicht erreichbaren Ideale nachzustreben. Durch Stundengeben sich einen nothdürftigen Erwerb sichernd, lag Krombholz eifrigst seinen Studien ob und kaum hatte er den höheren Curs der Medicin und Chirurgie*) beendet, so sehen wir ihn von Wissensdurst getrieben, unter oft nicht glänzenden Verhältnissen, Reisen ins Ausland unternehmen, welche seine Individualität vollends herausbildeten. Er besuchte Leipzig, Halle, Jena, Erlangen, Berlin, Würzburg und Bamberg, ward in letzterer Stadt Markus', des Bahnbrechers besseren Wissens in der Medicin, eifriger Schüler und Verehrer und kehrte, nachdem ihn mehrere Universitäten zu ihrem Facultätsmitgliede ernannt hatten, nach Prag zurück, um daselbst als Arzt und Lehrer thätig zu werden. Als Prosector (1812) sogleich angestellt, entfaltete er von nun an sein reiches Wissen in allen Fächern der Medicin, concurrierte 1814 für Staatsarzneikunde und theoretische Chirurgie, Instrumenten- und Bandagenlehre, erhielt zunächst die letztere Professur und 1820 jene der Staatsarzneikunde, wurde endlich auf die Lehrkanzel der medicinischen Klinik für Ärzte und die Stelle eines Primararztes des Prager allgemeinen Krankenhauses berufen und wirkte auf allen diesen Posten gleich ausgezeichnet mit der ihm eigenen Genialität und tiefster Gründlichkeit, immer nur das Menschenwohl im Auge.

Schon als Krombholz die Professur der theoretischen Chirurgie bekleidete, war er als praktischer Arzt gesucht und beliebt, schon damals rühmte man die Schärfe seiner Diagnostik, die Sicherheit seiner Prognose, seine Entschlossenheit am Krankenbette. Noch mehr war dies der Fall, seit er Professor der Staatsarzneikunde wurde. Der Zudrang während seiner Hausordinationen war häufig so groß, dass er sie auf das Doppelte verlängern musste und wenn Geschäfte drängten, wenn schwere Kranke zu Hause, wenn Consilien zu bestimmten Stunden ihn forderten, wartete man oft stundenlang auf seine Zurückkunft, und obgleich mehr denn ein Substitut bestimmt war, die Hausordinationen an seiner Statt abzuhalten, harrte

*) Das Magisterium der Chirurgie erlangte er 1805.

man doch Stunden, ja Tage lang, um seines Rathes gewiss zu sein. Auf diese Art machte Krombholz eine Fülle medicinischer Beobachtungen wie wenig Andere, und da er bei seinen Ordinationen stets die größte Gewissenhaftigkeit in der Leitung der Behandlung bewies, überdies aber auch während der Jahre 1814 und 1815, als tausende von verwundeten und an Typhus leidenden Kriegern die Lazarethe und Häuser der Bürger füllten, in den Schrecken der Epidemien geprüft wurde, hatte er eine solche Sicherheit im Wissen, wie im Handeln erlangt, dass der vollendete Arzt schon längst dastand, als er die auf das Menschenwohl einflussreichste Professur der medicinischen Klinik (durch Supplierung 1826, als wirklicher Lehrer 1828) antrat.

Seine nun folgende zehnjährige klinische Laufbahn, fällt mit der Blütezeit seines Wirkens zusammen. Ein kraftvoller Mann von imponierendem Äußeren, mit dem Seelenadel im Gesichte, kurz und streng in den Anforderungen an seine Schüler und dabei doch gütig, immer wohlthätig, Kraft, Muth und Ausdauer zeigend und fordernd, erschien er nicht mit dem Buche in der Hand, um einen gedehnten nicht ins Mark gehenden Vortrag zu halten in der Klinik, ja Vorlesungen, was man so gewöhnlich unter diesem Worte versteht, hielt er nur wenige, mit Recht von dem Grundsatze ausgehend: „Arzt kann man nur am Krankenbette werden.“ Desto mehr lehrte er an diesem letzteren, und es gab wohl keinen seiner Schüler, der ihn hier nicht bewundert, keinen die Klinik besuchenden Fremden, der ihn nicht als Kliniker unter die Ersten gesetzt hätte. Dabei hieng Krombholz keinem Systeme an, erzog seine Schüler nach keinem Lehrbuche, sondern Alles, was die Wissenschaft überhaupt damals bot, wurde den Schülern wieder gegeben, oft Vergleiche zwischen einzelnen zur selben Zeit erschienenen Werken vorgenommen und so die Bahn echt rationeller Empirie eingehalten. Talent, gepaart mit Fleiß achtete Krombholz hoch, umfasste Schüler solcher Art mit dauernder Liebe und bahnte ihnen selbst den Weg zu besserem Sein und Wirken.

So leitete Krombholz die Klinik durch volle 11 Jahre (1826—1837), war während dieses Zeitraumes auch mehrfach literarisch, vorzüglich aber in der praktischen Heilkunst thätig und errang die Palme eines allverehrten, unschätzbaren, seinen Mitmenschen in Prag und Böhmen, ja auch an entfernten Orten unvergesslichen Arztes, eines Arztes wie es unter Tausenden nur wenige gab. Von echter Liebe zu den Menschen beseelt, immer nur von wahrer Humanität geleitet, war Krombholz für Reich und Arm, Hoch und Niedrig gleich besorgt, immer sich aufopfernd, wo es sich um Menschenleben handelte, wo es galt einer tief betrübten Mutter das dem Tode nahe Kind zu retten, einer in Schmerz über Gegenwart und Zukunft trostlosen Gattin den theueren Gatten wieder zu geben, Hilfe bedürftigen Kindern die sorglichen Eltern zu erhalten! Oft widmete er selbst Stunden der Nacht dem Beobachten der schwer Erkrankten; diesen gehörte dann all' sein Wissen, seine ganze Aufmerksamkeit. Nicht nach Art der sogenannten Erleuchteten gieng er vor, die da nur auf das Bett des Kranken blicken und im Glauben ihrer Allwissenheit einen Namen für die Krankheit und ein Mittel wissen, im Falle des Scheidens des Kranken aus dieser Welt aber sich leichtfertig damit trösten: „Der war eben nicht zu retten;“ nein, ihm, dem hochgebildeten, genialen Arzte mit dem weichen Herzen, mit der stets neu auftauchenden, neu belebten und wieder gegebenen Menschenfreundlichkeit war und blieb oberster Grundsatz: jeden gefährlich Kranken zu studieren, nicht nach Namen und Stand, nicht nach ontologischen und autokratischen Grundsätzen, sondern nach der Individualität und der ganzen kranken Natur. In ihm blieb fest der Satz: „Unsere Wissenschaft ist Stückwerk und auch der genialste Arzt dennoch nur ein Mensch;“ darum suchte er zu lernen, so lange er lebte und kein Krankheitsfall war ihm zu gering, kein Kranker zu niedrig, um als Heilkünstler und Mensch das Höchste zu leisten. Ihm war Engherzigkeit ein Greuel; wo der arme Kranke in Noth war, da erhielt ihn der Edle aus eigenen Mitteln und Krombholz that im Stillen mehr Gutes, wie mancher reiche Mann, der dadurch nur Aufsehen zu erregen wünscht. Und erkannte er am Krankenbette: hier reiche menschliche Hilfe nicht aus, der Kranke müsse aus dem Kreise seiner Lieben scheiden, so ward er zum edlen Tröster, half den Zurückgebliebenen gern und uneigennützig weiter und weihte, unbeschadet aller männlichen Kraft, dem dahinscheidenden Freunde wahre Thränen.

Äußere Auszeichnungen, die ihm wiederholt zutheil wurden,*) hatte er nie absichtlich gesucht, nie hat er eine gute That vollbracht, um sich belohnt zu sehen. Sorgsam war er für das Wohl armer Studierender bedacht. Als Student war er ernstlich krank und fand im Spitale der Barmherzigen zu Prag freundliche Aufnahme und Pflege. Er war arm und hatte mit vielfacher Noth zu kämpfen, was wäre aus ihm geworden, hätte nicht jenes Hospital ihm ein heilsam Asyl geboten! Dieser Gedanke begleitete ihn durch sein ganzes Leben und feuerte ihn an, allmählich zu erreichen, dass jeder arme Studierende der Prager Hochschule ärztliche Hilfe und Pflege unentgeltlich bekommen könne, damit keiner verloren gehe von denen, die einst in ihrem Wissen und Wirken ihm ähnlich, allgemein beglücken könnten. In Ausführung dieses Planes rief er am allgemeinen Krankenhause in Prag mit Unterstützung edler Gönner zu jenem Ende eine Krankenbettstiftung ins Leben, die noch zur Stunde in segensvoller Thätigkeit steht.**) Ebenso sorgte er für die höhere geistige Ausbildung der studierenden Jugend, gründete in der medicinischen Klinik eine Bibliothek, die seither immer mehr gedieh, gründete aber auch eine Reisestiftung zur weiteren Fortbildung fähiger Köpfe. So hat Krombholz alle Aufgaben in seiner Sphäre großartig gelöst. Im Jahre 1836 legte er die Professur der medicinischen Klinik für Ärzte nieder und bat um jene der Physiologie, er wollte am Abende seines Lebens auch noch als Literat recht thätig sein. Der Abschied den ihm seine Schüler als klinischem Lehrer bereiteten, war rührend — wahrhaft traurig, denn der großartige, pomphafte Fackelzug war ein Trauerzug, als geleite man einen großen Mann zum Grabe. Ach es sollte dies nur zu bald wahr werden, denn schon nach zwei Jahren war der edle Mann in seiner Kraft gebrochen, um sich nie mehr zu erheben. Er starb am 1. November 1843 kaum 61 Jahre alt; der Tag seiner Beerdigung war für das altehrwürdige Prag ein Trauertag, und da er sich die Liebe Aller, die ihn kannten, erworben hatte, begleitete Reich und Arm, Jung und Alt, in unzählbarer Menge sein Leichenbegängnis.

Erst vor Kurzem wurde diesem berühmten Arzte an seiner Geburtsstätte in Politz eine Gedenktafel gesetzt.*)

Dr. Friedrich von Maasburg.

*) Er wurde in den Adelstand erhoben, erhielt den Titel eines Gubernialrathes, war Ehrenbürger von Prag und vieler gelehrten Gesellschaften theils wirkliches, theils correspondierendes und Ehrenmitglied. Die Prager Universität erwählte ihn 1830 zu ihrem Rector.

**) Eine Porträtbüste Kromholz's aus carrarischem Marmor von Eman. Max, ist im großen Krankenzimmer jener Stiftung aufgestellt.

*) Dieser Lebensabriss ist ein Auszug aus dem von Dr. Josef (Freiherrn von) Löschner in den Österreichischen Blättern für Kunst und Literatur I. Jahrgang, Nr. 6, von 1844 veröffentlichten Nekrolog nach diesem berühmten Arzte, der Löschner's Lehrer und Gönner und ihm für die eigene ärztliche Praxis stetes Vorbild war. Die vor Kurzem stattgefundenen großartigen Huldigungen zum 50 jährigen ärztlichen Jubiläum des in bescheidener Zurückgezogenheit lebenden pensionierten kaiserlichen Leibarztes Freiherrn von Löschner beweisen, dass er diesem leuchtenden Beispiele seines edlen Lehrers als Mensch und Arzt würdig nachlebt und seine Bekannten und Verehrer werden in dem von ihm mit rührender Dankbarkeit entworfenen Bilde seines Lehrers ihn gewiss selbst zu erkennen vermeinen.

Kurze Zeit nachdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist auch der Ministerialrath Freiherr von Löschner auf seinem Landsitze Welchau bei Schlackenwerth im 79. Lebensjahre am 19. April 1888 allgemein betrauert und als hervorragender Arzt, großer Wohlthäter und Stifter des Franz Josef-Kinderspitals in Prag, dem er selbst bedeutende Geldmittel zuwandte, hochverehrt gestorben. Dessen Andenken lebt besonders in Karlsbad, für dessen volle Würdigung und Ruf er erfolgreich thätig war und in dem Curort Gießhübl fort, der ihm sein Entstehen und rasches Aufblühen verdankt.

A. d. H.

Karl Freiherr von Birago,

Erfinder der modernen Kriegsbrücke.

Es ist eine würdige und erhebende Aufgabe, mit dankbarer Pietät jener Männer zu gedenken, die für unser theueres Vaterland gelitten und gestritten haben; — ja sie wird zur heiligen Pflicht, wenn diese Erinnerung Männern gilt, die ihre Erfolge und Verdienste nicht dem zufälligen Walten ihres Glückssternes, sondern dem mit ernsten Streben verbundenen starken Willen, der unverdrossenen Thätigkeit und dem unablässigen Eifer in Erwerbung und Verwertung höherer Kenntnisse verdanken. — Zu diesen Männern gehört auch Karl Freiherr von Birago und in der Reihe jener um Staat und Heer so hochverdienten Militärs, welche in der Ausrüstung, Bewaffnung und Organisation des Heeres einen mächtigen Umschwung herbeiführten, wird er nie ungenannt bleiben können, denn sein wohldurchdachtes Kriegsbrücken-System wirkte epochemachend in diesem Fache der militärischen Technik und hat sich dasselbe bis zum heutigen Tage nahezu unverändert erhalten.

Birago war k. k. Oberst und Unterlieutenant der königl. lombardisch-venezianischen adeligen Leibgarde, Brigadier des Pionnier-Corps, Ritter des österr. Ordens der eisernen Krone II. Classe und Besitzer vieler fremden Orden und Ehrenzeichen; — er war Mitglied der Akademien von Mailand, Venedig, Padua und der schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften; correspondierendes Mitglied der toscanischen Accademia della Valle Tiberina und der aretinischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften 2c. — er wurde zu Cascino d'Olmo bei Mailand den 24. April 1792 geboren.

Seine erste Erziehung erhielt Birago in den Seminarien von Lecco und Monza. Entschiedene Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften führte ihn an die Universität von Pavia, wo er sich unter Leitung des berühmten Bordoni mit solchem Eifer diesem Fache zuwendete, dass er bereits mit 17 Jahren das Decret als Geometer empfieng und 5 Jahre später in dieser Eigenschaft beim Cataster angestellt wurde.

Die Bemühungen seiner Verwandten brachten ihn in die von Napoleon gestiftete Militärschule zu Pavia, aus welcher er bereits im October des Jahres 1813 als Unterlieutenant ausgemustert und zum Adjutanten dieser Schule ernannt wurde.

Bei Übernahme der Lombardei durch Österreich, erhielt Birago seine Eintheilung beim 3. italienischen leichten Bataillone als Fähnrich, mit Belassung in seiner Stellung an der Schule, wurde aber schon im October 1816 zum Inf.-Regim. Baron Mayer Nr. 45 übersetzt und der Direction des milit.-geographischen Institutes in Mailand zugewiesen, bei welchem er bis 1821 bei der militärischen Landesaufnahme von Ober-Italien in Verwendung stand. Noch in demselben Jahre erfolgte auf besondere Empfehlung des General-Quartiermeisterstabes seine Beförderung zum Unterlieutenant im Pionnier-Corps und im Spätherbste 1823 seine Commandierung als Lehrer der Mathematik in die Pionnier-Corpsschule, woselbst er bis zum Jahre 1826 verblieb. Während dieses Zeitraumes betheiligte sich Birago in hervorragender Weise bei jenen Versuchen, welche eine Verbesserung der bisherigen Pionnier-Laufbrücken bezweckten. Für seine erfolgreichen Leistungen bei diesen Versuchen und wegen seines regen Strebens als Lehrer in der Corpsschule, wurde er zum Oberlieutenant im General-Quartiermeisterstabe befördert, jedoch bei den weiteren Versuchen belassen, welche endlich 1828 zur Einführung der neuen Laufbrücke führten, während Birago auf besondere Empfehlung des Hofkriegsrathes den Orden der eisernen Krone 3. Classe erhielt. Im November 1830 rückte er zum Hauptmann vor, wurde in demselben Jahre auf Wunsch des Erzherzogs Maximilian d'Este zum Baue des verschanzten Lagers von Linz commandiert und in Anerkennung seiner wiederholten Verdienste im December 1836 zum Major im General-Quartiermeisterstabe befördert und zum Dienste in dem Corps einberufen.

In den nun folgenden Jahren beschäftigte sich Birago in eingehender Weise mit den auf Verbesserungen im Kriegsbrücken-Wesen

abzielenden Fragen. Gleichzeitig mit einem im höheren Auftrage verfasśten Werke „Anleitung zur Ausführung der im Felde am meisten vorkommenden „Pionnier-Arbeiten,“ erschienen auch die vielseitig mit Beifall aufgenommenen „Untersuchungen über die europäischen Militärbrücken-Trains und Versuche einer verbesserten, allen Anforderungen entsprechenden Militärbrücke.“ In diesem Werke wurden zum erstenmale die bei den europäischen Heeren eingeführten Kriegsbrücken-Formen einer vergleichenden kritischen Beurtheilung unterzogen und jene Grundsätze zur Öffentlichkeit gebracht, welche Birago als Ergebnis dieser vergleichenden Studien, für Einrichtung des Kriegsbrückenwesens und Construction des Materiales aufstellt. Zur Feststellung der in diesem Werke entwickelten Theorien bedurfte es jedoch vor Allem einer gründlichen praktischen Erprobung derselben. Glücklicherweise wurde er sehr bald in die Lage versetzt, diese Erprobung in umfassender Art durchführen zu können, denn der regierende Herzog Franz IV. von Modena, dem er schon 1835 zur Befestigung der Po-Übergänge bei Brescello als Bauleiter zugewiesen war, brachte den Ideen Birago's ein reges Interesse entgegen und beauftragte ihn, nach diesen Ideen eine Kriegsbrücke für den Po bei oberwähnten Befestigungen zu erzeugen. Die Arbeiten begannen anfangs September 1839, in zwei Monaten hatte Birago bereits das Materiale für 133 *m* Brückenlänge erzeugt und es begannen die ersten Versuche.

Noch während derselben erhielt er vom Hofkriegsrathe den Befehl, behufs Zusammensetzung einer Generalkarte von ganz Italien mit Bewilligung der Höfe von Lucca, Florenz und Rom die allda vorhandenen topographischen Materialien und Behelfe für das militär-geographische Institut zu sammeln. In kürzester Zeit löste Birago zur vollsten Zufriedenheit diese Aufgabe und konnte nun den in Tulln beginnenden Versuchen mit seinem Kriegsbrücken-Materiale beiwohnen. In Anerkennung seiner, von den günstigsten Erfolgen begleiteten Bestrebungen, wurde er im August 1840 zum Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Baron Prohaska Nr. 7 ernannt.

Bei Errichtung der königlich lombardisch-venezianischen adeligen Leibgarde wurde Birago mit der Verfassung des Studienplanes für dieses Institut betraut und nach dessen Genehmigung zum Premier-Wachtmeister und Studien-Inspector dieser Garde ernannt. Dieser neue Wirkungskreis hinderte jedoch keineswegs seine Thätigkeit bei Durchführung seiner Hauptbestrebungen, die Verbesserungen im Kriegsbrückenwesen betreffend.

Die eingehenden Versuche mit Birago's Kriegsbrücken-System führten endlich zur Annahme desselben als einzige Kriegsbrücke der k. k. Armee und der geniale Erfinder wurde hiefür zum Obersten und 1842 zum Unterlieutenant in der italienischen Leibgarde ernannt.

Im folgenden Jahre wurde er nach Italien entsendet, um die Sperrpunkte auf den aus dem Golfe von Spezia über Parma und Reggio in das Po-Thal führenden Straßen auszumitteln und den Regierungen von Modena und Parma die Vorschläge für deren Befestigung vorzulegen. Nach seiner Rückkehr von dieser Mission 1844 erfolgte seine Ernennung zum Brigadier des Pionnier-Corps, er erhielt 1845 den Orden der eisernen Krone 2. Classe und wurde den Ordensstatuten gemäß in den Freiherrnstand des österreichischen Kaiserstaates erhoben.

Nicht lange sollte sich Birago dieser hohen Auszeichnung erfreuen, denn nach einer viermonatlichen schmerzvollen Krankheit verschied er am 28. December 1845. Der Monarch verlor in ihm einen treuen Diener, die Armee eine hochbegabte, unermüdliche Arbeitskraft, deren fruchtbringende Thätigkeit in der Zukunft wohl noch Erfolgreiches zu leisten vermocht hätte. Birago war von edler Denkungsart und strengem Rechtlichkeitsgefühle. Allen Vorschlägen der bei seinen Versuchen in Thätigkeit Gestandenen gönnte er bereitwilligst Raum und bekannte rückhaltslos die Quelle, wenn eine der fremden Ideen sich als nützlich erwies und angenommen wurde. Obwohl mit zahlreichen Berufsgeschäften und anderweitigen Missionen überhäuft, brachte seine unermüdliche Thätigkeit und sein durchdringender Forschergeist dennoch ein in allen Details vollendetes, vollständig neues Brücken-System zur Durchführung, welches nicht nur bis zum heutigen Tage das einzige Brücken-System unserer Armee bildet, sondern auch von vielen fremden Mächten theils unverändert, theils mit mehr

oder minder erheblichen Abweichungen angenommen wurde. Wenn auch seither sowohl in Österreich selbst, als auch in den anderen Staaten, welche sein System annahmen, an den einzelnen Brückenbestandtheilen Änderungen vorgenommen wurden; wenn auch die Grundlosigkeit der Abneigung Birago's gegen die Anwendung des Eisens zur Anfertigung der Pontons heute bewiesen ist; wenn man endlich auch jetzt den Bockbrücken jene Vorzüge nicht mehr allgemein einräumen will, welche ihnen Birago gewahrt wissen wollte, so blieb doch das Princip, der geniale Grundgedanke seines Systems, trotz mannigfachen Anfechtungen aufrecht erhalten und das ist gewiss, dass so lange noch der traditionelle Geist die Mitglieder und Anhänger des Corps warm durchweht, wird die dankbare Erinnerung an Birago unter den österreichischen Pionnieren fortleben; denn was Uchatius für unsere Artillerie, das war und bleibt Birago für unsere Pionniere.

Adalbert Szibenliszt.

Quelle: „Geschichte des Pionnier-Regiments."

Ein k. k. Fähnrich als Obercommandant der Aretiner

Karl Freiherr Schneider von Arno,

k. k. Feldmarschall-Lieutenant.

Eine der charakteristischesten Persönlichkeiten der österreichischen Armee während der Zeit der Franzosenkriege zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts ist der General Schneider, der als kühner, waghalsiger und dabei doch jeden Vortheil ausnützender Führer der Aretiner ebenso hervorragt, wie als einer der tapfersten, vielseitig bewährtesten und tüchtigsten Truppen-Commandanten unserer Armee.

Karl Schneider wurde am 4. October 1777 in Donaueschingen als der Sohn des 1811 als fürstlich Fürstenberg'scher Hofrath und Obervogt verstorbenen Dr. Fidelius Schneider geboren, besuchte die Schule in Donaueschingen und St. Blasien, studierte kurze Zeit auch in Salzburg, begab sich von hier in die Schweiz, ließ sich zu dem piemontesischen Schweizer-Regimente Royal-Allemand anwerben, wurde vom König Victor Amadeus zum Unterlieutenant befördert, bald darauf aber zu den nach ihrem Oberst Colli den Namen führenden sardinischen Jägern übersetzt, kämpfte mit diesem tapferen Corps in mehreren Gefechten und Schlachten muthig und rettete dem Oberst Colli das Leben. Nach dem Friedensschlusse Piemonts mit Frankreich im Jahre 1796 des Dienstes entlassen, ließ er sich nach kurzem Verweilen in seiner Heimat in Salzburg als Cadet in das österreichische niederrheinische Freicorps Grün-Loudon assentieren und wurde kurz darauf durch Erzherzog Karl zum Fähnrich befördert. Mit seinem in eine reguläre Truppe umgewandelten Bataillon machte er im detachierten Corps des Generals Graf Klenau im Venezianischen 1799 mehrere Kämpfe mit und zeichnete sich durch glückliche kühne Handstreiche derart aus, dass er die Aufmerksamkeit dieses Generals auf sich lenkte. Als daher der toscanische Edelmann Rossi di Campolucci an der Spitze einer Deputation der Stadt Arezzo in Toscana bei General Klenau sich einen österreichischen Officier erbat, um die Aufständischen dieser Stadt und Umgebung zu Gunsten ihres von den Franzosen abgesetzten rechtmäßigen Herrschers, Großherzog Ferdinand III. zu organisieren und zu befehligen, schlug dieser General den Fähnrich Schneider als den geeigneten Mann vor, der nach erhaltener höherer Bewilligung unter mancherlei Gefahren auch glücklich in Arezzo anlangte und am 16. Juni 1799 in feierlichem Einzuge von den Einwohnern bewillkommt wurde. Damit begann nun eine ganz eigenartige Thätigkeit dieses jungen Officiers, wie sie nur bei Volkskriegen vorkommen kann und die Schneider's Kühnheit, Entschlossenheit, sowie sein großes Organisations-Talent im schönsten Lichte erscheinen lassen und einer eingehenden Behandlung würdig

wäre. Des mangelnden Raumes wegen kann jedoch diese staunenswerte Thätigkeit an der Hand des von ihm nach Wien gesandten amtlichen Berichtes nur in den flüchtigsten Umrissen geschildert werden. In Arezzo fand er bei den Bewohnern die Treue gegen den eigenen Herrscher, den glühendsten Hass gegen die Franzosen und den Vorsatz vor, dieselben aus dem Lande zu vertreiben, es fehlte jedoch jede Organisation der mangelhaft bewaffneten und ausgerüsteten Aufständischen. Überzeugt, dass Aufständische gegen wohlorganisierte Truppen nur durch stete Beunruhigung des Feindes, Überfälle, durch die größtmöglichste Ausnützung der eigenen Kräfte, rascheste und vollständigste Verwertung jedes Vortheils, persönliche Tapferkeit und kühnste Entschlossenheit des Commandanten, sowie Verlässlichkeit seiner freigewählten Officiere Erfolge erzielen und sie festhalten können, organisierte er ohne Zögern die Aufständischen, stellte erprobte Officiere und Edelleute, die sich des allgemeinsten Vertrauens erfreuten, an deren Spitze, machte Arezzo mit den vorhandenen nothdürftigen Mitteln widerstandsfähig und erzeugte auch mehrere hölzerne mit eisernen Ringen versehene Kanonen, die mehr für Alarmzeichen, als für eigentliche kriegerische Zwecke dienten. Die Franzosen verfolgten die Bewaffnung und Zusammenziehung der Aretiner mit scharfen Augen. Der polnische General Graf Dombrowski wurde mit seiner Division gegen Arezzo entsendet. Er forderte Schneider, der sich nun Obercommandant der Armee der Aretiner (Commandante in capo dell' armata Aretina) nannte, und eine Uniform erwählte, in denen die Abzeichen des österreichischen Officiers und die Namenschiffre des Kaisers Franz II. (I.) vertreten war, zur Übergabe gegen Belohnung auf. Dieser zerreißt den Brief und macht einen Ausfall, schlägt durch Überfall und Umgehung den Feind, erobert 4 Kanonen, die ihm später wichtige Dienste leisten und 2 Fahnen, erbeutet auch des flüchtigen Dombrowski Hut, der im nächsten Tag bei feierlicher Procession als Siegeszeichen unmittelbar nach dem Muttergottesbilde getragen wird. Da die Franzosen 2 zu Kriegsgefangene gemachte Aretini'sche Officiere erschießen ließen, so läßt Schneider dagegen im Angesichte seiner Truppen und der gefangenen Franzosen 18 ihrer mitgefangenen Officiere ebenfalls erschießen. Die Franzosen erkennen die Thatkraft Schneider's und setzen einen Preis von 5000 Scudi auf seinen Kopf. Er überfällt dagegen bei einer Recognoscierung eine größere feindliche Cavallerie-Abtheilung, hieb deren Commandanten, General Lavalette, zusammen, seine Leute warfen die französischen Soldaten und kehrten siegesfroh in die Stadt zurück. Schneider rückt nun mit seinen durch die ersten schönen Erfolge und durch das stetig zunehmende Vertrauen zu ihm täglich muthiger werdenden Truppen vor Siena, erstürmt die Stadt durch Überrumpelung, erobert nach 8tägiger Belagerung auch das die Stadt beherrschende Castell und zieht nun gegen Florenz, das sich, dem Beispiel der braven Aretiner folgend, auch gegen die Franzosen erhoben hatte. Mit 10.000 Mann hält er einen glänzenden Einzug in das herrliche Florenz, wendet sich aber mit seiner gesammten Streitmacht gegen Livorno und erobert auch diese Stadt. Reiche Beute an Geschützen und



Baron Schneider-Arno.
k. k. Fähnrich, Obercommandant der Aretiner-Armee.

Kriegsvorräthen und die Besitznahme eines französischen Schiffes mit vielen wertvollen Gemälden, die Schneider durch General Graf Klenau nach Wien sandte, war der Lohn. Durch List gelang es Schneider, am Tage nach der Einnahme durch Aufhissung der französischen Flagge noch 2 französische Schiffe, welche 2 Generale mit 500 Mann an Bord hatten, in den Hafen zu locken, die sich angesichts 40 aufgefahrener Kanonen ergeben musſten. An Erfolgen und an Ruhm reich, mit Waffen und Kriegsvorräthen gut versehen, beschloſs nun Schneider nach Säuberung Toscanas von den Franzosen, einen Zug in der Kirchenstaat, um dieselben auch aus diesem Lande zu vertreiben. Zu diesem Zwecke eilte er nach Arezzo voraus, trifft alle Vorkehrungen für diesen Marsch und nachdem er dort die Truppen vereinigt hat, rückt er gegen Perugia, den Hauptsitz der italienischen Jacobiner. Am 28. Juni 1799 schließt er die Stadt mit 6000 Mann ein. Der erste Sturm, der von Schneider selbst geleitet wurde, misslang nach 2stündigem harten Kampfe, an dem sich auch die Bewohner der Stadt gegen die Aretiner betheiligt hatten und diese musſten sich, obwohl schon in das Innere derselben vorgedrungen, zurückziehen. Zwei Tage später, am 3. August, ergab sich aber die Stadt aus Mangel an Lebensmitteln, und später auch die französische Besatzung des Castells. Nachdem die Aretiner auch französische Entsatztruppen geschlagen hatten, erfolgte im gleichen Monate noch die Einnahme von Civitá Castellana. Schneider faſste nun den Plan, nach Rom vorzurücken, gegen das auch die Österreicher und Neapolitaner im Anmarsche waren, erhielt aber von FML. Fröhlich die Abberufung von seiner Stellung, in der er in nur 4monatlichem Wirken überraschend große Erfolge erzielt und aus ungezügelten Leuten eine tüchtige, der strengen Mannszucht unterworfene kleine Armee, die zeitweise 30—40.000 Mann stark war, gebildet hatte, welche selbst einem kriegsgewohnten, tapferen Feinde den Siegeslorbeer zu entreißen wuſste.

Mit der Abberufung Schneider's wurde bei gänzlich veränderten militärisch-politischen Verhältnissen auch die Auflösung der Aretiner verfügt und durchgeführt. Obwohl von seinen Truppen fast abgöttisch verehrt, erhoben sich doch aus deren Reihen einzelne neidische Stimmen in Anklagen gegen ihren ruhmgekrönten Führer. Schneider bat bei FML. Fröhlich um Untersuchung der wider ihn vorgebrachten Klagen, die sich als vollkommen unbegründet erwiesen. Mit dem stolzen Bewuſstsein, nicht allein Waffenthaten verrichtet zu haben, auf die jeder kriegsgewohnte alte General mit Selbstgefühl blicken würde, sondern das Wesentlichste zur Befreiung Toscana's und eines Theiles des Kirchenstaates beigetragen zu haben, kehrte il commandante in capo dell' armata aretina zu seinem Bataillon zurück, und getragen von der Anerkennung seiner Verdienste durch den eigenen, sowie den russischen Armee-Commandanten, FZM. Baron Kray und Feldmarschall Fürst Suwarow, trat er bescheiden als Fähnrich in die Reihen seiner Truppe. Den Bemühungen seiner vorgesetzten Generale und der Fürsprache des Erzherzogs Karl verdankte er seine Beförderung zum Capitän-Lieutenant, was unter den damaligen Verhältnissen als eine ganz außerordentliche Auszeichnung galt!

Im kommenden Jahre 1800 wurde Schneider mit der Organisation des Breisgauer Landsturmes betraut und befehligte später, zum wirklichen Hauptmann befördert, ein Streifcorps in Bayern. Nach dem Friedensschlusse von Lunéville wurde er zum Infanterie-Regimente Baron Neugebauer (jetzt Baron Fejérváry Nr. 46) übersetzt.

Im Feldzuge 1805 deckte er den Rückzug des Hiller'schen Corps, das sich am Marsche aus Tirol mit der Armee des Erzherzogs Karl vereinigen sollte. Bei der Ankunft Schneider's mit 300 Mann in Villach am 20. November fand er in dessen Nähe einen für Verona bestimmten Park von 52 Geschützen aufgefahren, der bei ungenügender Bedeckung den in der Nähe befindlichen Franzosen unzweifelhaft in die Hände fallen musſte. Mit gewohnter Entschlossenheit sandte Schneider zu dessen Sicherung eine Truppen-Abtheilung gegen die feindliche Seite, brachte durch Güte und Gewalt frische Bespannungspferde aus den umliegenden Ortschaften auf und setzte den Park in Marsch, der auch am 22. November ungefährdet in Klagenfurt anlangte. Das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens war die Anerkennung für diese That, und gegen Schluſs des Feldzugs wurde Schneider außertourlich zum Major beim Tiroler Kaiser-Jäger-Regiment als Lohn für die hiebei bethätigten vorzüglichen Leistungen ernannt

In der ewig denkwürdigen Schlacht bei Aspern zeichnete sich Schneider neuerlich aus und wurde dafür kurz darauf zum Oberstlieutenant befördert.

Baron Hormayr hatte Schneider für das aufständische Tirol erbeten, wo er in der That vorzüglich hätte wirken können und es scheint seine Entsendung mit einem größeren Streifcorps gemischter Waffen beabsichtigt gewesen zu sein, sie kam aber leider nicht zur Ausführung.

Aber noch eine ruhmreiche, kriegerische That sollte den Namen Schneider in der Armee verherrlichen. In der Schlacht bei Dresden am 26. August 1813 erbot sich Oberstlieutenant Schneider mit seinem Bataillone zur Erstürmung der vor dem Moschinsky'schen Garten gelegenen, durch 6 Geschütze vertheidigten Redoute. Unter dem heftigsten Geschütz- und Gewehrfeuer schritt er zum Sturme. Schneider, von 4 Jägern gefolgt, war der Erste auf der Brustwehr, wurde aber in dem gleichen Augenblicke durch eine Kartätschenkugel am Oberschenkel schwer verwundet und musste auf der Brustwehr liegen bleiben. Die Redoute wurde erobert und durch 3 Stunden alle Versuche zu deren Wiedereroberung glücklich abgewiesen. Als abends die Redoute verlassen werden musste, wurde Schneider mit großer Gefahr wegtransportiert und Kaiser Franz befahl dessen Überführung nach Prag zur besseren ärztlichen Behandlung und Pflege. Die Folgen dieser schweren Verwundung verhinderten die Theilnahme Schneider's an dem weiteren Kriege, er wurde aber bei der Errichtung eines italienischen Freicorps verwendet und nach dessen Auflösung Commandant des Tiroler Jäger-Regiments.

Für sein tapferes Benehmen bei Dresden erhielt er ein von den Generalen Hieronymus Grafen Colloredo, Radetzky und Anderen unterschriebenes Zeugnis, worin ersterer dieselbe als Heroismus preist. Schon im Jahre 1810 in den Freiherrnstand erhoben und mit dem in Erinnerung an Toscana gewählten Prädicate „von Arno" ausgezeichnet, nahm Schneider an der Expedition nach Neapel theil, bestand auch ein glückliches Gefecht gegen die Aufständischen, wurde 1823 General und Brigadier in Udine, 1832 Feldmarschall-Lieutenant in Prag, kurz darauf 2. Inhaber des 8. Infanterie-Regiments, 1836 Militär-Commandant in Linz und 1838 geheimer Rath. In der langen Friedensperiode wurde seine große militärische Erfahrung bei Festsetzung einer neuen Abfeuerungsart für die Infanterie-Gewehre und einer neuen Uniformierung des Heeres in Anspruch genommen. Nach einer nahezu 50jährigen Dienstleistung, während welchen er in 10 Feldzügen 7 Wunden erhalten hatte, setzte der Tod am 16. Jänner 1846 seinem reichen, vielbewegten, von großen Erfolgen und Ehren gekröntem Leben, ein Ziel.

Wie aus dieser Darstellung ersichtlich, war General Schneider ein entschiedener, scharf ausgeprägter, eigenartiger Charakter. Rasch im Denken, rasch im Handeln, folgten bei ihm Entschluss und Ausführung unmittelbar auf einander und da er überall sein Leben muthig dafür einsetzte, stets der Erste an den Feind sein wollte, auch gar manchen wackeren Schwabenstreich ausgeübt hatte, so folgte ihm seine Truppe, auf deren moralische Eigenschaften er günstig einzuwirken verstand, überall im vollsten Vertrauen und dadurch sicherte er sich auch den Erfolg. Aus seinen Thaten erkennt man, dass er lebhaften, beweglichen und kühnen Geistes war, vor keiner Gefahr zurückschreckte und durch entschiedenes Auftreten, kerniges Wesen sich allgemeinstes Ansehen zu verschaffen und es auch zu behaupten wusste. Viele Anekdoten aus seinem Leben werden noch heute von ihm erzählt, die ein Beweis sind, dass er zu den volksthümlichsten Generalen unseres Heeres zählte, dessen Andenken in seinen Thaten und in seinen Nachkommen fortleben wird.*)

Albin Freiherr zu Teuffenbach.

Quellen: Eigenhändige Aufzeichnungen, Zeugnisse und Berichte des FML. Br. Karl Schneider, von seinem Sohne Gm. Ludwig, dem Verfasser dieses Aufsatzes freundlichst zur Verfügung gestellt; der Hausfreund Nr. 13, 14, 15 von 1884 in Donaueschingen erscheinend; Graf A. Thürheim: der General der Aretiner in Prochaska's Österreichisch-ungarischen milit. Blättern Jahrgang 1877; Dr. Hirtenfeld: der Mil. Maria Theresien-Orden; Dr. Hormayr's Taschenbuch, Jahrgang 1840, F. Förster: Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte, dann Österreichische militärische Zeitschrift, Jahrgang 1846.

*) Aus seiner 1805 geschlossenen Ehe entstammen 3 Generale, seine Söhne Karl, Josef und Ludwig, die tapfer und schneidig, wie er, waren und von denen nur noch der Jüngste lebt, während seine Enkelin, die Stiftsdame Baronin José Schneider trotz ihrer Jugend sich schon vor Jahren einen geachteten Namen als patriotische Dichterin und Novellistin zu erringen wusste, und eine zweite Enkelin, Baronesse Marie, ihr auf dem literarischen Pfade nacheifert.

Peter Graf Goëß,*)

Staatsmann.

Er gehörte einem ursprünglich portugiesischen Adelsgeschlechte an, dessen Mitglieder später in den Niederlanden als Gelehrte, Diplomaten und kaiserliche Vollmachtträger in verschiedenen Staatsangelegenheiten thätig waren, von Kaiser Leopold I. in den Grafenstand erhoben wurden, nicht unbedeutende Besitzungen (Karlsberg, Moosburg, Ebenthal u. a.) in Kärnten erwarben und hier die Landmannschaft im Herrenstande erhielten.

Johann Karl Anton Graf von Goëß war k. k. Kämmerer, Generalmajor, sowie Garde-Capitän des Großherzogs von Toscana und mit Anna Gräfin von Christalnigg vermählt. Sein ältester Sohn aus dieser Ehe, Peter Graf von Goëß, wurde am 8. Februar 1774 zu Florenz geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und kam 1790 zu seinem Oheime Rudolf Grafen von Goëß nach Wien, woselbst er sich den Rechtswissenschaften widmete. Nach beendeten Studien betrat der junge Graf 1795, somit erst 21 Jahre alt, die Beamtenlaufbahn beim Kreisamte in Klagenfurt und legte bereits 1797 während der Kriegswirren von denen Inner-Österreich hart heimgesucht wurde, als Kreiscommissär bei der ihm übertragenen Einquartierung und Verpflegung der Heeresmassen große Umsicht und Vaterlandsliebe an den Tag. Nach Abschluss des Friedens von Campo Formio wandte sich Goëß der Justiz zu, legte die erforderlichen praktischen Prüfungen ab, fungierte einige Zeit als Beisitzer bei dem Landrechte für Kärnten und seit 1799 als Rath bei der dortigen politischen Landesstelle, wurde 1801 in der Eigenschaft eines Oberlandescommissärs bis zum Friedensschlusse von Lunéville für die Leitung der Geschäfte in dem von französischen Truppen besetzten Landestheile Kärntens bestimmt und im nächsten Jahre der mit der Organisierung von Istrien, Dalmatien und Österreichisch-Albanien betrauten Hofcommission zugewiesen. Als Goëß später das Präsidium des Guberniums und Appellationsgerichtes in Zara übernahm, war der Culturzustand dieses Landes der verwahrloseste den man sich denken kann. Goëß bereiste dasselbe um eine möglichst genaue Kenntnis von den thatsächlichen Verhältnissen daselbst zu gewinnen und war bemüht, durch entsprechende Verfügungen den dringendsten Bedürfnissen der Einwohner abzuhelfen. Durch eine siebenmonatliche Trockenheit veranlasst, trat zudem während seiner Amtsleitung in Dalmatien eine große Hungersnoth ein, welche die ärmeren Volksclassen in das tiefste Elend stürzte, dem edlen Grafen aber so recht Gelegenheit bot, seine humanen Gesinnungen in der edelsten Weise zu bethätigen. Nicht nur die Hilfe des Staates wusste er energisch in Anspruch zu nehmen, sondern er kaufte auch aus eigenen Mitteln eine ganze Getreideladung zweier zufällig durch Seestürme in den Hafen von Zara geworfenen Schiffe an, um sie theils sofort unter die Nothleidenden zu vertheilen, theils zur Errichtung von Vorrathsmagazinen zu verwenden und hiedurch dem zu Tage getretenen Kornwucher zu begegnen.

Zur bleibenden Erinnerung an diese menschenfreundliche Thätigkeit, ließ der Adel von Zara 1804 eine Bronce-Medaille prägen, welche der verstorbene verdienstvolle Custos Bergmann in seinem Werke über Medaillen auf ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates beschrieb und deren Inschrift zwischen Ölzweigen und Eichenlaub den Namen des Grafen rühmend hervorhebt.

Aber auch sonst war Goëß bemüht, für die Hebung des Unterrichtes, der Landescultur und Sanitätspflege, sowie für die Regelung des Armenwesens, Gründung von Arbeitsanstalten und eine strenge Handhabung der Justiz zur Ausrottung der das Land beunruhigenden Räuberbanden im öffentlichen Interesse zu wirken und verwendete außerdem seine jährliche Besoldung von mehr als 6000 fl. ausschließlich für Wohlthätigkeitszwecke. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, dass

*) B. E. II. 467 und 765. In den Jahrgängen 1872 und 1873 der Zeitschrift des Heraldisch-genealogischen Vereins „Adler" ist eine kurze Geschichte der Grafen von Goëß aus der Feder des Dr. Edlen von Hartmann Franzenshuld enthalten. A. d. H.

Graf Goëß sich die Sympathien aller redlich denkenden Bewohner des seiner Verwaltung anvertrauten Landes rasch eroberte und als er bald darauf von Zara abberufen. auf seinen neuen Posten als Landrechtspräsident und ständischer Chef von Kärnten in seine Heimat abgieng, da versammelte sich vor seiner Abreise das corpo nobile von Zara im Gubernialgebäude und erwählte ihn einstimmig zum Mitgliede des dortigen Adels, wobei Conte Stratico seine Abschiedsrede mit den Worten schloss: dass Dalmatien dem Grafen Goëß ebenso viele Altäre der Liebe errichtet habe, als daselbst Herzen in Dankbarkeit für die durch ihn erlangten Wohlthaten schlugen!

Auch auf seinem neuen Posten erwarteten ihn nur Mühen und Amtssorgen der mannigfachsten Art. Der Feldzug des Jahres 1805 mit all' seinen auch für Kärnten fühlbaren traurigen Folgen erheischte, den gebieterischen Forderungen des Feindes gegenüber mit Besonnenheit aufzutreten. — Goëß suchte zwar, wo es thunlich war, zu vermitteln, wurde aber schließlich, als die Leistung übermäßiger Contributionen verweigert ward, bis zur Wiederräumung des Landes als Geißel in französischer Haft gehalten.

In Anerkennung seiner vielfachen Verdienste erhielt Goëß 1806 die Würde eines geheimen Rathes, wurde 1808 zum Gouverneur von Triest befördert, hatte auch hier, da Österreich der von Napoleon I. durchgeführten Continentalsperre beigetreten war, einen schwierigen Stand, erhielt 1809 den Auftrag, als Generalintendant für Italien und Tirol dem Heere des Erzherzogs Johann zu folgen und gerieth sogar zu Padua, wohin er außerhalb der Linien der kaiserlichen Truppen vorzudringen wagte, in französische Gefangenschaft.*)

Da Österreich im verhängnisvollen Frieden zu Schönbrunn auch das Gebiet von Triest verloren hatte, ernannte Kaiser Franz den Grafen Goëß zum Landesgouverneur von Galizien, wo er während des Feldzugs vom Jahre 1812 Russland gegenüber eine Reihe wichtiger politischer Verfügungen zu treffen und ähnlich wie früher in Dalmatien für die Nothlage des Volkes zu sorgen hatte.

Als nach den großen Kriegen gegen Frankreich Europa endlich für einige Zeit zur Ruhe kam und das aus den Gebieten von Mailand, Mantua und Venedig 1815 gebildete lombardisch-venezianische Königreich mit Österreich vereinigt wurde, verfügte sich Goëß im kaiserlichen Auftrage neuerlich nach dem Süden, wurde 1815 Landesgouverneur in Venedig, wusste auch dieser neuen, nicht minder schwierigen Aufgabe vollkommen zu genügen, kam 1819 als Hofkanzler der neu errichteten lombardisch-venezianischen Hofkanzlei nach Wien und nahm fortan hier, wo er 1823 zum Präsidenten der Studien-Hofcommission und 1825 zum niederösterr. Landmarschall ernannt wurde, seinen bleibenden Wohnsitz. Das besondere Vertrauen des Kaisers Franz bestimmte ihn überdies zum Obersthofmeister des Erzherzogs Franz Karl, dessen hoher Wohlthätigkeitssinn in Goëß einen warmen Vermittler fand.

Mit den höchsten Orden und zwar seit 1830 auch mit jenem des goldenen Vließes geziert, in allen Kreisen der Gesellschaft aufrichtig verehrt, feierte Graf Goëß 1842 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum und starb bald darauf, 73 Jahre alt, am 11. Juli 1846.

Man rühmte ihm unerschöpfliche Herzensgüte und die reinste Humanität als den Grundzug seines Charakters nach. Die Verwaltung seiner Herrschaften leitete er vortrefflich, unterstützte, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bot, Künste und Wissenschaften reichlich und besaß selbst eine gewählte Bibliothek und schöne Gemäldesammlung. Als Staatsmann war Graf Goëß, in der alten Schule aufgewachsen, zwar Neuerungen abgeneigt, doch zeichnete ihn Gerechtigkeitsliebe, rastloser Diensteifer, sowie die treueste Ergebenheit für das Kaiserhaus aus und wohl mit Recht sang Joh. Nep. Vogl in einem zu dem oben erwähnten Jubelfeste veröffentlichten Gedichte, dass

„Immer treu, gleich seinen hohen Ahnen
Für Fürst und Vaterland das Herz ihm schlug,
Wohin ihn auch, auf fern geleg'nen Bahnen
Des Schicksals launenhafte Woge trug!"

Dr. Friedrich von Maasburg.

*) Hiebei gelang es ihm, trotz strenger Beaufsichtigung eine sehr wichtige Depesche zu verschlingen. Dafür zum Tode verurtheilt, erwirkte seine Frau, eine geborne Gräfin Thürheim, einen Aufschub dieses ungerechten Urtheils, eilte zu Napoleon nach Schönbrunn und ihr bei der Unterredung entwickelter Muth erzielte die Freilassung ihres Gatten. (Familien-Geschichte der Grafen Thürheim österreichischer Linie.)

Maria Franz Thaddäus Ritter von Reyer,*)
Mitbegründer und Präsident des österr. Lloyd.

Unter den Familien, welche das Land Kärnten unter die seinigen zählt, nimmt die Familie Reyer einen hervorragenden Platz ein, und wenn auch der weitausschauende Schaffensdrang mehrere Mitglieder der Familie bewog, sich dauernd an Orten niederzulassen, welche es ihnen ermöglichten, den länderumfassenden Schauplatz ihrer Thätigkeit leichter zu überblicken, so blieben sie doch dem bergumhegten Ländchen, der Wiege der Familie, in werkthätiger, opfermuthiger Liebe und Treue zugethan.

Treue Liebe zum angestammten Herrscherhause, treue Liebe zum Vaterlande und unverrückbare Treue den eigenen als Recht anerkannten Grundsätzen, kennzeichnen alle Glieder der Familie bis auf den letzten Sprossen des nicht nur geadelten, sondern auch edlen Stammes.

Von der nahe liegenden Versuchung, eine Geschichte der Familie zu geben, müssen wir wohl abstehen, wir beschränken uns also auf die Biographie von Maria Franz Thaddäus von Reyer, dem die Familie ihr erneutes Aufblühen verdankte und geben dem Bilde durch einige Daten über die Vorgeschichte der Familie und über M. Franz Thaddäus Nachkommen nur einen würdigen Rahmen.

Maria Franz Thaddäus v. Reyer, geboren zu Malborghetto in Oberkärnten, im Jahre 1761, entstammte einer alten Kärntner Familie, als deren ältester Sitz St. Peter (Taggenbrunn) nächst St. Veit in Kärnten bekannt ist; dort steht noch der uralte Reyerhof. Leider lässt sich die Familie in den Matriken der Pfarre St. Peter nur bis zum Jahre 1620 zurückführen, da in diesem Jahre eine Feuersbrunst alle älteren Matriken vernichtete; einzelne Daten aus früheren Jahrhunderten lassen die Familie auch als Besitzer von Krottendorf erscheinen.

Im 17., 18. und bis ins 19. Jahrhundert finden wir sie vom Vater auf den Sohn als „Freistifter" auf Taggenbrunn. Bemerkenswert für die sociale Stellung, welche die Familie schon vor 200 Jahren einnahm, ist, dass im Jahre 1692 Gertraud Reyer Priorin des adeligen Damenstiftes zu St. Georgen am Längsee bei St. Veit war. (Im 18. Jahrhundert zweigte die Familie nach Schönbach bei Glanegg ab.)

Freistifter Franz Ludwig Reyer stellte noch 1723 das Inventar der salzburgischen Veste Taggenbrunn auf. Sein Sohn Karl Ferdinand zog um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Malborghetto in Oberkärnten, wo das Reyerhaus noch jetzt an die Familie erinnert; dieses Haus ist das Geburtshaus von Maria Franz Thaddäus Reyer.

Durch seinen Vater Karl Ferdinand für den geistlichen Stand bestimmt, mochte ihm nach zurückgelegten philosophischen und theologischen Studien die Erkenntnis, dass ihm der Beruf für das Priesteramt fehle, manche schwere innere Kämpfe verursachen, bis er endlich, eine sich ihm darbietende günstige Gelegenheit benützend, mit raschem Entschlusse einer neuen Laufbahn sich zuwandte.

Durch Vermittlung eines Freundes der Familie trat er zunächst in Verbindung mit dem reichen Rheder von Strohlendorf in Triest.

Große transatlantische Reisen erweiterten den Blick des genialen jungen Mannes und ließen ihn jenen großen Maßstab finden, der seine späteren Unternehmungen auszeichnet und ihn geradezu zum Reformator der bisher etwas beschränkten österreichischen mercantilen Verhältnisse heranreifen ließ.

Die strengste Rechtlichkeit, durch welche er das unbegrenzte Vertrauen Strohlendorf's sich erworben hatte, kennzeichnete auch sein weiteres Gebaren, nachdem es ihm gelungen war, sich selbständig zu machen.

Im Jahre 1800 gelang es ihm nun, jene Unternehmungen großen Stiles anzubahnen, mit denen er die bisherigen engen Schranken durchbrach und den österreichischen Handel in die Bahnen des Weltverkehres lenkte.

Die vielen Ehrenämter und Vertrauensmissionen, die ihm nun übertragen wurden, kennzeichnen die Stellung, die er sich in kürzester Zeit zu schaffen gewusst hatte.

*) V. E. II. 792.

Mit Geschick verstand er es, selbst dem schwersten Schlage auszuweichen, den Napoleon, mit der zuerst im Jahre 1806 decretierten Continentalsperre dem überseeischen Handel Österreichs versetzte, der sich großentheils mit dem Importe englischer Waren befasste.

In jenen schweren Zeiten war sich Triest mehr denn je bewusst, dass sein Emporblühen insbesondere ein Werk der munificenten Fürsorge seines Herrscherhauses sei und dass nur desselben kräftiger Schutz im Vereine mit dem innigsten Anschlusse an das Reich, Triests dauernden Wohlstand zu begründen vermöge.

An verschiedenen Deputationen, welche insbesondere in den Jahren 1808 und 1810 diesen Ideen an den Stufen des Thrones Ausdruck geben sollten, nahm Maria Franz Thadäus Reyer als geistiger Urheber derselben auch persönlich theil. Die Besitznahme Triests durch die Franzosen im Jahre 1809, welche eine strenge Durchführung der Continentalsperre für Österreich zur Folge hatte, legte zunächst den überseeischen und in weiterer Folge den binnenländischen Handel mit Colonialproducten geradezu lahm.

Mindestens ebenso schwer als England, gegen welches der Streich geführt war, traf derselbe den Continent; doch während diese dictatorische Maßregel den Ruin vieler alter, solider Firmen zur Folge hatte, war sie der Grund, aus welchem M. F. Th. Reyer's genialste That erblühte, eine That, so kühn und epochemachend, dass sie ihm in der Geschichte des deutschen Handels für immerwährende Zeiten einen ehrenvollen Platz sichert.

Er verlegte nämlich den Mittelpunkt seiner Thätigkeit nach Wien und machte nun diese Stadt zur Handelsmetropole Mitteleuropas, indem er durch die, dem Machtbereiche Napoleons entrückten Häfen des baltischen und Schwarzen Meeres ungeheueren Massen der verpönten Colonialwaren die Bahn nach Wien frei machte, von wo aus sie ihren Weg weiter durch ganz Österreich, Deutschland, die Schweiz, ja sogar, wie zum Hohne, nach Frankreich fanden.

Noch war der Jubel Triests über den Wiedereintritt der österreichischen Herrschaft nicht verklungen und schon machte es M. F. Th. Reyer wieder zum Schauplatze seiner Thätigkeit, indem er es sich, außer dem Importe fremder Waren, besonders angelegen sein ließ, der österreichischen Industrie und Rohproduction neue Absatzgebiete zu schaffen.

Seine Verbindungen in London, in allen Theilen der Erde, besonders in der Levante, in Nordamerika und Westindien ermöglichten ihm einen colossalen Umsatz, dessen Wert in günstigen Jahren für den Import gegen fünf Millionen, für den Export fast eine Million betrug.

Besonders sei erwähnt, dass er es war, der dem kärntnerischen Stahle den Weltmarkt erschloss, indem er ihn mit Erfolg gegen den englischen Stahl in Concurrenz brachte.

Wie sehr sich bei ihm auch auf industriellem Gebiete Unternehmungsgeist mit genialer Durchführung paarte, davon gibt der Aufschwung der von ihm im Jahre 1818 gekauften Zuckerfabrik in Wiener-Neustadt Zeugnis, da er durch gründliche Reform der mercantilen und technischen Führung derselben deren Production in kürzester Zeit verzehnfachte.

Als Vorstand der Generaldirection des „Österreichischen Lloyd" leitete er die ersten Schritte dieses Unternehmens, dessen Insleben-treten seiner energischen Thätigkeit zu danken ist.

Die bisher angeführten Daten würden uns in Reyer in erster Linie den epochemachenden Geschäftsmann zeigen, der, den geänderten Zeitverhältnissen entsprechend, etwa an den großen Augsburger Kaufherrn Fugger gemahnt, doch auch für die Ausübung edelster Menschlichkeit suchte und fand er stets ein Feld lohnendster Thätigkeit.

Ungezählt sind die Summen, welche er den verschiedenartigsten Instituten des Staates, seines Heimatlandes und der Stadt Triest in uneigennützigster Weise widmete; der werkthätigsten Fürsorge erfreuten sich insbesondere die Humanitätsanstalten; doch die schönsten und edelsten seiner Thaten sind jene, die nie in Gestalt prunkender Zahlen der Allgemeinheit bekannt wurden und für welche ihm nie Corporationen Dankadressen votierten, es sind jene Thaten im Geiste echt christlicher Nächstenliebe, die nur das Gebet, die getrocknete Thräne des Armen lohnt.

Manche sinkende Familie hob er wieder mit starker Hand, Tausende von Arbeitern fanden bei ihm Rettung und Hilfe, wenn allgemeine Arbeitslosigkeit sie mit Weib und Kind dem hohläugigen Gespenste der Noth und des Elendes gegenüber stellte.

14*

Er ahnte wohl kaum, dass man so bald schon über Doctrinen zur Lösung der socialen Frage grübeln werde und doch begriff und löste er dieselbe in seinem Bereiche praktisch.

Seine Arbeiter darbten mit ihren Familien nicht bei Hungerlöhnen, denn ihm waren sie nicht Ware, deren Preis sich nach Angebot und Nachfrage regelt, sondern nach christlich-humanen Begriffen Schutz- und Pflegebefohlene.

Die äußere Anerkennung ward Reyer dadurch zutheil, dass er im Jahre 1834 in den erblichen Ritterstand erhoben wurde. Nachdem er schon früher das Patriciat der Stadt Triest erhalten hatte, wurde er 1836 unter die Stände von Kärnten, seines unvergesslichen Heimatlandes, aufgenommen.

Aufrichtig und allgemein war die Theilnahme bei seinem im Jahre 1846 erfolgten Tode, denn wer immer in nähere Beziehungen zu ihm getreten war, verlor an ihm einen Vater, einen Freund.

Seit dem Jahre 1792 mit Constantia Edlen von Millesi aus Schloss Völkendorf bei Villach vermählt, hinterließ er drei Söhne: Franz Xaver, Karl Ferdinand und Constantin.

Nachdem Franz Xaver, welcher in Wien lebte, im Jahre 1851 mit Hinterlassung eines Sohnes gestorben war, führten Karl Ferdinand und Constantin das von ihrem Vater begonnene Werk im Geiste der Ehrenhaftigkeit und Wohlthätigkeit fort.

Infolge eigener und väterlicher Verdienste und wohl auch im Hinblicke darauf, dass die Familie unter die älteren Kärntner Geschlechter gehörte, wurden sowohl Karl Ferdinand und Constantin als auch deren Neffe Franz Thaddäus im Jahre 1859 in den Freiherrnstand erhoben.

Seit dem Tode Karl Ferdinands im Jahre 1872 und Constantins im Jahre 1874 ist Franz Thaddäus, der einzige und letzte Enkel des großen Patrioten, zugleich der letzte Freiherr von Reyer.

Franz Thaddäus Freiherr von Reyer, Herr und Landstand von Kärnten, geboren am 24. October 1824, verlegte den Sitz seiner Familie wieder nach Kärnten, wo er die landtäflichen Güter Taggenbrunn, Krastowitz und St. Georgen am Sandhof besitzt.

Er ist vermählt mit Irene, geborenen Gräfin Prokesch-Osten, Tochter des berühmten Gelehrten und Botschafters, Feldzeugmeister Anton Grafen Prokesch-Osten und besitzt eine Tochter Antonie Irma. Er lebt auf seinen Gütern, seitdem er die diplomatische Laufbahn im Jahre 1869 als k. k. Minister-Resident verlassen hat. Das große Vermögen gieng über in fremde Hände — aber die kaisertreue Gesinnung, die Opferwilligkeit, wo es gilt, dem Vaterlande zu dienen, diese Gesinnung des echten Patriotismus vererbte sich auf den Enkel, dem letzten Nachkommen der „Freistifter auf Taggenbrunn."

Ernst Kiesewetter Edler von Wiesenbrunn.

Quellen: Familienpapiere, „Österreichische National-Encyklopädie," „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich" von Dr. von Wurzbach und „der Kärntner Adel" von A. M. Hildebrandt.

Erzherzog Stephan an Kaiser Ferdinand
über den Tod des Palatins Erzherzog Josef.

Wien, 2. Februar 1847.

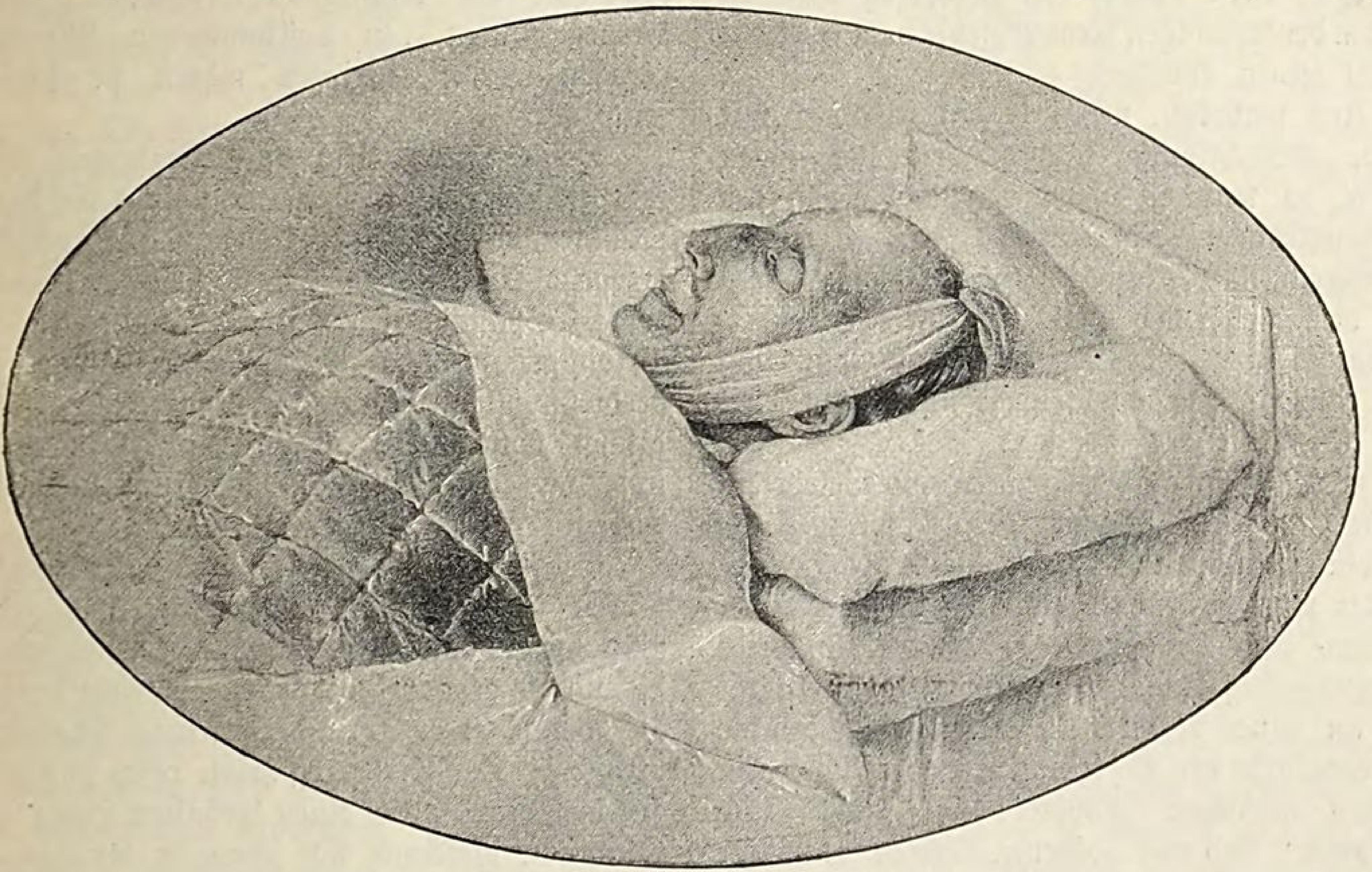
Theurer Onkel! Welch' furchtbaren Schlag ich am 13. Jänner l. J. erlitten, ist Ihnen durch anderweitige Nachrichten wohl bekannt — erlassen Sie mir somit die Wiederholung der einzelnen Details, die meine Wunden nur erneut aufreißen würden! Die Schilderung des schönen Todes meines Vaters*) hingegen ist mir Bedürfnis, besonders Ihnen, theurer Onkel, gegenüber, der Sie ihm stets ein wahrer Freund waren. Er starb bei vollem Bewusstsein nach einer fünfzehnstündigen furchtbaren Agonie, mit den Tröstungen der geheiligten Religion versehen, jeden Tag, ich möchte fast sagen jede Stunde, bestimmte er, wie ein kluger Feldherr die Schlachtmomente, was geschehen solle, er ver-

*) Dieser Brief befindet sich im ungarischen National-Museum in Budapest, wurde zuerst im Pester Lloyd und nach ihm im Wiener Fremdenblatt vom 10. Juni 1884 veröffentlicht. A. d. H.

Erzherzog Josef, siebenter Sohn des Kaisers Leopold II., geb. am 9. März 1776 in Florenz, folgte seinem vielversprechenden, bei einem Feuerwerke leider verunglückten Bruder Alexander Leopold

langte am 15. November das erste, am Neujahrstage das zweite heilige Abendmahl, er bestimmte den Tag der letzten Ölung, ließ am 9. zu Mitternacht, als er sich schwach fühlte, seine Kinder zu sich kommen, um sie zu segnen und ließ sie seinen Segen auch für mich übernehmen, der ich noch entfernt in Prag war, ertheilte mir ihn, als ich in Ofen angekommen, unter der Versicherung: sein Körper werde nicht mehr lange aushalten, es freue ihn somit, mich noch einmal in diesem Leben zu sehen, verlangte nach dem Geistlichen zum Vorlesen der Gebete für Sterbende und starb endlich, leise vor sich hinbetend, vollkommen mit dem Antlitze eines Verklärten! Ruhe seiner Asche und Stärke für die Hinterbliebenen!! Das ist jetzt mein tägliches Gebet zu dem Geber alles Guten!

In dem Testamente meines seligen Vaters hat sich die Bestimmung vorgefunden, die Briefe seiner Verwandten und Freunde, die er alle stets aufbewahrte, nach seinem Tode in zwei Classen zu theilen, nämlich in die der noch lebenden und in jene der schon verstorbenen Correspondenten — erstere den Schreibern derselben zurückzusenden, letztere aber zu verbrennen. Da ich, mein theurer Onkel, von Ihnen ein ziemliches Päckchen vorgefunden, so erlaube ich mir selbe zu Füßen zu legen und die Bitte hinzuzufügen, Sie mögen die freundlichen Gesinnungen, die Sie stets für meinen Vater hegten, auch auf mich übertragen als Ihren gehorsamen Neffen Stephan."



Palatin Erzherzog Josef auf dem Todtenbette.
Nach einer Lithographie von Barabás. Walzl lith.

in der ungarischen Palatinatswürde, bethätigte sich bei der Organisierung der Landes-Vertheidigung in den Kriegsjahren 1801, 1805 und 1809, sowie bei der Choleraepidemie und bei der großen Überschwemmung von Budapest in hervorragender Weise. Er bewies bei allen diesen Gelegenheiten besondere Klugheit, große Umsicht, Entschlossenheit und Muth. Auch schuf der Erzherzog viele gemeinnützige Anstalten, förderte den Aufschwung Ungarns auf dem großen Gebiete des Unterrichts und der Industrie, unterstützte Künste und Wissenschaften, sorgte in jeder Beziehung väterlich für das Wohl des seiner Verwaltung anvertrauten schönen Landes, zeichnete sich wie Dr. Hermann Meynert sagt, „durch die seltene Fähigkeit aus, sich tief und innig mit dem Leben und Trachten einer Nation zu verschmelzen und doch die eigene Selbständigkeit männlich zu wahren" und erwarb sich dadurch die Liebe und Anhänglichkeit der das Gebiet der ungarischen St. Stephanskrone bewohnenden Völker in ungewöhnlich hohem Maße. Allgemein betrauert starb dieser Fürst am 13. Jänner 1847 und die Dankbarkeit der Ungarn hat ihm in Budapest ein prächtiges Denkmal gesetzt, dessen Enthüllung in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef unter größter Theilnahme der Bevölkerung mit besonderer Feierlichkeit stattfand. V. E. II. 779. A. d. H.

Erzherzog Karl von Österreich. *)

Ihr geht in rechtlichen Kampf, sonst stände ich nicht an eurer Spitze!" Diese Worte rief Erzherzog Karl in seinem denkwürdigen Armeebefehle vom 6. April 1809 seinen Wackeren zu.

Und wahrlich, wenn je ein Feldherr mit voller Berechtigung solches von sich sagen durfte, so war es dieser erlauchte Sohn des altehrwürdigen Kaiserhauses; denn in seinem thatenreichen, vielbewegten Leben, sei es nun auf dem Felde der Ehre oder in der bescheidenen Thätigkeit des Friedens fand man ihn, den echten Ritter ohne Furcht und Tadel, stets auf der Seite des Rechtes!

Was immer auch Pygmäen- und Gelehrtendünkel an dem Ruhme des Erzherzogs zu mäkeln versuchten — seine glänzende Heldengestalt ragt hünenhaft und leuchtend aus der Sturm- und Drangperiode zu Anfang dieses Jahrhunderts empor und unvertilgbar knüpft sich an seinen Namen die Erinnerung an die Morgenröthe der Befreiung Europas von dem großen corsischen Eroberer! — „**Karl**" und „**Aspern**" sind mit goldenen Lettern nicht nur in die Tafeln der Weltgeschichte, sondern auch in die Herzen des Volkes eingegraben!

Erzherzog Karl Ludwig Johann Josef Laurenz wurde am 5. September 1771 als dritter Sohn des Großherzogs Peter Leopold von Toscana, nachmaligem Kaiser Leopold II. und Maria Ludovicas, Tochter des Königs Karl III. von Spanien, zu Florenz geboren.

Die Tugenden der Eltern, deren schönes Familienleben, die kunstliebende, aber eitlen Prunk und steifes Ceremoniel verbannende Hofhaltung zu Florenz bildeten den ersten Hintergrund zu Erzherzog Karls Erziehung. Des Vaters Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, dessen besonders ausgeprägter Schönheitssinn vererbten sich auf den Sohn; Leopold nahm lebhaftes Interesse an der Erziehung seiner Kinder; er entwarf selbst den Erziehungsplan, der darauf berechnet war, dass sie zu selbständigen Charakteren heranreiften; unter den Kenntnissen, welchen ein hervorragender Platz eingeräumt wurde, war Menschenkenntnis als eine der wichtigsten bezeichnet. Seine Kinder sollten „zu vollkommenen Menschen erzogen werden, Prinzen wären sie schon," sagte er.*)

Seine Söhne, also auch Erzherzog Karl, wurden unter der Oberleitung eines trefflichen Mannes, des k. k. Generals Grafen Manfredini erzogen; Erzieher war der nachmalige General Graf Spannocchi, später beeinflusste den Bildungsgang des Erzherzogs ein würdiger verdienstvoller Mann, der nachmalige Erzbischof von Wien, Anton Graf Hohenwart, und die den Wienern unvergessliche Erzherzogin Maria Christine.

Erzherzog Karl war in den ersten Kinderjahren kränklich und schüchtern, bald jedoch wich dieses schüchterne Wesen liebenswürdiger Offenheit, gepaart mit großer Bescheidenheit, die fortan einen Grundzug seines Charakters bildeten. Der Erzherzog fasste rasch und leicht auf und beurkundete einen lebhaften Hang zum Studium, gleichwie sich schon im Knaben die Vorliebe für kriegerisches Wesen bei jeder Gelegenheit äußerte. **)

Die zu Florenz 1799 erschienenen Memorie istoriche 2c., erzählen, dass derselbe schon im Knabenalter den Polybius, Tacitus und den C. J. Cäsar im Urtexte las. Die Lectüre der römischen Militärschriftsteller, Mathematik und Kriegsgeschichte waren seine Lieblingsstudien.

Nach dem am 20. Februar 1790 erfolgten Tode Kaiser Josef II. bestieg Großherzog Peter Leopold als Leopold II. den Kaiserthron. Der Kaiser kam am 12. März, Erzherzog Karl mit seinen Brüdern am 13. Mai in Wien an; im October desselben Jahres reiste der Erzherzog nach Brüssel zur Generalstatthalterin Erzherzogin Maria Christine und ihrem Gemahl dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, welche ihn adoptiert hatten. Belgien war damals bekanntlich von Parteikämpfen durchtobt; auf Beschluss der gemäßigten Partei

*) V. E. I. 510—18, 534—37, 549—64, 605—18, 911—18, 923. — II. 588, 595, 599—601, 604—607, 623, 625, 628, 631, 646—62, 794—97.

*) Dupaty: Lettres sur l'Italie en 1785.
**) Siehe I. Theil Seite 857.

der zu Brüssel versammelten Generalstaaten wurde Erzherzog Karl zum Erbgroßherzog von Belgien erklärt; die Convention von Haag vereitelte die Ausführung dieses Beschlusses; Belgien war beruhigt, Karl blieb am Hofe des Generalstatthalters und setzte seine militärischen Studien fort, welche er schon in Wien unter Leitung des Ingenieur-Obersten Johann d'Arnal, des Majors Sebastian von Maillard und des Obersten Mack betrieben hatte, außerdem wurde er in den Staatsgeschäften ausgebildet, indem er stets den Ministerconferenzen jener bewegten Zeit beiwohnte.

Am 1. März 1792 starb auch Kaiser Leopold II. eines allzufrühen Todes; Erzherzog Karl eilte sofort nach Wien, um seine Mutter zu trösten; auch diese wurde ihm schon am 15. Mai desselben Jahres durch den Tod entrissen.

Während dieses Aufenthaltes in Wien setzte Erzherzog Karl, damals schon General, seine kriegswissenschaftlichen Studien mit Oberst von Lindenau eifrig fort.*)

Nach dem Tode der Kaiserin kehrte Erzherzog Karl nach Belgien zurück, welches durch das Vordringen der französischen Revolutions-Armee bald in harte Bedrängnis kam. Schon bei den ersten drohenden Anzeichen eines Krieges hatte Erzherzog Karl seinen Bruder, den nunmehrigen Kaiser Franz II. gebeten, ihm ein Regiment anzuvertrauen, doch zögerte der Kaiser, diesen Wunsch zu erfüllen, da er für die zarte Gesundheit des Erzherzogs fürchtete; gleichwohl wohnte der letztere an der Seite seines Oheims, des Herzogs Albert, allen Unternehmungen des Feldzuges 1792 als sachkundiger Beobachter bei; in der Schlacht bei Jemappes (6. November) jedoch, welche das Schicksal Belgiens vorläufig entschied, und wo Österreichs Soldaten, die Ehre rettend, der Übermacht weichen mussten, stand Erzherzog Karl zum erstenmale an der Spitze einer Brigade.**)

*) B. E. I. 909.

**) Über das hervorragende Benehmen des Erzherzogs in dieser Schlacht und über seine erfolgreiche Thätigkeit an der Seite seiner Adoptiv-Mutter Erzherzogin Maria Christine in Belgien enthält das vortreffliche Quellenwerk „Zwei Jahre belgischer Geschichte 1791—92", herausgegeben vom Hofrath Ritter von Zeißberg im CXXIV. Band der Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien ebenso wichtige, als interessante Daten, von denen viele darin zum erstenmale zur Veröffentlichung gelangten. A. d. H.

In der Nacht vom 8. auf den 9. November 1792 verließ die Erzherzogin Christine mit Erzherzog Karl und dem Gouvernement, Brüssel, — Belgien war verloren; Erzherzog Karls Feldherrntalent aber war dazu ausersehen, es im künftigen Jahre dem Feinde wieder zu entreißen. Aldenhoven, Mastricht, Tongern, Tirlemont, Neerwinden bezeichnen die Siegestage des Jahres 1793, welche des Erzherzogs Feldherrnruf begründeten; namentlich der Tag von Neerwinden — 18. März — ward durch sein rechtzeitiges Eingreifen zu Gunsten der Österreicher entschieden. Reichsfeldmarschall, Prinz Josias von Sachsen-Coburg überreichte ihm am 2. April im Namen des Kaisers und angesichts der tapferen Armee das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens, auch wurde er zum Generalstatthalter der österreichischen Niederlande ernannt. Im Laufe desselben Jahres wurde der Erzherzog auch Feldmarschall-Lieutenant.

Die traurigen politischen Verhältnisse zu Beginn des Jahres 1794 veranlassten den Erzherzog Karl, Ende März zu einer kurzen Reise nach Wien, um dorthin Vorschläge zu einem kühnen Vordringen der verbündeten Armeen nach Paris — er rechnete auf die energische Mithilfe Preußens — zu überbringen.

Seine Vorschläge drangen jedoch in Wien nicht durch, dagegen wurde der Kaiser zur ungesäumten Abreise nach den Niederlanden bewogen (2. April) und die Eröffnung der Offensive mit dem Angriffe auf Landrecies beschlossen.

Am 16. April hielt der Kaiser zwischen Montay und Forest Heerschau, am 17. wurden die feindlichen Stellungen zwischen Bouchain und Landrecies angegriffen und genommen. Der Erzherzog wurde auf dem Schlachtfelde zum Feldzeugmeister ernannt. — In Ausnützung des Sieges vom 17. geschah die Einschließung von Landrecies auf beiden Ufern der Sambre, am 26. erfochten die Alliierten den Sieg bei Cateau,*) wo Erzherzog Karl den linken Flügel befehligte; am 30. capitulierte Landrecies.

Noch einmal in diesem Jahre lächelte das Glück den kaiserlichen Waffen, bei Tournay am 22. Mai, wo Erzherzog Karl den linken Flügel befehligte; am 26. Juni in der

*) B. E. I. 499.

Schlacht bei Fleurus, welches der Erzherzog gegen Mittag mit dem Centrum erstürmte, vermag sein zäher Muth, sowie sein Einspruch gegen den Rückzugsbefehl nicht durchzudringen, weil Prinz Coburg, nach Erhalt der Nachricht, dass Charleroi — um dessen Entsatz es sich handelte — in den Händen des Feindes sei, ein weiteres Blutvergießen für zwecklos erklärte. — Rasch drängten sich nun die Ereignisse, die Niederlande mussten geräumt werden. Bald nach der Schlacht von Fleurus wurde Erzherzog Karl zur Armee am Oberrhein versetzt und begab sich, als diese die Winterquartiere bezog, nach Wien, wo er ohne militärische Anstellung auch während des ganzen Jahres 1795 und bis zum Februar 1796 verblieb, da seine angegriffene Gesundheit dringend der Erholung bedurfte. Doch suchte und fand sein reger Geist rastlose Beschäftigung, indem er mit Oberst von Lindenau eingehende kriegswissenschaftliche Studien machte.

Am 21. Februar 1796 übertrug Kaiser Franz dem Erzherzog Karl das durch Clerfayt's Rücktritt erledigte Commando der Armee am Niederrhein und am 20. April wurde Karl über Antrag des deutschen Reichstages (vom 5. April) zum Reichs-General-Feldmarschall ernannt. Der Erzherzog hatte die ihm in seinem 25. Lebensjahre gewordene schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, der „Schild Österreichs und Deutschlands" zu sein, wohl erkannt; das allgemeinste Vertrauen wurde ihm entgegengebracht; wie sehr er es rechtfertigte, lehrt die Geschichte, bezeugen zahllose, aus tiefster Volksbrust stammende Heldenlieder.

Gegen Ende Mai wurde den Franzosen der Waffenstillstand gekündigt, da man in Wien, der Ansicht des Erzherzogs Karl und des Feldmarschalls Wurmser entgegen, die Ergreifung der Offensive beschlossen hatte; doch schon am 31. desselben Monats traf von Wien der Befehl ein, 22.000 Mann der Rheinarmee nach Italien zu senden, wo die österreichischen Waffen unglücklich gegen den General Bonaparte fochten. Hiedurch wurde man genöthigt, den geplanten Offensivstoß aufzugeben und eine Defensivstellung am linken Rheinufer zu beziehen. Bald jedoch musste die nunmehr schwächere Rheinarmee, dem Ansturme des Feindes nachgebend, sich auf das rechte Rheinufer zurückziehen; die Entscheidung sollte zwischen den Flüssen Sieg und Lahn fallen; am 15. Juni siegte der Erzherzog bei Wetzlar über Jourdan, am 19. bei Uckerath über Kleber, wandte sich dann auf die am 26. Juni erhaltene Nachricht, dass Moreau am 24. bei Kehl den Flussübergang über den Rhein bewerkstelligt hatte, an den Oberrhein und lieferte den Franzosen am 9. Juli das Gefecht bei Malsch. — Die Nachrichten, welche im Hauptquartiere von der gegen Jourdan operierenden Armee des Feldzeugmeisters Wartensleben eingetroffen waren, bewogen den Erzherzog zu einer entscheidenden Handlung; er fasste nämlich den Entschluss, den Feind durch einen raschen Angriff zurückzuwerfen und dann ungesäumt die Vereinigung mit Wartensleben, der sich, von Jourdan gedrängt, bis Amberg zurückgezogen hatte, anzustreben, um Böhmen vor einer feindlichen Invasion zu retten.

Nach dem, wegen Erschöpfung beider Gegner unentschiedenen Gefecht bei Neresheim am 11. August, überschritt Erzherzog Karl die Donau bei Donauwörth am 13., vereinigte sich mit FML. Hotze, führte die glücklichen Gefechte bei Teiningen und Neumarkt (22.) und zwang Jourdan am 24. August zum Rückzuge nach Schweinfurth; die Ober-Pfalz war vom Feinde gesäubert. Wer diese Feldzugsepisode an der Hand der nöthigen Behelfe studiert, muss den geradezu genialen Entwurf des Erzherzogs ebenso anerkennen, wie die rasche und gelungene Ausführung desselben.

Unaufhaltsam folgte Erzherzog Karl dem Feinde nach, ihn von seiner natürlichen Rückzugslinie abdrängend. Am 3. September bei Würzburg, wo dieser jugendliche Prinz und der greise Wartensleben an der Spitze der Reiterei halb schwimmend, halb watend den Main durchschritten, wurde Jourdan's Armee bis hinter das Defilé von Arnstein geworfen, das Castell von Würzburg musste capitulieren und am 8. sah sich der französische General Marceau gezwungen, die Blockade von Mainz aufzuheben.

In einer Reihe von siegreichen Gefechten, so am 16. und 17. September bei Dietz und Limburg, am 19. bei Altenkirchen drängt Erzherzog Karl Jourdan über den Rhein; letzterer legt sein Commando nieder. Darauf wendet sich der Erzherzog gegen Moreau.

Als Erzherzog Karl, welcher mit seiner Armee, nebenbei bemerkt, vom 13. August bis 9. September in 16 Märschen circa



Erzherzog Karl empfängt das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens.
Nach einem Aquarell von P. J. N. Geiger.

380 *km* zurückgelegt hatte, Mitte October Gewissheit über die Marschrichtung Moreau's erhielt, beschloss er, diesem den Weg gegen Kehl zu verlegen. Am 19. October warf er Moreau bei Emmerdingen entscheidend zurück, vertrieb ihn ferner am 24. October aus der Stellung bei Schlingen und zwang ihn am 25. und 26. bei Hüningen über den Rhein zurückzugehen.

So besiegte Erzherzog Karl zwei der tüchtigsten französischen Heerführer.

Unbegrenzt war die allgemeine Dankbarkeit und Verehrung für ihn; am 13. September empfieng er ein Dankschreiben der Stände Böhmens für die Rettung des Landes vor der feindlichen Invasion; am 21. October erläßt die deutsche Reichsversammlung ein solches für die großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, am 31. October wählt ihn die Universität zu Freiburg im Breisgau zum beständigen Rector magnificus.*)

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, dass die beste wahrhaft classisch geschriebene Darstellung des Feldzugs 1796 in Deutschland, Erzherzog Karls Werk: „Grundsätze der Strategie," Wien, 1819, enthält.

Nachdem der Winter herannahte, war Erzherzog Karl bedacht, seiner braven Armee Ruhe zu verschaffen. Da nunmehr Moreau ihm noch anfangs November einen Waffenstillstand antrug, welchem zufolge der Rhein die Scheidelinie beider Armeen bilden, Kehl jedoch in den Händen der Franzosen bleiben sollte, glaubte er die Annahme von Moreau's Antrag deshalb in Wien empfehlen zu müssen, um einen Theil der sieggewohnten Rheintruppen nach Italien senden zu können, und durch den Entsatz Mantuas die den österreichischen Erblanden von Süden her durch Bonaparte drohende Invasion abzuhalten.

Der Antrag wurde jedoch nicht genehmigt, sondern befohlen, sich Kehl's um jeden Preis zu bemächtigen; Karl gehorchte, zwang Kehl am 10. Januar, die Besatzung des Brückenkopfs von Hüningen am 5. Februar 1797 zur Capitulation, — die von ihm befürchtete Katastrophe im Süden aber brach über Österreich herein. Noch hoffte man aber, sie durch die Berufung des sieggewohnten Erzherzogs nach Italien abzuwenden, der sich über erhaltenen Befehl am 3. Februar 1797 dorthin begab, um das Obercommando der in diesem Lande stehenden Armee zu übernehmen. Nachdem er sich jedoch von dem traurigen Zustande derselben überzeugt hatte, eilte er nach Wien, um Vollmachten und Verstärkungen zu erlangen; am 4. März langte er in Udine an und suchte sein Heer zu reorganisieren; doch schon am 16. überschreitet Bonaparte den Tagliamento; mit nur 18.000 Mann 80.000 gegenüber vermochte unser Held wohl nichts anderes zu thun, als tapfer kämpfend, den allgemeinen Rückzug gegen Tarvis, und nach dem ehrenvollen, aber unglücklichen Treffen dortselbst am 21. März, wobei er persönlich in höchster Gefahr schwebte, weiter nach Innerösterreich anzutreten. Am 27. vereinigten sich die Reste der österreichische Armee — nur mehr 14.000 Mann stark — bei Klagenfurt, und setzten den Rückzug gegen Leoben fort, wohin ihnen am 5. April schon der feindliche Vortrab folgte.

Trotzdem aus allen Theilen der Monarchie tausende von freiwilligen Streitern in glühender Vaterlandsliebe heraneilten, um sich der drohenden Gefahr entgegenzustemmen, sah man es dennoch als vortheilhafter an, den von Bonaparte angebotenen Präliminarfrieden von Leoben (18. April) anzunehmen und gleichzeitige Berichte schreiben es insbesondere einer klaren und offenherziger Schilderung der wahren Lage der Monarchie durch Erzherzog Karl zu, dass Kaiser Franz der durch den Minister Graf Lazansky vertretenen Friedenspartei Gehör schenkte.*)

Im Laufe des Sommers fand Erzherzog Karl kein Feld zu besonderer Thätigkeit mehr; am 11. November 1797 erfolgte seine Ernennung zum Generalcapitän von Böhmen.

Am 24. Juni 1798 entriss ihm der Tod seine Adoptivmutter Erzherzogin Maria Christine. Im October wurde er zum Commandanten der Armee in Deutschland ernannt und reiste am 2. November dorthin ab. Eine neue Coalition erhebt sich gegen Frankreich. Am 1. und 2. März 1799 überschreiten die Franzosen unter Jourdan bei Kehl und Basel den Rhein; am 4. März die Reichsarmee unter Erzherzog Karl bei Friedberg und Augsburg den Lech. Ersterer

*) Siehe S. 229.

*) Siehe Beiträge zur Charakteristik Josef II., Leopold II., Franz II. Paris VIII. Jahr der Republik S. 365. A. d. H.

war über Stockach gegen Osterach vorgedrungen; um ihn nun zu verhindern sich, in der Stellung bei Osterach festzusetzen, beschloss Erzherzog Karl, der mittlerweile bis Saulgau marschiert war, am 20. anzugreifen, warf an diesem Tage den Gegner bis Stockach zurück und erfocht dort am 25. März einen glänzenden Sieg; die Franzosen zogen sich über den Rhein zurück. Mitte Mai, fast zwei Monate nach dem Tage von Stockach, erhält der Erzherzog erst die Erlaubnis, in die Schweiz einzurücken, um die unter Masséna dort eingedrungene französische Armee zu bekämpfen; er überschreitet am 20. und 21. Mai den Rhein bei Schaffhausen und Stein, vereinigt sich am 27. mit Hotze, der aus Vorarlberg kommt, bei Winterthur und verdrängt am 4. und 5. Juni Masséna aus seiner festen Stellung bei Zürich; nun folgt eine zweimonatliche unfreiwillige Waffenruhe, denn den Erzherzog Karl fesselten aus Wien erhaltene Weisungen, sein Gegner aber fühlte sich nicht stark genug, die Offensive zu ergreifen; ein Versuch des Erzherzogs, den Feind am 16. August in seiner festen Stellung an der Aar anzugreifen, musste wegen Mangel an Feldbrückenmateriale aufgegeben werden.

Politische Gründe gaben die Veranlassung, dass die Operationen in der Schweiz von nun an einer russischen Armee überlassen werden mussten, Erzherzog Karl mit seinem Heere aber an den Rhein berufen wurde.

Die erste Folge seines Erscheinens dortselbst war die Aufhebung der Belagerung von Philippsburg, sowie die Erstürmung von Mannheim am 18. September. Um dem in der Schweiz operierenden russischen Heere näher zu sein, nimmt Erzherzog Karl anfangs October sein Hauptquartier in Donaueschingen. Am 7. December hebt er den vom General Graf Sztáray am 4. mit dem französischen General Lecourbe abgeschlossenen Waffenstillstand auf und zwingt dadurch die Franzosen zum Rückzug über den Rhein.

Am 17. März 1800 schied Erzherzog Karl, gezwungen durch Kränklichkeit, von seiner Armee, die er von Sieg zu Sieg geführt hatte.*) In ergreifenden Worten nimmt er Abschied von seinen Soldaten, die ihn als Vater und Wohlthäter verehrten, da er zu würdigen wusste, was es heißt, Soldat zu sein; er sah beim Scheiden „ein weinend Heer!" Erzherzog Karl zog sich nach Prag zurück; doch er sollte die erhoffte Rast — Österreich den so nöthigen Frieden nicht finden.

So glänzend sich die Verhältnisse auf dem italienischen Kriegsschauplatze im Frühjahre anfangs für Österreich anließen, auf dem deutschen fehlte Karls Heldengeist und Feldherrntalent; bald war ganz Süddeutschland in den Händen der Franzosen und auch in Italien hatte sich bei Marengo, 14. Juni 1800, das Glück von Österreichs Doppelaar abgewandt.

In dieser Bedrängnis wetteiferten Alle in Österreich und Ungarn zur Rettung des Vaterlandes sich zu rüsten; Erzherzog Karl bildete in Böhmen eine Freiwilligenschar; auf seinen zündenden Ruf strömten binnen 3 Monaten mehr als 25.000 Mann Freiwillige zu der böhmisch-mährisch-schlesischen Legion, welche seinen Namen trug und in 20 Bataillone abgetheilt wurde. 638 Akademiker der hohen Schule zu Prag bildeten das Leibbataillon des allverehrten Erzherzogs, in welches auch der Rector magnificus als Compagnie-Commandant eintrat. Durch den Friedensschluss zu Lunéville gelangte das Bataillon nicht mehr in kriegerische Verwendung, doch genoss es die Auszeichnung, dass Kaiser Franz sich zu seiner Besichtigung nach Budweis begab, wobei Erzherzog Karl die Uniform des Bataillons trug.

Im October wollte man ihm das Commando der Armee in Deutschland wieder übertragen, allein seine Krankheit vereitelte die Übernahme. Da fiel am 3. December der schwere Schlag bei Hohenlinden, wo Moreau die Österreicher unter dem jugendlichen Erzherzog Johann besiegte; nunmehr dachte unser Held nicht mehr an Krankheit, auch nicht an die Schwierigkeit der Aufgabe, ein geschlagenes Heer zum Siege führen zu sollen, sondern eilte nach Kremsmünster und übernahm am 19. December das Armeeobercommando. Mit nas-

*) König Gustav IV. von Schweden ließ als deutscher Reichsstand (Herzog von Pommern) am 18. Mai 1801 dem deutschen Reichstage die Errichtung eines colossalen Denkmals für Erzherzog Karl, den Retter Deutschlands, beantragen. Dieser Vorschlag wurde angenommen; der Erzherzog aber lehnte in seiner Bescheidenheit diese seltene Auszeichnung ab. Im folgenden Jahre aber wurde ihm auf einer Lechinsel bei Augsburg ein würdiges Denkmal mit der Aufschrift: „Dem Retter Deutschlands von einigen Deutschen" gesetzt. Siehe Duller's „Erzherzog Karl." A. d. H.

sem Auge begrüßte er die Trümmer einer Armee, welche er vor wenigen Monaten in einer Verfassung verlassen hatte, die den Sieg verbürgte.

Da konnte selbst ein Karl nicht mehr helfen, dringend rieth er zum Frieden, welcher auch durch den Waffenstillstand zu Steyr am 25. December eingeleitet wurde; Moreau gieng denselben nicht ungerne ein, denn er war selbst nicht ohne Besorgnisse. Der Friede zu Lunéville folgte bald darauf.

Am 9. Jänner 1801 wurde Erzherzog Karl zum k. k. Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt, sowie mit der obersten Leitung des gesammten Kriegs- und Marinewesens betraut.*) In diesem und den nun folgenden Jahren bis 1805 widmete sich der Erzherzog mit voller Hingebung der besseren Organisation der Wehrkraft in ihrem gesammten Umfange; er entwickelte eine geradezu erstaunliche Thätigkeit und eine bis ins Detail gehende genaue Kenntnis der bestehenden Übelstände und ihrer Ursachen.

Von den Arbeiten und Verfügungen des Erzherzogs führen wir nur an: die Reorganisation der gesammten Heeresleitung, die Abschaffung des lebenslänglichen Kriegsdienstes, hingegen Einführung einer bestimmten Dienstzeit, wobei dem Erzherzog sogar die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorschwebte; die Organisierung der Landesvertheidigung in Tirol, die Regelung des Militärgerichtswesens, die Verfassung neuer Exercier- und Dienstreglements**) für das k. k. Heer, Schaffung des Kriegs-Archives, einer Kriegsbibliothek und eines Kartendépôts, Minderung der Vielschreiberei, Abkürzung des Dienstganges im Verkehr der Behörden,***) Regelung des Rechnungs-, Verpflegs- und Bemontierungswesens u. s. w., endlich noch die Abschaffung des Zopftragens.

Auf die Hebung des guten Geistes in der Armee richtete der Erzherzog sein Hauptaugenmerk, er sagte:

„Wenn die Armee gekleidet, genährt und auch gut exerciert ist, so läßt sich deshalb noch kein Sieg versprechen, man muss vor allem auch unausgesetzt auf den militärischen Geist hinarbeiten, wenn sie mit Gewissheit siegen soll“ und weiters an anderer Stelle: „Die Bildung des Soldaten soll die Entwicklung seiner natürlichen Kräfte, die Erleichterung seiner Bewegungen und die Geschicklichkeit, die Waffen zu führen, zum Ziele haben. Dieses Ziel darf man nicht aus den Augen verlieren, und alles, was solches hinausrückt und schwieriger macht, ist verwerflich.“ Derart bekämpfte der Erzherzog das alte Drill- und Automatensystem und sorgte für eine kriegsgemäßere Ausbildung des Heeres.

Im Sommer des Jahres 1805 trübte sich der politische Horizont wieder in gefahrdrohender Weise; die Lage war so hochgradig gespannt, dass ein kaiserliches Rescript erklärte: „Österreich und Russland wollen durch ihre Rüstungen nur einem Zustande ein Ende machen, der verderblicher als Krieg sei!“

Bonaparte war 1804 unter dem Namen Napoleon I. französischer Kaiser geworden und bedrohte die alten Mächte mit Krieg. Als sich diese nun selbst dazu rüsteten, sandte er seine, ursprünglich gegen England aufgestellte Armee gegen Deutschland; das Verhängnis brach über dieses und Österreich herein; die unselige Capitulation Macks am 17. October bei Ulm, die verlorene Schlacht bei Austerlitz am 2. December riss alles aus den Fugen.

Die Siege des Erzherzogs Karl — der am 1. September zum Armeecommandanten in Italien ernannt worden war — über Masséna in den Gefechten bei Strà, Vago 2c. und der schöne offensive Rückschlag am 30. und 31. October in der Schlacht bei Caldiero, wodurch Masséna auf Verona zurückgeworfen wurde, vermochten das Unglück der kaiserlichen Waffen in Deutschland und Österreich nicht abzuwenden; der Erzherzog musste sich mit seiner Armee über Görz, Laibach, Pettau nach Körmend in Ungarn zurückziehen. Am 26. November vereinigte er sich bei Marburg mit dem Corps des Erzherzogs Johann, welcher Tirol hatte räumen

*) Mit der Ernennung des Erzherzogs zum Kriegs- und Marine-Minister trat für die aus dem venetianischen Dienste eben übernommene, in verrottetem Zustande befindliche k. k. Kriegs-Marine eine bessere Zeit ein. Durch seinen mit dem Seewesen vollkommen vertrauten General-Adjutanten Grafen Crenneville über die mangelhafte Organisation derselben genau unterrichtet, wurde diese gänzlich umgestaltet und der Marine ein neuer, frischer Geist eingehaucht. (Siehe darüber Josef Ritter v. Lehnert: Geschichte der k. u. k. Kriegsmarine. II. Theil.)
A. d. H.

**) Siehe Seite 183.

***) Es gab damals in der „Hofkriegsbuchhalterei“ nicht weniger als 154.000 rückständige Rechnungen und 33.000 unerledigte Eingaben. Witwen und Waisen erhielten jahrelang keine Pension, vergebens drangen sie auf Rückgabe ihrer Cautionen.

müssen. Da kam die Unheilkunde von Austerlitz — 2. December — und drei Wochen später beendete der Friede zu Pressburg diesen unglücklichen Feldzug, der die österreichische Monarchie bedeutend verkleinert und sie bis in das innerste Mark erschüttert. Diese Lage verschlimmerte sich noch durch die Niederwerfung Preußens und so musste Kaiser Franz einen neuen Krieg Napoleons gegen Österreich als wahrscheinlich ansehen. Neben gründlichen inneren staatlichen Reformen galt daher die Stärkung der Wehrmacht als hauptsächliches Ziel, um einen solchen Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können.

Erzherzog Karl war schon am 10. Februar 1806 zum Generalissimus des österr. Heeres und zum Chef der Kriegsmacht mit unbeschränkten Vollmachten ernannt worden. Von da an bis zum Frühjahre von 1809 war er unausgesetzt thätig, das Heerwesen einer gründlichen Umbildung und Hebung zu unterziehen. Er verlieh der Infanterie größere Beweglichkeit, förderte das Unterrichts- und das Schießwesen, errichtete 1808 die Jägerbataillone und die Landwehren, reorganisierte die Artillerie, verwandte Sorgfalt auf die Veredlung der Pferdezucht, gab der Militärgrenze eine verbesserte Organisation und wandte sein Augenmerk der Reichsbefestigung zu.

Ein Hauptgewicht legte der Erzherzog auf eine gute taktische Durchbildung der Officiere und griff selbst zur Feder, um diesen Zweck zu fördern. Es entstammen dieser Epoche seine trefflichen Werke: „Grundzüge der höheren Kriegskunst für die Generale“ (1806) und „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde für die Officiere der österreichischen Armee“ (1806—1813 in Heften erschienen).

So war das Jahr 1809 herangerückt.*) Bevor wir jedoch zur Schilderung der ewig denkwürdig bleibenden Ereignisse desselben übergehen, müssen wir noch eines Vorfalles gedenken, der Karls glühende Vaterlandsliebe im hellsten Lichte strahlen läset. Von einer großen Partei in Spanien am 31. Mai als Enkel König Karl III. zum König von Spanien und Indien ausgerufen, lehnt er diesen verlockenden Antrag ab und zieht es vor, seine Kräfte dem Vaterlande zu erhalten.

Schon im Februar 1809 zeigte sich ein neuer Krieg gegen Napoleon als unvermeidlich und man rechnete dabei auf eine kräftige Mitwirkung der deutschen Staaten. Österreichs Fahnen sollten aber in dem bevorstehenden schweren Kampfe leider vereinsamt wehen, sie allein erschienen noch als das Symbol deutscher Ehre und Unabhängigkeit —; vergeblich waren alle Bemühungen der Diplomatie, die deutschen Mittelstaaten von dem ihnen allerdings aufgedrungenen Bündnisse mit Napoleon abwendig zu machen.

Trotzdem blieb die Stimmnng in Österreich eine gehobene. Kriegerischer Muth durchglühte seine Bewohner. Viele alte Leute eilten unter die Fahnen der Landwehren und des ungarischen Aufgebots. Die Völker waren zu jedem Opfer bereit, um das verhasste Joch der französischen Herrschaft abzuschütteln.

Erzherzog Karl wird am 20. Februar zum Oberfeldherrn ernannt, erläst am 8. April seinen berühmtesten Armeebefehl, der in ganz Österreich mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurde und überschreitet am 10. den Inn bei Mühlheim, Braunau und Schärding, am 16. nach dem siegreichen Gefechte bei Landshut gegen die Bayern, die Isar. Am 17. wurde gegen die Donau mit

*) Vergleiche Seite 39—54 den vortrefflichen Aufsatz des verstorbenen General-Majors Ritter von Haymerle: „Der Feldzug der Österreicher im Jahre 1809“, worin auch die Kämpfe des Erzherzogs Johann im Venezianischen und im Rückzuge nach Ungarn, sowie diejenigen der Tiroler ausführlich behandelt sind, während der schon vor Jahren geschriebene vorstehende Aufsatz sich ausschließlich nur mit dem Leben und Wirken des Erzherzogs Karl befasst.

Seit der Verfassung dieser Biographie sind die sich gegenseitig ergänzenden und berichtigenden Werke Eduard Wertheimer's: „Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts“ und Hans von Zwiedineck-Südenhorst's „Erzherzog Johann von Österreich im Feldzuge 1809“ erschienen, die viele neue Streiflichter und Daten über die Vorgeschichte des Feldzuges 1809, sowie über die Misshelligkeiten zwischen der am Wiener Kaiserhofe und in den höchsten Regierungskreisen sich lebhaft bekämpfenden Kriegs- und Friedenspartei bringen, in welche auch die durch ihre militärischen hohen Stellungen hervorragenden Brüder des Kaisers, die Erzherzoge Karl, Johann und Josef, sowie deren militärische Umgebung verwickelt wurden. Diese Reibungen, welche auch eine Änderung des ursprünglichen Operationsplanes und damit einen Wechsel des Generalstabs-Chefs des Erzherzogs Karl veranlassten, sind wohl die Hauptursachen des missglückten Beginnes des Feldzuges 1809 in Bayern und des unglücklichen Ausgangs der Schlacht bei Wagram. A. d. H.

der Absicht gerückt, sie zwischen Ingolstadt und Regensburg zu überschreiten. Mittlerweile war Napoleon selbst, auf die Nachricht, dass die Österreicher den Inn überschritten hatten, herbeigeeilt und am 17. in Donauwörth eingetroffen. Der Erzherzog gab daher den Donau-Übergang auf und beschloss gegen Regensburg zu marschieren, um das dort noch vereinzelt stehende Corps Davoust früher zu schlagen, als es seine Vereinigung mit dem noch bei Augsburg stehenden Masséna bewirken konnte. Am 19. hatte der linke Flügel der Österreicher mehrere Einzelngefechte zu bestehen, welche mit dem Namen Schlacht bei Thann und Hausen bezeichnet zu werden pflegen; das Corps Hiller's kam, durch Masséna aufgehalten, zu spät zur Hilfe herbei, und auch das Corps Jellačić konnte sich nicht mit dem Generalissimus vereinigen. Der Feind hatte seinen Zweck: Trennung des Gegners und die Vereinigung Davoust's mit den Bayern vollständig erreicht. Napoleon beschloss nun die Lücke zwischen dem linken österr. Flügel und den übrigen Heereskörpern zu erweitern, ersteren zu vernichten, Landshut zu besetzen, den Gegner in der Stellung an der unteren Isar einzuschließen und zu erdrücken und sich derart die Straße nach Wien freizumachen.

Die Armeecorps Erzherzogs Ludwig und Hiller wurden am 19. April bei Abensberg, am 20. bei Siegendorf und Kirchdorf, am 21. bei Landshut in verschiedenen Einzelngefechten geschlagen. Der Erzherzog-Generalissimus hatte inzwischen in seinem Hauptquartiere zu Egloffsheim nicht die geringste Nachricht von dem Missgeschicke seines linken Flügels, sondern hoffte noch immer, dass Hiller zu ihm stoßen werde. Er beschloss daher seine Corps zwischen Donau und Laber zu vereinigen, dort bestimmte Nachrichten über seinen linken Flügel abzuwarten und die Offensive wieder zu ergreifen.

Bei Ausführung seiner diesfalls gegebenen Dispositionen erfuhr er das Anrücken des Feindes; an diesem Tage, am 21. noch kam es zu den mit wechselndem Glücke geführten Gefechten bei Schirling und Leuchling, am 22. zur Schlacht bei Eckmühl.

Erzherzog Karl, obgleich nicht geschlagen, gewann die Überzeugung, dass eine Erneuerung des Kampfes am 23., gegen die französische Übermacht, mit der Donau im Rücken, nicht rathsam sei; er beschloss daher bei Regensburg auf das linke Donauufer überzugehen.

In der Nacht vom 22. auf den 23. April wurde bei Weichs unterhalb Regensburg eine Pontonbrücke geschlagen: um 8 Uhr morgens war sie fertig und es begann der Übergang über diese und die steinerne Brücke bei Regensburg unter dem Schutze der Truppen des 2. Corps, welches Regensburg besetzt hielt.

Da rückte der Feind an und es erhob sich ein blutiges Ringen; Napoleon ließ Regensburg in Brand schießen, gegen 7 Uhr abends erst gelang es den Franzosen einzudringen und bis spät in die Nacht währte ein mörderischer Straßenkampf. Das Vordringen des Feindes über die Donaubrücke wurde durch kräftiges Artilleriefeuer vom Dreifaltigkeitsberge aus verhindert. — Die österreichische Armee hatte ihren Übertritt auf das linke Donauufer in guter Ordnung, aber mit schweren Verlusten bewerkstelligt.

Erzherzog Karl zog sich nunmehr in der Absicht gegen Böhmen zurück, bei Linz die Vereinigung mit Hiller anzustreben, jedenfalls aber bei Wien wieder das rechte Donauufer zu gewinnen, um die Hauptstadt zu schützen, gegen die Napoleon in Eilmärschen vorrückte, unbekümmert darum, dass Hiller durch Reserven verstärkt ihm im Wege stand und der Erzherzog seine Rückzugslinie bedrohen konnte.

Die Absicht des Erzherzogs wurde nicht erreicht, da Wien am 12. Mai vom Erzherzog Maximilian geräumt und am 13. von den Franzosen besetzt wurde, ehe er noch zur Hilfe herbeieilen konnte.

Am 16. Mai hatte der Erzherzog über Böhmen Korneuburg erreicht und concentrierte sich bei Stammersdorf und Hagenbrunn, um von hier aus jedem Versuche Napoleons die Donau zu überschreiten, entgegentreten zu können.

Die Brücke Wien-Florisdorf war verbrannt worden.

Da Napoleon einsah, dass es für ihn von großer Wichtigkeit sei, noch vor der Ankunft der Armee des Erzherzogs am linken Donauufer festen Fuß zu fassen, so suchte er sich am 13. Mai der bei Jedlersee gelegenen Insel Schwarzlacke zu bemächtigen, um bei Nussdorf den Donauübergang bewerkstelligen zu können. Die heldenmüthige Bravour des 49. Infanterie-Regiments

vereitelte diesen Versuch. Napoleon beschloss daher den Übergang bei der, unterhalb Wien gelegenen Insel Lobau. Schon am 18. Mai läfst er eine Division Masséna's nach dieser Insel überschiffen; am 20. nachmittags waren 3 Kriegsbrücken fertig, worauf der Übertritt der französischen Armee in das Marchfeld sofort begann. Noch am 20. und am frühen Morgen des 21. Mai besetzte und befestigte der bereits übergegangene Theil derselben die Dörfer Aspern und Esslingen.

Als Erzherzog Karl die Capitulation von Wien erfahren hatte, beschloss er, seiner Armee am Fuße des Bisamberges einige Ruhetage zu gönnen; er nahm sein Hauptquartier in Großebersdorf und beschränkte sich auf die Beobachtung des Feindes, seine Vorpostenkette dehnte sich von der March bis gegen Krems aus.

Auf die Nachricht der Vorposten von den Vorgängen bei der Insel Lobau ließ der Erzherzog am 20. morgens eine scharfe Recognoscierung dahin unternehmen, welche ihm die Gewissheit verschaffte, dass Napoleon einen ernsten Angriff plane.

Des Erzherzogs Absicht war nicht, dem Feinde den Übergang zu wehren, er wollte ihn vielmehr im Augenblicke der Entwicklung nach Passierung des Défilés angreifen und in einer großen Entscheidungsschlacht über die ersten Donauarme auf die Lobau zurückwerfen, gleichzeitig aber durch Brander und andere Mittel seine Brücken über die große Donau zerstören.

Am Abende des 20. Mai erschien ein kurzer, allgemeine Begeisterung erweckender Armeebefehl: „Morgen ist Schlacht; das Schicksal der Monarchie hängt von ihr ab, ich werde meine Schuldigkeit thun und erwarte dasselbe von der Armee!“

Als der Morgen des 21. Mai — Pfingstsonntag — heranbrach, ließ der Erzherzog die Armee in zwei Treffen zwischen Gerasdorf, dem Bisamberge und dem Russbache aufmarschieren. Die Pfingstglocken läuten zum Hochamte, das Commando „zum Gebet“ ertönt, und brausende Hochrufe auf Österreich begrüßen den, die Reihen seiner Tapferen durchschreitenden Feldherrn.

Um 10 Uhr morgens wurden die Befehle zum Angriffe der Dörfer Aspern und Esslingen ertheilt; der Angriff hatte in 5 Colonnen zu geschehen, wovon 3 auf Aspern 2 auf Esslingen gerichtet wurden. Die Cavallerie-Reserve war zwischen der 3. und 4. Colonne eingetheilt, die Grenadier-Reserve stand hinter Gerasdorf.

Die Aufbruchsstunde aller 5 Colonnen war für 12 Uhr anberaumt; um diese Zeit hatte ein großer Theil des feindlichen Heeres den Übergang bewerkstelligt und war zwischen Aspern und Esslingen, welche die festen Flügelstützpunkte bildeten, in Schlachtordnung eingerückt. Bei Süßenbrunn grüßt Kaiser Franz seine vorbeimarschierenden Soldaten: „Seid brav, meine Kinder, Gott wird euch segnen,“ ruft er ihnen zu.

Ungefähr 105.000 Österreicher stehen 110.000 Franzosen gegenüber. *)

Mit namenloser Begeisterung und unerschütterlichem Muthe stürmten die 1., 2. und 3. Colonne wiederholt das Dorf Aspern, welches der Feind heldenmüthig vertheidigte; zehnmal wurde in das Dorf eingedrungen, zehnmal musste die Tapferen wieder weichen, endlich um 6 Uhr abends gelangte es in den Besitz der Österreicher. Mit der gleichen Heftigkeit rangen die 4. und 5. Colonne um Esslingen, doch waren an diesem Tage alle Anstrengungen der kaiserlichen Truppen, das Dorf in ihre Gewalt zu bekommen, ebenso vergeblich, als die wuchtigen Versuche Napoleons, mit schweren Cavalleriemassen das österreichische Centrum zu durchbrechen. Die einbrechende Nacht machte dem mörderischen Kampfe vorläufig ein Ende; die kaiserliche Armee lagerte in der Nacht 1500 Schritte vom Feinde entfernt in ihren Stellungen, letzteren in einem weiten Bogen umfassend.

Aller Unfälle, welche durch das Hochwasser und die Zerstörungsmaschinen der Österreicher die Donaubrücken betrafen, ungeachtet, setzten die Franzosen auch in der Nacht auf den 22. den Übergang fort und am Morgen waren alle feindlichen Streitkräfte, 80.000 Mann (bis auf die Reserven) in dem Raume zwischen Aspern und Esslingen concentriert.

Am 22. wurde die Schlacht schon um 2 Uhr morgens wieder aufgenommen; Masséna gelang es, den Österreichern Aspern wieder zu entreißen und es wiederholten sich nun-

*) Nach Generalmajor Adolf Edler von Horsetzky, „Kriegsgeschichtliche Übersicht der wichtigsten Feldzüge der letzten 100 Jahre“ Wien 1888.

mehr in rascher Aufeinanderfolge die wechselvollen Kämpfe sowohl um diesen Punkt wie um Esslingen.

Um 7 Uhr morgens erneuerte Napoleon den Versuch, durch einen großartigen Massenangriff mit 3 Infanterie-Divisionen und der gesammten Cavallerie das österreichische Centrum zu durchbrechen; schon begann die Infanterie des 2. Corps zu wanken, da ergriff Erzherzog Karl, wie ein wahrer Schlachtengott im gefährlichsten Augenblicke am rechten Orte erscheinend, die Fahne des 2. Bataillons vom Infanterie-Regimente Zach (Nr. 15) und todesmuthig folgten die Soldaten seinem begeisternden Zurufe und Beispiele; Anprall folgte auf Anprall — die geschlossenen Reihen der Österreicher waren jedoch nur eine Masse von Erz, nicht einen Zollbreit mehr wankend und weichend! — Da erhielt Napoleon um 8 Uhr morgens die Nachricht, dass seine Donaubrücke durch die von stromaufwärts abgesendeten Brander und sonstigen Zerstörungsmittel der österreichischen Pontonniere zerrissen und nur mit bedeutendem Aufwande von Zeit und Mitteln wieder herzustellen sei, wodurch die erwartete Reserve unter Davoust vorläufig auf dem rechten Ufer abgeschnitten — auch der Ersatz der bereits mangelnden Munition unmöglich wurde.

Napoleon beschloss nun, alle Offensivbewegungen aufzugeben und auf die Lobau zurückzugehen. Der Rückzug begann unter dem Schutze der beiden Dörfer Aspern und Esslingen um 10 Uhr vormittags. Sobald der Erzherzog das Weichen des Feindes bemerkte, ordnete er sofort die allgemeine Vorrückung und den erneuerten Sturm auf die beiden Dörfer an; 9mal wurde Aspern genommen und wieder verloren, endlich gegen Mittag gelangte es vollständig in den Besitz der Österreicher.

Der Kampf um Esslingen war wo möglich noch furchtbarer, denn bei Napoleon handelte es sich um die Rettung seiner Armee, die, hart bedrängt vom siegreichen Gegner, über eine schwache, noch dazu von den gegnerischen Zerstörungsmitteln unablässig bedrohte Pontonbrücke den Rückzug auf die Lobau auszuführen hatte; angesichts dieser Sachlage musste er um den Besitz der beiden Dörfer einen Kampf der Verzweiflung kämpfen.

Um die Mittagsstunde, nach der dauernden Besitznahme von Aspern, ordnete der Erzherzog einen erneuerten Sturm auf Esslingen an; fünfmal rannten unsere wackeren Grenadiere an, fünfmal wurden sie zurückgeschlagen; als sie sich nach kurzer Rast gegen Abend freiwillig zu nochmaligem Sturme meldeten, gab dies der Erzherzog nicht mehr zu, da der Feind ohnehin in vollstem Rückzuge war.

Napoleon rettete in der Nacht auf den 23. Mai seine Truppen auf die Lobau, um 3 Uhr morgens hatte seine Arrièregarde alle Punkte auf dem linken Donauufer, also auch Esslingen geräumt. — **Der bis dahin Unbesiegliche war besiegt!**

Am 23. Mai ertheilte der Erzherzog dem 4. und 6. Corps den Befehl, an den Flügeln der Aufstellungslinie der Armee den Stadler-Arm zu überschreiten, unvermuthet gegen die Donaubrücken vorzubrechen und den Rückzug des Feindes zu beunruhigen.

Zur Ausführung dieses Auftrages hätte es jedoch, bei dem damaligen hohen Wasserstande der Donau, einer bedeutend größeren Menge von Brückenmateriale bedurft, als dem Erzherzog zur Verfügung stand.

Wie aus den bezüglichen Dispositionen zu entnehmen ist, erhielt nur das 4. Corps 20 Pontons, das 6. gar kein Brückenmateriale, daher es auch den Stadlerarm nicht überschreiten konnte; aber auch das dem 4. Corps zugewiesene Materiale reichte nicht aus. Am 25. ließ der Erzherzog seine Armee vom Bisamberge bis Markgrafneusiedel Lager und Cantonnierungen beziehen.

Der Sieg von Aspern hat keine dauernde Früchte getragen, er konnte leider nicht ausgenützt werden; aber unverwelklich ist der Lorbeer den Österreichs Heer sich dort errungen.

„Ihr seid teufelsmäßig stark, Eure Armee wäre so gut wie die meinige, wenn ich sie commandierte", äußerte sich Napoleon zu General Bubna, und als später der König (Joachim Murat) von Neapel seine Verwunderung darüber aussprach, dass der Kaiser in den Jahren 1805 und 1809 Österreich nicht zerstückelt habe, sagte dieser unmuthig: „Schweigt! Ihr urtheilt wie der Blinde von den Farben; Ihr habt die Österreicher bei Aspern nicht gesehen!"

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass ein in unmittelbarer Folge des Sieges von Aspern unternommener Massenübergang der siegreichen



Erzherzog Karl in der Schlacht bei Stockach.
Nach einem Aquarell von P. N. Geiger.

Armee nach der Lobau, für das, auf der zum Theile überschwemmten Insel ohne jeder Unterstützung vom rechten Donauufer her zusammengedrängte französische Heer verderblich werden konnte.

Hiezu fehlte es aber, wie gesagt, vor allem anderen an Brückenmateriale; auch sonstige gewichtige Gründe veranlassten den Erzherzog, den Übergang auf das rechte Donauufer zu unterlassen. — Sei dem aber wie immer, diejenigen, welche die Ereignisse jener Tage studieren, mögen bedenken: „es ließe sich alles trefflich schlichten — könnte man die Sachen zweimal verrichten!“

Wir haben uns bei den denkwürdigen Tagen von Aspern länger aufgehalten, weil hauptsächlich sie es sind, die um des Erzherzogs Haupt eine unvergängliche Strahlenkrone gewoben haben, nunmehr jedoch nahen wir uns dem Schlusse unserer Skizze.

Dem Schlage von Aspern folgte eine sechswöchentliche Waffenruhe, welche beide Theile zur Stärkung ihrer Kraft benützten. Erzherzog Karl täuschte sich über die Absichten des Gegners nicht, er sah voraus, dass das Marchfeld abermals zum Schlachtfelde bestimmt sein werde und machte dieser Annahme entsprechende Vorbereitungen.

Napoleon verlegte am 1. Juli sein Hauptquartier auf die mittlerweile zu einem festen Platze umgestaltete Insel Lobau.

Am 5. und 6. Juli wurde die Schlacht bei Wagram geschlagen, 170.000 Franzosen standen 120.000 Österreichern gegenüber.

Varnhagen von Ense sagt von ihr: „Dem Feinde blieb das Schlachtfeld, allein der Sieg, den er gewann, war keine Niederlage der Österreicher, und alle Anstrengungen der Franzosen brachten die unwillig Weichenden nicht zur Verwirrung und Flucht.“

Ein mit 5 Infanterie- und 2 Cavallerie-Divisionen unternommener Durchbruchsversuch Napoleons scheiterte an dem Heldenmuthe der Österreicher, namentlich des Grenadiercorps; da jedoch die Umfassung des linken österreichischen Flügels durch Davoust nahezu gelungen, und die erwartete Verstärkung durch das von Pressburg anrückende Corps des Erzherzogs Johann noch nicht eingetroffen war, brach Erzherzog Karl um 1 Uhr nachmittags die Schlacht ab, und führte nunmehr einen äußerst geschickt eingeleiteten Rückzug nach Mähren aus, auf welchem noch am 10. und 11. Juli bei Znaim mit wechselndem Glücke gekämpft wurde; die Sonne neigte sich am 2. Schlachttage (11.) zum Untergange, als ein französischer Parlamentär die Ankunft des Marschall Berthier mit Waffenstillstandsanträgen ankündigte.

Diese wurden noch in der Nacht angenommen und schon am 12. Juli folgte der Friede von Schönbrunn.

Am 31. Juli verkündete der Armee ein Tagesbefehl die Trauerkunde, dass Erzherzog Karl wegen zunehmender Kränklichkeit den Oberbefehl niederlege.

Er gieng vorerst nach Teschen, nach dem Friedensschlusse aber nach Wien; seine ruhmvolle kriegerische Thätigkeit hatte ihr Ende erreicht, nicht aber seine treue Fürsorge für Österreichs Volk und Heer.

Nun begann die fruchtbarste Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Vorerst vollendete er die Bearbeitung seiner „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde &c.“ 1813 gab er das epochemachende Werk „Grundsätze der Strategie“ heraus, welches mehrfach in das Französische übersetzt wurde. Ein französischer Schriftsteller, M. de Montbel („Vie du duc de Reichstadt“) sagt von diesem Werke, „dass es nur von einem großen Feldherrn, dessen Talente durch reiche Erfahrung entfaltet wurden, geschrieben werden konnte; es ehrt auch des Erzherzogs Charakter: großmüthiger Schätzer fremden Verdienstes, zeigt er sich gegen niemanden strenger, als gegen sich selbst.“ 1819 erschien seine „Geschichte des Feldzuges von 1799;“ außerdem erschienen mehrere kleinere Aufsätze des Erzherzogs in der „österreichischen militärischen Zeitschrift,“ auch fanden sich in seinem Nachlasse noch wertvolle Arbeiten, von denen wir jene erwähnen, die „von dem Einflusse der Cultur auf die Kriegskunst“ handelt.

Welch' warmes Herz der Erzherzog für Wien und seine Bevölkerung hatte und welcher Scharfblick ihm auch für außerhalb der militärischen Sphäre liegende Dinge zu Gebote stand, mag aus dem Gutachten erhellen, welches er, in seiner Eigenschaft als Präsident der Minister-Conferenz am 8. März 1802, über die Maßnahmen zur Behebung der Unsicherheit, der Wohnungsnoth und Theuerung in Wien, endlich zur Verproviantierung der Haupt- und

Residenzstadt dem Kaiser vorlegte. *) Bezüglich der Wohnungsnoth wusste die „Hofcommission" dem Kaiser keinen besseren Rath zu geben, als ein provisorisches Verbot wider alle ferneren Zinserhöhungen zu erlassen. Erzherzog Karl trat dem entschieden entgegen: „Wohlfeilheit lässt sich nicht gebieten, nicht durch Strafgesetze erzwingen." „Förderung der Baulust, Zuweisung von Bauplätzen auf dem weiten Glacis, temporäre Steuerfreiheit für Neubauten," dies waren die Mittel, welche der weitausschauende Geist des Erzherzogs seinem kaiserlichen Bruder anrieth.

„Die Vermehrung des gesuchten Bedürfnisses durch weise und zweckmäßige Mittel zu fördern, ist Alles, was der Staat thun kann. Das übrige muss er den Privaten unter sich auszugleichen überlassen. Das „trop gouverner", das unzeitige Einmischen in die Angelegenheiten der Unterthanen ist eine Quelle unzähliger Übel." Für die Staatsbediensteten mit fixen Besoldungen und für die Pensionisten rieth er, billige Wohnungen in den großen, theilweise unbenutzten geistlichen Gebäuden zu schaffen. Für die Armen und Obdachlosen wollte er billige, zweckmäßig eingetheilte Massenquartiere erbauen.

Die klaren, von echt humanem und philosophischem Geiste durchwehten Berichte des Erzherzogs über den allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang der Monarchie, über den Verfall der Industrie in Böhmen, über den Mangel an Banken und Cassen, wodurch Gewerbetreibende und Grundbesitzer in die Hände von Wucherern getrieben werden, über die Unwissenheit und Bildungslosigkeit des Volkes, welche dem Erzherzog auf seinen Inspicierungsreisen auffiel, sind in hohem Grade interessant und zeugen von seinem scharfen Verständnisse für sociale Zustände nicht minder als von seinem warmen Herzen für das Volk.

Auch den schönen Künsten wandte Erzherzog Karl seine Gunst zu. Als er nach dem, am 10. Februar 1822 erfolgten Ableben des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, des Gründers der berühmten Sammlung „Die Albertina", zu dessen Erben eingesetzt worden war, machte er bedeutende Anstrengungen, um die übernommenen Kunstschätze zu erhalten und zu vermehren. Durch seine Anordnung ward ferner die Sammlung dem großen Publicum zugängig gemacht, die Eintheilung der Kupferstiche den Fortschritten der Kupferstichkunde angepasst und in Übereinstimmung gebracht, in der Anstellung des Malers und Radierers Franz von Rechberger ein vorzüglicher Custos gewonnen, eine namhafte Summe zum Ankaufe von Kunstblättern aus der gräflich Fries'schen Sammlung verwendet, so dass man Erzherzog Karl als den eigentlichen Neubegründer der Albertina betrachten kann, welche gegenwärtig im Besitze des Herrn Erzherzogs Albrecht, seines ruhmreichen ältesten Sohnes sich befindet, der ebenfalls in munificentester Weise bestrebt ist, im Sinne seines edlen Vaters, die Sammlung zu bereichern und unter der kundigen Leitung des Inspectors Schönbrunner ihrer allgemein nützlichen Bestimmung zu erhalten.

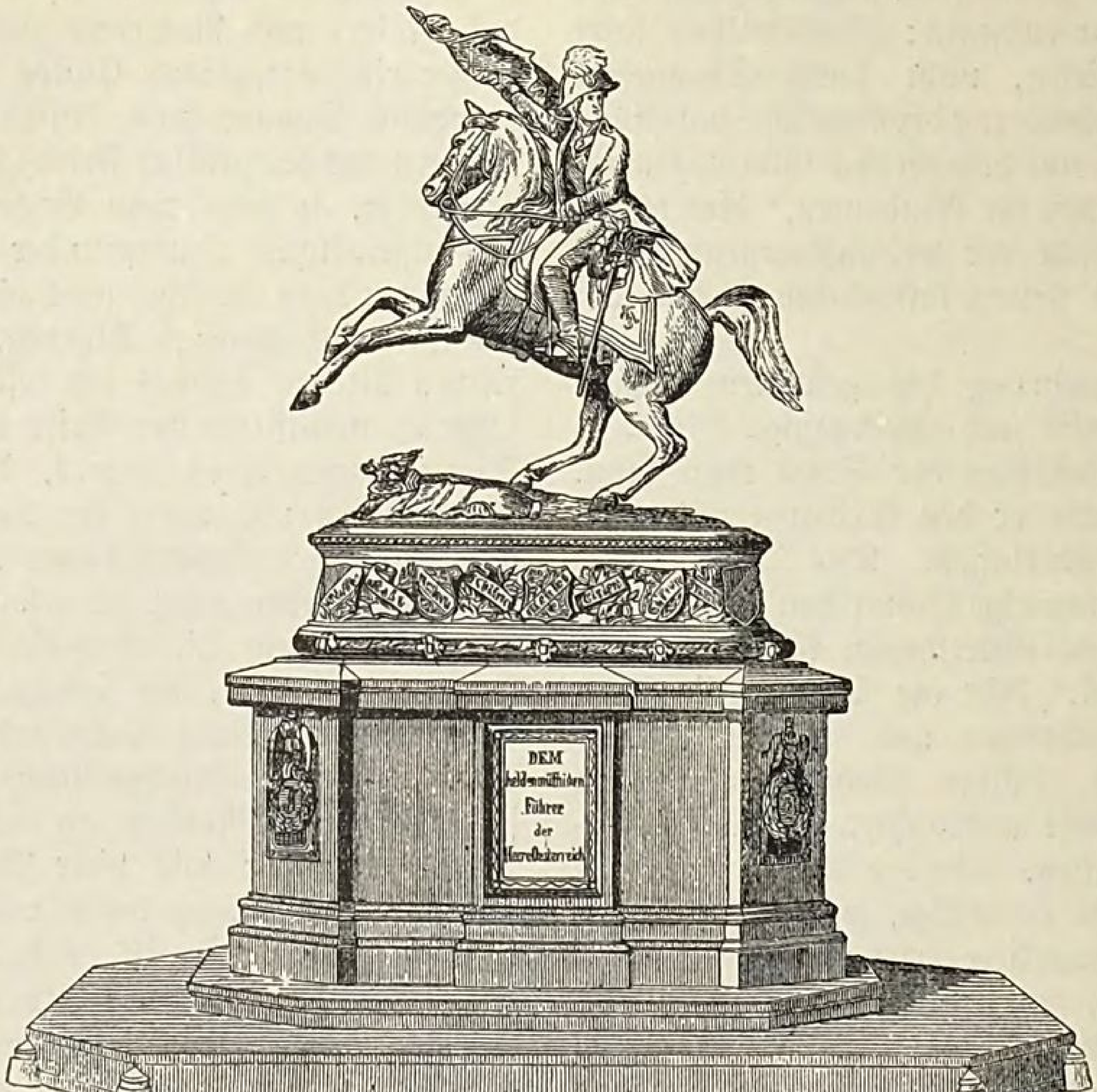
Zahllos sind die Beweise, wie Erzherzog Karl bestrebt war, die intellectuelle Bildung der Bewohner seines Vaterlandes zu fördern.

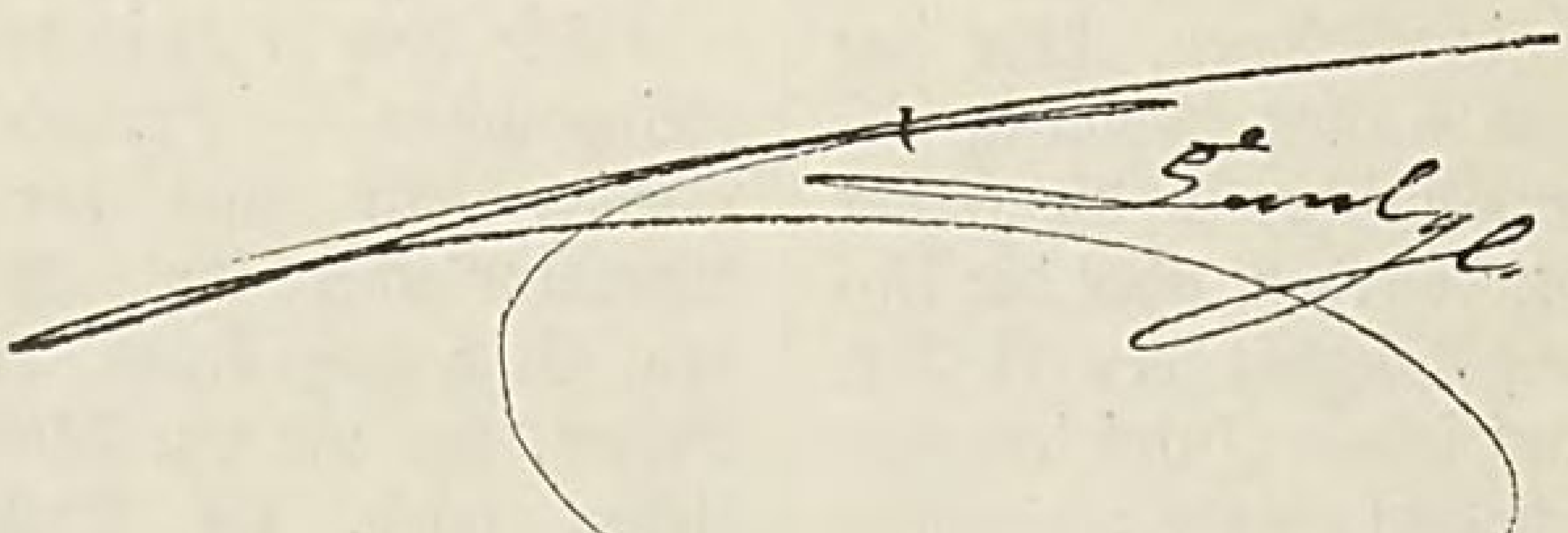
Die reiche weitausgreifende Thätigkeit dieses erlauchten Mannes zu schildern, würde Bände anfüllen; wie viele Merkmale seines Wirkens mögen auch heute noch in Archiven vergraben sein! So ist es beispielsweise gewiss, dass sich Erzherzog Karl auch für die, Wien heute so sehr beschäftigende Frage der Regulierung des Wienflusses, sowie für die Regulierung des Donaustromes interessierte.

Wie hoch geschätzt der Erzherzog bei seinen Zeitgenossen — Freund und Feind — war, ersehen wir aus der äußerst zahlreichen Literatur über ihn. Napoleon I. sagte über den Erzherzog eines Tages: „Hier ist ein Mann, der nie ein Wort des Tadels auf sich ziehen wird, der Erzherzog Karl. Dieser Mann hat einen Geist aus der Heldenzeit und ein Herz aus dem goldenen Zeitalter. Er ist ein tugendhafter Mensch; dieses Wort umfasst Alles, wenn es von einem Fürsten gesagt wird." Ein begeisterter Freund könnte kein schöneres Urtheil fällen, als sein großer Gegner. Die „Galerie des contemporains illustres" nennt den Erzherzog „den gewandtesten Kriegsmann, den größten Strategen, welchen Europa während einer 25jährigen Kriegs-Epoche uns (den Franzosen) entgegenzustellen hatte." Dr. E. L. Posselt entwirft in seinem Aufsatze: „Staatsgeschichte Europas vom Tractat von Amiens bis zum Wiederausbruche des

*) Mittheilungen der k. k. Kriegs-Archives, Jahrgang 1886, I. Seite 101; N. Fr. Presse Nr. 7722.

Krieges zwischen Frankreich und England" (Taschenbuch 1805, Tübingen) folgende schöne Charakterschilderung des Erzherzogs: „Prinz Karl verbindet die Eigenschaften eines großen





Erzherzog-Karl-Monument in Wien von A. Fernkorn.

Mannes mit einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit des Charakters. Als Feldherr zeigte er sich stets voll kalter Bedachtsamkeit in der Berechnung, voll schlauer Vorsicht in der Einleitung, voll kühnen Ungestümes in der Ausführung seiner Pläne; in mehreren Fällen errang er durch seine persönliche Tapferkeit den Sieg. — — Den Beschwerden strenger Witterung, ermüdender Märsche, den Nachtwachen trotzend, wie nur irgend ein Soldat in der Armee, überall zugegen, wo die Gefahr am größten ist, angebetet von den Officieren und Soldaten, scheint er ausschließlich zum Heerführer geboren. Kaum aber hat er sich vom Schlachtfelde entfernt, so verschwindet der General und man erblickt den menschenfreundlichen Fürsten, der mit durchdringendem Blick eine Monarchie überschaut, und das Elend, um es zu lindern, in verborgenen Winkeln aufsucht; den einsichtsvollen Staatsmann, der zugleich Herzensgüte genug hat, um das Gute ernstlich zu wollen, Menschenkenntnis genug, seine Untergeordneten klug zu wählen, und Charakter genug, um das, was er beschlossen

hat, gegen alles Entgegenstreben von Vorurtheilen, Herkommen, Familiengeist und Habsucht mit Festigkeit durchzusetzen."

Wir eilen zum Schlusse. Nach dem Wiener Congresse wird Erzherzog Karl (am 15. März 1815) zum Gouverneur von Mainz ernannt; am 17. September desselben Jahres führt er seine treffliche Gemahlin Henriette von Nassau heim, verliert sie jedoch schon nach nur 14jähriger glücklichster Ehe am 29. December 1829 durch den Tod, nachdem sie ihm 7 Kinder: die nachmalige Königin Maria Theresia beider Sicilien und die Erzherzogin Maria, dann die Erzherzoge Friedrich, Albrecht, Karl Ferdinand, den kurz nach der Taufe gestorbenen Erzherzog Rudolf und den Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Wilhelm geschenkt hatte. Die gediegene Erziehung und militärische Ausbildung der 4 Erzherzoge erfolgte unter dem unmittelbaren Einflusse des erlauchten Vaters durch hervorragende Männer, worunter der später so bekannt gewordene, als Charakter wie als Gelehrter und Soldat gleich achtbare Feldzeugmeister von Hauslab besonders erwähnt zu werden verdient. Im September 1830 findet zu Krems die 50jährige Jubelfeier des Erzherzogs Karl als Inhaber des 3. Infanterie-Regimentes statt. Im April 1843 wurde der 50. Jahrestag der Verleihung des Maria-Theresien-Ordens in großartiger Weise gefeiert. Kaiser Ferdinand I. überreichte, unter dem Jubel von ganz Wien, dem Erzherzog die Decoration dieses höchsten militärischen Ordens in Brillanten.

Am 1. Mai 1844 vermählte er seinen ältesten Sohn, Erzherzog Albrecht, den nachmaligen Helden von Custozza, mit der Prinzessin Hildegarde von Bayern.

Am 26. April 1847 erkrankt Erzherzog Karl an einer Rippenfellentzündung und beschließt nach kurzem Leiden am 30. um 4 Uhr morgens, tief betrauert von einer halben Welt, sein ruhmvolles und thatenreiches Leben. — Unter Donner und Blitz*) wurde der Held der Schlachten zu Grabe getragen.

Seine sterblichen Überreste ruhen in der Kapuzinergruft, sein sieggewohnter Degen liegt in der Ruhmeshalle des Heeres-Museums im Wiener Arsenal, sein erzenes Reiterstandbild steht vor der Kaiserburg zu Wien — *sein Geist aber wirkt auch heute noch in seinen Werken und sein Andenken lebt in der Brust jedes wahren Österreichers!*

Ladislaus Müller von Königsbrück.

*) Es herrschte während des Begräbnisses ein heftiges Gewitter.

Die Universität in Freiburg an den Erzherzog Karl.*)

An Se. königl. Hoheit, den durchlauchtigsten Erzherzog!

Die Abgeordneten der hiesigen hohen Schule haben den Auftrag, Eurer königl. Hoheit in derselben Namen ihre ehrfurchtsvollsten und dankbarksten Wünsche zu Höchstderoselben glorreichesten Namensfeste darzubringen, und Eurer königl. Hoheit zu versichern, dass alle Mitglieder für Hochderoselben Wohl und für den Flor des ganzen Durchlauchtigsten Erzhauses Gott inuigst anzuflehen nie aufhören werden.

*) Als im Jahre 1796 die Professoren der Universität in Freiburg in Breisgau zusammentraten, um einen neuen Rector zu wählen, vereinigten sich alle Stimmen auf den Erzherzog Karl, der soeben durch seine großen Siege Deutschland von dem übermächtigen Feinde befreit hatte. Nach beendeter Wahl entsandte die Universität sogleich Abgeordnete an den jugendlichen Helden nach Offenburg mit der Bitte, den hohen Schutz, den sie durch seine glänzenden Waffenthaten erfahren, auch als ihr Rector fortsetzen zu wollen. Erzherzog Karl nahm die Rectorsstelle an, und Kaiser Franz willfahrte der Bitte der Universität um Bestätigung dieser Wahl. Die Erzherzoge führten erst seit 1755 den Titel „königliche Hoheit." Bei der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde erhielten die Söhne und Töchter des Kaisers Franz, und am 27. December 1806 auch dessen Geschwister und deren Nachkommen das Prädicat „Kaiserliche Hoheit." V. E. I. 530. A. d. H.

Eurer königl. Hoheit erhabene Vorfahren und Ahnen, die Rudolphe, Albrechte, Maximiliane, Leopolde und Karl führten immer in der einen Hand das Schwert und schlugen damit ihre Feinde; in der anderen eine Feder und gaben weise Gesetze zum Glücke und Wohl ihrer Völker. Nie vergaßen sie dabei, daſs Künste und Wissenschaften eine der vorzüglichsten Zierden der Staaten seien, und eben darum legten sie selbst unter dem Geräusche der Waffen Akademien an, zogen berühmte Lehrer dahin, und würdigten sich gar oft, wie die Albrechte, Leopolde und Karl und andere mehr, die friedlichen Tempel der Musen und ihre Zöglinge zu besuchen.

Auch unsere hohe Schule, eine der ältesten Deutschlands, verdankt ihre Stiftung einem kriegerischen Prinzen Albrecht IV., ihren weiteren Flor den Leopolden, der weisen und huldvollen Theresia, dem unsterblichen Josef II. und ihr noch jetziges Dasein und Ansehen dem guten Leopold II. und Seiner jetzt regierenden Majestät Franz II.

Von jeher hieng sie mit unverbrüchlicher Treue an ihren Monarchen und dem Durchlauchtigsten Erzhause; auch jetzt stand sie aufrecht, und ließ sich nicht vom Taumel der Neuerer hinreißen, sie duldete und harrte standhaft aus, bis ihr erhabener Retter erschien, und sie wieder in Freiheit setzte.

Heiße Thränen des Dankes entquollen den Augen aller ihrer Mitglieder in der Stunde ihrer Errettung, warm schlugen ihre Herzen Eurer königl. Hoheit entgegen, und schnell keimte in ihnen der Wunsch auf: „Möchten Eure königl. Hoheit auf immer ihr Schützer werden, und die Würde eines beständigen Rectors der hohen Schule über Sich zu nehmen gnädigst geruhen; so wie es die Könige von England über Göttingens Augusta, die Kurfürsten von Sachsen und andere Fürsten Deutschlands sind.“

Ewiger Ruhm und Glanz, Ehre und Aufnehmen würden dadurch der hohen Schule zuwachsen, und ein Blick auf Ihr Durchlauchtigstes Haupt würde jedes Mitglied derselben mit rastlosem Eifer und Thätigkeit beseelen, um sich Höchstdesselben würdig zu machen.

Auch diesen Wunsch der hohen Schule sollen ihre Abgeordnete Eurer königl. Hoheit mit Ehrfurcht vortragen, und Höchstdieselben unterthänigst gehorsamst bitten, daſs Eure k. Hoheit huldreichst geruhen wollten, der beständige Rector der hohen Schule zu sein.

Nicht kriechende Schmeichelei, auch nicht irgend eine Absicht unedler Art bewog die hohe Schule, an Eure k. Hoheit diese unterthänigste Bitte zu wagen; nur innigstes Dankgefühl, und der sehnsuchtsvolle Wunsch, ihren und Deutschlands Retter immer als ihr Haupt und ihren Schutzgeist verehren zu können, bestimmte sie zu diesem Schritte.

Eurer königl. Hoheit soll durch die Annahme der Rectorwürde weder ein neues Geschäft, noch eine besondere Sorge zuwachsen; denn die Geschäfte, und alles, was auf irgend eine Weise dahin einschlägt, und die hohe Schule betrifft, sollen so, wie es bisher von einem jeweiligen Rector geschah, in der Zukunft durch einen Prorector geführt und geschlichtet werden.

Es wäre hierdurch auch keine Neuerung an der hohen Schule eingeführt; denn ihre Statuten sagen ausdrücklich: daſs sie zu Rectoren vorzüglich hohe Fürsten und Herren erwählen möge.

In der schmeichelhaften Hoffnung einer gnädigsten Aufnahme ersterben wir in tiefster Ehrfurcht

Eurer königl. Hoheit
unterthänig gehorsamste
Mitglieder der hohen Schule.

Freiburg im Breisgau, den 31. Oct. 1796.

Kaltenbäck's österr. Zeitschrift, Jahrgang 1836, Nr. 98.

Erzherzog Karl an den Rector Edlen von Vignet der hohen Schule zu Prag.*)

Wien, 16. April 1801.

Besonders lieber Herr Rector magnificus!

Ihr Schreiben vom 8. dieses Monats habe ich erhalten. Mit Vergnügen gestatte ich der Universität zu Prag und insbesondere den Akademikern, welche der vaterländischen Legion einverleibt waren, eine Auszeichnung, die sie durch ihre so rühmlich bewährte Treue und Anhänglichkeit für den Monarchen und das Vaterland verdient haben. Ich bewillige demnach, dass die Fahne des Bataillons der Akademiker, als des Leibbataillons in der Legion, bei der Universität zum Andenken bleibe und bei öffentlichen Solennitäten der Universität ausgestellt werde. Auch ertheile ich den Akademikern, welche der Legion einverleibt waren — nach dem mir von dem Herrn Rector magnificus eröffneten Wunsche — die Bewilligung, bei feierlichen Anlässen die vollständige Legionsuniform zu tragen. Übrigens freut es mich, dass die Akademiker auf die Fahne und auf die Uniform, unter der sie sich einst auf den Ruf des Monarchen zur Vertheidigung des Vaterlandes sammelten, diesen Wert setzen, und ich gewärtige umso zuversichtlicher, dass sie derselben durch jenes männliche gesittete Betragen, welches sonst den eigentlichen Geist des Bataillons der Akademiker ausmachte, auch fernerhin Ehre machen werden. Diese Veranlassung benütze ich schließlich mit Vergnügen, um dem Herrn Rector magnificus und den Professoren, wie auch den Akademikern, für den ausgezeichneten Eifer, womit Jene die Errichtung des Bataillons beförderten und diese zur Vertheidigung des Vaterlandes herbeieilten, und wodurch die Universität mit einem ruhmwürdigen Beispiele vorangieng, meinen aufrichtigen Dank noch insbesondere auf das Nachdrücklichste zu versichern.

Ich bin mit besonderer Zuneigung des Herrn Rector magnificus

wohlaffectionierter

Erzherzog Karl m. p.

Paul Alois Klar: Libussa, Jahrbuch 1859.

*) Als Erzherzog Karl im October 1800 das ihm schon zwei Jahre vorher verliehene Commando über das böhmische Generalat angetreten, wollte er zur Bekämpfung des immer tiefer gegen das Herz Österreichs vordringenden Feindes in diesem Lande ein Volksheer errichten. Auf seinen zündenden Ruf strömten mehr als 25.000 Freiwillige zu der seinen Namen führenden böhmisch-mährisch-schlesischen Legion, die in 20 Bataillone abgetheilt wurde, gleichzeitig aber bildeten die Prager Akademiker das Leibbataillon des allgemein verehrten Erzherzogs, das 638 Mann stark war, und gewöhnlich die Studentenlegion genannt wurde. Dieses Leibbataillon ward in 4 Compagnien unter Commando des Edlen von Vignet, (Vice-Kanzlers und Rectors der Universität), des Grafen Wittgenstein und der Herren Schweigert und Kaiser gegliedert, rückte zu Fuß nach Budweis ab, widmete sich dort der militärischen Ausbildung, gelangte aber durch den Abschluss des Friedens von Lunéville nicht mehr zu kriegerischer Thätigkeit. Vor dem Rückmarsch nach Prag und der darauf erfolgten Auflösung widerfuhr jedoch dem Leibbataillon noch die besondere Auszeichnung, dass Kaiser Franz sich zur Besichtigung dieser wackeren Akademiker nach Budweis begab und diese in Gegenwart der Erzherzoge Karl, welcher die Uniform als Commandant dieses Bataillons trug, Josef, Johann, Anton, Rainer und Ludwig, dann des Prinzen Ferdinand und des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen am 8. April 1801 vornahm, und wobei das Bataillon für die vorzügliche Haltung und den patriotischen Geist, der jedes einzelne Mitglied desselben beseelte, die schmeichelhafteste Anerkennung des Monarchen erntete. A. d. H.

Schreiben des FM. und Hofkriegsraths-Präsidenten Erzherzog Karl an den Gesandten zu London L. Grafen v. Starhemberg

bezüglich des von diesem mitgetheilten Wunsches des Herzogs Louis Philipp d'Orléans, in das k. k. Herr aufgenommen zu werden.

Wien, am 17. August 1801.

Mein Herr Graf!

Ich habe mit sehr großer Aufmerksamkeit den Brief, welchen Sie in Angelegenheit des Ihnen mitgetheilten Wunsches des Herzogs von Orléans, eine Stellung in der kaiserlichen Armee zu erhalten, an mich gerichtet haben, gelesen, und ich habe diesen Wunsch der Entscheidung Seiner Majestät vorgelegt.

In den Niederlanden hatte ich volle Gelegenheit, die Tapferkeit und die militärischen Eigenschaften des Herrn Herzogs von Orléans persönlich schätzen zu lernen, ich könnte daher seine Aufnahme in unseren Dienst nur als sehr vortheilhaft betrachten.

Wenn Se. Majestät ungeachtet meines Zeugnisses und ungeachtet der persönlichen Achtung, welche Sie dieses Gesuch des Herzogs unterstützen ließ, sich in die Unmöglichkeit versetzt sahen, dasselbe zu genehmigen, so wollen Sie dieser Ablehnung die gewichtigsten Gründe zuschreiben.

Es ist wohl nicht nothwendig, Ihnen die schuldigen Rücksichten für unsere gegenwärtigen Beziehungen zu der französischen Regierung auseinanderzusetzen; diese würde darin sicherlich einen Grund zur Beschwerde über unsere Regierung finden.

Ohne auf das Beispiel der übrigen Prinzen aus dem Hause Bourbon hinzuweisen, welche dasselbe Verlangen gezeigt haben und eine solche Begünstigung mit Recht übel aufnehmen würden, könnte selbst der Herzog trotz seiner gegenwärtigen Entscheidung eines Tages Ursache haben zu bereuen, dass er einen Entschluss gefasst habe, welcher ihm durch das im Innern Frankreichs verursachte Aufsehen für immerwährende Zeiten die Mittel rauben könnte, dort Dienste zu leisten und dort für seine Familie zu wirken, wie sie es erwarten könnte.

Doch sind dies nur meine eigenen Anschauungen, welche ich Ihnen, Herr Graf, anvertraue, indem ich darauf rechne, dass Sie dem Herrn Herzoge von Orléans nur dasjenige mittheilen werden, was Sie als nöthig erachten, um ihm mit allen möglichen Beweisen der Rücksichtsnahme die Absichten Seiner Majestät bekannt zu geben.

Ich habe die Ehre, mit dem Ausdrucke ausgezeichneter Hochachtung zu sein

Ihr ergebenster

Erzherzog Karl m. p.,
Feldmarschall.

Aus dem Französischen übersetzt von

Oscar Pach.

*) Ludwig Graf, seit dem 1807 erfolgten Ableben seines Vaters, Fürst von Starhemberg, 1762 in Paris geboren, † 1833 auf Schloss Dürrenstein, Ritter des goldenen Vließes ꝛc., war von 1793 bis 1808 und nach Wiederaufnahme der in dieser Zwischenzeit unterbrochenen diplomatischen Verbindung mit England von April 1809 bis zur neuerlichen Unterbrechung derselben im Jänner 1810 k. k. Gesandter in London. A. d. H.

Louis Philippe, Herzog von Orléans, 1830 bis 1848 König der Franzosen, lebte damals zu Twickenham nächst London, bekanntlich diente derselbe 1792—93 im republikanischen Heere des Generals Dumouriez und stand im letzteren Jahre in der Niederlande dem Erzherzog Karl als Commandanten der österreichischen Vorhut, oft kämpfend gegenüber. A. d. H.

Johanna Franul von Weißenthurn,
dramatische Dichterin und Schauspielerin.

Jedes Blatt der Geschichte alter und neuer Zeit erzählt uns von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit menschlichen Ruhms in That und Kunst — vergänglich aber vor allem der vom Winde verwehten Blüte gleich, ist das Streben, die Leistung des Schauspielers, der Schauspielerin, welche ihre Zeit einst hoch pries, ja fast vergötterte. Wohl wird ihnen mancher ehrenvolle Nachruf gewidmet, allein ihr ganzes Sein wurzelt nur in der Gegenwart, im Momente — und sobald das glänzende Meteor am Horizonte des Lebens erlischt — im Meere der Vernichtung versinkt — ist auch die Flamme der Begeisterung erloschen, die bei seinem Erscheinen an seinem Wege emporloderte und sich daran heftete. In diesem Augenblicke hallt z. B. noch die Trauer leise verhallend nach, die nicht allein Wien, sondern ganz Österreich und darüber hinaus, die kunstliebende Welt bewegte, als die Kunde vom Tode der beliebten und hochgeachteten Amalie Haizinger*) erscholl. Wer aber gedenkt mehr derer, die, wie sie, auf der Bühne des Burgtheaters glänzten, um dann auf immer zu verschwinden? Wer unter vielen anderen kennt oder erinnert sich der einst hochgefeierten Hofschauspielerin Wiens, Johanna v. Weißenthurn, die nicht zufrieden mit den Kränzen der Bühne, auch nach dem Lorbeer der Dichtkunst rang?

Wenn wir hier versuchen ein, wenn auch durch die unerbittliche Zeit halb verblichenes Bild zu zeichnen, so geschieht es, weil diese Frau es in der That verdient, im Pantheon der Kunst und der ersten Bühne Deutschlands für immer eine würdige Stelle einzunehmen. Sie ist nicht auf dem Boden Österreichs geboren, aber unser Land nennt sie mit Recht sein eigen, da sie durch zehn Jahre alle ersten Rollen des Hoftheaters in Lust-, Schau- und Trauerspielen darstellte, dann aber in das ältere Fach übergehend, während einer langen Reihe von Jahren auf der Bühne wirkte, und auch eine große Zahl von Dramen für dieselbe schrieb. Sie ward 1773 in Koblenz geboren, als Theaterkind im vollsten Sinne des Wortes. In der Jugend war ihr Lebenspfad voll Unruhe und Sorgen gewesen, sie musste sich ihre spätere Stellung, ihren eigentlichen Beruf mit großer Anstrengung erkämpfen, und es ist interessant, einen Blick in ihre eigenen Aufzeichnungen zu werfen, die ihre früheren Schicksale einfach, doch wahrheitsgetreu und lebendig schildern, wenn sie auch leider am Wendepunkte ihres Geschicks, mit ihrer Vermählung plötzlich schließen. Folgen wir den Hauptpunkten ihrer etwas weitläufig angelegten Schilderung, die man als ein Stück „Schauspielerleben vor hundert Jahren" bezeichnete. Sie leitet dieselbe mit den bescheidenen Worten ein, welche, vom October 1812 datiert, lauten: „Mehr als die Hälfte meines Lebens ist vorüber; ich blicke mit Ruhe darauf zurück. Nur der Zufall streute mir Samen des Guten und Schönen. Darum verdiene ich Nachsicht, wenn die Ernte nicht ergiebiger ist. Wäre ich nur Schauspielerin, so möchte es Manchem gleichgiltiger sein, wie und warum ich dies geworden; aber ich habe geschrieben, habe mich auf eine freilich jetzt von vielen Frauen betretene Bahn gewagt; als ich sie

*) Amalia Morstadt, 1800 in Karlsruhe geboren, kam schon sehr jugendlich auf die Hofbühne dieser Stadt, verehelichte sich mit 16 Jahren an den Schauspieler Neumann und nach dessen Tode mit dem berühmten Opernsänger Haizinger aus Mittersdorf in Niederösterreich, mit dem sie noch viele Jahre in Karlsruhe wirkte. 1844 kam sie an das Burgtheater und gehörte bald zu den Zierden dieser Musteranstalt, sowie zu den auserwählten Lieblingen des Publicums. 1860 feierte sie ihr 50-jähriges Bühnen-Jubiläum und starb 1884, betrauert von allen Freunden wahrer Bühnenkunst, sowie reich an Ehren und Auszeichnungen. Ihre Tochter erster Ehe, Luise Neumann, erbte ihr großes Talent für das Schauspiel und verließ das Burgtheater bei ihrer Verheiratung mit dem Grafen Karl Schönfeld, ihr Sohn zweiter Ehe, der ebenfalls mit glänzenden Stimmitteln begabte FML. Haizinger blieb trotz verlockender Anträge für den Übertritt zum Theater der erwählten militärischen Laufbahn treu und starb Ende 1891 mit dem Rufe eines ausgezeichneten, vor dem Feinde hervorragend tapferen Officiers und liebenswürdigen Mannes. A. d. H.

aber betrat, hieß man die Frauen auf dieser Bahn nicht so freundlich wie jetzt willkommen. Die Küche, das Kinds- und Besuchszimmer es war das uns von den Männern überlassene Gebiet. Wir haben es erweitert, wir dürfen denken, wenngleich uns Viele noch abstreiten, dass wir schreiben dürfen. Mit einer Art von Gewalt, mit der seit den letzten dreißig Jahren der Geist den Menschen treibt, trieb es auch uns über die engen Grenzen der Häuslichkeit. Ich darf nicht fürchten, hier missverstanden zu werden, dass ich im strengsten Sinne des Wortes Hausfrau blieb und trotz der vielen Stücke, die ich schrieb, noch manche selbst gekochte Schüssel auf den Tisch kam, trotz der vielen Rollen, die ich spielte, ich doch immer meine eigene Putzmacherin war. Der feste Entschluss, dass diese Blätter erst nach meinem Tode bekannt gemacht werden, dass selbst meine besten Freunde, meine nächsten Verwandten ihren Inhalt nicht früher kennen lernen sollen, erlaubt mir der Wahrheit treu zu bleiben und ohne Rücksicht Fehler zu bekennen, über die ich dann nicht mehr erröthen kann, aber auch das Gute zu sagen, welches diesen Fehlern, freilich nur sehr schwach, die Wage hielt." — — — „Da ich mit der Überzeugung die Welt verlasse, dass mir meine Feder einige Freunde verschafft hat, so sei dieser letzte Nachklang einer Stimme, die einst zu ihrem Herzen sprach, kein unwillkommener Schall."

Ihr Vater hieß Benjamin Grünberg und war eines Predigers Sohn aus dem Mecklenburgischen. Auch er sollte Geistlicher werden, zog es aber vor, in bayrische Kriegsdienste zu treten, Officier zu werden und als später im Frieden die Truppen entlassen wurden, entschloss er sich zum Theater zu gehen, für das er entschiedene Begabung besaß. Nach dem Tode zweier Frauen heiratete er in Würzburg eine Bürgerstochter aus Mainz, Anna Rausch, die als Muhme des Gastwirts in Würzburg, bei dem die Gesellschaft Grünberg's weilte, jenem die Wirtschaft führte. Da Grünberg lutherisch, seine Braut aber katholisch war, so stieß ihre Heirat damals auf viele Hindernisse, die aber bald durch seine Beharrlichkeit besiegt wurden. Seine Gesellschaft fuhr endlich den Rhein hinab, indem sie die bedeutenderen Orte nach und nach besuchte. Endlich gieng sie von Koblenz nach Köln, während die Gattin Grünberg's in jener Stadt zurückblieb, da sie der Entbindung ihres ersten Kindes nahe war. Und damals erblickte Johanna das Licht der Erde. Zwölf Tage später schon wagte es die Mutter mit dem Säugling dem Gatten auf einem Segelschiffe zu folgen. Von Sturm und Wetter auf den hochgehenden Wogen des Rheins geschaukelt, unter dem Geschrei der Schiffer schlief die junge Weltbürgerin ruhig fort. Die ersten Stunden ihres Lebensmorgens wurden so, ihrer eigenen ausgesprochenen Überzeugung nach, gleichsam zum Vorbilde der nachherigen Kämpfe ihres Seins, die sie auch dann gefasst und ruhig fanden. Unter diesen Verhältnissen war es die Bühne, wo sie beinahe die ersten Worte sprach, im Alter von drei Jahren mit ihrem älteren Halbbruder in einem Ballet tanzte, das „Der Taubendieb" betitelt war. Doch als Johanna kaum sieben Jahre alt, traf die Familie, die, außer ihr, aus zwei Söhnen und zwei Töchtern bestand, ein harter Schlag — der Tod ihres Vaters, der in Plauen im Voigtlande starb. Im Alter von sechsundzwanzig Jahren stand die Mutter mit fünf jüngeren Kindern fremd und schutzlos in der Welt. Doch auch hier bewährte sich das Sprichwort: „Wer sich selbst hilft, dem hilft Gott." Der Fleiß, der rege Pflichteifer der jungen Witwe ließ sie den Gedanken fassen, ihre hübsche, wenn auch ungeschulte Stimme für Singpartien zu verwenden und sich so dem Theater-Director nützlich zu machen. Aber die Gesellschaft zerstreute sich, als der Sommer gekommen, und so entschloss sie sich, da ihr Talent doch nicht zur Ernährung der Kinder genügte, zu einer zweiten Ehe mit dem Schauspieler Andreas Teichmann, der sehr begabt, auch mit tüchtigen Kenntnissen in der Musik gerüstet und wissenschaftlich gebildet war. Sie führten fortan ein Wanderleben, doch als die Kinder mehr heranwuchsen, begann Teichmann sie zu einer kleinen Theatertruppe heranzuziehen, mit der er im Elsass, in Schwaben und Bayern reiste. Überall fanden sie günstige Aufnahme, Freunde und gute Menschen, die ihnen unaufgefordert beistanden, wo es noth that. Dabei mussten aber die armen Kinder und natürlich auch Johanna den einfachsten Elementarunterricht entbehren. Allein die letztere fand früh große Freude an Märchen und Geschichten und da man ihr gesagt hatte, dass die Bücher viele derselben enthielten, so lernte sie durch eigene Mühe dann auch

bald lesen. Nebenbei musste sie aber auch der Mutter in allen häuslichen Arbeiten mithelfen. Trotzdem wurden von den armen, doch ehrlichen Eltern weder Religion, noch sittlicher Lebenswandel bei den heranwachsenden Kindern vernachlässigt. Und hatte schon der verstorbene Vater diese zum Morgen- und Abendgebete angehalten, so übten jetzt auch die kleinen Stücke, die sie meistens aus dem „Kinderfreunde“ aufführten, einen wohlthätigen, läuternden Eindruck auf die junge Truppe selbst aus. Sie glichen armen Vöglein, die unter Gottes Schutze dennoch sichtlich gediehen! Johanna erzählt selbst in naiver Weise, dass sie und die Schwester, ungeachtet ihres hübschen Äußern, auch später brav und gut blieben und ihre kleinen Verhältnisse, die sich hie und da entsponnen, sich stets in den Grenzen strengster Sittsamkeit hielten. Sie gesteht, dass sie vielleicht bei ihrer Neigung zur Häuslichkeit, die Frau eines braven Mannes in bescheidener Stellung geworden wäre; doch das Geschick hatte es anders beschlossen. Ihr Stiefvater fieng nun an, größere Stücke, selbst Opern zu geben, wobei Johanna die schwersten Partien übernehmen musste. Was ihr aber im Alter von beiläufig zehn Jahren, noch größere Freude machte, war, dass es ihrem eigenen Fleiße gelang, Buchstaben, Worte und Sätze zu schreiben. Endlich als sie gerade damals in Nördlingen weilte, wo Weckerlin eine vielgelesene Zeitschrift herausgab, schrieb sie ihr erstes Gedichtchen:

Ach wie ist doch die Welt so schön!
Schön Alles, was man sieht,
Wie hier die Frühlingslüftchen weh'n,
Der rauhe Winter flieht.

Er flieht zurück ins ferne Land,
Zum kalten Eismeer hin,
Wo er die ew'ge Wohnung fand,
Wenn hier die Veilchen blüh'n.

Er flieht und du, o Sonne, kehrst
Du kehrst zu uns zurück;
Du kömmst und allen Wesen lehrst
Du Freude, Wonn' und Glück.

So einfach dieser erste Versuch auch ist, so liegt doch die leise Ahnung eines tiefen Naturgefühls über ihm, das bei der Jugend des jeden Unterrichts ermangelnden Mädchens auffällt.

Auf einer Reise nach Basel erkrankten die Kinder an Blattern, die aber an allen spurlos vorübergiengen, der Stiefvater hatte sich wieder einer Gesellschaft angeschlossen, die nach Kolmar gieng, und da die Geschäfte schlecht waren, auch im nahen Schlettstadt spielte. Die Erinnerung an Kolmar verknüpfte sich bei Johanna mit der an den bekannten blinden Dichter Pfeffel, den sie täglich an ihrem Hause vorüberführen sah. Nachdem die Familie mehrere Jahre gereist und dabei meistens mit Mangel gekämpft hatte, kam sie endlich nach München, wo damals nebst dem Hoftheater in der Vorstadt noch ein kleineres, zum Leberbrei genannt war, auf dem nur selten gespielt wurde. Teichmann erhielt die Erlaubnis, daselbst Vorstellungen zu geben, wenn er dafür einige Opern im Concertsaale aufführte, der an diesen Abenden zugleich zur Maskerade und zum Spiele diente, an welchen auch der Kurfürst theilnahm. Im Sommer darauf spielte er mit seiner Familie auf dem Gute des Grafen Törring-Seefeld, ein paar Stunden von München entfernt. Die Operette wurde von dem schon damals bekannten Kapellmeister Winter dirigiert. Johanna war nun fünfzehn Jahre alt und spielte schon Liebhaberinnen, z. B. „Ariadne,“ auch zur „Medea“ musste sie sich entschließen. Als sie in einem neuen Melodram Winter's „Leonardo und Blandine“ gefiel, erhielt sie einen Antrag von dem Intendanten des Hoftheaters in München, Graf Seeau. Der Abschied von Mutter und Geschwistern war ihr schwer, doch es galt eine Verbesserung ihrer und der Ihrigen Lage, welche durch Trunksucht und Roheit Teichmann's in letzterer Zeit viel zu leiden hatten. Aber auch in München war ihre Lage nicht günstig; sie bekam unpassende Rollen und erhielt nur eine geringe Gage. Auch schien sie zum Theil durch einen reinen Herzensbund stark bedrückt zu werden, in dem sie mit dem Hofschauspieler Langlois stand, da dieser für den Augenblick außer Stande war, sich mit ihr zu vermählen. Da kam ein Brief eines ihrer Brüder, Sohn der ersten Frau ihres verstorbenen Vaters, der in Baden bei Wien erster Tenorist war, mit dem Antrage, auf gut Glück zu ihm zu kommen, wo sie Engagement finden könne. Er war verheiratet und Johanna sagte freudig zu, da ihr weibliches Zartgefühl sowohl, als der brennende Wunsch, vorwärts zu streben, riethen, den Antrag anzunehmen. Auf einem Flosse machte sie die Reise, die Isar, die Donau

entlang, und ward in Linz beinahe gefährlich krank. Doch erholte sie sich bald und landete endlich in Nussdorf. Noch eine Nacht musste sie unter Fremden zubringen, dann führte sie ein Wagen nach Baden. Von der Spinnerin am Kreuz sah sie im herrlichsten Sonnenschein Wien zum erstenmale zu ihren Füßen liegen — die Stadt, die ihr einst zur geliebten, schützenden Heimat werden sollte und die sie mit bangem, pochendem Herzen begrüßt hatte. Die Größe dieses Anblicks belebte ihren Muth. Freudig eilte sie nach Baden, um im Hause ihres Bruders das erste Heim zu finden. Doch sie musste eine abermalige Täuschung erfahren — die Verhältnisse desselben waren äußerst beschränkt. Eine enge Kammer, feucht, schmutzig, war ihr Gemach.

Weder das Theater, noch die Stücke gefielen ihr — sie trat endlich als „Ariadne" und „Marianne" in Gotter's Stücke auf und fand Beifall, konnte sich aber durchaus nicht zu einem Contracte mit der Badner Bühne verstehen. Die Noth zwang sie zweimal in der Woche zu spielen, wofür sie wöchentlich sechs Gulden erhielt. Sie begnügte sich damit, weil sie sich nicht binden wollte und gewohnt war, mit Wenigem auszukommen. Bei Gelegenheit einer Reise nach Wien wohnte sie einer Probe der Oper „König Theodor" bei. Salieri war damals Kapellmeister, Mademoiselle Gabalieri erste Sängerin. Obwohl ihr die Hofbühne eigentlich im Vergleich zu denen in München und Darmstadt, nicht gefiel, war sie doch überglücklich, als ihr Brockmann, Dichter des Wiener Hoftheaters, der von Kaiser Josef geschickt, sie auf der Badner Bühne spielen sah, ihr ein Engagement für das Hoftheater mit 600 Gulden Gage antrug. Mit dieser Summe, welche das Doppelte der Münchner Gage betrug, glaubte sie, wie sie sagt, gleich einer Fürstin leben zu können. Hatte sie auf ihrer Reise nach Wien doch nur zwölf Gulden gehabt! Am 1. October 1789 trat sie ihre Stelle an. Sogar der Luxus eines gemalten kleinen Zimmers, das sie hier mit den bisherigen weißgetünchten Wänden zum erstenmale tauschte, war ihr neu und machte ihr Freude, ein neuer Beweis ihrer unendlichen Anspruchslosigkeit. Sie trat zuerst im „Testament" auf, gefiel aber nur halb, dem Kaiser Josef, der gerade im Theater war, gar nicht, so dass im Beginn der Wiener Künstlerzeit, Johanna, durch geringe Rollen und Angst beim Auftreten häufig verbittert ward, zudem musste natürlich die schüchterne Anfängerin neben den glänzenden und beliebten Erscheinungen einer Nousseul, Adamberger und anderen in den Schatten treten, nur Brockmann verlor den Muth und die Erwartungen nicht, die er gleich anfangs von ihr gehegt und blieb dabei, dass sie sich bilden würde.

Nach dem Tode Kaiser Josefs hätte man sie gerne wieder in München engagiert, allein sie zog es vor, in Wien zu bleiben. Sie gewann nach und nach Freunde, ward in das Haus Frau Adamberger's eingeführt, die als Künstlerin und schöne, liebenswürdige Frau zu den Lieblingen Wiens gehörte, und lernte dort ihren nachmaligen Gatten, Franul von Weißenthurn*) kennen. Er war Italiener aus Fiume und schon damals im Wechselhause Arnstein beschäftigt. Trotz aller Hindernisse und Vorurtheile, die sich anfangs dieser Verbindung entgegenstellten, gelang es ihnen doch, sich endlich 1791 zu vereinen, und die Ehe war eine so glückliche, dass als Johanna, wie sie in ihrer Selbstbiographie erzählt, daran war, ihre silberne Hochzeit zu feiern, sie Freudenthränen darüber vergießt, dass es ihr vergönnt war, so lange mit diesem rechtschaffenen Manne Hand in Hand zu gehen.**) Zugleich aber, nicht lange vor ihrer Heirat, glückte es ihr, endlich festen Boden auf dem Hoftheater zu gewinnen. Sie bekam allmählich größere Rollen, erhielt Beifall und Hervorruf, was damals selten war, und stieg in der Gunst des Publicums. Im Alter von 18 Jahren, nach einer stürmischen und entbehrungsvollen Jugend, war sie im sicheren Hafen. Bis hieher und nicht weiter führt uns die Autorin selbst — und über ihre spätere Lebenszeit stehen uns, wie gesagt, nur kurze Notizen zu Gebote. Als sie vierzig Jahre bei der Bühne geweilt, erhielt sie vom Kaiser Franz die große goldene Civilverdienstmedaille, feierte 1839 das Jubeljahr ihres Eintritts bei der Bühne und bat erst 1842, nachdem sie 53 Jahre daselbst gewirkt, aus

*) Die Franul von Weißenthurn sind ein altes Fiumaner Geschlecht. Franz Franul und dessen Brüder erhielten am 19. November 1713 vom Kaiser Karl VI. den Adelstitel mit dem Prädicate „de." Politei: Almanacco Fiumano per l'anno 1855. A. d. H.

**) Nur der Tod ihrer Kinder, die alle vor ihm starben, warf einen düsteren Schatten über die seltene Zufriedenheit dieses Bundes.

Gesundheitsrücksichten um ihre Entlassung. In dieser Zeit hatte sie vier Monarchen auf dem Throne gesehen, und war natürlich in späteren Jahren vom ersten Liebhaberinnenfach in das der Mütter und gemüthlichen Frauen getreten. 1809 trat sie in Schönbrunn als „Phädra" vor Napoleon auf, den ihr Spiel so entzückte, dass er ihr nach der Vorstellung ein Geschenk von 3000 Francs sandte. In späterer Zeit überließ sie ihr erstes Fach der berühmten Sophie Schröder*), die sie wohl in einzelnen Momenten und angeborener Kraft übertraf, dagegen an weiblicher Zartheit und Natürlichkeit ihr nachstand. Ihre Stücke, von denen sie das erste, 25 Jahre alt, in acht Tagen schrieb, gefielen in damaliger Zeit und erhielten sich gegen fünfzig Jahre auf der Bühne. Wie musste sie später gearbeitet haben, um sich die ihrer Jugend mangelnde Bildung dafür zu erwerben! Denn ihre Schöpfungen wurden nicht allein wegen Erfindung, Witz, Laune, richtiger Charakterzeichnung, sondern auch der reinen Sprache, gewandten Ausdrucksweise halber allgemein gelobt. Ihre Stücke, ungefähr sechzig, kamen gesammelt und auch einzeln heraus. Darunter waren die bekanntesten und auf der Bühne beliebtesten, von Schauspielen: „Der Wald bei Hermannstadt," „Johann Herzog von Finnland," „Totila, König der Gothen," „Pauline"; von Lustspielen: „Welche ist die Braut," „Das letzte Mittel," ein allerliebstes Stückchen, das rasch, mit Laune und Feuer gespielt, noch heute auf der Bühne gefallen dürfte, — „Beschämte Eifersucht," „Die Erben," „Des Malers Meisterstück," „Welcher ist der Bräutigam," „Die Radicalcur."*) Frau von Weißenthurn wurde für ihre schriftstellerische Thätigkeit aber auch vielfach ausgezeichnet. So erhielt sie die österreichische große goldene und die große preußische Medaille für Kunst und Wissenschaft, und letztere wurde ihr durch ein eigenes liebenswürdiges Handschreiben des Königs Friedrich Wilhelm III. übergeben. An Fruchtbarkeit kam der Autorin in späteren Jahren vielleicht nur Charlotte Birch-Pfeiffer gleich — der letzteren Stücke werden noch zum Theil gegeben, — die von Frau von Weißenthurn aber sind fast spurlos verschwunden, werden nur leichthin in der Theaterliteratur und im Lexikon erwähnt. Beide Frauen aber hatten, da sie selbst Schauspielerinnen, vorzügliche Bühnenkenntnis und Routine für sich und das verschaffte ihnen zu ihrer Zeit eine Beliebtheit, die dem hochbegabtesten Dichter zuweilen nicht zutheil wird. In den letzten Jahren ihres Lebens hielt sich Frau von Weißenthurn in Hietzing bei Wien auf, wo sie ein Haus und einen Garten besaß, mit dem sie sich viel beschäftigte. Dort starb sie, 74 Jahre alt, 1847. Schließen wir mit den Worten, die sie selbst in der Einleitung zu ihren Jugendmemoiren niederschrieb: „Den Todten ehren wir gerne, der Sturm, welcher dem Lebenden nirgends Ruhe, nirgends Obdach gönnt, wird auf seinem Grabe zum sanften Frühlingshauch, der mit den Blumen spielt, die ihm die Hand der Liebe pflanzt. Wenn man durch Beispiele nicht mehr nützen und belehren kann — dann erhält der todte Buchstabe Leben; wenn die Hülle verwest — weilt der Geist noch im Raume."

Johanna Leitenberger.

*) Sophie Schröder, eine der berühmtesten Schauspielerinnen, geb. 1781 zu Paderborn, hatte den Schauspieler Bürger zum Vater, kam jung zur Bühne, wurde vom Dichter Kotzebue dem Wiener Hofburgtheater empfohlen, wirkte erfolgreich an demselben mit Unterbrechungen durch längere Zeit, heiratete während ihrer Künstlerthätigkeit in Hamburg den Schauspieler Schröder, später in Wien den Hofschauspieler Kunst und übersiedelte dann an das Hoftheater in München, in welcher Stadt sie 1868 starb. A. d. H.

*) Auch mehrere Gedichte und Aufsätze ihrer Feder in Prosa erschienen damals zerstreut in öffentlichen Blättern.

Erzherzog Friedrich Ferdinand,

k. k. Vice-Admiral und Marine-Commandant. *)

Glück auf, Prinz Friedrich, Glück auf zum neuen Lauf:
Im Osten, wie die Sonne, geh' dein Gestirn uns auf!
Zwei Dioskuren leuchten dir hell auf deine Bahn,
Dein Vater in Europa — in Asia dein Ahn.

Johann Gabriel Seidl.

Unauslöschliche Erinnerung bewahrt die k. und k. Kriegs-Marine dem edlen Sprossen des Heldenstammes der Habsburger, dem mit den ersten Lorbeeren geschmückten, in voller Jugendblüte dahingesunkenen k. k. Vice-Admiralen Erzherzog Friedrich.

Als der dritte Sohn des ruhmreichen Erzherzogs Karl Ludwig und der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg erblickte Erzherzog Friedrich zu Wien am 14. Mai 1821 das Licht der Welt und erhielt gleich seinen Brüdern unter dem wachsamen Auge seines ausgezeichneten Vaters die sorgfältigste Erziehung durch eine Anzahl vorzüglicher Pädagogen und hervorragender Militärs, worunter der nachmalige Feldzeugmeister Ritter von Hauslab hervorleuchtete. Der Erzherzog besaß entschieden glückliche Geistesanlagen, eine schnelle Auffassung, ein gutes Gedächtnis, scharfes Urtheil. In den Fächern des Seeberufes hatte er unter der sorgfältigen Leitung des damaligen k. k. Corvetten-Capitäns Johann Marinovich **) reichlich durch die Praxis unterstützte Studien gemacht. Die Wahl dieses Berufes war ohne irgend eine äußere Anregung in dem Gemüthe des vierzehnjährigen Jünglings entstanden und ungeachtet aller Vorstellungen über die Beschwerden dieses Standes hielt er sie unerschütterlich aufrecht. Entsprechend den schönen Worten seiner Devise: „Saevis tranquillus in undis“ bewahrte er in gefahrvollen Lagen standhafte Ruhe und echt militärischen Muth.

Das Gebiet seiner zukünftigen Thätigkeit lernte der Erzherzog während des Spätsommers 1836 kennen, indem er während der ersten Ferienreise Venedig, die größte Flottenstation Österreichs, besichtigte. Im Juli 1837 schiffte er sich zur Erlernung des praktischen Seedienstes auf die Fregatte Medea ein und segelte noch Neapel, wo er seine damals mit dem Könige beider Sicilien, Ferdinand II., jüngst vermählte Schwester Maria Theresia besuchte und hierauf wieder nach Venedig zurückkehrte. In der Zeit vom December 1837 bis in die zweite Hälfte des Februars 1838 bedrohte ein höchst bedenklicher Typhus sein junges Leben und sein tiefbekümmerter Vater weilte mehrere Wochen bei ihm in Venedig.

Vollkommen genesen, trat der Erzherzog im Sommer 1838 eine zweite Übungsreise mit der Fregatte Guerriera nach Livorno, Genua und Toulon an, wo er die Marine Anstalten und das See-Arsenal besuchte. Allerorts machte sein edler Anstand, seine Freundlichkeit und sein heiterer Sinn den lebhaftesten Eindruck.

Nach einem kurzen Besuch der hyerischen Inseln segelte der Erzherzog am 10. August nach Gibralter und Algier und von dort bei Berührung der Insel Corfu in das adriatische Meer. Diese Reise erweiterte seine Kenntnisse und befreundete seinen stets regen Geist mit dem Seedienste.

Noch im selben Jahre ward er mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt.

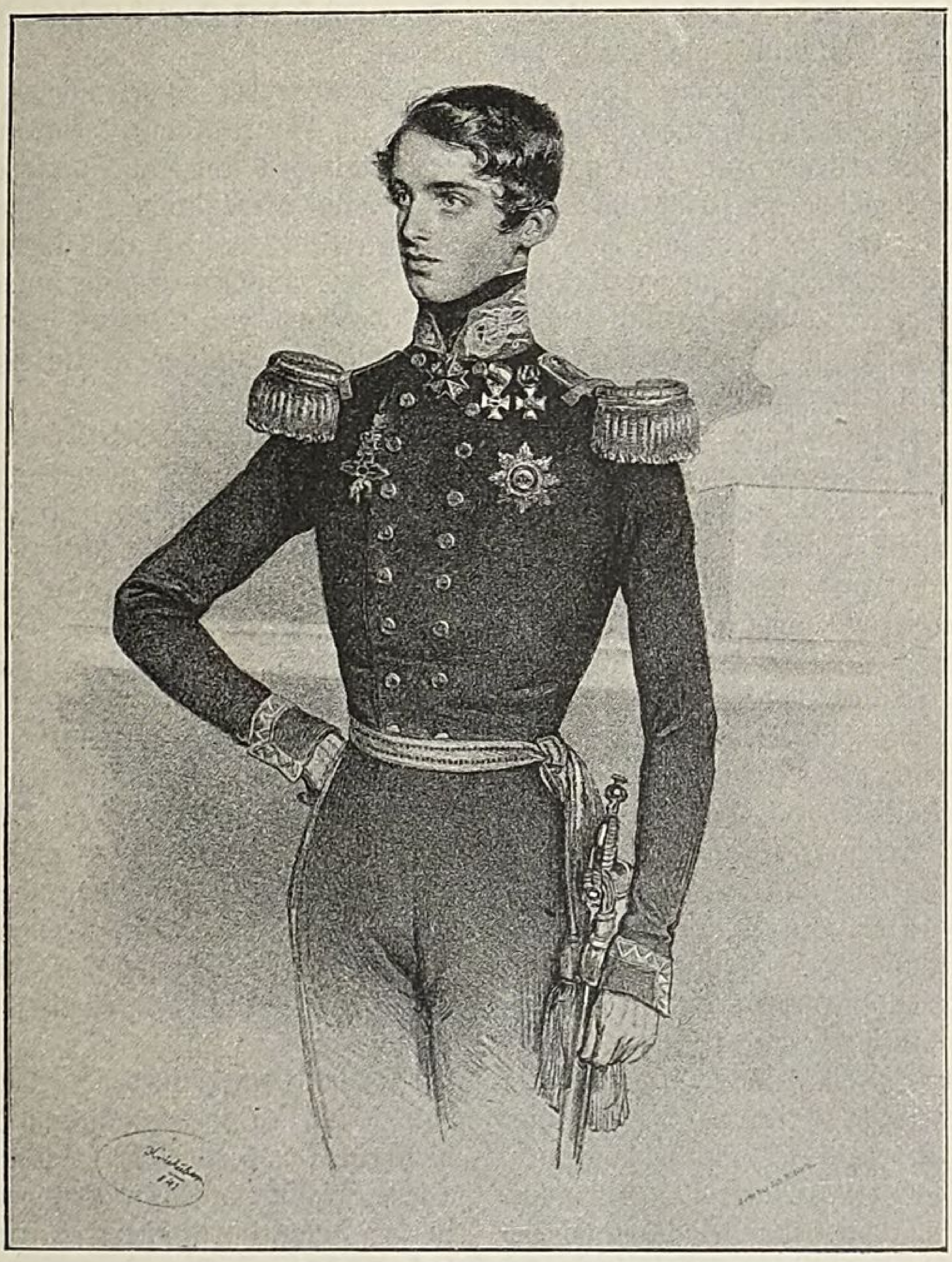
Im Jahre 1839 befehligte der Erzherzog als Commandant der Corvette „Karolina“ die in Lissa stationierte Schiffsdivision. Mit seinem Schiffe segelte er am 26. Juni von Venedig nach Corfu und die griechischen Gewässer ab, und wollte während dieser Reise nur als Linienschiffs-Capitän angesehen sein. Reich an Erfahrungen kehrte er nach Besichtigung der interessantesten Stätten des alten Hellas am 7. August nach Triest zurück. Nach Ubergabe des Schiffs-Commandos fuhr der Erzherzog zur Erholung nach Wien und hierauf in die Weilburg bei Baden, wo er bis zum 16. August verblieb. Unterdessen erhielt er das Commando der Fregatte Guerriera mit der Bestimmung, dasselbe unverzüglich von dem Linien-Schiffscapitän v. Sourdeau in Triest zu übernehmen und zur Escadre in die Levante abzugehen, welche infolge des zwischen der

*) V. E. I. 603. II. 784.

**) Johann Marinovich stammte aus Perasto bei Cattaro. Bei Ausbruch der Revolution (1848) wurde er im See-Arsenale von Venedig überfallen und ermordet — ein Opfer treuester Pflichterfüllung.

Pforte und dem Vicekönig von Ägypten immer drohender gewordenen Zwiespalts verstärkt werden sollte.

Am 22. August übernahm Erzherzog Friedrich die genannte Fregatte und segelte noch am selben Tage nach Smyrna ab. Dort lag die k. k. Escadre unter dem Befehle des Contre-Admirals Baron Bandiera vor Anker, in deren Verband die Fregatte Guerriera am 13. September trat.



Erzherzog Friedrich.
Nach einer Lithographie von Kriehuber. 1841.

Die Vorboten des bald ausbrechenden syrischen Krieges waren damals wohl schon fühlbar geworden, allein die Diplomatie war noch zu keinem Entschlusse gelangt. Der mehrmonatliche Aufenthalt in Smyrna, der nur durch eine vierwöchentliche Abwesenheit in Mitylene unterbrochen wurde, bot dem jungen Seemanne vielerlei Anregungen in seinem Berufe. Namentlich spielte hiebei die Begegnung mit der englischen und französischen Flotte und deren erfahrenen Commandanten eine große Rolle. Die englische Levante-Flotte, unter Admiral Robert Stopford und dem bekannten Commodore Charles Napier, der sich während der portugiesischen Ereignisse unter König Dom Pedro I. rühmlichst hervorgethan hatte, war, 11 Linienschiffe stark, seit 24. August in Smyrna versammelt. Ebenso hatten

dort die französischen Flotten-Abtheilungen der Contre-Admiräle Lalande und La Susse geankert, letzterer mit seinem Linienschiffe „Montebello“ von 120 Kanonen und 1100 Mann Besatzung, auf welchem er dem Erzherzoge ein Branle-bas général de combat (Klarschiff zum Gefecht) im Feuer demonstrierte und 500 Kanonenschüsse abgeben ließ. Auch der Besuch des Prinzen von Joinville an Bord der Guerriera, sowie die Begegnung des Erzherzogs mit anderen fremdländischen Staatswürdenträgern hinterließen in seinem empfänglichen Geiste nachhaltige Eindrücke.

Noch mehr war dies der Fall, als der Erzherzog über Einladung des jungen Sultans Abdul Medschid die Erlaubnis des kaiserlichen Hofes erhielt, Constantinopel besuchen zu dürfen. Nach einer mehrwöchentlichen Bereisung des griechischen Archipels, dessen denkwürdigsten Stätten, wie Nauplia, Mycene, Argos, dann auch Phyle, Marathon u. a. m. den mit den Schriften der alten Classiker wohlvertrauten Erzherzog begeisterten, segelte er mit der Fregatte „Guerriera“ und geleitet von der Fregatte „Medea“ am 30. April 1840 von Smyrna nach Constantinopel ab, allwo die Schiffe am 4. Mai ankerten. Der Sultan bot dem österreichischen Prinzen eine Reihe glänzender Festlichkeiten an, die mit vielerlei Ausflügen nach Scutari, Bujukderé, Brussa, Nikaea 2c. abwechselten und an den Aufenthalt im goldenen Horn die wechselreichsten und anregendsten Erlebnisse des Prinzen knüpften. Am 8. Juli schrieb Baron Stürmer, der österreichische Internuntius bei der hohen Pforte die nachstehenden Zeilen an Erzherzog Karl: „Der Herr Erzherzog (Friedrich) ist bei guter Gesundheit, zufrieden, heiter und wohlgemuth, kurz wie das Herz eines Vaters es nur wünschen kann. Während der zwei Monate, die er hier zubrachte und die er trefflich zu benützen wusste, hat nur Eine Stimme über die edle Einfachheit, Anmut und Würde seines Benehmens geherrscht.“

Am 13. Juli 1840 nach Smyrna zurückgekehrt, erkrankte der Erzherzog und musste zu seiner Genesung einen Landaufenthalt in Bournabat beziehen, den er zur Verfassung eines detaillierten Berichtes über die Dardanellen für seinen erlauchten Vater benützte. Dort traf ihn auch die Nachricht Baron Stürmer's (ddo. Constantinopel, 4. August) von dem abgeschlossenen Londoner Vertrag (vom 15. Juli) der vier europäischen Großmächte: Österreich, England, Preußen und Russland, der auf den Schutz der Pforte in der ägyptischen Angelegenheit abzielte.

Nach der Periode friedlicher und wissenschaftlicher Leistungen, belebte nun kriegerischer Thatendurst das Herz des jugendlichen Heldensohnes.

Vermöge der eingetroffenen Instructionen hatte sich Contre-Admiral Baron Bandiera mit dem englischen Admiral Stopford zu vereinigen und nach Alexandrien zu segeln. Die verbündete Flotte verließ am 16. August Smyrna. Die österreichischen Schiffe ankerten schon am 20. des gleichen Monats vor Alexandrien, während die englische Flotte erst am 24. dort eintraf.

Wie wenig der Vice-König von Ägypten den Ernst seiner Lage aufgefasst haben mochte, geht aus der Thatsache hervor, dass er den Versuch unternahm, Erzherzog Friedrich zu einer Tafel einzuladen; eine Ablehnung war die Folge dieses Schrittes.

Als am 5. September Rifaat Bey, der Abgesandte der hohen Pforte und die übrigen Commissions-Mitglieder, welchen die Schlichtung der ägyptischen Angelegenheiten übertragen war, unverrichteter Dinge abreisten, verließ am 6. September auch die vereinigte Flotte den Hafen von Alexandrien und segelte nach Beirut, wo bereits Commodore Charles Napier mit 6 Linienschiffen, die österr. Corvette Lipsia und die türkische Escadre vor Anker lagen.

Alsbald wurde in der 8 Seemeilen nördlich von Beirut liegenden Bucht von Djounié (Dschunieh) ein Corps von 5700 Mann türkischer und 1400 Mann englischer Truppen gelandet, das in der Folge durch österreichische Detachements und Raketengeschütze eine Verstärkung erhielt. Gleichzeitig ward die Fregatte Guerriera unter Napier's Befehle gestellt.

Den ruhmreichen Antheil des jugendlichen Erzherzogs am syrischen Kriege haben wir gelegenheitlich der Erzählung dieses Letzteren, bereits geschildert, *) allein wir können uns nicht versagen noch einige Worte beizufügen, welche vielleicht geeignet sind, das Bild seiner Person noch mehr zu charakterisieren.

---

*) Siehe Seite 187.



Erzherzog Friedrich erstürmt Saida.
Nach einer Original-Aufzeichnung von Joh. N. Geiger.

Laut sprechen nämlich Admiral Stopford, Commodore Napier und andere Commandanten in allen Schreiben sowohl an den Hof, als auch an Contre-Admiral Baron v. Bandiera und an den Erzherzog, diesem das wohlverdienteste Lob aus. Stopford's Bericht an seinen Hof enthält die folgende Stelle: „Der junge Erzherzog ist ein ebenso ausgezeichneter Seemann, als ein tapferer Officier. Sein Betragen wirkt auf unsere eigene Marine mit Begeisterung und es ist bei derselben nur Eine Stimme über dasselbe."

Der tapfere Erzherzog erhielt, wie bereits erwähnt, für sein ausgezeichnetes Benehmen am Tage von Saida das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens, welches seinem erlauchten Vater mittelst kaiserlichen Handschreibens, folgenden Inhalts übermittelt wurde:

„Es kann für Euere Liebden nur ein erhebendes Gefühl sein, so früh einen Ihrer Söhne eine Heldenlaufbahn betreten zu sehen, auf welcher Euere Liebden so viele Lorbeeren pflückten und nicht ohne Grund die Hoffnung nähren zu können, dass auch in Ihm Unserem Hause und dem Vaterlande eine Stütze heranwächst, die für Österreich die Waffen mit Ruhm zu führen wissen wird.

Schönbrunn, am 25. October 1840.

Ferdinand m. p.

Ebenso übersandte Kaiser Nikolaus mit der schmeichelhaftesten Anerkennung dem Erzherzoge den St. Georgsorden IV. Classe und König Friedrich Wilhelm IV. den k. preußischen Militär-Verdienstorden. Außerdem schmückten noch 16 Orden, unter welchen auch das ihm bei seiner Anwesenheit in Windsor am 6. December 1842 von der Königin Victoria verliehene Großkreuz des Bathordens, seine Brust.

Als der Erzherzog am 15. November die Nachricht von der Verleihung des Maria Theresien-Ordens erhielt, schrieb er voll Bescheidenheit ganz kurz in sein Tagebuch: „So großes Lob, das man mir von allen Seiten ertheilt, legt mir die heilige Pflicht auf, es auch ganz zu verdienen und den Erwartungen vollkommen zu entsprechen, die man in mich setzt."

Nach schweren Stürmen an der syrischen Küste, während welchen in der Nacht zum 11. December 1840 der Blitzstrahl zweimal in das erzherzogliche Schiff einschlug und sechs Schritte vom Erzherzog entfernt, einen Matrosen tödtete und einen anderen am Fuße lähmte, verließ die Fregatte Guerriera am 20. Jänner 1841 die Levante und segelte nach Triest. Dort musste vom 13. bis zum 26. Februar Contumaz gehalten werden. Die Unannehmlichkeit dieser Zeit milderte des Erzherzogs Bruder Albrecht (damals Brigadier in Graz), welcher ihm an Bord freiwillig Gesellschaft leistete.

Am letztgenannten Tage übergab der Erzherzog das Commando der Fregatte und betrat, mit lautestem Jubel empfangen, die Stadt Triest. Einige Tage später eilte er nach Wien, wo er am 6. März seinen geliebten Vater und seine Geschwister begrüßte.

Als der Erzherzog am 9. März zum erstenmale die Kaiserloge des Hofburgtheaters betrat, ließ der Kaiser ihn vortreten. Mit lautestem Jubel begrüßte das Publicum den sieggefeierten Prinzen.

„In diesem Momente," erzählt J. Bergmann, ein gewesener Lehrer des jungen Seehelden, „nahm der Kaiser seinen Oheim, den greisen Erzherzog Karl an der Hand, als ein Zeichen, dass dem Vater wie dem Sohne gleiche Ehre gebüre, worauf abermals begeisterter Zuruf und Applaus das Haus durchrauschte. Der Prinz, von den tiefsten Gefühlen ergriffen, sank dem Vater an die Brust, der ihn freudig umarmte und küsste, worauf er sich verbeugte und tief gerührt die Hand seines Vaters an seine Lippen führte. Bei diesem alle Herzen ergreifenden Anblick durchbrach der Jubel des Publicums alle Schranken."

Nach seiner Rückkehr aus Wien widmete sich der Erzherzog mit ganzem Eifer dem Dienste im Commando über den ersten Seebezirk Venedig, das er, gleichzeitig Brigadiersdienste leistend, bis in das Jahr 1842 führte.

Sein Beruf als künftiger Befehlshaber der österr. Kriegs-Marine, machte es nothwendig, dass der Prinz vorher die bedeutendsten maritimen Etablissements der großen Seemächte und ihre leitenden Persönlichkeiten aus eigener Anschauung kennen lerne. Diese Rücksichten gaben den Anlass zu einer Reise nach

England mit der kurz vorher vom Stapel gelassenen Fregatte Bellona von 52 Kanonen, deren Commando der Erzherzog im Juni 1842 übernommen hatte. Auch hier wob die Zärtlichkeit seiner nächsten Angehörigen ein reizendes Bild, würdig der Erinnerung eines jeden Patrioten. Am 30. Juni, dem Abfahrtstage der Bellona kam im Hafen von Pirano des Erzherzogs Vater mit seinen Söhnen Albrecht und Wilhelm und der durchlauchtigsten Tochter Frau Erzherzogin Maria, die 1852 die Gemahlin des Erzherzogs Rainer wurde, an Bord der Fregatte. Erhebend und rührend war die Scene, als unter dem Donner des Geschützgrußes auf dem Verdecke des reichbeflaggten Schiffes der greise Held seinen jugendlichen, blühenden, wackeren Sohn umarmte und ihm seinen besten Segen zur Reise mitgab. Am Abend desselben Tages lief die Fregatte Bellona in See. Die interessante Reise nahm einen glücklichen Verlauf und schon am 9. September betrat der Erzherzog, der in Algier, Gibraltar und Lissabon je einige Tage der Besichtigung gewidmet hatte, zu Plymouth den englischen Boden.

Von dieser wichtigen Seestadt aus bereiste der Erzherzog alle durch hohe Industrie, Handel oder durch militär-maritime Bedeutung wichtigen Städte und Plätze Englands und Schottlands, allerorts, namentlich zu Windsor am königlichen Hofe mit außerordentlichen Ehren empfangen. Während seines mehrmonatlichen Aufenthaltes auf britischem Boden trat er mit den hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes in Berührung; einzelne derselben, wie der rühmlichst bekannte damalige Capitän Fitz-Roy, geleiteten ihn auf seinen weiten Bereisungen, wodurch der praktische Wert dieser letzteren wesentlich erhöht wurde.

Über kaiserlichen Befehl hatte, als Erzherzog Friedrich sich zu Portsmouth wieder auf die Fregatte Bellona eingeschifft hatte, die Reise nach Triest ohne Berührung von Zwischenhäfen stattzufinden. Stürmisches Wetter gestattete die Abfahrt erst am 1. Jänner 1843. Ein günstiger Wind führte die Bellona bald durch den Canal; am 7. Jänner ein erwünschter Nord hinab gegen Süden; am 11. vor der Enge von Gibraltar sprang frischer Westwind auf, der die Fregatte rasch in das Mittelmeer bis zur Adria brachte und damit die Gunst des Wetters unübertroffen bleibe, erhob sich bei Otranto am 18. Jänner ein starker Scirocco, der am 21. Jänner bei Pola durch frische Bora abgelöst, das Schiff am folgenden Tage nach Triest geleitete.

Das umfangreiche Tagebuch des Erzherzogs über diese Reise schließt mit den Worten:

„Mit frischer Bora ankerten wir um 1 Uhr mittags vor dem Molo San Carlo von Triest. Es kamen also gleich mich zu besuchen: der Fregatten-Capitän Raffaele (Divisionscommandant), dann der Gouverneur Graf Stadion, FML. Ludwig Baron Piret und Johann Graf Waldstein. Ich fand keinen Befehl für die Bellona vor, musste daher selben erwarten. Niemand glaubte, es sei die Bellona, da man zugleich eine neapolitanische Fregatte erwartete. Wir machten die Fahrt von Spithead nach Triest genau in 21 Tagen. Noch nie hat ein Segelschiff diese Reise schneller zurückgelegt."

Die in den letzten Worten erwähnte schnelle Fahrt zeichnete überhaupt auch die früheren Reisen des Erzherzogs aus, wie denn seine seemännische Tüchtigkeit meist mit der Gunst der Verhältnisse gepaart war. Am 6. Februar 1843 war Erzherzog Friedrich in Wien und wohnte am 5. April der erhebenden Feier bei, als der Kaiser die Brust seines ruhmgekrönten Vaters zu dessen 50jährigem Jubiläum das Großkreuz des militärischen Maria Theresien-Ordens im Beisein des gesammten Hofes mit den Insignien dieses Ordens in Brillanten schmückte. *)

Der Erzherzog wurde nun zum Contre-Admiral ernannt und im August 1844 zum Vice-Admiralen und Marine-Obercommandanten an Stelle des in Ruhestand getretenen Marquis Hamilkar Paulucci. Nun eröffnete sich seinem strebsamen Geiste die langersehnte Gelegenheit, Österreichs Kriegsseewesen der durch mancherlei Ursachen nothwendig gewordenen Reform zu unterziehen. Hauptsächlich war er bedacht, der Marine den traditionell herausgebildeten, venetianisch-provinciellen Charakter zu benehmen, den Geist des Personales zu heben und die ökonomischen Verhältnisse zu regeln. Leider vernichtete der frühzeitige Tod des Erzherzogs die gerechten Hoffnungen, die Österreich an seinen Namen und glänzenden Ruf knüpfte. Seine Be-

---

* Siehe Seite 229 und B. E. I. 606.

strebungen in dieser Richtung zu schildern, wird eine dankbare Aufgabe der Geschichtsschreibung bilden.

Bevor wir zu seinen Erlebnissen während der ihm noch beschieden gewesenen drei Lebensjahre übergehen, seien hier noch einige Worte über die persönlichen Eigenschaften des Erzherzogs eingeflochten.

Der Erzherzog war über mittelgroß; ein schönes Oval umschrieb das freundliche Antlitz, in welchem sich die Ähnlichkeit mit seinem Großvater Kaiser Leopold II. nicht verkennen ließ. Die hellen Augen, dunkles reiches Haar, frische Färbung gaben ihm den fesselnden Ausdruck eines blühenden Jünglings. Seine geistige Befähigung spiegelt sich in allen seinen zurückgelassenen Tagebüchern, Schriften und Briefen. Immer klar, fest und sicher und das Rechte mit dem rechten Worte treffend, ist die Charakteristik seiner Schilderungen, aus welchen zu entnehmen ist, mit welcher Aufmerksamkeit der junge Prinz die verschiedenartigsten Gegenstände, Personen und Verhältnisse, sowie die Naturbilder auffasste und aufzeichnete. Auf allen seinen Fahrten beachtete er besonders die Gegenstände seines Berufes, also Schiffe, Befestigungen, Arsenale, überhaupt die Kriegsmacht und deren Einrichtungen und Anstalten; desgleichen schenkte er berühmten und merkwürdigen Stätten des Alterthums und ihren Denkmälern, häufig mit Bezugnahme auf Herodot und Pausanias, die er mit Liebe studierte, seine volle Aufmerksamkeit.

Am 1. Mai 1844 wohnte der Erzherzog der Vermählung seines ältesten Bruders Erzherzog Albrecht mit der königlichen Prinzessin Hildegarde von Bayern in München bei; auch nahm er im gleichen Jahre an den Festlichkeiten theil, welche dem Kaiserpaare zu Triest bereitet wurden. Bei dieser Gelegenheit führte der jugendliche Vice-Admiral den greisen Vice-Admiral Grafen Sylvester Dandolo, dessen Seedienste in die Zeiten der alten venetianischen Republik zurückreichten, in seiner Equipage nach der Residenz, wo letzterer aus kaiserlicher Hand den Orden des goldenen Vlieses empfieng. Hierauf geleitete er die Majestäten nach Pola und wieder zurück nach Triest. Im künftigen Jahre u. z. am 2. Juni ward er in Wien feierlichst in den Johanniter-Orden aufgenommen.

Nach einigen kurzwährenden Reisen nach Deutschland, den Niederlanden, dann mit der Fregatte Bellona nach Neapel, war das Jahr 1846 zu Ende gegangen. Die ersten Schatten sollten sich nun gar zu bald auf den lichtvollen Lebenslauf des Erzherzogs legen. Am 24. April 1847 erkrankte des Erzherzogs geliebter Vater, und starb am 30. desselben Monats. Erzherzog Friedrich eilte nach Wien und gab ihm das letzte Geleite. Schon damals scheint er den Keim des frühzeitigen Todes in sich geführt zu haben. Fünf Monate später ereilte auch ihn der Engel des Todes. Es war nämlich in Folge einer seit längerer Zeit stattgefundenen Verhärtung der Leber die Galle entartet und die hiedurch hervorgerufene Gelbsucht erschöpfte unerwartet schnell seine Kräfte.

Nach kurzem, aber schmerzvollen Kampfe hauchte er in den Armen seines ihm warm und treu ergebenen Mentors, Baron Lebzeltern um 11¾ Uhr nachts zum 6. October 1847 seine edle Seele aus.

Sein einbalsamierter Körper ruht in der Malteser-Ordenskirche S. Giovanni Battista zu Venedig, während das Herz in der dortigen Marien-Kirche beigesetzt ist.

Abgesehen von seinen hohen militärischen Tugenden, hatte Erzherzog Friedrich die ehrfurchtsvollste Zärtlichkeit gegen seinen erhabenen Vater, warme brüderliche Liebe für seine erlauchten Geschwister und innigste Anhänglichkeit an das hohe Kaiserhaus, zu dessen würdigsten Sprossen man ihn mit Recht zählt.

Wie kurz auch sein Leben war, er umgab es mit Verdienst und Ruhm. Aufrichtig beweint, wurde er in die stille Gruft gesenkt, aber sein Name wird fortleben und genannt sein mit den Edelsten und Besten seiner Zeit und seines von ihm wahrhaft geliebten Vaterlandes.

Josef Ritter von Lehnert.

Josef Jungmann,
čechischer Sprachforscher und Schriftsteller.

Josef Jungmann wurde am 16. Juli 1773 zu Hudlitz in Böhmen als der Sohn eines armen Landmanns geboren. Seine Vorbildung erhielt er an der Piaristenschule zu Beraun, dann auf dem Neustädter Gymnasium in Prag, woselbst er nach absolvierten Gymnasialstudien Philosophie und Rechte studierte und zugleich den Grund zu seiner gediegenen Kenntnis der neueren Sprachen und Literaturen legte. Ein geringfügiger Vorfall war für die Berufswahl dieses genialen Mannes entscheidend. Jungmann's Bildung war, wie sein Name, deutsch; so kam es, dass er seine Muttersprache nur wenig beherrschte. Als er nun einmal sein heimatliches Dorf besuchte, erregte sein Radebrechen des Čechischen den Spott seiner Dorfgenossen. Dieser Vorfall machte auf ihn einen tiefen Eindruck, und die Folge war, dass aus dem bislang in nationalen Dingen gleichgiltigen Mann ein glühender Patriot wurde. Er beschloss, das Versäumte nachzuholen und sein Leben der Wiedererweckung seines Volkes zu widmen. Daher entschied er sich, entgegen seiner ursprünglichen Absicht, für das Lehramt, wurde 1800 Professor am Gymnasium in Leitmeritz, später am Altstädter Gymnasium zu Prag, welcher Anstalt er von 1815 an bis zu seiner Pensionierung 1845 als Präfect vorstand. Seine Ruhe genoss er indess nicht lange. Nach kurzer Krankheit verschied er in Prag am 16. November 1847.

Jungmann setzte das von J. Dobrovský so glänzend begonnene Werk der Läuterung und Vervollkommnung der čechischen Schriftsprache fort. In der Erkenntnis der Unzulänglichkeit des Sprachschatzes der sogenannten „goldenen Zeit" für die wissenschaftlichen Aufgaben der Gegenwart, schuf er neue Begriffe und Wortbildungen, für welche er das Materiale den verwandten slavischen Sprachen entlehnte; eine Neuerung, welche vollständig gelang, den edlen und bescheidenen Mann aber in eine heftige Fehde mit den Anhängern des Alten verwickelte. Mit welch' methodischem Geschick übrigens Jungmann seiner Aufgabe gerecht zu werden verstand, zeigt die Reihefolge seiner bedeutendsten Schriften. Auf die „Abhandlung über die čechische Sprache" 1806, in welcher er mit großer Gewandtheit das Recht derselben auf weitere Entwicklung vertrat, folgte gleichsam als Beweis für die Bildsamkeit und Fähigkeit derselben, die hehrsten Gedanken vollwertig auszuprägen, die Übersetzung von Milton's „Verlorenes Paradies" 1811. In der „Slovesnost" (einer Art čechischen Anthologie oder Literaturkunde 1820), lieferte er einen praktischen Leitfaden für angehende čechische Schriftsteller in Verbindung mit einer Stilistik. Bedeutender war seine „Geschichte der čechischen Literatur" (Prag, 1825), ein wissenschaftlich geordneter vollständiger Nachweis der gesammten literarischen Erscheinungen in čechischer Sprache. Sein Hauptwerk ist aber das „böhmisch-deutsche Lexikon" in 5 starken Quartbänden (1835 bis 1839), an dem er seit 1800 mit beispielloser Ausdauer arbeitete, und das an gründlicher Sprachkenntnis und Vollständigkeit des Inhalts alles bis dahin in dieser Art Erschienene weit übertraf. Es bildete den Grundstein für die neu auftretende čechische Literatur, für Jungmann aber ein Denkmal dauernden Ruhmes.

Solche Verdienste konnten nicht unbemerkt bleiben. Kaiser Ferdinand zeichnete ihn 1839 durch Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldsordens aus und ernannte ihn 1847 zum ordentlichen Mitgliede der neu gegründeten kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

Franz Schmied.

Dr. Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör, Erzbischof, Patriarch.*)

Es liegt wohl in dem jetzigen Zeitgeiste, alles dasjenige in der Literatur, was eine positive Religion verherrlicht, was unsere inneren, geistigen Beziehungen mit dem Überirdischen, was die Lehren der Kirchenväter und die Dogmen des Christenthums zum Gegenstande tiefer Betrachtungen und gläubiger Anschauungen macht, von vorneherein geringschätziger zu behandeln, als die Ausflüsse der realistischen, jedes Ideals baren Erzeugnisse der sogenannten Freidenker und Freigeister. Die Strömung dieses Jahrhunderts ist der Realismus, und alles, was gegen den Strom arbeitet, was, den Blick gegen Oben gerichtet, an eine Vorsehung glaubt, und auf eine höhere, menschenwürdigere Existenz hofft, erhält sich nur schwer über dem Wasser durch die Lebensdauer und sinkt in Vergessenheit nach dem Tode.

Der Sinn für die Sagen der Vorzeit, für die Märchen längstversunkener Tage, für alles, was nicht handgreiflich und vollständig klar zu Tage liegt, kommt uns allmählich immer mehr abhanden. Und doch liegt in unserer ganzen Existenz selbst etwas so Märchenhaftes, so Unbestimmtes, dass wir darauf angewiesen sind, Ideale zu schaffen und zu nähren, um dem Leben einen größeren Wert, eine schönere Bedeutung zu geben.

Berthold Auerbach spricht diesen Gedanken so schön in den Worten aus: „Wer in der wirklichen Welt arbeiten und in der idealen leben kann, der hat das Höchste errungen.“ Und so sei dieses Blatt dem Gedächtnisse eines Mannes geweiht, der dieses Höchste im Leben erreicht hat. Es ist auch Einer von Jenen, die jetzt schon viel zu wenig mehr gewürdigt, und die, dank ihrer idealen Richtung, sogar vielfach angefeindet werden. Sein Bild steht aber so licht und klar und makellos vor uns, dass selbst die Verleumdung es nicht verdunkeln kann.

Dieser Mann ist der 1847 verstorbene Patriarch Erzbischof Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör.

Er ward am 2. November 1772 in einem kleinen Dorfe des Stuhlweißenburger Comitats in Långh geboren. Sein Vater war Gutsverwalter der gräflich Zichy'schen Familie, die auch heute noch dort ansässig ist. Die Pußta mit ihrem melancholischen Reize, war der erste Eindruck, den des Kindes Seele in sich aufnahm und der sanfte, melancholische Zug, der durch manche seiner späteren Werke geht, ist vielleicht ein leiser Nachklang dieses ersten Eindrucks. Denn nichts geht verloren, was wir einmal in uns aufgenommen; unbewusst lebt es in unserem Innern fort, theilt sich unserem Seelenleben mit. In Stuhlweißenburg und Fünfkirchen machte er seine Studien, um sich nach Vollendung derselben dem Staatsdienste zu widmen. Da ergieng an den Jüngling der Antrag, als Secretär und Reisebegleiter in die Dienste eines sicilianischen Edelmannes zu treten. Ein verlockender Antrag für einen zwanzigjährigen strebsamen jungen Mann! So zog Pyrker denn im Frühjahre 1792 gegen Süden. — Doch, kurz vor der Überfahrt von Neapel nach Sicilien ward sein Entschluss erschüttert. Durch welche Umstände dies geschah und was damals in der Jünglingsseele vorgegangen, wer vermag es zu sagen? Einem inneren Drange folgend, trat er die Heimreise an, entgieng mit knapper Noth der Gefahr, in die Hände räuberischer Corsaren zu gerathen — und sog mit unnennbarer Wonne die Schönheit, den ganzen Zauber der südländischen Natur auf seiner langen Fußwanderung ein. — Damals war es, dass seine Phantasie die glutvollen Bilder in sich aufnahm, die später in seinem schönen Heldengedichte „Tunisias“ den Leser entzücken sollten. Damals war es auch, dass sein Lebensschicksal sich entschied. Ein Mönch des Cisterzienser-Ordens hatte sich an den Jüngling geschlossen und im gemeinsamen Verkehre, tauschten sie Lebensansichten, Meinungen und Bekenntnisse aus, und als Pyrker wieder in die Heimat angelangt war, stand sein Entschluss fest, Cisterzienser zu werden.

Am 28. October 1792 betrat er zum erstenmale das in reizender Gegend gelegene

*) V. E. II. 644.

Cisterzienser-Kloster Lilienfeld bei Sanct Pölten in Nieder-Österreich, wo er, dem Kloster zum Segen und sich selbst zum Heile, viele Jahre wirkte. In Sanct Pölten machte Pyrker die theologischen Studien und erhielt 1797 die priesterlichen Weihen. Trotz seiner Jugend erkannten die Ordensbrüder bald jenen klaren Geist in ihm, jene Thatkraft, die Großes vollbringen kann und vollbringt, sobald die Gelegenheit sich dazu bietet. Bis zum Jahre 1807 arbeitet er rastlos an der Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse des Stiftes, die im Argen liegen und erzielt vortreffliche Resultate.

1807 wird er zum Pfarrer, der zum Stifte gehörenden Diöcese Türnitz ernannt. Schwere Zeiten sind es für das ganze Land und auch für das kleine Dorf Türnitz. Der französische General la Bruyère droht den Ort in Brand zu stecken und nur dem muthigen Auftreten Pyrker's verdanken die Einwohner ihre Rettung vor gänzlichem Verderben.

1812 wird der bewährte Mann in das Stift zurückberufen als dessen Prior und Administrator und am Ende desselben Jahres wurde er dessen Abt. Keine bessere Wahl konnte getroffen werden. Durch seine Milde und Gerechtigkeit ist er Allen ein leuchtendes Vorbild, durch seine Thatkraft und seinen regen Geist wirkt er wahre Wunder der Reform. Die materiellen Verhältnisse des Klosters bessern sich zusehends. Die Bibliothek, die Naturalien- und Gemälde-Sammlung haben eine verständige leitende Hand gefunden, alles behält er im Auge! Das Stift gedeiht und wird zu dem, was es heute noch ist: eine hochgeweihte Stätte geistigen und geistlichen Lebens. Auch schriftstellerisch beschäftigt er sich und erwirbt sich ein großes Verdienst durch die Herausgabe der gelehrten Schriften des 1757 verstorbenen Cisterziensers Hanthaler. Dieser Zeit entstammen auch theilweise seine später herausgegebenen Werke voll poetischem und tief religiösem Werte.

1819 empfängt Pyrker von dem hochbetagten Bischofe Graf Hohenwart die bischöflichen Weihen und zum Schmerze seiner Ordensbrüder wird er der friedlichen Stille entrissen und zum Bischofe von der Zips ernannt. Er selbst trennt sich nur schwer von Lilienfeld, dem er in seinem vaterländischen Epos „Rudolf von Habsburg" ein schönes Blatt der Erinnerung geweiht hat.

Sein Aufenthalt in der Zips dauert nur drei Jahre. Doch für einen so eifrigen Hirten genügt diese kurze Spanne Zeit, um allenthalben Gutes zu thun und Ersprießliches zu leisten. — So gründete er dort ein Seminar für Landesschullehrer. Nach drei Jahren besteigt er den uralten Patriarchensitz von Venedig. In der Lagunenstadt widmet er sich mit aller Kraft und Begeisterung seinen Pflichten, übt, soweit es mit seiner Stellung vereinbar, einen politisch-versöhnlichen Einfluss und ist da, wie überall ein Vater der Armen. Die erkenntliche Stadt läſst ihm zu Ehren Medaillen mit seinem Bildnisse prägen und vertheilen. Sein Kunstsinn aber findet reichen Genuss an den herrlichen Denkmälern einer vergangenen glänzenden Zeit. Vom Kaiser durch die Verleihung der Geheimen Rathswürde und des Ordens der eisernen Krone I. Classe ausgezeichnet, kehrt er in seine Heimat, nach Ungarn zurück, um das Erzbisthum Erlau und die damit verbundene Obergespanswürde im Heveser Comitat, 1827, zu übernehmen. Da wirkt er 20 Jahre ununterbrochen, als ein edler Hirte, als ein echter Kirchenvater, ein eifriger Vertreter alles Edlen und Schönen, als ein Förderer und Wohlthäter für seine ihm anvertraute Herde! Aufgeklärt, im wahren Sinne des Wortes, ist sein Hauptaugenmerk auf die Erziehung der Jugend, d. i. auf die Heranbildung tüchtiger Lehrer gerichtet. Durch die Gründung eines Lehrer-Seminars und einer Zeichenschule, durch die Stiftung einer Gemäldesammlung, durch Unterstützung armer Künstler wirkt er im ganzen Comitat überaus segensreich. Überall regt er Neuerungen und Verbesserungen an — so den Bau einer Kunststraße, die von ungeheuerem Nutzen für den Verkehr. — Ihm verdankt Erlau den schönen Dom, für dessen Ausschmückung er bedeutende Legate vermachte. Er bestellt das Mittelaltarbild bei einem jungen Maler, dessen aufstrebendes Talent er reichlich unterstützte, indem er den jungen Mann nach Venedig kommen ließ, damit er dort an den alten Kunstwerken seine Studien mache. Es war das der bekannte Maler Dannhauser, der sich durch seine Genrebilder einen schönen Ruf erworben hat.

Zur bösen Zeit der Cholera aber ist Pyrker der barmherzige Samariter, der Helfer und Tröster in Noth und Tod! Selbst von

schweren Leiden heimgesucht — er litt an neuralgischen Gesichtsschmerzen, sucht er in Karlsbad, in Gastein Heilung, findet aber nur vorübergehende Hilfe. Doch der Anblick der leidenden Menschheit bewegt sein edles Herz und er macht in beiden Bädern Stiftungen für kranke Krieger, eine Idee, die seither so vielfache Nachahmung gefunden, den armen Blinden aber schenkt er ein Haus in Wien. So denkt er mit dem Herzen und alle seine Schritte sind von Wohlthaten begleitet.

Bei allen seinen körperlichen Leiden ist er unausgesetzt thätig und von gleichmäßiger Liebenswürdigkeit für seine Umgebung. — Der Körper erliegt endlich der Krankheit. Im Jahre 1847 sucht er in Wien bei berühmten Ärzten vergebens Hilfe — und kehrt nicht mehr in seine irdische Heimat zurück, da er in die himmlische einberufen wird. Er sieht dem Tode ruhig entgegen, denn er hat die ihm verliehenen Gaben reichlich verwertet. Noch am Tage vor seinem Tode beschäftigte er sich mit seiner Lieblingsliteratur — der italienischen — und liest im „Orlando furioso“ — dann, fühlend, dass es zu Ende geht, begehrt er die hl. Sterbesacramente und bleibt im innigen Verkehr mit Gott. Seiner Umgebung verkündet er seine nahe Auflösung und mit der Frage, wohl an sich selbst gerichtet: Ist Alles in Ordnung? haucht er seine edle Seele aus — am 2. December 1847, 4 Uhr morgens.

Das Leichenbegängnis fand unter großem Gepränge statt — das ganze geistliche und warmfühlende Wien war vertreten — das literarische war leider nicht zahlreich anwesend. Sein Leichnam wurde dann in Lilienfeld in dem von ihm selbst gewählten Grabe bestattet. Dieselben Berge, dieselben Wiesen und Bäume, die sein jugendliches Auge bewundert, umgeben ihn und der Wasserfall des Lesingbaches, den er dem Wanderer zugänglich gemacht, rauscht und singt ihm sein Schlummerlied. Und nun zu seinen Werken!

Seine Perlen der Vorzeit (herausgegeben 1823) erschienen deutsch, italienisch und ungarisch, sie sind poetische schöne Klänge aus längst vergangenen Tagen der Propheten. Das Halbdunkel der Vorzeit ist schlicht und schön geschildert und es geht ein großer Zug durch diese bukolischen Gesänge. Seine zwei geschichtlichen Epos „Tunisias“ (herausgegeben 1820) und „Rudolf von Habsburg“ (1824) geben Zeugnis von der dichterischen Kraft des Verfassers. In Tunisias ist die ganze orientalische Pracht entfaltet und die Sprache erhebt sich zu orientalischem Bilderreichthum. Der glorreiche Kampf Karl V. um Tunis wird plastisch geschildert, nicht ohne jenen, bei Pyrker so häufig vorkommenden mystischen Zusammenhang mit den abgeschiedenen Geistern und den unsichtbaren Mächten.

In „Rudolf von Habsburg“ verherrlicht er den Ahnherrn unseres Kaiserhauses und die Liebe zum Vaterlande als solches. Die Bewunderung für die Naturherrlichkeiten in diesem Vaterlande begeistern den Dichter und den Leser des Dichters. Seine Lieder der Sehnsucht nach den Alpen und Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel athmen den Frieden des eigenen Herzens. Pyrker vereint in seinen Werken die vollkommene Beherrschung der Sprache, eine lebhafte Phantasie und jenen tief religiösen Sinn, der alles wie ein silberklarer Quell durchzieht und belebt. Jedes Wort ist tiefster Überzeugung entsprungen und das drängt sich dem Leser unwillkürlich auf.

So steht Ladislaus Pyrker da, ein ganzer Mann, ein edler Kirchenfürst, ein Dichter von Gottes Gnaden und ein Idealist in der edelsten Bedeutung des Wortes. Er hat das Höchste errungen: „Ideal in seinen Anschauungen und thätig im wirklichen Leben.“

Seine zahlreichen Stiftungen und guten Werke sind ein herrlicher Samen, der schon reiche Früchte getragen und noch tragen wird. Seine persönliche Erscheinung im Leben und seine Stellung in der deutschen Literatur stempeln ihn zu einer wahren Zierde in den Annalen österreichisch-ungarischer bedeutender Erscheinungen.

José Freiin Schneider von Arno.

Oberst Karl von Kopal
und das 10. Feldjäger-Bataillon bei Santa-Lucia und Vicenza.*)

„Monte Berico! Kopal ruft.“

Auf dem Kopalplatze in Znaim, an der Wien-Prager Reichsstraße, steht das durch patriotische Landsleute 1853 errichtete Denkmal unseres am 3. Februar 1788 in Schidrowitz geborenen Helden, dessen Vater — wie schon der Großvater — auf diesem bei Znaim gelegenen und der Stadt gehörigen Gute die Oberamtmann-Stelle bekleidete. Ihn selbst, den für alle ritterlichen Übungen begeisterten Jüngling, zog es in die Reihen des eben wieder für die Unabhängigkeit des Reiches kämpfenden Heeres, er trat 1805 in das damals mährische Infanterie-Regiment Nr. 22, zeichnete sich als Jäger-Officier besonders bei Schärding, Regensburg**) und Leipzig durch kühne und geschickte Führung seiner Abtheilungen aus, wurde — außer der Rangstour — 1809 zum Oberlieutenant, 1813 zum Hauptmann befördert und gab 1814 in Frankreich neue Proben von Tapferkeit und Umsicht.

Während der langen Friedenszeit im 6. und 7. Jägerbataillon, im 8. Infanterie- und im Tiroler Jäger-Regimente dienend, und 1837 in den Adelsstand erhoben, übernahm Oberst von Kopal 1846 zu Mailand das Commando des zur Brigade GM. Graf Strasoldo gehörigen und von diesem tapferen General als dessen früherem Commandanten sehr kriegstüchtig ausgebildeten 10. Jäger-Bataillons, welches im April 1848 mit dem Gros der unter FM. Graf Radetzky stehenden Armee bei Verona eintraf.

Das sardinische Heer, verbündet mit der ganz Italien aufwühlenden Revolution, folgte den wegen ihrer numerischen Schwäche aus der Lombardie abziehenden k. k. Truppen bis an die Etsch; dessen Angriff am Morgen des 6. Mai auf die Stellungen im Westen und Südwesten von Verona führte zur Schlacht bei Santa Lucia. Der wichtigste Theil dieses Dorfes mit dem Friedhofe, gegen welchen der Feind seine Hauptmacht entfaltete, war durch das 10. Jägerbataillon besetzt; dessen Oberst leitete kaltblütig die Vertheidigung: ließ die Munition sparen, bis der Feind die deckenden Steinriegel verließ, schlug drei allgemeine und mehrere vereinzelte Stürme durch umso wirksameres Feuer ab und warf die trotzdem an mehreren Stellen eingedrungenen feindlichen Colonnen durch Bajonnettangriffe immer wieder hinaus.

Nach dreistündigem, höchst ungleichem Kampfe musste endlich die Stellung geräumt werden; am Steilhange aber, der zum niedrigen Thalgrunde von Verona hinabführt, erschienen gegen zwei Uhr nachmittags die aus der Festung vorgeschickten Reserven und griffen in das bald wieder hergestellte Gefecht ein, welches abends mit dem Rückzuge des Feindes auf der ganzen Linie endete. — Als am nächsten Tage Marschall Radetzky die Truppen in Santa Lucia besuchte, umarmte er dankend den tapferen Obersten, welcher durch seinen ausdauernden Widerstand das rechtzeitige Herankommen der Reserven ermöglicht und wesentlich zu einem Siege beigetragen hatte, der unter den Augen seines künftigen Herrschers und obersten Kriegsherrn, Erzherzog Franz Josef, ruhmreich gegen eine große Übermacht errungen worden war. Kopal wurde für diese hervorragenden Leistungen mit dem Ritterkreuz des Leopold-Ordens belohnt.

Das tapfere Bataillon machte gegen Ende Mai den Marsch nach Mantua und — nach den Gefechten von Curtatone und Goito — gegen Vicenza mit, das von allerlei italienischen Contingenten und Schweizer Freischärlern besetzt war. Am 10. Juni traf das Bataillon im Hügellande der Monti Berici südlich von Vicenza ein und wurde der Brigade GM. Baron Culoz zugetheilt, welche seit dem Morgen auf diesem mit Landhäusern, Wein- und Maulbeerpflanzungen bedeckten Höhenrücken ein hinhaltendes Gefecht zu führen hatte.

Als nun gegen 3 Uhr nachmittags der linke Flügel dieser Brigade von einer starken

---

*) V. E. I. 638, 926 II. 834, 855.

**) Nach Graf Thürheim's Lebensgeschichte dieses berühmten Kriegers (Unsere Helden, 10. Bändchen bei Dieter in Salzburg) dürfte die Verwundung Napoleons bei Regensburg durch einen von Kopal abgegebenen Schuss herrühren. A. d. H.



Kampf im Friedhofe zu Santa Lucia (10. Jäger-Bataillon) am 6. Mai 1848.
Nach einer Originalskizze von einem Officier der Armee, Fr. Adam lith.

feindlichen Colonne angegriffen wurde, benutzte der, trotz Unwohlseins commandierende Oberst von Kopal, selbst vom Pferde steigend, einen Hohlweg, um den, durch eine plötzlich demaskierte Batterie zum Stehen gebrachten Schweizern in die linke Flanke zu fallen; er brachte sie völlig in Unordnung, drang mit ihnen vereint in ihre Verschanzungen und rückte — den Fliehenden keine Zeit zur Formierung lassend — weiter vor, als ein Schuss seinen rechten Arm zerschmetterte. *)

Er musste aus dem Gefechte getragen werden; dieses aber hatte damals schon die

*) Unter Kopal hatten sich die Hauptleute Jablonsky, gestorben 1876 als Feldzeugmeister und von Beckh-Widmanstetter, welche mit ihren Compagnien entscheidend in den Kampf eingegriffen, besonders ausgezeichnet. Der letztere Hauptmann

günstigste Wendung genommen: den Zehner-Jägern folgten die übrigen, längs des Höhenrückens, sowie die in der Ebene vorrückenden Truppen und erstürmten das Kloster Madonna del Monte; Vicenza capitulierte und der Marschall konnte dieselben Truppen sofort zur Sicherung des neuerdings bedrohten Verona verwenden.

In der Nacht zum 17. Juni erlag Kopal den Folgen der Amputation seines Armes, das Capitel des Maria-Theresien-Ordens erkannte ihm das Ritterkreuz des Milit.-Maria-Theresien-Ordens zu; seine Kinder, seit 1846 mütterlicherseits verwaist,*) erhob der Kaiser 1852 in den Freiherrnstand; ihr Familienwappen erhielt eine Bereicherung, indem ihm das Bild des Signalhorns einverleibt wurde, welches die Armee dem tapferen Jägerbataillon mit einer schwungvollen Adresse widmete, deren Schluss lautet: „Dem Schweigen des Grabes entführt, töne Euch Kopal's Stimme in jedem Laute des Hornes zur Stunde der Feier, wie zur Stunde des Kampfes. Denn nicht wie ein todtes Schmuck- oder Schaustück soll unsere Gabe in todtem Raume erblinden, leuchten mag sie belebt und belebend im Leben, ein schallendes Banner soll sie sein, indem es mahnt: „Monte Berico! Kopal ruft," der Stolz der Erinnerung an, Vollbrachtes werde uns zu neuem Vollbringen begeistern für Thron und Vaterland, für Ordnung und Recht! Und käme es also, gälte es dereinst auf's neue, dann Kameraden, stehen wir wieder zu Euch, dann menge sich der schmetternden Stimme Kopal's unser Schlachtruf: Blut und Leben für Habsburg, für ein Österreich ganz, einig und groß!"



Tod Kopal's bei Vicenza.
Aus: Blaas, Freskengemälde im Museum des k. und k. Arsenals in Wien, von Prof. Karl Blaas.

Friedrich Ritter von Wiser.

Quellen: Unsere Helden, 10. Bändchen. Hervorragende Heldenthaten österreichischer Krieger von A. Grafen Thürheim. Hauptmann J. Strack, Das Kopal-Denkmal in Znaim und das 10. Feldjäger-Bataillon von seiner Errichtung bis zur 50-jährigen Jubelfeier.

fiel bei der Erstürmung des Borgo Santa Margherita vor Ancona als der zehnte aus seinem Geschlechte seit der Schlacht am weißen Berge. Jablonsky erhielt für Vicenza den Maria-Theresien-, Beckh-Widmanstetter den eisernen Kron-Orden III. Classe. (Hauptmann L. von Beckh-Widmanstetter: „Das k. k. X. Feldjäger-Bataillon bei Erstürmung der Monti-Berici vor Vicenza am 10. Juni 1848" als Manuskript gedruckt.) A. d. H.

*) Aus seiner Ehe mit Therese Freiin von Spiegel entstammten drei Töchter und drei Söhne: Karl, derzeit General-Major, Victor, nach vor dem Feinde und im Frieden ausgezeichneter Dienstleistung als Oberst des Ruhestandes gestorben am 2. Jänner 1892, dem im Wiener Fremdenblatt vom 13. desselben Monats ein wohlverdienter ehrenvoller Nachruf gewidmet wurde und Robert, welcher gleich dem Vater 1866 den Heldentod starb und noch nachträglich durch die Verleihung des Militär-Verdienstkreuzes geehrt ward. A. d. H.

Stanislaus Graf Skarbek,

Humanist.

Wenige Städte können sich mit Lemberg in Bezug auf die Zahl patriotischer Bürger messen, die ihr Erbe gemeinnützigen Werken gewidmet, die Stiftungen, die ihnen ihr Dasein verdanken, künftigen Geschlechtern als gemeinsames Gut hinterlassend, sich selbst aber in der dankbaren Erinnerung das schönste Denkmal stiftend. Wem unter den gebildeten Lesern ist der Name Skarbek's unbekannt, der Name der unermüdlichen, sympathischen Gestalt, die das ganze Leben daran arbeitete, bei seinen Landsleuten guten Geschmack und erhabene Gefühle zu erwecken. Durch die Gründung einer ständigen Bühne, durch die Errichtung eines den Forderungen der neueren Bühne entsprechenden Gebäudes ist der Name „Skarbek" populärer, als der manches Dichters, denn er ist eingeschrieben in die Herzen und in das Gedächtnis aller Jener, welche die Bedeutung des Theaters zu würdigen wissen, welche die Bühne nicht als ein gewöhnliches Mittel der Belustigung, sondern als einen nothwendigen Theil in der Civilisation des Volkes ansehen. Man braucht nur einen Blick auf die polnische Bühne zu richten, um sich zu überzeugen, welche unschätzbaren Verdienste Skarbek durch die Gründung eines ständigen Theaters sich erworben hat. Mit unaufhörlichem Eifer, mit bewunderungswürdigem Gleichmuth gegen Noth und Missgeschick arbeiteten Bogusławski und Kamiński an der polnischen Bühne. Doch krankte letztere an vielen Übelständen. Diesen konnte nur durch Errichtung eines eigenen Theatergebäudes theilweise abgeholfen werden. Dem Wunsche nach einem ständigen Theatergebäude kam der Graf Skarbek in freigebigster Weise entgegen.

Stanislaus Graf Skarbek wurde zu Obertyn in Galizien im Jahre 1778 geboren, erhielt seine erste Erziehung im Piaristen-Collegium zu Złoczow. Nachdem er ein bedeutendes Vermögen von seiner Tante geerbt hatte, verheiratete er sich mit der Gräfin Sophie Jabłonowska. Der vielleicht schon damals gefasste Plan, durch die Gründung eines Theaters sein Volk geistig zu heben, ließ ihn seine Ausgaben möglichst beschränken. Noch heute erzählt man sich viele Anekdoten, die das knickerische Leben Skarbek's in drastischer Weise beleuchten.

Thatsache bleibt aber, dass der Graf riesige Summen im Kartenspiele verlor. Eines Tages überkam ihn aber Reue über das so leichtfertig vergeudete Vermögen. Er befahl seinem Kammerdiener, ihn keine Karten mehr anrühren zu lassen, ja alle Karten, die er zu Hause anträfe, zu zerreißen, und dieses Gebot scheint strenge beobachtet worden zu sein, denn der Graf verzichtete nun gänzlich auf das Kartenspiel. Nach dem Verluste seines Vermögens bat Skarbek seine Verwandten um Rettung vor gänzlichem Ruin, doch wollten letztere davon garnichts wissen. Nun gut, sagte der Graf, gebt mir also wenigstens eure Güter in Pacht! Als ihm dies nach langem Bitten endlich bewilligt worden war, gieng er ernstlich an die Arbeit. Innerhalb der zwölf Jahre, die er auf den gepachteten Gütern zubrachte, selbst rüstig zugreifend und sich nur eines einzigen Beamten bedienend, gelangte er wiederum zu einem riesigen Vermögen. Letzteres, die Frucht langen, ausdauernden Fleißes, beschloss er, gemeinnützigen Zwecken zu widmen. Niemandem kam es in den Sinn, dass der Graf auf den Reisen, die er unternahm, praktische Zwecke verfolgte, und doch war es so; er wollte sich durch die Besichtigung ähnlicher Institute, wie er eines im Sinne hatte, ein Vorbild für seine großartigen Unternehmungen schaffen. Es traf sich damals gut, dass der Erzherzog Ferdinand d'Este ein Theater hatte bauen wollen, und zu dem Zwecke einen tüchtigen Baumeister herbeirief, der ihm treffliche Pläne entwarf. Als aber der Erzherzog später seinen Plan aufgab, kaufte der Graf Skarbek diese Pläne und begann im Jahre 1838 den Bau des Theaters. Wunder erzählt man sich von dem Fleiße und der Ausdauer Skarbek's. Er leitete selbst den Bau, bezahlte selbst die Arbeiter, und gönnte sich keine Ruhe, bis das Theater im Jahre 1842 fertig war. Am 18. März

1842 spielten die Schauspieler zum letztenmale im alten Theatergebäude. Der alte Director Kamiński hielt eine feurige Rede, wobei er wehmüthig an die Vergangenheit zurückdenkt. „Lebet wohl!" endete er seine Ansprache an das Publicum, „doch bevor ich die Schlüssel dieses Tempels übergebe bleibt mir noch eine Pflicht zu erfüllen übrig. Hier sind diejenigen, die mich in meinem Bestreben unterstützten, und mit deren Hilfe ich mehr als 3000 Schauspiele vor eurem Auge darstellen ließ. Es sind Leute, die noch Kraft und Muth genug besitzen, um mit reiner Liebe an dem Altare der vaterländischen Musen zu arbeiten. Mögen sie unter der Freiheit und der gütigen Obhut des Monarchen erfolgreich die heilige Flamme schüren, die wohlwollend flammte und uns günstig beleuchtet." Diese rührende Anrede Kamiński's war nicht ohne Bedeutung. Sie erwähnte bloß die Vergangenheit, streifte aber mit keinem Worte die Zukunft des Theaters, das von nun an Skarbek leiten sollte. Dasselbe Personal sollte einem Manne gehorchen, der nach der Voraussicht der Schauspieler die ästhetischen Bedürfnisse des Theaters, seine Pflichten und seine Bedeutung nicht kennen würde. Doch waren die Befürchtungen des Personales unbegründet. Ein Mann, der aus Liebe für die Bühne ein Gebäude aufführen ließ, dem in Bezug auf den Umfang wie die schöne Ausführung kein gleiches in Lemberg zur Seite stand, konnte den Trägern der Kunst nur ein wohlwollendes Zutrauen entgegenbringen. Durch die Gründung des Theaters eröffnete Skarbek eine neue Epoche in der Geschichte des Lemberger Theaters; die scenischen Aufführungen konnten jetzt regelmäßig und um die Zukunft unbekümmert, kräftig gedeihen, sie trugen viel zur Hebung des Volkes, seiner Sprache und Cultur bei. Das Theater konnte aber anderseits nur dort gedeihen, wo die Regierung die Bestrebungen Skarbek's anzuerkennen wusste. Unvergesslich sind jedem Polen die Worte Kaiser Franz I., der eigenhändig auf einer Bitte Folgendes schrieb: „Ich bin nicht der Meinung, die polnische Sprache und das polnische Theater aus Galizien zu verdrängen."

Mit der Schilderung der Bestrebungen Skarbek's, ein Theatergebäude zu errichten, haben wir seine Thätigkeit bei weitem nicht erschöpft. Graf Skarbek bestimmte durch die Gründungsurkunde vom 12. September 1843 seine Güter, bestehend aus 3 Städtchen und 29 Dörfern, ferner das Theatergebäude mit den darin befindlichen Localen für die Erhaltung einer Wohlthätigkeitsanstalt in Drohowycz bei Lemberg. In diese Anstalt sollten 400 arme Greise und 600 christliche Waisenkinder aufgenommen werden, Wohnung und Beschäftigung erhalten, überdies sollte für die Ausbildung der Waisen zu einem Handwerke gesorgt werden. Gleichzeitig mit der Bestimmung, dass polnische Stücke wenigstens zehnmal im Monate gegeben werden, führte er ein deutsches Drama und eine deutsche Oper ein. Als Graf Skarbek am 27. October 1848 verschied, hinterließ er die Lemberger Bühne nicht in dem Zustande, in welchem er sie vorgefunden hatte — kein Menschenfreund kann als solcher sich einen besseren Nachruhm wünschen, als den sich Skarbek erworben hat. Die Arbeit seines Lebens bezeichnet einen Schritt in der Geschichte der polnischen Bühne. Gleichwohl dringt nur langsam die Überzeugung von seiner Größe und Bedeutung in weitere Kreise über sein Geburtsland hinaus. Denn noch ist es bisher kaum versucht worden, das Andenken dieses großen Menschenfreundes zu erneuern und ihn dem großen, gebildeten Publicum menschlich näher zu bringen.

Eduard Schnobrich.

Franz Xaver Preširen,
slovenischer Dichter.

Franz Preširen (auch Preschern, Preshern und Prešerin geschrieben) wurde am 3. December 1800 in Vrba, einem kleinen Dorfe der Oberkrain geboren. Seine Eltern waren ziemlich vermögende Landleute, die aber sehr fleißig arbeiten und recht sparsam leben musſten, denn der Himmel hatte ihnen einen reichen Kindersegen beschert.

Franz, der Drittgeborene unter acht Geschwistern, verließ kaum 7 Jahre alt das väterliche Haus; frühzeitig schon zeigte er ungewöhnliche Anlagen und große Lust zum Studieren und so entschlossen sich die Eltern schweren Herzens, ihn in die Fremde zu senden.

Die goldenen Tage einer frohen Kinderzeit, verlebt inmitten der prächtigsten Natur, nahmen damit beim kleinen Franz ihr Ende. Dort, wo die krystallnen Wellen der Save vom Triglav herab sich schlängeln, an ihren grünen Ufern zu Füßen der Karavanken stand sein Geburtshaus, dort weinte auch die geliebte Mutter, eine einfache, aber durchaus nicht ungebildete Frau ihrem Herzerkornen schwere Abschiedsthränen nach und begleitete seinen Ausgang mit den heißesten Segenswünschen.

Zu Reifnitz in Unterkrain, wo er dem Schullehrer „in die Kost" übergeben wurde, gieng es ihm freilich nicht mehr so gut, wie daheim, doch war dieser Aufenthalt nicht ohne Einfluſs auf ihn geblieben, denn die Reifnitzer sind ein kräftiges und witziges Völkchen und überlassen gerne jedem, der mit ihnen verkehrt, etwas von ihrer stets bereiten Schlagfertigkeit und von ihren gesunden Ansichten.

Preširen täuschte die Erwartungen derer nicht, welche einstweilen noch seine Geschicke lenkten; er war stets unter den ersten seiner Studiengenossen, fleißig und strebsam, etwas rechthaberisch und zu kleinen Debatten, selbst mit seinen Professoren gerne bereit. Im Jahre 1813 begann er das Gymnasium zu Laibach zu besuchen und 1822 ließ er sich an der Wiener Universität als Hörer einschreiben.

Wenn ihm auch sein Mütterchen bei jeder Gelegenheit etwas zuzusenden trachtete, er überdies ein Stipendium und von einem Onkel eine kleine Unterstützung bezog, so war doch sein Einkommen für den Unterhalt noch unzureichend und Franz musſte sich besonders in den letzten Studienjahren durch Privatlectionen forthelfen.

Das Klinkowström'sche Institut und das Theresianum waren vor allen die Anstalten, an denen er seine Lehrthätigkeit entfaltete. In dem ersteren lehrte er griechische und römische Geschichte und lernte unter seinen Schülern den jungen Grafen Anton Auersperg kennen, der ihm später als Anastasius Grün so manchen freundschaftlichen Vers gewidmet. Auch begegnete Preširen hier den čechischen Literaten Ladislaus Čelakovský, einem Apostel des Panslavismus, dessen Lehren bald den Weg zu Franzens — jeder großen Idee so leicht zugänglichen — Herzen fanden.

Preširen beendigte 1826 seine Studien, doch scheint er sich erst 1828 den strengen Prüfungen unterzogen zu haben, da seine Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde das Datum vom 26. März 1828 führt.

Als unbesoldeter k. k. Praktikant bei der Kammer-Procuratur in Laibach, betrat er 1829 seine kurze Laufbahn im Staatsdienste; er verließ ihn aber schon nach zwei Jahren, da es ihm nicht gelingen konnte, ein Amt, das ihm auch den Lebensunterhalt gewährte, zu erlangen.

Im Jahre 1832 bestand er die Advocatenprüfung, trat in die Kanzlei des Dr. Chrobat in Laibach und verblieb daselbst volle vierzehn Jahre.

Der Drang nach Selbständigkeit hieß ihn auch diese Stelle verlassen und als von der geringen Zahl der damals gestatteten Advocatenstellen eine frei wurde, siedelte er sich als Rechtsfreund im wahrsten Sinne des Wortes in Krainburg an, bis er drei Jahre später am 8. Februar 1839 seine Augen für immer schloſs.

Es gibt wohl kaum ein einfacheres Menschenleben als das eben erzählte des ersten slovenischen Dichters Franz Preširen, und doch, welche gewaltigen innere Stürme bewegten die Seele dieses seltenen Mannes!

War es einerseits der Kummer über die stete Zurücksetzung der Sprache seiner geliebten Mutter, der an ihm nagte, so erschütterten sein Herz wieder anderseits alle Hoffnungen und Qualen einer heißen und inbrünstigen, aber unerwidert gebliebenen Liebe; einer Liebe, deren Glut von einem Dritten nur dann vollends erfasst werden kann, wenn sie der Brust eines Dichters — wie Preširen — entströmt, dem ein Genius die Macht verliehen, in einem prächtigen Sonettenkranze begeisternden Ausdruck und den Frieden der Seele zu finden. In den Anfangsbuchstaben der einzelnen Sonette hat der Verschmähte den Namen der Stolzen und Spröden der Nachwelt erhalten, wenn er ihn auch sonst ängstlich und verschwiegen in seinem Herzen verwahrte.

Diese Liebe war es und noch eine andere — zweifache, welche Preširen's ganzes Wesen eingenommen: Die Liebe zu seiner herrlichen Heimat und zum Slaventhum.

Ein allgemeines, die ganze Menschheit umfassendes Gefühl kommt bei ihm nie zum Durchbruch, sowie auch sein, mit unvermittelter Kraft geäußerter Schmerz stets nur ein, ihn selbst oder seine Umgebung betreffender Schmerz ist. Die Zahl seiner Dichtungen ist nicht groß, doch sind sie äußerst mannigfaltig und umfassen die ganze Stufenleiter menschlichen Fühlens und Denkens vom zartesten Liebesliede bis zum wuchtig dreinschlagenden, von herbem Sarkasmus durchtränkten Epigramme.

Das erstemal trat Preširen im Jahre 1827 vor die Öffentlichkeit, als das „Illirische Blatt" sein Gedicht „Deklétam" in eigener deutscher Übersetzung in seine Spalten aufnahm. Doch hatte er unzweifelhaft schon früher gedichtet, denn er übergab schon während seiner Universitätszeit „eine Theke" an Kopitar, der sie aufmerksam durchblätterte und dem jungen Poeten den Rath gab, seine Arbeiten einige Jahre liegen zu lassen und dann nochmals selbstkritisch durchzugehen. Dies befolgte Preširen auch und mit Ausnahme dreier, verbrannte er die übrigen Gedichte alle.

Seine fruchtbarste poetische Thätigkeit fällt in die Zeit seines unbesoldeten Praktikantenelendes; es ist die Zeit, in der das Slovenenthum auf sprachlichem und literarischem Felde zu sprießen und zu treiben begann, in der Preširen's Freunde Čop und Smolé, Kopitar und Metelko die nationalen Schätze der Volkslieder zu heben sich anschickten, und damit ihrem Volke auch die Liebe zum eigenen, bisher nur als „Dienstbotensprache" angesehenen Idiom anfachten.

In dieser Periode entstanden einige seiner gelungensten Übersetzungen aus dem Deutschen, so: Bürger's Leonore, Körner's Lützows wilde Jagd u. a. Auch in deutscher Sprache dichtete er viel, ja häufig ein und dasselbe Lied in deutscher und slovenischer Sprache zugleich.

Preširen kann als der Gründer der slovenischen Literatur angesehen werden, der aus den vorgefundenen rohen und ungefügigen Lauten eine Sprache voll feuriger Kraft und melodischer Weichheit schuf. Während sein Vorgänger Vodnik noch viel mit der Form zu kämpfen hatte, und sich schließlich für die des Volksgesanges entschied, standen unserem gelehrten und vielsprachigen Dichter die herrlichsten Vorbilder der deutschen und russischen Literatur zu Gebote.

Preširen war ein Verehrer alles Deutschen, doch wollte er, dass in seinem engeren Vaterlande die slovenische Sprache vorherrsche, und dass ihr endlich der Eintritt aus der Domestikenstube in den Salon der Herrschaft nicht verwehrt werde. Er theilte jedoch darin das Schicksal seines kroatischen Zeitgenossen Preradović, der mit den gleichen Bestrebungen bei den höhern Ständen seines Volkes nur wenig Verständnis und fast gar kein Entgegenkommen fand.

Man hielt Preširen für einen Sonderling; nicht jeder verstand ihn und daher kam es, dass trotz der allgemeinen Verehrung und Liebe, deren er sich erfreute, es auch an manchem Gegner und persönlichem Feind nicht mangelte.

Er war offen, edel und gutherzig. Gewöhnlich schweigsam, wurde er bei guter Laune ein ausgezeichneter Gesellschafter; da übersprudelte er von Scherzen und Sarkasmen und bezauberte durch seinen Geist die Menschen.

Mit den Armen theilt er sein Letztes gerne, und insbesondere war er ein großer Kinderfreund. Es war in den letzten Jahren seines Lebens nichts seltenes, den mittelgroßen Dichter mit dem von langem Haare umwallten Kopfe, von einer Schar froher Kinder umgeben, durch die Straßen Krainburgs wandeln, und seine kleinen, doch ausdrucksvollen Augen voll Freude an seinen kleinen Freunden haften zu sehen, wenn er Zuckerwerk oder Früchte unter sie theilte.

Preširen starb aufrichtig betrauert; eine glänzende Leichenfeier gab der Verehrung, die er überall genossen, beredten Ausdruck, und im Jahre 1852 wurde ihm in Krainburg, angesichts des Triglav und der Karavanken, die er so sehr geliebt und so oft besungen, ein würdiges Denkmal gesetzt.

In Deutschland ist Preširen durch seine deutsch gedichteten Lieder bekannt geworden; in jüngster Zeit hat eine, von Eduard Samhaber verfasste und unter dem Titel „Preširenklänge" erschienene, warm gehaltene Charakteristik des Dichters wesentlich zur Kenntnis desselben beigetragen.

Preširen's Werke sind mit seiner Lebensbeschreibung von Josef Stritar bei H. Ničman in Laibach erschienen und füllen einen stattlichen Band.

Karl Gröber.

Quellen: 1. Pesmi Franceta Preširna v Ljubljani. 2. France Preširen, napisao Dr. Fr. J. Celestin u Zagrebu 1882. 3. Prešírenklänge von Eduard Samhaber, Laibach 1880. Deutsche Übersetzungen: Lieder von Franz Presern, deutsch von A. (Graf) Pace, Laibach 1869.

Dr. Ernst Freiherr von Feuchtersleben,

Arzt, Philosoph, Dichter.

Die Geschichte der Machtentfaltung eines Staates entrollt in ihren Anfängen und in den Umgestaltungsepochen meist Bilder der Helden und Gesetzgeber, welche es vermochten, widerstrebende Gewalten zu besiegen, chaotische Wirren zu ordnen und Bahnen zu ebnen, auf welchen Cultur und Gesittung den Einzug in beglückte Länder zu halten begannen. Den Namen der hervorragendsten Männer dieser Art waren zunächst die ersteren Blätter dieses Buches gewidmet. Aber auch die geistigen Größen, welche unblutige Siege erfochten, ideale Schätze des Volkes zu heben und zu mehren gewusst haben, sollen hier ihr Ehrenblatt finden. Dadurch ist keine Art der Reihung ausgesprochen; der Vorliebe, dem Herzensbedürfnisse und der Gesinnungsrichtung des Lesers bleibt es überlassen, vor welchem Bilde er früher oder später, kürzer oder länger in Anerkennung und Bewunderung zu verweilen gedenkt.

Der Zahl der um das Vaterland verdienten Männer gehört in letzterer Richtung Ernst Freiherr von Feuchtersleben an, ausgezeichnet als Arzt, Menschenfreund, Schriftsteller und Staatsmann.

Von seinem Lebenslaufe kann hier nur ein kurzer Abriss gegeben werden; er fand ohnedies zahlreiche Biographen, die mit Genauigkeit und Takt, bis zum Anekdotenhaften es zu verzeichnen wussten, wie dieser Mann durch das Leben sich gequält, welche Entwickelungskämpfe er bestanden, welche Familiendramen er zu überdauern hatte, wie oft er verkannt wurde und wie er dennoch willensstark und entsagungsfähig herauswuchs über das Niveau des Gewöhnlichen. Hier kann nur die, aus der Summe der Einzelnzüge hervorgegangene Gesammterscheinung zur Anschauung gebracht werden; sind doch diese Blätter nur Gedächtnistafeln, die nahezu epigraphische Kürze fordern.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben, der Sohn eines, im Jahre 1834 gestorbenen Hofrathes, wurde den 29. April 1806 in Wien geboren. In demselben Monate des Jahres 1806, wurde der Welt auch Friedrich Halm (Freiherr Münch v. Bellinghausen) am 2. April und Anastasius Grün (Graf Auersperg) am

11. April geschenkt — drei österreichische Liedgenossen bester Art!

Sein Vater glaubte das Beste gethan zu haben, wenn er den geistig ungewöhnlich vorgeschrittenen Knaben, der erst im sechsten Lebensjahre stand, einer ernsteren, als der häuslichen Erziehung überantwortete; er vertraute ihn der theresianischen Akademie an, wo der Jüngling bis in sein 19. Jahr verblieb.

Schon die ersten Regungen seiner geistigen Entfaltung waren poetischer Natur. Seine allzugroße körperliche Zartheit und Empfindlichkeit erkennend, suchte er sich durch Selbstcorrectur, durch Abhärtungen und Entsagungen weitgehender Art für das Leben zu stählen. Immer schwebten ihm große Vorbilder vor.

Der oftmalige Aufenthalt auf dem Lande, der ihn der Natur näher brachte, die Selbstbeobachtung während seiner Krankheit und die Vorliebe für die Naturwissenschaften im allgemeinen, bestimmten ihn beim Übertritte an die Universität, sich den medicinischen Studien zu widmen, die ihm eine Laufbahn eröffnen sollten, auf welcher er den Vorrechten oder Vortheilen seiner Abkunft nichts zu verdanken haben wollte.

Im Jahre 1833 erlangte er das Doctorat und bei steigender Praxis wurden ihm im Jahre 1840 die Geschäfte eines Secretärs der Gesellschaft der Ärzte übertragen. Vier Jahre später hielt er, bei ungewöhnlichem Zudrange, Vorträge zur Vorbildung psychiatrischer Ärzte. Im Jahre 1847 wurde er zum Decan der medicinischen Facultät gewählt und mit der Stelle eines Vice-Directors dieser Studien betraut. Die Berufung als Volksvertreter zum Reichstage nach Frankfurt a/M. im Jahre 1848 lehnte er ab; ebenso das ihm angebotene Portefeuille des Unterrichts-Ministers; er trat jedoch während der Amtsführung des Freiherrn von Doblhoff in dieses Ministerium als Unter-Staatssecretär ein. Seine Eignung für diesen Posten beurkundete er durch seine Schriften, ganz besonders durch die Abhandlung über Humanismus und Realismus als Bildungs-Principe, durch die Reden über die Neugestaltung der Universitäts-Studien und den corporativen Charakter der Hochschulen, durch den Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichts in Österreich und durch den Antrag auf Lehr- und Lernfreiheit. Dass er sich nicht bestimmen ließ,



Dr. Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Nach einem Stahlstiche. Josef Danhauser del. Fr. Stöber sc.

das Portefeuille anzunehmen, begründete er durch die ausgesprochene Ansicht, dass für einen Minister dieses Faches damals noch nicht die Zeit gekommen war, um wissenschaftliche Sachkunde zur Geltung zu bringen, wozu es immer einer stetigen, in einem Geiste folgerecht fortgesetzten Wirksamkeit bedarf. Damals aber galt es noch, Vorbereitungen für den constituierenden Reichstag zu treffen und für diese Übergangs-Periode mussten thatkräftige Charaktere gesucht werden. Durch den aufgewühlten Boden mussten erst die regelrechten Furchen gezogen werden, um einen Sämann für den neuen Anbau herbeizurufen, wie Feuchtersleben einer war.

Den Mann, welcher beim Antritte seines Amtes die höchste Begeisterung eingesetzt hatte, der ohne eine solche, seinem Geständnisse nach, nicht zu leben vermochte, den jeder Widerspruch zwischen den idealen Forderungen und dem stumpfen Realismus tief verletzte, traf die amtliche Mission zu einer, für ihre Zwecke, höchst ungünstigen Zeit. Nur zu bald erkannte er, dass die Pulse jener Zeit noch viel zu stürmisch schlugen, um dabei die unerlässlich genaue Vorsorge für die höchsten geistigen Interessen treffen zu können. In seinen Aufzeichnungen sprach er es aus, dass der Kriegszustand, die Finanzlage und die verschleierte Zukunft eine Reform unmöglich machten und dass durch ein Überstürzen der wahre Fortschritt nicht zu erreichen gewesen wäre. Bei seiner Ansicht, dass „der Wert eines Bürgers durch das Maß seines Wirkens, im Verhältnisse seiner Kraft bestimmt wird," musste er nach vier Monaten das Amt niederlegen. Er hoffte damals in die Stellung als Professor und als Vice-Director wieder eintreten zu können, allein der Lehrkörper unterstützte diesen Wunsch Feuchtersleben's nicht. Da seine Gesundheit ohnedies untergraben war, zog er sich vom öffentlichen Leben gänzlich zurück, um nach Kämpfen und Mühen im häuslichen Glücke vollen Ersatz zu finden. Doch schon am 3. September 1849 wurde er seiner vortrefflichen Gattin durch den Tod entrissen. „Ich gehe fort auf einen helleren Stern" — waren die letzten Worte, die er sprach. Nun wurde jedermann dem Todten gerecht. Sein Gedächtnis ist in England durch eine würdige Todtenfeier geehrt worden; eine ähnliche wurde auch, zwei Jahre später, in Wien begangen, wobei Medaillen zur Vertheilung gelangten. Seine Verdienste um den Staat hat sein gütiger Monarch mit den Worten anerkannt, die er zu der tiefgebeugten Witwe sprach: „Er diente nur kurze Zeit, aber er hat viel geleistet." Und in dem Herzen dieses Mannes ruhte noch eine reiche Hoffnung für die Zukunft!

Friedrich Hebbel, einer seiner Biographen, fand für ihn die richtige Bezeichnung, indem er ihn einen „reinen Menschen" nannte. „Mit ihm starb ein Weiser," apostrophierte Grillparzer. Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit waren die Grundlagen seines Charakters. Das Ziel seines Strebens und der Mittelpunkt seines Wesens war die möglichste Erweiterung und harmonische Durchdringung aller Fähigkeiten und Erkenntnisse. Dass unter diesen Umständen Goethe sein Ideal war, leuchtet von selbst ein. Alles Edle, das ihn bewegte, konnte nicht immer zur That werden, er brachte es schon in seinen Jünglingsjahren in poetischer Form zum Ausdruck. Und so strömten aus diesem reichen Gemüthe Dichtungen der mannigfaltigsten Art hervor, die jedoch meist reflectierend sind, denn der Philosoph fiel bei ihm fast immer dem Dichter in das Wort. Gleichwohl haben wir ihm auch rein lyrische Gedichte zu verdanken. Den volksthümlichen Ton traf er ganz besonders in dem schönen Liede: „Es ist bestimmt in Gottes Rath 2c.," das fast täglich an dem Sarge eines Dahingegangenen gesungen wird.

Dass Feuchtersleben weit über vielen anderen Dichtern seiner Zeit gestanden ist, spricht Rudolf v. Gottschall in seiner deutschen National-Literatur aus. „Er war es durch die Höhe seiner philosophischen Weltbildung, geregelt durch das feine ästhetische Gewissen, durch eine gedankenvolle Offenbarung der Weltanschauung, welche den Frieden der Seele als das höchste Ziel erkennt." Nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen blieb ihm kein Feld des Wissens fremd. In der Philosophie war er ein Anhänger Kant's. Ungeachtet seines ärztlichen Berufes, neigte sich Feuchtersleben niemals dem Materialismus zu, wenngleich er gerne Brücken zwischen Physiologie und Psychologie gebaut haben würde. Das Studium der Philosophie fand er für einen Arzt unentbehrlich.

Die Neigung zu Forschungen über Natur und Menschen, deren Wohl er unmittelbar zu fördern wünschte, bestimmte ihn, die ärztliche Laufbahn zu wählen, wozu er eine seltene Beobachtungsgabe mitbrachte. Sein Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde (Wien, 1845), welches einen Gegenstand behandelt, der in diesem Sinne und Umfange früher noch nicht eine wissenschaftliche Bearbeitung gefunden hatte, fand in Deutschland eine freundliche Aufnahme und wurde in England, trefflich übersetzt, für Vorträge an Universitäten bestimmt. Sollten in neuerer Zeit andere Grundlagen für diesen Theil des Heilverfahrens gefunden worden sein, so wird doch die medicinische Literatur-Geschichte dieses Werk niemals verschweigen dürfen und der rationelle Diagnostiker wird daraus noch immer Nutzen zu ziehen wissen. In seiner „Diätetik der Seele," welche über 40 Auflagen erlebte und sich in Jedermanns Händen befindet, sowie in seinen Aphorismen, zeigte er sich ganz besonders als populärer Philosoph. Überall tritt er für geistige Thätigkeit und Willenskraft durch Kräftigung der Physis ein.

Er hat nicht durch eine blendende That zur Bewunderung hingerissen, wir danken ihm jedoch eine Summe von Gedanken, die bis auf diese Stunde sich verwerten und die Erinnerung an diesen Mann, einen der eifrigsten Förderer der Cultur und Humanität, lebhaft erhalten, der die schöne Devise führte: „zu lieben und zu leisten" und der „die Menschheit, das Vaterland und die Bürgertugend seine Trias" nannte.

Jos. Ritter Tandler v. Tanningen.

Josef Lanner und Johann Strauß,

die Walzerkönige.

Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts sah die beiden Männer, deren Namen an der Spitze dieser Zeilen stehen, aus bescheidensten Anfängen zu einer Beliebtheit und Berühmtheit sich emporarbeiten, die auch auf deren Vaterland einen Theil ihres hellen Schimmers warf. Beiden stand die Wiege, in Wien, Beide waren sie Kinder rechtschaffener Gewerbsleute, die nicht entfernt daran dachten, ihre Söhne jenem Berufe zu widmen, dessen Wahl denselben so viel Ehre und Gewinn bringen sollte. Ja noch mehr, Beide erlangten die Ausbildung in ihrer Kunst auf dem gleichen Wege, nicht durch ernsthaftes Studium unter der Anleitung kundiger Lehrkräfte, sondern aus sich selbst heraus schöpfend, hier und dort einem ausübenden Musiker etwas ablauschend und unter nichts weniger denn günstigen Verhältnissen nach Vervollkommnung ringend. Josef Lanner war in Wien am 11. April 1800 geboren als der Sohn eines Handschuhmachers und von seiner Kindheit weiß man nur so viel, dass ihm vielleicht ein bloßer Zufall eine Geige in die Hand spielte, die der Knabe mit solcher Ausdauer behandelte, dass er es bald zu einer solchen Fertigkeit brachte, die ihn in die Lage versetzte, sich auf dem freilich recht anspruchslosen Wege eines Straßenmusikanten den Lebensunterhalt zu verdienen. Nebenbei aber fand er seine eigentliche Befriedigung in der Vereinigung einiger Altersgenossen — unter denen Drahanek und Johann Strauß — erst zu einem Quartett, und dann zu einem kleinen Streichorchester, dessen Seele und Leiter er war. Aus dem kindlichen Spiele wurde bald Ernst und kein geringerer Gewährsmann als Franz Schubert spricht für die Leistungsfähigkeit jenes Quintett's, an dessen Spitze sich der junge Lanner in verschiedenen Gasthäusern seiner Vaterstadt, insbesondere „beim Rebhuhn" hören ließ und wo das Wiener Bürgerthum sich an der Aufführung und der Einrichtung größerer Musikstücke für solch' kleine Tonkörper ergötzte. Allmählich wurde aus dem Quintett ein kleines Orchester, dessen Dirigent sich überdies durch die einschmeichelnden Weisen eigener Erfindung rasch einen Namen machte.

An Stelle des etwas schwerfälligen und kurzathmigen „Ländler", dessen Veredlung wir bei Schubert finden, — führte Lanner den Walzer

mit seinem bewegteren Rhythmus, seiner größeren Melodienfülle, — ein und errang bald eine solche Volksthümlichkeit, dass er im Jahre 1838 den auszeichnenden Ruf erhielt, während der Krönungsreise weiland des Kaisers Ferdinand die Tafelmusik bei den Hoffestlichkeiten



Johann Lanner.
Nach einer Lithographie von Kriehuber.

zu besorgen, welche in Innsbruck, Mailand, Venedig und Triest abgehalten wurden. Das waren aber auch die einzigen Reisen, die er unternahm; die glänzendsten Anerbietungen vermochten ihn nicht zu bewegen, seine geliebte Vaterstadt zu verlassen, die ihm, dem allezeit zum Wohlthun bereiten, durch die Ernennung zum Kapellmeister des II. Bürger-Regiments und später durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes dankte, während ihn der Hof durch die Berufung zur Leitung der Hofballmusik auszeichnete. Auf der Höhe seines Schaffens ereilte den gemüthvollen, bescheidenen Mann der jähe Tod. Am 21. März 1843 hatte er zum letztenmale bei Domayer in Hietzing öffentlich gespielt, am folgenden 14. April beklagte ganz Wien seinen Tod und unter Trauerklängen gaben ihm Tausende und Tausende, die seinen Weisen so gerne gelauscht, das letzte Geleite. Nicht weniger als 208 Nummern weist das Verzeichnis seiner Tongebilde auf; mag auch auf viele derselben das Dichterwort passen:

„Des Augenblickes Gunst hat
sie geboren
Sie schwinden fort im leichten
Tanz der Horen"

so haben sich doch andere tief in Ohr und Herz des Volkes gegraben und seine „Pesther", „Werber", „Lebenswecker", vor Allem jedoch die geradezu zum Volkslied gewordenen „Schönbrunner", denen man einen, Lanner noch im Jenseits verherrlichenden Text unterlegte — wirken heute wie damals durch ihre, fast möchte man sagen, rührend anheimelnde Weise.

Nur um vier Jahre jünger als Lanner, trat der Wirtssohn Johann Strauß (geboren 14. März 1804) schon frühzeitig in innige Beziehung zu Ersterem. Das Buchbinderhandwerk, dem ihn sein Vater widmete, wurde dem Knaben obendrein durch die rohe Behandlung, die ihm sein Lehrherr angedeihen ließ, gründlich verleidet; umso begieriger ergriff er eine sich darbietende Gelegenheit, Musik-Unterricht zu nehmen und sich dem obenerwähnten Quartett-Bunde als Bratschenspieler anzuschließen. Es wäre sicherlich nicht

minder interessant, als manche Künstlerstudie, diese jungen Leute, echte Kinder des Volkes, zu verfolgen, wie sie, sich selbst überlassen und nur geleitet von dem genialen Funken, der in ihnen sprühte, dazu gelangten, sich nicht nur eine solche technische Routine, sondern jenen geradezu gediegenen und feinen musikalischen Geschmack anzueignen, den Kenner Johann Strauß nachrühmten und von dem er besonders als Dirigent classischer Tonstücke Proben ablegte.

Leider fehlen, wie sich dies durch die unscheinbaren Verhältnisse, in denen jenes Kleeblatt lebte, erklärt, nähere Angaben aus jenen Tagen. Der zwanzigjährige Strauß taucht plötzlich als Vertreter Lanner's in der Leitung des vom letzteren gebildeten Streichorchesters in öffentlichen Belustigungsorten auf, emancipiert sich ein Jahr darauf (1825) gänzlich und macht seinem Freunde, ohne die persönlichen Beziehungen zu ändern, mit einem völlig neuen Orchester Concurrenz, dessen Schauplatz vornehmlich der damals noch typische „Sperl" war, der zur wahren Ruhmeshalle für Strauß wurde. Viel unternehmender und beweglicher als Lanner, beginnt Strauß, dessen Compositionen mittlerweile seinen Namen weit über die Grenzen des Reiches trugen, im Jahre 1834 mit seinem gesammten Orchesterkörper jenen Cyclus von Reisen, in dessen Verlaufe er in Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, England wiederholte und glänzende Triumphe feierte, von gekrönten Häuptern und von der Bevölkerung mit Beifall überschüttet wurde — brachte man ihm doch in dem kaltkritischen Berlin einen Fackelzug dar — um daheim 1846 in der Ernennung zum kaiserlichen Hofball-Musik-Director auch eine besondere Anerkennung zu finden. Die kriegerischen Ereignisse von 1848 und 49 gaben seiner Erfindungskraft Anregungen zu jenen Militär-Märschen, von welchen derjenige, der den Namen des großen Feldmarschalls Graf Radetzky trägt, zur wahren Schlachthymne der Armee wurde, die seither unter seinen beschwingenden Klängen todesmuthig in hunderte von Kämpfen zog. Überhaupt war Strauß's Talent umfassender, vielseitiger als das seines älteren Zeitgenossen. So führte er die Musik zu den neuen Tänzen: Quadrille und Polka ein; seine Walzerpartien bergen einen Schatz von Melodien, der sich aber auch in der geschmackvollsten Form zeigt; sie sind nicht bloß als Begleitung zum Tanze bestimmt, sondern wahre Tanzpoëme, voll Charakteristik.



Johann Strauß.
Nach einer Lithographie von Kriehuber. 1853.

Man vergleiche nur einmal seine „Sorgenbrecher," seine „Feldbleameln," seine

„Schwalben" oder „Heiter auch in ernster Zeit", „Das Leben ein Tanz," „Soldatenlieder" u. A. und man wird dem Talente, das in solche kurze Sätze von acht bis sechzehn Takten eine so sangbare, rhythmische und ausdrucksreiche Weise zu zwängen versteht, dass es sich anhört, als flösse der frische Quell nur ganz innerhalb natürlicher Schranken, — die Anerkennung nicht versagen, trotzdem Form und Bestimmung dieser Tongebilde sie nicht adelte. Aber ist es nicht auch Erfüllung eines Kunstzweckes, des Menschen Gefühl in angenehmer Weise anzuregen; ist die Freude an einem kleinen, schlichten Gebilde minder werthaltig als die man einem gigantischen Kunstwerke gegenüber empfindet?

Am 16. September 1849 führte Strauß den Jellačić-Marsch zum erstenmale auf — es sollte die letzte Novität sein, die er dem ihn schwärmerisch liebenden Publicum Wiens bot; am 19. September wurde er ohnmächtig von der Estrade heimgetragen. Noch am Krankenbette arbeitete er an einer Composition für das zu Ehren Vater Radetzky's vorbereitete Bankett; doch war es ihm nicht beschieden, sie zu vollenden, und am 24. October erlag er einem Leiden, das durch seine unermüdliche, aufreibende Thätigkeit gezeitigt worden war. Die Zahl seiner Werke erreichte die Ziffer 241. Sein Talent übergieng auf seine Söhne, von denen der Jüngere, Josef (1827—1870) als feinfühliger Componist vielleicht auch in einem größeren Genre sich hätte auszeichnen können, während der Ältere — Johann — geb. 1825) als Musiker in die Fußstapfen seines Vaters trat, seither auf großen Kunstreisen den Ruhm der österreichischen Tanzmusik selbst in fernsten Ländern verbreitete, und sich auch als Operetten-Componist einen hervorragenden Namen gemacht hat. Dessen jüngster Bruder Eduard, k. u. k. Hofballmusik-Director und Tanzmusik-Componist, hat sein Wirken ausschließlich auf den der Musik überhaupt so günstigen heimatlichen Boden begrenzt.

Ludwig Przibram.

Ignaz Freiherr Buday de Bátor,

k. k. Major.

Der französische Revolutionskrieg gab der österr. Armee Gelegenheit zu vielen glänzenden Waffenthaten und bekränzte mit unverwelklichem Lorbeer die Schläfen ihrer Heerführer. Ihre Thaten sind für immer der Vergänglichkeit entrückt; sie leben in der Geschichte und werden nach Jahrtausenden noch bestehen. Doch nicht nur Jenem, der an der Spitze des Heeres stehend, mit Klugheit und Umsicht die Schlachten gelenkt, gebürt der Ehrenkranz; nein! es theilt ihn in gleichem Maße mancher Krieger niedern Ranges, der — mehr leistend als seine strenge Pflicht es ihm gebot — durch Muth und Entschlossenheit seine Kameraden und Untergebenen zu kühnen Thaten begeisterte und zur Tapferkeit entflammte. Unter diesen nimmt der k. k. Major Ignaz Freiherr Buday de Bátor einen hervorragenden Platz ein. Im Jahre 1764 zu Pest geboren, trat er im 18. Lebensjahre als Cadet bei den Voghera-Kürassieren ein, wurde 1785 Unterlieutenant bei den Uhlanen und vor Ausbruch des Türkenkrieges 1787 Oberlieutenant beim 8. Husaren-Regiment, damals Graf Wurmser.

Schon das folgende Jahr brachte ihm die Möglichkeit zu seiner ersten glänzenden Waffenthat. Eine feindliche Abtheilung von 400 Spahis war zum Schrecken der Bewohner des Banates bis gegen Deutsch-Bogschan vorgedrungen. Oberlieutenant Buday wurde mit zwei Zügen Husaren zu ihrer Vertreibung beordert; er schlug und zersprengte die Feinde am 3. October bei dem genannten Orte völlig und spaltete ihrem Anführer, dem Pascha von Bosnien, im Zweikampfe den Kopf. Diese kühne und glückliche That verschaffte ihm die Anerkennung des höchstseligen Kaisers Josef und des ritterlichen Regiments-Inhabers General der Cavallerie Wurmser. Im Jahre 1792

nach dem fruchtlosen Angriffe, den General Bournonville auf die Stellung von Pellingen unternommen hatte, wurde Oberst Graf Nauendorf gegen den in Saarburg, Friedenburg und Merzkirchen gelegenen Feind entsendet. Buday, im Jahre 1790 zum Rittmeister befördert, commandierte die Vorhut, eroberte zwei Fahnen — und sein Heldenmuth bei diesem siegreichen Unternehmen erwarb ihm von seinem Obersten Lob und Anerkennung in reichem Maße. Während der Belagerung von Mainz im Jahre 1793 lieferte er als Commandant einer Abtheilung von 160 Husaren seines Regiments und 300 preußischer Jäger ebenfalls mehrere siegreiche Gefechte.

Am 23. Mai 1794 bildete Buday mit seiner Escadron die Nachhut des Auffenberg'schen Corps. Er unternahm mehrere glückliche Angriffe und warf auf dem berühmten Rückzuge den mit Übermacht anstürmenden Feind fünfmal zurück.

Auch im Treffen von Fleurus am 12. Juni 1794 und im Gefechte bei Esneux und Sprimont ward Buday's Name mit vieler Auszeichnung genannt.

In der Schlacht bei Charleroi am 16. Juni rückten die Franzosen im Centrum bereits siegreich vor. Buday sammelte ohne einen Befehl, ganz nach seiner eigenen Einsicht handelnd, einen Theil der zurückweichenden Infanterie, trieb mit ihr und seinen Husaren den Feind in die Flucht und eroberte zwei Kanonen und zwei bespannte Munitionskarren.

In der Schlacht bei Fleurus am 26. Juni 1794 umgieng er auf eigene Verantwortung zwei feindliche Bataillone, welche durch die österreichische Infanterie nicht aus ihrer Aufstellung vertrieben werden konnten, griff sie mit seiner Escadron allein an und hieb sie größentheils zusammen. Die in überlegener Zahl ansprengende Cavallerie warf er ebenfalls und da er den Fliehenden keine Zeit zur Sammlung gestattete, so verließen die Franzosen das Lager von Lamboussart und wichen in größer Verwirrung bis Charleroi zurück.

Als am 27. Juni die Franzosen überraschend schnell gegen Lüttich vordrangen und durch Besetzung sämmtlicher Thore den gegen Tongern stehenden österreichischen Vorposten den Rückzug abgeschnitten hatten, setzte Buday mit der zweiten Majorsdivision bei Hirschthal schwimmend über die Maas und rettete auf diese Art 260 Mann des damaligen Infanterie-Regiments Franz Graf Kinsky Nr. 36.

Nach dem Gefechte bei Sprimont am 15. September 1794 befehligte er die Nachhut des FML. Baron Ott bis an den Rhein, den er bei Köln überschritt. Ein Ausspruch dieses Generals sagt: „Die glücklichen Erfolge gegen die mehrmals angreifenden Franzosen sind größtentheils der Tapferkeit und Klugheit Buday's zu danken, der den Feind wiederholt zurückwarf und einige glänzende Angriffe machte."

Nach demselben Zeugnisse führte er auch am 19. September, selbst zu Fuße, eine bereits zurückgedrängte Infanterie-Abtheilung wieder vor und gewann neuerdings die schon verloren gewesene Stellung. Diese seltenen Verdienste wurden durch den Maria-Theresien-Orden und im Jahre 1797 durch die Erhebung in den Freiherrnstand belohnt.

Das Jahr 1799 war vielleicht das glänzendste seines Lebens. Durch den General-Major Grafen Klenau mit 6 Zügen Husaren und 6 Compagnien Infanterie über den Po entsendet, vereitelte er mehrere Versuche des Feindes, die Belagerung vor Ferrara aufzuheben. Er verjagte die Besatzung von Modena und eroberte daselbst beträchtliche Magazine und Munitionsvorräthe, überfiel die Citadelle von Lugo machte 307 Gefangene, eroberte zwei Kanonen. Das Fort San Leo nöthigte er zur Capitulation und erbeutete daselbst 23 Kanonen, 11 Mörser, bedeutende Vorräthe an Munition, Waffen und Lebensmitteln, brachte 43 Officiere und 973 Mann als Gefangene ein. Bei Mondolfo zersprengte er einen feindlichen Hilfszug bloß mit seiner eigenen Cavallerie-Abtheilung und säuberte dadurch die Gegend von Urbino bis Ancona vom Feinde. Während dieser fünfmonatlichen Detachierung hatte er 2074 Gefangene gemacht, 58 Kanonen und 16 Mörser erobert. In der Schlacht bei Marengo am 14. Juni 1800 führte er mit 3 Escadronen Husaren und 3 Compagnien Infanterie im Centrum die Vorhut. Doch dieser verhängnisvolle Tag setzte seiner ruhmvollen Thätigkeit ein Ziel. Er stürzte mit seinem zweiten tödtlich getroffenen Pferde und wurde selbst schwer verwundet vom Kampfplatze getragen.

Rittmeister von Buday erholte sich nie mehr von seinen Wunden und musste als

junger Mann den activen Militärdienst verlassen, in dem er so Vorzügliches geleistet hatte.

Wenn er bei seiner ausgezeichneten Tapferkeit und bei seinen großen Verdiensten keine hervorragende Stellung in der Armee bekleidete, so trug die Schuld daran nur seine treue Anhänglichkeit an sein tapferes Regiment, das zu verlassen er sich nie entschließen konnte.

Während der 11 Jahre, welche er Rittmeister war, erhielten unter seinem Befehle 5 Mann die goldene, 17 die silberne Tapferkeits-Medaille und 118 Ducaten wurden für geringere Auszeichnungen unter die Mannschaft vertheilt. Seit dem Jahre 1835 an ein schmerzhaftes Krankenlager gefesselt, starb dieser edle Vaterlandsheld zu Ödenburg am 6. Februar 1850.

Sigismund Kelcz de Fületincz.

Quellen: 1. Der Militär-Maria-Theresien-Orden von Dr. J. Hirtenfeld. 2. Österreichische militärische Zeitschrift vom Jahre 1839 von Johann Bapt. Schels.

Nikolaus Lenau,

Dichter.

Telle est ma vie.**) Diese Inschrift trug Lenau's Petschaft, das ein von sturmgepeitschten Wogen herumgeschleudertes Schiff zeigte. Ein treffenderes Bild könnte für Lenau nicht gefunden werden, der der Welt nicht allein durch seinen Genius, sondern auch durch sein grauenvolles Sterben schmerzlich theuer geworden ist. Sein Leben war nicht reich an äußeren Ereignissen, aber sein kühner, ruheloser Geist wagte sich unaufhörlich an die letzten Fragen und zerschellte zuletzt an den schroffen Klippen, die er hinaufklimmen wollte.

Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau — so der Name unseres Dichters — ist zu Csatád unweit Temesvár am 13. August 1802 geboren. Seine Familie entstammte einem Patriziergeschlechte im ostpreußischen Orte Strehlen. Auf den deutschen Ursprung weist auch der Name (niemec = Deutscher). Der Urgroßvater des Dichters, August, war im Jahre 1717 in österreichische Dienste getreten, der Großvater, Josef, war Oberst und Commandant der Hauptmonturscommission zu Stockerau. Aus des letzteren Ehe mit Fräulein von Kellersberg stammt der Vater des Poeten, Franz, der von fünf Kindern allein am Leben geblieben war. Er war ein liebenswürdiger, lebenslustiger, aber toller Bursche, der als Dragonercadet Theresia Maigraber, die Tochter des Oberfiscals von Pest, kennen lernte, sich verliebte und das Mädchen heiratete. Sie war eine feinfühlige, begabte Frau von lebhaftem Temperament und ertrug als Mutter um ihrer Kinder willen Noth und Elend. Die Ehe war keine glückliche, der Gatte hatte den Militärdienst quittiert, war Amtsschreiber geworden, eine unselige Leidenschaft zum Spiele, die ihn in der Nacht, da sein Töchterchen im Sterben lag, Unsummen verlieren ließ, welche erst nach langen Jahren von der Familie gezahlt werden konnten, trieb ihn aus seiner Stellung. Er gieng nach Wien, ließ seine Frau und Kinder zurück, kehrte nach zwei Jahren krank und gebrochen wieder und starb, erst neunundzwanzig Jahre alt, in den Armen seiner Gattin. Im Jahre 1811 vermählte sich die Witwe mit dem praktischen Arzte Vogel. Niki, wie er genannt wurde, war das Lieblingskind seiner Mutter, die ihn als ein „Wunder der Natur" bezeichnete. Er erwiderte diese Liebe tief und innig, seine Briefe geben dafür die herrlichsten Beweise.

So waren die Factoren der Disposition Lenau's gegeben, die unstete, sich selbst verzehrende Ruhelosigkeit des Vaters und die lebhafte Phantasie der Mutter mit der Treue und Güte für das, was sie liebte.

Den Elementarunterricht erhielt der neunjährige Lenau von seinem Stiefvater, der ihm auch die ersten Griffe auf der Geige zeigte, die Lenau später so meisterhaft beherrschte. Als Kind war Lenau tief religiös, und es hat auch kein Dichter gleich ihm die poetische, auf Anschauung und

**) B. E. II. 797. Das ist mein Leben.

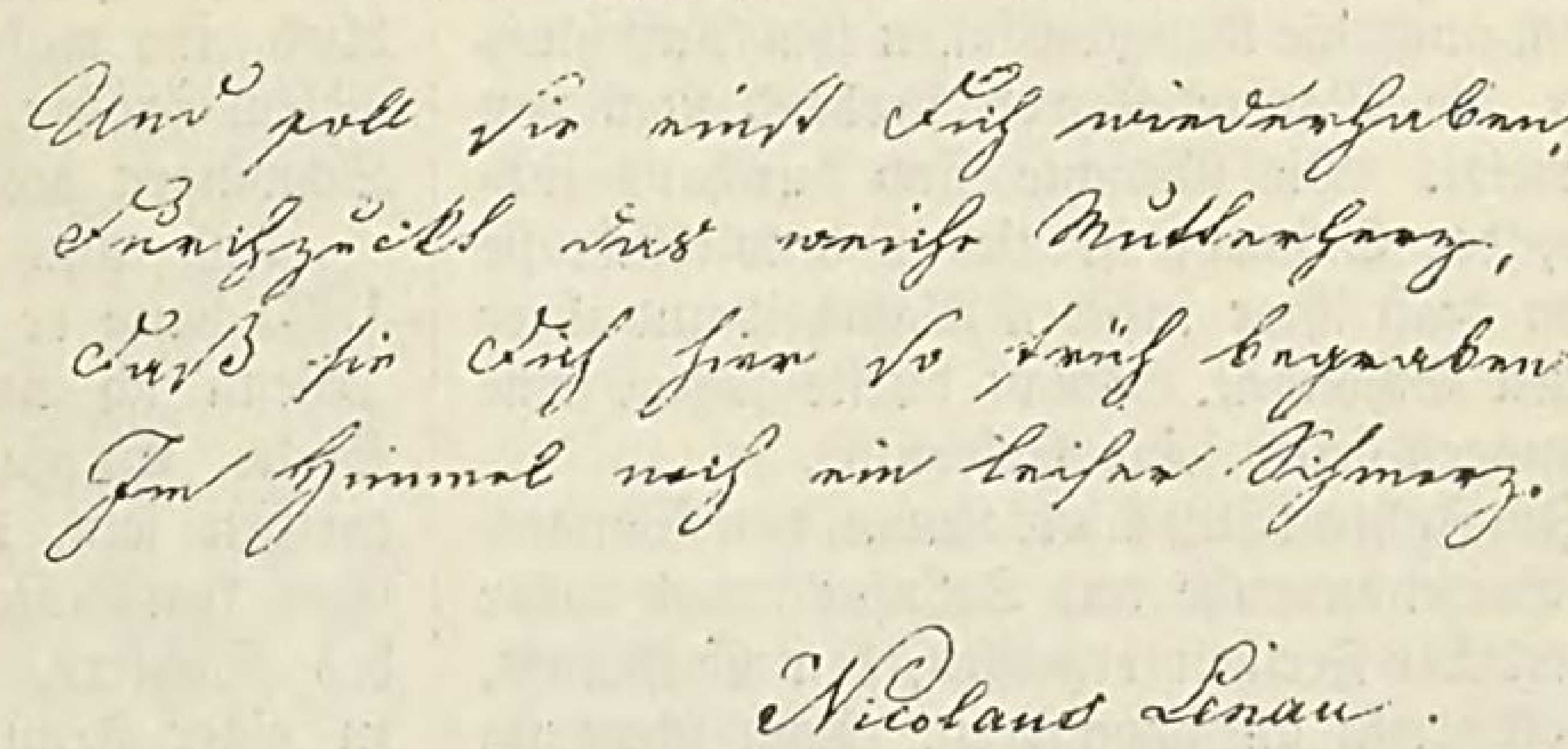
Gemüth wirkende Seite des Glaubens darzustellen verstanden. Nach vielfachen Wanderungen übersiedelte die Mutter mit fünf Kindern nach Pest, damit Nikolaus seine Studien besser fortsetzen könne. Schon da wurden in dem denkenden Studenten die religiösesten Zweifel durch seinen Oheim Sebastian Mihitsch erweckt, der oft in der Nacht den schlafenden Lenau mit den Worten wachrief: „Und es gibt doch keinen Gott!“ Von da beginnt in der Phantasie der mächtige Kampf zwischen positiver Religion, Pantheismus und Unglauben, den er in seinen mächtigen Dichtungen zum erschütternden Ausdruck brachte.

Lenau's Studiengang war ein unregelmäßiger, er betrieb deutsches und ungarisches Recht, Philosophie, Medicin und Landwirtschaft, ohne je einer dieser Bestrebungen den regelmäßigen akademischen Abschluss zu geben. Und er betrieb seine Arbeiten häufig mit aufreibendem Eifer, nur war es ihm versagt, die breitgetretene Straße zu wandern, ihn fesselte nur das, was allgemeiner Natur, seine individuelle Bildung erhöhte. Die Studien waren die Vorbereitung zu dem großen Dichterberufe, dem er, als sein Talent voll erwacht war, sein ganzes Sein widmete.



Nikolaus Lenau.

Nach einer Lithographie von Kriehuber. 1841.



Lenau hatte seinen Wohnsitz in Wien genommen und lebte im regen geistigen Verkehr mit Schriftstellern und Künstlern, J. G. Seidl, Anastasius Grün, Otto Nikolai, J. F. Castelli, Karl Ebers, L. A. Frankl, Moriz von Schwind, Josef Danhauser. Er war ein düster-ernster Mann, der durch seine Herzensgüte und seine Bedeutung hier wie später in Schwaben, wo er häufig im Umgange mit Uhland, J. Kerner, Schwab, Pfitzer und anderen, Monate verlebte, sich Freunde erwarb, als Freund geliebt und als Dichter bewundert wurde.

Im Jahre 1828 erschien das erste Gedicht „Jugendträume.“ Lange hatte Lenau nicht zu dem Entschlusse gelangen können, sich der Öffentlichkeit zu zeigen. Dann aber floss der

Quell seiner Poesie umso reicher und mächtiger. Mit seinen Frühlingsliedern, den Heidebildern, den Polenliedern, den Atlantice, den Waldliedern hat er sich der deutschen Nation ins Herz gesungen, die Pußta, die Berge, das Meer wusste er in glühenden Farben zu schildern, und indem er Natur und menschliche Stimmung gegenüberstellte, führte er mit der Natursymbolik ein originelles Element der Dichtkunst zu. Die Vollendung der Form, die neuen aus frischer Naturanschauung entsprungenen Bilder, die süße Schwermuth brachten einen tiefen Eindruck hervor und mahnten an die wehmüthigen Harfenaccorde, welcher der Dichter des Frühlings und der Wehmuth, Hölty, hatte erzittern lassen. Sie waren aber kräftiger und vom Geiste der Skepsis durchtränkt. Die späteren Griffe Lenau's waren kühner, erschütternder, und als seine Liebe zu finsterer Einsamkeit, seine mystische Sehnsucht, „dem Weltengeheimnis in den Schlund zu schauen," immer mehr hervorbrachen, glich er mehr Byron als Hölty, ohne zwar die weltverachtende Erhabenheit und die großartige Künstlerschaft des Briten zu erreichen, ihm aber ebenbürtig an Geist. Byron, wenn ihn das Leben am schmerzlichsten ergriffen hat, flüchtet zu den schauerlichen Schönheiten der Natur, sie besänftigen, sie beruhigen ihn; Lenau empfängt von ihnen erst die herbsten Schmerzen. Byron sieht den Frühling blühen und die Sonne leuchten, als gäbe es keine Gräber auf Erden. Lenau fragt nach dem Warum. Alle Dämonen, endlich auch die Religion sollen ihm Aufschluss geben, die Manfred-Byron sterbend noch von sich weist. Die Gedichte sind durchaus subjectiv, der Schmerz ist tief und wirklich, sie wirken kraft ihrer inneren Wahrheit und ihrer keuschen Schönheit. Lenau durfte sagen, seine Dichtungen seien seine Erlebnisse.

Im Jahre 1832 fasste Lenau, von Wanderlust, Herzensunruhe und Sehnsucht nach voller bürgerlicher Freiheit ergriffen, den Entschluss, nach Amerika auszuwandern. Doch schon im folgenden Jahre kehrte der „Europamüde" enttäuscht und erbittert, überdies krank, in die Heimat zurück.

Seine poetische Schaffensfähigkeit steigerte sich, nachdem ihm Huldigungen aus dem ganzen gebildeten Deutschland entgegenflogen. Und nun schuf er in dem Zeitraum von 10 Jahren jene vier großen episch-lyrischen Dichtungen, welche die zweite Periode seiner Dichterthätigkeit erfüllen.

Zuerst schrieb Lenau seinen Faust (1833 bis 1836), den er im bewussten Gegensatze zum Goethe'schen componierte, da er den Stoff „nicht als bis zum Grunde erschöpft" betrachten konnte. Es war sein innerstes Wesen und Leiden, das er schilderte, das ungestüme Wollen und die Resignation, mehr leidend, als handelnd und immer tief.

1837 erschien Savonarola, der Versuch, in der edelsten und tiefsten Auffassung eines gereinigten, in seiner ursprünglichen Form wieder hergestellten Glaubens Befriedigung zu suchen. „Ich fühlte," schreibt der Dichter, „dass die Kluft zwischen dem Leben der Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei, und dass die Creatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe." Das reine Christenthum mit seinen republikanischen und communistischen Grundzügen tritt der entarteten Welt des Kirchenfürstenthums entgegen.

In den „Albigensern" (1837—1842) wird die blutige französische Glaubenskriegperiode in freien Gesängen gefeiert, der Held ist der Zweifel, der Schlussaccord der Glaube an die Freiheit, dass sich das Licht vom Himmel nicht versprengen, der Sonnenaufgang sich nicht verhängen lasse.

Den Schlussstein bildete der Don Juan. Dem spiritualistischen Faust sollte die sensualistische Hälfte hinzugedichtet werden. Es blieb eine makartisch glühende Skizze, der bei vielem Großen uns fühlen läßt, wie die kühnen Schwingen des Dichters ermatten.

Und nun das Ende. Schon im Jahre 1834 hatte er an Emilie Reinbeck geschrieben: „Wenn ich nur gesund wäre an Leib und Seele. Es muss etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht mehr heilen kann." Eine krankhafte Disposition lag in der Natur des Dichters, die schwärmerische, reine Liebe zu einer Frau, *) die einem anderen ange-

*) Siehe darüber des Verfassers der vorstehenden Lebensbeschreibung, des Dr. L. A. Ritter von Frankl's: „Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle. Stuttgart. Cotta, 1891" und die inhaltreiche Besprechung über diese interessante Schrift in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" Nr. 210 und 211 von 1891 von Walter Bormann, sowie Auszüge aus Lenau's Tagebuch

hörte, unausgesetztes Forschen mehr mit der Phantasie als mit dem Verstande, die Neigung zur Mystik, materielle Sorgen, übermäßiger Genuss von narkotischen Nahrungsmitteln, die Nachwehen des Skorbut — alles das mag zusammengewirkt haben, den stolzen Geist zu brechen.

Im October 1844 in Stuttgart überfiel den gemarterten Kämpfer der Wahnsinn, um ihn durch sechs lange Jahre festzuhalten und nur dem Tode zu überliefern. Immer tiefer und tiefer umhüllte ihn die Nacht, nur selten durch einen lichten Strahl durchzuckt, wie durch die Äußerung „Erzherzog Karl stirbt nicht," als man ihm den Tod des Siegers von Aspern meldete. Der Tod erlöste den Dichter am 22. August 1850. Der Körper des Friedlosen wurde in dem stillen von Bäumen beschatteten Ortsfriedhof von Weidling am Bach bestattet. Die Grabstätte schmückt ein Porträt-Medaillon umgeben von einer Schlange, dem Sinnbilde der Unsterblichkeit. Der Geist des Dichters lebt fort im deutschen Volke, dessen Fühlen und Denken er in die herrlichste Form gegossen hat.

L. A. Frankl.

in der „N. Fr. Pr." vom 7. Mai desselben Jahres. Die 1889 verschiedene Sophie war die Tochter des Hofraths Kleyle und die Gattin des 1863 verstorbenen österreichischen Generalpost-Directors und Dichters Max Ritter von Löwenthal, der mit ihr in guter Ehe lebte und selbst ein langjähriger Freund Lenau's war, den er in sein Haus gastlich eingeführt hatte. A. d. H.

Quellen: Wurzbach's „Biograph. Lexikon" Bd. 22, S. 338—341 enthält die Bibliographie dessen, was über das Leben des Dichters in Büchern, Broschüren und Journalen erschienen ist. Seit Publication dieser Übersicht ist noch folgendes hinzugekommen: Biographie zu „Nikolaus Lenau's Werke" v. G. Emil Barthel, Leipzig, 1885. „Beitrag zur Biographie Nikolaus Lenau's" von Ludw. Aug. Frankl, 2. stark vermehrte Auflage. Wien, 1885. „Nikolaus Lenau's Werke" von Heinrich Laube. Wien, 1885. Die Biographie hiezu von Alfred Klaar.

Dr. Vincenz Eduard Milde,

Erzbischof von Wien, Pädagog.*)

Die Erziehung der Jugend ist das erste Fundament des menschlichen Glückes.
Leibnitz.

Vincenz Eduard Milde gehört unstreitig zu den bedeutendsten Pädagogen Österreichs. Er wurde 1777 zu Brünn als Sohn eines ehrsamen Buchbindermeisters geboren, und hatte das Glück, dass seinem zarten Herzen am Familienherd frühzeitig schon Sinn und Liebe für jegliche Tugend eingeimpft wurde. Dies ist in der That die wichtigste Bedingung einer gedeihlichen Erziehung; denn was die häusliche Erziehung aus den Kindern macht, das werden sie in der Regel.

Der wohlthätige Einfluss des Elternhauses äußerte sich auch unverkennbar an den Erfolgen, welche der junge Milde in seinen Studien machte. Namentlich hatte er sich in den naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern so vortheilhaft ausgezeichnet, dass ihm deshalb sehr ehrende und verlockende Anerbietungen gemacht wurden. Seine Neigung zog ihn jedoch der Theologie zu; in dieser seiner Absicht ließ er sich auch durch die ernsten Vorstellungen seines Stiefvaters nicht beirren. Er wandte sich nach Wien und hatte da an der theologischen Facultät in seinen Berufsstudien sehr rühmliche Fortschritte gemacht, trotz seiner schwächlichen Gesundheit. Im Jahre 1800 zum Priester geweiht, wurde er nach zweijähriger Thätigkeit in der Seelsorge zum Religionslehrer an der Wiener Normalhauptschule zu St. Anna und am k. k. Mädchenpensionate ernannt. Dieser Aufgabe widmete sich Milde mit seltenem Fleiß, staunenswerter Unermüdlichkeit und voller Hingebung. „Er war ein geborener Schulmeister. Die Art und Weise der Fragestellung, der kindliche Lehrton, die Kunst, das Vertrauen der Kinder rasch zu gewinnen, waren bewunderungswürdig."

*) Dr. A. Thurnwald, Fürsterzbischof Vincenz Eduard Milde als Pädagoge. Wien, 1877. S. 3.

Der Ruf eines tüchtigen Katecheten bahnte dem jungen Milde den Weg zu der schwierigen, aber wichtigen Stellung eines Religionslehrers an der Realschule und an der Akademie der bildenden Künste; auch hier bewährte sich Milde als ein vortrefflicher Pädagog.

In Anerkennung seiner „besonders angerühmten vorzüglichen Eigenschaften und ausgezeichneten Verdienste“ wurde er 1805 zum k. k. Hofcaplan und Hofburg-Pfarrvicar ernannt und ein Jahr darauf zur Professur der Erziehungskunde an der Wiener Universität berufen.

In seiner Stellung als Hofcaplan gewann Milde die Huld des Kaisers Franz in besonderer Weise. Es wird erzählt, dass dieser Kaiser eines Tages ganz betrübt und niedergedrückt im Garten zu Schönbrunn wandelte. Gewiss mag seinem edlen Geiste die schwere Lage, in der sich das Reich und das Kaiserhaus infolge der Kriege Napoleons befand, lebhaft vorgeschwebt sein. Ehrfurchtsvoll trat Milde zu dem Monarchen in seiner betrübten Stimmung, und seine Worte senkten solchen Trost und solche Ruhe in das Herz des Kaisers, dass er darauf dem Tröster freundlich die Hand mit den Worten drückte: „Diese Stunde, lieber Milde, werde ich nie vergessen.“ *)

Seine Vorlesungen über Pädagogik flößten sehr vielen jungen Leuten Begeisterung für die schwere Aufgabe der Jugenderziehung ein. Er verstand es, durch seinen lebhaften, schönen und klaren Vortrag seine Zuhörer anzuregen, und das Interesse für das Erziehungswesen, durch ebenso wissenschaftliche als praktische Behandlung desselben zu wecken.

Leider schon nach wenigen Jahren sah er sich seiner Kränklichkeit halber genöthigt, um die Enthebung von diesem Posten, den er so glänzend ausgefüllt hatte, anzusuchen, und eine leichtere Seelsorgestation (Wolffpassing) zu übernehmen. Soweit es nur seine geschwächte Gesundheit erlaubte, widmete er seine Kräfte mit gewohntem Eifer der Seelsorge zum Heile seiner Gemeinde; nur das Bedürfnis der ärztlichen Hilfe, die ihm da mangelte, bewog ihn sich um die Verleihung der Pfarre Krems zu bewerben, die er auch erhielt.

Die Muße, welche Milde von den Arbeiten in der Seelsorge erübrigen konnte, benützte er zur Fortsetzung seiner Studien und verfasste das ausgezeichnete „Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen.“ Er betrachtete die Psychologie als die einzige natürliche Grundlage, auf welche eine wahre Erziehungskunde sich bauen läßt. In seinem Werke legt er dar, dass die physische Erziehung nicht minder wichtig und nothwendig ist, als die Ausbildung der intellectuellen Anlagen. Großes Gewicht legte Milde auf die Pflege des Gefühls- und Begehrungsvermögens, und ist sorgfältig bemüht, die Liebe zur Religion, zum Vaterlande und zur Familie zu pflanzen. Als Aufgabe bezeichnet er dem Erzieher, in der Jugend den Charakter zu begründen, edle Gesinnungen einzupflanzen, die fortdauern, auch wenn die äußeren Umstände sich ändern.

Kaiser Franz I., dem Milde diese seine ausgezeichnete Leistung, auf dem Gebiete der Pädagogik widmete, erkannte in ihm einen tüchtigen Denker und würdigte dessen Verdienste dadurch, dass er ihn 1814 zum Ehrendomherrn bei St. Stephan in Wien ernannte. Zugleich wurde ihm das Decanalamt des Kremser Schuldistrictes und die Localdirection der philosophischen Studien in Krems übertragen. Wegen des Rufes, in dem er als ausgezeichneter Pädagog stand, wurde er 1817 zur Übernahme der wichtigen Stelle eines Domscholasters und Diöcesan-Schuloberaufsehers aufgefordert. Jedoch Milde lehnte diesen ehrenden Antrag mit Dank ab, und zwar seiner schwächlichen Gesundheit wegen. Darüber schrieb er u. A.: „Ich habe nie bloß das Beneficium, sondern allezeit das Officium eines jeden Amtes, das ich zu bekleiden die Ehre hatte, vor Augen gehabt, und ich möchte diese Maxime bis an mein Ende befolgen.“

Doch die Vorsehung hatte diesen edlen Mann, der mit einem hingebungsvollen Eifer auf allen Gebieten seines priesterlichen Berufes so wohlthätig wirkte, für die höchste Kirchenwürde eines Bischofs bestimmt. Als es sich 1822 um die Besetzung des vacanten Bischofsstuhles zu Leitmeritz handelte, richtete Kaiser Franz I. sogleich seinen Blick auf den Pfarrer Milde von Krems, von dem er die Überzeugung hatte, dass er alle die einem Bischof nöthigen Eigenschaften besitze, welche besonders die damaligen Verhältnisse und Umstände erheischten. Durch kaiserliche Entschließung vom

*) Dr. J. A. Ginzel, Reliquien von Vincenz Eduard Milde, nebst einem Abrisse seines Lebens. Prag, 1853. S. XIV.

6. Jänner 1823 wurde Milde zum Leitmeritzer Bischof ernannt, und schon am 6. Mai von Papst Pius VII. als solcher präconisiert. In der Leitung seiner Diöcese entsprach er vollständig den auf ihn gesetzten Hoffnungen, seine erleuchtete Weisheit und Pastoralklugheit wusste stets die richtigen und geeigneten Mittel zu finden, welche in den mannigfachen Fällen der Seelsorge nothwendig waren. Beim Volk und Clerus genoss er innige Liebe und Verehrung.

Mit Wehmuth schied er 1832 von der liebgewonnenen Diöcese, und übernahm, nur dem ausdrücklichen Willen seines Monarchen folgend, den erzbischöflichen Stuhl von Wien. In dieser seiner Stellung suchte er seinen Einfluss auf Hebung des Volksschulwesens möglichst geltend zu machen, gab wiederholt die besten Rathschläge dazu, leider blieben sie meist unbeachtet.

Der Bedeutung seines Namens blieb Milde sein ganzes Leben hindurch getreu; jedoch war sein fühlendes Herz stets auch mit einem festen und entschiedenen Willen gepaart. Denselben Hauptzug, welchen der Biograph des h. Adalbert an diesem ehrwürdigen Oberhirten des Prager Bisthums hervorhebt, mit den Worten: „Pie severus, et graviter mitis fuit" (War von freundlicher Strenge und von ernster Milde) war auch vollständig eigen dem Wiener Fürsterzbischof Vincenz Eduard Milde. Ausgezeichnet durch hohe Intelligenz war er ein Mann von edlem Charakter, von Frömmigkeit und aufrichtiger Nächstenliebe. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene rastlose Thätigkeit, entsprechend seinem Wahlspruch: „Leben heißt Wirken."

Hochbetagt starb er am 14. März 1853. In dem nicht lange vor seinem Tode verfassten Testamente bestimmte er sein ganzes, bedeutendes Vermögen zu einer Stiftung für arme, ohne ihre Schuld in Noth sich befindende Priester des Säcularclerus, und für arme und kranke Schullehrer der Wiener Erzdiöcese. Ein Beweis, dass sein Herz bis an sein Lebensende dem Lehrerstand vollends zugethan blieb.

Dr. Wenzel Čába.

Quellen: Rolfus und Pfister, Real-Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Mainz, 1875. — Kehrein, Überblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. Paderborn, 1880 — Dittes, Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. Leipzig, 1878. Thurnwald, Vincenz Eduard Milde.

Johann Josef von Ritter von Prechtl,

k. k. Regierungsrath, Technolog.

Er wurde am 16. November 1778 zu Bischofsheim in Bayern geboren, woselbst sein Vater fürstlich-würzburgischer Commercienrath und Vorsteher eines Eisenwerkes war. Im Elternhause genoss er eine treffliche Erziehung, und nachdem er die juridischen Studien an der Würzburger Universität beendigt hatte, gieng er nach Wien, um bei dem damaligen Reichshofrathe zu prakticieren. Er gab jedoch diesen Plan auf und nahm eine Erzieherstelle bei Graf Taaffe in Brünn an, wo die Laufbahn seiner reichen, wissenschaftlichen Thätigkeit begann. Neben dem Ernste, mit welchem Prechtl die verantwortliche Stellung als Erzieher und Lehrer versah, widmete er sein seines Verständnis und seine nüchterne Urtheilskraft pädagogischen Erörterungen, und als seine Schrift über „Die Fehler der Erziehung" in Druck erschien (1804), wurde man auf ihn aufmerksam und würdigte seine Maximen einer großen Beachtung. Insbesondere und in ganz hervorragender Weise zeigte aber sein Geist eine entschiedene Neigung zu den Naturwissenschaften. Alle Fragen, welche die Gelehrtenwelt beschäftigten, verfolgte er mit dem ihm eigenen bewundernswerten Eifer; dieselben regten auch seinen Scharfsinn zur Forschung an. Die Früchte seiner Studien blieben nicht aus: er erhielt für die Abhandlung „Über die Physik des Feuers" von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften die

goldene Preismedaille (1805). Was ihn auch stets mit einem regen Interesse erfüllte, war die damals noch nicht näher beachtete Theorie „des Fluges der Vögel.“ Überdies that sich Prechtl zur selben Zeit durch mehrere Aufsätze in der mechanischen Physik hervor, und nachdem er als Director der Triester Real- und Navigationsakademie (1809) nicht nur ein bedeutendes organisatorisches Talent bekundet, sondern auch als gewissenhafter Lehrer die besten Erfolge erzielt hatte, kam er an die Realakademie nach Wien, um daselbst die Naturwissenschaften vorzutragen.

Nur wenige Jahre blieb er in dieser Stellung; sein außerordentlicher Geist war zu etwas Höherem berufen; war berufen, ein Werk zu schaffen, welches ihm und dem Vaterlande zur Ehre gereicht: Jene erhabene Stätte, welche wesentlich dazu beigetragen, die technischen Wissenschaften auf die gegenwärtige hohe Stufe der Entwicklung zu bringen, jener der Kunst und Wissenschaft geweihte Tempel, in dem von aller Welt gefeierte Gelehrte und geniale Künstler als Meister gewirkt haben und noch wirken — die technische Hochschule in Wien — dankt außer der Gnade des erhabenen Kaisers Franz I., Prechtl ihr Entstehen (1814). Der große Monarch, selbst ein bedeutender Botaniker und ein Freund der Natur, erkannte in seiner weisen Einsicht die Nothwendigkeit der Errichtung einer Schule, welche eine wahre Bildungsstätte für Naturwissenschaften und deren Anwendung für's praktische Leben werden, welche, wie es die auf dem Giebel des Institutes angebrachte Inschrift ausdrückt, „der Pflege, Erweiterung, Veredlung des Gewerbefleißes, der Bürgerkünste, des Handels“ geweiht sein sollte. Es wurden keine Opfer gescheut, um die Wissenschaft zu fördern: Die Gehalte der Professoren wurden bedeutend erhöht, die Sammlungen der Anstalt in großem Stile angelegt, kurzum das „technische Institut“ — welchen Namen die technische Hochschule ursprünglich führte — wurde mit allen erforderlichen Mitteln in einem Maße reichlich ausgestattet, dass es bald einen europäischen Ruf genoss und als das Muster einer technischen Schule angesehen wurde.

Mit Umsicht, Energie und einer rastlosen Thätigkeit leitete Prechtl als Director die junge Anstalt; er wollte dieselbe, wie es in der Absicht des erlauchten Gründers lag, zu einer „Universität des technischen Wissens“ erheben, das technische Institut sollte ein Bindeglied werden zwischen der Wissenschaft und der Industrie. Mit voller Hingebung wirkte Prechtl und war ein leuchtendes Vorbild in wissenschaftlicher Forschung. Zahlreiche Aufsätze über die verschiedensten Theile der Physik veröffentlichte er in Fachzeitschriften, und wenn behauptet wird, dass er in einzelnen Theorien geradezu bahnbrechend war, so hat man der Wahrheit volles Recht widerfahren lassen. Bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen suchte Prechtl eine praktische Verwertung für die Industrie. So gab er im Verein mit Professor Arzberger (1817) die Anregung zur Beleuchtung mit Steinkohlengas in größerem Maße. Der erste Versuch wurde am technischen Institute selbst vorgenommen und gelang. — „Die Jahrbücher des technischen Institutes,“ eine Schöpfung Prechtl's, sind der sprechendste Beweis für sein aufrichtiges Wollen und Wirken. Nicht weniger als 33 Abhandlungen, darunter viele nutzbar für die Praxis, hatte er in diesen Jahrbüchern niedergeschrieben und durch sein Beispiel zum Studium der Naturwissenschaften und zur Forschung in einem Maße angeregt, dass die Erfolge Bewunderung verdienen. Außerdem findet man ihn als den Herausgeber und fleißigsten Mitarbeiter „einer Encyklopädie der technischen Wissenschaften“, eines Werkes, das den schönen Zweck hatte, die vaterländische Industrie zu heben und zu fördern. Dies veranlasste ihn auch, seine Aufmerksamkeit der Entwicklung und den Fortschritten der Naturwissenschaften aller Culturvölker zuzuwenden; wie gründlich er dieses Studium verfolgte, beweist die Thatsache, dass er noch als 52jähriger Mann die chinesische Sprache zu studieren begann, um die chinesische Cultur kennen zu lernen.

Nach einem segensreichen, thatkräftigen Wirken zog sich Prechtl 1849 in den Ruhestand zurück. Er hatte noch das Glück gehabt, von der Mitwelt gefeiert zu werden; denn nicht nur, dass ihn die Stadt Wien zum Ehrenbürger, die Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitgliede ernannte, wurde ihm die Auszeichnung zutheil, von Seiner Majestät dem Kaiser in huldvollster Anerkennung der Verdienste „um Staat und Wissen-

schaft“ mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens decoriert zu werden. — In einem Alter von 76 Jahren (28. October 1854) schied er aus dem Leben, das der Wissenschaft und dem Wohle des Staates geweiht war.

Die schönsten und edelsten Mannestugenden, wie Vaterlandsliebe, Willensstärke, Thatkraft, Charakterfestigkeit und Bescheidenheit waren bei ihm vereint; sein bewundernswerter Scharfsinn lauschte auf die Geheimnisse der Natur, und sein hervorragender Geist erkannte und verwertete die Kräfte derselben zum allgemeinen Nutzen.

Moriz Bretschneider.

Verfaßt nach dem Berichte des Generalsecretärs Schrötter im 6. Jahrgange des Almanachs der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien (1856).

Graf Johann Mailáth,

Geschichtsschreiber und Dichter.*)

Mehr als ein Sprosse der magyarischen Adelsfamilie Mailáth hat dem großen Gesammtvaterlande Österreich und dem engeren ungarischen Heimatlande nennenswerte Dienste geleistet.**) Josef (II) Mailáth, der Vater Johanns, wurde von drei Herrschern: Maria Theresia, Josef II. und Franz II. mit dem höchsten Vertrauen geehrt und, während seiner 53jährigen Dienstzeit stets auf Posten entsendet, wo ein ganzer Mann erforderlich war. Kaiser Josef II. erhob ihn in den erblichen Grafenstand; Kaiser Franz II. ernannte ihn zum Staatsminister und verlieh ihm das Großkreuz des St. Stephansordens.

Dieser Vater, dem man Menschenkenntnis wohl zutrauen kann, sagte von diesem Sohne: „Um Muki“ — so wurde Johann nach seinem Schutzheiligen Johann Nepomuk in der Familie genannt — „ist mir nicht bange. Er verbindet mit den bedeutendsten Anlagen das liebenswürdigste Naturell, das angenehmste Temperament und einen vortrefflichen Charakter.“

Es versteht sich von selbst, dass der am 5. October 1786 in Pest geborene Graf Johann die vorgeschriebene Studienbahn zum Staatsdienst in Ungarn durchlaufen musste. Mit 24 Jahren war er schon Secretär bei der königlichen Statthalterei in Ofen. Da starb der Vater und bald darauf legte sich des Schicksals schwere Hand zum erstenmal prüfend auf den überschwänglich hoffnungsvollen, hochbegabten Sohn.

Ein Augenleiden zwang ihn, aus der sicheren Anstellung zu scheiden. Dritthalb Jahre schwebte er in der Gefahr zu erblinden. Aber — während er sich von dem damals berühmtesten Augenarzt Beer in Wien behandeln ließ, reifte in ihm der Gedanke, seinem Vaterlande auf dem Wege zu nützen, den die Natur ihm vorgezeichnet hatte.

Jubelnd begrüßte er das wiedergeschenkte Augenlicht, das seinen neuen Lebensplan beleuchten sollte. Er blieb in Wien, das damals der Lieblingsaufenthalt vieler Magnatenfamilien war, und widmete sich ganz der Literatur. Die Poesie, der er sich zuerst mit Begeisterung zuwandte, hinderte ihn an dem ernsten Studium der Vaterlandsgeschichte. Dichtend und singend gieng er den Quellen der Ereignisse nach. Es lohnte sich wohl, Pfadfinder in einem Lande zu sein, von dem die Welt so wenig wusste. Denn es ist Thatsache, dass den französischen Kindern auf die Frage: „Qu'est ce que c'est que l'Hongrie?“ von ihren Bonnen noch allen Ernstes geantwortet wurde: „Ah c'est le pays des Ogres.“ (Was ist Ungarn? Das Land der Wehrwölfe.)

Wir sehen nun Mailáth die Sagen der Magyaren sammeln und mit Meisterschaft ins Deutsche übertragen.

Auch in Ungarn traten damals Dichter auf und an die Magnaten mit der Forderung heran, sich nicht mehr ausschließend der deut-

*) B. E. II. 1040.

**) Siehe Constant von Wurzbach „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich.“ 16. Theil, S. 289—306.

schen und französischen Sprache, sondern endlich auch der Pflege ihrer heimatlichen Laute hinzugeben.

Mailáth erfasste sogleich den Gedanken und übersetzte den Cyklus von Liebesliedern des magyarischen Lyrikers Alexander Kisfaludy und viele andere magyarische Gedichte so unnachahmlich schön, dass die Übersetzung nicht selten das Original übertraf.

In Verbindung mit Hormayr, Saphir u. A. arbeitete Mailáth unermüdlich weiter. Die Taschenbücher „Aglaë,“ „Ceres,“ „Huldigung der Frauen“ waren bald in allen Händen. Das Taschenbuch „Iris“, das einen bleibenden literarhistorischen Wert hat, fällt in die Jahre 1840 u. w. Mailáth gab es, erst mit Saphir, dann allein heraus. Anastasius Grün, Lenau, Karl Beck u. A. haben es mit Perlen der Dichtung bereichert. Adalbert Stifter trat in seinem Rahmen zuerst vor das Publicum.

Mailáth machte des Vaters Urtheil in Allem wahr. Sein liebenswürdiges Naturell gewann ihm alle Herzen; sein hochfliegender Geist machte ihn zum gesuchtesten Gesellschafter; wegen seines unglaublichen Gedächtnisses wurde er wie ein Wunder angestaunt; sein angenehmes Temperament ließ ihn Menschen und Zustände in möglichst günstigem Licht auffassen. Als mit den Jahren jene Weisheit kam, die auch den Sanguiniker auf die richtige Fährte führt, hinderte ihn seine angeborene Güte an scharfem Tadel. War er doch Mitarbeiter an der Erziehung des Menschengeschlechts geworden, wie durfte er an dem Gelingen des erhabenen Werkes zweifeln? Das Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden,“ hatte er sich, mit der Umschreibung: „Was nicht ist, wird werden,“ zum Wahlspruch erwählt.

Mailáth besaß kein Vermögen. Von den 18 Kindern seines Vaters lebten 8, für knapp bemessenen Bedarf würde sein Theil vielleicht gereicht haben. Solche Haushälter gab es aber kaum unter dem österreichischen hohen Adel, unter dem magyarischen sicherlich nicht. Das Feld des Wissens mit neuen Fruchtkörnern zu bebauen, das verstand der Historiker — in der Musen geweihtem Hain den wohlverdienten Lorbeer zu gewinnen, der Dichter Mailáth — aber — die Hand fest über Geld zu schließen — das verstand der Magnat Mailáth nicht.

Der alternde Gelehrte hatte sein Kinderherz behalten. Selbst als des Lebens Noth schon seine Schwingen band, er schon um das tägliche Brot arbeitete, konnte er noch selbstvergessen am Krankenbett einer kleinen Nichte sitzen, sie pflegen und ihr Geschichten erzählen. Ungezählte kleine Züge aus seinem Leben beweisen, wie sehr er Kinder liebte. Nur einer stehe hier:

Es war an einem hl. Abend; er war ausgegangen, um für die eigenen Kinder, die keine Mutter mehr hatten, Geschenke einzukaufen. Da sah er vor einem hellen Weihnachtsladen ein Kinderpärchen, ärmlich gekleidet stehen. Die kranke Mutter hatte ihnen erlaubt, sich die Herrlichkeiten anzusehen. . . Eine halbe Stunde später hielt ein Fiaker vor dem Vorstadthause, wo, fünf Stiegen hinauf, im Hof, die arme Witwe wohnte. Graf Mailáth folgte den Kindern, unter der Last eines Paketes keuchend. Am Bett der Kranken, die vor Freuden heiße Thränen weinte, baute er die Geschenke auf. . . Mit leeren Händen kam er heim! Aber seine Tochter, gut wie er, hätte, was er gethan, für kein Geschenk der Welt vertauschen mögen.

Unter den Werken Mailáth's — ihre Zahl ist eine erhebliche und jedes ist zu seiner Zeit wichtig und geschätzt gewesen — ist und bleibt „Die Geschichte Ungarns“ das Hauptwerk. Sie wurde in späteren Jahren, namentlich in Ungarn, vielfach angegriffen, weil der Verfasser, seiner innersten Überzeugung entsprechend, das große Gesammtvaterland über alle Parteistandpunkte stellte. Aber — wo immer im Ausland — sich Einer über Ungarns Vergangenheit belehren will, wird der Custos der Bibliothek ihm Mailáth's Werk empfehlen und vorlegen.

Wir ersehen aus den Biographien der größten deutschen Schriftsteller und Musiker, wie kümmerlich sie ihr materielles Leben fristeten. Demselben Los verfiel auch Graf Johann Mailáth. Ehe der im praktischen Leben so wenig Geschulte es sich versah, befand er sich in den Händen wuchernder Gläubiger. Dass er Wien verließ, um in München billiger zu leben, erwies sich als ungenügendes Mittel. Wie hätte ein solcher Mann in König Ludwigs aufstrebender Hauptstadt im Dunkel bleiben können? Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied; die

höchsten Kreise geizten um die Ehre, ihn und seine Tochter heranzuziehen. Und wer von der Gesellschaft so auf Händen getragen wird wie er, dem fällt es auch schwer, sie zu meiden. . . . Und dann — war ja das Hoffen sein Lebenselement. Er hoffte auf neue Auflagen seiner Werke zu höheren Preisen . . . er wollte es nicht bemerken, dass die Feder schon träge dem langsameren Gedankenzug folgte. . . . Das siebenzigste Lebensjahr kam nicht befreiend heran! Nein! Wie die Sturmeswoge den aufgewühlten Grundsand ans unumhegte Ufer wälzt, so wälzte es neue Noth an sein ungesichertes Alter heran! Die Körperkraft erlahmte; die alten Augen, die einmal schon fast erblindeten, versagten den Dienst. Wohl war die Tochter, die seit lange mit ihm arbeitete, bereit, für den geliebten Vater zu arbeiten und ihn zu pflegen. Aber — darum handelte es sich nicht mehr! — — — Schuldgefängnis hieß die Sturmeswoge! — — — Die Woge?! . . Ein Wort gebiert oft einen Gedanken — und der wieder zieht magnetisch eine That nach sich.

Vater und Tochter waren gläubige Gemüther. Wer kann behaupten, dass ihrem Losschälen von der Welt nicht ein verklärender Aufblick vorangieng? Vielleicht sind sie nicht im Zorn und nicht im Weh, sondern mit begeisterter Freudigkeit an das Ufer des schönen Sees getreten. Worin sie gefehlt, liegt nicht auf der Wage der menschlichen Gerechtigkeit. . . . Und nun kam die Abendflut und brachte die hohe Woge, der sie sich vertrauten — fest verbunden im Tode wie im Leben.

Gott wird es dem edlen Manne, der so lange und so treu gearbeitet hat, als milder Richter, hoffentlich vergeben, dass er — selbstwillig Feierabend machte.*) Das Vaterland aber schuldet ihm Dank und seinem Andenken Ehre.

Mariam Tenger.

*) Graf Johann Mailáth und seine Tochter Henriette ertränkten sich am 3. Jänner 1855 im Starnberger See.

Alexander Freiherr von Zhechovini,

k. k. Artillerie-Hauptmann und Besitzer der drei höchsten militärischen Auszeichnungen für Tapferkeit.

Außerordentliche Verhältnisse erzeugen außerordentliche Männer, oder bieten solchen die Gelegenheit, über die Schranken der Allgemeinheit heraustretend, ihre besondere Gaben zur Geltung zu bringen. Für den Mann des Schwertes ist der Krieg ein solches Verhältnis; er gibt ihm die Möglichkeit, seinen Mannes- und Soldatenwert zu prüfen und zu schätzen. Militärische Charaktere, die im Frieden nie oder nur zur bescheidenen Geltung gekommen wären, überspringen die enge Schranke, wenn der gewaltige Schlachtengott sein Banner entfaltet. In dem großartigen Spiele, wo Leben und Ehre den Einsatz und Gewinn bezeichnen, Pflichtgefühl und Selbsterhaltungstrieb die leitenden Beweggründe bilden, wo die erhöhte Aufregung des Geistes, die Anstrengung des Körpers, die mächtigen Eindrücke des Augenblickes bei gewöhnlichen Menschen lähmend auf Urtheilskraft und den Gebrauch erlernter Formen wirken: in diesem wogenden Chaos des Kampfes findet der echte kriegerische Sinn die Kraft sich über dasselbe zu erheben und sich in der vollen Bedeutung seines inneren Wertes zu erweisen. Manche Genies, große Geister und tapfere Herzen blieben unbekannt und ungenannt, weil ihnen die Gelegenheit gefehlt, ihre Eigenschaften zu entfalten, anderen war der Zufall günstiger; nicht oft aber hat das launische Glück in kurzer Zeit so häufig den Weg des Kriegers gekreuzt, als jenen des Artilleristen Alexander Zhechovini.

In den kurzen Feldzügen zweier Jahre (1848 und 1849 in Italien) hatte es ihm Gelegenheit geboten nebst mehrfachen Belobungen und ausnahmsweisen Beförderungen, sich des Besitzes der höchsten militärischen drei Tapferkeitszeichen: der großen silbernen und

goldenen Tapferkeitsmedaille und des Maria-Theresien-Ordens sich würdig zu erweisen.*)

Geboren als Sohn armer Ältern zu Brainitza im k. k. Küstenlande im Jahre 1810, wurde er mit 21 Jahren zum 4. Artillerie-Regiment assentiert und 1835 zum Bombardiercorps versetzt.

Im Jahre 1847 Oberfeuerwerker geworden, trat er als zweiter Commandant der Cavallerie-Batterie Nr. 2 (Oberlieutenant Pauer) in die Brigade des Fürsten Friedrich Liechtenstein, als der Feldzug 1848 in Italien ausbrach.

Am 29. Mai bei Montanara bot sich die erste Gelegenheit zur Auszeichnung. Zhechovini sieht die eigene Vorrückung durch das Feuer einer toscanischen Batterie aufgehalten. Unaufgefordert sprengt er mit zwei Haubitzen gegen diese vor und überschüttet sie mit einem solchen Granaten- und Kartätschenhagel, dass diese zum eiligen Rückzug gezwungen, drei demontierte Geschütze stehen lassen musste.

Hier erwarb sich Zhechovini die silberne Tapferkeitsmedaille; — zwei Monate später, am Tage von Somma-Campagna (25. Juli) sollte ihm die goldene zutheil werden. — Die That war der vorigen ähnlich. Auch hier war die Brigade, durch feindliche Übermacht gedrängt, ins Stocken gekommen und um die bedrängte Cavallerie und das 9. Jägerbataillon frei zu machen, sprengte die halbe Batterie auf Kartätschendistanz an die Linien des Gegners. — Der Batterie-Commandant fällt, Bedienung und Pferde werden getödtet, Zhechovini ist überall, hier feuert er an, dort rügt, da lobt er; der zunehmende Mangel an Bedienung zwingt die Unterofficiere und Fuhrwesensgemeinen zur Geschützbedienung, Zhechovini bedient selbst die Haubitzen. Diese Ausdauer wird belohnt, der Feind ist erschüttert, seine Linien weichen.

Den nächsten Tag hatte der nunmehrige Batterie-Commandant Zhechovini seine Batterien wieder kampffertig gemacht und marschierte mit seiner Brigade auf Volta vor. Generalstabshauptmann John**) von einer Recognoscierung rückkehrend, meldet das Anrücken größerer feindlicher Streitkräfte. Sofort sendet Zhechovini zwei Geschütze in eine Stellung vor, und folgt, als diese Stellung durch die Neuner-Jäger gesichert war, mit den anderen vier Geschützen nach. Den ganzen Tag blieben diese sechs Geschütze in Feuer und lähmten die Wirkung von 18 piemontesischen Geschützen derart, dass der Gegner am Vorrücken gehindert wurde. Gegen Abend zogen sich die Jäger zurück, die Batterie deckte diesen Rückzug und wies noch nach 9 Uhr einen Bajonnettangriff piemontesischer Infanterie mit Kartätschen ab, worauf sie gleichfalls das Gefechtsfeld verließ.

Durch diese Leistung, welche mit der Beförderung Zhechovini's zum Unterlieutenant belohnt wurde, war die besondere Thätigkeit der Cavallerie-Batterie Nr. 2 in dem diesjährigen Feldzug abgeschlossen; — desto leuchtender steht sie und ihr tapferer Commandant in jenem des Feldzuges 1849 wieder da, in welchem er sich das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens erwarb. — Das betreffende Tapferkeitszeugnis enthält folgende Stelle:

„Unterlieutenant Zhechovini, Commandant der Cavallerie-Batterie Nr. 2, eingetheilt bei der Brigade des General-Major Grafen Kolowrat hatte in dem Gefechte bei Mortara am 21. März, gleich beim Beginne desselben, das Terrain bis in die Nähe des Feindes recognosciert und nach Überwindung vieler Hindernisse eine halbe Batterie links von der Straße in der Höhe der Plänklerkette des 9. Jägerbataillons, 900 Schritte von der feindlichen Geschützlinie ins Feuer gebracht.

Er stellte seine Geschütze so vortheilhaft hinter einem Erdwalle auf, dass sie von den an Anzahl und Kaliber weit überlegenen feindlichen Geschützen Nichts zu befürchten hatten, den Gegner aber so kräftig beschossen, dass er wegen bedeutenden Verlusten seine Stellung wiederholt ändern und endlich seine Kanonen ganz aus dem Feuer ziehen musste. Als hierauf unsere Truppen zum Sturme vorrückten und der Feind neuerdings mit mehreren an der Straße und links von derselben am Eingange des Ortes aufgestellten Geschützen die Stürmenden kräftig beschoss, nahm Zhechovini die halbe Batterie im Trabe auf Kartätschenweite vor und richtete ein so verheerendes Feuer gegen den Feind, dass dieser sein Feuer

*) Er ist der erste und einzige Officier unserer Armee, der diese drei höchsten militärischen Auszeichnungen für Tapferkeit besaß und verdient deshalb einen Platz in dem „Vaterländischen Ehrenbuche." A. d. H.

**) Der nachmalige Feldzeugmeister Freiherr von John. V. E. I. 852.

einstellen musste, seine Massen aber durch Zhechovini's Feuer in solche Unordnung geriethen, dass nunmehr ohne bedeutenden Widerstand der Sturm ausgeführt werden konnte, wobei fünf Geschütze, mehrere Karren und viele Waffen erbeutet, sowie 1600 Gefangene gemacht wurden u. s. w."

Ein würdiges Seitenstück zu dieser That, lieferte die Cavallerie-Batterie Nr. 2 am Tage von Novara (23. März 1849), wo sich Zhechovini, mit drei Geschützen auf 800 Schritte sechzehn feindlichen Kanonen gegenüber aufstellte und in kurzer Zeit drei derselben demontierte. Aber auch ein eigenes Geschütz wurde durch Explosion eines feindlichen Hohlgeschosses in einem Protzenmagazine zeitweilig unbrauchbar, und hiebei ein Mann und drei Pferde getödtet, sieben Mann und drei Pferde versengt und verwundet. Dennoch hielt es Zhechovini für nothwendig, mit den beiden anderen Geschützen weiter vorzurücken, um den Feind, welcher Vorbereitungen zu einem Angriffe machte, an diesem zu hindern. — Bis auf 200 Schritte jagte er heran, protzte ab und mit doppelten Kartätschen suchte er das Feuer der Infanterie zu lähmen, was ihm auch gelang, indem der Gegner die zum Sturme gesammelten Massen wieder auflöste und zurücknahm. Nun wendete sich Zhechovini gegen die Artillerie der Gegner, und hielt mit ihr ein stehendes Feuergefecht, selbst dann noch, als ihm das zweite Geschütz auch noch demontiert wurde und er den feindlichen 13 Geschützen nur eine kurze Haubitze entgegenstellen konnte. Später gelang es, die beiden demontierten Geschütze wieder feuertüchtig zu machen und bei Beendigung des Gefechtes verfügte Zhechovini wieder über drei Geschütze.

Der Corps-Commandant FZM. Baron d'Aspre war größtentheils Augenzeuge dieser Vorgänge und nennt sie in seiner Relation „bewunderungswürdige, heroische Thaten der Artillerie."

Außer diesen in großen Umrissen gegebenen hervorragenden Thaten bezeugen noch viele andere, wenn auch unwesentliche Begebenheiten die Thatkraft und die besonnene Tapferkeit Zhechovinis, wofür derselbe auch nach Beendigung des Feldzuges zum Oberlieutenant befördert wurde. — Da ein weiteres rasches Avancement in der Artillerie nicht möglich war, versetzte ihn die Gnade des Monarchen (1852) als Rittmeister in das erste Uhlanen-Regiment, aus welchem er bei der großen Artillerie-Reorganisation 1854 als Hauptmann wieder in seine Stammwaffe trat.

Am 20. Juni 1854 erfolgte seine statutenmäßige Erhöhung in den österreichischen Freiherrnstand, allein lange freute er sich dieser neuen Würde nicht, indem ihn schon am 10. September des folgenden Jahres der Tod in Baden bei Wien ereilte.

Anton Dolleczek

Karl Freiherr von Kübeck,

Staatsmann, Finanzminister.

Dieser bedeutende österreichische Staatsmann wurde am 29. October 1780 in Mähren zu Iglau geboren. Seine in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden Eltern, an denen er stets mit zärtlicher Liebe und Hingebung hieng, ließen ihm nach Kräften eine sorgfältige Erziehung angedeihen. Ausgerüstet mit vorzüglichen Geistesgaben und besonderem Fleiß, begann er seine Studien am Gymnasium zu Znaim, setzte dieselben bis zur Vollendung, theils an der Wiener, theils an der Prager Universität mit ausgezeichnetem Erfolge fort und trat im October 1800, noch nicht volle 20 Jahre alt, beim Olmützer Kreisamte in den Staatsdienst. Schon 1803 wurde er, seiner vorzüglichen Befähigung und Verwendung wegen, zum mährisch-schlesischen Landesgubernium berufen und im Präsidialbureau verwendet. Im darauf folgenden Jahre wurde er Concipist bei der niederösterreichischen Landesregierung, ebenfalls mit der Dienstleistung im Präsidialbureau. Als im Jahre 1805 Wien von den Franzosen besetzt und die Landesregierung aufgelöst

wurde, ist Kübeck dem bevollmächtigten Hofcommissär Grafen Wrbna zugetheilt und von diesem zu den wichtigsten Verhandlungen verwendet worden, für deren gute Ausführung ihm im Jahre 1806 eine besondere Allerhöchste Belobung zutheil wurde. In diesem Jahre erfolgte auch seine Beförderung zum Hofconcipisten bei der k. k. vereinigten Hofkanzlei. Schon im folgenden Jahre wurde er geheimer Staatsrathsofficial. Sein, unter seiner Leitung studierender, um 7 Jahre jüngerer Bruder Alois hatte eben seine Studien vollendet, als Kübeck die Mittheilung erhielt, der Oberstburggraf von Böhmen, Graf Wallis wünsche ihn als Präsidial-Secretär an seiner Seite und werde, falls er auf diesen Wunsch eingehe, das Nöthige hiezu einleiten. Er erklärte darauf einzugehen, wenn Graf Wallis ihm die Bitte erfülle, zur Vermeidung einer Trennung, auch seinen Bruder Alois im Berauner Kreis, also in Prag als Praktikant anzustellen. Graf Wallis, diesen Wunsch gewährend, beantragte nun die Ernennung Kübeck's, welche diesem vom Kaiser Franz mit den gnädigsten Worten unmittelbar eröffnet wurde. Jedoch schon nach wenigen Monaten erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Hofsecretär bei der vereinigten Hofkanzlei und er wurde dem, zum Armee-Minister ernannten Grafen Zichy zugetheilt. Nach dem Friedensschlusse 1809 wurde Kübeck zum Regierungsrathe und Referenten für Ober- und Niederösterreich bei der Hofkanzlei ernannt. In dieser Eigenschaft zeichnete er sich auf politischem und national-ökonomischem Gebiete aus und legte Vorschläge vor, um inbezug auf den Verkehr mit Nahrungsstoffen, den Getreidehandel, die Regelung der ökonomischen Verhältnisse der Stadtgemeinde Wien und dgl. umfassende Maßregeln in das Leben zu rufen, welche auch größtentheils mit vollkommenem Erfolge durchgeführt worden sind, wofür ihm eine belobende Allerhöchste Anerkennung zutheil wurde. Im Jahre 1812 wurde Kübeck zum Hofrathe ernannt und 2 Jahre darauf wurde ihm das Referat bei der Central-Organisierungs-Hofcommission unter dem Grafen Lažanzký übertragen, welche die, durch den Pariser Frieden, dem Kaiserstaate neu oder wieder einverleibten Provinzen zu verwalten und den künftigen Verwaltungs-Organismus auszuarbeiten hatte. Im September 1814, als Referent in den Staatsrath berufen, kam er in die Finanz-Section, setzte jedoch, über den Wunsch des Grafen Lažanzký und mit Allerhöchste Genehmigung, mit welcher Kübeck zugleich das besondere Wohlgefallen des Kaisers und die Versicherung der landesfürstlichen Gnade ausgedrückt worden ist, die Organisierungsarbeiten der Central-Hofcommission bis zu ihrer Beendigung fort. Im Jahre 1815 dem damaligen Hofkammer-Präsidenten Grafen Stadion zugetheilt, war er mit den Arbeiten zur Schaffung eines festen Finanz- und Credit-Systems betraut und schrieb seine umfassende Staatsschrift zur Regelung des österreichischen Creditwesens, unter deren Vorschlägen sich auch die Errichtung der österreichischen Nationalbank befand, welche im Jahre 1818 ins Leben trat. Neben seiner Dienstleistung war er auch damit betraut, Sr. Majestät regelmäßig staatsräthliche und Cabinets-Verhandlungen vorzutragen.

Im Jahre 1821 arbeitete Kübeck an der Seite des Monarchen beim Congresse in Laibach, wurde noch in demselben Jahre Staats- und Conferenzrath, nahm jedoch auf Wunsch des Hofkammer-Präsidenten Grafen Stadion auch noch ferner an den Berathungen der Hofkammer theil. Während des Congresses in Verona im Jahre 1822 arbeitete Kübeck wieder unmittelbar an der Seite des Kaisers. Auch bei der vom Kaiser im Jahre 1825 nach Venedig und Mailand unternommenen Reise blieb er an seiner Seite und war in allen wichtigen, aus diesem Anlasse zur Sprache gekommenen Fragen thätig. Im Herbste desselben Jahres wurde er auch zum Landtag nach Ungarn berufen, mit dessen Geschichte und Eigenthümlichkeiten er sich von früher Jugend beschäftigt hatte. Im Jahre 1839 als Präsident an die Spitze des General-Rechnungs-Directoriums gestellt, organisierte er diese Centralbehörde. Mit dieser Reform kaum zu Ende, wurde er 1840 zum Hofkammerpräsidenten ernannt und ihm im Jahre 1841 auch das Präsidium des Münz- und Bergwesens übertragen. In demselben Jahre legte er seinen Plan vor, welchem zufolge sich für das Princip der Staatsbahnen erklärt wurde, indem man darin eine Quelle der Macht und der Unabhängigkeit für die Regierung, wie des Reichthums für den Staat erkannte. Zugleich wurde über Antrag Kübeck's die Regie dieses wichtigen Verkehrsmittels der Verpachtung übergeben. Im Jahre 1846

legte er den ersten Grund zum Telegraphennetze Österreichs.

Durch die nach eingehenden Berathungen des Baron Kübeck als Hofkammerpräsident mit dem Präsidium der kön. ungarischen Hofkammer über Allerhöchstes Rescript geschehene Wiedereinführung der Tabakeinlösungs-Ämter und Gründung von Tabak Gärtler-Colonien auf den Cameral-Prädien in Ungarn, mit welcher der damalige Cameral-Administrator Ludwig Freiherr von Ambrózy betraut war, wurde die Deckung des Tabakbedarfes für das österr. Tabakmonopol von den großen Tabaklieferanten unabhängig gemacht und der Tabakcultur in Ungarn ein bedeutender Aufschwung gegeben. In Anerkennung dessen wurde auch der ersten Tabakbaucolonie im Temeser Comitate der Namen Kübekháza beigelegt.

Bis zum Jahre 1848 blieb dieser so vielseitig in Anspruch genommene bewährte Staatsbeamte an der Spitze der Finanzverwaltung; in diesem Jahre resignierte er auf das, ihm mit Allerhöchster Entschließung vom 17. März übertragene, neu geschaffene Finanzministerium und zog sich, körperlich schwer leidend, auf ein Landgut in Mähren zurück. Doch schon im Jahre 1849 stellte ihn Se. Majestät Kaiser Franz Josef an die Spitze der prov. Central-Commission in Frankfurt, in welcher Stellung er mit würdevoller Haltung ebenso die Interessen Österreichs zu wahren, als jene Deutschlands zu berücksichtigen verstand. Als bald darauf der Reichsrath geschaffen wurde, ernannte ihn der Kaiser im Herbste 1850 zum Präsidenten desselben. Das organische Statut dieses Körpers wurde von ihm unter Mitwirkung einer Commission ausgearbeitet und im April 1851 genehmigt.

Als der Reichsrath ins Leben getreten war, wurde Kübeck vom Kaiser an die Spitze einer Revisions-Commission gestellt, um die unhaltbaren Bestimmungen der Verfassung vom 4. März 1849 durch andere, den Verhältnissen und Bedürfnissen der Völker Österreichs angemessenere Verfassungs- und Verwaltungsnormen zu ersetzen. Eine zu diesem Zwecke zusammengestellte Organisierungs-Commission führte die Arbeiten unter seiner unmittelbaren Leitung durch.

Bis wenige Stunden vor seinem Tode war Kübeck im Dienste thätig. Am 11. September 1855, 75jährig, im 55. Jahre seines Staatsdienstes, arbeitete er noch rüstig, wie er es stets gewohnt war; wenige Stunden später wurde er ein Opfer der entsetzlichen Seuche, welche im Herbste jenes Jahres in Wien so viele Menschenleben dahinraffte.

Während dieser ruhmvollen Thätigkeit erfuhr Kübeck von seinen Monarchen, von fremden Fürsten und angesehenen Körperschaften mannigfache Anerkennungen und Auszeichnungen.

Schon im Jahre 1816 wurde er zum Lohne für seine vielfachen Verdienste in den Ritterstand erhoben und von den Ständen Tirols in der Landmannschaft und ständischen Matrikel aufgenommen. Im Jahre 1822 erhielt er das Ritterkreuz des ung. St. Stephans-Ordens. Die ihm infolge dessen auf Grund der Ordensstatuten zutheil gewordene Freiherrnwürde, deren Allerhöchste Verleihung zu Grillparzer's schönem, im Vaterländischen Ehrenbuche*) enthaltenen Gedichte Anlass gab, wurde im Jahre 1825 durch die Gnade des Kaisers auch auf seinen Bruder Alois, k. k. Hofrath bei der vereinigten Hofkanzlei, mit Rücksicht auf die hervorragenden eigenen Verdienste desselben ausgedehnt.

Im Jahre 1828 erhielt Kübeck die Landstandschaft von Böhmen, Mähren und Schlesien; im Jahre 1836 verlieh ihm Kaiser Ferdinand die geheime Rathswürde. Im Jahre 1845 wurde er mit dem Großkreuze des Leopold-Ordens ausgezeichnet, zu dessen Kanzler er auch Allerhöchst ernannt worden ist. Im Jahre 1846 erhielt er die steiermärkische Landmannschaft, im folgenden Jahre das Indigenat des Königreichs Ungarn. Im Jahre 1852 verlieh ihm der Kaiser das Großkreuz des St. Stephans-Ordens. Außerdem schmückte ihn Russland mit dem Alexander-Newsky- und mit dem Andreas-Orden, ebenso Bayern und Belgien mit ihren Decorationen.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, deren Gründung Kübeck durch eine, dem Fürsten Metternich am 30. December 1845 überreichte Denkschrift wesentlich förderte und welche auch nach den leitenden Grundsätzen dieser Denkschrift schon 3 Jahre später errichtet wurde, wählte ihn in ihrer Sitzung vom 26. Jänner 1848 zu ihrem Ehrenmitgliede. Mit der ganzen antiken Ruhe seines kräftigen, wah-

*) V. E. Poetischer Theil, Seite 746.

ren und edlen Wesens, mit dem ganzen Gewichte eines sittlichen Charakters weihte er in genauester Kenntnis der österr. Zustände und Bedürfnisse sein Leben dem Vaterlande. Durch und durch Österreicher, hatte Kübeck jenes weltbürgerliche Wohlwollen, das sich in echt humaner Weise unparteiisch auf alle Stämme und alle Glaubensbekenntnisse des ganzen Reiches erstreckte, die er in ihrer Eigenthümlichkeit ehrte und schonte. In seinen Augen waren alle diese Stämme, diese Länder unter dem kaiserlichen Scepter zu einem Ganzen vereint, zu einem Weltreich berufen, als Vermittler deutscher Bildung und Gesittung. Er war Bureaukrat in des Wortes edelster Bedeutung. Voll unermüdlichem Geschäftseifer, voll Humanität gegen die Untergebenen, gesellten sich zu dem fleckenlosen Rufe des öffentlichen Charakters die schönsten Tugenden des Privatlebens.

Seine großen Erfahrungen, sein vorurtheilsfreier Blick, sein reiches Wissen, ausgezeichnet insbesondere durch tiefe Bildung auf national-ökonomischem, finanziellem und naturwissenschaftlichem Gebiete, seine volle Klarheit und Sicherheit, sein tiefes Freiheitsbewusstsein, verbunden mit der edelsten sittlichen Weihe, seine — selbst von Österreichs Feinden anerkannte Uneigennützigkeit und Redlichkeit und sein Glaube an menschliche Tugend, machten sein Wirken segensreich, sowohl in den Tagen, als Österreichs Sonne im Zenith stand, wie in jenen, als es, an den Wunden schwerer innerer Kämpfe darniederliegend, neuer Kräftigung nach innen und außen entgegensah.

Freiherr von Kübeck wurde im Friedhofe zu Maria-Brunn bei Wien eingesegnet, nach Lechwitz in Mähren überführt, daselbst auf dem dortigen Friedhofe provisorisch beigesetzt und am 11. September 1860 in die, auf dem gleichnamigen Gute erbaute Gruft feierlich übertragen. Sein Grabdenkmal könnte keine einfachere, sein Wirken als Finanzmann treffender bezeichnende Inschrift schmücken, als die Anführung der Thatsache: „Während seiner Finanzverwaltung giengen die österreichischen Banknoten mit Agio ins Ausland!"

Franz Ritter Gebell von Ennsburg.

Karl Freiherr von Kübeck an seine Tochter Franziska Gräfin Terlago.*)

21. April 1855.

Meine liebe Franziska!

Dein Brief vom 11. April hat mich durch seine Erinnerung an das Ereignis des Jahres 1825 **) recht innig berührt. Das große Räthsel des Lebens, und das noch größere Geheimnis des Todes beschäftigen mich von Jahr zu Jahr mit steigendem Interesse, je näher ich der Katastrophe rücke, die das Grab und die Auferstehung, wie sie die Natur im fortgesetzten Wechsel feiert, in sich schließt. Ein Philosoph aus der classischen Römerzeit lehrt: Die richtigste Philosophie bestehe in der Betrachtung des Todes," während die christliche Anschauung nicht auf die Erlöschung des irdischen Lebens, sondern auf die zurechnungstragende Fortsetzung im Jenseits weiset. Die philosophische Auffassung ist eine wenig lehrreiche, während die christliche Anschauung eine praktische Lehre für das irdische Verhalten und einen erhebenden freudigen Blick über den dunklen Punkt gewährt, den wir Alle (gleich den Schiffern nach oder von dem südlichen Ocean die Linie) passieren müssen.

Unsere öffentlichen, insbesondere die europäischen Zustände gehen einer baldigen Entscheidung entgegen. Ich hoffe zuversichtlich, dass Österreich in keinen Offensivkrieg verwickelt und eben darum wesentlich mitwirken wird, auch die anderen Mächte zum Frieden zu drängen.

*) Ihr Gemahl Lothar Graf Terlago war k. k. Kämmerer und ehemaliger Vice-Präsident bei der Statthalterei in Tirol, gestorben am 26. Febr. 1865.

**) Todesjahr seiner ersten Frau.

Der ganze Krieg ist überhaupt aus einer prometheuischen Metaphysik mehr als aus wirklich praktischen Motiven hervorgegangen, und darum ist es so schwer, vernünftige Stellungen anzunehmen und Verständnisse zu gewinnen. Das eigentliche Wort des Räthsels ist Furcht vor einer unbestimmten Machtvergrößerung und Machtentwicklung Russlands ohne greifbare Thatsachen und ohne erreichbare materielle Mittel, diese Macht bleibend und nachhaltig zu schwächen. Es ist eine der Erscheinungen, wo übergescheite Leute Dinge vorauszusehen glauben, denen sie mit allen Aufopferungen der Gegenwart entgegenzuwirken suchen und wo sich am Ende herausstellt, dass die Zukunft eine ganz andere als die vorgesehene wird und dass in der Wirklichkeit sich völlig verschiedene Ereignisse von der vermeintlich voraussehbaren ergeben. In letzter Auflösung war die neue Generation, nicht wie in Bürger's Eleonore des langen Haders, sondern des langen Friedens müde, um seit dem Jahre 1848 in wechselnden Phasen wieder einmal Blut, Leben und Reichthum in unwürdigen Kämpfen zu vergeuden, und in übermüthiger Gescheitheit das Thier im Menschen wieder recht los zu lassen.

Dein Vater Karl.

Bernhard Graf Caboga,

k. k. Feldzeugmeister und General-Genie-Inspector.

Der kleine ehemalige Freistaat Ragusa war ebenso reich an klugen Staatsmännern und Gelehrten, wie an Bürgern, die sich durch eine besondere Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit hervorthaten. Die Namen Nicolò Bona,*) Marino Caboga und Marino Gozze, die für ihr Vaterland freiwillig in die größte Gefahr giengen und mehrjährige Gefangenschaft durch die Türken erduldeten, um dasselbe vor schmählicher Demüthigung zu bewahren; dann der bekannte südslavische Dichter Giovanni Francesco Gondola, sowie die berühmten Astronomen und Mathematiker Marino Ghetaldi und Ruggero Boscovich haben ihren Ruhm weit über die Grenzen ihrer stolzen Vaterstadt hinausgetragen. Aber auch einzelne Nachkommen der hervorragenden Geschlechter von Ragusa haben den Glanz derselben zu erhalten gewusst. Keiner unter allen diesen Sprösslingen hat aber höhere Ehren erreicht, größere Leistungen aufzuweisen, wie Bernhard Caboga. Aus sehr altem, verdienstvollem Stamme als der Sohn des Conte Giovanni Caboga und der Maria de Menze, deren Name nur noch in dem von ihrer Familie erbauten großen Stadtthurm Mincetta weiter lebt, am 6. Februar 1785 in Ragusa geboren, erhielt er auf Kosten seiner Familie seine Erziehung in der Ingenieur-Akademie in Wien, trat 1802 als Cadet in die Genie-Waffe ein, wurde schon 1805 Oberlieutenant, und während dieser ersten Dienstzeit mit der Aufnahme militärischer Pläne in Kärnten, Krain und Tirol beschäftigt, kam nach kurzer Verwendung in Arad nach Padua, nahm an dem Feldzuge 1805 im Venetianischen bis zur siegreichen Schlacht bei Caldiero theil, arbeitete später an der Befestigung von Präwald und fand Gelegenheit, sich in mehreren Gefechten durch persönlichen Muth und militärischen Scharfblick bemerkbar zu machen. Es muss als eine Anerkennung seiner tüchtigen Leistungen angesehen werden, dass Caboga im folgenden Jahre mit der Errichtung einiger Batterien zur Vertheidigung des Hafens von Triest, dann mit der Aufnahme von Plänen für die Befestigung der Ennslinie, die damals beabsichtigt war, betraut und schon 1807 außer der Tour zum Capitänlieutenant befördert wurde. Noch Ende 1806 zur Genie-Direction in Lemberg übersetzt, musste er in Lublin den

*) Er erlag in Silistria den Leiden seines harten Gefängnisses, sein Leichenbegängnis wurde feierlich in Ragusa begangen, dessen Senat ihm im Rectoren-Palast eine Gedenktafel widmete. Bona wird der Regulus von Ragusa genannt.

Bau größerer militärischer Gebäude leiten, und hatte 1808 im Salzburgischen, das kurz vorher an Österreich gekommen war, an der Befestigung mehrerer Engpässe zu arbeiten. Die dabei erworbene Kenntnis des Landes vermochte er im folgenden Jahre in seiner Dienstesztutheilung beim Corps des FML. Baron Jellačić erfolgreich zu verwerten. Freiwillig erbot er sich zur Vertheidigung des Passes Lueg zur Deckung des Rückzuges dieses Corps. Mit drei Compagnien des Warasdiner Kreuzer-Grenz-Regiments vertheidigte er diesen Pass durch drei Wochen heldenmüthig gegen ein stark überlegenes französisch-bayrisches Truppen-Corps und ermöglichte es dadurch dem FML. Baron Jellačić, sein Corps bei Radstadt zu sammeln. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges 1809 erhielt Caboga seine Verwendung als Generalstabsofficier, kämpfte bei St. Michael, führte die Nachhut auf dem Rückzuge über Graz, Pápa und Raab, nahm an den Kämpfen am 13. und 14. Juni bei dieser Stadt, sowie an der Herrichtung zur Vertheidigung des den Mittelpunkt des hitzigen und entscheidenden Kampfes bildenden Meierhofes theil und wurde dabei schwer verwundet.

Von seiner Wunde geheilt, war er in der nächsten Zeit in Ungarn und in Wien in Dienstesverwendung, wurde 1813 Hauptmann und erhielt beim Beginne der Entscheidungskämpfe gegen Napoleon seine Eintheilung in der Armee des FM. Fürsten Schwarzenberg. Zuerst an dem Baue eines Brückenkopfes bei Weltrus an der Moldau und an der Befestigung des Passberg thätig, kam Graf Caboga mit dem Corps des FML. Grafen Wallmoden unter das Commando des Kronprinzen Karl Johann von Schweden (Marschall Bernadotte) und wurde durch die Berufung in dessen Hauptquartier ausgezeichnet. Er fand in dieser Stellung Gelegenheit, sich in der Schlacht bei Seestädt gegen die Dänen und bei dem Baue von zwei Brücken über die Eider hervorzuthun, wofür er den schwedischen Schwertorden erhielt. Nach dem Kieler Frieden rückte das den Schweden zugewiesene Corps des FML. Graf Wallmoden durch Deutschland nach Belgien; Caboga blieb diesem General während seiner Kämpfe gegen den französischen Marschall Maison zugewiesen, nach dem Pariser Frieden ward er durch einige Zeit dem GdC. Baron Vincent, Gouverneur von Belgien und Holland, zugetheilt, machte dann wissenschaftliche Reisen in Holland, England und Frankreich, erhielt die Ernennung zum Genie-Director in seiner Vaterstadt Ragusa und wurde mit einer Sendung nach den jonischen Inseln betraut. Das vollständige Gelingen derselben ward wahrscheinlich Ursache, dass er zum Genie-Director in Zara ernannt wurde und kurz nach einander zwei geheime Sendungen nach Montenegro erhielt. Dafür wurden ihm nicht nur sehr schmeichelhafte Dankschreiben und Anerkennungen von dem Statthalter in Dalmatien, FML. Baron Thomassich, von dem Kanzler Fürsten Metternich und vom General-Genie-Director Erzherzog Johann, sondern auch der wiederholte Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit zutheil.

Die bisherige vielseitige und stets erfolgreiche Thätigkeit des gewandten und hochbegabten jungen Genie-Officiers lenkten immer mehr die Aufmerksamkeit auf Hauptmann Caboga. Er wurde daher auch zu den Truppen bestimmt, denen der Einmarsch nach Neapel übertragen wurde. Seine Bestimmung führte ihn unter die Befehle des FML. Baron Mohr, der mit seinen Truppen gegen die Abruzzen vorzurücken hatte. Caboga schloss mit dem neapolitanischen Hauptmann de Rossi die Capitulation des Forts Aquila ab, er leitete die Vorbereitung für den Angriff der Festung Pescara und nach dem Eintreffen in Neapel ward er als Genie-Chef dem FML. Graf Wallmoden, der die Besatzungs-Truppen in Sicilien befehligte, beigegeben.

In Neapel wie in Sicilien hat Caboga, der 1823 außer der Tour zum Major befördert wurde, gründliche Denkschriften über die Befestigung dieser beiden Länder verfasst. Der commandierende General in Neapel, GdC. Graf Frimont, berichtete unter Vorlage dieser Arbeiten an den General-Genie-Director Erzherzog Johann, indem er sich über deren gehaltreichen Inhalt ebenso günstig, wie über deren verdienstvollen Verfasser äußerte, „der seine Talente und Erfahrungen mit unermüdeter Thätigkeit dem Allerhöchsten Dienste widmet und alle Eigenschaften besitzt, um in einer höheren Charge und Wirkungskreise mit Nutzen verwendet werden zu können." Diese vielsagenden Worte des scharfblickenden General Grafen Frimont fanden beim genannten Erzherzog volle Würdigung, der Caboga seiner

Gnade versichern ließ, aber wohl nicht ahnen konnte, dass dieser junge Stabsofficier einstens berufen sein werde, sein unmittelbarer Nachfolger in der obersten Leitung des Genie-Wesens zu werden.

Nach der Rückkehr der österreichischen Truppen aus Süditalien zur Leitung der Fortifications-Districts-Direction in Venedig erkoren, leistete er auch auf diesem wichtigen Posten ausgezeichnete Dienste, wurde aber beim Ausbruche des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1828 als Flügel-Adjutant dem FML. Prinzen von Hessen-Homburg zugetheilt, der sich in das russische Hauptquartier zu begeben hatte. In dieser Stellung wohnte Major Caboga den hervorragendsten Waffenthaten dieses Feldzuges bei, hatte nach demselben Gelegenheit, die russischen Häfen im schwarzen Meere und in der Krim, dann die militärischen Einrichtungen in der Ukraine zu studieren und er war einer der ersten fremdländischen Officiere, der die Wichtigkeit von Sebastopol erkannte. Nach dem Besuche von Petersburg, wo er durch den St. Annen-Orden II. Classe und einen Ehrenpelz ausgezeichnet wurde, kehrte er nach Wien und von dort auf seinen Posten nach Venedig zurück. Im Jahre 1830 wurde er Oberstlieutenant und Commandant des Mineur-Corps, ward aber kurz nachher nach Galizien zur Wahl von geeigneten Plätzen für die Anlegung von verschanzten Lagern entsendet. Die Vorschläge über Lagerbefestigungen bei Andrychau und Stry fanden den Beifall des Hofkriegsraths, der Caboga dafür eine Belobung ertheilte.

Eine abermalige höchst ehrenvolle Sendung führte den Oberstlieutenant Caboga in das russische Hauptquartier nach Polen. An mehreren Kämpfen gegen die aufständischen Polen nahm er persönlichen rühmlichen Antheil, ebenso an der Erstürmung von Warschau. Die hohe Achtung, in der er bei der russischen Armee stand, bezeugte nicht nur die an ihm wiederholt ergangene, aber ebenso oft dankbar abgelehnte schmeichelhafte Aufforderung zum Eintritte in den russischen Militärdienst unter sehr günstigen Bedingungen, sondern auch die an ihn erfolgte Verleihung des St. Stanislaus-Ordens II. Classe, des Ordens „Virtuti militari,“ eines russischen Ehrendegens und der aus Anlass des russisch-türkischen Krieges, dann der Erstürmung von Warschau gestifteten silbernen Medaillen.

Bereichert an kriegerischen Erfahrungen, geschmückt mit seltenen Ehrenzeichen, kehrte Graf Caboga nach Beendigung des Krieges heim und ward noch im Jahre 1832 Oberst; in Würdigung dieser erfolgreichen Sendung erhielt er eine vertrauliche Mission nach Albanien, hatte auf der Rückreise alle dalmatinischen Befestigungen zu besichtigen, wurde 1833 vom Commando des Mineur-Corps enthoben und zur General-Genie-Direction übersetzt. Über seine Bitte wurde der schon 1808 wegen seiner rühmlichsten persönlichen Eigenschaften und richtig gelegten Ahnenprobe mit der Kämmererswürde begnadete Oberst Caboga in Anerkennung seiner durch seltene Talente, durch vorzügliche theoretische und praktische Kenntnisse, durch regen Diensteifer und durch unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an das Allerhöchste Kaiserhaus ausgezeichneten Leistungen und zur Belohnung seiner langen und vorzüglichen Dienste am 1. Jänner 1833 in den österreichischen Grafenstand erhoben und dieser Adelsgrad über seine weitere Bitte kurz darauf auf seinen ältesten Bruder Biagio Filippo und dessen eheliche Nachkommen ausgedehnt. Im Jahre 1835 finden wir den Grafen Caboga schon als Befestigungs-Director in Böhmen. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, denn schon 1836 wurde ihm eine neue, ebenso ehrenvolle als hochwichtige Aufgabe durch den Herzog Franz IV. von Modena anvertraut. Oberst Graf Caboga ward zum Ajo seiner zwei Söhne, der Erzherzoge Franz und Ferdinand d'Este ernannt, von denen der Erstere den Thron als Herzog Franz V. bestieg, während Erzherzog Ferdinand, österreichischer General, als Opfer eines Besuches im Brünner Garnisons-Spitale sein junges Leben aushauchte.

Selten hat Jemand eine so reiche und vielseitige Begabung und Erfahrung für den verantwortungsvollen Posten als Prinzen-Erzieher mitgebracht, wie Graf Caboga. Er wusste sich aber auch bald die Hochachtung und das Vertrauen des Herzogs Franz IV. zu erwerben, der ihn zum Staatsrathe und im folgenden Jahre zum Obersthofmeister der beiden Erzherzoge ernannte, während ihm gleichzeitig Kaiser Ferdinand in Anerkennung seiner hervorragenden Dienstleistung die Ge-

heimrathswürde verlieh und ihn 1838 zum General-Major beförderte. Nach glücklicher Vollendung seiner Erzieheraufgabe erhielt er das Brigade-Commando über die Genie-Truppen, das er bis zu seiner 1846 erfolgten Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant bekleidete.

Bald eröffnete sich ihm nun ein noch bedeutend erweitertes Feld für seine rastlose Thätigkeit. Durch die Berufung des Erzherzogs Johann im Mai 1848 als Stellvertreter des nach Innsbruck geflüchteten Kaisers Ferdinand an die Spitze der Wiener Regierung, dann durch dessen Ernennung zum deutschen Reichs-Verweser musste die Stelle des General-Genie-Directors provisorisch besetzt werden. Die Wahl fiel auf den FML. Grafen Caboga, der schon so viele Beweise seiner militärischen Tüchtigkeit, seiner Selbständigkeit und seiner vielseitigsten Verwendbarkeit gegeben und die schwierigsten Aufgaben stets zur größten Zufriedenheit gelöst hatte.

Diese Ernennung wurde auch von der gesammten Genie-Waffe mit Freude begrüßt und getragen von diesem allgemeinsten Vertrauen, widmete Graf Caboga mit Ausnahme einer 1849 nach Warschau gehabten hochwichtigen Sendung seine große Thatkraft, seine umfassenden Kenntnisse und Erfahrungen ausschließlich dem Wohle des ihm anvertrauten Corps. Für das Gelingen seiner Warschauer Sendung, welche mit dem Abschlusse des mit dem russischen Bevollmächtigten zur Regelung der Verpflegung der russischen Hilfstruppen auf österreichischem Gebiete während des ungarischen Feldzuges vereinbarten Vertrags vom 10. Juni 1849 glücklich beendet wurde, mit dem Commandeurkreuz des Leopold- und dem Großkreuz des russischen St. Annen-Ordens in Brillanten ausgezeichnet, am 4. December 1849 zum General-Genie-Director und 1854 in Würdigung seiner durch viele Jahre mit erprobter Treue, Anhänglichkeit, ausgezeichneter Tapferkeit und vorzüglichem Eifer geleisteten ersprießlichen Dienste, zum Feldzeugmeister ernannt und am 1. September 1852 nach zurückgelegter 50jährigen ununterbrochenen militärischen Dienstzeit von dem ihm untergebenen Officiers-Corps durch Widmung seines von Gabriel Decker sprechend ähnlich ausgeführten lithographierten Bildnisses freudigst überrascht, durfte Graf Caboga auf sein vom Obersten Kriegsherrn, von ausländischen Mächten und von der eigenen Armee vielfach ausgezeichnetes und gewürdigtes, ehrenvolles und erfolgreiches Wirken mit Selbstbefriedigung zurückblicken. Es war daher gewiss mehr als eine einfache Redensart, wenn er in seinem Dankschreiben für die ihm vom unterstehenden Officiers-Corps dargebrachte erwähnte Jubiläums-Huldigung hervorhob, dass er bis zur gänzlichen Dienstunfähigkeit alle seine Kräfte den mit seiner Stellung verknüpften Pflichten widmen werde.

Leider war es dem FZM. Grafen Caboga nicht lange mehr vergönnt, in seinem wichtigen Wirkungskreise thätig zu sein, in welchem es ihm gelungen war, das Genie-Corps auf jener Höhe zu erhalten, auf welche es sein erlauchter Vorgänger in langjähriger mühevoller Arbeit zu bringen gewusst hatte. Durch den Krimkrieg nach Galizien berufen, erkrankte er dort, kehrte scheinbar geheilt nach Wien zurück, erlag aber daselbst am 19. November 1855 seinem Leiden.

Der Tod dieses hervorragenden Generals und berufensten obersten Vertreters seiner Waffe wurde allgemein tief betrauert, sein alter Freund und Waffengenosse FZM. Freiherr von Hess befehligte den Leichen-Conduct. Caboga's irdische Überreste wurden von seinem Adjutanten, Hauptmann von Domaßewski, nach Ragusa überführt, wozu Seine Majestät unser Allergnädigster Kaiser in Triest den Kriegsdampfer Custozza zur Verfügung stellen ließ. Caboga's Gebeine ruhen in der Kapelle seines an seinen Neffen Heinrich Grafen Caboga vererbten Sommersitzes im Ombla-Thale bei Ragusa, während im Dome dieser Stadt eine Gedenktafel die dauernde Erinnerung an ihren großen Mitbürger wachhält.

FZM. Graf Caboga war von kräftiger kleiner Gestalt, mit sehr feinen Gesichtszügen, eine schöne militärische Erscheinung. Ein tüchtiger Soldat, ein kluger Staatsmann von vielseitigster und gründlicher Bildung, mit hervorragenden Generalen verschiedener Länder in schriftlichem, anregendem Verkehre, ein eifriger Förderer jedes wissenschaftlichen Strebens, sprachengewandt, von raschester geistiger Auffassung, doch bedächtigem Handeln und bescheidenem Wesen vereinte er in sich alle Eigenschaften zur Lösung schwieriger Aufgaben, zur erfolgversprechenden Versehung der wichtigsten Stellen. Überaus ordnungsliebend, ermöglichte

sein sparsamer Sinn seinem zum Wohlthun geneigten Herzen die Ausübung vieler Wohlthaten. Ein musterhafter Sohn, ein treuer Bruder und wahrer Beschützer und Freund seiner jüngeren Verwandten, war er gleich der großen Mehrzahl seiner Landsleute streng katholisch, wovon eigenhändig niedergeschriebene Gebete noch heute beredtes Zeugnis geben, dabei aber doch immer milde in der Beurtheilung aller seiner Mitmenschen, während er an sich selbst den strengsten Maßstab anlegte und unermüdlich an seiner Fortbildung thätig war.

In dynastischer Treue gegen das Allerhöchste Kaiserhaus, dem er viele besondere Gnaden verdankte, war er seinen erst seit Kurzem zu österreichischen Unterthanen gewordenen Landsleuten ein schönes Vorbild, wusste aber damit eine aufrichtige Liebe für seine durch die französisch-russischen Kriege dauernd geschädigte Vaterstadt zu vereinen und war vielen seiner Mitbürger ein treuer Freund und Helfer.

In seiner Ehe mit der Gräfin Wanda Potocka ohne Nachkommen geblieben, setzte er seinen Neffen, den bereits erwähnten Grafen Heinrich Caboga, zu seinem Universalerben ein, der im Jahre 1881 als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses und Major a. D. gestorben ist und seinem einzigen männlichen Sprossen und Namensträger mit seinem Erbe auch das Vermächtnis der unbegrenzten Anhänglichkeit an Kaiser und Reich übertragen hat.

Albin Freiherr zu Teuffenbach.

Quellen: Familienschriften, Diplome und eigenhändige Aufzeichnungen des FZM. Grafen Caboga. — F. P. Martecchini Galleria di Ragusei illustri — Ragusa, bei P. F. Martecchini 1841. Dieses vorzügliche illustrierte Werk wurde von dem literarisch wirkenden Herausgeber dem Grafen Bernhard Caboga gewidmet und mit seinem Bildnisse geziert. — Simeone Gliubich, Dizionario biografico degli uomini illustri della Dalmazia. Vienna, Lechner 1856. — Gelcich, Dello sviluppo civile di Ragusa. Ragusa, Pretner, 1884. — Notices nécrologiques sur le Comte Bernard Caboga, général d'artillerie, Chef du génie de S. M. A. l'empereur d'Autriche.

Peter Krafft, Maler.

Von den Künstlern, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Wien wirkten, erfreuten sich wenige einer solchen Achtung und Popularität wie der Porträt- und Historienmaler, später Galerie-Director und Schlosshauptmann im Belvedere Peter Krafft. Die kleine, elegante Figur mit schneeweißen Haaren und einem schwarzen Käppchen, die vornehm in fast militärischer Haltung die schönen Räume der kaiserlichen Galerie im Belvedere tagtäglich durchschritt, sie während der Einlasszeit für das größere Publicum nie verließ, dort für Ordnung und Sauberkeit, Anstand und zurückhaltendes Benehmen sorgte, gegen Jedermann höflich, gegen Niemand zutraulich war — das war der Galerie-Director, als solchen erkannte man ihn auf den ersten Blick.

Johann Peter Krafft wurde am 17. September 1780 zu Hanau geboren. Aus einer Künstlerfamilie stammend, zeigte er frühzeitig Talent für die Kunst, welche sein Vater, einer der besten Emailmaler seiner Zeit, ausübte. Seine erste künstlerische Ausbildung erhielt er an der fürstlich hessischen Zeichen-Akademie der Vaterstadt; sodann begab er sich nach Wien, um daselbst die Akademie zu besuchen, welche zu jener Zeit als die Hochschule deutscher Kunst galt. Hier bildete er sich fleißig unter Füger's Leitung und bestritt seinen Lebensunterhalt durch Anfertigung zahlreicher Bildnisse, die er mit großer Gewandtheit und Ähnlichkeit ausführte. Von den Ersparnissen seines Fleißes unternahm er im Jahre 1800 eine Reise nach Paris, das damals den Ton in der Malerei angab. Hier fand der junge, begabte und an strenge Arbeit gewöhnte Künstler das, was Talente seines Ranges in deutschen Landen selten fanden: Gönner, und durch diese reichliche Beschäftigung. Lucian Bonaparte, der jüngste Bruder Napoleons, wandte Krafft seine besondere Gunst zu und ließ eine große Menge von Meisterwerken der Kunst, die alle zu jener Zeit nach Paris geführt wurden, von ihm copieren. Im Jahre 1804 kehrte der Künstler nach Wien zurück und malte daselbst zumeist

Porträts. 1808 besuchte er Rom. Nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst trat er die Rückreise nach Österreich an. Auf derselben war er so glücklich, ohne dass er es wusste, die Bekanntschaft des Erzherzogs Johann zu



Peter Krafft.
Nach einer Lithographie von Kriehuber. 1850.

machen. Er soll dem Prinzen auf einsamer Waldstelle begegnet und das berühmte, durch Höfel's Grabstichel vervielfältigte Bild, welches zeigt:

„Den Johann aus der Steiermark als Schütze
Gehüllt ins knappe schmucke Jagdgewand,
Die Miene geistig, edel, engelsmild,
Den Stutzen in der schussgeübten Hand,
Einsam erkletternd eine Alpenspitze."

nur eine treue, künstlerisch verklärte Copie jener Begegnung sein. Der edle Fürst, durch den Künstler wohlthätig angeregt, ließ sich nun von demselben auf einer längeren Reise durchs Steirerland begleiten. Nach seiner Ankunft in Wien war Krafft als Porträtmaler thätig und arbeitete zahlreiche Bildnisse bald in Öl, bald in Miniatur. Aber sein eigener künstlerischer Drang ließ ihm keine Ruhe, bis er der eigenen Lust zum Schaffen folgend, ohne jeden Auftrag ein größeres Bild schuf. So entstand unter der patriotischen Erregtheit jener denkwürdigen Epoche der Befreiungskriege das berühmte Bild: „Abschied des österreichischen Landwehrmannes von seiner Familie" im Jahre 1813. Die Wahl des Gegenstandes war eine sehr glückliche. Das volksthümliche Institut der Landwehr war eine Schöpfung des Erzherzogs Karl, es hatte sich in den Kriegen von 1809 und 1813 glänzend bewährt. Der Künstler wählte eine Scene, die allgemein ansprechend, das Herz der österreichischen Bevölkerung lebhaft berührte. Das große Gemälde — es ist über $3^3/_4$ Meter breit und befindet sich dermalen in der kaiserlichen Galerie im Belvedere — wurde in einer eigenen Holzbude auf der Bastei aufgestellt, da zu jener Zeit in Wien noch keine Kunstvereine bestanden. Diese Ausstellung war von außerordentlichem Erfolge begleitet. Man wallfahrtete sozusagen zu dem Gemälde. Kein Genrebild und auch kein Historienbild, war es ein historisches Zeitgemälde mit lebensgroßen Figuren und, wenngleich nach der Natur, doch weder in Auffassung noch in Ausführung naturalistisch. Es war sozusagen die Anschauung des mo-

dernen Lebens im Geiste des Historienmalers. Unter dem Eindrucke und in gerechter Würdigung der künstlerischen Erfolge ernannte die kaiserliche Akademie der Künste in demselben Jahre (1813) Krafft zu ihrem Mitgliede. Nun folgten bald die beiden Colossalgemälde: „Der Sieg bei Leipzig“ und „Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern“ (beide jetzt im Ehrensaale des k. u. k. Invalidenhauses in Wien), die „Rückkehr des Landwehrmannes aus dem Befreiungskriege,“ die „Krönung Kaiser Franz I.“ für das Budapester Nationalmuseum, dann drei große Wandgemälde in Mittelsaale der Reichskanzlei in der Wiener Hofburg, Hauptmomente aus dem Leben des Kaisers Franz I. darstellend. Diese Bilder sichern Krafft eine hohe Stellung in der vaterländischen Kunstgeschichte. Sie sind gewissermaßen die einzigen künstlerischen Denkzeichen einer für die Geschichte Österreichs bedeutungvollen Zeit. In denselben zeigt der Maler mit hoher Begeisterung, wie sehr er die Landesgeschichte als Familiengeschichte unseres Herrscherhauses aufzufassen verstand. Die ganze Nation, speciell die Wiener, betrachteten den Kaiser Franz I. weniger als den Herrscher einer großen Monarchie, denn als das Haupt einer großen patriarchalisch regierten Familie. Krafft's Bilder haben zur Pflege und Hebung dieser patriotisch-dynastischen Gefühle ungemein viel beigetragen

Im Jahre 1823 wurde Krafft außerordentlicher Professor und Conrector an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Er bewies sich dabei als trefflicher Lehrer und hielt strenge auf correcte Zeichnung und genaues Studium der Natur. Als im Jahre 1828 der kaiserliche Galerie-Director, Landschaftsmaler Josef Rebell, auf einer Reise zu Dresden plötzlich gestorben war, wurde Krafft am 25. December desselben Jahres in das Cabinet des Kaisers Franz zur Audienz befohlen. Der Kaiser empfieng den eintretenden Künstler mit folgenden Worten: „Ich ernenne Sie zum Galerie-Director, damit mir nicht die Bureaux Einstreuungen machen.“ Diese Ernennung, welche ohne ein vorheriges Einschreiten von Seite Krafft's geschah, beweist am deutlichsten, wie sehr der Künstler das persönliche Vertrauen des Kaisers besaß. In dem ihm später ausgefertigten Anstellungsdecrete hieß es, dass ihm die Stelle eines Galerie-Directors verliehen wurde „in Berücksichtigung seiner im In- und Auslande anerkannten Künstlerschaft, deren Ruf er in neuerer Zeit durch die von ihm verfertigten, aus der jüngst verflossenen denkwürdigen Epoche der österreichischen Zeitgeschichte entnommenen Compositionen so fest begründet habe.“ — Die Stelle als Galerie-Director bekleidete Krafft bis zu seinem Tode. Er sorgte ununterbrochen dafür, dass die Galerie als Ganzes einen nach Außen zu würdigen Eindruck auf den Besucher mache und dieser erinnert werde, er befinde sich in einem Hause des Kaisers.

Seit dem Jahre 1815 Mitglied der kurfürstlichen Akademie in Hanau, seit 1835 ordentlicher Rath der Akademie in Wien, seit 1839 Ehrenmitglied der Akademie in Haag, geachtet von seinen Zeitgenossen, in den angenehmsten äußeren Verhältnissen lebend, die er sich selbst durch seine große Thätigkeit geschaffen, genoss er ein glückliches Greisenalter, das selten getrübt wurde. Den schwersten Schlag erfuhr er durch den frühzeitigen Tod seines einzigen Sohnes, des trefflichen Orientalisten Albrecht Krafft, der im Jahre 1847 im 31. Jahre seines Lebens starb. Eine andere schwere Prüfung bestand Krafft im October des Jahres 1848, als die sogenannte Mobilgarde unter Bem's Führung ihr Hauptquartier im Belvedere aufschlug. Für die Galerie war in diesen Tagen Gefahr, doch sie entgieng derselben glücklich. Die Festigkeit seines Benehmens, die Ruhe seines ganzen Wesens trugen wohl wesentlich zu diesem Erfolge bei: Ein treuer Diener des kaiserlichen Hauses, empfieng er Bem mit den Worten: „Mein Herr, ich halte Sie für einen Rebellen; aber nun haben Sie hier die Gewalt in Händen; ich ersuche Sie dafür zu sorgen, dass der Galerie kein Schaden zugefügt werde.“ — Der kluge Pole antwortete mit der Versicherung, dass er seine Gesinnung gegen das Kaiserhaus zu ehren wisse, in einer Weise, die für die Sicherstellung der Galerie beruhigend war. Der Kaiser dankte Krafft für diese in den Octobertagen geleisteten Dienste durch den Ausdruck seines allerhöchsten Wohlgefallens in einem an ihn gerichteten besonderen Schreiben.

Seit dem Antritte der Directorstelle in der kaiserlichen Galerie zog sich Krafft von der künstlerischen Thätigkeit der Öffentlichkeit gegenüber zurück; für sich in seinem Atelier war er ununterbrochen beschäftigt, theils mit Copieren älterer Gemälde für befreundete

Personen, theils mit historischen Gemälden, die er meist nur sich zum Vergnügen malte. Von den letzteren heben wir drei kleinere, aber meisterhaft ausgeführte Genrebilder hervor (gegenwärtig im Besitze des Erzherzogs Karl Ludwig): „Kaiser Franz begleitet die Leiche eines armen Mannes zu Baden bei Wien," „Kaiser Franz empfängt eine Witwe in Audienz" und „Kaiser Franz führt anno 1811 auf dem Laxenburger Teiche einen Mann über, der ihn darum ersucht, ohne ihn zu kennen."

Krafft starb zu Wien am 28. October 1856 im 77. Lebensjahre. Die Zahl seiner Gemälde ist sehr groß; seine Bildnisse befinden sich meist im Privatbesitze. Die berühmtesten und besten Bilder zählt C. v. Wurzbach in seinem biographischen Lexikon auf und schließt die Skizze über unseren Künstler mit folgenden Worten: „Krafft der Künstler gehört einer älteren Kunstperiode an, deren Standpunkt nicht mehr jener der modernen Kunst ist; aber in allen seinen Bildern erscheint er immer als Künstler, und welche Wandlungen im Reiche des Schönen im Laufe der Zeit vorkommen mögen, Krafft wird in demselben stets eine ehrenvolle Stelle behaupten."

Wenzel Schaffer.

Quellen: C. v. Wurzbach Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Österreich. Wien, 1865. XIII. Band. — Ritter von Eitelberger, Gesammelte kunsthistorische Schriften. Wien, 1879. I. Band.

Josef Freiherr von Hammer-Purgstall,*)

Orientalist, Geschichtsforscher, Dichter.

Dieser berühmte Orientalist, Sohn des Gubernialrathes Josef v. Hammer, wurde zu Graz in Steiermark am 9. Juni 1774 geboren. Nachdem er daselbst die vier unteren Gymnasialclassen zurückgelegt hatte, kam er im Jahre 1787 nach Wien, wo er im Barbarainstitute seine Studien fortsetzte und sich zugleich in dem, damals hiezu bestandenen Vorbereitungscurse für die k. k. orientalische Akademie den orientalischen Sprachen widmete. Nach einem Jahre wurde er in diese Akademie aufgenommen, deren ausgezeichnetster Schüler er war. Mit einem wahrhaft eisernen Fleiße betrieb er das Studium der orientalischen Philologie und legte einen tüchtigen Grund zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung.

Seine ungewöhnlichen Kenntnisse erregten die besondere Aufmerksamkeit des damaligen Referenten der Section des Orientes im Ministerium des Auswärtigen, Freiherrn von Jenisch, der ihn bei der Herausgabe des, unter Meninsky's Namen bekannten arabisch-türkisch-persischen Lexikons zum Mitarbeiter wählte. Auch der, in jenem Ministerium angestellte, berühmte Geschichtschreiber Johannes von Müller erkannte die besonderen Fähigkeiten dieses Jünglings. Er hielt ihn schon damals für den zum künftigen Geschichtschreiber des osmanischen Reiches Berufenen und begeisterte ihn für die Unternehmung eines solchen Werkes. Gleiche Aufmunterung wurde seinen ersten Versuchen im Fache der orientalischen Literatur, darunter sein Erstling, die Übersetzung eines türkischen Gedichtes: „Über die letzten Dinge", welche im deutschen Merkur erschienen, von Männern wie Wieland, Böttger und Herder, zutheil.

Unterdessen hatte er, 23 Jahre alt, d. i. im Jahre 1797 auch seine Laufbahn im Staatsdienste begonnen, in welchem Jahre er dem, nach dem Frieden von Campo Formio zum Hofcommissär ernannten Freiherrn von Jenisch als Secretär beigegeben wurde. Das Ergebnis eines, mit dem damaligen Appellations-Präsidenten Freiherrn von Krafft nach Innerösterreich und Venedig unternommenen Ausfluges waren die im Jahre 1800 in Druck erschienenen: „Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest und Venedig und von da zurück nach Tirol." In jene Zeit fällt auch die Verfassung des morgenländischen Gedichtes: „Schirin" aus persischen und tür-

*) V. C. I. 981. II. 861.

tischen Quellen in 2 Theilen. Im Jahre 1799 wurde Hammer vom Minister Freiherrn von Thugut als Sprachknabe — zu jener Zeit der amtliche Titel für die, in ersten Anstellungen nach dem Orient entsendeten Zöglinge der orientalischen Akademie — nach Constantinopel geschickt, wo er sich bald das volle Vertrauen des dortigen Internuntius Freiherrn von Herbert erwarb, so dass dieser, als er die Kunde von der zu El-Arisch zwischen dem Großvezier und dem französischen Obergeneral Kleber erfolgten Convention erhielt, ihm im Februar 1800 den Auftrag ertheilte, die Consulate in der Levante zu bereisen und über dieselben sowohl, als auch über die politischen Verhältnisse in Egypten Bericht zu erstatten. Da aber durch die Weigerung des englischen Admirals Lord Keith die Ratification jener Convention unterblieb, benützte Hammer, in Erwartung günstigerer Verhältnisse zur Ausführung der Reise, das Anerbieten des Commodore Sir William Sidney Smith, sich an Bord seines Schiffes „Tiger" zu begeben und ihm als Dolmetsch Dienste zu leisten. Die erworbene Zuneigung des Commodore steigerte sich noch durch die trefflichen Dienste, welche ihm Hammer insbesondere bei der britischen Expedition nach Egypten leistete. Hammer war auch bei den Conferenzen des Großveziers in Jaffa gegenwärtig, machte 1801 den Feldzug in Egypten mit, ordnete nach Beendigung desselben die gesammte türkische Correspondenz und die, den Feldzug wie die Verhandlungen mit den Mameluken betreffenden Schriften und Urkunden, und begab sich nach der Übergabe Alexandriens über Weisung des Freiherrn von Herbert nach England, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde. Während seines nahezu zweijährigen Aufenthaltes im Oriente entwickelte Hammer eine reiche literarische Thätigkeit; er übersetzte den „Divan des Hafis" (2 Theile) aus dem Persischen ins Deutsche, welche Übersetzung so wie Hammer's Geschichte der schönen Redekünste Persiens die Anregung zu Goethe's „Westöstlicher Divan" gab, schrieb die topographischen Ansichten der levantinischen Reise, studierte dann und übersetzte während seiner Überfahrt von Alexandrien nach Portsmouth Ibn Wahshies' Werk über Hieroglyphen und unbekannte Alphabete. Den Bemühungen jener Zeit verdankt das Wiener Münz- und Antikencabinet den von Hieroglyphen bedeckten egyptischen Grabstein Ibisnumin, die Hofbibliothek den bis dahin in Europa unbekannten arabischen Ritterroman „Antar" aus dem 9. Jahrhundert, und Hammer war der Erste, welcher den Marmor vom Tempel des alten Paphos beschrieb.

Als im Jahre 1802 nach Herbert's Tode Freiherr von Stürmer zum Internuntius ernannt wurde, begleitete ihn Hammer als Legationssecretär nach Constantinopel. Während seines Aufenthaltes daselbst beschäftigte er sich mit der Übersetzung von Märchen und Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht" aus dem Arabischen und mit Auszügen aus dem Werke „Der heilige Krieg," welche Johannes von Müller unter dem Titel „Posaune des heiligen Krieges," herausgab.

Nachdem Hammer auch einige Zeit die Stelle eines k. k. Agenten in Jassy versehen hatte, wurde er im Jahre 1806 wieder nach Wien zurückberufen. Hier verfasste er, angeregt durch die Absicht seines Freundes des Grafen Rzewuski das Studium der orientalischen Sprachen und der orientalischen Cultur durch ein gemeinnütziges Unternehmen zu fördern, das Programm zur Herausgabe der „Fundgruben des Orients," als Vereinigungsmittel aller europäischen Orientalisten, welches 1809 veröffentlicht wurde und dem auch bald das 1. Heft folgte. Die im 1. Band der Fundgruben enthaltene Abhandlung von Hammer über den Einfluss des Mohammedanismus in den ersten drei Jahrhunderten der Hedschira war zu jener Zeit entstanden. Um dieselbe Zeit trat Hammer in näheren persönlichen und anregenden Verkehr mit A. W. von Schlegel und mit der geistreichen Frau von Staël, welche damals in Wien lebte und in deren Salons sich der Glanz des Adels, der Staatsmänner und Gelehrten versammelten, und breitete seine Verbindungen mit den in- und ausländischen Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst immer mehr aus. Als 1809 die Franzosen in Wien eingerückt waren und die Galerien und Bibliotheken von dem französischen Intendanten Grafen Daru mit dem ihm beigegebenen Baron Denon geplündert wurden, gelang es Hammer durch einen Empfehlungsbrief seines Freundes, des französischen Gelehrten Sylvestre de Sacy zu vermitteln, dass 300 der schon zum Transporte nach Paris bestimmten orientalischen Handschriften der kaiserlichen Hofbibliothek erhalten blieben. Im Jahre 1810 verfügte sich

Hammer nach Paris und erwirkte, ohne sich in diplomatischer Mission daselbst zu befinden, durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem eben genannten de Sacy, und durch die Unterstützung des französischen Ministers Grafen Montalivet, dass von den nach Paris gesandten 200 Stücken 100 an die kaiserliche Hofbibliothek in Wien zurückgestellt worden sind. Noch in Paris erhielt er seine Ernennung zum Botschaftsrathe, welche Stelle er bei den Vermählungsfeierlichkeiten der Erzherzogin Maria Louise bekleidete und kam sofort als Courier mit Depeschen nach Wien zurück. 1811 erfolgte seine Ernennung zum Staatskanzleirathe und Hofdolmetsch bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei. 1815 gab Hammer sein Werk „Über des osmanischen Reiches Staatsverfassung" heraus, wofür ihn der Kaiser von Russland und der König von Dänemark mit ihren Orden auszeichneten. Er benützte hiezu die Muße, zu welcher er durch einen Beinbruch, der ihn 5 Monate lang an das Zimmer fesselte, verurtheilt war. 1816 vermählte er sich mit Karoline Edlen von Henikstein. 1817 wurde er zum wirklichen Hofrathe ernannt, welche Stelle er bis an seines Lebens Ende bekleidete. 1819 wurde er während der Anwesenheit des persischen Botschafters Mirza Abdul Hassan, den er kraft seines Amtes als Hofdolmetsch im feierlichen Zuge zur Audienz nach Hofe begleitete, mit dem Ritterkreuze des Leopold-Ordens ausgezeichnet. Der Botschafter verehrte ihm ein edles Pferd, dessen Erlös von 100 Ducaten Hammer zur Bestreitung der Auslagen seines Grabsteines bestimmte, welchen er schon damals in Weidling bei Wien, dem ihm von seiner Jugendzeit theuren Orte, aufstellen ließ.

In die Zeit 1816—1821 fallen seine „Geschichte der Assassinen," das Ihrer Majestät der Kaiserin von Österreich gewidmete Werk „Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos und von da zurück über Nicäa und Nicomedien," ferner „Constantinopel und der Bosporus" mit 120 griechischen, lateinischen, arabischen, persischen und türkischen Inschriften.

Seine im Jahre 1821 im officiellen Auftrage unternommene Reise nach Berlin benützte er, um die Bibliotheken zu Dresden und Berlin zum Behufe seiner Geschichte des osmanischen Reiches auszubeuten und die Schätze dieser Bibliotheken kennen zu lernen.

Im Jahre 1825 unternahm er, nur im Interesse der Wissenschaft, eine Reise nach Italien. Die Frucht dieser Reise waren die in der Bibliotheca italiana abgedruckten neuen bibliographischen Briefe, worin er das Ergebnis seiner Forschungen über die in den Bibliotheken Italiens, namentlich Turins und Mailands, aufbewahrten orientalischen Handschriften niederlegte; ferner das poetische Reise-Tagebuch: „Italia, in hundert und einem Ständchen, besungen von einem Morgenländer;" auch trat er mit mehreren bedeutenden Persönlichkeiten in wissenschaftlichem Verkehr, so in Mailand mit dem kunstsinnigen Grafen Visconti, mit dem Archäologen und Orientalisten Grafen Castiglione und erneuerte in Rom seine schon im Oriente geschlossene Freundschaft mit dem russischen Gesandten Ritter von Italinski, dessen reiche Sammlung orientalischer Handschriften er studierte. 1822 erhielt Hammer durch sein Werk: „Über die Länderverwaltung unter dem Chalifate," den von der Akademie der Wissenschaften in Berlin für die Beantwortung der Frage: „Über die innere Verwaltung des Chalifats," ausgesetzten Preis von 100 Ducaten, den er zur Drucklegung seiner Übersetzung des türkischen Gedichtes: „Gül und Bülbül" verwendete.

In das Decennium 1825—1835 fällt außer der Geschichte des osmanischen Reiches unter andern die Übersetzung ins Persische der dem Schah von Persien gewidmeten „Betrachtungen des Marc Aurel," aus dem Griechischen, für welche ihm der Schah das Diplom des Sonnen- und Löwen-Ordens übersandte, in welchem ihm das Prädicat „Die Lilie von zehn Zungen" beigelegt ist; ferner die Übersetzung ins Deutsche des ältesten persischen romantischen Gedichtes „Wamik und Afra," d. i. der Glühende und die Blühende. Schon im Jahre 1802 trat Hammer in die freundschaftlichsten Beziehungen zu Gottfried Wenzel Grafen von Purgstall, Herr auf Riegersburg und Hainfeld in Steiermark, k. k. Kämmerer und Gubernialrath, eines an Herz und umfassender Bildung ausgezeichneten Mannes, der mit Goethe, Wieland, Herder, Lavater, Stollberg u. s. w. in regem Verkehre stand und mit Johanna Anna geb. Baronne Cronstown, über deren legitime Abstammung von König Ludwig dem Heiligen

im Archive des Joanneums zu Graz der Nachweis erliegt, vermählt war. Nachdem Gottfried W. Graf von Purgstall im Jahre 1812 und das einzige Kind Wenzel Rafael, der letzte Träger des uralten, edlen Namens Purgstall 1817 als Jüngling von hervorragendster Bildung im Alter von 19 Jahren gestorben war, wurde Hammer im Jahre 1835 durch Verfügung der kinderlosen Witwe Erbe der Fideicommißherrschaft Hainfeld, aus welchem Anlasse mit Allerhöchster Entschließung vom 19. November 1835 ihm und seinen jeweiligen Rechtsnachfolgern im Besitze dieser Herrschaft, Name und Wappen der Familie Purgstall und mit Diplom vom 8. December desselben Jahres der erbliche Freiherrnstand verliehen, ferner mit Allerhöchster Entschließung vom 8. März 1836 die Annahme von Namen und Wappen der Purgstall auf die ganze eheliche Descendenz ausgedehnt wurde. Hammer gab seiner pietätvollen Erinnerung an die beiden letzten Grafen von Purgstall durch eine umfassende, im Jahre 1821 als Handschrift für Freunde gedruckte Denkschrift Ausdruck, welche er der Witwe Johanna Anna Gräfin von Purgstall widmete. Letzterer errichtete er in der Kirche zu Hainfeld ein persisches Denkmal.

Den Glanz des Namens Purgstall zu erhalten und wo möglich noch zu verstärken, war er fortan bis an das Ende seines Lebens mit nicht erlahmender Thätigkeit beflissen. In das Jahr 1835 zurück datieren die unermüdlichen Bestrebungen Hammer's zur Gründung einer kais. Akademie der Wissenschaften, welcher sehnliche Wunsch desselben im Jahre 1847 in Erfüllung gieng und er zugleich zum ersten Präsidenten der Akademie gewählt wurde.

In der Periode 1835—1845 veröffentlichte er den „Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen moslemischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschred," 6 Bände, „Duftkörner," aus persischen Dichtern gesammelt, die berühmte ethische Abhandlung Ghasalis:



Josef Freiherr von Hammer-Purgstall.

Nach einer Lithographie von Dauthage. 1853.

„O Kind!" arabisch und deutsch; Mahmud Schebisteri's „Rosenflor des Geheimnisses," persisch und deutsch „Falknerklee" bestehend, aus drei ungedruckten Werken über die Falknerei aus dem Türkischen und Griechischen; „Zeitwarte des Gebetes," arabisch und deutsch; die zwei Werke „Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak," d. i. der Mongolen in Rußland und „Geschichte der Ilchane," d. i. der Mongolen in Persien. In seinem 76. Lebens-

jahre begann er die Herausgabe der „Geschichte der Wissenschaften und Literatur bei den Arabern, von ihrem Beginne bis zu Ende des 12. Jahrhunderts des Hidschred, eines auf 12 große Quartbände berechneten Riesenwerkes, welches gleich seiner Geschichte des osmanischen Reiches die Aufgabe eines ganzen Lebens genannt werden kann und in dessen Interesse er noch ein Jahr vor seinem Tode, d. i. in seinem 82. Lebensjahre eine Reise nach Paris unternahm.

1854 wurde ihm noch die Freude, an der Säcularfeier der k. k. orientalischen Akademie theilzunehmen, deren ältester und berühmtester Zögling er war. Durch das, ihm am Tage der Feier verliehene Commandeurkreuz des Leopold-Ordens wurde das Jubelfest der Anstalt zugleich zu einem Huldigungsfeste ihres einstigen Schülers.

Es gestattet weder der Zweck noch der Raum dieser Skizze alle Werke und Schriften dieses seltenen Mannes hier aufzuzählen, welche für sich allein eine ansehnliche Familienbibliothek zu bilden vermögen. Das vollständigste Verzeichnis derselben enthalten die Almanache der k. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851, 1852 und 1858 nebst den Registern zu den ersten 30 Bänden der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe dieser Akademie.

Auch der Laie, welcher die Massenhaftigkeit und Vielseitigkeit der Leistungen Hammer's überblickt, muss die Größe dieses, nahezu 70 Jahre unausgesetzt und mit stets gleicher Geistesfrische thätigen Mannes anstaunen und bewundern, in welcher Bewunderung selbst dessen Gegner, von welchen ja nur selten eine Größe frei ist, einig waren.

Für die europäische und auch weit über Europa reichende Berühmtheit Hammer's spricht, dass er außer von Österreich, noch von Bayern, Dänemark, Frankreich, Hannover, Parma, Preußen, Russland, Sardinien, Schweden, der Türkei und Persien, zusammen 15 Orden besaß; von den Universitäten in Graz und Prag den Ehrendoctor-Titel, von einem halben Hundert gelehrten Gesellschaften und Akademien, darunter von 7 asiatischen Gesellschaften, von England, Frankreich, Calcutta, Madras, Bombay, Philadelphia und der morgenländischen zu Leipzig zum Mitgliede gewählt worden war.

Hammer-Purgstall war in der That eine wunderbare Natur, die dem Westen und Osten zugleich angehörig den ernsten gründlichen Forschersinn, die hohe Cultur des Occidentes auf die Geschichte und Poesie des Orients anwendete. Begabt mit einem encyklopädischen Wissen hat er, ein Alexander auf dem Felde der Wissenschaft, voll nimmersatten Thatendurstes, Asien mit Europa geistig zu verbinden gesucht.

Aber auch der Umgang mit ihm erhielt dadurch, dass er in jedem Gebiete der Wissenschaft heimisch war, einen hohen Reiz und wer ihn aufsuchte, um ihm seine Bewunderung zu zollen oder sich bei ihm Rath zu erholen, verließ ihn mit Staunen über diesen unerschöpflichen Quell des Wissens und mit Entzücken über die wohlwollende Weise seines Verhaltens, sowie seine Gastfreundschaft, zumal auf dem Schlosse Hainfeld, welches er sammt Nebengebäuden an allen hiezu geeigneten Stellen mit arabischen, türkischen, persischen, griechischen und lateinischen Inschriften versehen ließ.

Hammer, schon längere Zeit leidend, dictierte noch bis einen Tag vor seinem am 23. November 1856 erfolgten Tod. Er ruht in dem von ihm vorbereiteten Grabe zu Weidling, dessen Grabstein mit den, noch von ihm besorgten Inschriften in 10 Sprachen und eingehauenen Blumenkrügen voll Lilien, an das ihm im persischen Diplome beigelegte Prädicat erinnert.

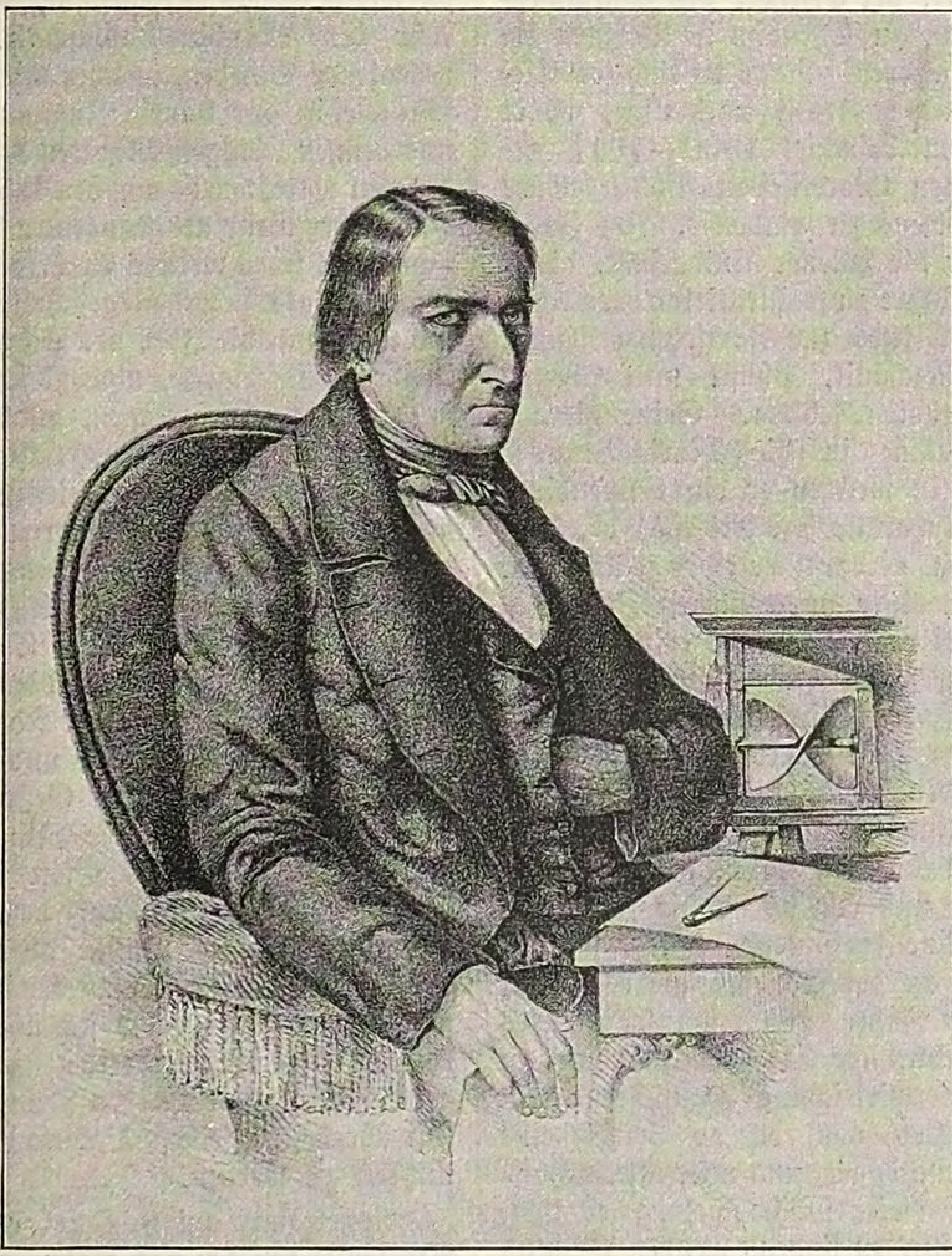
Neben ihm ruht Lenau.

Franz Ritter Gebell von Ennsburg.

Josef Ressel,

Erfinder der Dampfschraube. *)

Liegt ein Gedanke im Geiste der Zeit, so wird er sicher von mehreren Seiten fast gleichzeitig aufgegriffen, und wenn es eine praktische Frage gilt, auch ebenso gleichzeitig auszuführen versucht. Handelt es sich um einen Gedanken technischer Natur, dann geräth der Culturhistoriker in eine wahre „Erfindernoth." Wer hatte den ersten Gedanken? wer versuchte ihn zuerst auszuführen; wessen Versuch war es, der sich zuerst praktisch bewährte und wem ist daher die Priorität zuzuerkennen und der Name „Erfinder" beizulegen? So verhält es sich auch mit der Erfindung der Schraube als Propeller für Dampfschiffe durch den Österreicher Josef Ressel. Projecte zur Benützung der Schraube als Schiffsmotor gab es schon lange vor Ressel; aber **sein** ist der erste Entwurf einer Schraube (Datum



Josef Ressel.
Nach einer Lithographie von V. Poiret gem. und gez.

*) V. E. II. 750.

1. Mai 1812), die praktisch verwertbar war, und **sein** auch die erste Ausführung eines Dampfers, der mit Schraube bewegt, günstige Resultate ergab. Dass zwischen Entwurf und Ausführung ein Zeitraum von 17 Jahren verfloss, ändert nichts an der Sache; es zeigt eben nur, wie schwer es oft ist, eine geradezu bahnbrechende Erfindung selbst nur bis zum Stadium des Experimentes zu bringen.

Josef Ressel, der Erfinder des Schraubendampfers, wurde zu Chrudim in Böhmen im Jahre 1793 geboren. Nach vollendeter Elementarschule kam er 1806 nach Linz, wo er das Gymnasium besuchte. 1800—1811 absolvierte er einen theoretisch-praktischen Curs des Artilleriewesens zu Budweis. Im Jahre 1812 bezog er die Wiener Universität, die er aber nur zwei Jahre zu frequentieren vermochte, weil ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner, hauptsächlich Mechanik, Physik und Chemie betreffenden Studien fehlten. Seine hierauf folgende Aufnahme in die Maria-Brunner Forstakademie, in welcher er ein Stipendium aus der Privatschatulle Sr. Majestät des Kaisers Franz bezog, verdankt er einer gelungenen, mit dem Mikroskope ausgeführten Zeichnung der Schlacht bei Leipzig, welche er dem Kaiser vorzulegen so glücklich war. Kaum 24 Jahre alt, wurde er zum Districtsförster in Krain und 1821 zum k. k. Waldmeister in Triest ernannt. Der Militärschematismus führt Ressel vom Jahre 1839 bis 1850 als Waldagent der Marine, dann bis 1852 als Arsenals-Unterintendant und von da ab bis zu seinem Tode als Marine-Forstintendant auf.

In Triest, an der See, drängte es Ressel, sein schon im Jahre 1812 ausgearbeitetes Project, die Schraube als Schiffsmotor zu benützen, der Verwirklichung zuzuführen; sein Leben aber blieb von da ab leider eine Folge von Täuschungen und unerfüllten Hoffnungen. Mit vieler Mühe gelang es ihm, einen Capitalisten zu finden, welcher Geld an diese Erfindung wagen wollte, und ein zweifelhaftes Privilegium des Besitzers eines zwischen Triest und Venedig verkehrenden Raddampfers stellte sich dem Baue des Schraubenschiffes jedoch hindernd in den Weg. Als dieses Hindernis gegen die Verpflichtung, die Maschine im Inlande bauen zu lassen, behoben war (eine Verpflichtung, welche den Fortschritt der Arbeit um Monate verzögerte) und als endlich im Jahre 1829 die „Civetta" (Nachteule), wie das Schiff Ressel's hieß, die Probefahrt machte und binnen wenigen Minuten eine halbe Seemeile anstandslos zurückgelegt hatte, derart, dass auf eine Geschwindigkeit von 6 Meilen pro Stunde zu rechnen war, da wollte es das Missgeschick, dass ein Dampfrohr der Maschine abschmolz. Dieser unbedeutende Schaden, welcher mit der Propellerschraube in gar keinem Zusammenhange stand und binnen wenigen Minuten wieder hergestellt gewesen wäre, wurde von der Triester Polizei bedauerlicher Weise als genügender Anlass benützt, um Ressel jedes weitere Experiment mit seinem Dampfer als sicherheitsgefährlich zu verbieten! So war denn die Idee des Schraubendampfers in ihrem Vaterlande, obwohl schon ausgeführt, wieder zu Grabe getragen, ausländische Unternehmer aber, denen der geschäftsunkundige Erfinder seine Pläne und Zeichnungen ohne genügende Vorsicht überantwortet hatte, bemächtigten sich derselben. Im Jahre 1840 musste es Ressel erleben, dass der Smith'sche Schraubendampfer „Archimedes" aus England auf der Rhede von Triest einlief — die Verwirklichung seiner eigensten Idee, einer Idee, welche nach und nach die Welt eroberte und dem Verkehrswesen zur See eine neue Gestaltung gab.

Mancherlei waren die Erfindungen, welche der vielseitige, rastlose Geist Ressel's außer der Propellerschraube auf dem Gebiete der Mechanik machte, wenige aber wurden ihm zum Nutzen ausgeführt. Auch seine Werke und Abhandlungen, die sich über die verschiedensten Themata verbreiten, zeigen eine rege geistige Thätigkeit und den Drang, der Menschheit überhaupt, seinem Vaterlande insbesondere nützlich zu werden.

Ressel starb am 9. October 1857. Seine Verdienste wurden noch während er lebte, vom Erzherzog Ferdinand Max, dem damaligen Marine-Obercommandanten, anerkannt und schon im Jahre 1863 wurde ihm in Wien ein erzenes Standbild, gegossen von Fernkorn, errichtet.

Wenzel Paradeiser.

Josef Graf Radetzky von Hradetz,*)

k. k. Feldmarschall.

Am 2. November 1766 ward der gräflichen Familie Radetzky auf ihrem Besitze, Schloss Trzebenitz in Böhmen, ein Sohn geboren. Das Schicksal hat diesen Knaben — den nachherigen Feldmarschall — mit den außerordentlichsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet. Es hat ihm die weitere Gunst überreicher Gelegenheit verliehen, jene Gaben zu entwickeln und geltend zu machen, indem es ihn in der Zeit weltbewegender Ereignisse zu einer Bahn führte, auf welcher er unsterblichen Ruhm erringen konnte — und errungen hat.

Seine erste Erziehung bekam er im Theresianum zu Brünn. Sehr bald schon zeigte sich in dem frühreifen Knaben die Vorliebe für den Stand, dem er angehören sollte. Unter allen Disciplinen sprach ihn am meisten die Geschichte an, und aus dieser waren es wieder die großen Helden des Alterthums und der Neuzeit, welche sein Interesse vollends in Anspruch nahmen. Den Spuren ihrer großen Thaten nachgehen, sich in ihre Lebensbeschreibungen vertiefen und in die Bewunderung ihrer Größe sich versenken — darin bestand seine Erholung. Mit den Feldzügen Alexanders, Hannibals und Cäsars, mit Montecuccoli, Turenne, Prinz Eugen, Loudon, Friedrich II. war er so bekannt, dass man ohne Übertreibung sagen kann, er habe, als er mit 18 Jahren in die Armee eintrat, Napoleons Gedanken anticipiert, man müsse, um Feldherr zu werden, die Feldzüge der berühmtesten Feldherren studieren.

Am 17. August 1784 trat er, nahezu 18 Jahre alt, als Cadet in das 2. Kürassier-Regiment (Caramelli) ein, ward 1786 zum Unterlieutenant und 1787 zum Oberlieutenant befördert; machte, meist in der Eigenschaft eines Ordonnanz-Officiers beim Feldmarschall Graf Lacy, die Feldzüge gegen die Türken bis zum Frieden von Sistowo (1791) mit, wohnte den Belagerungen von Belgrad und Berbir bei, focht mit seinem Regimente auf dem Rückzuge von Illowo nach Karansebes, und zeichnete sich rühmlichst aus durch erfolgreiche persönliche Tapferkeit gegen die überlegenen Angriffe der türkischen Reiterei.

Der Beginn der französischen Revolutionskriege führte ihn in die Niederlande an die Seite des Feldzeugmeisters Baron Beaulieu. Am 25. Juni 1794, dem Tage vor der Schlacht von Fleurus, als es sich darum handelte, zu erfahren, ob Charleroi vom Feinde schon besetzt sei, erbot er sich freiwillig zu dieser Recognoscierung, durchschwamm in Begleitung von nur sechs Cavalleristen die Sambre und brachte die verlangte Auskunft. In der Tags darauf folgenden Schlacht erhielt er zwei Kopfwunden; er ward zum zweiten Rittmeister befördert.

Im Feldzuge 1795 wurde er beim Sturme auf die Mainzer Schanzen von Seite des Generalstabes zur Führung einer Colonne befehligt, wobei er einen Prellschuss davontrug.

Bei Ausbruch des Feldzuges 1796 berief ihn der Armeecommandant in Italien, Feldzeugmeister Baron Beaulieu, als Adjutant neuerdings an seine Seite. Bei Valeggio, am 30. Mai, fand Radetzky Gelegenheit, seinen dort erkrankten und bettlägerigen Chef durch standhafte Vertheidigung der Brücke gegen zehnfache feindliche Übermacht zu retten. Er selbst entkam der Gefangenschaft nur dadurch, dass er sich mit dem Pferde in den Fluss warf, und durch das Wunder, dass von Hunderten ihm nachgesendeter Schüsse kein einziger traf.

Mittlerweile war Radetzky zum Major im Pionnier-Corps befördert und mit der Auf-

*) Diese Lebensbeschreibung wurde für das Neue Illustrierte Vaterländische Ehrenbuch schon vor bald einem Jahrzehnt geschrieben, da sich aber dessen Druck bedeutend verzögert hat, ward dieselbe über Wunsch ihres Verfassers, des leider viel zu früh verstorbenen General-Majors Ritter von Haymerle zu Gunsten des Fonds für das in Wien zu errichtende Radetzky-Denkmal als Sonderabdruck durch den Hofbuchhändler Alfred Hölder herausgegeben, und mit Hinweglassung des darin abgedruckten Testaments des Feldmarschalls hier unverändert zum Abdruck gebracht. A. d. H.

V. E. I. 821, 925—29. II. 812, 815—24, 827—834, 837, 842, 842, 856, 864, 871—75.

stellung eines Pionnier-Bataillons beauftragt worden. Neben diesen organisatorischen Arbeiten leitete er ad interim die operativen und die Detailgeschäfte der Armee.

Als Wurmser im October gezwungen war, sich in Mantua einzuschließen, erhielt Radetzky den Auftrag, durch sein Pionnier-Bataillon einige Verschanzungen bei San Giorgio aufwerfen zu lassen. An der Stelle angekommen, fand er diesen wichtigen Punkt von Infanterie ganz entblößt und anderseits die Cavallerie so fehlerhaft gelagert, dass sie der Beschießung ausgesetzt war. Er ließ die Vorstadt San Giorgio sofort durch seine Pionniere besetzen, und war kaum damit zu Ende, als schon der feindliche Angriff mit Beschießung der eben im Abkochen befindlichen Cavallerie begann. Nur dem umsichtigen und muthvollen Auftreten Radetzky's, welcher den Angriff auf sich zog, war es zu danken, dass die Cavallerie ohne zu große Verluste in die Festung gezogen werden konnte.

Nicht minder thätig war er im weiteren Verlaufe der Einschließung, indem er wesentlich zu einer activen Vertheidigung, sowie zur Organisierung der Ausfälle beitrug, und bei jedem größeren derselben eine Colonne führte.

Der traurige Ausgang des Feldzuges ist bekannt. In der kleinen Heeresabtheilung, welcher capitulationsgemäß gestattet wurde, aus Mantua mit kriegerischen Ehren abzuziehen, war Radetzky's auf 300 Mann reduciertes Pionnier-Bataillon einbegriffen.

Während des im Jahre 1797 erfolgenden Rückzuges war Radetzky bei der Nachhut eingetheilt, und wurde später bei der Befestigung von Gradisca und am Isonzo verwendet.

Im Feldzuge 1799 in Italien ward er bei Tomba verwundet, und am 1. Mai zum Oberstlieutenant und General-Adjutanten des Generals der Cavallerie Baron Melas ernannt. In der Schlacht an der Trebbia führte er eine Colonne verdeckt in den Rücken des Feindes, welche Bewegung wesentlich zur glücklichen Entscheidung der Schlacht beitrug. Er verlor hiebei ein Pferd unter dem Leibe, und ward bei der Verfolgung des Feindes verwundet.

In der amtlichen Relation über die Schlacht heißt es:

„Radetzky hat unausgesetzt Beweise seiner Bravour und militärischen Talente gegeben und auf dem Schlachtfelde durch Geistesgegenwart, Eifer und rasches Eingreifen die wesentlichsten Dienste geleistet. Ich kann den Eifer, womit er die vorrückenden Truppen, stets an ihrer Spitze, auf die gefährlichsten Punkte brachte, nicht genug rühmen, und ich muss ihm das Zeugnis geben, dass er durch seine bekannte, ihm ganz eigene Thätigkeit zu dem erfochtenen Siege wesentlich beigetragen hat."

Während der Schlacht bei Novi bestimmte sein eindringlicher und überzeugender Rath den commandierenden General, von dem beabsichtigten Hauptangriffe auf das feindliche Centrum abzusehen, dagegen die feindliche rechte Flanke zu umgehen. Radetzky führte die hiezu beorderten Brigaden; der glänzendste Erfolg krönte die ebenso kühn gedachte als glücklich ausgeführte Bewegung — die Schlacht war gewonnen.

Der officielle Bericht über die Schlacht sagt:

„Ich finde nicht Ausdrücke und Worte genug, um das Verdienst, die unerschütterliche Tapferkeit und den bis zur Begeisterung gesteigerten Muth der Armee zu schildern. Auch kann ich mir nicht versagen, den verdienstvollen Oberstlieutenant Graf Radetzky Seiner Majestät zur Belohnung umsomehr zu empfehlen, da ich in so vielen Gelegenheiten seine ganz besondere Entschlossenheit, Bravour und rastlose Thätigkeit zu bewundern Gelegenheit fand, und er auch an diesem Tage die Angriffs-Colonnen meist selbst geordnet und bei mehreren Angriffen den thätigsten Antheil nahm, folglich gewiss wesentlich zum Siege beigetragen hat."

Das im Jahre 1801 zusammenberufene Ordens-Capitel erkannte Radetzky einstimmig das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens zu.

Nach den Gefechten von Savigliano und Genola, wo sich Radetzky neuerdings auszeichnete, ward er, im 33. Lebensjahre, zum Oberst, in seiner Anstellung, befördert. Immer in erster Reihe und dort, wo die Gefahr am größten, wurden ihm bei Marengo zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und hatten fünf Kugeln seine Uniform durchlöchert.

Die Differenzen, in welche Radetzky's kriegsverständige Ansichten mit jenen des Generalquartiermeisters Zach geriethen, machten ihm den Rücktritt aus seiner Stellung als Generaladjutant mehr als wünschenswert. Erzherzog Karl übertrug ihm das Commando des damals in Steyr stehenden 3. Kürassier-Regimentes.

In der Schlacht bei Hohenlinden machte er mit seinem Regimente mehrere blutige Attaquen; bei einer derselben gerieth er so in Hitze, dass er einem feindlichen Officier die abgeschossene Pistole mit solcher Kraft an den Kopf warf, dass dieser bewußtlos vom Pferde stürzte. Er selbst erhielt einen Streifschuss und verlor ein Pferd unter dem Leibe.

Die folgende Friedenszeit benützte Radetzky zur Ausbildung seines Regimentes, welches unter seiner Führung durch musterhafte Ordnung und Schlagfertigkeit sich so hervorthat, dass Erzherzog Karl es allen Cavallerie-Regimentern zum Vorbilde empfahl. Lebhaft beschäftigte er sich auch mit der wissenschaftlichen Ausbildung seines Officierscorps und gab durch Organisierung des Officiers-Lesecabinetes den Anstoß zur späteren Gründung der Regiments-Bibliotheken.

1805 zum Generalmajor und Truppen-Brigadier in Italien ernannt, bildete seine Brigade die Vorhut der Colonne Davidovich. Damals war es, wo er, auf Vorposten befindlich, mit einer Husaren-Abtheilung durch die Etsch schwamm, den Feind überfiel und mit 50 Gefangenen zurückkehrte. Auf dem Rückzuge, welcher trotz des durch Erzherzog Karl erfochtenen Sieges bei Caldiero durch die Ereignisse an der Donau nothwendig geworden war, erbot sich Radetzky freiwillig zu einer Recognoscierung gegen Graz, um über den Anmarsch Marmont's Gewissheit zu bringen. Bei dieser Gelegenheit hinterlegte er mit einem Uhlanen-Regimente innerhalb fünf Tagen 36 deutsche Meilen, meist im Gebirge.

Im Feldzuge 1809 erhielt Radetzky eine leichte Brigade. Mit dieser ward er beim Rückmarsche der Hiller'schen Armee-Abtheilung als Nachhut verwendet, lieferte zwischen dem 20. und 24. April mehrere glückliche Gefechte, die das Nachdrängen des Feindes entschieden aufhielten, deckte sodann die Innstrecke von Schärding bis Burghausen, und sicherte am 28. im Vereine mit der Brigade Hohenfeld den Rückzug des Hiller'schen Armeecorps hinter die Traun. Dort erhielt er den bestimmten Befehl, mit seiner Brigade selbst sogleich hinter die Traun zu gehen, da er in Gefahr sei, durch Masséna abgeschnitten zu werden. Radetzky aber wusste, dass die Division Schustek noch vorne sei und verloren wäre, wenn nicht die Linie zwischen Wels und Lambach festgehalten würde. Er blieb daher, in Auffassung der wahren Sachlage, auf eigene Verantwortung in seiner Aufstellung bei Lambach, und lieferte ein blutiges Rückzugsgefecht durch die offene Welser Heide, wodurch die Division Schustek Zeit gewann, von Gaisenhaim über Maria-Scharten und Wilhering Linz zu erreichen.

Für diese „aus eigener Initiative unternommene und glücklich durchgeführte Rettung einer Armee-Division gegen zehnfache feindliche Übermacht" wurde ihm durch das im April 1810 versammelte Ordenscapitel einstimmig das Commandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens zuerkannt.

Endlich focht er noch im Nachhut-Verhältnisse bei Neumarkt und sicherte durch 48 Stunden die Donaubrücke bei Mautern, bis die kaiserliche Armee übergegangen war.

Am 27. Mai wurde Radetzky zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt und als Divisionär beim 4. Corps (Rosenberg) eingetheilt. In der Schlacht bei Wagram, wo bekanntlich das Corps Rosenberg den linken Flügel der österreichischen Linie bildete, commandierte Radetzky bei der Vorrückung die Vorhut der linken Flügelcolonne, wie er denn auch, beim Zurückgehen an den Russbach, die Nachhut befehligte, bei welcher Gelegenheit ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. In dem officiellen Schlachtberichte wird von Radetzky gesagt, „er habe die rühmlichsten Beweise von Eifer und militärischer Befähigung gegeben." Noch auf dem Schlachtfelde wurde er vom Generalissimus zum zweiten Inhaber des 4. Kürassier-Regimentes, von Kaiser Franz aber schon im September zum ersten Inhaber des 5. Husaren-Regimentes ernannt, welches den Namen des Helden, nach dem Willen unseres jetzt regierenden Kaisers, auf immerwährende Zeiten führen wird.

Nach der Schlacht bei Wagram wurde Radetzky zur Deckung des Rückzuges der Armee bestimmt; man wusste wohl, welchem Manne diese schwierige Aufgabe zu übertragen war. Nicht nur, dass er durch seinen zähen, tapferen, stets im offensiven Sinne geleisteten Widerstand es ermöglichte, die große Artillerie-Reserve und den Armee-Train durch das Defilé von Gaunersdorf zu bringen, täuschte er auch den Feind, welcher aus dieser unmittelbar hier sich entwickelnden Thätigkeit schließen musste, das Gros der gegnerischen

Armee vor sich zu haben, und demgemäß Anordnungen traf, welche die Verfolgung verlangsamten und der Armee des Erzherzogs den Rückzug wesentlich erleichterten.

In ebenso geschickter als glücklicher Weise deckte er den Flankenmarsch des 4. Corps von Laa nach Muschau, und ermöglichte bei dieser Gelegenheit durch einen persönlich geführten Cavallerie-Angriff der schon verloren gegebenen Reiter-Abtheilung Frehlich den Rückzug hinter die Thaya.

Als nach dem Waffenstillstande von Znaim Erzherzog Karl den Oberbefehl niedergelegt hatte, wählte der zum Armee-Commandanten ernannte Feldmarschall Fürst Johann Liechtenstein Radetzky zum Chef der Operationskanzlei. In dieser Eigenschaft trug er durch seine aufrichtige und rückhaltlose Darlegung der militärischen und politischen Verhältnisse des Staates mächtig bei, den Kaiser zum Abschlusse des definitiven Friedens zu bestimmen.

Die hiernach folgenden Anträge Radetzky's zur Reorganisierung des Heeres fanden in dem Finanzminister Graf Wallis einen, leider! entscheidenden Gegner. Überhaupt, mit der Eintheilung in den Generalstab betrat Radetzky einen wahrhaft dornenvollen Weg. Entgegen dem Sinne und Wortlaute des allerhöchsten Handschreibens wurde der Einfluss des Generalstabes auf die obersten Armee-Angelegenheiten ganz beseitigt, und dies zu einer Zeit, wo Alles darauf hindeutete, dass noch weit ernstere Ereignisse bevorstanden. Metternich pflichtete der staatsmännischen und militärischen Voraussicht Radetzky's bei, ohne dass es diesen Männern gelungen wäre — Metternich stand allerdings noch nicht auf der Höhe seines späteren Einflusses — jene vorbereitenden Maßregeln für die Kriegsbereitschaft der Armee durchzusetzen, wie die damalige Lage Europas es verlangte. Die Schwierigkeiten, welche die Aufstellung des Auxiliar-Corps im Jahre 1812 und die Mobilisierung der Armee im Jahre 1813 fanden, rechtfertigten nur zu sehr die Anschauungen Radetzky's.

Unter diesen Umständen erbat und erhielt er, im Beginne des Jahres 1813, eine Truppen-Division bei dem in Böhmen aufgestellten Observationscorps, ward aber bald darauf vom Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, als dieser von seiner Friedens-Mission nach Paris unverrichteter Sache zurückkehrte, zum Chef des Generalstabes der unter seinem Commando in Böhmen aufzustellenden Armee ernannt. Als solcher war er unermüdlich in seinem militärischen Wirkungskreise, dabei aber auch diplomatisch thätig, die Ereignisse hinzuhalten, bis die Armee kampfbereit war.

Die Schwierigkeiten, welche Radetzky, wie vorerzählt, im Rathe der Armee-Verwaltung zu bekämpfen hatte, waren geringe im Vergleiche mit jenen, welche sich unmittelbar vor Ausbruch des Krieges 1813 und im Verlaufe desselben ergaben. Es bildete sich ein mächtiger Gegensatz aus zwischen der Ansicht Schwarzenberg's und Radetzky's, welche den Augenblick zu einem entschiedenen politischen und militärischen Handeln gekommen wussten, und zwischen der Partei am Hofe, welcher Napoleon noch immer furchtbar und ein Krieg mit Frankreich als das Schrecklichste erschien. Und als schließlich diese Bedenken beseitigt waren, stellten sich alle jene Misshelligkeiten ein, welche bei Cooperationen alliierter Heere entstehen müssen, wenn dieselben unter einem nominellen Oberbefehlshaber, wie de facto Schwarzenberg nur war, stehen und nicht unter der eisernen Hand eines unverantwortlichen, an keine persönlichen Rücksichten gebundenen Feldherrn, wie Napoleon. Nur dem aufopfernden Pflichtgefühle Schwarzenberg's und dem auskunftsreichen Geiste seines Generalstabschefs war es möglich, dem großen Ziele, das sie sich vorgesetzt hatten, unentwegt zuzusteuern und dasselbe rühmlich zu erreichen. Österreichs Heer hatte in den ewig denkwürdigen Befreiungskriegen von 1813 und 1814 die erste Rolle an sich genommen, und mit diesem seinem Triumphe sind die Namen Schwarzenberg und Radetzky unauflöslich verbunden. Denn sie waren es, welche den Übergang über den Rhein durchsetzten, entgegen der im Rathe der Alliierten und auch bei der Wiener Hofpartei herrschenden Ansicht, welche mit der Vertreibung Napoleons hinter den Rhein den Feldzug abgeschlossen wissen wollten — und sie waren es, welche nach der Schlacht von Arcis-sur-Aube sich durch den Marsch Napoleons an die Marne nicht einschüchtern ließen, sondern auf den sofortigen Marsch gegen Paris drangen.

Über die Schlacht von Kulm sagt der officielle Bericht über Radetzky:

„Der Chef des Generalstabes hat durch seinen bekannten Heldenmuth und seine mit dem richtigsten Coup d'oeil verbundene Thätigkeit in jeder Gelegenheit und besonders in den entscheidendsten Momenten die wichtigsten Dienste geleistet.“

In der Schlacht bei Leipzig erhielt er zwei Prellschüsse und wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Der Kaiser verlieh ihm auf dem Schlachtfelde das Großkreuz des Leopold-Ordens „für seine mehrjährigen, so ruhmvoll als getreuen und ersprießlich geleisteten Militärdienste, insbesondere aber in Berücksichtigung der ausnehmenden Verdienste als Generalquartiermeister der verbündeten Armeen bei Leipzig.“

Die großen Verdienste, welche Radetzky während der Befreiungskriege sich erworben hatte, würdigte Kaiser Franz nochmals durch Verleihung der Geheimen Rathswürde mit dem Range vom 18. October 1813, als dem Tage, an welchem er auf dem Schlachtfelde von Leipzig das Großkreuz des Leopold-Ordens erhalten hatte.

Nach Schluss des Feldzuges 1815, an welchem bekanntlich das österreichische Heer keinen unmittelbaren Antheil hatte, übernahm Radetzky neuerdings die Leitung des Generalstabes in Wien. Vieles war zu ordnen, vieles zu ändern nach den Erfahrungen der letzten Kriege — es bedurfte außerordentlicher Thätigkeit. Den Feuereifer, welchen Radetzky hiebei entwickelte, wollte oder konnte man angesichts der voraussichtlich langen Friedensperiode nicht begreifen, und setzte ihm alle möglichen Schwierigkeiten entgegen. Bald musste ihm klar werden, dass seines Bleibens in dieser Stellung nicht sein konnte. Er erbat die Übersetzung zur Truppe und bekam die Cavallerie-Division zu Ödenburg. Aber schon nach zwei Jahren (1818) wurde er über Wunsch des Commandierenden in Ungarn, Erzherzog Ferdinand d'Este, zu dessen Ablatus ernannt — eine Anstellung, welche wegen ihrer Unselbständigkeit und ihres begrenzten Wirkungskreises seinem Thätigkeitsdrange wenig zusagen konnte. Die sich ihm hier von selbst aufdrängende Muße benützte er zu wissenschaftlichen Arbeiten, und in dieser stillen Atmosphäre überkam ihn zum erstenmale der Gedanke, sich aus der Activität zurückzuziehen. Dieser Gedanke reifte zum Entschlusse, als er im Jahre 1821 wohl zum General der Cavallerie befördert, aber gleichzeitig zum Festungs-Commandanten in Olmütz ernannt wurde. Die Verleihung dieser Friedens-Anstellung war ihm ein Fingerzeig, dass man seiner Dienste anderweitig nicht mehr bedürfe, und, in der Bescheidenheit seiner großen Seele, hoffend, dass Bessere ihn ersetzen würden, widmete er sich ganz und gar der Pflege der Wissenschaften und seiner Blumen, die er so sehr liebte. Seine Ruhe aber sollte nicht von Dauer sein.

Bei Ausbruch der Juli-Revolution 1830 stellte Österreich eine Armee in Italien unter dem GdC. Graf Frimont auf, welcher Radetzky als Ablatus verlangte. Im November 1831 aber wurde Frimont Präsident des Hofkriegsrathes, und Radetzky ward zum Armee-Commandanten in Italien ernannt.

Nunmehr hatte er freie Hand und konnte die Ideen, welche ihn seit so vielen Jahren erfüllten, realisieren. Sein ganzes Streben gieng dahin, in der Armee ein stets frisch pulsierendes Leben zu erhalten und sie auf einen solchen Grad der Manövrier-Fähigkeit und Kriegsbereitschaft zu bringen, dass sie jeden Augenblick ins Feld rücken konnte. Vorerst ward eine Manövrier-Instruction hinausgegeben für die Bewegung größerer Heereskörper; ferners eine Manövrier-Instruction für die Cavallerie; sodann eine Feld-Instruction, nach welcher die gesammte Infanterie gleichmäßig im Patrouillen- und Vorpostendienste, im Angriffe und in der Vertheidigung geschult, kurz, taktisch erzogen werden, und nach welcher der Unterschied zwischen leichter und Linien-Infanterie principiell aufhören sollte. Die Idee der einheitlichen Infanterie, welche heute das ganze Kriegssystem beherrscht, ist von Radetzky ausgegangen.

Um die Armee hiemit dauernd vertraut zu machen, wurden die Übungen in sehr erweitertem Maße betrieben, alljährlich bis in den Herbst hinein fortgesetzt und mit großen Manövern abgeschlossen, denen stets eine strategische Idee zu Grunde gelegt war. Die Radetzkyschen „Neuerungen“ fanden natürlich sehr viele Gegner und wurden auf das Heftigste angefeindet, bis das Machtwort des Kaisers, nach dem Ergebnisse der diesfalls zusammengesetzten Commission, jene Neuerungen sanctionierte.

Aufmerksamen Auges und unablässig verfolgte Radetzky das Treiben der Revolutions-Partei; die Verbindungen, welche sie in allen italienischen Landen anknüpfte und zu einem stets weiter sich verzweigenden Netze ausdehnte, entgiengen seinem staatsmännischen Blicke nicht und ließen ihn voraussehen, dass die italienischen Regierungen nicht widerstehen, ja dass einzelne der Bewegung sich anschließen würden, und dass man es dann nicht mit sporadischen Ausbrüchen, sondern mit einer allgemeinen, zu einem förmlichen Kriege führenden Eruption zu thun haben werde. Er drang daher auf die Befestigung von Verona als Manöverier- und Stützpunkt der Armee-Bewegungen, auf Erweiterung von Legnago, Mantua und Peschiera, dann auf die Befestigung von Mailand, Lecco, Piacenza und Pavia. Von alledem geschah nichts, außer Nothdürftigstes für Verona; denn die Krönung des westlichen Rideau mit isolierten Forts geschah erst unter Kaiser Franz Josef.

Im Jahre 1834 entfernte man den zum General beförderten Oberst (nachmaligen Feldmarschall) Heſs von seiner Seite, weil systemgemäß der Posten des Generalstabschefs bei der Armee in Italien nur durch einen Oberst besetzt sein durfte. Radetzky empfand den Verlust seines vertrauten Freundes und Mitarbeiters sehr schmerzlich, und tiefste Verstimmung bemächtigte sich des damals schon 68jährigen Mannes, als ihm ein weit ernsterer Verlust ward durch den Tod des Kaiser Franz, welchem er durch 43 Jahre in unerschütterlicher Treue, Liebe und Verehrung gedient hatte — dessen Vertrauen ihn unter den schwierigsten, durch Neid, Missgunst und Unverstand Anderer hervorgerufenen Verhältnissen stets ein sicherer Rückhalt und ein Sporn gewesen, muthig auszuharren auf dem dornenvollen Wege patriotischer Pflicht.

Aber auch Kaiser Ferdinand wollte dem erprobten Diener seines Hauses einen Beweis des gleichen Vertrauens geben, ernannte Radetzky anlässlich der Krönung in Prag zum Feldmarschall und verlieh ihm bei der Krönung zu Mailand den Orden der Eisernen Krone I. Classe.

Das Jahr 1848 brach an und mit ihm das 82. Lebensjahr des Marschalls. Unter den widerlichsten schriftlichen und persönlichen Kämpfen hatte er eine nur ganz unzulängliche Vermehrung der Armee und der für die Herrichtung des Kriegsschauplatzes erforderlichen Mittel durchsetzen können. Denn so wenig man in Wien selbst auf den Ausbruch der Revolution vorbereitet war, so wenig wollte man glauben, dass die Dinge in Italien rasch einer ernsten Lösung zugiengen, und fand es bequemer, den Marschall für einen Schwarzseher zu halten, dessen Hallucinationen nicht nachgegeben werden dürfe.

Der dieser Erzählung zugewiesene Raum gestattet nicht, die Ereignisse der glorreichen Feldzüge 1848 und 1849 im Detail zu beschreiben, so wenig als es möglich war, die vielseitige Thätigkeit Radetzky's während seiner früheren Dienstperiode anders als in großen Zügen darzustellen und zu charakterisieren. Die Geschichte dieser ewig denkwürdigen Feldzüge aber ist jedem Officier der Armee in das Herz geschrieben, und es wird daher der folgende kurze Rückblick uns Alles wieder vor die Seele bringen, was der ruhmgekrönte Marschall und die im wahrsten Sinne des Wortes durch ihn geschaffene heldenmüthige Armee in jenen Tagen für Thron und Vaterland geleistet hat.

Bekanntlich brach am 17. März die Revolution in Mailand aus; am 21. kam die Nachricht, dass der König von Sardinien Österreich den Krieg erklären und zur Unterstützung der Lombardo-Venetianer heranziehen werde. Der fünftägige Straßenkampf in Mailand, um die Versammlung der in vielen Garnisonen zerstreuten Truppen zu decken; der Rückzug mit denselben nach dem schützenden Verona, um sich dort kriegsgemäß zu organisieren, endlich die Versetzung der Armee auf den Kriegsfuß auf eigene Verantwortung — alle diese Maßregeln zeugen nicht nur von dem militärisch richtigen Blicke, sondern auch von der keine Verantwortung scheuenden Entschlussfähigkeit des Marschalls.

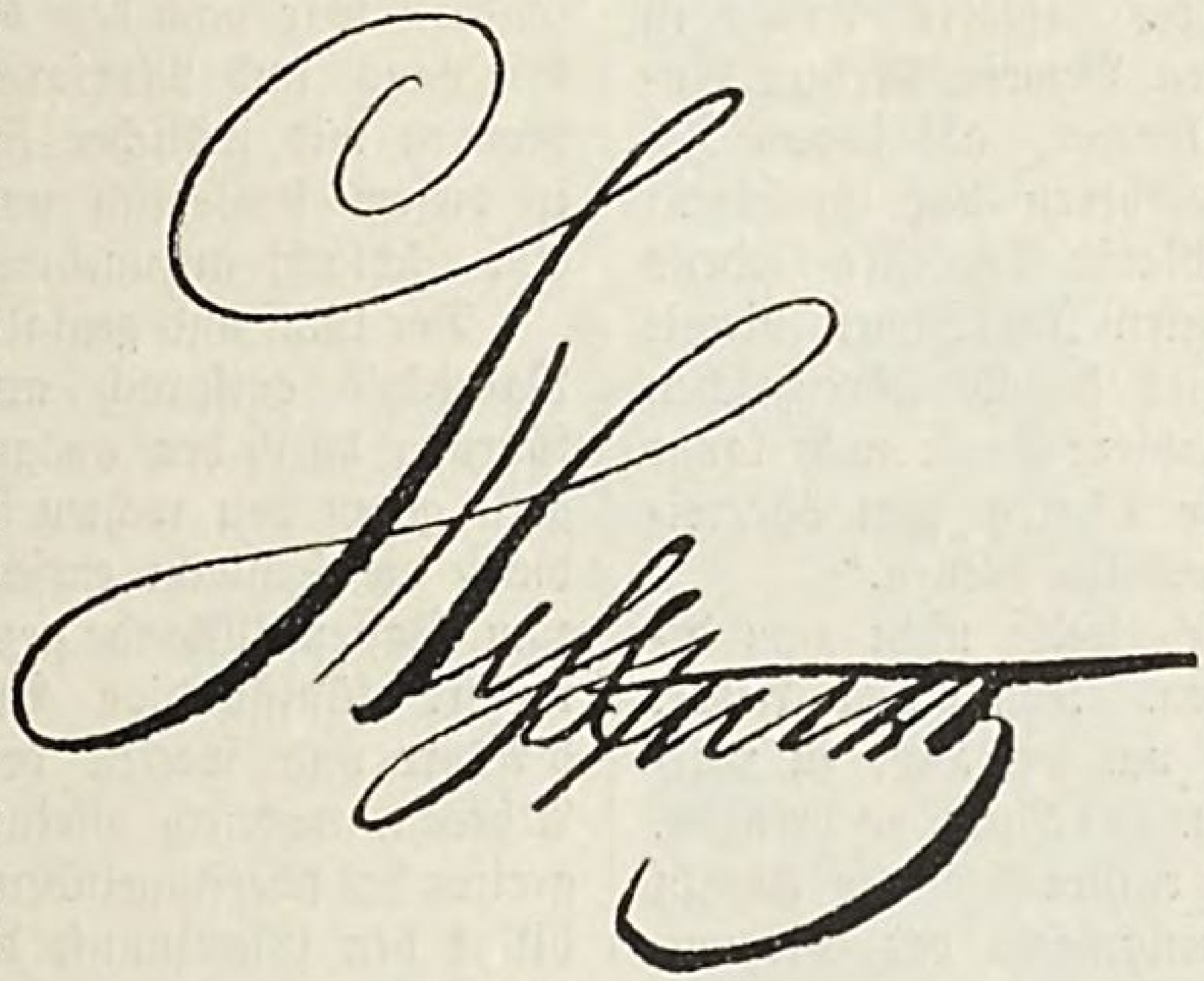
Die sardinische Armee war mittlerweile am Mincio angelangt, und schickte sich an, Verona anzugreifen. Radetzky gieng ihr entgegen und schlug mit 16.000 Mann den dreifach überlegenen Feind bei S. Lucia so entscheidend, dass dieser an den Mincio zurückwich. In dem dichten Kugelregen bei Santa Lucia erhielt Erzherzog Franz Josef, unser jetzt regierender Kaiser, die Feuertaufe.

Dieſe denkwürdige, ſolch' erhebende Erinnerung in ſich tragende Schlacht ward zum Wendepunkte des Krieges, indem ihr glücklicher Ausgang dem Marſchall geſtattete, die Offenſive zu ergreifen, dem Heere aber eine Zuverſicht einflößte, die ſich jeder kommenden Schwierigkeit gewachſen zeigte.

Kaiſer Ferdinand erließ an den Marſchall folgendes Handbillet:

„Lieber Feldmarſchall Graf Radetzky! Ihre Berichte über die Ereigniſſe im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche enthalten viele Beweiſe von Umſicht, Kriegserfahrung, Unerſchrockenheit und heldenmüthiger Ausdauer, welche Ihre Amtswirkſamkeit an der Spitze Meiner tapferen Truppen der Mit- und Nachwelt als ausgezeichnet darſtellen werden.

Hierin vorzüglich erkenne ich einigen Troſt für die Unglücksfälle, von welchen Meine Staaten heimgeſucht worden ſind. Ich überlaſſe Mich der beruhigenden Überzeugung, daſs Ihre Kraft nicht ermüden werde, die Sache des Rechtes und der von Mir ausgeſprochenen freieren Inſtitutionen mit dem wünſchenswerten und ſiegreichen Erfolge zu vertheidigen. Machen Sie dieſe Meine Anerkennung der unter Ihren Befehlen ſtehenden Armee bekannt, und empfangen Sie für das Ihnen perſönlich zukommende Verdienſt der Pflege und Leitung der glänzenden Wirkungen altöſterreichiſcher Kriegszucht Meinen innigen Dank."



FM. Baron Heſs.
Original im Beſitze des Herausgebers.

Radetzky erbat ſich „ſeinen Heſs"*) als Generalſtabschef und wartete nur das Herankommen des Reſerve-Corps ab, um den Vortheil der ſelbſtgeſchaffenen Situation auszunützen. Mittelſt eines verdeckten Flankenmarſches verſetzte er die Armee raſch nach Mantua, ſchlug das toscaniſche Corps bei Curtatone, und wendete ſich dann mittelſt einer Rechtsſchwenkung gegen die am rechten Mincio-Ufer ſtehende feindliche Armee, um Peschiera zu entſetzen, ohne jedoch bei Goito durchdringen zu können, da das 2. Corps nicht in den Kampf eingriff. Nachdem nun die Verhältniſſe die Fortſetzung der Offenſive in dieſer Richtung nicht geſtatteten, marſchiert Radetzky mit 20.000 Mann raſch nach Vicenza, erobert es im Sturm, ſäubert durch die Zerſprengung des Corps Durando das Venetianiſche von den feindlichen Truppen und eröffnet ſich hiemit die bisher verlegt geweſene Verbindungslinie durch Friaul; wendet ſich dann wieder gegen die feindliche Hauptarmee, ſchlägt ſie nach dreitägigen Kämpfen bei Sona und Sommacampagna am 25. Juli entſcheidend bei Cuſtoza, zertrümmert während der Verfolgung am 26. Juli das Corps Sonnaz und treibt den Feind nach Mailand. Da dieſer dort Stand zu halten Miene machte, verſetzte er ſeine Armee

*) Neben Radetzky's berühmtem Generalquartiermeiſter, dem nachmaligen Feldmarſchall Baron Heſs und deſſen durch ſeine ſchwungvollen und zündenden Armee-Befehle und „Erinnerungen eines Veteranen" bekannten General-Adjutanten FML. (ſpäter FZM.) von Schönhals, verdienen als des Heldenmarſchalls hervorragendſte Truppen-Commandanten und ausgezeichnetſte Generale während der ewig denkwürdigen italieniſchen Feldzüge 1848—49 in erſter Linie genannt zu werden: die Corps-Commandanten Baron d'Aſpre, Graf Wratislaw, Graf Thurn, von Wocher und Baron Appel; der Feſtungs-Commandant von Mantua G. d. C. von Gorczkowski; der Commandant des Reſerve-Corps, FZM. (ſpäter FM.) Graf Nugent, der Armee-Artillerie-Chef FML. Baron Stwrtnik, der FML. Baron Welden als Truppen-Commandant in Tirol, dann unter den Diviſionären und Brigadieren die Generale:

Erzherzog Albrecht, Graf Clam-Gallas, von (ſpäter Baron) Culoz, Baron Haynau, Prinz Friedrich Liechtenſtein, die Fürſten Felix und Edmund Schwarzenberg, die Grafen Stadion, Straſoldo, Wallmoden und Wimpffen, dann von Wohlgemuth, ſowie der Oberſtbrigadier von Benedek.

Unter den jüngern Officieren der italieniſchen Armee ließen ſchon damals eine glänzende mili-

nach dem Übergange über die Adda in eine rechtsschwenkende, die Front nach Norden bringende Bewegung und veranlasste durch diese strategische Drohung die gegnerische Armee zum Rückzuge über den Ticino und zu dem Anerbieten eines Waffenstillstandes, welchen der Marschall unter der Bedingung der durchgeführten vollständigen Räumung der Lombardei am 9. August annahm.*)

Kaiser Ferdinand übersendete dem Sieger von Custoza das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens mit folgendem Handschreiben:

„Lieber Graf Radetzky! Die glänzenden Siege von Sommacampagna und Custoza haben Mich mit Bewunderung und Freude erfüllt. Ich glaube der tapferen Armee in Italien keinen größeren Beweis Meiner Anerkennung geben zu können, als indem Ich dem ruhmwürdigen Feldherrn das Großkreuz Meines militärischen Maria Theresien-Ordens verleihe, dessen Insignien Ich Ihnen hiemit übersende. Möge dieses höchste Ehrenzeichen eines Kriegers Ihre tapfere Brust noch lange Jahre zieren und Ihre Thaten dem österreichischen Heere zum Vorbilde dienen.“

Der Waffenstillstand sollte nicht zum definitiven Frieden führen. König Karl Albert benützte denselben nur, um sein Heer zu reorganisieren und auf 100.000 Mann zu bringen. Am 20. März 1849 entbrannte der Kampf von Neuem. Die Hauptmacht der Piemontesen, fünfeinhalb Divisionen, stand nördlich des Po à cheval der Straße von Novara nach Mailand, deren rechter Flügel, zweieinhalb Divisionen, am südlichen Po-Ufer an der Chaussée Alessandria-Piacenza.

Radetzky ließ — gleichsam als wollte er sich am Mincio concentrieren — alle zwischen Mailand und dem Ticino stehenden Truppen nach Lodi, von dort aber sofort wieder westwärts nach Pavia marschieren, wohin auch sämmtliche anderen Truppen in Eilmärschen dirigiert wurden, und versammelte so binnen wenig Tagen die vier Armeecorps Wratislaw, d'Aspre, Appel, Thurn und das Reserve-Corps Wocher, etwa 70.000 Mann, bei Pavia. Am 20. März ward der Ticino überschritten und die Armee in eine nach Norden gerichtete, rechtsschwenkende Bewegung gebracht. Der Gegner, durch diesen drohenden Marsch gänzlich überrascht und in seiner beabsichtigten Offensive über den Ticino aufgehalten, konnte eine rückwärtige Stellung nicht mehr gewinnen, sondern war nach den blutigen Gefechten von Vigevano und Mortara gezwungen, sich bei Novara mit südlicher Front aufzustellen und in diesem strategisch ungünstigen Verhältnisse eine Schlacht anzunehmen.

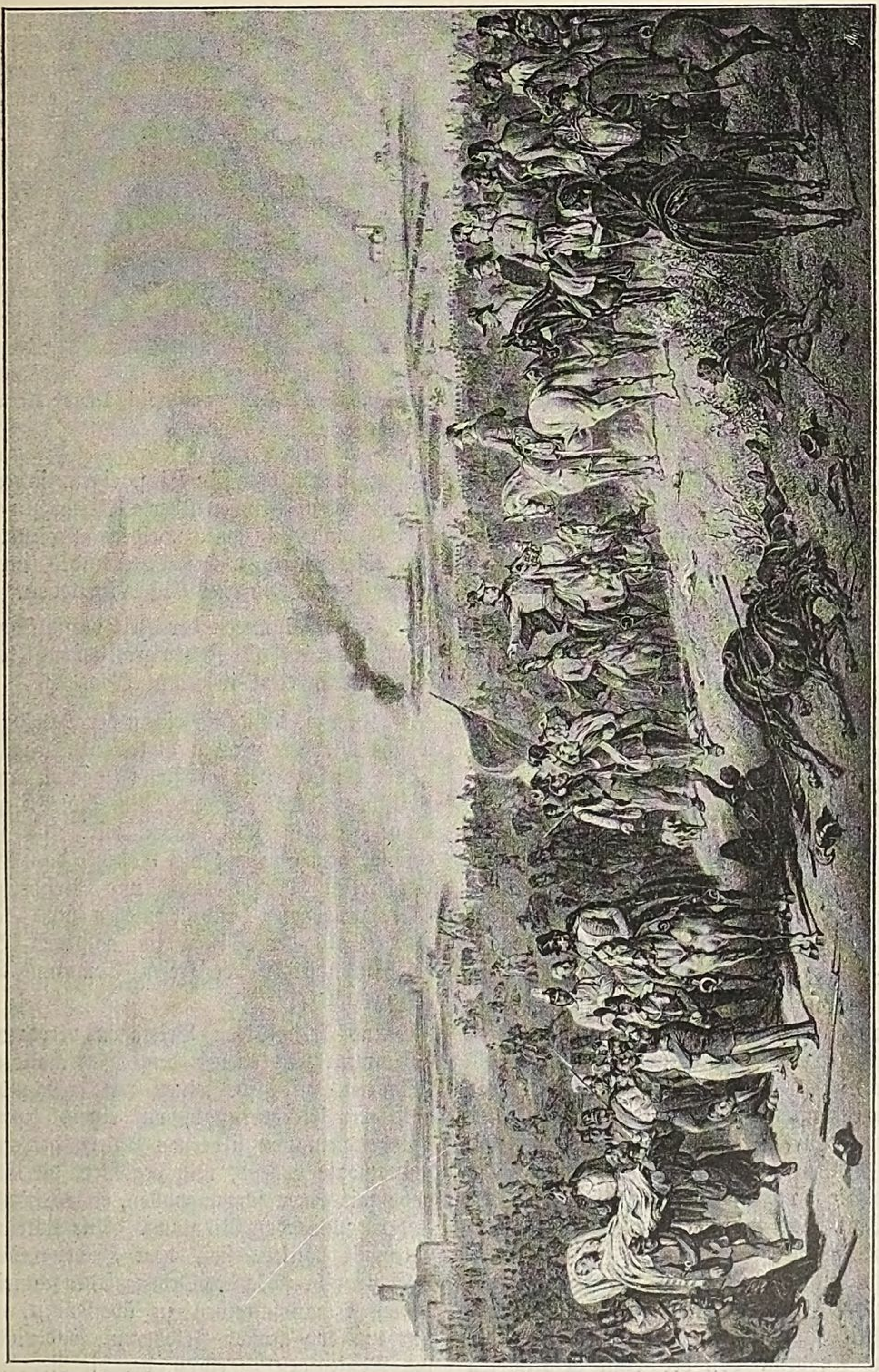
Der kühn und genial angelegten Operation Radetzky's entsprach auch die taktische Ausführung durch den ausgreifenden, heftigen Angriff gegen den rechten feindlichen Flügel, wodurch die Schlacht entschieden und der König zum Waffenstillstande gezwungen wurde. Das tapfere fünfstündige Ausharren des Corps d'Aspre und speciell der Division Erzherzog Albrecht, wodurch allein das rechtzeitige Eingreifen des überflügelnden Corps möglich wurde, bildet den Glanzpunkt dieser Schlacht — ein ewig ehrendes Denkmal für Diejenigen, welche sie erdacht, welche sie ausgeführt, welche sie durchgekämpft, welche dort geblutet und den Heldentod gestorben sind für Kaiser und Vaterland!

Politische Rücksichten untersagten dem Marschall, nach Turin zu marschieren.

---

tärische Laufbahn ahnen die Generalstabs-Hauptleute und Majore von Kuhn, John und Maroičić, welche den Maria-Theresien-Orden erhielten und in den verschiedenen Kämpfen und Dienstleistungen, Beweise großer Tapferkeit, rascher Entschlossenheit und Umsicht in Ausführung ihrer oft sehr schwierigen Aufgaben, sowie vielseitiger militärischer Kenntnisse und Fähigkeiten gaben. A. d. H.

*) Eine wenig bekannte Thatsache verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. In dem Gefechte bei Gambaloita nächst Mailand am 4. August 1848 eroberten 3 Compagnien des tapfern 10. Jäger-Bataillons, unterstützt durch 2 Compagnien des 17. Infanterie-Regiments, eine feindliche Batterie unter der Führung der Hauptleute von Beckh, Brand und Baron Lottieri, an welch' kühner Waffenthat nach Zeugnis des Hauptmanns Brand das Hauptverdienst der Hauptmann von Beckh hatte. In der Nähe dieser eroberten Batterie soll sich König Karl Albert befunden haben und er war daher in großer Gefahr, gefangen genommen zu werden. Dieser Umstand wird auch durch einen Brief des Herrn Erzherzogs Ernst an seinen Vater, den Herrn Erzherzog Rainer aus Mailand, 7. August 1848, mit folgenden Worten bestätigt: „Das 10. Jäger-Bataillon und Hohenlohe (Inft.-Regiment Nr. 17) nahmen an diesem Tage (4. August) 9 Kanonen 16 Pfünd. und beinahe hatten sie den König, was ein gefangener Artillerie-Officier bestätigte.“ Das Originale dieses tagebuchartigen Schreibens befindet sich in der Wiener Hofbibliothek. A. d. H.



Schlacht bei Novara.

Nach einer Lithographie von Adam. Aus: Erinnerungen an die Feldzüge der k. k. österr. Armee in Italien in den Jahren 1848—49. Lith. und herausgeg. von den Brüdern Adam.



Waffenstillstands-Verhandlung nach der Schlacht bei Novara zwischen Radetzky und König Victor Emanuel.

Aus: Blaas, Arsenalfresken.

Kaiser Franz Josef sandte Erzherzog Wilhelm nach Italien, um der Armee seinen Dank zu überbringen und sie in ihrem Führer zu ehren, indem er dem Feldmarschall den Orden des Goldenen Vließes übersendete. Auch ließ der Kaiser zu Ehren des Feldmarschalls eine Medaille prägen und ihm je eine von Gold, Silber und Erz übergeben.

Der Gemeinderath der Haupt- und Residenzstadt Wien hatte eine Ehrendeputation an den Marschall geschickt, um ihm das Ehrenbürgerrecht zu überbringen. Die von Grillparzer, dem österreichischen Heros deutscher Dichtkunst, verfasste, in einer kostbaren und künstlerisch ausgestatteten Enveloppe verwahrte Urkunde lautet:

„Wir, Gemeindeausschuss und Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Wien, beurkunden hiemit: Graf Josef Radetzky, Feldmarschall und Großkreuz des Maria Theresien-Ordens, hat durch mehr als sechzig Jahre an allen Waffenthaten der österreichischen Armee, als Schwert und Schild, durch Tapferkeit und Feldherrn-Umsicht ruhmvoll Antheil genommen. Von den Türkenkriegen der Achtziger-Jahre bis zu den Befreiungs-Schlachten von Kulm und Leipzig ist kein glorreiches Ereignis, das nicht Ihn, das nicht Er gleichmäßig verherrlicht hätte."

„Auf die höchste Stufe des Kriegs- und Bürgerthums hob ihn aber die jüngste Vergangenheit, als sein Name und sein Heer der alleinige Ausdruck von der einst gefürchteten Macht Österreichs waren, als er in zwölf Tagen, deren jeder ein Sieg, einem jahrelang vorbereiteten tückischen Überfallskriege ein Ende machte und sich jenen Helden anreihte, die als Wiederhersteller des Vaterlandes im Gedächtnisse der späteren Enkel fortleben."

„Die Meinungen der Zeit verschlingt die Zeit; was aber alle Zeiten groß gemacht haben, steht unerschüttert in jedem Wechsel."

„Zum bleibenden Zeichen der Dankbarkeit, welche mit dem ganzen Vaterlande auch diese Stadtgemeinde dem größten Feldherrn unserer Zeit, der Zierde Österreichs, dem Stolze Deutschlands schuldig zollt, haben wir, uns selber ehrend, dem Grafen Josef Radetzky das Ehrenbürgerrecht der Haupt- und Residenzstadt Wien angeboten und verliehen und seinen Namen als den Ersten im goldenen Buche der Ehrenbürger der freien Commune Wien eingezeichnet."

Aus freiwilligen Beiträgen verehrte die gesammte k. k. Armee dem Marschall einen kostbaren, mit Edelsteinen reich geschmückten goldenen Feldherrnstab, auf einem kunstvoll gearbeiteten, von silbernen Adlern getragenen Postamente ruhend, und begleitete die Ehrengabe mit einer schwungvollen, aus Schönhals' Feder stammenden Widmung. Alle Potentaten Europa's beeilten sich, dem Heldengreise die Insignien ihrer höchsten Orden mit den schmeichelhaftesten Handschreiben zu übersenden, nicht nur um den großen Feldherrn, sondern auch um Denjenigen zu ehren, der die Revolution bezwungen hatte.

Als Radetzky nach dem Falle Venedigs und der vorläufigen Ordnung der italienischen Angelegenheiten nach Wien kam, wurde er vom Kaiser neuerdings durch ganz specielle Gnadenbezeigungen ausgezeichnet, zum Civil- und Militär-Gouverneur des lombardisch-venetianischen Königreiches ernannt, und ihm das kaiserliche Lustschloss in Monza zur Verfügung gestellt. Nur einmal noch kehrte Radetzky lebend in Wien ein, es war zur Vermählung unseres Kaisers.

Als im Jahre 1857 der Kaiser seine italienischen Provinzen bereiste und in der Verwaltung derselben neue Verhältnisse sich vorbereiteten, bat der jetzt 91jährige Feldmarschall um Enthebung von dem verantwortlichen Posten, dessen Bürde nicht mehr vereinbarlich war mit seinem Bedürfnisse nach Ruhe. Der Kaiser willfahrte seiner Bitte mit dem nachfolgenden Handschreiben vom 28. Februar:

„Lieber Feldmarschall Graf Radetzky! Mit jenem tiefen Pflichtgefühl und der treuen Hingebung, womit Sie in dem Zeitraume von 72 Dienstjahren Meiner Armee als unübertroffenes Beispiel voranleuchteten, haben Sie Mir auch nun, bei Meinem Eintreffen in Meinem lombardisch-venetianischen Königreiche, mit edler Aufrichtigkeit die Bürde Ihres hohen Alters geschildert und zugleich die Bitte um Enthebung von dem Posten eines Armee-Commandanten und Generalgouverneurs unterlegt. Ich habe dieser Bitte mit dem tiefsten Bedauern nur aus dem Grunde nachgegeben, weil Ihre Befreiung von so großer Last der Geschäfte Mir allein die Hoffnung gewährt, Ihr Mir so theures und ruhmvolles Leben noch für eine Reihe von Jahren in ungetheiltem Wohlsein erhalten zu sehen.

Ich befehle unter Einem Alles an, was auf Ihre künftige Stellung Bezug hat. Sie werden stets in jedem Meiner Schlösser, sowohl zu Strà, Monza, in der Villa reale zu Mailand, als zu Wien in Meiner Burg, im Palaste des Augartens, dann zu Hetzendorf, nach Ihrer Wahl, Mein herzlich gern gesehener Gast und Ich dadurch in der Lage sein, Mich so oft, als Ich es bedarf, Ihrer weisen Ansichten und Ihres Rathes erfreuen zu können.

Und so mögen Sie noch lange Meiner Armee das lebendigste Vorbild Unseres Ruhmes, geliebt und geehrt von Mir und allen österreichischen Herzen, in der dankbarsten Erinnerung Ihres Monarchen, wie in Ihren eigenen glanzvollen Erinnerungen den Lohn einer so thatenreichen Vergangenheit genießen."

Der Feldmarschall veröffentlichte mittelst Armeebefehls dieses kaiserliche Handschreiben und begleitete es mit folgender Ansprache:

„Soldaten! Ich nehme von euch keinen Abschied, denn ich bleibe unter Euch. Ich überlasse jüngeren Kräften die mühevolle Pflicht, Euch zu bilden und zu pflegen, um im entscheidenden Momente, wenn die Stimme unseres geliebten Monarchen mich etwa nochmals rufen sollte, zu zeigen, dass der Degen, den ich durch 72 Jahre und auf vielen Schlachtfeldern geführt, noch immer fest in meiner Hand ruht.

„Aber danken muss ich Euch für Euer Vertrauen, für Eure Anhänglichkeit an meine Person, für Eure Disciplin, für Eure Hingebung und Tapferkeit, die uns zu so vielen Siegen führte, und die Bewunderung und Achtung der Welt errang.

„Gerne wiederhole ich, was ich schon zu Ende des Jahres 1848 gesagt habe, dass der Glanz, welcher sich wie die Abendröthe nach einem schönen Tage über den Abend meines Lebens verbreitet, Euer Werk ist. Eurer Tapferkeit verdanke ich, was ich geleistet, Eure militärischen Tugenden wanden mir die Krone, welche nun in der allerhöchsten Gnade unseres erhabenen Kaisers und obersten Kriegsherrn mein greises Haupt schmückt. Nehmt meinen Dank dafür, Soldaten! Bleibt dessen stets eingedenk und Ihr werdet, ich bin es überzeugt, die Rechte Eures Kaisers und die Ehre Eurer Waffen bis in den Tod bewahren. Hoch lebe unser vielgeliebter Kaiser Franz Josef."

Nicht lange mehr sollte der Feldmarschall die Ruhe des Alters genießen. Im Mai hatte er das Unglück, auszugleiten und das Bein zu brechen; bei seinem hohen Alter konnte der Bruch nicht mehr verharschen und so bereitete sich das Ende langsam vor, glücklicherweise ohne quälendes Siechthum. Im December überkamen ihn Fieberanfälle, die in eine rasche Abnahme der Kräfte ausliefen, und nach achttägiger Krankheit, am 5. Jänner 1858, verließ der große Marschall diese Erde.

Tief erschüttert, wenngleich auf das traurige Ereignis vorbereitet, erließ der Kaiser nachfolgenden Armeebefehl:

„Dem Willen des Allmächtigen hat es gefallen, den ältesten Veteranen Meiner Armee, ihren sieggekrönten Führer, Meinen treuesten Diener, den Feldmarschall Graf Radetzky aus diesem Leben abzuberufen.

„Sein unsterblicher Ruhm gehört der Geschichte. Damit jedoch sein Heldenname Meiner Armee für immer erhalten bleibe, wird Mein fünftes Husaren-Regiment denselben fortan und für immerwährende Zeiten zu führen haben.

„Um dem tiefen Schmerz Meines mit Mir trauernden Heeres Ausdruck zu verleihen, befehle ich weiter, dass in jeder Militärstation für den Verblichenen ein Trauergottesdienst gehalten und von meiner ganzen Armee und Flotte die Trauer vierzehn Tage hindurch angelegt werde. Alle Fahnen und Standarten haben auf diese Zeit den Flor zu tragen."

Das Leichenbegängnis, welches den todten Feldmarschall von Mailand nach Wien überführte, sollte nach dem Willen des Kaisers eine imposante Kundgebung seiner eigenen Trauer, der Trauer des Heeres und des Reiches sein. 20.000 Mann geleiteten den Auszug des todten Helden aus Mailand, und in allen Militärstationen musste der Sarg durch das Officierscorps und eine Ehrencompagnie empfangen werden. In Wien bezeigte der Kaiser seinem dahingeschiedenen treuen Feldmarschall die letzte und höchste Ehre, indem er sich persönlich an die Spitze der ausgerückten Truppen stellte und vor dessen letzter Behausung den Säbel senkte.

Der Feldmarschall hatte in seinem schon 1855 eigenhändig geschriebenen Testamente verfügt, dass er im Parke zu Wetzdorf*), dem Besitzthume seines Freundes Parkfrieder, an der Seite des Feldmarschall Baron Wimpffen, seines Waffengenossen, beerdigt werde. Dieser Anordnung des Verblichenen gemäß wurde der Sarg dorthin gebracht, und erfolgte die feierliche Beisetzung in Gegenwart des Kaisers. Eine patriotische Widmung hat den hochsinnigen Wunsch des Kaisers, den Fleck Erde, wo der große Feldmarschall gebettet ist, zu erwerben, verwirklicht, und so ist die Begräbnisstätte Radetzky's heute Eigenthum des Kaisers.

Böhmen, das Heimatland des Marschalls, hat seinem großen Sohne in der Landeshauptstadt, dem vielthürmigen, goldenen Prag, ein großartiges, ehernes Denkmal gesetzt, dessen Sockel in künstlerischer Anordnung den sinnigen Ausspruch des Dichters: „In Deinem Lager ist Österreich" darstellt, und der patriotischen Idee des treuen Zusammenhaltens aller Stämme unseres großen Vaterlandes beredten Ausdruck gibt.

Vereine, Corporationen und Gesellschaften nahmen des großen Marschalls Namen an, öffentliche Plätze, Säulen, Straßen und Brücken wurden nach ihm, dem Unvergesslichen, benannt und in solcher Weise die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit zum Ausdrucke gebracht, welche die Völker Österreichs ihren Helden zollen. *)

* * *

Das Leben des Feldmarschalls bietet ein reich bewegtes Bild. Als Jüngling obliegt er ernsten Studien, um Geist und Herz für die große Aufgabe vorzubereiten, welche schon frühzeitig seine strebende Seele sich zurechtgelegt hatte. Bald aber sehen wir ihn hinaustreten in den Ernst des Lebens, in das Gewoge der Kämpfe und Schlachten und dort jenen Thätigkeitsdrang, jenen persönlichen Muth, jene Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes an den Tag legen, welche ihn und alle die wechselvollen Episoden seines Lebens kennzeichnen, ihn zu den kühnsten und gefährlichsten Unternehmungen führten, ihn wiederholt aus der taktisch ganz unberührten Sphäre des General-Adjutanten hinausdrängen, um sich an der Führung von Colonnen, an dem Kampfe persönlich zu betheiligen, in erster Linie zu fechten, durch seine Rathschläge und deren ebenso kluge wie energische Ausführung die glückliche Entscheidung von Schlachten vorzubereiten oder herbeizuführen. Wir sehen ihn als Regiments-Commandanten mit seinen Schwadronen zu blutigen, siegreichen Attaquen reiten;

*) Wetzdorf liegt zwischen Stockerau und Meissau an der Straße nach Horn.

*) Aus großartigen freiwilligen Spenden wird durch das von der Meisterhand Zumbusch's verfertigte und im heurigen Frühjahre (1892) in Wien zur Enthüllung gelangende Denkmal Radetzky's eine alte Ehrenschuld unseres Reiches und unseres Heeres eingelöst werden. Die voraussichtlich großartige Betheiligung bei der Enthüllung dieses würdigen Denkmals wird neuerdings den öffentlichen Beweis erbringen, wie lebendig das Andenken an diesen „Ritter unseres Vaterlandes" in dem Herzen und in dem Geiste jedes treuen Unterthanen unserer Monarchie bewahrt wird. A. d. H.

wir sehen ihn als Truppen-General ebenso energisch und kühn als zielbewusst handeln, keine Verantwortung scheuend und jeder Aufgabe gerecht werden. Achtmal war er verwundet und sieben Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen.

Im Rathe des Kaisers und der Feldherren vertritt er seine Meinung mit der überzeugten Bestimmtheit des denkenden Militärs und gibt, frei von jeder Zweideutigkeit und Schönfärberei, der Wahrheit stets die Ehre, mag sie noch so unbequem sein, noch so rauh klingen. Von ihm gilt, was man dem großen Washington nachrief, dass seine Größe nicht allein im Verstande, im Talente oder Genie, sondern in der Ehre, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und in der Herrschaft des höchsten Pflichtgefühles — mit einem Worte im echten Adel des Charakters liegt.

Radetzky's militärische und staatsmännische Begabung beeinflusst in bestimmter Weise die weltgeschichtlichen Ereignisse der Befreiungskriege; zurücktretend dann in die engere Sphäre der Friedensthätigkeit, strengt er auch da sein ganzes Wesen an, um die Erfahrungen des Krieges zum Besten des Heeres zu verwerten; als commandierender General in Italien bildet und erzieht er die Armee nach seinen eigenen wohldurchdachten Ideen, viel Missgunst, Neid und Verlästerung erfahrend von den starr am Althergebrachten Haltenden und jede Neuerung als einen Einbruch in ihre traditionelle Domäne Betrachtenden.

Von diesem Golgatha aber steigt er auf zu dem Ruhmestempel wahrer Feldherrngröße. Auf den blutigen Schlachtfeldern Oberitaliens erfüllt er seine Heldenlaufbahn mit Siegen, im Stile derjenigen, welche vor mehr als fünfzig Jahren der größte Heerführer aller Zeiten unseren tapferen Heeren auf denselben Schlachtfeldern abgerungen hatte, und wird so, den gemeinsamen Anprall innerer und äußerer Feinde mit seinem Degen zerschmetternd, in Wahrheit der Wiederhersteller und Retter des Vaterlandes.



FM. Graf Radetzky.

Schabblatt von Ch. Mayer, ausgeführt nach dem Gemälde des k. u. k. Oberstlieutenants Schnorr von Karolsfeld.

Seine Seele war ganz erfüllt von der Liebe und Treue zu Kaiser und Vaterland; keine Handlung in seinem ganzen Leben gibt es, welche nicht dieses edelste aller Gefühle zum Ausgangs- und Zielpunkte gehabt hätte. Und dies ist das Beständige in dem kaleidoskopischen Wechsel der Bilder, welche seine reich bewegte Existenz uns zeigt.

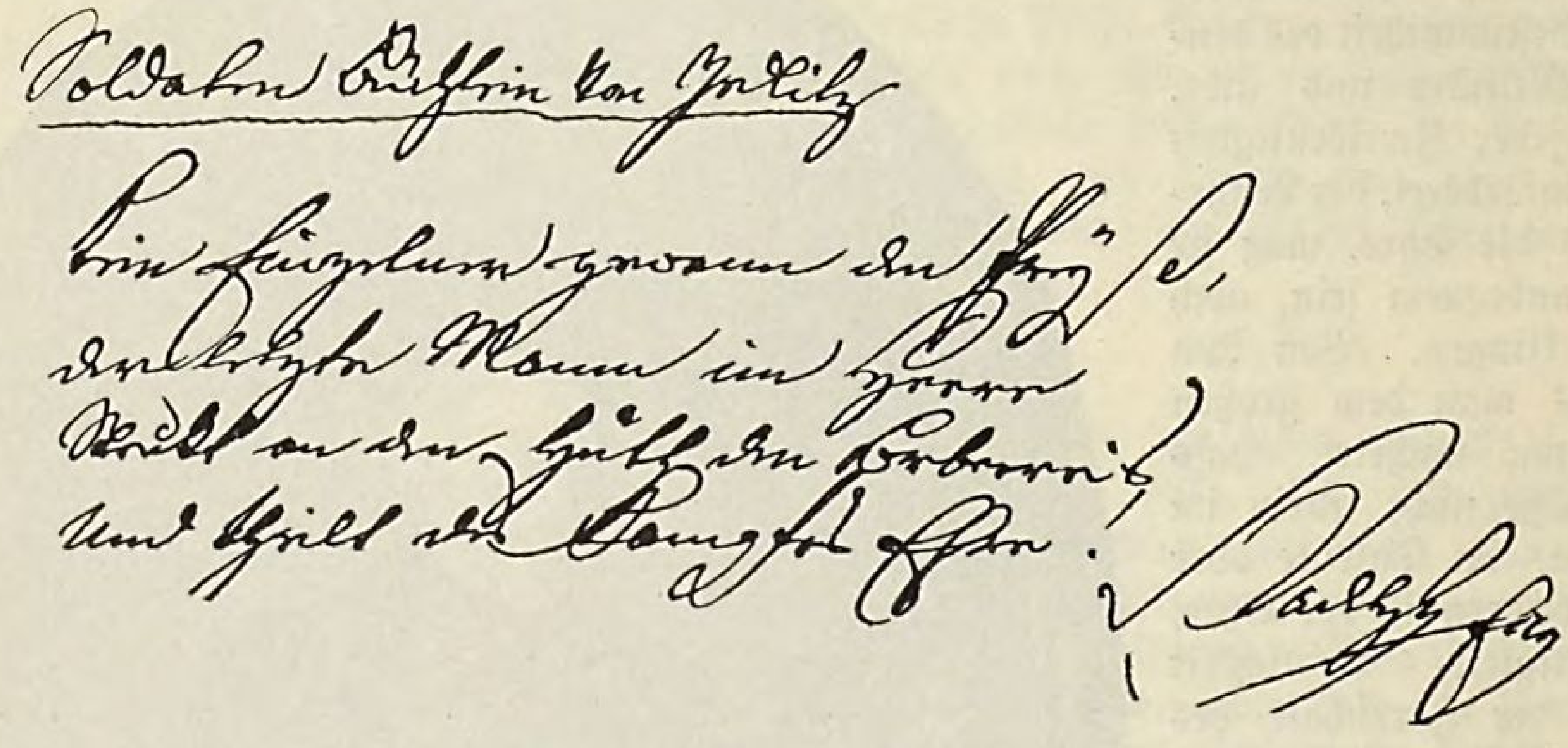
Im persönlichen Umgange war Radetzky von den liebenswürdigsten und gewinnendsten Formen; er hatte auch für den Niedersten

jene wahre Höflichkeit, welche gleichmäßig aus der Bildung des Geistes und des Herzens entspringt und weder die Überlegenheit der Begabung noch der Stellung aufdringlich hervorkehrt.

Die Officiere und Soldaten haben ihn vergöttert. Ein hervorragender General hat den Ausspruch gethan, dass der Sarg des Feldmarschalls, in eine schwankende Schlacht getragen, Alles zum Siege fortgerissen hätte.

Radetzky ist nicht gestorben. Die Geschichte hat ihm, dem Retter seines Vaterlandes, den Preis der Unsterblichkeit zuerkannt und damit uns, den Nachgekommenen, die Pflicht ins Herz geschrieben, sein großes Erbe zu hüten, zu pflegen, zu bewahren. „Große Männer," sagt ein englischer Denker, „heiligen das Volk, zu dem sie gehören, und erheben nicht bloß Alle, welche in ihrer Zeit leben, sondern auch Jene, welche nach ihnen kommen. Ihr großes Beispiel wird die gemeinschaftliche Erbschaft ihres Geschlechtes und ihre großen Thaten und Gedanken sind das glorreichste Vermächtnis an die Menschheit. Sie verbinden die Gegenwart mit der Vergangenheit, sie tragen das Banner der Tugend voran, erhalten die Würde des menschlichen Charakters und füllen die Seele mit Überlieferungen und Instincten von Allem, was es im Leben Würdigstes und Edelstes gibt."

Alois Ritter von Haymerle.



Handschrift Radetzky's.

Generalissimus Erzherzog Karl an den Feldmarschall Graf Radetzky über die Einführung des Erzherzog Albrecht in den streng militärischen Dienst.

Lieber Feldmarschall!

Mein Sohn rühmt in allen seinen Briefen die besondere Aufmerksamkeit, mit welcher Sie bedacht waren, ihm seinen Aufenthalt in Mailand nicht allein angenehm, sondern auch belehrend zu machen. Ich sehe mit großem Vergnügen in der Art, wie er sich darüber ausdrückt, dass er den Geist, den Sie in Ihre Ihnen unterstehenden Truppen zu verbreiten gewusst haben, aufgefasst, und den reellen Kriegsdienst von den militärischen Friedensspielen zu unterscheiden gelernt hat.

Die dankbare Anerkennung von meiner und meines Sohnes Seite, und des Letzteren lebhafter Wunsch, seine ersten Waffenthaten unter Ihrer Leitung zu vollbringen, möge Ihrer freundlichen Bemühung zur Vergeltung dienen. — Ich wiederhole Ihnen, lieber Feldmarschall, mit Vergnügen bei dieser Gelegenheit die Versicherung jener alten, erprobten Ergebenheit, wie ich sie in der verhängnisvollen Zeit empfand, als wir die Wechselfälle des Krieges mit einander theilten.*)

Karl FM.

*) 1805 und 1809.

Generalissimus Erzherzog Karl an den Feldmarschall Graf Radetzky.

Lieber Herr Feldmarschall Graf Radetzky!

Mit vielem Vergnügen habe ich das Programm der von Ihnen in diesem Jahre angeordneten Manoeuvres erhalten, und ich bin Ihnen für die Mittheilung desselben sehr dankbar. Ich und die ganze Armee erfreuen uns über die nie erlöschende Thätigkeit und den erfolgreichen Eifer, mit dem Sie der kriegerischen Ausbildung der Ihren Befehlen unterstehenden Truppen vorstehen, und allgemein ist der Wunsch, dass Ihre physischen Kräfte Ihnen noch viele Jahre gestatten mögen, die neu entstandene Generation unserer Krieger nach Ihrem Vorbilde und mit Ihren Erfahrungen zu leiten. — Empfangen Sie, lieber Herr Feldmarschall, die Versicherung meiner aufrichtigen, warmen Ergebenheit. Karl, FM.

Wien, am 18. October 1842.

Kaiser Ferdinand an Feldmarschall Graf Radetzky bei der Thronentsagung. Dank für die Erhaltung der Monarchie in ihrem vollen Umfange.

Lieber Feldmarschall Graf Radetzky! Ich verlasse den Thron Meiner Väter mit dem beruhigenden Bewusstsein, mit Meinem Willen nie etwas unterlassen zu haben, was zum Wohle Meiner Völker hätte beitragen können; auch Mein jetziger wohlüberlegter Entschluss beruht auf dieser Gesinnung. Indem Ich ihn ausführe, will Ich noch ein Wort an den Mann richten, dem Ich es unmittelbar verdanke, dass Ich die Monarchie ungetheilt in ihrer Integrität Meinem geliebten Neffen und Nachfolger übergeben kann. — Sie haben nach mehr als durch ein halbes Jahrhundert dem Staate mit stets gleicher Treue und unermüdeter Thätigkeit geleisteten wichtigen Diensten denselben von der Übermacht eines eingedrungenen Feindes an der Spitze Meiner heldenmüthigen Armee siegreich befreit; dies sind Thatsachen, für die Ihnen die Monarchie ewig verpflichtet bleibt; — empfangen Sie dafür in dem Augenblicke, als Ich die Zügel der Regierung in jüngere, kräftigere Hände lege, Meinen wiederholten tiefgefühlten Dank.

Ferdinand.

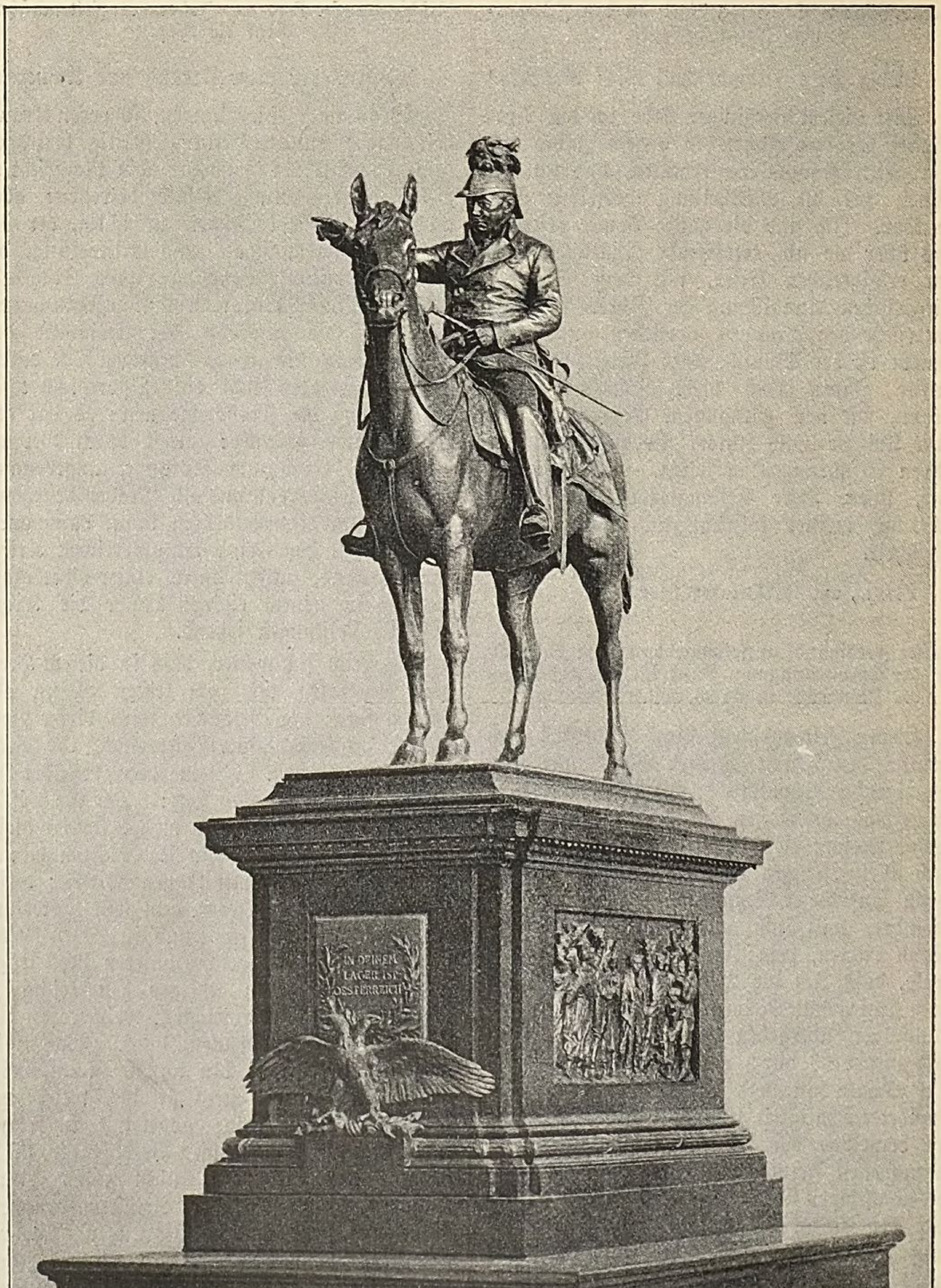
Olmütz, am 30. November 1848.

Reichsverweser Erzherzog Johann an Feldmarschall Graf Radetzky.

Mein lieber alter Freund und Kamerad!

Wenn nach einer langen, schweren Krankheit etwas zu der Heilung kräftig beitragen kann, so sind es wahrlich die Nachrichten, welche unsere brave Armee betreffen; aber auch, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, der Beweis von Freundschaft und Erinnerung, die Sie mir durch Zusendung Ihres Flügeladjutanten Major Baron Leykam gegeben haben. Wenn ich die Geschichte der Ereignisse des Jahres 1848 bis auf den heutigen Tag durchgehe, so zeigt es sich, dass Österreichs Heer die Rettung der Monarchie war; es hat das Unglaubliche geleistet: zuerst durch Verrath bis an die Etsch zurückgedrängt, ungebeugten Muthes ausharrend und alle Proben bestehend, die man nur immer denken kann, dann durch eig'ne Kraft den Feind im glorreichen Kriege zurückwerfend, zuletzt durch einen viertägigen Feldzug in seinem eig'nen Lande die Krone auf alle Leistungen setzend.

Es zeigt sich weiter, dass in diesem Heere vom Generalen bis zum letzten Mann alle Helden sind; die Geschichte wird dieser Zeit, als der glorwürdigsten Österreichs, ihr Recht angedeihen lassen. Allein hier bewährt sich das alte Wort, welches sagt: „Der Geist ist's, der lebendig macht," und woher kommt dieser Geist? Von Ihnen, mein lieber Freund, und von denen, welche mit Ihnen wirken; dieses Verdienst, welches Jeder, dem sein Vaterland etwas wert ist, tief fühlt und in diesen Zeiten nicht allein Jeden, welcher unseren Rock trägt, sondern auch jeden Bürger Österreichs zu warmem Danke verpflichtet, welcher sich mit Worten nicht ausdrücken läſst. Was mich persönlich betrifft, so bin ich Ihnen im Geiste auf jenen Gefilden stets gefolgt, welche mir so wohl bekannt sind; angekettet in Frankfurt durch meine damaligen Verhältnisse, fühlte ich oft das Bedauern, nicht unter Ihrer Führung, selbst mit der kleinsten Truppenabtheilung, stehen und Entbehrungen, Gefahren und Ruhm mit den braven Kriegern Ihres Heeres theilen zu können! Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die mir erwiesene Aufmerksamkeit; mögen Sie und unsere Armee sich überzeugt halten, dass, so lange noch ein Hauch in meiner Brust ist, ich stets es als



Radetzky-Denkmal in Wien.
Von Professor Kaspar Clemens Ritter von Zumbusch.

Facsimile des Briefes

von Kaiser Franz Josef an Feldmarschall Graf Radetzky

am Tage der Thronbesteigung.

Mein lieber Feldmarschall Graf Radetzky. Von S. Majestät dem Kaiser, Meinem Herrn Onkel, mit einem Vertrauen beehrt, welches Ich bis jetzt auf keine Weise rechtfertigen konnte, nehme Meine noch unversuchten Kräfte den Rath und Beistand erprobter um den Staat verdienter Männer an. – Ich zähle Sie in deren erste Reihe und wende Mich an Sie in dieser Überzeugung. – Meine vor kurzem unter Ihrer Leitung selbst gemachten Erfahrungen haben Mir in Ihnen den geliebten, verehrten Führer Meiner heldenmüthigen Armee gezeigt, einer Armee der Sie in allen ritterlichen Tugenden vorangehen, deren Geist Sie beleben, deren Treue Sie bekräftigen, deren Tapferkeit Sie beflügeln. – Bewahren Sie nun auch die Ansprüche, die Ich auf die Anhänglichkeit dieser braven Truppen mache – verbürgen Sie ihnen die Anerkennung ihres Werthes und Meine daraus entstehende warme

Zuneigung.

Sie, Mein lieber Graf, fordere Ich auch als Mann von Ehre mit festem Sinn und freiem Wort Mir zur Seite zu stehen. Ich bedarf Ihres Rathes und Ihres Handelns.

Olmütz, den 2t Dezember 1848.

Franz Joseph

mein Höchstes betrachten werde, ein Glied des österreichischen Heeres zu sein.

Mögen Sie, lieber Freund, diese Zeilen recht wohl treffen, und empfangen Sie die Versicherung meiner unveränderlichen Gesinnungen, mit welchen ich bin

Ihr alter Freund

Johann.

Frankfurt, am 3. April 1849.

Königin Therese von Bayern an den Feldmarschall Graf Radetzky.

Herr Feldmarschall Graf Radetzky!

Den meisten Meiner Kinder ward der auch von Mir lebhaft getheilte Wunsch erfüllt, Sie, Herr Feldmarschall, persönlich kennen zu lernen. Leid ist es mir, diese Freude entbehren zu müssen, doppelt leid, Ihnen nicht mündlich aussprechen zu können, wie sehr ich den Enthusiasmus theile, mit welchem ganz Österreich Ihren Namen feiert. — Jn etwas diese Gesinnungen zu bethätigen, lege Jch für Ihre würdige Lebensgefährtin*) die Decoration des Theresien-Ordens bei, wünschend, dass sie dieselbe aus Ihren Händen, Herr Feldmarschall, erhalten möge.

Mit den Gesinnungen vorzüglicher Wertschätzung

Therese, Königin von Bayern.

München, den 26. November 1853.

Kaiser Alexander II. von Russland an Feldmarschall Graf Radetzky bei der Thronbesteigung nach dem Tode des Kaisers Nicolaus I.

Herr General-Feldmarschall Graf Radetzky!

Jn den Stunden der Prüfung, die es der Vorsehung in ihren unabweisbaren Schlüssen gefiel, Mir durch das Ableben Seiner kaiserleben Majestät Meines in Gott ruhenden Vaters herabzusenden, fanden die Worte des Beileids, die Sie Mir in Ihrem Schreiben vom 4. März mittheilen, einen geraden Weg zu Meinem Herzen. Jn der tiefen Betrübnis an dem kaum geschlossenen Grabe kann Jch keinen anderen Trost suchen, als in den Gefühlen derjenigen, denen die Liebe des Verewigten gewonnen war. Sie hatten auf Seine unwandelbare Zuneigung und aufrichtige Achtung ein unveräußerliches Anrecht in jenen Tagen errungen, wo Ihr Schwert, treu dem Dienste des heiligen Fürstenbundes, der Anarchie und dem Aufstande den ersten entscheidenden Schlag zur Rettung des Vaterlandes versetzte.

Jch danke Jhnen im Namem Meines Vaters, dessen tiefempfundenen Verlust Wir heute beweinen, für die Freude, die Jhm einst Jhre glänzenden Erfolge gegeben haben; in Meinem Namen danke Jch Jhnen für Jhre Wünsche, die, von Jhnen kommend, Mir nur Glück bringen können.

Jch verbleibe Jhnen unwandelbar wohlgewogen.

Alexander.

St. Petersburg, den 19. März 1855.

Erzherzogin Sophie an Feldmarschall Grafen Radetzky beim Dienstesantritt des Erzherzogs Franz Josef bei der italienischen Armee im April 1848.*)

Verehrter Herr Feldmarschall!

Mein Theuerstes, mein Herzblut übergebe ich Jhren treuen Händen, leiten Sie mein Kind auf Jhrer Bahn, so geht er gut und mit Ehren, seien Sie ihm ein guter Vater, er ist dessen wert, denn er ist ein braver ehrlicher Junge und seit seiner Kindheit mit Leidenschaft dem Soldatenstand ergeben. Doch soll seine Gegenwart ja nicht störend für Sie sein; sein Vater wünscht, dass Sie über ihn verfügen wie es Jhnen gut scheint und ihn dem Feldmarschalllieutenant Grafen Wratislaw beigeben möchten. Mein Sohn wird Jhnen sagen, wie innig und lieb ich Jhren und Jhrer braven Truppen Muth

---

*) Franziska, geb. Gräfin Strasoldo-Grafenberg, geboren den 10. Mai 1779, vermählt den 5. April 1798, gestorben den 12. Jänner 1854.

*) Der im Facsimile wiedergegebene Brief, sowie die zwei folgenden der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Sophie an den Grafen Radetzky sind dem Archive seiner Familie entnommen und ich verdanke die Abschrift und Erlaubnis zur Aufnahme in das „Neue Jllustrierte Vaterländische Ehrenbuch" seiner Schwiegertochter Josefa und ihrem Sohne, dem seither verstorbenen Rittmeister Theodor Grafen Radetzky. A. d. H.

und Tapferkeit empfinde und bewundere, wie in dieser an seltenen Männern so armen Zeit, ich mich an Ihrer hervorragenden Persönlichkeit erfreue und stolz darauf bin, dass Sie uns angehören! Diese Worte sind keine hohlen Phrasen — seien Sie dessen überzeugt, sie sprechen das innigste Gefühl meines dankbaren Herzens aus, und was ich nicht fühle, kann ich nicht sagen. Gott sei mit Ihnen, lieber Graf, und segne den Muth und die Ausdauer Ihrer tapfern Armee; dies ist mein inniger Wunsch — mein heißes Gebet! Einst hoffe ich zu erreichen, wonach ich mich schon längst gesehnt, nämlich Ihre werte Bekanntschaft zu machen und Ihnen mündlich zu versichern, wie sehr ich Sie verehre.

Sophie, Erzherzogin von Österreich.

Wien, den 22. April 1848.

Erzherzogin Sophie an Feldmarschall Grafen Radetzky über die Kaiserin Elisabeth als Braut.

Unaussprechlich war meine Freude, als ich, mein lieber verehrter Feldmarschall, Ihre theuren Schriftzüge erblickte und mit tiefer Rührung las ich die liebevollen Worte, in welchen Sie mir so wohlthuend den großen Wert aussprechen, den Sie auf den Besitz der Haare meines Sohnes legen. Ich gab sie Ihnen so recht aus meinem Herzen, da Sie, lieber Graf, dem wir so viel, so unaussprechlich Vieles danken, so ganz würdig sind, sie zu besitzen. Ihr Brief kam mir in einem der glücklichsten Augenblicke meines Lebens zu, in der beseligenden Verlobungszeit unseres theueren Kaisers, dessen vollkommenes Glück, gleichwie der Antheil des holden sich so innig liebenden Paares Sie gewiss tief ergriffen und zu warmem Dank gegen Gott gestimmt hätte, wenn Wir so glücklich gewesen wären, Sie in dieser schönen unvergesslichen Zeit in unserer Mitte zu sehen. — Doch im Frühjahr, wo unsere neue Kaiserin in Wien einziehen wird, hoffe ich sehr auf Ihre liebe Gegenwart, die unsere Freude um so Vieles erhöhen würde. Ihrer Liebe und Theilnahme empfehle ich dieses liebe Wesen, sie ist ihrer wert, denn ihr ganzes Dichten und Trachten ist nun auf die Erfüllung der Aufgabe, die sie sich gestellt, gerichtet: meinen Sohn glücklich zu machen und ihm ganz recht zu sein!

Leben Sie herzlich wohl, lieber Feldmarschall, und bewahren Sie ein Plätzchen in Ihrem Gedächtnis

Ihrer Ihnen herzlich ergebenen und tief verehrenden

Sophie, Erzherzogin von Österreich.

Ischl, 9. September 1853.

Ein Meeresfest der Fregatte „Novara."*)

Der St. Helenentag, der 18. August des Jahres 1858, war angebrochen, der große schöne Festtag für den Österreicher, der Geburtstag unseres hochgeliebten Kaisers und Herrn Franz Josef I. Feierte ganz Österreich diesen großen Festtag mit aufrichtiger Begeisterung, so war es auch der Ausdruck inniger Verehrung für den edlen Monarchen, welche ferne vom großen Gesammtvaterlande Österreich freudige Hochrufe

*) Die Weltumseglung der „Novara" war das erste größere vom Erzherzog Maximilian in's Leben gerufene Unternehmen. Die Expedition stand unter der Leitung des durch wissenschaftliche, wie seemännische Leistungen hervorragenden Commodore Baron Wüllerstorff-Urbair, der später auch kurze Zeit Handelsminister war. Commandirt wurde die „Novara" durch den Corvetten-Capitän, nachmaligen Admiral und Marine-Commandanten Baron Pöck. Für die wissenschaftlichen Forschungen waren die Gelehrten Fraunfeld, Hochstetter und Scherzer, dann für künstlerische Zwecke der Maler Selényi eingeschifft. Ein großes, reich ausgestattetes Druckwerk vermittelte die reichen Ergebnisse dieser gelungenen Forschungsreise der gebildeten Welt.
A. d. H.

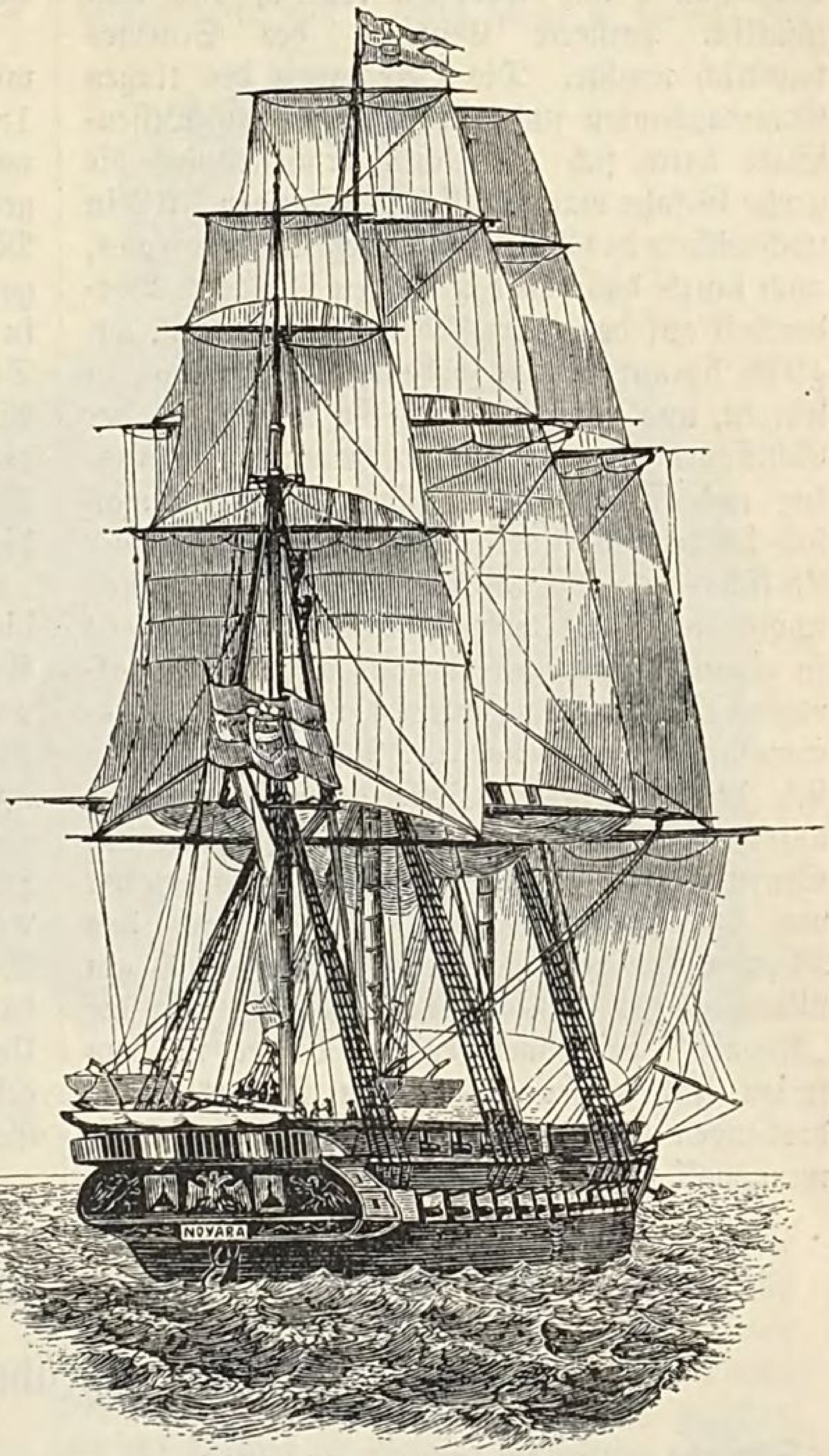
zum Himmel erschallen ließen. Diese begeisterten Rufe erklangen von der Fregatte „Novara,“ als dieselbe am genannten Tage durch das chinesische Meer segelte, und unten im Batteriedecke der Priester in vollem Ornate innige Gebete für den geliebten Monarchen zum Himmel sandte.

Aber bald wurden die Freudenrufe der Schiffsbewohner von dem Brausen allmählich emporsteigender Meereswogen übertönt, welche von starken Windstößen getrieben, immer heftiger an die Schiffswände anprallten. Das Quecksilber des Barometers sank immer tiefer, und als die Schiffsuhr die vierte Stunde des Nachmittags verkündete, herrschte bereits ein gewaltiger Sturm, so dass im Kanonenzimmer, wo sich die Schiffsgesellschaft zum frohen Festmahle versammelt hatte, alles, was nicht niet- und nagelfest war, zu wanken begann.

Mitten in diesem immer heftigeren Sturme erklangen aber auf dem Schiffe die feierlichen Töne der österreichischen Volkshymne — noch nie vielleicht war das Geburtsfest eines Monarchen auf ähnliche Weise gefeiert worden!

Hoch oben, an der Steuerbordseite der Commandobrücke, stand der Commandant des Schiffes und lugte nach den wie in einem Riesenkrater kochenden Fluten aus — denn ein Teifun war im Anzuge, einer jener entsetzlichen Wirbelstürme des chinesischen Meeres, wo die Luft mit beispielloser Heftigkeit um ein bewegliches Centrum kreist, in welchem relative Windstille herrscht. Merkwürdigerweise war dieser Wirbelsturm oder Cyclone, wie er wegen der cycloidischen Bewegung der Luft genannt wird, vom chinesischen Blatte „North China“ schon einige Tage vorher prophezeit worden und der tausendjährige Kalender der Chinesen hatte ihn für den 10. August angesetzt.

Dichter und dichter wurden die grauen Wolkenmassen und nach der Dämmerung lag finstere Nacht auf dem tosenden Meere. Nur einen Weg mehr gab es zur Rettung des Schiffes. Die Bewegungsrichtung der Cyclone wurde als nordwestlich erkannt, und nun galt es, mit südwestlichem Schiffscurse derart die Bahn der Cyclone zu schneiden, dass die „Novara“ auf der südlichen Seite dem Centrum des Unwetters entrinnen könne. Da wurde nun Segel auf Segel, soweit es der rasende



Fregatte „Novara.“

Sturm gestattete, gesetzt, um dem Schiffe die nöthige Geschwindigkeit zu dem gewagten Manöver zu sichern. Zwar ächzten und krachten die Masten, die sie haltenden Taue spannten sich auf das äußerste und drohten jeden Augenblick zu reißen, allein dafür flog nun die Fregatte mit geisterhafter Geschwindigkeit durch die thurmhohe zischende See. Die Wolken wurden immer dunkler und hüllten das Schiff gänzlich ein, gleich riesigen Trauerflören bis

zu den brodelnden Fluten herabhängend. Derart vergieng die folgende Nacht. Da endlich bei Morgengrauen lichtete sich etwas der Himmel und nahm wieder eine bläulich graue Farbe an, während die dicht geballte schwarze Wolkenbank im Nordosten deutlich das nun glücklich passierte Centrum des Sturmes kenntlich machte. Die Berechnung des klugen Commandanten und der Männer der Wissenschaft hatte sich als richtig erwiesen und die große Gefahr war glücklich überstanden. Allein noch währte das Rasen des entsetzlichen Sturmes, noch tanzte das von den Wogen überdeckte Vordertheil auf den thurmhohen Wellenbergen, um gleich darauf in das bodenlose Wellenthal zu stürzen, und unter diesen Verhältnissen, wo der Schiffsort nur annähernd bekannt, wo Auslug und Steuern gleich schwierig, wusste man sich in der Nähe der gefährlichen Klippen der Lintschu- und Maicosima-Inseln. Pfeilschnell schoss das Schiff durch die Wogen, selbe vorne in einen Sprühregen zerstäubend und in aufregendster Erwartung spähte der wackere Schiffscommandant nach vorne. Da endlich zeigten sich die gefürchteten Felseneilande, noch eine aufregende Nacht, wo inmitten des heulenden Sturmes das Schiff mit der Geschwindigkeit von 14 Seemeilen per Stunde durch das Klippenlabyrinth gesteuert wurde und am Morgen des 20. August befand sich die „Novara“ bei abnehmendem Winde in dem freien Fahrwasser des stillen Oceans. Die drohenden Gefahren waren vorüber und hoffnungsvoll und dankerfüllt sandte die Schiffsbemannung ihre Blicke gegen Himmel. Langsam lichteten sich die Wolken, endlich zeigte sich die lachende Sonne am blauen Firmamente und nur mehr eine Wolkenbank am Horizonte verrieth die weit hinter dem Schiffe liegende Cyclone.

So ward das Weltumseglerschiff „Novara“ mit seiner Mannschaft gerettet. Es war vom 18. August 6 Uhr Abends bis zum 20., somit nahezu zwei Tage im Bereiche der Cyclone gewesen und zwar befand es sich am 19. dem Mittelpunkte derselben am nächsten. Im ganzen hatte das Schiff mittelst dieses Sturmes in zwölf Tagen 1800 Seemeilen zurückgelegt. Die starkerprobten Masten gaben durch ihr Aussehen beredtes Zeugnis von der Stärke des bestandenen Unwetters; bis zu den obersten Spitzen waren sie silbergrau, infolge des durch die Seespritzer angesetzten Salzes.

Am 26. August sichtete die Fregatte Quajac, die südlichste der Marianen-Inseln. Auf diesem Weltumseglerschiffe befand sich unter anderen muthvollen Männern unseres Vaterlandes, der seither leider verstorbene gelehrte Berichterstatter der „Novara“ Dr. Ferdinand Hochstetter, welcher in seinem Werke über diese Weltumseglung den erzählten entsetzlichen Teifunsturm beschreibt und damals die schönen Worte nach Europa schrieb: „Die Wissenschaft hat uns den Weg gezeigt, um dem drohenden Ungewitter auszuweichen und von Gottes Hand geführt, sind wir glücklich und ungefährdet der Gefahr entronnen.“

Dr. Franz Isidor Proschko.

Ida Pfeiffer, berühmte Weltreisende.

Unter den großen deutschen Reisenden, welche mit kühnem Unternehmungsgeiste als Pionniere der Wissenschaft die entferntesten Länder und Weltgegenden durchforschten, nimmt auch eine Österreicherin, Frau Ida Pfeiffer, eine hervorragende Stelle ein.

Sie wurde zu Wien im Jahre 1797 geboren als die Tochter des Kaufmannes J. Reyer. Der Vater erzog sein Töchterchen, wie auch deren fünf Brüder sehr strenge und legte dadurch den Grund zur Entwicklung jener trefflichen Eigenschaften, welche sie befähigten, in späteren Jahren nicht nur weite Reisen zu unternehmen, sondern auch wochen- und monatelang die stärksten Strapatzen und empfindlichsten Entbehrungen zu ertragen. Schon als zwölfjähriges Mädchen war Ida von einem glühenden Patriotismus erfüllt und die Ereignisse der damaligen Kriegszeiten versetzten sie in bald freudige, bald schmerzliche Aufregungen, je nachdem die Österreicher in den Kämpfen gegen die Heere Napoleon I. glücklich waren oder nicht.

Im Jahre 1820 vermählte sie sich mit dem schon etwas bejahrten Dr. Pfeiffer aus Lemberg. Als dieser durch die Ränke mächtiger Feinde um seine einträgliche Stelle als Anwalt gekommen war, Ida selbst aber durch einen Bankerott ihr väterliches Erbe verloren hatte, litt sie oft große Noth und hatte harte Mühe, über die drückendsten Lebensverhältnisse hinauszukommen. Erst durch den Tod ihrer Mutter gelangte sie wieder zu einem kleinen Vermögen, welches zunächst zur sorgfältigen Erziehung ihrer beiden Söhne verwendet wurde. Nachdem diese zur Selbständigkeit gelangt waren, brachte Ida Pfeiffer auch ihren, schon lange Jahre gehegten und nur infolge der obwaltenden ungünstigen Verhältnisse gewaltsam unterdrückten Lieblingswunsch, auf Reisen zu gehen, zur Ausführung.

Sie bereiste 1842 Palästina und Ägypten, 1845 Scandinavien und Island, unternahm dann in den Jahren 1846 bis 1848 ihre erste und 1852 bis 1854 ihre zweite Weltreise und besuchte endlich 1856 nochmals Madagaskar. Unerschrocken drang sie in die verschlossensten Gebiete ein, in welche vor ihr noch kein Mann seinen Fuß hineingesetzt hatte und wagte sich sogar unter menschenfressende Völkerschaften.

Von den Abenteuern, welche unsere kühne Landsmännin auf ihren Reisen zu bestehen hatte, sei hier eines als Beispiel in gedrängter Kürze angeführt, nämlich der Kampf mit einem Neger, der die muthige Frau überfallen, als sie im Herbste 1846 von Rio de Janeiro, der wunderbar schönen Hauptstadt Brasiliens, in Begleitung des Grafen Berchtold nach Petropolis aufbrach, um sich von dem überraschend schnellen Aufblühen dieser deutschen Colonie mit eigenen Augen zu überzeugen. Nachdem die Reise bis Porta d'Estrella in einer Barke zurückgelegt worden war, durchwandelten Ida Pfeiffer und ihr Begleiter, erstere Insecten sammelnd, letzterer aber botanisierend, die herrlichen Waldungen, durch welche die Straße führte. Als Beide sich zum Anstiege der 3000 Fuß hohen Sierra anschickten, wurden sie von einem Neger angefallen, der in der einen Hand ein Messer und in der andern einen Prügel schwang. Frau Pfeiffer wehrte den wüthenden Schwarzen mit ihrem Schirm von sich ab und als dieser brach, versetzte sie dem Angreifer mit ihrem Taschenmesser einen Stich in die Hand. Doch wäre sie verloren gewesen, wenn nicht Graf Berchtold, welcher von dem Wilden im Gesichte verwundet worden, im richtigen Momente ihr zu Hilfe gekommen wäre. Zum Glück erschienen auch zwei Reiter, bei deren Anblicke der Neger in den Wald entfloh; doch wurde er alsbald verfolgt, eingeholt und gefesselt. Die kühne Reisende aber und ihr Begleiter setzten, nachdem die Wunde des letzteren verbunden worden war, ihre Tour ohne Unfall weiter fort.



Ida Pfeiffer.
Nach einem Stahlstiche von Weger.

Auch in Madagaskar entrann die muthige Frau nur mit knapper Noth dem Tode, dagegen aber wurde sie von dem dortigen berüchtigten Fieber befallen und kehrte nun krank

in ihre Vaterstadt zurück, woselbst sie wenige Wochen nach ihrer Ankunft, am 28. October 1858, im Alter von 61 Jahren starb.

Von ihren Reisen brachte Ida Pfeiffer wertvolle Naturalien und ethnographische Sammlungen mit, die zum Theil in die kaiserlichen Cabinete, zum Theil ins britische Museum gelangten. Ihre Erlebnisse und ihre Touren, deren sie 38000 Meilen zur See und 5000 Meilen zu Lande zurückgelegt hatte, schilderte sie in einer Reihe gediegener, fesselnd geschriebener Reisewerke, welche selbst einem Alex. von Humboldt, wie auch dem Geographen Karl Ritter die größte Hochachtung vor ihren Leistungen und wissenschaftlichen Verdiensten abnöthigten. Auch sonst erhielt unsere wackere Landsmännin ehrende Anerkennungen; die Berliner geographische Gesellschaft ernannte sie zum Ehrenmitgliede und der Prinz von Preußen zeichnete sie durch die Verleihung der goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst aus.

Ida Pfeiffer war eine der merkwürdigsten Frauen. Nichts war an ihr zu bemerken, was an Emancipiertheit streifte; im Gegentheil, sie war ein echtes Wiener Kind und glich ganz einer treuen deutschen Hausfrau, die am liebsten nur im häuslichen Kreise schaffen zu wollen, nur darin am meisten sich wohl zu befinden schien. Dabei zeichnete sie sich durch außerordentliche Willensstärke, Unternehmungslust und unstillbaren Wissensdurst aus. Zu diesen vorzüglichen Eigenschaften gesellten sich noch andere, nicht minder vortreffliche, als: Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit, Unempfindlichkeit gegen physische Schmerzen und Unannehmlichkeiten, hoher Muth in drohender Lebensgefahr und seltene Ausdauer bei Überwindung besonderer Schwierigkeiten.

Johann Krainz.

Vincenz Freiherr von Augustin,

k. k. Feldzeugmeister.

Das österreichische Raketenwesen, die Einführung und Vervollkommnung dieser seinerzeit so gefürchteten und in mancher Beziehung unersetzlichen Waffe ist untrennbar an den Namen Augustin geknüpft. Schon dieses einzige Verdienst würde dem Träger dieses berühmten Namens einen würdigen Platz in der Geschichte der Waffen- und Artillerietechnik gesichert haben, zahlreiche andere Erfindungen, Einführungen, Constructionen, Bauten und Verbesserungen, die der thätige Mann ausgeführt, haben ihn aber zu einem der ersten, der verdienstvollsten Männer der Artillerie, der Armee, des Reiches gemacht. Kein Gebiet der Technik, der Gewerbe, der Politik, der Kunst und Wissenschaft war ihm fremd, hauptsächlich war aber das Artillerie- und Waffenwesen das bevorzugte Feld seiner ersprießlichen Thätigkeit.

Und doch war Augustin vom Beginn seiner militärischen Laufbahn an kein Artillerist, — er wurde erst nach 23 ehrenvoll zurückgelegten Dienstjahren bei anderen Truppenkörpern als Oberlieutenant in die Artillerie versetzt.

Augustin's Vater war Hauptmann, hatte nahezu sechzig Jahre gedient, gegen den großen Friedrich und gegen die Türken mit Auszeichnung gefochten und beschloss den Rest seiner Tage im Invalidenhause zu Pest, wo ihm mehrere Söhne geboren wurden, welche alle in die Armee eintraten.

Der jüngste derselben — Vincenz — erblickte am 27. März 1780 das Licht der Welt und trat mit 14 Jahren (22. März 1794) als k. k. ordinärer Cadet in das 15. Linien-Infanterie-Regiment Graf D'Alton.

In diesem knabenhaften Alter wohnte er den meisten kriegerischen Unternehmungen der Feldzüge gegen die französische Republik bei, so der Cernierung von Lüttich, dem Treffen bei Aachen, bei Reinchen etc. und wurde wegen seines braven Verhaltens (11. März 1796) zum Fähnrich ernannt. Bei der Belagerung von Kehl hatte sich der sechzehnjährige Fähnrich besonders hervorgethan: bei dem Ausfall, den die Franzosen bei dieser Belagerung am 6. November unternommen, giengen alle von den Österreichern besetzten Redouten in den Besitz des Feindes über, nur die von Augustin

vertheidigte Redoute Nr. 6 widerstand den hartnäckigsten Stürmen.

Im Jahre 1799 zum Unterlieutenant befördert, war Augustin hervorragend bei jener blutigen Unternehmung betheiligt, welche Oberst Graf St. Julien von dem seither aufgelösten (46.) Infanterie-Regimente Freiherr von Neugebauer mit 7 Compagnien gegen den Luciensteig an der Schweizergrenze ausführte. Im folgenden Jahre bei der Brigade Ulm eingetheilt und nach Italien geschickt, bot sich dem strebsamen Lieutenant die Gelegenheit zur Auszeichnung.

Bei der Vorrückung gegen den Var musste die feste Stellung Mezza Luna an der Riviera mit Sturm genommen werden. Während die Colonnen in der Front den Angriff vorbereiteten, sollte Augustin mit 200 Freiwilligen im Rücken dieser Stellung das Unternehmen unterstützen. Nach einem sehr beschwerlichen Nachtmarsch griff er mit den Freiwilligen die Stellung an und war der Erste, welcher die feindliche Schanze erstieg. Im Handgemenge erhielt er von dem französischen Generalen Gravier einen Säbelhieb, was ihn aber nicht hinderte, seinen Gegner persönlich gefangen zu nehmen. Der commandierende General Melas belohnte Augustin für diese That mit der außertourlichen Beförderung zum Oberlieutenant und wurde er am 21. November 1802 zum 9. leichten Infanterie-Bataillon Siegenthal und nach dessen Auflösung zum Infanterie-Regimente Hoch- und Deutschmeister eingetheilt. In dieser Eintheilung machte Augustin keinen Truppendienst, sondern bekleidete die Stelle eines assistierenden Professors an der Wiener-Neustädter Militär-Akademie.

Im Jahre 1804 zum Infanterie-Regimente Kurfürst Ferdinand III. von Salzburg Nr. 23 und 1806 zum Generalquartiermeister-Stabe übersetzt, wurde Augustin bei der großen Triangulierung verwendet und verfasste bei dieser Gelegenheit jene treffliche Instruction für Triangulierungs-Arbeiten, welche 1810 als Norm für die Landesvermessung festgesetzt wurde.

Nach dreijährigem erfolgreichen Wirken im General-Quartiermeister-Stabe findet der ausbrechende Feldzug 1809 Augustin als Capitän-Lieutenant im Pionnier-Corps und einige Wochen später als wirklichen Hauptmann im Generalquartiermeister-Stabe. Hier — dem Hauptquartiere des Generalissimus Erzherzogs Karl zugetheilt — hatte Augustin Gelegenheit zu hervorragender Thätigkeit. Namentlich zeichnete er sich bei der Recognoscierung auf der Lobau und im Marchfelde, sowie in der Schlacht bei Wagram aus, und sein Name glänzt unter denjenigen, welche der erlauchte Armeecommandant in seiner Relation persönlich bezeichnet.

In der kurzen Zeit, welche den großen Befreiungskriegen vorangieng, war Augustin abermals bei der Triangulierung in Böhmen und Ungarn beschäftigt. In diese Periode fällt seine Erfindung eines eigenen Basis-Mess-Apparates mit einem zusammengesetzten Nonius, welcher das Ablesen von 0·00001 Wiener Klafter gestattete; — Augustin hat das Musterexemplar selbst gefertigt, — ferner die Construction von eisernen Messstangen, deren thermoale Ausdehnung sich rectificierte — endlich die Absteckung einer zweiten Basis (Controlsbasis der Wiener-Neustädter Hauptbasis) nächst Raab, welche wiederholt mit obigen Instrumenten gemessen und durch Circumpolar-Beobachtungen astronomisch orientiert, später zur Grundbasis der Kataster-Vermessungen wurde.

Auch verfasste Augustin in dieser Zeit ein auf eigene Grundsätze basiertes Lehrbuch der Geometrie.

Im Jahre 1812 nach Prag berufen, um die Aufstellung des Armee-Hauptquartiers einzuleiten, erwarb er sich bedeutende Verdienste in der nach eigener Methode organisierten Einrichtung des Kundschafterwesens und der Militärboten.

In der Schlacht bei Kulm ersah Hauptmann Augustin, dass der Feind die eigene rechte Flanke bedrohe. Schnell entschlossen stellt sich Augustin an die Spitze einer Division des Husaren-Regiments Erbprinz von Hessen-Homburg Nr. 4, wirft sich auf die vorderste Abtheilung des Gegners und bringt sie zum Weichen. In der Verfolgung wurden über 400 Gefangene gemacht. Für diese erfolgreiche That ernannte ihn Kaiser Franz in persönlicher Audienz in Teplitz zum Major im Generalquartiermeister-Corps, mit der Bestimmung in das Armee-Hauptquartier des Kronprinzen Bernadotte von Schweden.

In dessen Gefolge und in Verwendung beim Generalstabs-Chef Björnstierna machte Augustin die Schlacht bei Leipzig mit, und erhielt beim Vormarsch der Nordarmee den

Auftrag, die Belagerung der kleinen dänischen Festung Friedrichsort zu leiten.

Nur mit einigem Feldgeschütz versehen, rückte am 16. December Major Augustin vor die Festung, ließ, da die Außenwerke nicht besetzt waren, 80 Klafter vom Hauptwalle in das Glacis Batterien einschneiden und eröffnete am 18. des Morgens das Bombardement u. z. hauptsächlich mit Brandraketen, da er erfahren hatte, dass einige hundert Centner Pulver frei in Fässern lagernd sich in der Stadt befanden.

Die Besorgnis der Bürger vor einer verheerenden Explosion drängte zur Übergabe und lieferte die Festung mit 500 Mann und 105 Kanonen in die Hände der Schweden. Als des anderen Tages der Kronprinz von Kiel zum Belagerungscorps kam, um die Erfolge zu besichtigen, war er über das rasche Gelingen des Unternehmens so entzückt, dass er in Gegenwart seiner ganzen Umgebung die Brust Augustin's mit demselben Schwert-Orden schmückte, der vorher die eigene geziert hatte.

Gegen Ende December marschierte der Kronprinz mit seiner Armee an den Rhein und nach Brüssel und von da nach erfolgtem Frieden wieder nach seiner nordischen Heimat zurück. Augustin, seiner temporären Anstellung enthoben, wurde nun dem österreichisch-niederländischen Gouvernement unter Commando des österreichischen Generalen Baron Vincent in Brüssel zugetheilt.

Nach erfolgtem Pariser Frieden war Major Augustin mit wichtigen Depeschen von Brüssel nach Paris zum Fürsten Metternich, dann mit diesen nach London gereist und hatte schließlich Gelder, die von der Theilung in den Niederlanden herrührten, über Frankfurt nach Wien zu transportieren.

In Wien legte Augustin eine sorgfältig ausgearbeitete Denkschrift über die Vortrefflichkeit der Kriegsraketen und über die Möglichkeit, solche in Österreich einzuführen, seinem nunmehrigen Chef, dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Radetzky vor.

Die Rakete als Kriegswaffe war von verschiedenen Schriftstellern vorgeschlagen worden, ohne jedoch sich Eingang in die europäischen Armeen erringen zu können, während sie in den indischen und chinesischen Heeren eine bedeutende Rolle seit Jahrhunderten spielte. Die große Verwirrung, welche in den englisch-indischen Kriegen 1766 die Raketenwerfer Hyder Ali's in den britischen Carrées des Generalen Munro verursachten, sowie der Verlust, den die Engländer bei der Belagerung Seringapatams, 1704, durch die Raketen Tippo Sahib's erlitten, brachte England auf den Gedanken, sich derselben zu bedienen und Congrève machte 1805 vor der englischen Admiralität so gelungene Versuche mit den von ihm construierten Kriegsraketen, dass deren definitive Einführung in England erfolgte. Und als sich die neue Waffe beim Angriff auf Boulogne, im Gefechte bei der Insel Aix, beim Bombardement von Kopenhagen und Vliesingen bewährt hatte, lenkte sie auch die Aufmerksamkeit des übrigen Europas auf sich. Dänemark war der nächste Staat, der die Kriegsrakete normierte.

In Österreich hatte man bereits 1812 bei Wiener-Neustadt verschiedene Versuche im Kriegsraketenwesen unternommen, ohne jedoch nennenswerte Erfolge damit zu erzielen. Das ins Stocken gerathene Unternehmen wurde durch Augustin's Denkschrift neu belebt. Das Interesse, welches Feldmarschall-Lieutenant Graf Radetzky und Fürst Metternich dem Erzherzoge Karl für die Sache einzuflößen wussten, gewann dessen Fürsprache bei Sr. Majestät, welcher in persönlicher Audienz Augustin's Denkschrift entgegennahm und ihm zum eingehenden Studium des Raketenwesens nach England und Dänemark sandte. — Nach nahezu zweijährigem Studium kehrte Augustin zurück und begann sofort auf kaiserlichen Befehl mit der Einrichtung der nöthigen Werkhäuser und der Organisation des sogenannten Feuerwerks-Corps.

Die erste probeweise errichtete Raketenbatterie rückte auch 1815 ins Feld und sollte vor Hüningen Verwendung finden.

Für dessen Verdienste bei Einführung und Organisation der Raketen in Österreich, wurde Major Augustin mit dem Ritterkreuze des Leopold-Ordens ausgezeichnet und zum Oberstlieutenant in der Artillerie bei gleichzeitiger Ernennung zum definitiven Commandanten des Feuerwerks- und Raketen-Corps ernannt. (3. Nov. 1817.)

Nachdem der umsichtige Commandant das Gedeihen und den Bestand der neuen Waffe gesichert sah und 1818 die große Raketen-Anstalt „am Wasser" zu bauen begonnen hatte, wendete sich seine Aufmerksamkeit anderen Ver-

besserungen der technischen Heeresbedürfnisse zu. — So war es sein Lieblingsgedanke, die Handfeuerwaffen in cementiertem Eisen — nach eigener Methode von ihm hergestellter weicher Stahl — auszuführen, wobei er Maschinen construierte, welche die einzelnen Schloss- und Gewehrbestandtheile selbstthätig erzeugten und hiedurch eine große Gleichmäßigkeit erreichten. Indessen sollten mit Maschinen erzeugte Gewehre erst 1842 in Österreich zur Einführung gelangen. Es waren dies die von Augustin erfundenen und construierten Kammerbüchsen mit den sogenannten Consol'schen Zündern.

Bei Gelegenheit äußerst gelungener Manöver, welche das Raketen-Corps 1821 bei Guttenstein und im Aspangthale bei Sebenstein in Gegenwart des Kaisers ausgeführt, geruhte dieser, den Commandanten desselben zum Obersten zu ernennen und durch ein Allerhöchstes Diplom, unterzeichnet am 16. April 1822, in den erblichen österreichischen Freiherrnstand zu erheben.

Das weitere Leben Augustin's zeichnete sich gleich dem bisherigen durch rastlose Thätigkeit im Dienste des Kaisers und der Armee aus und fand in einer Reihe von öffentlichen Anerkennungen, Ehren, sowie in Beförderungen seinen Lohn.

Im Jahre 1831 zum General-Major befördert und 1835 zum Inhaber des 3. Feld-Artillerie-Regimentes ernannt, behielt er — selbst als Feldmarschall-Lieutenant 1838 — noch immer das Obercommando über das Raketen-Corps, das man keinem Würdigeren anzuvertrauen wusste, als es dessen Schöpfer war.

Die große Verbesserung im Gewehrwesen, welche 1842 ins Leben trat, bedingte auch die Schaffung von eigenen Waffeninspectoren, welchen Feldmarschall-Lieutenant Baron Augustin in eigener Person die entsprechenden Vorträge aus der Waffenlehre hielt.

Das Jahr 1848 brachte dem unermüdlichen Manne neue Titel und Würden: der 25. Mai die geheime Rathswürde, der 3. Juni die Leitung des Haupt-Zeugamtes, der 30. November den österreichischen eisernen Kron-Orden I. Classe. Nicht minder ehrenvoll war das Jahr 1849 am 5. September erfolgte die Ernennung Augustin's zum Feldzeugmeister und am 4. December jene zum General-Artillerie-Director.

Die Verwaltung der Artillerie unter der General-Artillerie-Direction des Feldzeugmeisters Augustin's war eine schwierige, weil eine Übergangsperiode. Das alte glatte Material hatte sich überlebt, war den Anforderungen der Taktik und der vollkommeneren Infanteriebewaffnung nicht mehr gewachsen — und ein brauchbares neues Geschützmaterial war noch nicht geschaffen. Diese Übelstände abzuschwächen, waren mit erleichterten Geschützen (Projectsmaterial), mit Schießwollgeschützen, und mit verbesserten Shrapnel's — solchen mit Breithaupt'schen Zündern — Versuche gemacht und deren Ergebnis verwertet worden, ferner fallen in die Zeit der General-Artillerie-Direction Augustin's die Bewaffnung sämmtlicher Fußtruppen und Corps mit gezogenen Gewehren, eine neue Beschirrung für Artillerie-Zugpferde (Modell 1854), wichtige Reformen im Pulver- und Salpeterwesen 2c.

In Stein nächst Laibach wurde ein ärarisches Musterpulverwerk geschaffen und in Wien nächst der Belvederelinie ein großartiges Artillerie-Arsenal gebaut.

Namentlich mit der Erbauung des Letztern hat sich Augustin ein unvergängliches Denkmal gegründet.

Das Artillerie-Arsenal sollte den Zweck haben, die in Wien und Umgebung (k. k. Zeughaus, Gusshaus auf der Wieden, Lafetten- und Fuhrwerkswerkstätte; Türkenschanze, Graben vor dem Kärntnerthor) zahlreichen zerstreuten Artillerie-Etablissements auf einem Raum zusammenzubringen, die Erzeugung der Artilleriebedürfnisse, welche nun zumeist durch Maschinenbetrieb erfolgte — zu überwachen und nach gleichmäßigem Modell zu regeln.

Den Plan zu diesem großartigen Gebäude legte Augustin bereits 1849 dem Kaiser Franz Josef vor, als dieser in Olmütz weilte; er wurde genehmigt, eine Artillerie-Arsenal-Bau-Commission unter dem Vorsitze Augustin's gebildet (bei derselben befand sich auch General von Hauslab) und rüstig schon nach vierzehn Tagen mit dem Baue begonnen. Am 6. Mai 1856 geruht Se. Majestät den Schlussstein an dem vollendeten Werke zu legen.

Aus Anlass der Erbauung und Einrichtung des Artillerie-Arsenals erhielt der General-Artillerie-Director Augustin auch verschiedene ausländische Orden, und war 1854 bereits durch das Großkreuz des Leopold-Ordens be-

glückt worden. Das Bewusstsein, diese Auszeichnungen verdient und dem Kaiser und dem Vaterlande nützliche Dienste geleistet zu haben, versüßte den Spätabend des Lebens des alternden Mannes. Krankheit und vorgeschrittenes Alter nöthigten ihn, um die Enthebung von der General-Artillerie-Direction zu bitten, welche Se. Majestät am 20. December 1858 genehmigte und Feldzeugmeister Augustin unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit für die bisher geleisteten Dienste dem Armee-Obercommando zur Verfügung stellte.

Doch nur wenige Tage war es diesem hochverdienten General vergönnt, in dieser neuen Stelle durch Rath und That in gewohnter Weise zu wirken. Im Beginne des Jahres 1859 überfiel ihn eine schwere Krankheit, welcher er auch am 6. März 1859 erlag, in demselben Monate März, in dem er vor 79 Jahren geboren, vor 65 Jahren in die Armee getreten, vor 63 Jahren das Officiersporte-épée und vor 38 Jahren die Generalscharge erhalten hatte.

Anton Dolleczek.

Erzherzog Johann.*)

Eine Erscheinung, wie sie nicht jedes Jahrhundert aufweisen kann, steht die Gestalt des am 11. Mai 1859 dahingeschiedenen und von ganz Österreich wie von der ganzen gebildeten Welt, insbesondere aber von den Bewohnern der Steiermark am Tiefsten betrauerten Erzherzogs Johann da, dessen kurze Lebensskizze an dieser Stelle die Erinnerung an diesen so thatenreichen Fürsten unseres erhabenen Kaiserhauses neu beleben möge. Freilich war das Leben des Erzherzogs Johann selbst eine einzige so große That des Friedens, dass man kaum ein passenderes Wort finden könnte, welches ihn preist, als die Zeilen des Dichters Anastasius Grün, welche des Erzherzogs Denkmal in Graz zeigt und die da lauten:

Unvergesslich lebt im Volke,
Wer des Volkes nie vergaß!

Erzherzog Johann war der Sohn des Großherzogs Peter Leopold von Toscana und somit der Bruder des Kaisers Franz und Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern; er war zu Florenz am 20. Jänner 1782 geboren, erhielt eine treffliche Erziehung unter der Leitung seines ausgezeichneten Vaters und als dieser nach Kaiser Josef II. Tode 1790 die Regierung des deutschen Reiches und der österreichischen Länder zu übernehmen bestimmt war, übersiedelte der junge Prinz mit dem nunmehrigen Kaiser Leopold nach Wien, wo seine Erziehung fortgesetzt wurde. Dieselbe erhielt, da schon im Jahre 1792 der Kaiser und in demselben Jahre auch leider die Mutter, die Kaiserin Maria Louisa, gestorben waren und der älteste Bruder Franz den österreichischen Kaiserthron bestieg, einen mehr militärischen Charakter, ohne dass jedoch die übrigen Wissenschaften vernachlässigt wurden, vielmehr zeigte Erzherzog Johann für Geschichte und Naturwissenschaften schon frühzeitig reges Interesse und hatte sich bald hervorragende Kenntnisse auf diesen Wissensgebieten angeeignet. Es war aber schon des Jünglings reger Wunsch, in den zu Ende des 18. Jahrhundertes ausgebrochenen Franzosenkriegen eine Rolle spielen zu dürfen und dieser Wunsch wurde befriedigt, als sein kaiserlicher Bruder ihm das Obercommando des österreichischen Heeres in Süddeutschland übertrug, welches der jugendliche Prinz im September des Jahres 1800, 18 Jahre alt, antrat, wozu ihm der kriegserfahrene General von Lauer als Berather beigegeben wurde. Aber trotz der Tapferkeit des österreichischen Heeres war das Kriegsglück auf Seite der Franzosen und mit tiefem Schmerze musste der junge Feldherr die Schlacht bei Hohenlinden am 3. December verloren geben. Nicht lange darauf folgte der Friede zu Lunéville. Im October des Jahres 1805 hatte Erzherzog Johann das Obercommando in Tirol inne, gegen welches Land die Franzosen unaufhaltsam vorrückten, musste sich aber höheren Weisungen fügen und obgleich er für die heftigste Ver-

*) V. E. I. 535, 518, 611, 618, 657—59, 919. II. 641, 693, 878.

theidigung eintrat, zurückweichen. Erst im April des Jahres 1809 finden wir den Fürsten wieder in militärischer Action, er befehligte damals die Südarmee gegen den Vicekönig Eugène Beauharnais. An dem glorreichen Tage von Sacile (16. April 1809) wurden die Truppen des Vicekönigs nach verzweifelter Gegenwehr vom Erzherzog Johann geschlagen und zurückgedrängt, aber das schlechte Wetter und die Grundlosigkeit des durchweichten Bodens machten eine Verfolgung des Feindes und die Ausnützung des Sieges sehr schwer. Bald darauf musste sich der Erzherzog gegen Ungarn wenden, das er erst unter fortwährenden Kämpfen erreichte. Bei Raab kam es am 14. Juni zum heftigen Kampfe, in welchem die todesmuthige steirische Landwehr bei der glänzenden und hartnäckigen Vertheidigung des Maierhofes Kis-Megyer unter Commando des Majors Hummel*) Wunder der Tapferkeit verrichtete. Am 5. Juli erhielt Erzherzog Johann den Befehl, vom Hauptquartier mit allen nur irgend verfügbaren Truppen so rasch als möglich über Marchegg zu marschieren, um noch rechtzeitig am Schlachtfelde eintreffen und an dem für das Schicksal des kaiserlichen Hauses entscheidenden Kampfe bei Wagram theilnehmen zu können. Erzherzog Johann entsprach diesem Befehl, konnte aber trotz der tüchtigen Marschleistung seiner Truppen nicht mehr in die Schlacht eingreifen, da dieselbe noch vor dem Eintreffen auf dem Kampfplatze von den Österreichern hatte aufgegeben werden müssen. **)

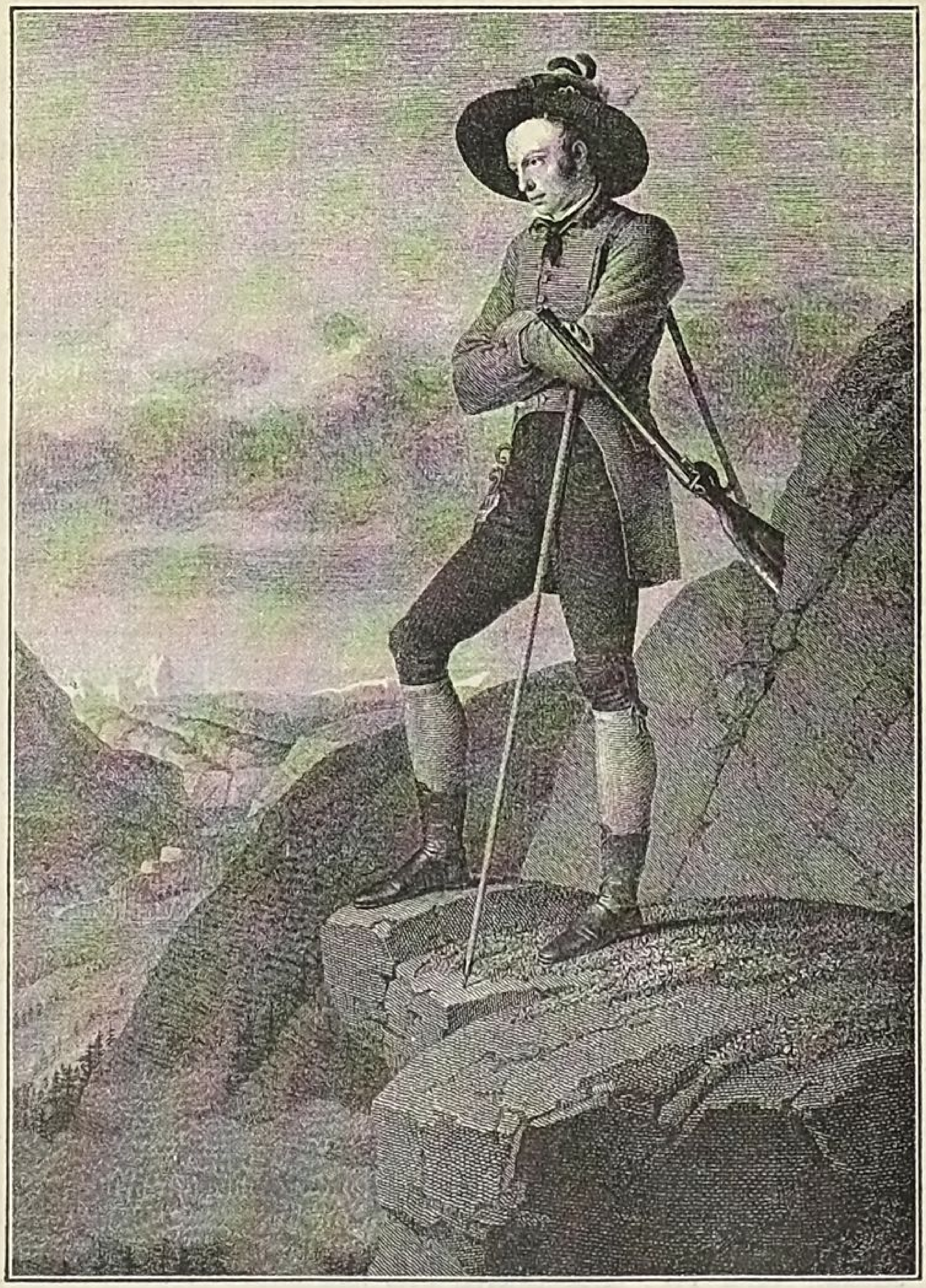
Noch einmal finden wir den Erzherzog kriegerisch thätig; nach dem Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 befanden sich nämlich noch einige Festungen in den Händen des Feindes; eine derselben, die kleine, aber für Basel durch die Beschießung der Stadt gefährliche Festung Hüningen einzunehmen, war des Prinzen Aufgabe; nach etwa zweimonatlicher Belagerung im Juli und August 1815 gelang es diesem auch, den französischen Commandanten zur Übergabe zu zwingen und sich so den Dank von Basels hartbedrängter Bevölkerung zu erwerben.

War es dem Erzherzoge Johann vom Schicksale auch nicht gegönnt, auf kriegerischem Gebiete eine große, besonders hervorragende Rolle zu spielen, so wurde seine unermüdliche Thätigkeit auf dem Felde der Künste und Wissenschaften, im Gebiete der Cultur in Österreich und insbesondere in Österreichs Alpenländern geradezu bahnbrechend. Von früher Jugend an, seitdem er im Jahre 1796 seine erste Reise in die österreichischen Gebirgsgegenden unternommen, war ihm das Gebirgsland ans Herz gewachsen, der Schweizer Schultheiß Steiger, mit dem er verkehrte, machte den Prinzen durch seine Schilderungen mit den Schönheiten der Schweiz bekannt. Der berühmte Geschichtsschreiber Hofrath Johannes von Müller hatte viel Einfluss auf die Entwicklung des jungen Fürsten, auch mit diesem verkehrte der Erzherzog in Wien viel; Müller war es, der von dem jungen Kaisersohne die Worte niederschrieb: „er hat ein Herz und einen Muth,

*) Major Hummel erhielt für diese glänzende Waffenthat den Maria-Theresien-Orden. Unter ihm zeichneten sich bei der Vertheidigung am meisten aus, die Hauptleute Baron Moscon, Bertold und Schmutz, als Verfasser des nach ihm benannten steiermärkischen Lexikons sehr bekannt, dann der als Dichter seinerzeit hochgeschätzte Fähnrich Fellinger. Über Letzteren siehe Seite 107. A. d. H.

**) An dem Verluste der Schlacht bei Wagram trifft den Erzherzog Johann, wie schon früher wiederholt, besonders aber 1881 vom Major (jetzt Oberstlieutenant) M. Edlen von Angeli actenmäßig nachgewiesen wurde, keinerlei Schuld. Der Erzherzog hat eben Alles gethan, was möglich war, um noch an der Schlacht theilnehmen zu können. In dem bereits auf Seite 221 erwähnten, vom Professor von Zwiedeneck-Südenhorst herausgegebenen Quellenwerke über die Thätigkeit dieses Erzherzogs im Feldzuge 1809, zu deren Würdigung dem Verfasser das gräflich Meran'sche Archiv uneingeschränkt zur Verfügung stand, ist diese Thatsache und damit auch die endgiltige Entlastung des Erzherzogs Johann von einer ihm mit Unrecht zugeschriebenen schweren Schuld unwiderlegbar durchgeführt. Für die Beurtheilung des Wirkens im Jahre 1809 des Erzherzogs wird neben dem genannten neuesten Quellenwerke stets noch besonders maßgebend bleiben: „Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tirol und Ungarn," das von dem bekannten Hofrath Baron Hormayr nach den Angaben dieses kaiserlichen Prinzen verfasst und 1817 in Leipzig veröffentlicht wurde. Die Beilagen dieses Buches mit einem sehr unerquicklichen, aber höchst lehrreichen Briefwechsel der Generale Graf Grünne und Mayer von Heldenfeld, dann des Feldmarschalls Fürst de Ligne und des Ministers Grafen Stadion über die Kriegführung im Jahre 1809 verdienen für deren Beurtheilung noch heute volle Beachtung. Über Erzherzog Johanns vielseitige Thätigkeit und seine Beziehungen zum Lande Tirol bieten dessen von Professor Ritter von Krones

wie ich sie zum Glück der Völker allen Königen wünschen möchte.“ Als der Erzherzog im Jahre 1800 zuerst Tirol besuchte, sah er die Großartigkeit der Gebirgslandschaft zum erstenmale. Er war damals zum Generaldirector des Genie- und Fortificationswesens ernannt worden, lernte in Tirol den General Marquis Chasteler und den Patrioten Josef von Hormayr kennen und bereiste dieses Land, sowie die angrenzenden Alpenländer seitdem häufig, vielfach Projecte zur Befestigung des von der Natur für diesen Zweck so günstig ausgestatteten Terrains entwerfend. Von Wichtigkeit war auch das Zusammentreffen des Erzherzogs mit Gentz in Wien, der ihm 1804 jene Denkschrift überreichte, in welcher der Staatsmann mit so richtigem Blicke auf das Zusammengehen Österreichs mit Preußen oder mit Russland und England hinwies, welche den Absichten des Prinzen so sehr entsprach. Als der Erzherzog in Tirol, das in die Hand des Feindes fiel, nicht mehr weilen konnte, war er es, der von Wien aus die Erhebung des stets getreuen Tiroler Volkes leitete, das keine Fremdherrschaft dulden wollte, und der auch mit Andreas Hofer in Verbindung stand.



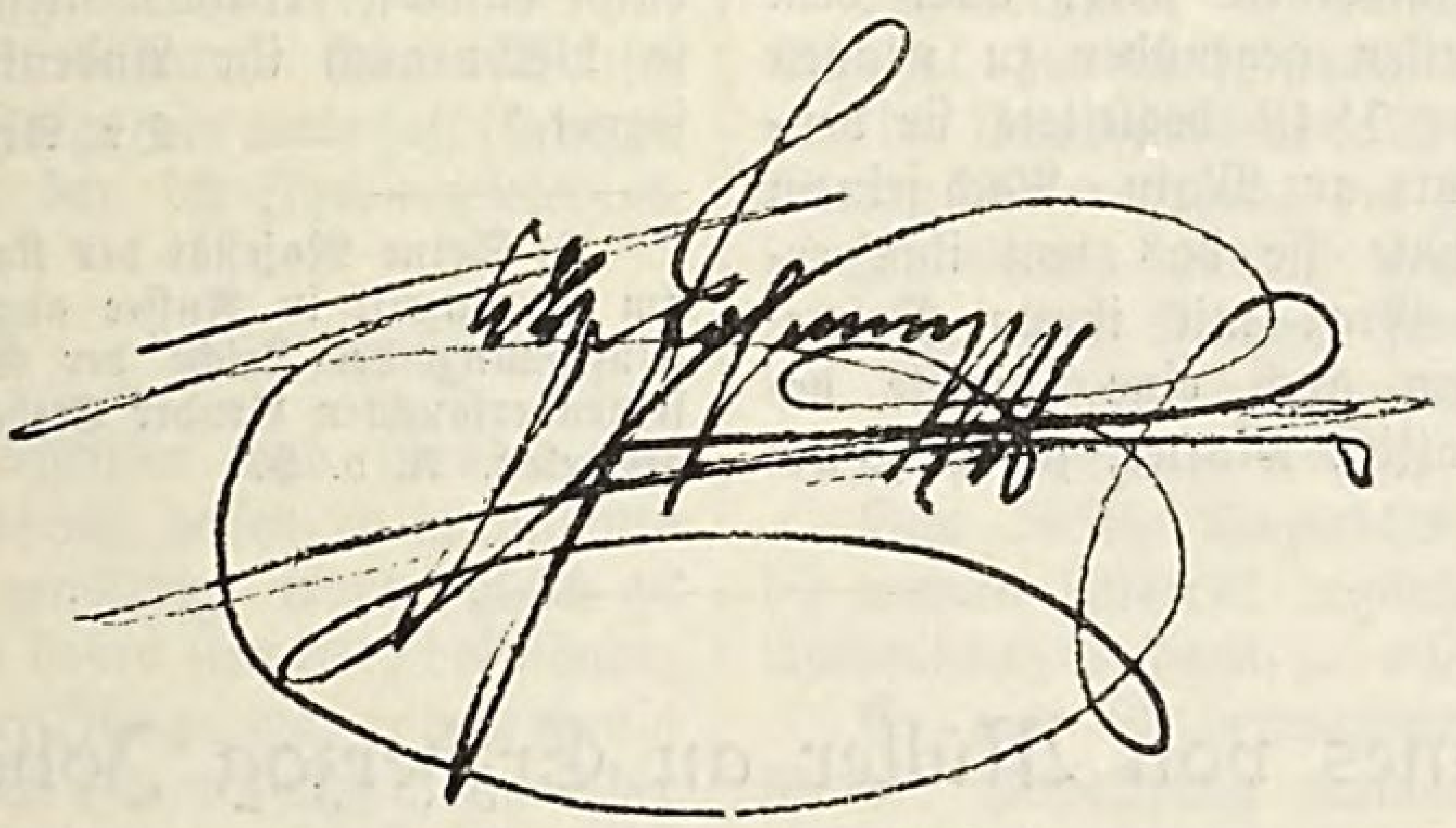
Erzherzog Johann.

Nach einem Kupferstiche. P. Krafft pinx. Bl. Höfel sc. 1818.

Immer mehr lenkte er seine Aufmerksamkeit dem Alpenlande zu; als Tirol für ihn unzugänglich wurde, wählte er Steiermark zum Mittelpunkt seiner nunmehr friedlichen Wirksamkeit, er begründete das Gelehrteninstitut des „Joanneums“ in Graz durch das fürstliche Geschenk aller seiner Sammlungen im Jahre 1811, betrieb zuerst auf seinem Schlosse zu Thernberg in Nieder-Österreich, sodann in Steiermark selbst immer eingehender landwirt-

veröffentlichte Tagebücher aus den Jahren 1810 bis 1815 und 1812—1816, sowie über die Schwierigkeiten seiner Stellung als deutscher Reichsverweser des Geheimrathes Ritter von Arneth 1891 als Manuscript herausgegebenes Buch „Aus meinem Leben (1819—1849)“ und W. Wichmann's „Erinnerungen aus der Paulskirche“ sehr wertvolle Aufschlüsse, welche das Bild von diesem vortrefflichen kaiserlichen Prinzen noch wesentlich vervollständigen.
A. d. H.

schaftliche, geschichtliche, naturwissenschaftliche und andere Studien, unternahm 1815 und 1816 Reisen nach Frankreich, England und Schottland, wo er den Industrieanstalten die größte Aufmerksamkeit zuwandte, unterstützte Künste und Wissenschaften, wo er nur konnte und bethätigte bald auch in hervorragend praktischer Weise ein so warmes Interesse für die Pflege der Cultur in Kärnten, Salzburg, Ober-Österreich, Krain und hauptsächlich in Steiermark, dass es keinen Zweig des culturellen Lebens gab, welchen nicht Erzherzog Johann durch sein thatkräftiges Eingreifen zur höchsten Blüte im Lande gebracht hätte. Er kaufte den Brandhof im steirischen Oberlande und errichtete dort eine Musterwirtschaft und sich ein freundliches Heim im Gebirge, in dem er oft weilte, er beförderte Viehzucht, Berg- und Weinbau, Handel und Wandel im Lande und verkehrte in der schlichten Tracht des Volkes selbst mit diesem freundlich und leutselig, so dass schon der Name des „Prinzen Johann" jedes Steirers Herz höher schlagen machte. Im Jahre 1828 vermählte er sich mit einer 1885 verstorbenen schlichten Tochter dieses Volkes, deren Andenken als Gräfin von Meran nicht nur jeder Bewohner der Steiermark hoch verehrt, sondern die auch in den Kreisen des allerhöchsten Hofes und selbst von unserem kaiserlichen Herrn Franz Josef I. mit größter Auszeichnung behandelt wurde, wie auch der (1891 eines viel zu frühen Todes gestorbene) einzige Sohn des Erzherzogs, der nicht minder verehrte Graf Franz von Meran. Der Erzherzog erbaute sich später ein Palais in Graz und übersiedelte dahin. In dem bewegten Jahre 1848 wurde er zum deutschen Reichsverweser gewählt und bekleidete diese Stellung vom 29. Juni 1848 bis 10. December 1849, nicht ohne sich in derselben die Hochachtung und Verehrung des ganzen deutschen Volkes zu erringen. Zu jener Zeit wohnte er in Frankfurt am Main. Als er von seiner ehrenvollen, aber infolge der politischen Wirren nicht haltbaren Stellung zurücktrat, lebte er wieder in Graz und setzte seine segensvolle Thätigkeit, welche ihm den Namen des „Schutzengels der Steiermark" eintrug, weiter fort. Erzherzog Johann war es auch, der sich mit unter den Gründern der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien befand und den dieses Gelehrteninstitut als einen Hauptförderer in Ehren hält. Tief betrauert von Steiermark und von ganz Österreich überhaupt, starb Erzherzog Johann am 11. Mai 1859 zu Graz, wo ihm im Jahre 1878 ein schönes Brunnendenkmal gesetzt wurde, das seine überlebensgroße Figur zeigt und einen schwachen Zoll des Dankes bildet, den ihm die Steiermark schuldet. Das schönste Denkmal aber hat sich Erzherzog Johann im Herzen dieses Volkes gesetzt, das ihn stets verehren und nie vergessen wird, so lange seine Alpen grünen und seine Felsberge ihre gewaltigen Scheitel zum Himmel erheben.



Erzherzog Johann. (1826.)
Original im Besitze des Herausgebers.

Am Schlusse dieser Lebensskizze muss auch der edlen Frau gedacht werden, welche dem Erzherzog als Gattin so treu in Freud' und Leid zur Seite gestanden ist, der Gräfin von Meran. Am 6. Jänner 1804 zu Aussee geboren, lebte sie im Hause ihres Vaters, des Postmeisters Plochl, still und zurückgezogen, bis sie Erzherzog Johann im Jahre 1819 zum erstenmale bei einem ihm zu Ehren gegebenen Feste am Teplitzsee nahe bei Aussee sah. Seitdem fasste er eine immer innigere Neigung zu der holden Postmeisterstochter Anna Plochl und trotz aller Bedenken von Seite des Hofes, wusste er doch die Bewilligung zu seiner Vermählung von Seite des Kaisers zu erlangen, welche am 18. Februar 1827 in Vordernberg stattfand. Im Jahre 1839

wurde dem Erzherzog sein einziger Sohn Franz Graf von Meran geboren, welcher bis zu seinem Tode ebenfalls zu den hervorragendsten und beliebtesten Persönlichkeiten der Steiermark zählte und dessen Freundlichkeit und Leutseligkeit an die gleichen Eigenschaften seines trefflichen Vaters erinnern. Die Gattin des Erzherzogs erhielt zuerst vom Kaiser den Titel einer Baronin von Brandhofen, später den einer Gräfin von Meran. Sie hieng mit inniger Liebe und Verehrung an ihrem erlauchten Gatten, an ihrem „Erzherzog", wie sie den theueren Dahingeschiedenen stets, auch dem Verfasser dieser Zeilen gegenüber zu nennen pflegte. Im Jahre 1848 begleitete sie denselben nach Frankfurt am Main. Nach seinem Tode 1859 bewohnte sie das von ihm erbaute Palais in Graz mit ihrem Sohne, welcher sich seitdem auch eine Familie begründete. Als Gattin, Mutter, ja selbst als Hausfrau, war die vom ganzen Lande ebenso wie ihr Gatte verehrte Gräfin gleich ausgezeichnet. Sie war als edle Wohlthäterin eine Helferin aller Armen und Hilfsbedürftigen und zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten standen unter ihrem Protectorate oder wurden von ihr begründet. Auch bei ihrem Tode, der im Jahre 1885 erfolgte, trauerte das ganze Land. Sie starb in ihrem Heimatsorte Aussee und ruht nun zu Schönna bei Meran an der Seite des Erzherzogs in derselben Gruftkapelle, welche schon bei Lebzeiten sich Erzherzog Johann daselbst errichten ließ. Wie das seine, so bleibt auch ihr Andenken für immer gesegnet.*) Dr. Anton Schlossar.

*) Seine Majestät der Kaiser ließ sich bei der am 6. August in Aussee abgehaltenen feierlichen Einsegnung der Leiche der Gräfin Meran durch seinen erlauchten Bruder Erzherzog Ludwig Victor vertreten. A. d. H.

Johannes von Müller an Erzherzog Johann.*)

Am 20. December 1801.

Ich hoffte darauf, heute mit Ihren Bemerkungen über den Krieg von 1799 fertig zu werden, da ich aber dessen noch nicht ganz sicher bin, schreibe ich diese Zeilen in einer mir sehr am Herzen liegenden Angelegenheit. Ich kenne nämlich keinen sehnlicheren Wunsch als den, dass Euer königliche Hoheit alle Herzen ebenso in dem Maße wie das meine erobern. Aus derselben Ursache sollen Sie auch jene Personen, welche sich bei der Audienz vorstellen werden — insbesondere aber die hervorragenden unter ihnen — kennen lernen.

Baron Hormayr, der heute 10 Uhr vormittags erscheinen wird, ist der Mann, welcher meiner Überzeugung nach, mit der Zeit — ja vielleicht schon binnen Kurzem — eine der wichtigsten Rollen in Tirol spielen wird.

Er kennt dieses Landes Geschichte und Geographie, sowie die darin herrschende Stimmung wie Niemand anderer, — insbesondere, seitdem er sich in der letzten Vertheidigung hervorgethan hat.

Er hegt eine hohe Meinung von Euer kgl. Hoheit, von Ihrer Liebe für Tirol, und davon, was Sie für dieses Land eines Tages zu wirken imstande sein werden.

Da er ein sehr empfängliches Gemüth hat, wird er Ihnen gänzlich ergeben sein, wenn Euer kgl. Hoheit ihn gütig aufnehmen, d. h. mit ihm Rücksprache pflegen und ihm Gelegenheit geben, über das Land Tirol zu sprechen.

Er strebt an, dem Statthalter dieses Landes empfohlen zu werden. Euer kgl. Hoheit geruhen dies zu thun oder nicht, je nach Ihren Beziehungen zum Statthalter, jedenfalls können aber Euer kgl. Hoheit ihm in allgemeinen

*) Der Briefwechsel zwischen dem Erzherzog Johann und dem berühmten Schweizer Geschichtsschreiber währte von 1799 bis zu dem Tode des Letztern. Müller wurde 1791 vom Kaiser Leopold II. als Johannes Edler von Müller zu Sylvelden geadelt, wurde Anfang 1793 als wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei in Wien angestellt und verblieb daselbst in erfolgreicher Thätigkeit bis zu seiner 1804 erfolgten Berufung nach Berlin. Der von ihm empfohlene Josef Baron Hormayr, welcher diese Empfehlung glänzend rechtfertigte, suchte damals die Archivarstelle in Innsbruck zu erlangen, ward aber schon das folgende Jahr als Hofconcipist in die erwähnte Kanzlei nach Wien eingetheilt. A. d. H.

Redewendungen viel Interesse zeigen und dadurch an sich fesseln.

Sein Genie ist Faſsbender*) nicht entgangen, dieser hat ihm Arbeiten zugewiesen, und deswegen hege ich aus verschiedenen Ursachen den umso größeren Wunsch, dass er sich bezüglich der Aufnahme bei Euer königl. Hoheit zu beglückwünschen habe.

Nicht seinetwegen, unterbreite ich Euer königl. Hoheit diese Zeilen, wohl aber wegen des lebhaften Wunsches, dass Sie nach Verdienst beurtheilt werden, insbesondere von den hervorragenden Männern jener Länder, an welchen Sie so regen Antheil nehmen. Dieser Wunsch ist eine natürliche Folge der wahrhaft innigen Anhänglichkeit, mit der ich Ihnen zeitlebens ergeben bin &c.

21. December 1801.

Hormayr ist, ergriffen und gerührt von dem gnädigen Empfang, dessen er durch Eure königliche Hoheit gewürdigt ward, gleich zu mir gekommen. Sie haben sein Herz vollständig erobert, er ist ganz der Ihrige, war er doch ebenso entzückt über die Art Ihrer Fragen, wie über Ihre trefflichen Bemerkungen! Es ist eben Alles so eingetroffen, wie ich es wünschte und ich habe dadurch den neuen Beweis erhalten, wie rasch es Ihnen gelingt, die Herzen von Männern zu gewinnen und zu fesseln, welche die Fähigkeiten besitzen, Ihren vollen Wert zu erkennen.

Nachschrift. Ich musste Hormayr eines Ihrer Porträts geben, er war von dem Original so außerordentlich entzückt.

Berlin, den 29. Juli 1805.

Durchlauchtigster Herr!

Als mir im Monate December zum letzten male die Ehre einer huldvollen Audienz bei Euer königlichen Hoheit zutheil wurde, war ich weit entfernt, die Veränderungen, die inzwischen mit mir vorgiengen, vorherzusehen, denn wenn auch gewisse Dinge mich kränkten, dachte ich doch nicht daran, meine Stellung aufzugeben.

Die öffentliche Meinung, die sich bei meiner Ankunft im Norden Deutschlands entschieden für eine — die Veröffentlichung meiner Werke begünstigende Maßnahme aussprach, war es, durch welche ich mitgerissen wurde. Seine Majestät der König von Preußen, von diesem, wie ich wohl sagen darf, allseitigen Wunsche in Kenntnis gesetzt, bot mir die Mittel dazu.

Ich verschob die Entscheidung über mein Schicksal bis ich bei meiner Rückkunft völlig von der Unmöglichkeit, während eines ständigen Wiener Aufenthaltes, die Fortsetzung der Geschichte meines Landes erscheinen zu lassen, und über den Mangel jedweder Aussicht in der eingeschlagenen Laufbahn vorwärts zu kommen, überzeugt wurde.

Von diesem Augenblicke an, glaubte ich die meinen Austritt begünstigenden Mittel in Anwendung bringen zu müssen.

N. und N. verwendeten sich erfolgreich für die Gewährung meines Wunsches unter Huldbezeigungen, die auf ewig den Eindruck tiefer Dankbarkeit in meinem Herzen hinterließen.

Niemals werde ich die letzten Worte, mit denen mich Seine Majestät beehrte, vergessen. Ich kann mir nicht vorstellen, was Euer kgl. Hoheit, wenn hiebei anwesend, dazu gesagt hätten, denn ich fasse es nicht, wie ich es dann hätte über mich bringen können, meinen Platz zu verlassen.

Ja, — durchlauchtigster Herr, — die Erinnerung an so viele interessante Augenblicke, die seit mehreren Jahren zwischen Ihnen und mir vorkamen, — die Liebe und Bewunderung der Tugenden, der Kenntnisse und der hohen Einsicht, welche sich bei Höchstderselben entwickelten, — der Gedanke an die Wünsche und stolzen Pläne, welche ich manchmal für jene Zeiten, in denen Euer königl. Hoheit für Ruhm und Wohl des Staates zu wirken imstande wären — bildete, all dies ist meinem Herzen unauslöschlich eingeprägt, und werden die Dankbarkeit und die gänzliche Ergebenheit, die ich Ihnen schulde, ewig fortdauern.

Wer vermag es zu schauen, was die Vorsehung im nächtlichen Dunkel der Zukunft birgt?

*) Er wurde 1764 zu Trier geboren, war Trier'scher Hofrath, wurde vom Erzherzog Karl 1798 als Reichsgeneral-Kriegscommissär und 1801 als Referent in den Wiener Hofkriegsrath berufen, besaß das vollste Vertrauen dieses Erzherzogs, wurde Staats- und Conferenzrath, dann geheimer Rath und starb 1809, als ihm gerade eine sehr wichtige Stelle zugedacht war. Siehe über ihn auch Eduard Wertheimer's „Erzherzog Karl als Präsident des Hofkriegsrathes 1801—1805." A. d. H.

Der Gebieter, dem ich jetzt diene, und jener, dem ich bisher meine Dienste geweiht, haben — genau genommen — keine widerstreitenden Interessen mehr; es ist somit Nichts in meinen neuen Verhältnissen, das mich abhalten könnte, für Sie die gleichen Gefühle wie ehedem zu hegen, die Art und Weise nur, selbe Euer königl. Hoheit zum Ausdrucke zu bringen, hängt von unbekannten Umständen, von kommenden Zeiten ab.

Aber allemal, wenn ich in meinen Werken einen jungen Helden mit Wärme schildere, der edlen Aufschwung zu den Regionen wahren Ruhmes nimmt, mögen königl. Hoheit eingedenk sein, dass Ihr Bild meine Gedanken begeistert, und dass überhaupt in meinen Schriften, die zuzusenden Höchstdieselben mir gestatten mögen, ich sehr häufig die Sprache an Euer königl. Hoheit richte.

Ich brauche wohl nicht besonders zu erwähnen, dass wenn Offiziere, Gelehrte oder Reisende — an denen Sie Interesse nehmen, — hieher kommen sollten, Euer königl. Hoheit sich dessen erinnern mögen, dass Höchstdieselben in Berlin über einen eifrigen und treuen Diener, der sich stets gleich bleiben wird, verfügen.

Der König begehrt nicht Herzensbande zu lösen.

Durchlauchtigster Herr! Möge der Schutzgeist so vieler ruhmvollen Prinzen, — aus deren Stamme Höchstdieselben hervorgiengen, und deren Besten Euer königl. Hoheit gleichen, — Ihnen die Gelegenheit bieten, Ihren Namen unsterblich zu machen, durch die Förderung der wohlthätigen Absichten Seiner Majestät des Kaisers, und durch die Verewigung des Ruhmes und der Macht der Vorfahren.

Dürfte ich mir schmeicheln, dass Müller, welcher Euer königl. Hoheit so sehr liebt und Ihnen so viel schuldet, noch ein Plätzchen in Ihrem Gedächtnisse bewahrt werden und dass es ihm gestattet sein wird, dasselbe zeitweise in Anspruch zu nehmen und zu erneuern!

Wenigstens werde ich wahrheitsgemäß sagen dürfen, dass ich durch die ewige Unwandelbarkeit meiner Gefühle dieses Vorzugs nicht unwürdig sein dürfte.

Mit diesen Gefühlen zeichnet sich durchlauchtigster Herr, Euer königlichen Hoheit

stets gehorsamer Diener.

Aus dem Französischen übersetzt von Angelo Ritter von Jedina.

Quellen: Johannes von Müller sämmtliche Werke Stuttgart und Tübingen 1834—1835 — 28. Band S. 239—241 und 39. Band S. 80.

Erzherzog Johann an Johann Ritter v. Kalchberg,*)
über die Zeitlage und die Stellung Österreichs zu derselben.

Wien, 21. Jänner 1813.

Ihren Brief erhielt ich vor einigen Tagen; überzeugt davon, wie aufrichtig sie es mit mir meinen, danke ich recht herzlich für das, was sie mir wünschen, wollte Gott, ich könnte nur so lange wenigstens leben, bis meine Entwürfe ausgeführt sein werden — das Jahr 1813 wird in der Geschichte sehr merkwürdig werden und obschon alle die Hoffnung hegen, Österreich werde Ruhe und Frieden behalten, so ist es noch gewaltig dunkel, welche Ereignisse bevorstehen; Frankreichs Macht, die so schnell durch das Genie und das Glück eines Einzigen, der die durch die Revolution aufgeregten Kräfte zu benützen und zu leiten verstand, stieg, liegt durch den Fehler eben dieses Einzigen gebrochen da,

*) Johann Ritter von Kalchberg geb. 14. März 1765 im Schlosse Pichl in Obersteiermark, war durch seine Thätigkeit als ständischer Verordneter und zuletzt als erster Vertreter des Ritterstandes, dann als patriotischer dramatischer Dichter, sowie als einer der Curatoren des von Erzherzog Johann in Graz gegründeten Joanneums gleich hervorragend, genoss das besondere Vertrauen dieses kaiserlichen Prinzen und starb nach längerer Krankheit am 8. Februar 1827 in Graz. Dr. Schlossar hat sich durch Herausgabe der Werke dieses bedeutenden Mannes verdient gemacht. A. d. H.

die Kinder der Revolution, die neuen Prätorianer, sind nicht mehr, Elend, Elemente, Gefangenschaft haben deren mehr als 400.000 zerstäubt, vernichtet; Menschen, sie zu ersetzen, gibt es wohl, aber schon versiegt die Quelle, und woher die anderen zugehörigen Bedürfnisse, woher die unterrichteten Führer nehmen? Geschwunden ist der Wahn der Unbesiegbarkeit, die Fesseln lasten allgemein schwerer, weil man die Möglichkeit, sie zu brechen, einsiehet, der Norden stehet drohend da, Russlands Kräfte vordringend, Schweden ist erklärt gegen Frankreich, Dänemark bald folgend, im nördlichen Deutschland eine gewaltige Gährung, auf Preußens Entschluss nur wartend, und dieser vorzusehen nach der Capitulation, die seine Truppen gemacht; vielleicht, wir wollen es hoffen, war das viele Blut, das floss, das große Sühnopfer der Menschheit, wir wollen bessere, ruhigere Zeiten nach diesem letzten Sturme erwarten, und wem das Glück beschied, ihn zu überstehen, der wird sie noch genießen, wer aber in demselben fällt und wer es für Freiheit und Unabhängigkeit im Widerstande gegen den Druck und Tyrannei: die Sache des Vaterlandes führend, den trifft ein nicht minder schönes Los, weil er nicht umsonst gelebt. Eine große Theilnahme erregen die jetzigen Ereignisse und wer könnte wohl kalt bleiben, wo es das Ganze gilt, auch ist ein gewaltiger Unterschied zwischen Klugheit, die einen zwinget, seine Gesinnungen, vor welchen man sich doch nicht schämen darf, zu verschließen oder gegen wenige zu äußern und zwischen Kälte, die gar keine Gesinnungen voraussetzet. Jedem von uns hat die Vorsicht seine Rolle aufgegeben, viele haben sie begonnen, manche noch nicht, mehrere sie schlecht gespielt; sich ihr entziehen, sollte niemand, sie gut zu spielen, das einzige Streben und sich dazu vorzubereiten, die einzige Beschäftigung sein . . . .

Auszugsweise Antwort des Ritter von Kalchberg.

„Wie so ganz, mein gnädigster Gebieter, stimmen meine innigsten Überzeugungen und Gefühle Ihren Ansichten der Zeitverhältnisse bei, die, obschon unser Leben so reich an großen Ereignissen ist, uns wahrscheinlich jetzt zur wichtigsten Entscheidungsepoche führen. Es naht der fünfte Act eines langen Trauerspieles; mit bangem Herzen fragen wir: Wer wird noch fallen? wer sein Leben erhalten? Möge doch ein Engel jetzt über Österreich schweben! Möge sie doch, unsere liebe Mutter Austria, nur jetzt ihre Rolle gut spielen!... Schwer und äußerst wichtig ist die Beantwortung der Frage: Welche Partie soll Österreich ergreifen? Und doch muss eine ergriffen werden, denn nimmer können wir hoffen, dass uns die zwei streitenden Giganten ruhig werden zusehen lassen. Unentschlossenheit und halbe Maßregeln führen immer zum Misslingen; das Glück ist nur dem Muthigen hold. Wenn wir die Hände jetzt müßig in den Schoß legen, so werden wir das Verlorne nie mehr erringen; so stehen unsere Länder den Fremdlingen offen und eine der streitenden Mächte wird uns endlich zwingen, ihr Sclavendienste zu leisten. Das dringendste Bedürfnis scheint mir also jetzt die Aufstellung einer großen Observations-Armee, die auch in dem Falle mir nothwendig scheint, wenn Österreich als Friedensvermittler auftreten will . . . Zwei Wünsche erfüllen glühend mein ganzes Herz und könnt' ich ihre Realisierung mit meinem Leben erkaufen, mit Freuden gäb' ich es hin. Der erste ist, Österreich seine Selbständigkeit, seinen ehemaligen Rang unter den Mächten Europas wieder zu geben — der zweite, meine deutschen Brüder unter einer Krone vereint, frei von jeder fremden Herrschaft zu sehen. Nichts that mir weher, als zu sehen, dass Deutsche Tyrannenknechte eines fremden Usurpators wurden und selbst die Ketten für sich und ihre Mitbrüder schmieden halfen. Jetzt scheint die rächende Nemesis die entscheidende Stunde herbeigeführt zu haben, wo diese Fesseln gebrochen werden können."

Quelle: Dr. Anton Schlossar: Erzherzog Johann von Österreich.

Franz Graf Saurau an den Erzherzog Johann,*)
Widmung seiner Büchersammlung für das Joanneum in Graz und Dankschreiben des Erzherzogs an ihn.

Durchlauchtigster Erzherzog!
Gnädigster Herr!

Die weise Großmuth, mit welcher Eure kaiserliche Hoheit das Joanneum in Graz gestiftet und mit freigebiger Hand ausgestattet haben, eröffnet diesem mit natürlichen Anlagen eben nicht karg ausgerüsteten Völkerstamme ein so schönes und weites Feld zur Ausbildung, dass noch späte Nachkommen das Andenken eines so hochherzigen Fürsten dankbar segnen werden, und dass jeder gute Steiermärker, den die Vorsehung weder an moralischen, noch an zeitlichen Gütern ganz verwahrloset hat, sich wird aufgefordert fühlen, ein so edelmüthiges Beispiel im Verhältnisse eigener Kräfte nachzuahmen.

Auch ich — einer der ältesten und aufrichtigsten Verehrer Eurer kaiserlichen Hoheit — glaube für die sittliche und wissenschaftliche Bildung meiner Landsleute, und im Einklange mit den von Euer kaiserlichen Hoheit gegründeten Lehranstalten dadurch mitzuwirken, dass ich Eure kaiserliche Hoheit hiemit ehrfurchtsvoll bitte, meine nicht sehr zahlreiche — aber sorgfältig gewählte Büchersammlung als einen Beitrag für die Bibliothek des Joanneums huldvoll anzunehmen. Einen Theil davon werde ich, nebst einem Verzeichnisse, um ihn sogleich der Bibliothek des Joanneums einzuverleiben, unverzüglich zu Handen des Ritters von Kalchberg nach Graz senden; den übrigen Theil behalte ich zu meinem Gebrauche zurück, mit dem Vorbehalte, ihn bei meinen Lebzeiten theilweise, und das noch übrige nach meinem Tode dem Joanneum zu übergeben. Dafür habe ich auch in meinem Testamente gesorgt, und in demselben mein Bildnis (ein Meisterwerk von Lampi) ebenfalls dahin legiert, damit unsere Nachkommen die Züge des Mannes kennen lernen, der für die Vervollkommnung seines Vaterlandes mit glühendem Eifer beseelt und für Eure kaiserliche Hoheit mit unbegrenzter Ehrfurcht und Ergebenheit durchdrungen war.

Ich bin Zeit meines Lebens mit dem Ausdrucke der tiefsten Verehrung Eurer k. k. Hoheit

unterthänigst gehorsamster

Franz Graf v. Saurau.

Wien, den 20. Februar 1818.

Lieber Graf Saurau!

Ich habe Ihre gefällige Zuschrift vom 20. (Februar 1818) richtig erhalten und nehme Ihre schöne Gabe im Namen des von mir gegründeten steiermärkischen Landes-Museums mit inniger Erkenntlichkeit an. Sie besitzen in der That, dieses und, vieler früherer Verdienste um jene vaterländische Bildungsanstalt gar nicht zu erwähnen, noch eines von unbestreitbarer Priorität um dieselbe. Als nämlich der Pressburger Friede uns die tirolischen Berge entrissen, haben Sie, als damaliger Gouverneur Innerösterreichs, meine von jeher den Alpen und den Alpenvölkern vorzugsweise gewidmete Aufmerksamkeit insonderheit auf die Steiermark, auf ihre herrlichen Vorzüge, auf die Bedürfnisse der Nationalbildung und Landescultur hin gerichtet. So sind die Grundzüge des Joanneums in meinem Gemüthe entstanden. Wir haben ferners in der merkwürdigen Epoche, die dem unvergesslichen Kampfe von 1809 vorangegangen ist, den Kern dieser gediegenen, treuen und tapferen Völker durch persönliches, freundschaftliches Vertrauen ebenso eng als durch die heilige Pflicht für Kaiser, Kaiserhaus und Kaiserstaat verbunden mit einander kennen lernen, vom

*) Der 1760 in Wien geborne Franz Graf Saurau gehörte einem der ältesten und ruhmreichsten, seither ausgestorbenen steirischen Geschlechter an, fügte zu dem Glanze seines Namens die in den vielseitigsten politischen und diplomatischen hervorragenden Stellungen um Thron und Reich erworbenen persönlichen großen Verdienste und starb als kaiserlicher Botschafter zu Florenz am 9. Juni 1832 als Muster eines auf den verschiedensten Gebieten des Staatsdienstes rastlos und erfolgreich thätigen Beamten und Staatsmannes. V. E. I. 152, 153, 155.

ständischen Saale bis hinunter zum Winzerneste und in die Eisenhämmer, bis hinauf in die Sennhütten der norischen Alpen, vom Semmering bis an die Ufer der adriatischen See. — Der Schüttkasten bei Raab*) bleibt für die steirische Landwehr auf immer ebenso ein classischer Boden wie Ebersberg und Znaim für die österreichische. Nie werde ich jener Epoche der großen Vorbereitungen anders als mit tiefer persönlicher und vaterländischer Rührung gedenken, und ich weiß, dass auch in Ihrer Brust die volle Erwiderung dieses Gefühles lebt.

Darnach kann der Wunsch wohl nicht mehr zweifelhaft sein, den ich Ihnen geäußert habe, Ihr Bildnis im Joanneum aufzustellen.

Ich danke Ihnen, lieber Graf, auch für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie diesem meinem Verlangen entsprochen. — Der den merkwürdigsten Ereignissen der Steiermark, der Wiederkehr des Friedens und Rechtes durch Rudolfs von Habsburg Sieg über Ottokar, der großen türkischen Gefahr, den Stürmen der Reformation und der ungarischen Bürgerkriege unzertrennlich verbundene Glanz Ihres alten Hauses, Ihre eigenthümlichen eigenen Verdienste, Ihr so oft bethätigtes Wohlwollen für das Joanneum hat mich zu jenem Wunsche vermocht — und es ist mir sehr lieb, wenn Sie glauben, dass auch des Stifters persönliche Gesinnungen gegen Sie ein Hauptmotiv desselben gewesen sind, mit welchen Ich niemals aufhören werde zu sein

Ihr ergebener

Johann.

Wien, am 24 Februar 1818.

*) Siehe Seite 319.

Clemens Lothar Wenzel Fürst Metternich,

Herzog von Portella, Staatsmann.*)

Die Familie Metternich ist ein altes rheinisches Dynastengeschlecht; sie erhielt 1803 für ihren Senior die reichsfürstliche Würde und wurde 1806 mediatisiert.

Graf Clemens ward den 15. Mai 1773 zu Coblenz geboren; sein Vater bekleidete damals das Amt des leitenden Ministers in den österreichischen Niederlanden, seine Mutter war eine aus dem Breisgau stammende geborene Gräfin Kagenek. Graf Clemens vollendete seine Studien zu Strassburg und Mainz. Schon 1790 wurde er zum Ceremonienmeister der katholisch-westphälischen Reichsgrafenbank gewählt und 1801 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Österreichs am chursächsischen Hofe ernannt. 1806 traf ihn die Beförderung zum Botschafter anfangs in Petersburg, dann, bevor er noch dahin abgieng, in Paris. 1809 ward ihm die Leitung des auswärtigen Amtes anvertraut, dem er ohne Unterbrechung 38 Jahre vorstand. Nach der Schlacht von Leipzig erhob ihn Kaiser Franz I. in den erblichen Fürstenstand; 1818 ernannte ihn der König beider Sicilien zum Herzog von Portella. 1821 erhielt der Fürst die Würde eines österreichischen Haus-, Hof- und Staatskanzlers. Durch den Aufstand 1848 gezwungen, in die Fremde zu wandern, kehrte Metternich, sobald die Umstände es zuließen, wieder in seine Heimat zurück und starb dort am 11. Juni 1859. 1795 mit der Fürstin Eleonore Kaunitz, 1827 mit der Maria Antonia Freiin von Leykam, Gräfin von Beilstein und 1831 mit der Gräfin Zichy-Ferraris vermählt, hinterließ der Kanzler drei Söhne und drei Töchter.*)

Es ist nicht leicht, das Charakterbild eines

*) V. E. I. 921 II. 715, 730.

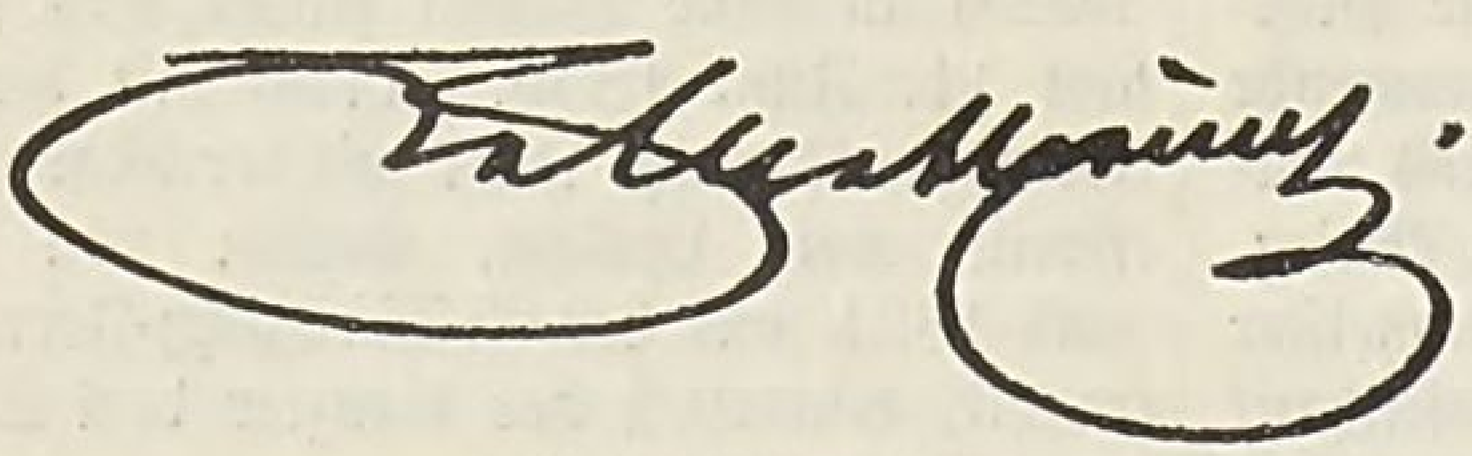
*) Über das Familienleben und den Charakter des Fürsten Metternich enthalten die von dem verstorbenen badischen Staatsmann Baron Andlaw 1862 als „Mein Tagebuch" herausgegebenen Denkwürdigkeiten sehr genaue und hochinteressante Mittheilungen. Dieselben sind als Erläuterung der über Veranlassung des Fürsten Richard Metternich 1880—1886 erschienenen Memoiren seines Vaters sehr beachtenswert. A. d. H.

Mannes zu entwerfen, der mit kräftiger Hand vielfach in das Leben des Staates eingegriffen und einer langen, sturmbewegten Epoche das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hat. Zu



Clemens Lothar Wenzel Fürst Metternich.

Nach einem Kupferstiche. F. Gerard pinx. D. Weiß sc.



Fürst Metternich.

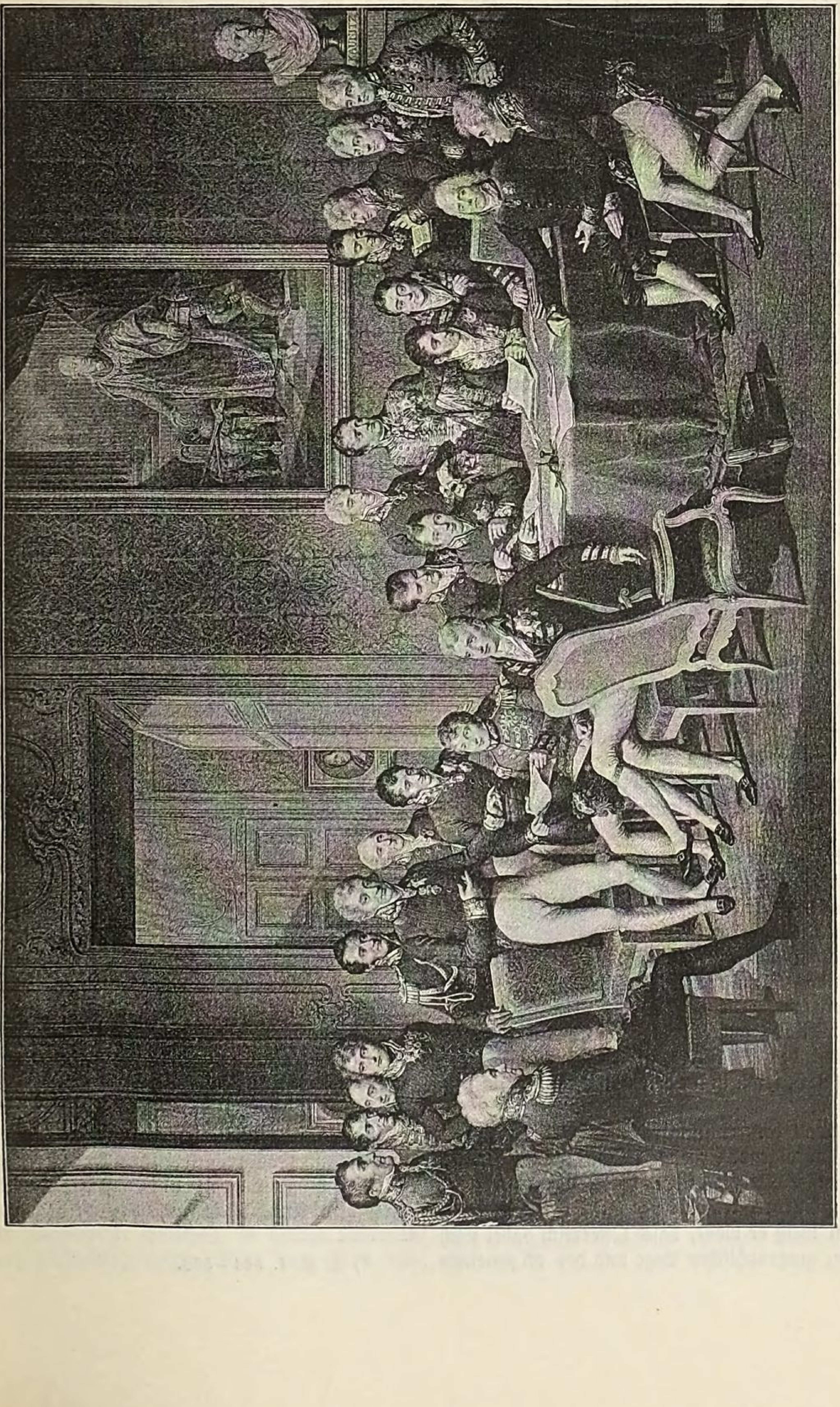
Original im Besitze des Herausgebers.

kurze Frist ist seit seinem Tode verflossen, als dass nicht der Parteien Gunst und Ungunst das Urtheil trüben und seine Berechtigung zweifelhaft machen sollte. Das Eine darf man aber billigerweise verlangen, dass ein öffentlicher Mann von des Fürsten ansehnlicher Bedeutung, gewürdigt werde nach allen Seiten und nach den Anschauungen seiner Zeit und seines Volkes.

Die Bildung, die der junge, emporstrebende Mann genoss, war, wie wir durch die Überlieferung wissen, eine umfassende und tiefgehende. Er trat früh in die Schule des Lebens und in Berührung mit fremden Menschen. Er behielt da die Frische seiner Auffassung und gewann den praktischen Blick, der ihm später so sehr zu statten kam. Auge in Auge sah er die Ereignisse keimen, wachsen und werden. Er hatte keine besondere Neigung für den Staatsdienst und schrieb sich auch für ihn keine besondere Befähigung zu; soweit es von ihm abhieng, gedachte er der Wissenschaft zu leben, ihr allein. Sobald jedoch ein höherer Wille ihn zu dem Berufe bestimmte, den er dann wirklich ergriff, besaß er Pflichtgefühl und Pflichttreue genug, sich ihm ohne Vorbehalt und mit ganzer Seele hinzugeben.

Die Wirksamkeit Metternich's will nach mehreren Seiten betrachtet und gewürdigt sein: insbesondere nach jener als Diplomat, als leitender Minister der auswärtigen Angelegenheiten und als oberster Rath der Krone überhaupt.

Als Diplomat weiß Metternich sich bald Anerkennung zu verschaffen. Klug, scharfsinnig und gewandt, von festem Willen und liebenswürdigen Formen versteht er es, die Verhältnisse sorgsam zu beobachten und die Menschen bis ins Herz hinein zu ergründen. Seine Berichte sind der Sache nach vom Geiste der Voraussicht erfüllt, in der Form geradezu mustergiltig. Von Dresden her dringt er in das innerste Getriebe des politischen Parteilebens in Preußen, wie er in



Wiener Congreß.

Nach einem Kupferstiche. Isabey pinx. J. Godefroy sculp.

Paris Einsicht gewinnt in die weitangelegten Absichten und in die überraschend kühnen Pläne Napoleons; seine einschneidende Charakteristik hier wie dort ratificieren die Geschehnisse selbst. Metternich ist, wie es sein Beruf erfordert, biegsam und geschmeidig; er weiß dabei aber auch die Würde des Fürsten, den er vertritt, und die Ehre des Staates unverbrüchlich zu wahren. Das letztere bezeugt ganz besonders sein festes und männliches Auftreten gegenüber dem übermächtigen und übermüthigen Usurpator, als dieser ihn am 15. August 1809 beim Empfange der Botschafter hart anzufassen wagt. Metternich liebt den Frieden aufrichtig, aber er scheut den Krieg nicht, sobald derselbe als unausweichlich sich darstellt. Allein was ihn da besonders auszeichnet, ist seine Ruhe, seine Überlegung: er frägt nicht nur nach den Zielen des Krieges, sondern auch nach den zu Gebote stehenden Machtmitteln. Daher sind seine Rathschläge offen und nachdrücklich gegen den Losbruch 1805 und 1809 gerichtet, weil er sie beide für verfrüht und mit unzulänglichen Kräften ins Werk gesetzt erachtet.

Als leitender Minister der auswärtigen Angelegenheiten sieht es Metternich als die wichtigste Aufgabe an, zunächst eine Ruhezeit zu gewinnen, die es gestatte, die gesunkene Kraft des Reiches aufzurichten, das Schwankende zu festigen, Muth und Selbstvertrauen wieder zu beleben. Von diesem Standpunkte aus kann ihm die Vermählung der Kaisertochter mit Napoleon, so sehr sie ihm innerlich widerstrebt, nicht unwillkommen sein. Gleichwohl enthält er sich in feinfühligem Tacte, zuzurathen; er kann getrost seinem Monarchen, der zugleich das Haupt des kaiserlichen Hauses ist, die Entscheidung überlassen zwischen den Anforderungen des Familiengefühles und des Staats-Interesses.

Weitaus am glänzendsten tritt die Wirksamkeit des Ministers in der Zeit von 1811 bis 1815, sowie in der orientalischen Verwicklung hervor.

Was den russisch-französischen Krieg und die ihm folgende Erhebung Deutschlands betrifft, so hat Metternich über deren Bedeutung für ganz Europa keinen Augenblick einen Zweifel. Auch weiß er wohl, dass Österreich dabei nach seiner geographischen Lage und der allgemeinen Gestaltung der Dinge nicht „Gewehr im Arm" werde bleiben können. Es ist für ihn aber auch eine ausgemachte Sache, wohin das Schwergewicht der Monarchie fallen müsse: selbst abgesehen von den Gefühlen der Demüthigung und Erbitterung, die den Patrioten erfüllen, kann der Übermuth und das Übergewicht Frankreichs auf die Dauer nicht unangefochten bleiben. Es heißt demnach nur sich über das „Wann" und „Wie" schlüssig machen. Denn jede vorzeitige Parteinahme kann die ganze Last des Krieges und die ganze Wucht der Feindesmacht auf Österreich wälzen und ihm eine Aufgabe zumessen, der es damals schlechterdings nicht gewachsen schien. Der Minister, eingedenk seiner verantwortlichen Pflichten, bleibt also vorerst ruhig und gemessen; er weiß den Zumuthungen der anderen Mächte zu widerstehen, wie er seinen eigenen Neigungen und Antrieben zu widerstehen weiß. Als jedoch 1813 die verbündeten Russen und Preußen Niederlage auf Niederlage erleiden, räth Metternich, einzugreifen, bevor es zu spät wäre. Seine diplomatischen Verhandlungen nach beiden Seiten sind dahin gerichtet, einerseits eine verständige und verständliche Form für Österreichs Eintreten in die Action zu finden, anderseits die erstarkte Armee rechtzeitig in den gewählten Aufmarschraum zu bringen. Zu gut kennt er den Charakter Napoleons, um zu besorgen, dass dieser in Vorschläge eingehen werde, deren Annahme, wie billig sie auch sein mochten, seine Stellung ansehnlich herabdrücken musste. Von hohem Interesse ist die Unterredung des österreichischen Ministers mit dem französischen Kaiser in Dresden. Die nicht zu dämmende Heftigkeit des Letzteren und sein brutaler Trotz finden an des Ersteren ruhiger, zielbewusster Unbeugsamkeit ihren Meister. Und als dabei Napoleon in temperamentsvollem Zorne ausruft: „Ein Mann wie ich, schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen," erwidert gelassen Metternich: „Öffnen Sie die Thüren, und mögen Ihre Worte von einem Ende Frankreichs bis zum andern widerhallen." *)

Die Sache lässt sich wirklich an, wie es der Minister vorausgesehen. Österreich kann getrost in das Lager der Verbündeten treten. Von dem Augenblicke an, da es diesen be-

---

*) V. E. I. 564—568.

deutungsvollen Schritt gethan hat, bleibt es aber auch treu und fest an ihrer Seite, erhält ihre Eintracht, kennt bis zum Darniederwerfen des Gegners keine halben Entschlüsse mehr und keine halben Maßregeln. Und Metternich ist es auch, der wie in Voraussicht dessen, was da sich ereignen mag, gegen die Überlassung Elba's an Napoleon nachdrücklich kämpft — allerdings vergeblich gegen die ohne Österreichs Zuthun vollendete Thatsache.

Es kommt nun zum Friedens-Congresse. Die Aufgabe, die der Fürst bei demselben im Auftrage seines kaiserlichen Herrn zu lösen hat, ist eine schwierige und schwerwiegende. Denn jede der großen Mächte besitzt auf Entschädigung berechtigte Ansprüche, wie jede in dieser Epoche gewichtige Leiden zu ertragen und ansehnliche Opfer zu bringen hatte. Metternich aber fällt es besonders zu, die übergreifenden Forderungen Russlands und Preußens zu mäßigen und einem System zum Durchbruche zu verhelfen, dessen Grundlage der Zustand des Gleichgewichts bilden soll. Es gelingt dies nicht ohne harte Mühe und kräftige Entschlossenheit; vollends aber erst dann, als Napoleon darniedergeworfen wird zum zweitenmale und für immer. Dem besiegten Frankreich treten auf Metternich's Drängen die Sieger mit Schonung entgegen. Der deutsche Bund wird, wenn auch wieder in losen Formen, erneuert. Russland und Preußen gewinnen beträchtlichen Länderzuwachs. Österreich aber tritt an die Niederlande Provinzen ab, die es nach ihrer geographischen Lage schwer zu erhalten vermag, und erwirbt, unter Herstellung seines früheren Besitzthums, die blühenden oberitalienischen Lande.

Bezüglich der orientalischen Verwicklungen bewährt sich abermals die Voraussicht und Klugheit des Kanzlers, der allerdings, frei von jeder übermäßigen Gefühlswallung, nur die wirkliche Gestaltung der Dinge ins Auge fasst. Schon 1820 bei der Nachricht von dem Losschlagen des schwarzen Ali erklärt Metternich ohne Verzug: „Das ist der Anfang einer ungeheuren Revolution!" Und als der Aufstand im Orient allenthalben auflodert, Ägypten und Albanien sich selbständig zu machen suchen, Griechenland, unterstützt von der Sympathie Europas, in heißen Kämpfen nach Befreiung ringt: ist es der Fürst und fast er allein, der die bedenkliche Tragweite des Zusammenbruches der Türkei scharf erkennt mit der drohenden Störung des eben gewonnenen Friedens, mit der Erschütterung des europäischen Gleichgewichts, mit ihren unabsehbaren, jeder Berechnung spottenden Folgen. Daher weiß er dem Andringen Kaiser Alexanders kräftigen Widerstand zu leisten und Russlands ehrgeizige Absichten zurückzudämmen; als aber unter Nikolaus I. der Krieg gegen das Osmanenreich dennoch losbricht, gelingt es im Bunde mit anderen Mächten Österreich, beim Frieden zu Adrianopel für die Pforte mindestens zu retten, was noch gerettet werden kann.*)

Als oberster Rathgeber seines Kaisers hat Metternich gewiss den Einfluss, welchen die Schwierigkeit seines Amtes und die Verantwortlichkeit seiner Aufgabe bedingen. Was jedoch die inneren Angelegenheiten betrifft, ist sein Rath, wenn auch verlangt und gern gehört, nicht der allein maßgebende. Man mag nach dieser Richtung mit der etwas übertriebenen Ängstlichkeit des Fürsten vor jeder Regung des Volksgeistes nicht eben einverstanden sein, man mag die nach außen und Innen angewandten Regressivmaßregeln nicht gänzlich billigen und vieles mag heute als über das richtige Maß hinausgehend scheinen, was damals als unbedingt nothwendig galt: wenn man billig sein will, darf man sich der Erkenntnis nicht verschließen, dass für das strenge Vorgehen Österreichs und mit ihm aller Staaten des Continentes, zum Theile auch Englands, im Großen und Ganzen sehr gewichtige Gründe sprachen, Gründe, die in ihrer Stärke und Eindringlichkeit gegenwärtig viel zu gering gewürdigt und viel zu leicht abgethan werden. Vor Allem stand nach einer Reihe der schwersten Kämpfe das lebendige Friedensbedürfnis und damit eine gefestete,

*) Hofrath Beer hat in der „N. F. Presse" in sehr interessanter Weise auf Grund unantastbarer Quellen nachgewiesen, dass Fürst Metternich nicht allein stets für die innige Verbindung von Triest mit dem Morgenlande und dadurch für die Hebung unserer herrlichen Adriastadt thätig, sondern dass er in regem Verkehr mit Lesseps der erste große Förderer der von ihm geplanten und glänzend durchgeführten Verbindung des mittelländischen mit dem rothen Meere war und dass die englischen Gegenbestrebungen nur durch Metternich's Einfluss erfolgreich bekämpft werden konnten. A. d. H.

allen Experimenten entzogene Ordnung im Vordergrunde. Das Fehlschlagen der humanen Reformen des unvergeßlichen Kaiser Josef II. und die durch sie erzeugte Verwirrung und Beunruhigung waren noch nicht dem Gedächtnisse entschwunden. Die wilden und grausamen Ausschreitungen der französischen Revolution mahnten zur Vorsicht und zur Behutsamkeit. Welcher Staatsmann hätte sich damals solchen Eindrücken zu entziehen, welcher Minister die Initiative zu fortschrittlichen Tendenzen zu nehmen vermocht, die sicherlich in den breiten Volksschichten weder klares Verständnis, noch sachkundiges Mitwirken gefunden hätten?

Auch in seinem Privatleben ist Metternich eine bemerkenswerte, eine interessante Erscheinung. Vergebens sucht man da an ihm auf Grund willkürlicher und hämischer Annahmen zu mäkeln. Sein Wandel bleibt rein und unbescholten. Das Haus des Fürsten bildet den Mittelpunkt der guten Gesellschaft. Hier finden sich ein, die an Rang und Stellung, die in Kunst und Wissenschaft hervorragen. Metternich, voll natürlicher Würde und geistvoll in seiner Auffassung, weiß zu hören und zu sprechen. In der Gabe, eine Unterhaltung zu beleben und zu leiten, ist er einzig. . . Zuweilen wohl reich an Witz und Sarkasmus, zeigt er sich im Ganzen gütig und wohlwollend.*)

Faßt man im Wesentlichen Metternich's Wirksamkeit zusammen, so kann man nicht verkennen, dass er ein Mann war, der kräftig wollte, was ihm recht schien, der sich klar bewusst war seines Wollens, dessen Gedanken und Thaten einheitlich und harmonisch zusammenstimmten. Und der Fürst war mehr als das: vom Beginne seiner wechselvollen Laufbahn bis an deren Ende erweist er sich immer und immer als ein scharfsichtiger und scharfsinniger, als ein offener und rückhaltsloser, als ein durchaus ergebener, verläßlicher, getreuer Rathgeber seines kaiserlichen Herrn und Gebieters!

Leopold Auspitz.

*) Die vaterländische Kunst und Literatur fand an ihm einen warmen Vertreter am Throne; er selbst liebte den Umgang mit Künstlern und Schriftstellern und bewies seine werkthätige Theilnahme an ihren Werken durch Kauf und Unterstützung jeder Art. Um die Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften hat er ein großes Verdienst. A. d. H.

Beleuchtung der österreichischen Herrschaft
im lombardo-venetianischen Königreiche. *)

Zur Zeit als der Friedensvertrag zu Utrecht die Lombardei aus der spanischen unter die österreichische Herrschaft brachte, befand sich wohl kein Land Europas, das Königreich Neapel ausgenommen, unter misslicheren Verhältnissen als die Lombardei.

Die von Madrid entsendeten Statthalter wurden, wenn auch von den besten Absichten beseelt, doch in Unkenntnis der Landessitten und Gebräuche, nicht selten sogar der Landessprache, bald zu blinden Werkzeugen schlauer Ränkemacher, welche die Person des Statthalters derart zu umgeben wussten, dass kein fremder Laut, welcher sich ihren Interessen nicht anbequemte, sein Ohr erreichen konnte.

Hatten sie ja doch bei der großen Entfernung kaum zu fürchten, dass Klagen zu den Stufen des Thrones gelangen könnten.

Damals gab es keinen gesetzlichen Schutz für die bürgerlichen Rechte, denn verschieden je nach den Örtlichkeiten, sich widersprechend und

*) Dieser Aufsatz wurde von Commendatore Blasius Ritter von Faxola, der als gründlicher Kenner der Literatur seines italienischen Vaterlandes und als in den Gang der italienischen Politik vollständig eingeweihter ehemaliger Geheimsecretär des Herzogs Robert von Parma ein sehr richtiges und maßgebendes Urtheil über die Verhältnisse, und die Entwicklung Italiens besitzt, in italienischer Sprache für dieses Buch verfasst und er gewährt durch seine ruhige Darstellung und durch die unwiderlegbaren, oft ziffermäßig erhärteten Thatsachen ein klares Bild von Österreich's und seiner Herrscher unausgesetzter Sorge für das Wohl ihrer ehemaligen lombardo-venetianischen Provinzen. A. d. H.

mit orakelhafter Zweideutigkeit kundgegeben, schienen sie lediglich zur Bereicherung der Functionäre zu dienen. Grausam und widersinnig war damals das gerichtliche Strafverfahren, welches in der Folter das geeignetste Mittel zur Erhebung und Überweisung, des angeschuldeten Verbrechers erblickte.

Überaus grausam waren auch die Strafen, während doch so mancher Verbrecher wegen der zahlreichen Freistätten und weil sie an der Unverletzbarkeit mächtiger Beschützer, denen sie ihre Dienste geweiht, Antheil hatten, die Gerechtigkeit ungestraft verhöhnen durften.

Es gab keine feststehenden Normen zum Schutze des öffentlichen Credites. Es gab keine gleichmäßige Steuervertheilung und infolge der früher bestandenen Steuerprivilegien lag die größte Steuerlast auf den mindest bemittelten Volksschichten. Dem geringsten Arbeiter oblag schon eine Steuerleistung von 20 Thalern. Hätte man doch mit dem Erträgnisse dieser Einkünfte wenigstens für die allernothwendigsten Bedürfnisse dieses Landes, welches sich thatsächlich in einem so elenden Zustande befand, dass kaum der Schatten jener Blüte, die noch vor wenigen Jahrhunderten geherrscht hatte, zu erkennen war, auf irgend eine Weise Sorge getragen!

Die Straßen waren vernachlässiget, die Canäle und Dämme der Flüsse verwahrlost, und da keinerlei Wasserbauten den Abfluss der ausgetretenen Gewässer förderten, bedeckten bald unermessliche Moräste die so fruchtbaren Felder und erfüllten die Luft mit gefährlichen Miasmen. Die Folge davon waren die Verarmung und sohin die Abnahme der Bevölkerung, der Niedergang des Handels und der Industrie.

Die Studien wurden vernachlässiget und die Lombardei ward zum Böotien Italiens! — Kein Wunder war es daher, dass die armen Lombarden den glorreichen Kriegszügen der Kaiserlichen unter Prinz Eugen's ruhmvoller Führung zujubelten und das ihnen von dem Fürstenrath beschiedene neue Los mit freudiger Zuversicht begrüßten.

Schon lächelte ihnen die Morgenröthe jener Tage, die unter der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef II. Regierung in solchem Glanze erstrahlen sollte! Welch' herrlicher Gegensatz zu dem düsteren Bilde, das wir eben entrollten. Aufgeklärten Rechtslehrern vertraute man die Prüfung der Civil- und Strafgesetze an und wurden dieselben in kurzem neu geordnet und derart umgestaltet, dass nunmehr jedem Unterthan die Achtung seiner Rechte gesichert war und der Schutz einer zwar strengen, jedoch nicht unmenschlichen Justizpflege bestand.

Die Asyle wurden aufgehoben und das Gleiche geschah mit den bisher bestandenen Abgabenfreiheiten. Für die Würde des Gottesdienstes und der Kirche wurde entsprechend gesorgt, doch wurde die Gleichstellung des Clerus mit den übrigen Staatsbürgern vor dem Gesetze normiert. Die Kerker der Inquisition und der Klöster wurden geschlossen, die Abgabenfreiheit dem Clerus genommen und die Finanzverwaltung den Händen habsüchtiger Pächter entzogen, welcher Umstand die jährlichen Einkünfte um 100.000 Zecchini erhöhte. Die von Kaiser Karl VI. angeordnete und im Jahre 1759 beendete Anlegung des Grund-Katasters diente der sonach durchgeführten Steuerbemessung zur Grundlage, so dass viele Steuerträger selbst bei erhöhten Abgaben dennoch von ungerechter Überlastung befreit blieben. Durch Ausschreibung von Preisen und Concursen für Modelle hoben sich Ackerbau und Industrie. Durch Eröffnung neuer und Wiederherstellung alter Straßen und Wege wurden die Verbindungen allerseits wesentlich erleichtert.

Zahlreiche Canäle durchfurchten das Land; jener von Paderno, welcher zur Zeit begonnen wurde, als die Mailänder noch eine republicanische Verfassung hatten, wurde im Jahre 1777 beendet und somit Mailand mit dem Ticino und der Adda verbunden.

Zur Prüfung der Einnahmen und Ausgaben des öffentlichen Schatzes wurde eine eigene Rechnungskammer errichtet. Den Gemeinden wurde die ausgedehnteste Selbstverwaltung eingeräumt und festgesetzt, dass sämmtliche Besitzenden zweimal des Jahres zur Berathung ihrer Angelegenheiten einberufen würden, eine Gepflogenheit, welche seitens der österreichischen Regierung stets beobachtet worden ist.

Zur Gewährleistung der Gläubiger des Staates wurde das Versatzamt zu Santa Teresa errichtet und damit die Seiden-Industriellen nicht etwa Gefahr liefen, ihre Waren mit Verlust verkaufen zu müssen, wurde für den Seidenhandel ein eigenes Verkehrsinstitut

geschaffen. Man hob die Zünfte auf, weil diese, von dem ursprünglichen Geiste ihrer Schöpfung abweichend, die Freiheit der Industrie hemmten.

Die Civil-Standes-Register wurden richtig gestellt, Armenhäuser und Besserungs-Anstalten errichtet.

Von den Volksschulen angefangen bis zur Universität zu Pavia, die wohl nur mehr dem Namen nach bestand, wurde ein wohlgeregeltes System in das gesammte Unterrichtswesen gebracht. Um namentlich letztere auf den früheren Glanz rückzuführen, rief man von allen Seiten die berühmtesten Lehrer herbei.

Welch glänzende Epoche erschloss sich nun dieser Universität, in deren Hörsälen ein Spalanzani, Frank, Tissot und Scarpa ein neues Leben in das Studium der Naturwissenschaften, sowie in die Lehren der Medicin und Chemie zu bringen wussten. Mascheroni (auch guter Dichter) und Fontana lehrten Mathematik. Dort eröffnete auch der berühmte Volta*) jenen Erfindungen das Feld, durch welche die Physik und Chemie mit so großem Erfolge zur Förderung der wichtigsten Interessen der Bevölkerung herangezogen werden konnten. Nani lehrte Strafrecht, Tamburini, Zola und Natale Theologie, Villa Beredsamkeit und Aurelio Bertola, der Verfasser berühmter Fabeln, welcher mit der Übersetzung von Gessner's Idyllen und durch andere Schriften zuerst die Kenntnis der deutschen Literatur in Italien zu verbreiten anfieng, lehrte Poetik.

Zu Mailand wurde die Palatinische Schule durch Lehrkanzeln für National-Ökonomie, dann für notarielle Wissenschaft, für Hydraulik und Hydrostatik bereichert. Ebendort wurde in dem Prachtbaue der Brera ein kaiserliches Gymnasium, eine reichhaltige Bibliothek und auch eine Sternwarte errichtet, die der Leitung des bekannten Gelehrten Boscovich**) aus Ragusa übergeben wurde.

Zu St. Alessandro ward ein naturgeschichtliches Museum eröffnet. Damals wurde auch der patriotische Verein zur Förderung der Landwirtschaft und heimischen Industrie in das Leben gerufen und zu seinem Präsidenten Pietro Verri ernannt, welcher von Becca, Carli, Frisi, Parini und anderen geistvollen, dem Fortschritte huldigenden Männern unterstützt wurde.

Von diesem wahrhaft patriotischen Vereine wurde jeder durch Prämien angeeifert, der sich bestrebte, Verbesserungen in was immer für einem Zweige der Landwirtschaft einzuführen, sei es in der Seidenproduction, in der Brotbäckerei oder der Käse-Erzeugung; so wurde auch die Torfgewinnung und Bierfabrication, sowie die Bearbeitung des Flachses gefördert. Für die Veröffentlichung nützlicher Bücher, welche dann unentgeltlich in Verkehr gebracht wurden, waren Preise ausgesetzt. Unter dem Schutze der Regierung entstand ein Verein unter dem Namen „Caffé." Seinem Streben lagen staatswirtschaftliche Reformen und alle möglichen socialen Verbesserungen zugrunde. Derselbe veröffentlichte eine Zeitschrift, welche ebenfalls „Caffé" benannt wurde.

Die Regierung der Kaiserin Maria Theresia, weit entfernt, die Presse einzuschränken, begünstigte dieselbe vielmehr, sobald diese die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und die gedeihliche Entwicklung der Wissenschaften im Auge behielt, indem sie auf diese Weise dem Beispiele ihres erhabenen Vaters Kaiser Karl VI. nachzufolgen bestrebt war, welcher eben in Mailand das großartige Werk Muratori's „rerum italicarum scriptores," das von einer Gesellschaft Adeliger herausgegeben wurde, dadurch förderte, dass er dasselbe von jedweder Censur freistellte, Muratori zum Reichshistoriographen ernannte und seinem Mitarbeiter Argelati den Titel eines kaiserlichen Secretärs mit einem Gehalte von 300 Scudi verlieh.*)

Des Kaisers unsterbliche Tochter Maria Theresia war auf die Förderung der vaterländischen Geschichte bedacht und setzte dem Conte Giorgio Giuliani eine Pension aus, damit er die schon begonnene Sammlung historischer Denkwürdigkeiten fortsetzen konnte.**)

---

*) Siehe Seite 152.

**) Siehe I. Theil, Seite 812.

*) Nach der Nuova Enciclopedia italiana Band II, Seite 517 der 4-ten Auflage überließ Muratori, von dem der ganze Plan zu diesem großartigen Werke stammt, nachdem er über keine genügenden Hilfskräfte verfügte, dessen Ausführung an d'Argelati. Dieser vereinigte hiezu eine Gesellschaft unter dem Namen „Società palatina" gründete mit deren Zustimmung eine Druckerei, deren erste Leistung die Herausgabe des erwähnten Werkes bildete. A. d. H.

**) Außerdem wusste die Herrscherin das Municipium von Mailand zu bewegen, die Fortsetzung

Auf dem wissenschaftlichen Gebiete des Rechtes und der Staatswirtschaftslehre hatte sich Graf Gabriel Verri einen wohlverdienten Namen gemacht. Aus Neid versuchten es jedoch niedrige Ränkeschmiede, ihn in den Augen seiner hohen Gönnerin zu verdächtigen, indem sie durch tückische Auslegung mancher Stellen seiner Schriften dieselben, als angeblich gegen die Regierung gerichtet, darzustellen wussten.

Derlei feige Angriffe scheiterten jedoch an dem hohen Sinne der Kaiserin, sie bestimmten die erlauchte Frau vielmehr, dem verleumdeten Gelehrten eine glänzende Genugthuung zu bereiten, indem sie Graf Verri zum Vicepräsidenten der Rentenkammer ernannte, ihn in der Folge zum kaiserlichen Kämmerer erhob und ihm das Ritterkreuz des St. Stephans-Ordens verlieh.

Epochemachend war zu jener Zeit das Erscheinen des Buches: „Dei delitti e delle pene." (Von den Verbrechen und den Strafen.)

Obgleich von allen menschenfreundlichen Philosophen hoch gepriesen, blieb doch dieses Werk des Cesare Beccaria, welches eine Umwälzung in dem „peinlichen Rechte" hervorbrachte, seitens einzelner beschränkter, jeder Neuerung widerstrebender Geister nicht ungerügt, ja er wurde sogar als ein gefährlicher Träumer hingestellt.

Die einsichtsvolle und jedweder Voreingenommenheit stets unzugängliche Kaiserin ließ sich jedoch hiedurch nicht beirren. Als sie vernahm, dass die Czarewna Katharina II. den ihr von d'Alembert empfohlenen Beccaria nach St. Petersburg eingeladen hatte, beeilte sie sich, ihren Minister Kaunitz zu beauftragen, alles anzuwenden, um den berühmten Gelehrten von der vorhabenden Auswanderung abzubringen. Kaunitz verwendete sich durch die Mailänder Statthalterei in diesem Sinne und indem für Beccaria an der dortigen Universität eine Lehrkanzel für National-Ökonomie errichtet wurde, konnte dem edlen Wunsche der Kaiserin entsprochen und er zurückgehalten werden, zudem wurde er als Finanzrath dem Staatsdienste gewonnen. Bei der feierlichen Eröffnung seiner Vorlesungen hob er hervor, dass die zahllosen Wohlthaten der Kaiserin ihr zu unsterblichem Ruhme gereichen und betonte er, wie sehr sie in hohem Grade die Dankbarkeit der Lombarden verdiene.

Auch dem ausgezeichneten Mathematiker Frisi wurde seitens der Czarewna eine ansehnliche Stelle in St. Petersburg geboten. Doch auch diesen wusste die Kaiserin der Heimat zu erhalten, indem sie ihn zum Professor der mathematischen Wissenschaften in Mailand ernannte. Der Dichter und Philolog Abbate Parini sollte einem Rufe an die zu Parma blühende Universität folgen, um jedoch auch diesen berühmten Dichter an sein engeres Vaterland zu fesseln, wurde er zum Professor der Literatur in Mailand ernannt. Gleichzeitig wurde demselben die Redaction der Amtszeitung unter Enthebung vom Censurszwange anvertraut. Mit dem Minister Kaunitz, der ihn durch viele Beweise von Hochschätzung ehrte, stand er im Briefwechsel und seinen Vorlesungen wohnte des öftern der treffliche Statthalter Graf Firmian bei.*)

Glorreich lebt in der Geschichte Maria Theresias Regierung und jeder wird mit Alfred von Reumont, diesem tiefen Kenner und warmen Schätzer Italiens, bekennen müssen, dass die Lombardei niemals so reich, glücklich, ruhig und blühend war, wie eben damals.

Kaiser Josef II. setzte das civilisatorische Werk seiner Mutter mit Eifer fort. Er gab gerechte Normen, welche feststehende Regeln für die Aussprüche der Gerichte enthielten. Die Regierungsgewalt sicherte er durch eine feste Grundlage. Durch Einführung eines einheitlichen Zolles begünstigte er den Waren-

eines dem Vaterlande so nützlichen und ehrenvollen Werkes mit Geldbeiträgen zu unterstützen. Der kaiserliche Rath für die lombardischen Angelegenheiten Freiherr von Sperges theilte dem Conte Giuliani mit, dass sein Werk die Anerkennung der Kaiserin und des Kaisers, ihres Sohnes, gefunden habe. Indem er den Wert dieses Werkes hervorhob, lobte er namentlich dessen Unparteilichkeit und Unabhängigkeit, welche in der modernen Geschichte so selten anzutreffen sind, mit den Worten: Et quando licebit, nisi in hujus aevi philosophici tum claroluce et sub principibus adeo aequis, veritatem proferre mores et vitia hominum etiam in summa dignitate constitutorum pingere sine fuco? (Und wann wird wohl eine ungeschminkte Schilderung der Tugenden und Laster selbst höchst gestellter Männer gestattet sein, wenn nicht gerade in diesem, vom philosophischen Lichte beleuchteten Jahrhundert und unter so gerechten, wahrheitliebenden Fürsten?

*) Karl Graf Firmian, 1716 zu Deutschmetz in Südtirol geboren, war Bevollmächtigter der Kaiserin Maria Theresia in Neapel, erhielt 1759 den Statthalterposten in der Lombardei, für die er bis zu seinem 1782 in Mailand erfolgten Tode segensreich wirkte. A. d. H.

verkehr. Alle Pfarreien wurden mit entsprechenden Pfründen bedacht und die Religionsfreiheit wurde bewilligt. Häuser für freiwillig Arbeitende wurden eröffnet und mittelst neuer Straßen der Verkehr mit der Schweiz und Venetien erleichtert. Zu Mailand wurden der Palast der Zecca (Münze) und die beiden Theater Canobbiana und Scala erbaut und dem Publicum ward die Annehmlichkeit, in den öffentlichen Gärten lustwandeln zu dürfen.

Einen neuen Zuwachs erhielt auch die Universität zu Pavia, deren gelehrte Professoren von dem hochsinnigen Monarchen wiederholte Beweise seiner Achtung erhielten. Den berühmten Naturforscher Spallanzani lud Se. Majestät zum Besuche in die Reichshauptstadt ein, wo ihm ein ehrenvoller Empfang und reichliche Geschenke zu theil wurden. Auch Volta und Scarpa folgten einer kaiserlichen Einladung nach Wien, wurden dort ebenso in auszeichnender Weise aufgenommen und als sie die Absicht verriethen, auch die Universitäten zu Prag und Dresden besuchen zu wollen, mit allen zur Erleichterung dieser wissenschaftlichen Reise dienlichen Erfordernissen reichlich ausgestattet. Ein wertvolles Denkmal wahrer Staatsweisheit bilden die Maximen, welche Kaiser Josef II. an die Vorsteher der einzelnen Verwaltungszweige über die Behandlung der Staatsgeschäfte erließ:

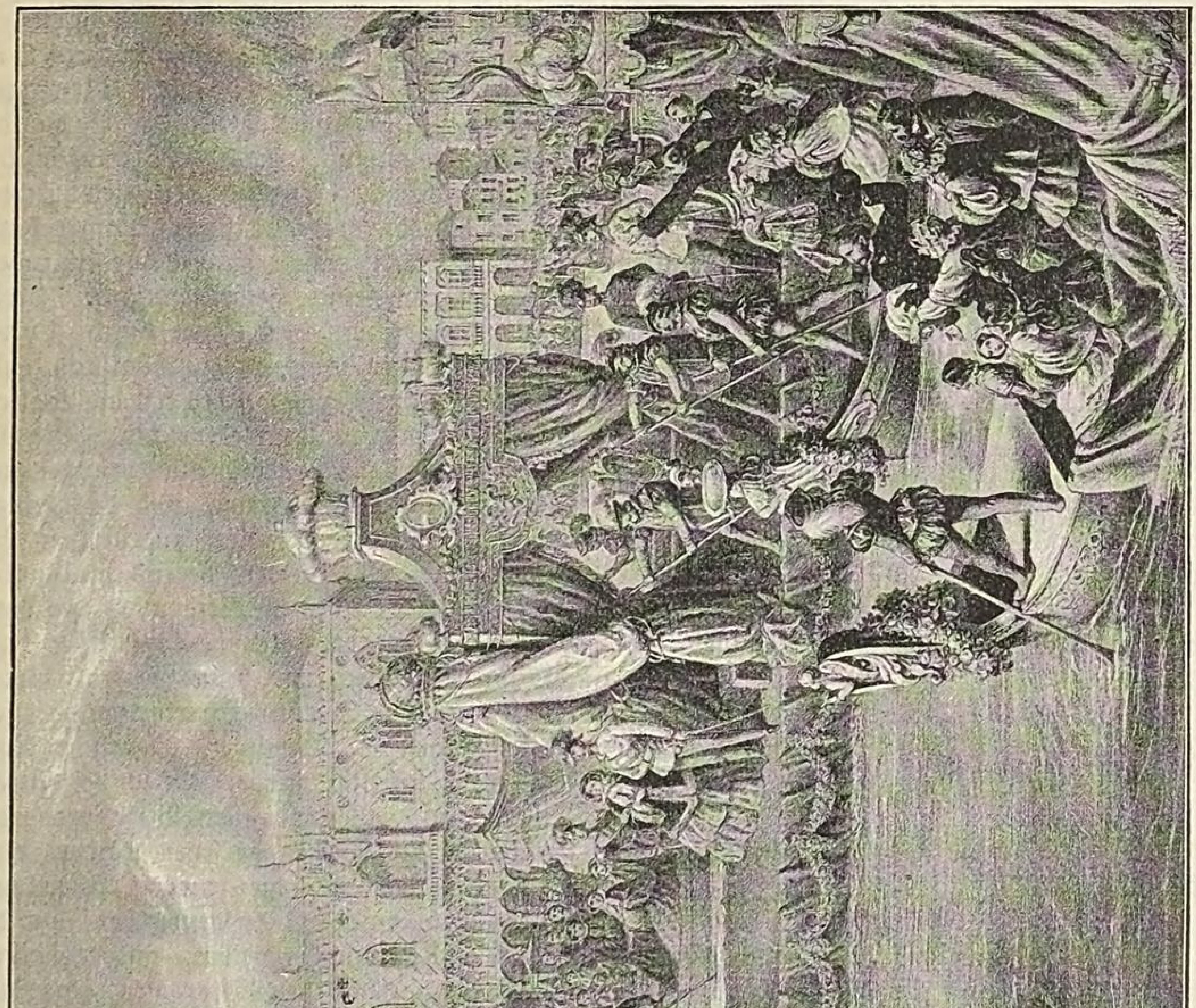
„Beseitigung der Förmlichkeiten und stricte Behandlung der Sache nach ihrem Wesen. Alle, ohne Unterschied der bürgerlichen Stellung, der Nationalität oder des Glaubensbekenntnisses sollten in gleicher Weise gehört werden. Der Fürst soll weder den Staat als sein Eigenthum betrachten, noch aber glauben, dass Millionen von Menschen lediglich für ihn erschaffen seien, sondern solle sich vielmehr als das zu ihrem Wohle von der Vorsehung auserschene Organ betrachten. Ein Minister, der bloß auf die Vermehrung des Einkommens bedacht ist, sei kein guter Staatsdiener. Die Unterthanen hätten nur das unbedingt Nothwendige beizusteuern, nämlich für die Erhaltung der Macht des Staates, die Rechtspflege, die öffentliche Ordnung und für die Verbesserung des Gemeinwesens. Der König solle die Abgaben auf eine die Unterthanen möglichst schonende Weise einheben und über deren Verwendung Rechenschaft geben."

Trefflich schrieb der bekannte freisinnige Geschichtsschreiber Botta über jene Zeit:

„In keinem Lande und zu keiner Zeit stand die Wissenschaft, die ja doch das Leben erträglicher gestaltet und die Literatur, welche es verschönert, in höherem Ansehen als unter Josef II. Ein würdiger Vollzieher seiner Aufträge war Graf Firmian. Er kam in die Lombardei und dieses Land erblühte unter seiner Verwaltung dergestalt, dass, ich traue mir es zu behaupten, die Fabel vom goldenen Zeitalter sich zu verwirklichen schien." *) Aber in der Ungeduld, die der hochherzige Herrscher entwickelte, um seine Unterthanen glücklich zu machen, vielleicht auch durch Vorahnungen seines frühzeitigen Todes getrieben, schritt er in seinen Reformen mit solcher Hast vor, dass nicht immer die Grenzen berücksichtigt wurden, welche die Zeitumstände und localen Verhältnisse vorzuzeichnen schienen. So geschah es, dass indem er in der Lombardei gewissen Körperschaften Privilegien entzog, welche gewissermaßen durch das Alter geheiligt schienen, Unzufriedenheiten hervorgerufen wurden und die Klagen gegen diese Neuerungen als er starb, seinem Nachfolger zukamen.

Der neue Kaiser Leopold II. war ebenso wie sein Bruder von den besten Absichten beseelt und forderte deshalb jede lombardische Stadt auf, je zwei Abgeordnete nach Wien zu entsenden. Graf Pietro Verri, ein Sohn des verstorbenen Grafen Gabriel, richtete an seine versammelten Mitbürger als Dolmetsch der Gesinnungen des Monarchen folgende Ansprache: „Se. Majestät Kaiser Leopold fordert die Unterthanen auf, ihre Bedürfnisse und Beschwerden zu unterbreiten, an den Hof zu kommen und mündlich die erforderlichen Mittheilungen zu machen, um die Sachlage aufzuklären. Eine glänzendere Epoche konnte nicht gedacht werden, seit Jahrhunderten widerfuhr diesem Lande kein so glückliches Ereignis, öffentliche Kundgebungen wurden früher kaum geduldet, wer aber solche dennoch gewagt hätte, würde als Ränkemacher, Unzufriedener und Fanatiker bezeichnet worden sein. Jetzt dagegen ermuthigt man die Söhne zum Vater zu kommen, die Menschen dem Herrscher als Menschen, die Leidenden dem gefühlvollen tugendhaften Monarchen sich zu nähern. Unser wäre die Schuld,

*) Storia d'Italia.



Ankunft Ihrer Majestäten in Venedig am 26. November 1856.
Nach einer Lithographie von V. Katzler.

wenn wir nicht unsere Lage schildern wollten, sie wäre es aber auch, wollten wir durch unzeitgemäße und unbillige Forderungen die allgemeine Sache in Missredit bringen."

Dieser väterlichen Aufforderung wurde entsprochen. Die Abgeordneten brachten den Wunsch des Volkes auf die Wiedereinsetzung der General-Versammlung des Landes vor. Dieses Begehren wurde genehmigt. Kaiser Leopold setzte wieder die Landesvertretung ein und räumte ihr das Recht ein, einen Abgeordneten in Wien zu halten, gewährte ihr Einsicht rücksichtlich der Ausgaben und gab den Gemeinden die Aufsicht über Census, Lebensmittel, Straßen, Gesundheitspflege und die Stadtpolizei zurück. Die Lombarden erwiderten diese Wohlthaten mit verdoppelter kindlicher Liebe.

Aber von nur kurzer Zeitdauer war diese unter so günstigen Aussichten begonnene Regierung!

Kaiser Josef II. starb am 20. Februar 1790 und Leopold II. folgte ihm schon am 1. März 1792 ins Grab. Doch hinterließ er reichliche Spuren der Sorgfalt, mit welcher er das civilsatorische Werk seiner Mutter und seines Bruders fortzusetzen im Begriffe stand.

Kurz vor seinem frühzeitigen Tode gründete er zu Mailand die Schule für die Kupferstecherkunst, welche sodann zu Mailand unter der Leitung des berühmten Longhi und in der Folge unter der des berühmten Malers der Grazien Appiani blühte. Weise Erziehung und die Aufmunterung der kaiserlichen Freigiebigkeit, wirksam unterstützt vom geistvollen und edelmüthigen Protector der Künste, Erzherzog Ferdinand, einem andern würdigen Sohne Maria Theresia's, welcher unter dem Nachfolger und Sohne Leopolds dem Kaiser Franz II. der Leitung der Geschäfte in der Lombardei so lange vorstand, bis den Tagen vollkommener Eintracht zwischen Herrschern und Unterthanen, Tagen wahrer Wohlfahrt, welche in der Weltgeschichte selten sind, die französische Revolution ein Ende machte, indem sie unter dem trügerischen Banner der Freiheit Italien mit ihren beutesüchtigen Scharen überflutete.

Es ist sattsam bekannt, dass die lombardische Bevölkerung nicht nur gegen die republicanischen Bethörungen taub, sondern der patriarchalischen österreichischen Regierung vielmehr anhänglich blieb und sich nicht scheute, den ungleich größeren Streitkräften der französischen Invasion zum Kampfe sich zu stellen.

Ernste aufrührerische Tumulte fanden im Brianzerlande, im Parlezzo- und Menaggiothale statt. Zu Como wurde der Baum der Freiheit beschimpft, was den französischen republicanischen Behörden den gewünschten Anlass bot, die widerspenstigen Massen durch eine Schreckensherrschaft, einzuschüchtern, indem jeder Bürger seine Betheiligung an derlei Kundgebungen mit dem Tode durch Pulver und Blei büßen musste. Zu Mailand fehlte es nicht an Aufläufen, welchen erst die Waffengewalt Einhalt zu thun vermochte. Die Geschichte hat die Blutbäder, Plünderungen und Schändungen, welche Pavia und das eingeäscherte Binasco von ihren angeblichen Befreiern zu erdulden hatten, bereits hinlänglich gebrandmarkt. Über die Stimmung der Lombarden berichtete der politische Commissär Salicetti an das durch ihn beim General Bonaparte vertretene Executiv-Directorium mit folgenden Worten: „Damit die öffentliche Ruhe noch mehr befestigt werde, habe ich den Befehl ertheilt, dass allerorts allen Bewohnern der Lombardei die Waffen entzogen werden, denn niemandem darf man hier trauen. Alle, kaum den zwanzigsten Theil ausgenommen, sind der früheren Regierung zugethan und diejenigen aus ihnen, welche den Franzosen gegenüber Freundlichkeit an den Tag legen, scheinen mir sehr zweideutig, indem sie dieselbe entweder aus Eigennutz heucheln, oder dadurch für ihr früheres Betragen Abbitte thun wollen." Klein blieb die Zahl jener, welche sei es aus berechnendem Ehrgeize, sei es aus materiellen Rücksichten oder weil ihre Phantasie durch die gepredigte Utopien verwirrt worden ist, vor dem mit der Jacobinermütze bedeckten Götzen das Knie beugten. Edel war dagegen die Haltung jener Auserwählten, welche das Wohlwollen der gestürzten Regierung genossen hatten.

General Bonaparte schrieb wenige Tage nach der Besetzung Mailands (24. Mai 1796) an den berühmten Astronomen Oriani *), welcher

*) Von welchem der berühmte Monti in einer seiner Oden schrieb:

Oriani
„Che dell' intatto Urano
Coi numeri segnò le vie secrete."

(Orian, der in Zahlen die bisher unbekannten Wege des Uranus zu berechnen verstand,) indem er

Boscovich in der Leitung der Sternwarte an der Brera gefolgt war, nachstehendes:

„Die Wissenschaften, die den Geist ehren, die Künste, welche das Leben verschönern und die Großthaten, welche der Nachwelt überliefert werden sollen, müssen von den Republiken geehrt werden. Jeder, der sich in Kenntnissen und Wissenschaften hervorthut, ist, mag er wo immer das Licht der Welt erblickt haben, Franzose! Mit Kümmernis habe ich erfahren, dass zu Mailand die Gelehrten nicht die ihnen gebürende Achtung genießen, dass sie in ihrem Studierzimmer und Laboratorium zurückgezogen, sich glücklich schätzen, wenn sie von Priestern und Regenten nicht behelligt werden!

Heute dagegen ist schon alles anders geworden!

In Italien herrscht Gedankenfreiheit, es gibt keine Inquisition mehr, keine Intoleranz und keine theologischen Streitigkeiten. Ich lade die Gelehrten ein, sich zu vereinigen und mir auseinanderzusetzen, wie man den Wissenschaften ein neues Leben und Dasein geben könnte. Wer von ihnen nach Frankreich ziehen will, wird dort mit Ehren aufgenommen werden. Höher schätzt das französische Volk die Erwerbung eines Mathematikers, Malers oder Gelehrten, als die der reichsten Stadt!

Bürger Oriani, erklärt also diese Gesinnungen des französischen Volkes den Lombarden!"

Oriani dagegen erwiderte mit wenigen Worten: „dass die Literaten Mailands nie vernachlässiget wurden und stets sowohl anständigen Unterhalt, als auch die ihrem Verdienste entsprechende Achtung genossen. Wenn auch in dem gegenwärtigen so kostspieligen Kriege die Anweisungen nicht pünktlich gezahlt worden sind, so seien diese Zahlungen doch erst vor wenigen Wochen eingestellt worden, wodurch in vielen Familien ernste Bestürzungen hervorgerufen wurden.

Diesem Übel zu steuern und sie der französischen Republik geneigt zu machen, gebe es somit nur das einzige Mittel, ihnen die Gelder wieder anzuweisen!" Den Schmeicheleien folgten jedoch strenge Verordnungen, man verlangte von allen Beamten den Eid, alle Tyrannen zu hassen. Oriani schrieb dem Bürger Boldironi, Commissär des Executions-Directoriums der cisalpinischen Republik für das Departement von Olona:

„Barnaba Oriani schätzt und achtet alle guten Regierungen, er könne es somit nicht begreifen, wieso es, um die Sterne und Planeten zu beobachten, nöthig sei, dieser oder jener Regierung Hass zu schwören. Im Alter von 23 Jahren sei er von der monarchischen Regierung an der Sternwarte der Brera angestellt worden und habe in dieser Stellung mit den Mitteln, die ihm eben diese Regierung durch 20 Jahre gewährte, seinen Ruf gegründet, er wäre somit der undankbarste der Menschen wollte er nun denjenigen Hass schwören, die ihm nur Gutes erwiesen haben! Er erklärte somit, dass er außer Stande sei, der Regierung der Könige Hass zu schwören, und sich daher dem Gesetze unterwerfen müsse, durch welches ihm für diesen Fall die Leitung der Sternwarte in Mailand entzogen werde. Trotz dieser Strafe werde er jedoch niemals aufhören, dem Wohle seines Vaterlandes die heißesten Wünsche entgegen zu bringen".

Nicht weniger muthig waren auch die Weigerungen anderer von seinen berühmten Collegen, so namentlich die des trefflichen Professors Scarpa. In Anbetracht der Hochachtung, welche nicht nur Italien, sondern welche das ganze gebildete Europa diesen Leuchten der Wissenschaft zollte, wagte es die Regierung jedoch nicht, dieser unsinnigen Verordnung Geltung zu verschaffen.

Parini, dessen Muse sich mit Recht als Vergin di servo encomio e di codardo oltraggio (unbefleckt durch knechtisches Lob und feiger Beleidigung) rühmen durfte, verschmähte es ebenfalls, den neuen Herrschern sich zu beugen. Nachdem er zuerst mit beißender Satyre die Laster der höchsten Kreise gegeißelt hatte, rief er herausfordernd das unverschämte Lärmen der zügellosen Menge hervor. Als er eines Abends einer neuen Theatervorstellung beiwohnte, erhob sich bei einer Stelle, die auf die alte Ordnung der Dinge anspielte, der vorgeschriebene Ruf: „Tod den Aristokraten"; Parini an die Brüstung der Loge tretend, in der er saß, rief aus voller Brust: „Nie-

auf den Ruhm anspielte, den dieser auf dem Felde der Wissenschaften sich dadurch erworben hatte, dass er zuerst die Bahn des von Herschel entdeckten Planeten Uranus zu berechnen imstande war und eine früher unüberwindlich scheinende Schwierigkeit damit bemeisterte, dass er alle nur möglichen Verhältnisse zwischen den sechs Bestandtheilen was immer für eines sphärischen Dreieckes entdeckte.

mandem der Tod.“ Wie bei der donnernden Entladung, die dem Blitze folgte, verstummten plötzlich die Schreier.

Als aber im Sommer des Jahres 1799 die Österreicher im Triumphe wieder in Mailand einzogen, da wollte er, obschon krank und dem Tode nahe, nochmals die Saiten seiner Lyra erklingen lassen, welche schon die Zeiten Maria Theresias und Josef II. huldigend besungen hatte. Er dictierte ein Sonett, welches von dem tüchtigen Lyriker Schulrath Dr. Bekk meisterhaft ins Deutsche übersetzt worden und in einer neuen Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Wohin“ veröffentlicht worden ist. *)

Leider war die Freude des gefeierten Triumphes bloß eine vorübergehende.

Einer rasch vorübergegangenen Restauration folgten 13 schwere Jahre unter dem Drucke jener Gewaltherrschaft, den mehr oder minder die ganze italienische Halbinsel ertragen musste.

Der feurigen Muse Monti's blieb es vorbehalten, die Rückkehr der österreichischen Herrschaft mit einem schwungvollen Gedichte: „il ritorno d'Astrea“ (Die Rückkehr der Astrea) **) zu feiern.

Selten war ein Dichter ein so treuer Dolmetsch des Volkes. Das Andenken an Österreichs väterliche Herrschaft in den Herzen der Lombarden war noch keineswegs verwischt und erhoffte man von ihrer Wiederkehr eine Zeit der Gerechtigkeit und des Wohlstandes. Nunmehr berufen, mit den Venetianern eine einzige Familie zu bilden, fanden sie in dieser Gemeinschaft Gelegenheit, daraus neue und ausgedehnte Vortheile zu ziehen.

Der vortreffliche Kaiser Franz I. wollte Lombardo-Venetien zur schönsten Perle in seiner Krone gestalten, obwohl die klägliche Lage, in der die napoleonische Herrschaft diesen schönen Theil Italiens gelassen hatte, das edelmüthige Vorhaben namhaft erschwerte.

Nach den Berechnungen der französischen Gesellschaft für die allgemeine Statistik aus dem J. 1819 betrug der materielle Schaden welchen die Lombardei durch die französische Revolution erlitten hatte, 288 Millionen Francs, der Venetien zugefügte 172,045,788 Francs.

*) Wien und Teschen. Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska. 1882.

**) Astrea, die Göttin der Gerechtigkeit, welche mit dem goldenen Zeitalter von der Erde verschwand.

Außer den unerschwinglichen Kriegsbeiträgen war der, der Landwirtschaft und Industrie zugefügte Schade ein ganz unberechenbarer, den diese durch die Entziehung so vieler Arbeitskräfte infolge der zu den Waffen gerufenen übergroßen Zahl tüchtiger junger Leute leiden mussten.

Wegen der fast ununterbrochen andauernden Kriegsverhältnisse stockte der Handel gänzlich.

Die nun wiederhergestellte österreichische Regierung traf nun schleunigst Anstalten, das Land aus seiner traurigen Lage zu reißen, ließ jedoch die geschaffenen guten Einrichtungen bestehen. Diejenigen, welche der früheren Regierung, sei es im Militärstande oder in der Civilverwaltung redlich gedient hatten, entfernte sie nicht und berief vielmehr Manche, welche von der früheren Regierung wegen wirklicher Verdienste besonders begünstigt worden waren, in wichtige Stellungen. Die meisten erwiesen sich dieses Vertrauens würdig. In der Armee leisteten treffliche Dienste die Feldzeugmeister Graf Mazzuchelli, Vaccari und FML. Freiherr von Palombini. Vaccari wurde durch seine wissenschaftlichen Werke und durch die Geschichte „der Italiener in Spanien“ berühmt. Mit dem doppelten Mantel des Meineides und der Undankbarkeit befleckte jedoch der General Zucchi seinen Namen.

Graf Ferdinand del Pozzo, ein Piemontese, der unter Napoleon Referent im Staasrathe war, veröffentlichte, nachdem er kurz nach der Restauration die Lombardei besichtiget hatte, eine Schrift unter dem Titel: „Über den Wohlstand, den die Italiener von der österreichischen Regierung erwerben können und müssen.“ Darin sagt er auch: „Franz I. benahm sich gelegentlich der Besitzergreifung der italienischen Provinzen weder wie ein Eroberer, noch wie ein verständnisloser Despot, sondern wie ein aufgeklärter Fürst. Die österreichische Regierung achtete mit Gewissenhaftigkeit alle während der gestürzten Regierung erworbenen Rechte.

Ich erinnere mich, Mailand vor dem Jahre 1820 zeitweilig besucht und den Eindruck empfangen zu haben, dass dort im täglichen Leben viele Freiheit genossen wird. Die Thätigkeit der Polizei war kaum wahrnehmbar, Fremde kamen und giengen, ohne vielen Untersuchungen unterworfen zu sein. Die Mailänder konnten sich versammeln, wann und wo es ihnen beliebte.“

Überall begann man nun Arbeiten zu öffentlichem Nutzen. Man scheute keine Auslagen, um den Handel durch gute Communicationsmittel zu fördern. Für die große Straße von Colico nach Lecco hat man 2,859.000 Lire ausgegeben. Zur Verbesserung der Schifffahrt wurden 3,824.990 Lire verwendet. Die Brücke über den Ticino bei Buffalora wurde mit einer Auslage von 596.776 Lire fertiggestellt. Zur Führung der großen Straße von Chiavenna bis an die Spitze des Splügen wurden 1,369.345 Lire gezahlt, weitere 245.220 Lire kostete die Verlängerung derselben im Graubündtner Gebiete und abermalige 528.000 Lire deren Vollendung. Drei Millionen ungefähr kostete die Straße über das Stilfserjoch, welche Mailand mit Innsbruck verbindet; deren höchster Punkt beträgt 2814 Meter*). Der Plan zu dieser höchsten fahrbaren Alpenstraße wurde vom Ingenieur Dunegona verfertigt. Die Splügenstraße wurde mit jener von Colico verbunden und das Erfordernis hiefür betrug 672.369 Lire.

Für die Dammregulierungen in der Provinz Mantua wurden 5 Millionen und für die Dämme zum Schutze für Casal Maggiore 1,178.357 Lire verausgabt. Keine Auslagen wurden gespart, um Bauten zu errichten, die zur Verschönerung und Bequemlichkeit der einzelnen Städte nothwendig schienen. Wir erwähnen nur nachstehende Daten: „In Mailand wurden zur Vollendung der Prachtarbeiten im Dome bedeutende Geldbeträge bestimmt; 200.000 Lire für ein Taubstummen-Institut, in welchem 24 Freiplätze errichtet wurden. 182.000 Lire wurden auf die Vergrößerung und Verschönerung des Palastes der Brera und 106.300 Lire auf die Vergrößerung der Porta Ticinese verwendet. Wiederholt wurden die Gebäude der Universität zu Pavia restauriert und erweitert, so dass in den zwei ersten Jahrzehnten das Erfordernis für deren Wiederherstellung auf 270.141 Lire sich belief. Zur Sicherung der Erhaltung der berühmten Murazzi in Venedig wurden 2,700.000 Lire verausgabt und für die gewöhnlichen Arbeiten ein Bestreitungsfonds von 150.000 Lire errichtet. Sattsam bekannt ist es, wie sehr sich die kaiserliche Regierung um die Erbauung von Eisenbahnen im lombardisch-venetianischen Königreiche bemühte und darin allen übrigen italienischen Staaten vorangieng.

Der Tag, an welchem der Vicekönig Erzherzog Rainer feierlich den ersten Stein zum Baue der Eisenbahn Mailand-Venedig legte, gestaltete sich zu einem wahren Volksfeste. — Zur Vollendung dieser Bahnstrecke erbaute man jene prachtvolle Brücke, welche die Königin der Adria mit dem Festlande verbindet. Während einestheils diese Arbeiten den ärmeren Classen des Volkes Beschäftigung gaben, nahmen zahlreiche Wohlthätigkeits-Institute Greise und Waisen auf. Mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt beaufsichtigte der Vicekönig derlei Anstalten und die Vicekönigin Erzherzogin Maria Elisabeth, eine geborene Prinzessin von Savoyen, war allen Armen, Kranken und Waisen eine bekümmerte Mutter.*) Besonders Venedig bot dem erleuchteten Kaiser Franz I. ein weites Feld des Wohlthuns.

Die napoleonische Verwaltung hatte 44.000 Hilfsbedürftige (etwa die Hälfte der damaligen Gesammtbevölkerung hinterlassen) die, um zu leben, unterstützt werden mussten.

Die durch Humanität der Venetianer geschaffenen Hospizien verfielen infolge der Sorglosigkeit der französischen Regierung.

In den ersten 7 Jahren allein verwendete der Kaiser zu deren Wiederherstellung 4,393.449 Lire. Überdies nahm die Staatsverwaltung die Gebäranstalten und jene für ausgesetzte Kinder in eigene Regie, ebenso wie sie es mit den Irrenhäusern gethan hatte und diese Anstalt kostete in einem Jahrzehnt 4,022.401 Lire. Als im Jahre 1826 der Typhus in der Stadt heftig auftrat, wurde auf Staatskosten ein Krankenhaus errichtet und

*) Nach Föhner's geographischem Taschenbuche Olmütz 1884, Seite 92) 2797 *m* hoch.

*) Eine Einrichtung, die das materielle und moralische Wohl der Bevölkerung wesentlich förderte, war das Institut der Sparcasse, welches auch der wohlwollenden Aufmerksamkeit der Regierung nicht entgieng und unterm 12. Juni 1823 wurden vom Präsidenten des lombardischen Guberniums, dem Grafen Julius Josef Strasoldo, die einschlägigen erforderlichen Verordnungen erlassen. Während seiner Amtswirksamkeit ist auch zu Mailand mit dem Baue des prachtvollen Spitals der „barmherzigen Schwestern" und nach dessen Vollendung mit dem des Amphitheaters in der Arena begonnen worden. Wohlverdienter Weise wurde dem daselbst 1830 gestorbenen Grafen Strasoldo in der Kirche von Santa Maria della passione ein Denkmal errichtet.

die Anordnung getroffen, dass jene Kranken aus den ärmeren Classen, welche in den Spitälern keine Aufnahme mehr finden konnten, täglich mit Suppen betheilt wurden. Das Industriehaus wurde in Thätigkeit gesetzt, so dass darin binnen wenigen Monaten über 2000 Menschen Arbeit finden konnten.

Zur Hebung des Handels wurden die Zölle vermindert, die Manipulations-Vorschriften vereinfacht und Subventionen vertheilt und endlich wurde allen diesen Vorkehrungen dadurch die Krone aufgesetzt, dass der Monarch im Jahre 1830 Venedig als Freihafen erklärte.

Für Marine-Cadetten wurde zu Venedig ein Collegium und zu Mailand eine Normalhauptschule errichtet. Dem daselbst bereits bestehenden königlichen Gymnasium wurde ein zweites hinzugefügt. Dort, wo das ausgedehnte Kloster „della salute" steht, wurde mit großem Kostenaufwande das Priester-Seminar (Seminario patriarcale) errichtet, welches sowohl wegen seiner Einrichtung und der Vielseitigkeit der Studien füglich ein Lyceum genannt werden konnte. Man versah es mit einer reichen Bibliothek und wissenschaftlichen Sammlungen.

Durch die Großmuth Kaiser Ferdinand I. wurde in Venedig eine Einrichtung geschaffen, die in ganz Europa einzig dasteht, das General-Archiv in dem alten Kloster „ai Frari." Es umfasst 1500 Special-Archive, welche die Haupt-Archive der zahlreichen Behörden der venetianischen Republik, der religiösen Körperschaften und der nach dem Sturze der Republik bis jetzt einander gefolgten Verwaltungen enthalten. 198 Säle sind mit Manuscripten gefüllt, von denen eines sogar aus dem Jahre 887 datiert. Ein unerschöpflicher Schatz für historische und statistische Forschungen. Wie sehr die kaiserliche Regierung das Unterrichtswesen sich angelegen sein ließ, beweist die Sorgfalt, mit welcher dasselbe an den beiden Universitäten Pavia und Padua gefördert wurde, sogar zu einer Zeit, wo anderen italienischen Hochschulen die Gunst ihrer Regierungen wegen der politischen Wirren entzogen wurde. Diesem Vorgehen ließ ein gelehrter deutscher Schriftsteller, ein keineswegs zweifelhafter Freund des modernen Italiens, in einer geschichtlichen Abhandlung, welche er in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte, volle Gerechtigkeit widerfahren: „Padua und Pavia wurden durch die fremde Landes-Regierung, welche es als ihre Aufgabe erkannte, den Unterricht auf ihren italienischen Universitäten auf gleicher Höhe wie auf den anderen Hochschulen der österreichischen Monarchie zu erhalten, vor der Versumpfung bewahrt, in welche die im Süden der Halbinsel gelegenen Universitäten versunken waren. (Die italienischen Universitäten in der Vergangenheit und Gegenwart vom F. J. Allgemeine Zeitung 1883, Blg. 326.)

In keinem Kronlande der österreichischen Monarchie wurde dem National-Gefühle hinsichtlich der so schwerwiegenden und heiklen Sprachenfrage in höherem Maße Rechnung getragen, als im lombardisch-venetianischen Königreiche. Verwaltung, Justiz, untere, mittlere und höhere Lehranstalten, alles stand durchaus auf italienischem Fuße. Die kaiserliche Regierung ließ es sich sogar angelegen sein, außer dem obligatorischen Unterrichte, das Studium der italienischen Sprache ganz besonders zu fördern, indem sie die Verbreitung italienischer Classiker begünstigte und zwar derart, dass sogar manche von ihnen, welche in den übrigen italienischen Staaten von der Censur verpönt wurden, zu Mailand oder Venedig anstandslos in Druck erscheinen durften.

Den um die Wissenschaft verdienten Männern mangelte es niemals an Zeichen kaiserlicher Gunst. Franz I. behandelte Volta und Scarpa, welche auch in ihren alten Tagen noch thätig blieben, mit derselben Hochachtung, die zu Anfang ihrer glorreichen Laufbahn der unsterbliche Josef II. ihnen gezollt hatte. Als dem verblichenen Volta in seiner Vaterstadt Como ein Denkmal auf dem Hauptplatze gesetzt wurde, wohnte dieser Feier der Statthalter der Lombardei, Graf Hartig, mit dem, einem Stellvertreter des Kaisers geziemenden Prunke bei. Ehren wurden auch dem berühmten Mathematiker und Astronomen Carlini, dem Nachfolger Oriani's, in der Leitung der Sternwarte von Mailand zutheil. Der Venezianer Adriano Balbi durch seine vielfachen und hervorragenden geographischen und statistischen Arbeiten rühmlichst bekannt, wurde in verschiedener Weise durch Anerkennungen angeeifert, schließlich als kaiserlicher Rath mit dem entsprechenden Gehalte nach Wien gerufen und mit dem Orden der 3. Classe ausgezeichnet.

Als er am 14. März 1848 starb, gehörte er auch zu den 40 Mitgliedern der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Selbst Monti, der doch Napoleons Thaten besungen hatte, wurde hochgeschätzt. Ferrario erhielt von Kaiser Franz I. 40.000 Francs, damit er das berühmte Werk „il costume antico e moderno di tutti i popoli“ (Alte und neue Trachten aller Völker) veröffentlichen konnte. Auch andere Werke verdankten der kaiserlichen Gunst ihr Erscheinen. Besonders erwähnenswert ist die „Biblioteca italiana“ eine literarisch-wissenschaftliche Zeitung, welche von einem Gelehrtenvereine zu Mailand herausgegeben wurde.

Der tüchtige Maler Motteni und der Bildhauer Marchesi wurden mit besonderen Aufträgen beehrt und durch ansehnliche Auszeichnungen belohnt. Ein großmüthiger Beschützer der Künstler blieb immer der mehrerwähnte Vicekönig Erzherzog Rainer. Nicht weniger als die schönen Künste, lagen ihm aber auch die Wissenschaften am Herzen, von denen er selbst einige mit Liebe und Verständnis pflegte. Für den botanischen Garten in der königlichen Villa zu Monza, verausgabte er bedeutende Summen. Die von ihm entdeckte Quelle kalten Schwefelwassers am Fuße des Hügels Arqua, ein wegen Petrarca's Grab viel besuchter Flecken, wurde nach ihm „Raineriana“ genannt.

Der Unterricht in den Mittelschulen ließ nichts zu wünschen übrig.

Mailand hatte 2 Lyceen und 2 Gymnasien und wie Venedig eine Normalhauptschule. Verona besaß ein Lyceum und 3 Gymnasien, Vicenza ein Lyceum und 2 Gymnasien. Ein Lyceum und zwei Gymnasien bestanden in Lodi, Como, Bergamo, Brescia, Mantua, Udine. Jede andere Stadt hatte je 1 Gymnasium. Zur angemessenen Bildung jener, welche den Universitätsstudien sich nicht unterziehen wollten, wurden in Lombardo-Venetien Realschulen errichtet, eine sehr nützliche Einrichtung, welche in anderen Theilen Italiens unter dem Namen technischer Schulen nachgeahmt worden ist.

Was das Volksschulwesen, wie es im Lombardo-Venetianischen und ebenso in den übrigen Provinzen der österreichischen Monarchie bestand, anbetrifft, so waren die anderen Staaten im Vergleiche zu diesem in keiner Weise zu beneiden. Eine Thatsache die sogar die französischen Statistiker zugeben mussten, unter welchen Karl Dupin im Jahre 1827 schrieb: L'instruction des états autrichiens est beaucoup plus développée, je ne dis pas que la nôtre, ce serait trop peu dire, mais que celles de presque tous les peuples de l'Europe.“ Forces productives et commerciales de le France — Paris, 1827. Bd. I. S. 52. („Das Volksschulwesen ist in Österreich bedeutend entwickelter, als, ich will nicht eben sagen, bei uns, denn das hieße wenig gesagt haben, aber als in fast allen anderen Ländern Europas.“)

Der berühmte de Gerando gab in seinem Berichte über den Stand des Volksschulwesens in Frankreich, welchen er dem Vereine für elementaren Unterricht in der Sitzung vom 31. März 1831 vortrug, nachstehende Daten über den Stand des Unterrichtes in Frankreich, gegensätzlich jenes in der Lombardei: „In Frankreich besaßen die 37.263 Gemeinden im ganzen bloß 22.092 Volksschulen, über ein Drittheil des Landes hatte somit keine. Von den 2234 Gemeinden der Lombardei hingegen hatten (zu jener Zeit) bloß 117 Gemeinden keine Schulen, somit nicht mehr als $^1/_{20}$ Theil des Landes. In ganz Frankreich besuchten 1,116.779 Kinder die Schule, also ein Dreißigstel der Gesammtbevölkerung, in der Lombardei hingegen waren 177.892, $^1/_{13}$ Theil der ganzen Bevölkerung eingeschult.

Frankreich hielt 28944 Lehrer, während die Lombardei deren 3.378, somit im Verhältnisse die doppelte Anzahl besaß. Der französischen Regierung beliefen sich die Gesammtkosten für den Volksunterricht auf 1,500.000 Lire, während die österreichische hiefür in der Lombardei allein 2 Millionen verausgabte.

Neben dem Collegium für Marine-Cadetten zu Venedig, bestand zur Pflege militärischer Erziehung und Bildung ein Collegium für Cadetten zu Mailand und außerdem ebendort die Militär-Schule von St. Lucas, welche zur Unterbringung von Söhnen der Officiere italienischer Regimenter bestimmt war.

Dem im Jahre 1801 zu Mailand gegründeten militär-geographischen Institute wurde seitens der österreichischen Regierung besondere Sorgfalt zutheil. Dasselbe veröffentlichte vorzügliche Karten und bildete treffliche Zöglinge.

Die Thierarzneischule in Mailand wurde einer der ersten in Europa und lieferte den übrigen Theilen Italiens vorzügliche Thierärzte.

Unter dem Schutze der Regierung erblühte das Musik-Conservatorium und erwarb sich unter den Kunstinstituten dieser Art den ersten Rang.

Nicht weniger als alle übrigen Einrichtungen erfreute sich das israelitische Institut zu Padua der besonderen Sorgfalt des Staates. An diesem versammelten sich die jungen Israeliten von fast ganz Italien, um dort den höheren Studien ihres Cultus zu obliegen und nicht genöthigt zu sein, die Universitäten zu besuchen.

Bei der Auswahl der Studien-Leiter und Professoren, unterwarf die Regierung deren politische Anschauungen niemals mit ängstlicher Strenge einer Prüfung. Von anderen gar nicht zu reden, erwähnen wir beispielsweise nur den Francesco Ambrosoli, der zur Zeit als die 1859-er Katastrophe hereinbrach, Leiter der Schulen in der Lombardei war.

Nach allem, was in Kürze erzählt wurde, wird jedermann begreifen, dass selbst beim größten Aufwallen der politischen Leidenschaften, selbst von erklärten Feinden Bekenntnisse gemacht werden konnten: „Carlo Vitalliani aus Brescia, welcher emigriert war, schrieb im Jahre 1851, dass die Studien in den italienischen Provinzen Österreichs unvergleichlich vorgeschrittener waren, als in den übrigen Staaten Italiens“ L'ancora d'Italia. (Der Anker von Italien.)

Trotzdem gab es noch gewissenlose Schriftsteller, welche Österreich mit dem Makel des Obscurantismus besudeln wollten.

Was wurde nicht gegen das Gesetzbuch geeifert, welches die wieder hergestellte österreichische Regierung an Stelle des „code Napoléon“ setzte! Doch konnte kein Land sich eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches rühmen, das gleich dem Österreichischen das Ergebnis langjähriger ununterbrochener Studien war, welche noch vor der Annahme der Prüfung, durch die gelehrtesten Rechtsgelehrten und ersten Universitäten unterworfen worden sind!

Es ist hinreichend bekannt, dass die Sammlung des Gesetzbuches von der Kaiserin Maria Theresia einer juridischen Commision, unter dem Vorsitze Azzoni's, im Jahre 1753 anvertraut, dass als diese Arbeit der Kaiserin zu verwickelt und weitläufig schien, das Operat dem Professor Horten zur Vereinfachung übergeben worden ist. Von Ritter von Kees und vom Freiherrn von Martini wurde nur der I. Theil im Jahre 1786 veröffentlicht und Kaiser Josef II. ließ ihn vor Herausgabe desselben für die ganze Monarchie probeweise nur für Galizien einführen. Gestützt auf diese theilweise Erprobungen, wurden die Studien weiter fortgesetzt und gleichzeitig die Untersuchungen, welchen der französische Codex unterworfen wurde, verwertet, und endlich am 5. Juni 1811 das ganze bürgerliche Gesetzbuch nach der von dem Hofrathe Edlen von Zeiller*) vorgenommenen und giltigen Ausarbeitung verlautbart. Der französische Rechtsgelehrte Pardessus sagte: „Das österreichische bürgerliche Gesetzbuch sei weniger weitschweifig, bedeutend vollkommener und methodischer als das französische „Journal des savants“ („Zeitung für Gelehrte.“) — October, 1842.

Das Strafgesetzbuch und die Strafprocess-Ordnung wurden als grausam bezeichnet, während doch ersterer namentlich rücksichtlich der Majestätsverbrechen vom Napoleonischen an Strenge weit übertroffen wird.

Anbelangend die Strafprocess-Ordnung bieten die zur Erhärtung der Anklage bestehenden Normen dem Angeklagten einen weit größeren Schutz als die französische, welche der Anschauung des Richters einen zu großen Spielenraum lässt. Mit großer Heftigkeit griff man den Ausspruch der zuständigen Gerichte an, welche in Gemäßheit des Gesetzes in dem Jahre 1820—21 gegen jene Parteigänger, welche von den aufständischen Truppen des nahen Piemonts, unterstützt eine Revolutionierung der Lombardei und Venetiens bezweckten, erflossen ist.

Diese Rebellen wurden als Märtyrer des Vaterlandes hingestellt und die über sie verhängten Strafen wesentlich übertrieben, doch geschah keine Erwähnung von den kaiserlichen Gnaden, durch welche, wenn sie angerufen wurden, gerne alle Strafen gemildert und verkürzt wurden.

---

*) Siehe I. Theil, Seite 884—85.

Nun folgte eine Reihe zahlreicher Gnadenbezeigungen, bis endlich der gütige Kaiser Ferdinand I. gelegentlich seiner Krönung als König der Lombardei und Venetiens die allgemeine Amnestie verkünden ließ.

Dieser Gnadenact des Monarchen wurde von Freudensalven und Betheuerungen ewiger Dankbarkeit begrüßt. Lobhymnen sang man dem neuen Titus, man beklagte die früheren Verirrungen und gelobte künftighin sich jedweder Verführung zu verschließen. Kaum aber war ein Jahrzehnt verstrichen, so fanden jene vom Auslande kommenden Versuchungen, wirksam unterstützt von der auf der Halbinsel herrschenden allgemeinen Gährung und von der schon viele Jahre früher vergeblich erwarteten mächtigen Förderung einer nachbarlichen Regierung, dennoch ein williges Ohr. Mit Waffengewalt musste der rechtmäßige Herrscher das aufständische Land zurückerobern. Obschon nicht verdient, hörten dennoch die kaiserlichen Milden nicht auf, Lombardo-Venetien hatte keine blutige Reaction. Die dem Sieger von Custoza Feldmarschall Graf Radetzky, in welchem als wahren Helden Menschlichkeit und Tapferkeit gleichzeitig innewohnten, anvertraute militärische Ausnahms-Regierung, verfolgte Niemanden wegen seines früheren politischen Betragens. Sobald die Emigranten schwuren, dem Gesetze Gehorsam zu leisten, war ihre straflose Rückkehr in das Vaterland gesichert. Obgleich erobertes Land, wurde diesen Provinzen dennoch die Möglichkeit nicht genommen, von den freien Einrichtungen, welche der Kaiser den anderen Ländern gewährte, ebenfalls Gebrauch zu machen. Aber trotzdem machten böswillige Einflüsterungen gegen jede pflichtgemäße Unterwerfung die aufgeregten Gemüther widerspenstig.

Geheime Verschwörungen forderten die ganze Strenge der Gesetze heraus. Als Antwort ertönte hierauf der Aufschrei gegen die Henker Italiens!

Als im Februar 1853 zu Mailand ein Aufstand ausbrach, der ohne Blutvergießen nicht gedämpft werden konnte, musste die Regierung die Erfahrung machen, dass jener Putsch, ebenso wie die beständige Aufregung, in denen sich das Land befand, durch die Überläufer und Emigranten aus dem Jahre 1848 wirksam unterstützt und genährt wurden. Alle diese Flüchtlinge fanden in Piemont gastliche Aufnahme und diejenigen unter ihnen, welche Güter in der Heimat besaßen, verwendeten häufig den größten Theil ihrer Einkünfte zur Unterstützung dieser frevlerischen Bewegung.

Es wurden deshalb deren Güter mit Beschlag belegt und diese Maßregel wurde Österreich als Eingriff in das Eigenthumsrecht ausgelegt, während deren Anwendung durch eine andere Regierung als Schutzwehr gegen derartige schwere Missbräuche angesehen worden wäre.

Ungeachtet diesen immerwährenden Aufreizungen durch seine inneren und äußeren Feinde, bewahrte Österreich stets eine würdige und maßvolle Haltung. Es ließ den Zutritt zu einer vollständigen Versöhnung stets offen und thatsächlich glaubte sich der bessere Theil der Bevölkerung Lombardo-Venetiens sich am Vorabende eines solchen Glückes, als Kaiser Franz Josef I. im Begriffe mit seiner erhabenen Gemahlin in ihrer Mitte zu erscheinen, am 8. November 1856 die wichtige Institution der Central-Congregationen wieder einsetzte, indem er denselben noch neue Machtbefugnisse hinzufügte. Wie viele andere edle Gnadenhandlungen folgten nicht während des kurzen Aufenthaltes des erlauchten Paares zu Venedig und Mailand, diesem Unterpfande kluger und einsichtsvoller Würdigung der Wünsche des Landes durch den edlen Monarchen! Amnestie für jene Unterthanen des Königreiches, welche wegen Hochverrath, Majestätsbeleidigung, Störung der öffentlichen Ruhe, Empörung und Auflehnung verurtheilt worden sind. Die wegen solcher Verbrechen im Zuge befindlichen Processe wurden eingestellt. Venedig und den Gemeinden des Estuario*) wurde die noch restliche Summe per 13,052.000 Lire von der Schuld gegen den Staat, wegen des von der Republik der Jahre 1848—49 ausgegebenen Papiergeldes nachgelassen. Ein Jahresbeitrag von 20.000 Gulden wurde für die Restaurierungen der Basilica von St. Marcus bestimmt. Zu Mailand wurde für die Arbeiten am Dome von St. Ambrosius ein Fond von 30.000 Lire jährlich gewährt und für die kaiserlichen Theater eine einmalige Zahlung per 300.000 Lire gestattet. Der Stadt Como

*) Estuario ist das Inselgebiet in den Lagunen bei Venedig.

wurden 300.000 Lire zu den Arbeiten am neuen Hafen gespendet. Den Gemeinden der Provinz Sondrio wurde der Betrag von 110.082 Gulden gänzlich nachgelassen, welche Summe diese für das National-Darlehen unterzeichnet hatten. Zur Linderung der durch die Traubenkrankheit in der Provinz Brescia verursachten Schäden wurde ein Steuernachlass im Betrage von 400.000 Lire bewilligt, den durch den Bruch der Dämme des Po geschädigten Besitzern gewährte man eine Million Lire.

Dem Mailänder Municipium schenkte Se. Majestät eine große Summe, um dem berühmten Maler Leonardo da Vinci ein Denkmal zu setzen und beauftragte den besten Künstler mit der Restaurierung seines „letzten Abendmahles." Er kaufte den Karton Appiani's „Apollo mit den Musen" vorstellend und beschenkte damit die Gemäldesammlung der Brera. Wegen der nothwendig gewordenen außerordentlichen Garnisons-Vermehrung rückerstattete er dem Mailänder Municipium 1 Million als Ersatz für die bewirkten Kasernbauten. Diesen glänzenden Beweisen väterlicher Liebe gesellte sich noch hinzu, dass der Monarch seine Anwesenheit in Lombardo-Venetien ausschließlich nur zur Prüfung der öffentlichen Interessen verwendete. Er besuchte die Kanzleien der einzelnen Verwaltungszweige, erkundigte sich genau um den Gang der Geschäfte und empfahl den Beamten wärmstens schleunige Erledigung der Agenden und die strengste Gerechtigkeit. Zu Venedig erblickte der Kaiser auf dem Tische eines höheren Beamten einen schon Jahre auf die entgiltige Entscheidung harrenden Verhandlungsact und befahl ihm die rascheste Entledigung desselben. Nach etlichen Tagen wollte sich der Kaiser persönlich überzeugen, ob seiner Weisung entsprochen wurde und da er den Act nach wie vor unerledigt fand, gab er dem Beamten das Allerhöchste Missfallen mit dem deutlichen Zusatze kund, dass er sich beeifern möge, seine Pflicht zu thun, wenn er ernsten Unannehmlichkeiten vorbeugen wolle. In allen wohlthätigen Zwecken dienenden, in den wissenschaftlichen, künstlerischen oder gewerblichen Anstalten hielt sich der Kaiser mehrere Stunden auf, überall nach deren Bedürfnissen und Anforderungen sich erkundigend. In den Audienzen wurde der geringste Unterthan nicht weniger huldreich angehört, als der vornehmste Edelmann.

In den Antworten Seiner Majestät auf die unterschiedlichen Ansprachen der Körperschaften, erkannte man den Vater, der Allen Alles war.

Dem Präsidenten der lombardischen Central-Congregation erwiderte der Kaiser: „Der Wohlstand und die Blüte jener Provinzen liegen ihm ungemein am Herzen und wolle er sie auf jede Weise fördern; hiezu sei nöthig, dass die Unterthanen Vertrauen zu dem Monarchen und seiner Regierung haben, die Deputierten mögen den Muth haben, offen zu erklären, dass sie mit der Regierung im guten Einvernehmen handeln, was immer auch im Auslande darüber gesagt und geschrieben werden möge. Die Lombarden mögen treue, sie mögen gute und anhängliche Unterthanen sein und der Wohlstand des Landes werde, so Gott will, erreicht werden!" Schon genug hatte er gethan, um das Vertrauen seines Volkes zu erringen, nun wollte er dasselbe aber noch durch ein neues Unterpfand fesseln. Eine Allerhöchste Entschließung vom 28. Februar des folgenden Jahres hob die militärische Regierung im lombardisch-venetianischen Königreiche auf und ernannte den Bruder Sr. Majestät, den Erzherzog Maximilian Ferdinand zum General-Gouverneur desselben, indem er ihm schrieb: „Um meinen Unterthanen des lombardisch-venetianischen Königreiches einen Beweis meiner unaufhörlichen Sorgfalt für ihr Wohlergehen zu geben, habe ich mich im Vertrauen auf Ihre stets bewiesene hohe Erfahrung bestimmt gefunden, Euer Liebden zum Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreiches zu ernennen und mit allen Machtbefugnissen meines Stellvertreters auszustatten, damit Sie Ihr Mandat in diesem Königreiche in würdiger Weise erfüllen können, damit Sie wirksam in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung den regelmäßigen Gang und die pünktliche Erledigung der Geschäfte überwachen, die Bedürfnisse der geistigen und sittlichen Entwicklung des Landes wahrnehmen und rechtzeitig die thatkräftige Anregung zu den möglichen Maßregeln und Vorkehrungen zu geben imstande sind. Sie werden abwechselnd zu Mailand und zu Venedig residieren. Ich verpflichte Sie, diese Machtbefugnisse, die ich Ihnen anvertraue, zu meinem Dienste und dem Wohle des Landes, dessen Wohlstand mir sehr am Herzen liegt, zu verwenden!"

Diesem jungen Fürsten gieng der wohlbegründete Ruf eines aufgeweckten Geistes, erhabener Gesinnungen und gründlicher Kenntnis der Zeiterfordernisse vor. Als solcher ist er von Allen, die ihn kannten, geschildert worden und seine Liebenswürdigkeit sicherte ihm die allgemeine Zuneigung. Gerne unterhielt er sich mit erleuchteten Männern, er forderte sie auf, ihre Meinungen freimüthig zu bekennen und ihn von den wahren Gesinnungen des Volkes zu unterrichten.

Man wusste dies im Lande; aber nunmehr überwog der absichtliche Widerstand, durch ausländische Versprechungen angeeifert, und diese wollten um jeden Preis die Unzufriedenheit.

Der vernünftigere Theil der Bevölkerung im Königreiche war allerdings in der Mehrzahl, wurde aber dennoch von einem Netze des geheimen Revolutionscomités umgeben und durch Drohungen derart eingeschüchtert, dass er schließlich ihren Vorschriften folgen musste. Keine Zugeständnisse der Regierung sollten mehr angenommen werden, wer von einem Ausgleiche zu reden wagte, wurde in den Bann gethan. Man wollte strenge Maßregeln hervorrufen, um neue Schmerzensschreie erschallen lassen zu können.

Diese Thatsache, wiewohl sie doch eigentlich der natürlichen Ordnung der Dinge widerstrebt, dass nämlich die Minderzahl über die Mehrzahl sich erhebt, kommt fast auf jedem Blatte unserer Zeitgeschichte vor.

In wenigen Worten erklärte dies im italienischen Parlamente (Sitzung vom 28. November 1880) Minghetti, der gewesene Minister des Papstes Pius IX. und des Königs Victor Emanuels, welcher einer der Hauptbegründer des gegenwärtigen Italiens war, indem er sagte: „Geschichte und Erfahrung haben uns leider gezeigt, dass manchmal eine verwegene Minderzahl, wenn sie auch noch so klein war, dennoch eine ungeheure Mehrzahl überwältigt habe. Sie werden mir erwidern die Bürger hatten die Pflicht sich ihnen zu widersetzen! Sie sollten es auch, wenn aber die Parteien wohlorganisiert sind, ist da etwa ein freiwilliger Widerstand leicht? Will ein Familienvater oder ein Mann, der seinen eigenen Geschäften nachgeht, sich dem aussetzen, als Feind des Volkes geziehen, verleumdet, verfolgt und bedroht zu werden? Ihr dürft nicht von der Mehrzahl der Menschen Heldenmuth erwarten!"

Mit dem Jahre 1859 begann der Sieg dieser langwierigen Umtriebe, das Jahr 1866 sah ihn vollbracht.*) Als gute Österreicher können wir unseren getrennten Brüdern in Italien für die Zukunft nur Frieden und Wohlergehen wünschen. Eines jedoch verlangen wir von ihnen, sie mögen niemals eine Vergangenheit verwünschen, um welche sie die größten Culturvölker beneiden können.

Blasius Ritter von Fraxola,

Aus dem Italienischen übersetzt von
Cäsar Grafen Strasoldo-Grafenberg.

*) Früh oder später pflegt die Zeit übrigens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hievon finden sich neue Beweise in gewissen auffallenden Geständnissen der italienischen Presse. Es werden sogar die einst so verwünschten Tage der Fremdherrschaft in Erinnerung gebracht, um daraus Vergleiche anzustellen, die für die Begründer der so lange ersehnten Freiheit nichts weniger als günstig klingen. So entnehmen wir z. B. einer nicht mehr erscheinenden republikanischen Zeitschrift in Rom „Il Dovere" (Die Pflicht) die folgende Stelle: „Es ist allbekannt, dass die österreichische Verwaltung mancher anderen, wenigstens der piemontesischen stets überlegen war. Die Lombardei und Venedig erfuhren dies zur Genüge, als sie im Jahre 1860 und 1866 von der einfachen, aber correcten Organisation der österreichischen Verwaltung in die Verworrenheit der piemontesischen Bureaukratie gestürzt wurden, welche dann in der Folge gerne oder ungerne alle anderen italienischen Provinzen annehmen mussten."
(Il Dovere vom 2. März 1884.)

Gräfin Therese Brunswick von Korompa,*)
Gründerin der ersten Kleinkinder-Bewahranstalt in Wien.

Sie hat kein Haus gebaut; sie hat kein Buch geschrieben; ein eigenes Kind zu erziehen war ihr nicht beschieden. Auch der Politik, die während ihrer Jugendzeit, und während des einsamen Abendganges ihres eigenen Lebens, so viele Frauen verschiedener Länder berühmt machte, ist sie fern geblieben. Den Triumph, in Gesellschaften zu glänzen, hatte sie stets verschmäht. Ihre Schönheit war auch zu ernster Art, um nach einem Preis zu ringen, für den ihr selbst der Einsatz an Zeit zu kostbar erschien.

Wer sie nicht kannte, fragt hier mit Recht: Nun dann?

Ein großer Künstler, der zugleich ein hochgebildeter, welterfahrener Mann und ein Menschenkenner war, mag Antwort geben. Ich citiere ihn fast wörtlich.

Peter von Cornelius stand an seiner Staffelei und zeichnete an seiner, für das Campo santo des Berliner Doms bestimmten Pietà. Es war ein Jahr vor seinem Tode. Er war innerlich schon so der Welt entfremdet, dass er oft tagelang mit keinem Menschen ein Wort sprach. An einem solchen ungünstigen Tage trafen wir ihn. Auch beantwortete er die Begrüßung meiner Freunde mit einem kaum merklichen Kopfnicken; von meiner Vorstellung nahm er nicht die geringste Notiz.

Da sagte C.... „Unsere Freundin kennt Gräfin Therese Brunswick."

Der Name wirkte elektrisierend. Mit Jünglingshast legte der alte Meister seinen Bleistift fort und wendete sich mir zu.

„Therese Brunswick!" wiederholte er mit einem Ton, worin sich Innigkeit mit Ehrfurcht paarte. Dann reichte er mir den Arm, lud meine Freunde zur Nachfolge ein, und führte mich in sein Wohnzimmer.

Nur flüchtig konnte ich ihm sagen, wie ich zu Gräfin Therese stand, dann ergriff er das Wort und sprach wohl eine halbe Stunde unausgesetzt von ihr, „die gekannt zu haben ihn mit Stolz erfüllte."

„Wenn ich sie Ihnen nur schildern könnte, wie sie mir in diesem Augenblick gegenwärtig ist! Schon ihre Familie war überaus merkwürdig, Ja — ich glaube — dass eine solche Frau nur aus einer solchen, von dem idealsten Streben beherrschten Familie hervorgehen konnte. Graf Franz, Gräfin Theresens Bruder, hat sein Schloss Mártonvásár in Ungarn in einen Musentempel verwandelt. Er lebte dort mit seiner Familie nur den Künsten und Wissenschaften, und lehrte seine Kinder darin den höchsten Genuss finden.

Gräfin Therese hatte mit ihm die alten Sprachen studiert, was sie jedoch nicht hinderte, in allen modernen Sprachen vollkommen zu Hause zu sein. In der Musik waren Mozart und Beethoven ihre Lehrer. Wie diese beste Schülerin dieser größten Meister Clavier spielte, lässt sich nicht schildern! — — — Ich war ein Mann in den besten Jahren, ein Künstler, den Frauenideale begeisterten, als Gräfin Therese ihre Nichte, die sich bei mir im Malen ausbilden wollte, nach München begleitete. Die Nichte war eine jener herben Schönheiten, die wie ein schwer zu lösendes Räthsel auf uns wirken. Ich fand die große Ähnlichkeit zwischen den Beiden sogleich heraus. Gräfin Therese musste in ihrer Jugend so ausgesehen haben. Es waren dieselben edlen Linien, dieselbe Hoheit, auf der vom Alter noch wenig berührten Stirn. Aber ihre Augen hatten jenen milden Blick, den nur ein ganz reiner Geist geben kann. Wenn sie lächelte — sie that es selten — lag eine himmlische Verklärung über ihren Zügen. Solche Gesichter werden eigentlich nie ganz alt. Wenn man mit ihr gesprochen hatte, fühlte man sich gehoben und gebessert, während ihr doch jede Absicht fern lag. Sie sprach so unnachahmlich

*) Die Gräfin Therese Brunswick ist 1778 geboren, war Ehrenstiftsdame zu Brünn und ist am 23. September 1861 gestorben. Die Gräfin, körperlich sehr stiefmütterlich bedacht, war eine genial angelegte, mit reicher Phantasie begabte, zur Romantik hinneigende Dame. Ihre Schwärmerei für den großen Beethoven würde sich dadurch genügend erklären. Nach den Angaben von Verwandten der Gräfin hat jedoch deren Vater, welcher zu Beethoven in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, und ihre Mutter selbst gegenüber ihren nächsten Angehörigen nie mit einem Worte seiner Verlobung mit Gräfin Therese Erwähnung gethan. A. d. H.

schön und klar, weil sie innerlich so schön und abgeklärt wie ein fast schon seliger Geist war! . . . Mit einem Wort — ich sage Ihnen — so viele berühmte, von Allerwelt bewunderte, in Büchern und Zeitungen gepriesene Frauen ich gekannt habe — mit dieser fast unbekannt gebliebenen, selbst in ihrem Vaterlande nur von gar Wenigen erkannte und gewürdigte Gräfin Therese Brunswick könnte ich keine vergleichen! Sie ist für mich der Inbegriff dessen, was man eine erhabene Frau nennt." — So Peter von Cornelius.

Ich war ein Kind, als ich ihr durch meinen Oheim, der zu den Freunden ihres Bruders zählte, zugeführt wurde. Auf ihre Frage: „weshalb ich sie so verwundert ansehe?" blieb ich die Antwort schuldig. Dass sie mir vorkam, wie eine gute Fee aus meinen Märchenbüchern oder wie die frommen Frauen aus den Heiligengeschichten, von denen ich in der Klosterschule gehört hatte, konnte ich ihr doch nicht sagen.

Mit dem geistigen Inhalt des herrlichen Maimonats, den ich bei ihr zubrachte, ließen sich Bogen füllen. Gräfin Therese war eben damals mit der Errichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt*) auf dem Rennwege in Wien beschäftigt. Die Sache war nicht nur den Wienern fremd, in allen Kronländern der Monarchie war man noch nie auf den Gedanken gekommen, dass damit einem großen Mangel in der Volkserziehung abgeholfen, einem tiefgefühlten Bedürfnis der ärmsten Classen abgeholfen werden könnte. Vom Hofe war vorerst Kaiserin Karolina, die für alles Gemeinnützige ein klares Verständnis und ein offenes Herz hatte, gewonnen. Das Geldopfer der edlen Gründerin, ob es auch ihre Kräfte überstieg — denn sie war nicht reich — und die Zuschüsse weniger Freunde, die ihr mit Rath und That beistanden — ich nenne nur Littrow, den berühmten Director der Sternwarte in Wien, Vater des noch berühmteren, leider auch schon verstorbenen Sohnes Karl,**) genügten kaum für die ersten Anfänge. Ich durfte zu ihren Füßen sitzen und zuhören, wenn sie inmitten der berathenden Freunde den festen Vorsatz aussprach, nicht nachzulassen, bis der erste Erfolg die Hoffnung des Gelingens zur berechtigten mache.

(Jetzt bestehen in allen Provinzen der Monarchie Anstalten nach dem Muster der von Gräfin Therese Brunswick gegründeten und mit den von ihr verfassten Statuten eingerichtet.)

Als die Zeit meines Zusammenlebens mit ihr zu Ende war, und ich in die von ihr gewählte Erziehungsanstalt gebracht wurde, trennte ich mich mit leidenschaftlichem Weinen von ihr.

„Hast du mich denn wirklich so lieb, Kind?" fragte sie.

„So lieb — so lieb, — dass ich für Sie sterben könnte!"

Ich erwähne dieses kindischen Gebahrens nur, weil ihre Antwort, auf die sie in späterer Zeit noch öfters zurückkam, zum Schlüssel eines Räthsels in ihrem Leben werden könnte; eines Räthsels, das, in Beethoven's Leben hinüberklingend, bis jetzt von keinem seiner Biographen gelöst worden ist.

„Wenn du erst vernünftig sein wirst, dann wirst du auch wissen, dass — für die Menschen leben, die man liebt, die bei weitem größere Liebe ist, weil oft viel viel mehr Muth dazu gehört."

Nach einer langen Pause fügte sie in dem mütterlichen Ton, der ihr alle Kinderherzen gewann, hinzu:

„Du kannst mir aber, so lange du hier in der Anstalt verweilst, am 27. März jeden Jahres einen kleinen Dienst erweisen, den ich dir in meinem Herzen als großen anrechnen werde."

Als ich zum erstenmal, von der Vorsteherin der Anstalt selbst begleitet, nach dem kleinen Währinger Kirchhof gieng, um einen Immortellenkranz auf Beethoven's Grab zu legen, stand dort ein Herr in mittleren Jahren, der eben auch eine Blumenspende gebracht hatte. Er sah mich verwundert an. Die Vorsteherin, die ihn kannte, flüsterte ihm zu:

„Die Kleine thut's im Auftrag der Gräfin Therese Brunswick."

„Hätt' mir's denken können!" entgegnete er, „Immortellen passen ja nur für sie!"

Baron Spaun war ein Greis, als ich ihm — 1859 — am Traunsee, wo er mit seiner

*) Die erste Kinderbewahranstalt in unserer Monarchie wurde 1829 in Cremona errichtet. Dieser Stadt folgten rasch nacheinander Neusohl, Ofen und Pest, Pressburg, Klausenburg und 1830 Wien, das mehrere solcher wohlthätigen Anstalten schuf. A. d. H.

**) Siehe Seite 190.

Familie lebte, wieder begegnete. Er besann sich auf die Begegnung mit dem kleinen Mädchen am Grabe des großen Künstlers, dessen Freund auch er gewesen und von dem er mehr als Viele, die in dessen Biographien genannt werden, wusste. Er bestätigte auch, was mir, nach allem im Lauf der Jahre von Gräfin Therese selbst Gehörtem, und in dem Sanctuarium ihrer Wohnung in Pest Geschehenem, unumstößlich klar geworden war: dass keine Andere als sie von dem großen Herrscher im Reich der Töne, dessen edelster Freund ihr Bruder gewesen, als „unsterbliche Geliebte" bezeichnet worden ist. Beethoven's höchstes künstlerisches Schaffen fällt in die Zeit, da eine feste Verbindung mit ihr für's Leben in Beider Absicht lag. Officiell ist ihr nur das Op. 78 gewidmet, doch schwebte ihr erhabenes Frauenbild ihm vor, als er seine Leonore im Fidelio, als die „Eroica" schuf. In dem Zauberschlosse Mártonvásár — ihr nahe — hat er die „Appassionata" vollendet, von der er selbst sagt, dass sie seine größte Sonate sei.

Auf vielen Frauen — sie werden in seinen Biographien sorglich aufgezählt — hat Beethoven's Auge mit Entzücken geruht, denn er war ein leidenschaftlicher Mensch, dessen Empfindungen wie Meeresstürme auf und nieder wogten. Und wie hätte es der Eitelkeit aller dieser Frauen nicht schmeicheln sollen, von diesem König im Zauberreich der Töne bewundert zu werden? Sie ließen es an Entgegenkommen nicht fehlen. Aber geliebt — mit jener die Erde zum Himmel umwandelnden Liebe, in der nicht nur Auge im Auge, sondern Geist im Geist schwelgt, vollstes Erkennen höchsten Seelenwertes, ein an Anbetung grenzendes Empfinden erzeugt — so geliebt hat er nur sie.

In die Jahre 1806 bis 1810 fallen seine größten Meisterwerke. Im Stillen gehörten sie Alle — ihr. — — — —

— — — Dann — war es aus ..... plötzlich aus! — — — —

— — — Sie — er — ihre Familie schwiegen.

Zurückgezogen von der Welt, um deren Gunst sie nie geworben, überlebte sie den geliebten Meister um viele — viele Jahre. Auch alle anderen ihr theuersten Menschen giengen ihr voraus ins Jenseits. Ihr heller Geist hielt bis an's Ende aus.

„Ich zähle täglich die Schätze, die mich dort erwarten!" sagte sie zu mir, als ich sie im Jahre 1856 zum letztenmal sah.

Wo sie am liebsten gelebt, und am heißesten geliebt worden ist, dort steht ihr Sarg in der kühlen Gruft.

Hat eine unsichtbare Hand nicht einen Immortellenkranz darauf gelegt?

Mariam Tenger.

Stephan Graf Széchényi,

Staatsmann.

Motto: Magyarország nem volt, hanem lesz.*) (Ungarn war nicht, sondern wird erst werden.)

Es waren heiße, blutige, aber so ruhmvolle Tage, wie die Geschichte nur wenige verzeichnet, jene Tage vom 4. August bis zum 7. September 1566, in welchen Niclas Zrinyi bei Szigeth gegen die Türken kämpfte und mit seinen Heldengenossen, gleich einem zweiten Leonidas, den ehrenvollsten Tod, den für das Vaterland auf dem Schlachtfelde fand. Damals kämpfte an des tapferen Zrinyi's Seite Michael Széchényi, der ruhmvolle Stammvater eines Geschlechtes, das bis zur Gegenwart blüht und reichliche Früchte trug. Auf dem Felde der Ehre, mit dem Schwerte in der nervigen Hand, hat dies Geschlecht gar manche hehre That vollbracht, es hat gekämpft für Ehre und Recht, es hat geblutet für des Vaterlandes Ruhm und gar manchen Lorbeerkranz sich errungen. Aber nicht nur im prunkenden Waffenkleide, gefärbt von dem Blute erschlagener Gegner, glänzte dies Geschlecht; nein es hat auch Männer erzeugt, die im einfachen Schmucke des friedlichen Bürgers für das

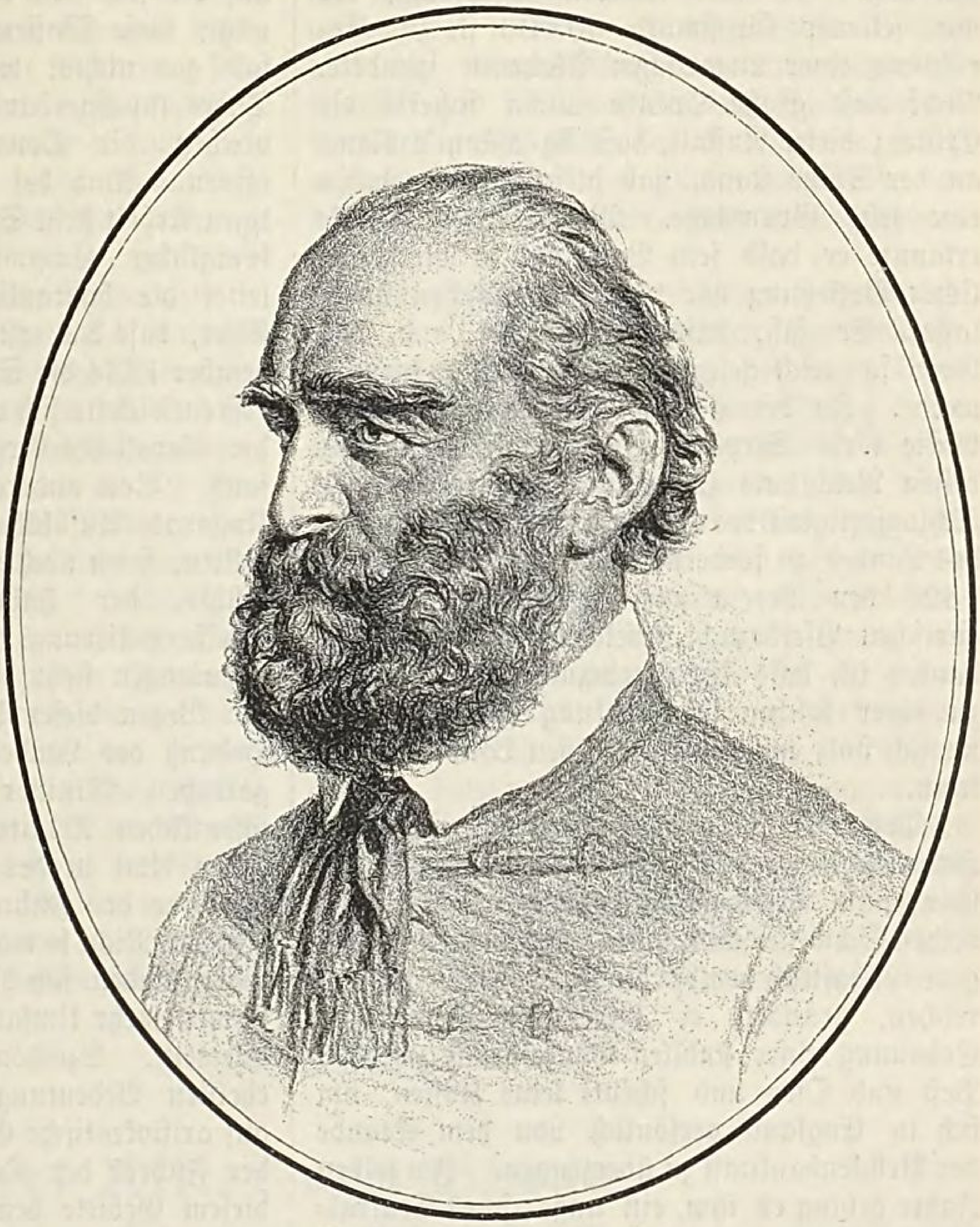
*) Ausspruch des Grafen Stephan Széchényi.

Wohl des Staates ihre ganze Kraft einsetzten, um durch Werke der Cultur, durch großartige Stiftungen sich ein unvergängliches Denkmal zu schaffen.

Das Geschlecht hat aber auch einen Sprossen erzeugt, der sowohl im Kriege tapfer für das Vaterland kämpfte, als auch im Frieden rastlos wirkte für dessen Wohlfahrt und Gedeihen, der sich demnach einen doppelten Ruhm, einen zweifachen Siegeskranz erwarb.

Dieser Sprosse war Graf Stephan. Derselbe wurde am 21. September 1792 zu Wien geboren. Ein leuchtendes Beispiel von Patriotismus, das den Knaben stets zur Nacheiferung anspornen musste, gab ihm sein Vater Graf Franz durch die Stiftung des ungarischen Nationalmuseums.

Unruhig und traurig waren für unser Vaterland jene Zeiten. Fremde Eindringlinge durchzogen es, suchten es zu unterdrücken, zu knechten. Doch kein Herz im weiten Vaterlande zagte, jeder lieh demselben seinen Arm. Was Wunder, dass auch des jungen Stephans Herz begeistert für dasselbe schlug, dass es ihn drängte, für das geliebte Vaterland zu kämpfen! Graf Stephan schloss sich dem neugebildeten Insurrectionsheere an. Bald trat er aber in die reguläre Armee über, und betheiligte sich an den wichtigsten Kriegszügen jener blutigen und schlachtenreichen Perioden.*) Während dieser Kriege war aber sein unermüdlicher Geist trotz der Strapazen und Mühen stets rastlos thätig, um sich umfassende Kenntnisse auf dem Gebiete des staatlichen und nationalen Lebens zu erwerben. Keine Gelegenheit, diese Kenntnisse zu erweitern, ließ er vorübergehen. Im



Stephan Graf Széchényi.

Nach eines Lithographie von Kriehuber.

Jahre 1825 schied er aus der Armee, von der Ansicht geleitet, dass er mehr für das Vaterland leisten könne, wenn er sich dem

*) Wer denkt nicht an jenen kühnen Ritt, den ein Rittmeister des Uhlanen-Regiments Graf Merveldt-Uhlanen in der Schlacht zu Leipzig, den 17. October 1813, mitten durch feindliche Scharen unternahm, um Blücher und Bernadotte von dem Plane Schwarzenberg's zu verständigen? Das Gelingen dieses waghalsigen Unternehmens hat die glückliche Entscheidung der Völkerschaft bei Leipzig nicht unwesentlich begünstigt. Dieser brave, opferfreudige Officier war — Graf Stephan Széchényi. Maler Krafft hat ihm hiefür ein Denkmal gesetzt, indem er ihn in seinem berühmten Gemälde „Die Schlacht bei Leipzig“ im Wiener Invalidenhause als Adjutanten abbildete. (V. E. I. 794.)

socialen Wohle, den geistigen und industriellen Interessen desselben widme.

Unauslöschbar sind auf diesem Gebiete seine Verdienste in dem Ehrenbuche der ungarischen Nation eingeprägt. Es fehlte an einer Centralstätte für nationale Kunst und Bildung. Da war es Graf Széchényi, der mit seltener Großmuth 60.000 fl. zur Errichtung einer ungarischen Akademie spendete. Nicht diese große Spende allein sicherte die Existenz dieser Anstalt, dass Széchényi's Name an der Spitze stand, gab diesem Unternehmen eine feste Grundlage. Mit scharfem Blicke erkannte er, dass sein Vaterland in wirtschaftlicher Beziehung gar viel zu wünschen übrig lasse. Er sah, dass dies schöne Land, das Gott so reich gesegnet, zu wenig ausgenützt werde. In der Hebung der Pferdezucht erblickte Graf Stephan ein Mittel, nicht nur dessen Reichthum zu heben, sondern auch die Schlagfertigkeit des Heeres, somit die Sicherheit des Landes zu fördern. So gründete er denn 1826 den Verein zur Beförderung der ungarischen Pferdezucht, welchem Vereine es zu danken ist, dass die Pferdezucht dieses Landes zu einer solchen Entwickelung gelangte, dass sie sich stolz mit der eines jeden Landes messen kann.

Pest, die so reizend gelegene ungarische Hauptstadt, mit Ofen bleibend zu verbinden, war nun Széchényi's nächstes Ziel. Die beiden Schwesterstädte sollten eins werden, sollten gemeinschaftlich emporblühen. Dies zu erreichen, gründete er 1832 den Verein zur Erbauung einer stabilen Donaubrücke zwischen Pest und Ofen und scheute keine Kosten, um sich in England persönlich von dem Stande der Brückenbaukunst zu überzeugen. Im selben Jahre gelang es ihm, ein ungarisches Centralschauspielhaus und ein Conservatorium für Musik ins Leben zu rufen. In diesem Zeitraume trat unser Patriot auch schriftstellerisch hervor. Es erschienen seine beiden Werke „Hitel“ (Über den Credit) und „Világ“ (Licht oder auffallende Bruchstücke und Berichtigung einiger Irrthümer und Vorurtheile). Durch diese Werke gab er den Anstoß zu jenen politischen und nationalen Reformen, welche seither, immer mehr und mehr anwachsend, in Ungarn zur Geltung gelangten. Ihm gebürt demnach mit Recht der ehrende Beiname „Vater der Reform.“

Nicht lange blieb es dem scharfblickenden Manne verborgen, dass Ungarns Handel nur dann blühen könne, wenn eine Verkehrsstraße mit dem Oriente eröffnet werde. Die Donau, die das ganze Land durchfließend, Deutschland mit dem schwarzen Meere verbindet, war es, auf die sich sein Augenmerk richtete. Bisher nützte diese Wasserstraße dem Verkehre wenig, fast gar nichts, war sie ja doch am eisernen Thore unpassierbar. Es galt, diese Sperre zu brechen, die Donau ganz der Schiffahrt zu öffnen. Auch bei dieser für Europa so wichtigen Arbeit steht Széchényi als bevollmächtigter königlicher Commissär an der Spitze und leitet die hydraulischen Arbeiten mit solchem Eifer, dass das erste Schiff bereits am 11. November 1834 die Stelle passieren konnte. Jetzt erst entwickelte sich eine Donau-Dampfschiffahrt, die überall des Grafen kräftigste Unterstützung fand. Von anderen Unternehmungen, die für Ungarns Aufblühen und Wohlstand sorgen sollten, seien noch erwähnt, die Pester Dampfmühle, der Fabriksbegründungsverein, die Theißregulierung. Bei allen diesen Unternehmungen steht des Grafen Name obenan.

Wegen dieser Verdienste um die materielle Hebung des Landes wurde er 1848 zum ungarischen Minister der Communication und öffentlichen Arbeiten ernannt und verwaltete dieses Amt in der ehrenvollsten Weise. Stets blieb er der Führer in allen wirtschaftlichen Fragen. Nicht so war es auf politischem Gebiete. Bald fanden sich hier Gegner seiner Ansichten, immer mehr Umfang gewann das demokratische Element. Széchényi, ein Aristokrat in der edelsten Bedeutung, wollte Ungarns Reform auf aristokratische Grundlage stützen. Kossuth, der Führer der Demokraten, war es, der auf diesem Gebiete dem Grafen den Vorrang entriss. Zwar versuchte dieser theils in politischen Schriften, z. B. „Kelet népe“ (Das Volk des Ostens), „Politikai programm-töredékek“ (Politische Programmfragmente), theils als Abgeordneter des Unterhauses persönlich Kossuth's Grundsätze zu bekämpfen, doch blieb er im Nachtheile gegenüber den, mit den nationalen Leidenschaften, Forderungen und Wünschen gewissenlos, aber sehr klug rechnenden, feurigen und kühnen Volksredner. Immer größer wurde der Einfluss der Demokraten, immer weiter die Kluft zwischen Österreich und Ungarn, die Revolution war ihr Ziel.

In dieser aber sah Széchényi mit blutendem Herzen Ungarns Verderben. Im October 1848 erfolgte nun wirklich die Lossagung Ungarn's von Österreich. Da war es mit des Grafen Kraft vorbei. Er, der sein ganzes Leben dem Wohle des Vaterlandes geweiht, muſste zusehen, wie es an den Rand der Vernichtung geführt ward. Dieser ungeheure Schmerz brach ihm das Herz und seine Sinne verwirrten sich, er muſste in die Irrenanstalt nach Döbling gebracht werden. Hier verweilte er auch noch nach seiner Heilung, was sollte er in dem Vaterlande, das sich damals von ihm getrennt, das seine wohlwollenden und heilsamen Warnungen nicht beachtet und sich dadurch in namenloses Elend gestürzt hatte? Anfangs lebte er in Döbling in strengster Abgeschiedenheit, fast 10 Jahre weilte er schon in der Anstalt, ohne einmal deren Schwelle zu überschreiten. Erst in den letzten Jahren sann er auf Zerstreuung, er widmete sich der Lectüre, dem Schachspiel, ja selbst wissenschaftliche Arbeiten, wie „Die Philosophie des Restes," beschäftigten seinen nimmer ruhenden Geist. Ein freudiger Augenblick war es für den greisen Patrioten, als Erzherzog Josef unter dem Namen „der Josef vom alten Palatin" sich zum Besuche einfand. Aus dieser Zeit seines Aufenthaltes in der Irrenanstalt stammt auch des Grafen beste Büste, die auf Veranlassung seiner Gemahlin von dem Bildhauer Gasser verfertigt wurde. Dem verdienten Manne war es nicht beschieden, im Kreise seiner Lieben sein thatenreiches und doch so unglückliches Leben zu beschließen. Eine gewisse Unruhe hatte sich seiner wieder bemächtigt, er konnte nicht an die Vergangenheit, nicht an die Zukunft denken und wuſste, daſs er den im Schatten derselben vorüberziehenden Augenblick festhalten müsse, um nicht an den Dämon der Verzweiflung verrathen zu werden. In einem solchen Augenblick der Verzweiflung und Unzurechnungsfähigkeit gab sich Graf Stephan Széchényi am 8. April 1860 selbst den Tod, indem er sich erschoſs. So sank der Mann ins Grab, von dem Dr. Gussmann ebenso schön als bezeichnend sagt:

„Unzählige Fäden der Eltern- und Gattenliebe, der warmen männlichen Freundschaft, der unbegrenzten Verehrung, der jugendlichen Begeisterung, der rührenden Versöhnung liefen wohl aus dem bewegten Osten herauf in jenes einsam gelegene traurige Haus. Und dieser merkwürdige Mann in demselben zog alle diese Fäden an sich und wob sie zu einem einzigen übermächtigen Gefühle, zur Vaterlandsliebe. Und dieser Liebe gedenkt man nach seinem Tode, und darum hüllt sich ein ganzes Volk in Trauerkleider, darum verstummen Gesang und Musik im schmerzlich getroffenen Lande, darum wehen schwarze Flaggen von den Schiffen und Trauerfahnen in den Städten und Klagelieder in den Lüften, darum die Landestrauer von 6 Wochen und ein Königreich als Trauerdenkmal über einem schlichten Sarge."

Franz Eichinger.

Karl Ritter von Ghega,

Ingenieur, Erbauer der Semmering-Bahn.

Viele, ja die meisten und größten Erfolge im Leben sind an die Anwendung einfacher Mittel, an die Bethätigung gewöhnlicher Eigenschaften, an Fleiß und Ausdauer geknüpft; diese beiden, als Bundesgenossen des Talentes, vermögen Erstaunliches zu leisten. — Wie weit es der menschliche Geist zu bringen vermag, wenn er mit unermüdlichem Fleiße seine geistigen Anlagen in einer und derselben Richtung zu vervollkommnen sucht, beweisen die Leistungen und Erfolge so vieler denkender Männer. — Welch' herrliche Entdeckungen wurden auf dem Gebiete der Mechanik gemacht, die jetzt zum Wohle der Menschheit und zur Verbreitung der Cultur angewendet werden! Erinnern wir uns nur an den Erfinder der Locomotive, durch welche die Menschheit erst gehen lernte, blicken wir nur zurück, was dieser „Culturpflug" für die Menschheit alles gethan hat, erinnern wir uns an die Entdecker und Verwerter der Dampfkraft und der Elektricität, muß uns

dies nicht mit Staunen erfüllen? Noch mehr, die Menschheit ist diesen Männern der Wissenschaft und Technik den größten Dank schuldig, denn nur durch die Lösung großer Probleme, bei der Verwertung der erwähnten Naturkräfte, wurden die Menschen von schwerer physischer Arbeit zu Gunsten der geistigen Bestrebungen befreit.

Nicht minder segensreich und wohlthätig für die Menschen und für die Wissenschaft wirkten aber auch jene Männer, welche im Dienste der Technik, uns die Bahnen für das „eiserne Hausthier der Civilisation“ eröffneten, jene Männer, welche beseelt von dem geflügelten, culturellen Geist, sich behende über die Alpen schwangen und der zurückgebliebenen schweren körperlichen Masse zuriefen, dass sie ihnen doch folgen möge!

Einer dieser Ritter des Geistes und der Arbeit war Karl Ritter von Ghega. Ein Sohn Österreichs war es, der zuerst und schon zu solcher Zeit mit der Eisenbahn ins Gebirge, in die Alpen gieng, wo halb Europa über das tollkühne Vermessen staunte und wo einige, des eigenen Vaterlandes Kinder, jene Männer begeiferten, welche diesem Unternehmen der Hinüberhebung eines Eisenbahnzuges über die Alpen, ihre ganze Kraft, ihr ganzes Sein widmeten. — Ghega war es, der berufen war, mit seinem ganzen Manneswerte für die rationelle Lösung der großen Aufgabe einzutreten.

Karl Ghega, Sohn eines österreichischen Marine-Beamten,*) geboren zu Venedig am 10. Jänner 1802, war am Militär-Collegium zu St. Anna in seiner Vaterstadt vorgebildet worden und hatte auf der Universität zu Padua den Doctorgrad der Mathematik erworben, als er schon 1819 in den österreichischen Staatsbaudienst trat.

Im Valsugana, in der Provinz Belluno, im Gebiet von Treviso, im Passe von Finstermünz, bei Meran und in Ampezzo hatte er den eben zu seiner Zeit aufkeimenden Bau der Alpenstraßen, neben dem Wasserbaue in der Lombardei, praktisch durchgemacht und die kühnen Constructionen erlernt, welche die alpinen Communications-Bauten dem Ingenieur im Kampfe wider die Alpennatur eigenartig abgewinnen. So war Ghega bereits praktisch geschult, als das Eisenbahnwesen erwachte und seine Kenntnisse und seine Erfahrungen waren Ursache seiner Berufung im Jahre 1836 zum Baue der Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

Im Jahre 1836 und 1837 bereiste er die Eisenbahnbauten in Deutschland, Belgien, Frankreich und England und schärfte so seine Kenntnisse im Wege der vergleichenden Ansichten, — dem einzig richtigen im Fache der Technik.

Die österreichische Regierung hatte das Talent Ghega's, den Mann der Erfahrung und Objectivität nie aus dem Auge verloren und berief ihn 1841, als man sich für das Princip des Staatsbahnbaues entschloss, zurück in den Dienst des Vaterlandes. Hier wurde ihm das Studium der Semmeringbahn-Frage aufgetragen und im Frühjahre 1842 die diesfälligen Tracierungsarbeiten eingeleitet. Er trat zum Zwecke der eingehendsten Prüfung aller einschlägigen Erfahrungen im Februar 1842 im Auftrage der österreichischen Regierung eine Studienreise nach England und Nord-Amerika an, von der er im August 1842 zurückkehrte und die deshalb berühmt geworden ist, weil auf ihr in Ghega die feste Überzeugung reifte, dass der Semmering mittelst Adhäsions-Maschinen überschreitbar sei.

Während seiner Abwesenheit war der Semmeringpass und dessen Umgebung eifrig studiert und untersucht worden und auf Grund dieser Vorarbeiten entschied sich Ghega 1844 von den verschiedenen studierten Varianten für die Linie „Gloggnitz-Reichenau-Eichberg ꝛc.“, für welche er, zum Zwecke geringer Baukosten Steigungen von 1 : 40 vorschlug.

Nun begann der entscheidende Kampf um ein Princip von allergrößter, cultureller Bedeutung, denn ein großer Theil der angesehensten Ingenieure hielt das Vorhaben Ghega's aus folgenden Gründen für gänzlich verfehlt:

1. Weil die Locomotive noch gar nicht erfunden sei, welche auf langen Steigungen nennenswerte Lasten in 1 : 40 ziehen könne;

2. weil der Betrieb in einer Meereshöhe von 890 *m* überhaupt nur ein nutzloser Versuch genannt werden müsse, für dessen Gelingen keine Bürgschaft geboten sei;

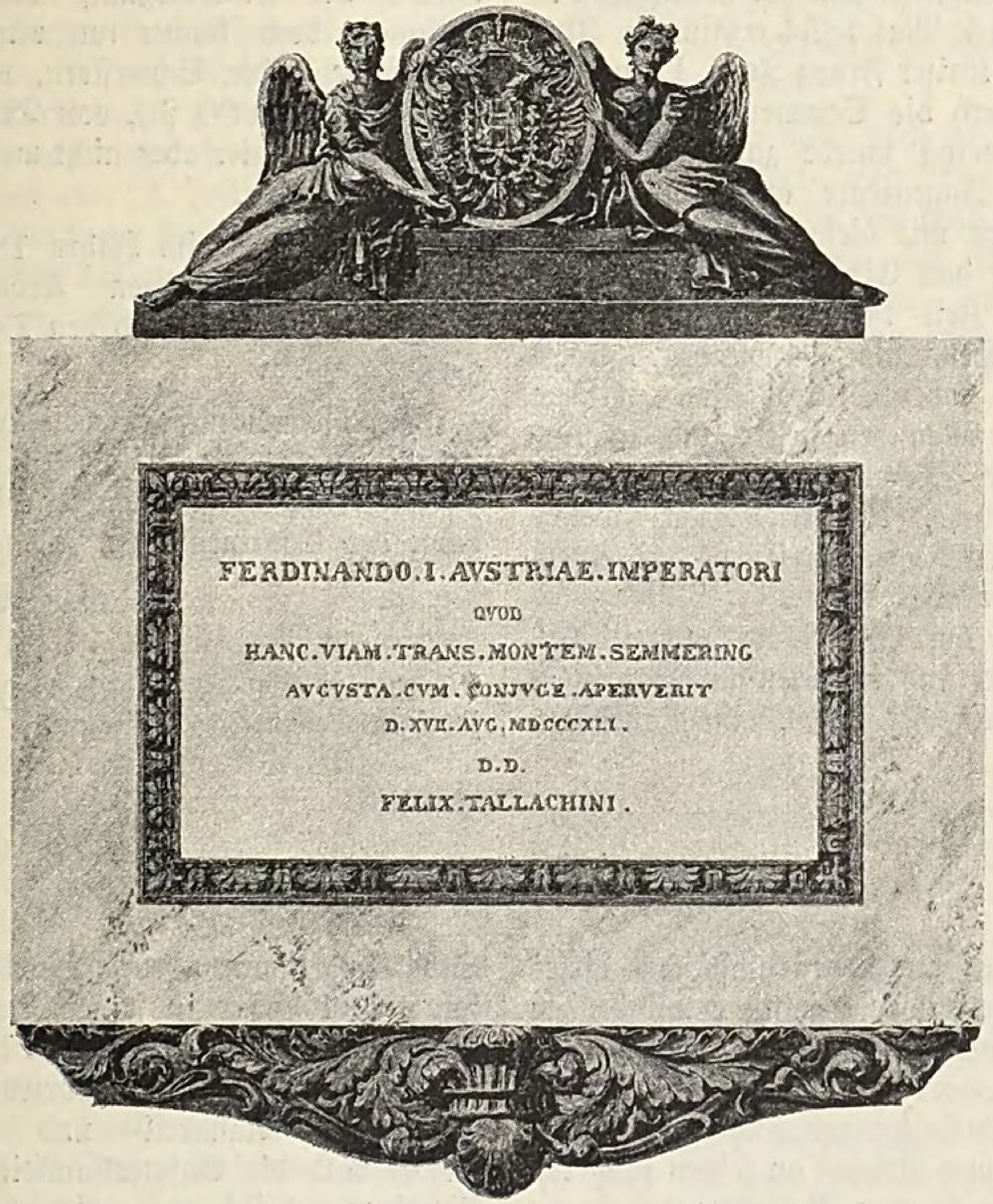
3. weil es im höchsten Grade gewagt sei, in diesen schauerlichen Felsgründen den Bau

*) Die älteren Vorfahren Ghega's stammten aus Albanien und waren meist berühmte Capitäne der venetianischen Marine.

constructiv richtig durchführen zu wollen und endlich

4. weil, wenn auch alles gelänge, die Herabfahrt auf so langer Strecke und in diesem Alpenklima unbedingt lebensgefährlich sein würde.

solcher Bedeutung, dass die Regierung 1845 noch immer mit dieser Alpen-Überschreitung zögerte und erst 1848 den Baubeginn anordnete, nachdem mehrere von Ghega vorausgesagte Umstände zur Thatsache wurden und die Wirren des Jahres 1848 den ungesäumten



Denkstein am Semmering.
Nach einer Handzeichnung von Felix Tallachini.

Ghega aber hatte den Muth, Stand zu halten, wies alle Angriffe fachgemäß zurück und stellte 1845, was heute höchst beachtenswert ist, den Satz auf: „Die atmosphärischen Bahnen seien ein Experiment ohne Bedeutung, die Seilbahnen seien veraltet und nur der Locomotivbahn allein gehöre die Zukunft.“ Noch heute bewundern wir dieses, seiner Zeit vorauseilende Urtheil eines österreichischen Ingenieurs, auf das wir Österreicher mit gerechtem Stolze blicken können.

Die wissenschaftlichen Widersacher Ghega's im In- und Auslande waren aber doch von

Angriff einer öffentlichen Arbeit als dringend nothwendig erscheinen ließen.

Der Bau und die Betriebseinrichtung der Semmeringbahn wurde nun rastlos gefördert und obwohl Ghega selbst noch während des Bauangriffes einen scharfen Sturm mit den Gegnern seines Projectes zu bestehen hatte, ja, er und die betreffenden Regierungs-Behörden geradezu der absichtlichen Verschleuderung von Staatsgeldern für ein unmöglich gelingbares Experiment angeklagt wurden, so konnte dies den Mathematiker und erfahrenen Beobachter Ghega nicht wankend machen,

sondern ihn nur zu einem umso glanzvolleren Sieg führen.

In der Blütezeit der Bauperiode waren an 20.000 Menschen an dem großen technischen Werke thätig, welches den Namen Österreichs und die Hochachtung für die österreichischen Eisenbahn-Ingenieure hinaustrug in alle Welt. Am 16. Mai 1854 eröffneten Ihre Majestäten der Kaiser Franz Josef I. und die Kaiserin Elisabeth die Semmeringbahn.

Der Semmering wurde zur Wallfahrtsstätte für die Ingenieure aus allen Welttheilen, denn erst mit dieser Schöpfung haben wir Österreicher das Eindringen des Culturpfluges unserer Zeit in die Berge errungen und damit das Hemmnis überwunden, welches sich in Gestalt hoher Gebirgsketten zwischen den Verkehr der Menschen stellte und bekanntlich ist es die „Semmering-Schule“, diese große österreichische, culturelle That, welche das österreichische Ingenieur-Corps zu einem Lehrcorps diplomisiert hat.

Ghega starb am 19. März 1860 im 58. Lebensjahre und fand in Wien am Währinger Friedhof, 31. Reihe Nr. 2640, seine Ruhestätte.

In den letzten Jahren trat der österreichische Ingenieur- und Architekten-Verein an den Gemeinderath von Wien mit dem Ersuchen heran, die Überführung der Gebeine Ghega's auf den Centralfriedhof unter die Gräber berühmter Männer zu gestatten. Hiezu wurde die Einwilligung der Verwandten verlangt, doch konnte nur ermittelt werden, dass seine beiden Schwestern, welche ihn auch beerbten (100.000 fl.), von Triest nach Graz übersiedelten, hier aber nicht mehr aufgefunden werden konnten.

Ghega wurde im Jahre 1849 durch den österreichischen eisernen Kronenorden III. Classe ausgezeichnet und den Ordens-Statuten gemäß geadelt.

Der österreichische Ingenieur- und Architekten-Verein aber errichtete 1869 in der Station „Semmering“ dem Schöpfer dieser 1. Alpenbahn des Continents ein schönes Monument.

Adalbert Szibenliszt.

Quelle: Professor Rziha's Festgabe zum 25-jährigen Semmering-Jubiläum.

Karl Markó, Maler.

Die äußeren Lebensumstände dieses bedeutenden, fein empfindenden Künstlers sind vom Glücke nur wenig begünstigt worden. Seine Tage vergiengen in Arbeit und Entbehrungen, und er konnte — wie eine Reihe von Briefen an seinen jüngeren Freund, den berühmten Porträtmaler Franz Schrotzberg in Wien, darthun — die ganze Zeit seines künstlerischen Wirkens hindurch zu keiner rechten Lebensfreude gelangen.*)

Markó wurde am 25. September 1791**) zu Leutschau in Ungarn, als Sohn des dortigen Stadt-Ingenieurs Georg Markó geboren und folgte dem Vater in seinem Berufe; in freien Stunden versuchte er sich aber in der Malerei und verfertigte kleine Porträts und Landschaften in Aquarell- und Gouachefarben, welche bald die Aufmerksamkeit der Kunstverständigen auf sich zog. Er erhielt die Mittel zu einer Reise nach Wien, wo er im Jahre 1822 mit Frau und Kind eintraf. Hier trat der 28jährige Mann in die Akademie der bildenden Künste ein, um die menschliche Gestalt kennen zu lernen. Er besuchte diese Kunstschule zwei Jahre lang, malte aber zwischen diesen systematischen Studien seine kleinen Landschaften, nunmehr auch in Ölfarben weiter, konnte sie aber nur an Kunsthändler und um die geringsten Preise verkaufen. So lebte er in beständiger Noth, die ihn im Jahre 1826 bewog, nach Eisenstadt in Ungarn zu übersiedeln, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis über das Cholera-Jahr 1831 hinaus verblieb.

*) Diese Briefe, welche die Zeit von 1831 bis 1858 umfassen, geben Zeugnis von der gedrückten Stimmung und dem leicht beweglichen Gemüthe des Künstlers. Sie wurden uns vom Adressaten bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

**) Bis jetzt wurde die Geburt als in die Jahre 1793—94 fallend, angenommen, Dank der über Anfrage des Herrn Hofrathes R. v. Engerth, vom Leutschauer Pfarramte bereitwilligst gegebenen Aufklärung konnte von ihm nunmehr der richtige Geburtstag Markó's angegeben werden. A. d. H.

Endlich eröffnete sich ihm durch die Unterstützung des Freiherrn von Geymüller in Wien die Möglichkeit, die sehnsuchtsvoll erwünschte Reise nach Italien zu unternehmen, und er traf im April 1834 in Rom ein. Auch dort fand er mehr Anerkennung als Verdienst und seine in Wien zurückgebliebene Familie musste von den kargen Vorschüssen leben, welche ein Kunstfreund, in der Anhoffnung, später Arbeiten des Markó dafür zu erlangen, leistete. Markó's Briefe aus dieser Zeit ergehen sich in Klagen. Er hat am 14. Juli 1834 das Unglück, den Mittelfinger der rechten Hand zu brechen und muss bis zu dessen Heilung mit der linken malen. Sein Gemüth kommt nicht zur Ruhe, und als die Geldverlegenheiten sehr drückend wurden, gibt er seinem Kummer in einem Briefe vom 19. Mai 1835 an Schrotzberg beredten Ausdruck. Er schreibt: „Wozu soll ich Ihnen den Sturm in meinem Gemüthe schildern, wozu den Kummer, die Angst, die manchmal auflodernde Hoffnung, Wuth und alle Leidenschaften, die die Verzweiflung hervorbringen kann. Reise ich jetzt nach Rom ab, so brauche ich kein Gift zu nehmen, denn mich tödtet die Scham und innere Kränkung, die ohnehin schon so sehr meine Nerven erschüttert hat. Habe ich denn diamantenes Gehirn, dass es nicht bei so vielen Stößen des Schicksals locker werden sollte? Ist es nicht vielmehr zu verwundern, dass meine Maschine nicht längst zerstört ist?" und in einem nächsten Briefe vom 30. Jänner 1836 klagt er darüber, dass man ihm rieth, seine idealen Landschaften aufzugeben und „Prospecte" zu malen. Er habe dadurch zwei Jahre verloren, kehre aber jetzt wieder zu seinen Compositionen zurück.

Im Jahre 1838 erkrankte Markó und suchte im Mineralbad zu Pisa Heilung. Hier endlich bessern sich seine Verhältnisse. Er kann seine Familie von Wien zu sich kommen lassen und ein hervorragendes Bild, „der Regenbogen," welches in die Hände des österreichischen Gesandten in Toscana, Grafen Adam Reviczky kam, machte in Florenz solches Aufsehen, dass Markó sich entschloss, selbst dahin zu gehen.

Von dieser Zeit an wird Markó's Kunst nicht nur hochgehalten, sondern auch gesucht und bezahlt. Er wird Mitglied der Wiener Akademie, Mitglied der ungarischen Gelehrtengesellschaft und anderer wissenschaftlicher und Kunstinstitute und Professor in Florenz. Er erhält größere Aufträge von Seite der Höfe, unter welchen das große Bild mit dem prächtigen Sonnenuntergang im Wiener kunsthistorischen Hofmuseum das bedeutendste ist, und seine Landsleute, die Cavaliere an der Spitze, erwarben nun mit Vorliebe seine Landschaften.

Markó hätte jetzt glücklich sein können, aber dieser liebenswürdige Selbstquäler konnte keine Ruhe finden.

Bald war ihm auch der Aufenthalt in Florenz verleidet und er übersiedelte im Frühjahre 1848 in die, dem Grafen Gherardesca gehörige, nahe bei Florenz gelegene Villa Appeggi, wo er, nur durch einen kurzen Besuch in Wien und Pest im Jahre 1853 unterbrochen, bis an sein Lebensende verblieb.

Einen Brief an Schrotzberg, den er am 5. April 1858 auf dem Krankenbette dictiert, unterschreibt er mit eigener Hand „Carl Hiob Markó" und kennzeichnet so selbst, zwei Jahre vor seinem Tode, den Grundzug seines Gemüthszustandes.

Markó starb am 10. November 1860.

Die Nachricht wirkt befremdend, dass er trotz der bedeutenden Einnahmen in den letzten 10 Jahren, aus der Geldnoth nicht herauskam, und bei seinem Tode auch kein Geld hinterließ. Die Erklärung dafür ergibt sich aber, sobald man erfährt, dass er in allen geschäftlichen Dingen die größte Naivetät bewies und von einer Freigiebigkeit war, die ihres Gleichen suchte. Ein großer Theil seines reichen künstlerischen Nachlasses wurde in Pest für das Nationalmuseum angekauft.

Drei seiner Söhne wurden Maler, mehrere Nachahmer verfolgten seine Richtung.

Karl Markó war ein Idealist im Leben und in der Kunst. Seine Landschaften sind meistens erfunden, wenn sie auch ein genaues Studium der Natur erkennen lassen, und er wurde deshalb der ungarische Claude Lorrain genannt.

Weites Hügelland am Horizonte von Bergen begrenzt, eingerahmt durch üppige Vorgründe voll rankender Pflanzen; mächtige Bäume, die auf klarem Himmel in tiefem saftigen Grün prangen, im dichten Schatten eine Quelle, deren klares Wasser zum Bade einladet; — das waren seine Ideale, und aus solchen Motiven

zumeist componierte er seine Landschaften von oft bestrickendem Reize. Die Staffage entnahm er der Bibel oder der Mythologie; nur selten wählte er Menschen der Gegenwart, aber immer gieng die ganze Scenerie aus einem Gedanken hervor. Alles war hochpoetisch erfunden und dennoch überzeugend wahr; das Detail war in diesen oft nur ein paar Handflächen großen Bildchen mit erstaunlicher Vollendung gegeben.

Als seine Sehkraft schwächer wurde, wählte er Formate von größeren Dimensionen, und auch diese bewältigte er — leider war es dann mit seinem Leben und Schaffen bald zu Ende.

Eduard Ritter v. Engerth.

Anton Ritter von Martini,

k. k. Feldzeugmeister und Marine-Commandant.*)

Anton Stephan Ritter von Martini, geboren im Jahre 1792 zu Kezdi-Vásárhely in Siebenbürgen, war der zweite Sohn des nachmaligen Festungs-Commandanten von Temesvár, GM. Josef Ritter von Martini.

In sehr zartem Alter, noch nicht 13 Jahre alt, trat er als Cadet in das Regiment Baron Duka Nr. 39 ein und wurde 1805 zum Fähnrich ernannt. Als Unterlieutenant schon, während des Feldzuges 1809, zeichnete er sich durch militärischen Blick und Tapferkeit aus. Nach Aspern und Wagram ward Martini zum Oberlieutenant befördert und benützte die nun folgenden Friedensjahre zur Vervollständigung seiner allgemeinen und fachlichen Bildung. Im Jahre 1812 nahm er im Hilfs-Corps des Fürsten Schwarzenberg an dem Feldzuge in Russland Theil, und wurde wegen seiner vorzüglichen Dienstleistungen definitiv in den Generalstab eingetheilt. Im Laufe des Feldzuges 1813 wurde Martini Hauptmann im Generalstabe, und blieb während des Wiener Congresses dem Fürsten Schwarzenberg zugetheilt. In dem bald darauf folgenden neuerlichen Feldzuge gegen Napoleon war Martini Generalstabs-Chef der Division Mazzuchelli, und wurde mit dem Leopoldorden ausgezeichnet. Verschiedene Verwendungen im Generalstabsdienste förderten die weitere fachliche Ausbildung des schon in jungen Jahren so ausgezeichneten Officiers, welcher 1821, noch nicht dreißig Jahre alt, zum Major im Generalstabe befördert wurde. 1830 trat Martini, welcher als Generalstabs-Chef in der Division des FML. Graf Wallmoden eingetheilt war, durch seine Verwendung bei militärisch-diplomatischen Sendungen in Piemont, in nahe persönliche Beziehungen zum Könige Karl Albert. Diesem Könige war damals der Oberbefehl über die vereinigten österreichisch-sardinischen Streitkräfte zugedacht; er beabsichtigte, Martini zum Chef seines Generalstabes zu wählen. Als Oberstlieutenant leitete Martini die Organisation der päpstlichen Schweizertruppen, und übernahm als Oberst das Commando des 32. Infanterie-Regimentes. Nach kaum zweijähriger Führung dieses Regiments-Commandos wurde Martini im Jahre 1834 Generalstabs-Chef der vom General der Cavallerie Graf Radetzky commandierten Armee und erwarb sich als solcher dessen vollste Zufriedenheit. Von 1838—1843 commandierte Martini eine Brigade in Italien; im letztgenannten Jahre wurde er zum Director der Wiener-Neustädter Militär-Akademie ernannt, in welcher Eigenschaft er 1846 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert wurde.*)

Als General-Major, noch vor Übernahme der Direction der Neustädter Akademie, hatte

---

*) Die Angaben über Martini's Laufbahn vor und nach seiner Ernennung zum Marine-Obercommandanten sind dem ausführlichen Nekrologe in Streffleur's Österr. Mil. Zeitschrift 1862, III. Band, entnommen.

*) Als ehemaliger Zögling dieser mit Recht berühmten Akademie erwähne ich dankbaren Herzens, daß FZM. Baron Martini ein überaus wohlwollender Director war, und uns Zöglingen den echt militärischen Geist und die Liebe zu den Studien einzuflößen trachtete. Im Allgemeinen milden Sinnes und von den feinsten gesellschaftlichen Formen, konnte Martini aber zur rechten Zeit mit Ernst und Strenge gegen Ausschreitungen der Zöglinge auftreten und bewahrte sie dadurch vor größeren Fehltritten und deren schärferen Ahndung. A. d. H.

Martini eine militärische Studienreise nach Frankreich und England gemacht, und in einem eingehenden Rapporte über das Kriegswesen dieser Staaten auch deren Kriegs-Marinen besprochen, und daran Anträge über die Vertheidigung der österreichischen Seeküsten, in Verbindung mit der ihm nöthig erscheinenden Organisation der k. k. Kriegs-Marine, geknüpft. Diese Ausarbeitung mag die Ursache gewesen sein, dass FML. von Martini zu Ende des Jahres 1847, als Erzherzog Friedrich und Vice-Admiral Graf Dandolo kurz nacheinander gestorben waren, unter gleichzeitiger Verleihung der geheimen Rathswürde, zum Vice-Admiral und Marine-Ober-Commandanten ernannt wurde. Niemand war von dieser Ernennung mehr überrascht, als Martini selbst. Mit männlichem Freimuthe brachte er die Bedenken zur Sprache, welche er bei der Übernahme dieses Postens hegen musste, da ihm das Seewesen gänzlich fremd war. Man stellte aber dem nunmehrigen Vice-Admiral Martini vor, „dass man vor Allem jetzt nur eines gesinnungstüchtigen und dienstverlässlichen Mannes bedürfe, der gewiss für die Fachdetails tüchtige technische Kräfte aufzufinden wissen werde.“ Von militärischem Gehorsam erfüllt, trat Vice-Admiral Martini den ihm verliehenen Posten an; es begann damit für ihn ein an schmerzlichen Erlebnissen reicher Abschnitt seiner bisher so ausgezeichneten und erfolgreichen militärischen Laufbahn.

Die Kriegs-Marine, an deren Spitze sich Martini so unverhofft gestellt sah, war damals nur dem Namen nach eine österreichische. Ihr Charakter war ein ausgesprochen italienischer, ja ein vollständig venetianischer, und erst seit wenigen Jahren hatte man den Eintritt junger Leute nicht italienischer Nationalität in das See-Officiers-Corps gefördert. Dieses Mittel hätte natürlich erst nach Ablauf einer längeren Periode die erwünschte Änderung des in der Marine herrschenden Geistes zur Folge haben können. Gerade zur Zeit aber, in welcher Vice-Admiral Martini das Marine-Ober-Commando übertragen wurde, fand die heftig emporlodernde italienische Bewegung auch in Venedig Eingang, welche Stadt sich von ihr bishin beinahe gänzlich fern gehalten hatte. Venedig aber war der Centralhafen der Kriegs-Marine, der Sitz des Ober-Commandos, und es befanden sich daselbst das Arsenal, die Truppen-Dépôts und sämmtliche Marine-Anstalten. Obwohl nun dem scharfen Blick Martini's keineswegs entgieng, dass ein großer Theil der Marine-Angehörigen mit der italienischen Sache sympathisierte, so war es ihm doch nicht möglich, einschneidende Maßregeln zu treffen oder zu befürworten, weil der Dienst in musterhafter Ordnung seinen Gang gieng, und es an jedweden thatsächlichen Anhaltspunkten fehlte. Dem weitgehenden Misstrauen, welches der Festungs-Commandant von Venedig, FML. Graf Josef Zichy, gegen die von der Kriegs-Marine zu erwartende Haltung hegte, konnte nnd wollte Martini nicht beistimmen. „Von dem Wunsche, der Neigung, von dem zweideutigen Betragen, selbst einem negativen feindlichen Verhalten Einzelner, bis zum offenen Abfall Vieler, ist ein weiter Weg“ schrieb Martini. Der Vice-Admiral sah sich durch sein edelsinniges Denken veranlasst, die Ehre des ihm anvertrauten Corps zu wahren, so lange keine Thatsachen vorlagen, welche dieselbe befleckt hätten; er glaubte, und wahrscheinlich mit Recht, dass im Augenblicke der Gefahr die Kriegs-Marine einem entschiedenen Mahnruf zur Ausübung ihrer Pflicht Folge leisten, und keineswegs den militärischen Gehorsam versagen werde. Die Ereignisse entwickelten sich aber in einer von keiner Seite vorhergesehenen, oder auch nur im Entferntesten vermutheten Art.

Die feindselige Haltung der Bevölkerung Venedigs schlug nämlich in maßlosen Jubel um, als am 17. März die weitgehenden freiheitlichen Zusicherungen bekannt wurden, welche in Wien verkündet worden waren.

„Alle extraordinären Maßregeln und Vertheidigungs-Maßregeln sind nicht mehr nothwendig,“ konnte der Vice-Admiral wahrheitsgetreu berichten. Mit dieser Volksstimmung war aber die Bewegungs-Partei keineswegs zufrieden; während sie im Geheimen die aufregendsten Gerüchte über ein vorbereitetes Bombardement der Stadt, Zurücknahme der freiheitlichen Zugeständnisse u. s. w. verbreitete, wusste sie diese letzteren geschickt zu benützen, um Waffen für die in Bildung begriffene National-Garde zu erlangen. Auch die Verlegung des schwachen nicht-italienischen Theiles der Garnison nach den entfernter gelegenen Forts wusste man durchzusetzen, und es gelang, die Stimmung des Volkes in wenigen

Tagen wieder zu einer feindlichen zu machen. Als nun am 22. März die zur Empörung aufgestachelten Arsenals-Arbeiter den k. k. Linienschiffs-Capitän von Marinovich in schändlicher Weise ermordeten, und der Commandant des Marine-Infanterie-Bataillons Major Baron Buday von seinen Leuten verlassen und beim Versuche, sie zum Gehorsam zu bringen, schwer verwundet wurde, strömte die National-Garde in das k. k. See-Arsenal, bemächtigte sich desselben, und machte den V.-A. Martini zum Gefangenen. Zugleich hatte eine Deputation der Municipalität dem Gouverneur den Abfall Venedigs von der österreichischen Herrschaft erklärt. Dieser politische Act vollzog sich, ohne dass man einen Versuch hätte machen können, die rechtmäßige Herrschaft mit Waffengewalt aufrechtzuerhalten. Die Entscheidung war gefallen, bevor an die Pflichttreue der Marine der Augenblick der Prüfung herangetreten war. Ihres Ober-Commandanten beraubt, verhielt sich die Marine unthätig; mit Ausnahme der Officiere und Beamten nicht-italienischer Nationalität, fügte sich die Kriegs-Marine dem abgeschlossenen Vertrage, welcher u. A. bestimmte, „dass die italienischen Truppen in Venedig zu verbleiben haben."

Der Vice-Admiral, und mit ihm der verwundete Major Baron Buday, dann Linienschiffs-Fähnrich Graf Hadik, Oberlieutenant Filippi, die Lieutenants Wachs und Swoboda wurden in widerrechtlicher Weise in Venedig gefangen gehalten. Bis zum 26. Juli dauerte die harte Gefangenschaft; an diesem Tage endlich wurde V.-A. Martini mit seinen Leidensgenossen im Wege der Auswechslung befreit.

Von der in Triest befindlichen k. k. Escadre feierlichst empfangen, begab sich der Vice-Admiral zunächst nach Wien und übernahm am 1. September bei seiner Rückkehr nach Triest das Marine-Obercommando von Neuem. Der Vice-Admiral begrüßte sein Corps mit einem Antrittsbefehl, welcher in den Herzen seiner Untergebenen den wärmsten Anklang fand. „Durch den Abfall des größten Theiles der Marine," hieß es da, „ist zwar der übriggebliebene Theil natürlich ein lückenhafter, in fast allen seinen Zweigen unvollständiger Körper geblieben, doch ist in dem wichtigsten Theile Alles gewonnen: nämlich es ist ein ganz verlässlicher, gesinnungstüchtiger, unserem Kaiser treu ergebener, mit keinerlei feindlichen oder zweifelhaften Elementen vermischter gesunder Kern entstanden, welcher zu jeder entsprechenden Entwicklung und Ausbildung volle Bürgschaft bietet."

„Es ist nun an uns, zu zeigen, welche guten Kräfte in uns enthalten sind, und mit aller Eintracht und Übereinstimmung vorwärts zu schreiten."

Mit freudigen Gefühlen sah die Kriegs-Marine den Vice-Admiral wiederkehren. Die gezwungene Unthätigkeit der Kriegs-Marine während des ruhmreichen Kriegsjahres 1848 lastete noch auf allen Gemüthern; von Martini, wenn von irgend Jemandem, erwartete man ein Erstarken der eigenen Kräfte, und man begann auf eine schönere Zukunft zu hoffen. „Zum Glück ist vor einigen Tagen V.-A. Martini von Venedig angekommen," schrieb der junge Linienschiffs-Fähnrich Tegetthoff an seinen Vater, „er ist jetzt unsere letzte Hoffnung!"

Es lag wahrlich nicht in Martini's Schuld, wenn diese Hoffnungen sich so bald nicht verwirklichen sollten. Was Fleiß, Ausdauer und Thatkraft vermögen, das that der Vice-Admiral redlichst, um die Reorganisation der Kriegs-Marine durchzuführen. Aber es fehlte zunächst an Allem: die vorhandenen Schiffe waren unzureichend, um die im Herbste sofort wieder aufgenommene Blockade Venedigs zweckdienlich durchzuführen; es fehlte an Mannschaften, an Vorräthen aller Art, an verfügbarem Gelde, um Schiffe in der erforderlichen Zahl und Gattung etwa durch Kauf im Auslande zu erwerben.

Dazu kam noch, dass die unglücklichen October-Ereignisse die Regierung vollständig lahmlegten. In diesem Zeitpunkte fasste Martini, in richtiger Voraussicht des in naher Zeit bevorstehenden Wiederausbruches des Krieges, den großherzigen Entschluss: sich auf eigene Verantwortung, durch Vermittlung des k. k. Gesandten zu London an England und Russland um Überlassung von Kriegsschiffen zu wenden.

Das Ministerium, welches Mitte November unter Führung des Fürsten Felix Schwarzenberg ans Ruder kam, billigte diesen Schritt Martini's und ermächtigte ihn auch zu Versuchen, von der Türkei, von Egypten, ja selbst von Portugal und Neapel Kriegsschiffe zu erwerben. Trotz aller Mühe, die Martini sich gab, und trotz der Zweckmäßigkeit der von ihm unternommenen Schritte blieben aber alle diese Einleitungen zur Verstärkung der Kriegs-Marine vergebens.

Auch im Innern der Kriegs-Marine hatte V.-A. Martini bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Der Zustand der Schiffe war durch die Anstrengungen der Herbstblockade ein unbefriedigender und die militärische Ausbildung der unvollständigen, und zu großem Theile dem Seedienst gänzlich fremden Mannschaften machte unter der wenig energischen Leitung des Escadre-Commandanten, Contre-Admiral Baron Sourdeau, nur geringe Fortschritte. Dieser Flaggen-Officier war, gegen den Wunsch Martini's, Ende September auf Antrag des (am 6. October unter Mörderhänden gefallenen) Kriegs-Ministers Grafen Latour aus dem Ruhestande wieder eingetheilt, und vom FM. Fürsten Windischgrätz Mitte November zum Escadre-Commandanten ernannt worden. C.-A. Sourdeau rechtfertigte aber die Erwartungen nicht, welche Latour und Windischgrätz in ihn gesetzt hatten; der Vorwurf kann ihm nicht erspart bleiben, dass er Martini keineswegs eine kräftige Stütze war; ja es will sogar scheinen, dass er ihn zu verdrängen strebte, um an seine Stelle zu treten.

Unter solchen Umständen mag es V.-A. Martini als eine Erlösung aus drückender Lage empfunden haben, als zu Ende des Jahres 1848 FM. Fürst Windischgrätz ihm nahelegte, um seine Enthebung vom Marine-Obercommando anzusuchen. Er zögerte keinen Augenblick; in würdevollster Weise erklärte er, gerne von der Leitung der Marine zurückzutreten. Es zeugt von der außerordentlichen Bescheidenheit des in langer Dienstеslaufbahn stets ausgezeichneten Mannes, wenn er seine Bitte um Enthebung vom bisher bekleideten Dienstesposten damit begründete, „es könnte ihm vielleicht an einer anderen Stelle gelingen, weniger unvollkommene Dienste zu leisten.“

Trotzdem, dass V.-A. Martini sich keinem Zweifel darüber hingeben konnte, dass er die Leitung der Marine baldigst anderen Händen zu übergeben haben werde, widmete er nach wie vor seine ganze Kraft der möglichsten inneren Kräftigung der Marine. In vollster Thätigkeit traf ihn am 9. Februar 1849 eine kaiserliche Berufung an das Allerhöchste Hoflager nach Olmütz. Der gnädige Monarch, welcher am 2. December 1848 in jugendlichem Alter den Thron bestiegen hatte, wusste das aufopfernde Streben Martini's zu würdigen; er beschloss, die seltenen Geistesgaben und die vielseitigen Erfahrungen desselben einem anderen wichtigen Zweige des Staatsdienstes nutzbar zu machen. Zum k. k. Gesandten am Hofe von Neapel ernannt, trat Martini diesen Posten am 22. März 1849 an.

Ende April 1860 trat Martini als Feldzeugmeister in den Ruhestand, von seinem kaiserlichen Herrn mit dem Großkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet. Aber schon am 28. December 1861 ereilte ihn der Tod.

Martini war Ober-Commandant der k. k. Kriegs-Marine während der unglücklichsten Epoche ihres Bestehens. Den gewaltigen, unbezwinglichen Verhältnissen konnte er nicht gebieten: was aber ernstes Wollen, unermüdliches Streben eines vollkommen selbstlosen Charakters vermögen, das hat er auch während dieser Periode seiner langjährigen und stets ausgezeichneten Dienstes-Laufbahn redlich geleistet, unentwegt das Beste des Dienstes seines kaiserlichen Herrn im Auge behaltend.

Eine beispiellose Katastrophe vollzog sich, während Martini an der Spitze der Kriegs-Marine stand, und er selbst wurde einer ihrer Opfer. Dass er aber Alles gethan, was Pflicht und Ehre erfordern, um den Zusammenbruch zu verhindern, und dass durch diesen letzteren das Vertrauen nicht wankend wurde, welches Martini sich bei seinen Untergebenen im Fluge zu erobern gewusst, dafür besitzen wir ein giltiges Zeugnis. Es ist dies folgendes Gedicht, welches seine Leidensgenossen in der Gefangenschaft am 13. Juni 1848 — dem Namenstage des Vice-Admirals — an ihn richteten:

Als aus dem Kreise Österreichs edler Jugend
Nach diesem Land der Kaiser Dich berief
Treu strebtest Du mit Kraft und selt'ner Tugend
Ob's noch zu steuern sei, dies lecke Schiff.
Nicht ohn' Gefahren war's — drum wurdest Du erlesen!
Morsch war's am Mast, ohn' Compass, steuerlos,
Am Kiel verfault, zu krank, um zu genesen;
Ruchloser Meineid noch gab ihm den Todesstoß.
Traf's auch Dein Herz mit namenlosem Leide,
In Deinem Unglück lässt sich neue Hoffnung sehn,
Nicht halten konnt' sich solch' zerrüttetes Gebäude;
In neuer Kraft, durch Dich, wird's auferstehen! —

Jerolim Freiherr Benko von Boinik.

Johann Michael Leonhard,
apostolischer Feld-Vicar und großer Wohlthäter.

„Der genießt, wer thut;
Und das höchste Gut
Ist das Gute thun.
Wer gethan es hat,
Der genoss die That
Und genießt das Ruh'n."

Rückert.

Selten wird dieser vielsagende Sinnspruch dem Leben und Wirken eines Mannes so anpassen, wie dem unseres Leonhard. Wenn man Dr. von Hofinger's Aufzeichnungen hierüber liest, wähnt man in der Legende eines Heiligen zu blättern. Insbesondere wird der Grundzug von Leonhards Charakter gerühmt, die schöne Mannestugend der Standhaftigkeit, welche überall den Erfolg bedingt und die bei ihm mit der größten Selbstverleugnung und Hingebung für die Armen und Leidenden verbunden war; sie gab dem in seiner Art unerreicht dastehenden Manne die Macht, Werke zu begründen, welche seine Asche weit überdauernd, das Elend unzähliger Unglücklicher lindern werden.

Johann Michael Leonhard, der Sohn armer Forstleute, wurde zu Gräfenwerth in Niederösterreich am 23. September 1782 geboren. Da er gute Anlagen zeigte, schickten ihn seine Eltern in das Gymnasium nach Krems. Trotzdem er, auf spärliche fremde Unterstützungen angewiesen, nicht imstande war, sich ein Licht anzuschaffen, um Abends lernen zu können und deshalb sich mit seinen Büchern zum Feuer in der Schmiede des Hauses, in welchem er wohnte, stellen mußte, war er doch stets der Erste in der Schule. Nach Beendigung des Gymnasiums studierte er mit Auszeichnung die Philosophie an der Universität zu Wien, worauf er in das Benedictinerstift Melk trat. Weil ihm jedoch daselbst die Luft nicht zusagte, bat er um Aufnahme in das Wiener Alumnat. 1806 erhielt er die Priesterweihe, wirkte dann sechs Jahre nacheinander als Aushilfspriester in Hausleiten, als Alumnats-Spiritual und als Pfarrer in Aachau, bis der menschenkundige Burgpfarrer Frint auf seine Verwendbarkeit aufmerksam wurde und ihm die Stelle eines Hofcaplans verschaffte, womit er seit 1816 nach Errichtung der höheren Priester-Bildungsanstalt als dessen Spiritual abermals die Seelsorge und Verwaltung der kaiserlichen Unterstützungscasse verband. In dieser Stellung mag er, der die Noth des Lebens im elterlichen Hause und als Bettelstudent an sich selbst erfahren hatte, die tiefe Wahrheit des Spruches „Geben ist seliger, als nehmen," kennen gelernt haben, denn von nun an fand er an nichts mehr Vergnügen, als in eigenen Entbehrungen, um Anderen Gutes thun zu können. Den Anfang seiner langen, weit über seinen Tod hinaus ununterbrochen fortdauernden Kette von Wohlthaten bildet eine 1816 für arme Schulkinder seiner ersten Seelsorgestation Hausleiten gemachte Stiftung von tausend Gulden. Gleichzeitig begann seine literarische Thätigkeit, der er sich um so eifriger widmete, als er darin bald eine Quelle zu größeren Liebeswerken fand. Leonhard bekam den Auftrag, Lese- und Religionsbücher sowohl für Volksschulen, als für höhere Bildungsanstalten zu verfassen. Diese sowohl, als seine übrigen Schriften geben Zeugnis von seinem Charakter, der die erkannte Wahrheit kurz und einfach auszusprechen liebte und seine Schriften zeichneten sich insbesondere durch ihre praktische Verwendbarkeit und richtige pädagogische Auffassung aus. In Anerkennung dieser Leistungen, welche dem scharfen, in alle Einzelnheiten eindringenden Blicke des Kaisers Franz I. nicht entgiengen, wurde Leonhard schon 1817 zum Domscholaster und Diöcesan-Schulen-Oberaufseher, bald darauf zum Regierungsrathe und Volksschul-Referenten bei der Studien-Hofcommission ernannt. In dieser wichtigen Stellung hatte er Gelegenheit, die Lage der Schullehrer kennen zu lernen, welche ihn bestimmte, eine Stiftung für ihre Witwen und Waisen zu machen, ferner gründete er Stiftungen für Taubstummen-Institute, für Spitäler und Reconvalescentenhäuser der Elisabethinerinnen und barmherzigen Brüder. Diese Stiftungen belaufen sich auf eine Summe von 82.000 Gulden. Wie war das möglich, fragt man sich, bei Leonhards nicht übermäßigen Einkünften? Nur durch die allerärmste Lebensweise, von der er sich durch keine Verdächtigung abbringen ließ. Er versagte sich alle,

selbst die bescheidensten Genüsse, auch ließ er nichts, was er allein besorgen konnte, von andern verrichten, so pflegte er sich sogar, selbst als Bischof noch, seine Schuhe und Kleider zu reinigen. Außer jenen, welchen die Stiftungs-Urkunden amtlich zukommen mussten, hatte niemand eine Ahnung von seinen Wohlthaten, alles wurde im Stillen abgemacht. In den Stiftbriefen hieß es stets: „Ein ungenannt sein wollender Wohlthäter." oder es wurde der Name „Franz Holbein" gebraucht. Je höher er auf der Stufenleiter der Staats- und Kirchenwürden stieg, je mehr dadurch sein Einkommen wuchs, desto größere Gaben legte er den bereits gespendeten wohlthätigen Stiftungen zu.

Vom Jahre 1828 bis 1835 wirkte Leonhard als Generalvicar und Weihbischof im Geiste der Liebe und des Friedens. 1835 zum Bischof von St. Pölten ernannt, wendete er gleich wieder sein Augenmerk der Schule und Seelsorge zu. Allein die Stellung eines Kirchenfürsten erfordert einen gewissen äußeren Glanz, der dem einfachsten aller Priester um so unangenehmer war, als er dafür hätte Auslagen machen müssen, die der Ausführung seiner Stiftungspläne abträglich gewesen wären. Auch konnte er sich nicht entschließen, dieselben öffentlich zu nennen, wodurch er in die unangenehme Lage versetzt wurde, dass viele sein einfaches Auftreten missdeuteten und ihn sogar des Geizes beschuldigten, eines Lasters, das am wenigsten einem Bischof verziehen werden konnte, dessen Schein also schon sein oberhirtliches Wirken hätte beeinträchtigen müssen. Leonhard entschloss sich daher, auf sein Amt zu verzichten, dessen Einkünfte sich auf jährliche 15.000 Gulden beliefen, und übernahm die Würde eines apostolischen Feldvicars der kaiserlichen Armee mit dem Jahresgehalte von 6.000 Gulden und freier Wohnung. Mit dieser Stellung war kein äußerer Aufwand verbunden, er konnte sich ihr ganz still und zurückgezogen widmen. Leonhard nahm nicht nur wieder seine literarische Thätigkeit mit großem Eifer auf, sondern ermöglichte auch in Gemeinschaft mit dem Bischofe Ham die Errichtung eines Erziehungs-Institutes für Töchter der Mannschaft der k. k. Armee in Szathmár, wozu er einen Betrag von 76.000 Gulden widmete. Bald darauf spendete er zur Gründung von Spitälern der barmherzigen Brüder eine Summe von 48.000 Gulden. So weit sind uns Leonhards größere Wohlthätigkeitsacte bis zum Jahre 1842 bekannt. Von da an liegen lange keine Stiftungsbriefe mehr vor, Leonhard scheint eine Pause eintreten gelassen zu haben, um der erschöpften Cassa wieder ausreichende Mittel zu neuen Großthaten zuzuführen. Als aber im Jahre 1848 die allgemeine Rathlosigkeit den Wert der Staatspapiere tief herabgedrückt hatte, beeilte sich Leonhard, dessen Vertrauen, als guter Patriot, auf den über Österreichs schützenden Stern der Vorsehung niemals wankte, seine indessen gemachten Ersparnisse darin anzulegen und damit den wenigst bemittelten Armenanstalten eine Hilfsquelle zu eröffnen, welche ihren Bestand für eine späte Zukunft sicher stellen sollte. Sein Vertrauen musste glänzend belohnt worden sein, denn seit 1850 bis zum 28. October 1862 finden sich Bestätigungen über die für Leonhards Verhältnisse fabelhaft klingende Summe von 322.000 Gulden vor, in Spenden von 500 bis 30.000 Gulden für viele Armen- und Taubstummen-Institute, für Waisen- und Krankenhäuser. Man wird wahrlich versucht, diesen Mann für einen Wunderthäter zu halten. Zu den genannten, amtlich nachweisbaren Gaben sind noch nicht die unzähligen Spenden an einzelne Bedürftige gerechnet. So fanden sich in seinem Nachlasse aus dem Jahre 1848 allein Dankschreiben für bare Liebesgaben von 1160 Gulden vor. Leonhard war stets zum Geben und Rathertheilen bereit. Er war strenge mit sich, duldsam gegen andere und wird für immerwährende Zeiten ein leuchtendes, gewiß schwer erreichbares Beispiel eines Priesters bleiben. Millionäre haben zwar schon oft größere Summen wohlthätigen Zwecken zugeführt als Leonhard, allein diese Art von Wohlthun, wenn man von seinem Überflusse gibt, ohne sich selbst Opfer auferlegen zu müssen, wenn selbst nicht immer die gesellschaftliche Stellung oder Eitelkeit damit in Verbindung zu bringen sind, hält nicht den entferntesten Vergleich mit Leonhards edler Handlungsweise aus, der für sich nur so viel verwendete, um das Leben zu fristen, keinen höheren Genuss kannte, als Wohlthaten zu üben und seine ganze geistige Thätigkeit dem Zwecke widmete, sich hiezu die nöthigen Mittel zu schaffen. Er wirkte im Stillen, ohne mit seinen Liebeswerken zu prunken, unbekümmert,

dass er sogar den Schein des Geizes auf sich lade. Allein, wiewohl es ihm widerstrebte, so war es doch bei einigen seiner Stiftungen nicht möglich, dieselben anonym durchzuführen, wie z. B. die Szathmárer Stiftung, welche zur allerhöchsten Kenntnis gekommen, auch vor den Augen Sr. Majestät den Schleier lüftete, hinter welchem sich Leonhards edles Wesen zu verbergen wusste. Die Verleihung der geheimen Rathswürde und des Ordens der eisernen Krone I. Classe gab der Welt kund, wie der Monarch das für diese unverständliche Leben des Bischofs beurtheilte. Am 19. Jänner 1863, im 81. Lebensjahre, nach längeren, mit christlicher Ergebung getragenen Leiden, während welcher Leonhard nur über Eines klagte, das heilige Messopfer nicht darbringen zu können, schlossen sich für immer die Augen des vielverkannten Mannes, welcher in unabsehbare Ferne hinaus für die Linderung der Noth der Armen vorgedacht hatte. In seinem Nachlasse fanden sich nebst den nothwendigsten Pontificalien und gewöhnlichen Kleidungsstücken, deren Schäden der einfache Mann auf eine sehr ursprüngliche Weise selbst auszubessern pflegte, noch beiläufig 28.000 Gulden in Wertpapieren, wovon er bloß 4000 Gulden den Familien seiner Geschwister, 4500 Gulden dem Szathmárer Töchterinstitute und den übrigen Nachlass den zum Universalerben ernannten dürftigsten Armen-Instituten der Wiener Diöcese zudachte.

Es wäre wünschenswert, dass die Schilderungen des Lebens und des Wirkens solcher hervorleuchtender Männer, wie unseres Leonhard, in allen Lesebüchern zu finden wären und in den Schulen gehörig erläutert werden möchten, und zwar nicht nur in den niederen, sondern auch in den höheren Bildungsanstalten. Dies würde gewiss zur Charakterbildung wesentlich beitragen. Die moderne Erziehung pflegt aber das Hauptgewicht zumeist nur auf Bildung des Verstandes zu legen und lässt das Gemüth größtentheils unberücksichtigt. Hiedurch wird leider die Selbstsucht groß gezogen, Gemeinsinn, Opferwilligkeit und andere edle Bürgertugenden werden daher immer seltener, wodurch das Staats-, das Gemeindewesen und die Familie geschädiget werden. Zudem ist es ja ehrend für uns Alle, die Erinnerung an einen über das Gewöhnliche erhabenen Mann rege zu erhalten, dessen höchstes Ideal es war, dass der Grundgedanke des Christenthums verwirklicht werden möge:

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Karl Nebopil.

Quelle: Dr. Johann Baptist Ritter von Hoffingers „Österreichische Ehrenhalle" im österreichischen Volks- und Wirtschaftskalender. Wien, 1865.

Josef Ritter von Russegger,

berühmter Montanist und Afrikaforscher.

Dieser berühmte Gelehrte wurde am 18. October 1802 zu Salzburg, wo sein Vater Magistratsrath war, geboren und genoss seine erste Ausbildung am Lyceum seine Vaterstadt. Der bereits in seinen Knabenjahren gefassten Vorliebe für den Bergmannsstand treu bleibend, entschied sich der junge Russegger nach absolvierten Lycealstudien zum Besuche der Schemnitzer Berg- und Forstakademie, wo derselbe in den Studienjahren 1823—1825 die gesammten Berg- und Forstcollegien absolvierte. Mathematik und Physik, seine Lieblingsstudien, gaben seinem Leben gleich im Beginne der Studienlaufbahn eine ernste, praktische Richtung, so wie ihm denn auch aus der Zeit der Akademie von seinen Studiencollegen eine besondere Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters nachgerühmt wurde.

Am 21. Juli 1825 trat Russegger als Praktikant bei dem k. k. Berg- und Hüttenamte Mühlbach im Pinzgau in den Montan-Staatsdienst, wurde im September 1827 in gleicher Eigenschaft zum k. k. Bergwerke Böckstein in Gastein übersetzt, rückte schon im folgenden Jahre daselbst zum Controlor vor und ward im November 1831 bereits zum Bergverwalter und Amtsvorstande ernannt, in

welch' letzterer Eigenschaft ihm zugleich auch die Leitung des Betriebes der Goldbergbaue in Rauris übertragen wurde.

Schon als Praktikant entwickelte Russegger eine seltene Rührigkeit: er durchforschte die ganze Umgebung von Mühlbach, legte hier den Grund zu seiner geologischen Sammlung, beschäftigte sich nebenbei mit wissenschaftlichen Arbeiten, so über den Bau der Centralalpenkette, über das Vorkommen des Goldes im Salzburgischen, mit zahlreichen Höhenmessungen u. s. w., so dass ihm die Regierung sein Praktikanten-Stipendium von jährl. 200 fl. auf 400 fl. erhöhte.

Seine eigentliche literarische Thätigkeit begann er jedoch erst als Amtsvorstand in Böckstein. Hier schrieb er: „Beiträge zur Aufbereitung edle Metalle führender Pocherze mittelst Senngitterpochwerken, Walzwerken, Stoßherden und in Verbindung mit den in Tyrol und Salzburg üblichen Amalgamations-Methoden. Böckstein am 4. Juni 1832" (Original-Manuscript 146 Bogen stark im Salzburger Museum Carolino-Augusteum, in dessen Jahresbericht 1863, S. 12); dann eine Abhandlung über die Aufbereitung der gold- und silberhältigen Roherze im Salzburger Montanbezirke, welche 1841 zu Stuttgart im Druck erschien und sich einer äußerst beifälligen Aufnahme und einen ausgedehnten Verbreitung erfreute. In dieser Zeit erhielt Russegger auch einen Ruf nach Brasilien, welche Reise dahin jedoch nicht zustande kam, — er fühlte sich in seinem Wirkungskreise in Böckstein glücklich. Aber unter um so günstigeren Verhältnissen realisierte er eine andere Reise, die ihm jetzt um so erwünschter kam, als er in Böckstein seine erste Gattin — eine geborene Gasparotti — nach kurzer Ehe verlor und ihm der Aufenthalt daselbst nur traurige Erinnerungen darbot.

Der Vicekönig von Egypten, Mehemed Ali, erbat sich von Österreich bergmännisch gebildete Leute, um die wichtigsten Theile seiner Länder geognostisch zu untersuchen und eventuell den Abbau nutzbarer Mineralien einzuleiten. Die Wahl fiel auch auf Russegger und wurde demselben durch die besondere Güte des Fürsten Lobkowitz als obersten Chef des gesammten Münz- und Bergwesens der Monarchie die Auszeichnung zutheil, zum Chef dieser Expedition bestimmt zu werden.

Russegger's gestellte Aufgabe war eine doppelte: im Interesse des Vicekönigs specielle montanistische Untersuchungen anzustellen, — und zweitens auf seinen Reisen in Afrika allgemein wissenschaftlich geologische und physikalische Beobachtungen zu pflegen, zu welch' letzterer Aufgabe ihn die k. k. österreichische Regierung mit großer Munificenz unterstützte und mit allen erforderlichen Instrumenten, Büchern, Karten und sonstigen Requisiten ausstattete.

Nachdem in Wien das Personale der Expedition vervollständigt, die Contracte abgeschlossen waren, trat Russegger seine Reise an. Er schiffte sich am 16. Jänner 1836 in Triest ein, gieng über Griechenland, wo er sich in Athen von dem erfahrenen österreichischen Gesandten, dem späteren FZM. Grafen Prokesch weitere Instructionen zu seiner Reise erbat, nach Alexandrien, besuchte zunächst Cairo und die lybische Wüste, dann Syrien und die kleinasiatische Küste bei Tarsus, worauf er 1837 den Nil aufwärts gehend, in Chartum sein Hauptquartier aufschlug. Von da gieng er den weißen Nil entlang bis Cordofan, durchwanderte die Nachbarländer, das ganze Land der Nubas bis Scheibun und zum Gebirge Tina. Den Rückweg nach Chartum nahm er wieder durch Cordofan. Die inzwischen eingebrochene andauernde tropische Regenzeit zwang ihn, vom 23. Juni bis 1. October 1837 ruhig in Chartum abzuwarten. (Hier seltsames Zusammentreffen mit dem berühmten Fürsten Pückler-Muskau.) Das zweitemal gieng Russegger den blauen Nil hinan nach Sennaar und von da nach Roserres, von wo aus ihn Mustafa Bey unter militärischem Schutz im Auftrage des Vicekönigs durch die Negerländer Kassan, Kammamil und Schongollo bis zum Flusse Pulchidia an der Grenze der Gallavölker, den Goldwäschen der Neger, begleitete. Am 27. Juli 1838 traf Russegger wieder in Alexandrien ein.

Auf diesen seinen Forschungsreisen drang Russegger schon damals so weit vor, wie es erst wenigen Afrika-Reisenden nach ihm geglückt ist.

Außer den physikalischen Beobachtungen, worüber er ein eigenes Tagebuch führte, wurden während seiner ganzen Reise die geognostischen Untersuchungen als Hauptauf-

gabe ununterbrochen vorgenommen, die nöthigen Durchschnitte gezeichnet, geographische Karten entworfen, welche nicht nur die genommene Route, sondern auch das ganze umliegende Terrain zum Gegenstande hatten. Und mit welchen Beschwerden Russegger's Aufgabe verbunden war, ist aus dessen Berichten zu entnehmen: „er musste meist erst dann mit seinen Arbeiten beginnen, wenn er nach einem Tagesmarsche von zehn und noch mehr Stunden in der glühenden Hitze der tropischen Sonne todmüde vom Pferde oder vom Dromedar stieg und sich oft fieberkrank mühsam von einem Ort zum andern schleppte. Doch gerade diese Steigerung der moralischen Kraft erhielt ihn, wie er sagt, aufrecht und rettete ihn in jenen schrecklichen Momenten, in welchen zwei Drittel seiner Gehilfen, die ihn ins Innere Afrika's begleiteten, erlagen."

Aus Afrika zurückgekehrt, bereiste er die Sinai-Halbinsel und Palästina und trat von Alexandrien aus im Februar 1839 die Rückreise nach Europa an, auf welcher er Constantinopel und Smyrna besuchte und Griechenland im Auftrage des Königs Otto bergmännisch durchforschte. Für letztere Erhebungen in Griechenland erhielt er vom König Otto das goldene Kreuz des Erlöserordens.

Seine Heimkehr erfolgte nun durch Italien, die Schweiz, er bereiste das südwestliche Deutschland, Belgien, das nördliche Frankreich, gieng nach England, Schottland, über Hamburg nach Kopenhagen und Christiania, von wo aus er fast alle Minen-Districte Schwedens und Norwegens besuchte, von da über Drontheim nach Hammerfest und wieder zurück, und kehrte im Februar 1841 durch Sachsen, Böhmen und über Salzburg nach Wien zurück, wo er am 21. Februar ankam. Seine ganze Reise hatte gerade fünf Jahre und drei Monate gedauert und sich über 61 Breitengrade, also durch alle Klimate der Erde, erstreckt. Den reichen Schatz seiner gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen legte er in seinem berühmt gewordenen Werke: „Reisen in Europa, Asien und Afrika" nieder, welches Werk er dem Kaiser Ferdinand I. widmete, das in sieben Bänden nebst Atlas zu Stuttgart 1841—1850 erschien. Zur Anfertigung des Atlas gab die kaiserliche Regierung einen Beitrag von 3000 fl.

Viele seiner Untersuchungen und Schriften montanistischen Inhalts wurden überdies von ihm in den verschiedenen einschlägigen Fachzeitschriften veröffentlicht. Seine im Druck erschienenen Werke und Schriften, deren Zahl auf 56 angegeben wird und größtentheils in Wurzbach's biographischem Lexikon aufgeführt erscheinen, zeichnen sich durch tiefe Beobachtungsgabe, ansprechende, klare Darstellungsweise und großen wissenschaftlichen Wert aus.

Seine mineralogischen und zoologischen Sammlungen wurden in den entsprechenden vaterländischen Cabineten niedergelegt, seine Sammlungen von Waffen und ethnographischen Gegenständen aber hat er dem Museum Carolino-Augusteum seiner Vaterstadt testiert (im Jahresbericht dieses Museums vom Jahre 1863, S. 30 aufgezählt).

Noch während seiner Reisen im Jahre 1840 erhielt Russegger seine Ernennung zum k. k. Bergrathe.

Im Jahre 1843 bereiste er auf Veranlassung des Herzogs Franz IV. von Modena die Apenninen, die Gegend von Carrara u. s. w. Im selben Jahre noch zum Vicedirector der k. k. Berg- und Salinendirection für Tirol und Salzburg ernannt, wurde er aus Italien abberufen und schon am 2. Mai 1846 zum k. k. Gubernialrathe, Salinen-Administrator und Districtual-Bergrichter in Wieliczka befördert. Im Frühjahre 1850 erfolgte endlich seine Ernennung zum k. k. Ministerialrathe, Berg-, Forst- und Güterdirector in Ungarn und gleichzeitig zum Director der k. k. Berg- und Forst-Akademie in Schemnitz.

Unter vielen anderen Auszeichnungen wurde ihm am 18. Juli 1852 das Ritterkreuz des Leopoldordens zutheil, was seine Erhebung in den erblichen Ritterstand des österreichischen Kaiserhauses zur Folge hatte.

Ministerialrath Ritter von Russegger hat sich nicht allein durch seine ausgedehnten Reisen einen großen Ruf, — der große Geograph Ritter nennt die Entdeckungsreisen Russegger's in Afrika die beste Orientierung auf der bis zu jener Zeit terra incognita gebliebenen Strecke — sondern hauptsächlich durch die Hebung des österreichisch-ungarischen Bergbaues Verdienste der seltensten Art erworben.

Die Wiederbelebung des für den Schemnitzer Bergbau so hochwichtigen Josef II. Erb-

stollens, — die allgemeine Einführung und Selbsterzeugung der sogenannten Bickfort'schen Sicherheitszünder beim Grubenbau, — der Einbau mehrerer neuer Wasserhebemaschinen und die erste Einführung der Dampfmaschinen in Niederungarn für die Wasserhebung, — Verbesserung und Einführung der neuesten und bewährtesten Aufbereitungsmethoden, — die gänzliche Umgestaltung der Verhüttungsmethoden der Silber-, Blei- und Kupfererze, bestehend in den allgemeinen Einführung der Reichverbleiung und der Gewinnung des Silbers aus den Schwarzkupfererzen durch die Augustin'sche Extraction, wodurch eine gänzliche, für den bereits bedrohten Bergbau günstigere Umgestaltung der Einlösungstarife ermöglicht wurde; — der Aufschwung der Rhonitzer Eisenwerke zu einem der ersten und ausgedehntesten Etablissements in Österreich-Ungarn durch Anlage eines Schienenwalzwerkes und Neubau oder Umgestaltung sämmtlicher Eisenschmelzwerke; — Regulierung des gesammten Arbeiterstandes und seiner Löhne, sowie durch viele andere den Fortschritten der Wissenschaften entsprechend zeitgemäße Neuerungen und Verbesserungen auf dem Gesammtgebiete der Montanistik, wodurch ein sicherer Ertrag der Bergwerke ermöglicht wurde u. s. w. — das sind Russeggers Verdienste während seiner dreizehnjährigen Amtsthätigkeit als Chef des niederungarischen Montandistrictes.

Im Spätherbst 1862 erkrankte Russegger an einer Lungenentzündung, die jedoch bald behoben war. Im März 1863 stellte sich das Lungenleiden im gesteigerten Grade ein, dem er auch nach nahezu vier Monate langem Krankenlager erlag, — sein nie rastender Geist wurde am 20. Juni 1863 in ein besseres Jenseits abberufen.

Mit Ritter von Russegger verlor Österreich einen hervorragenden Gelehrten, der als Kenner des nordöstlichen Afrika sich einen weit über sein Vaterland erstreckenden wohlbegründeten wissenschaftlichen Ruf erworben hat und unter den Erforschern des dunklen Welttheils stets einen ehrenvollen Rang behaupten wird. Franz Seidl.

Quellen: Kraus Jahresbericht für den Berg- und Hüttenmann 1848; Hingenau österreichische Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen 1863; Dr. von Wurzbach, Biograph. Lexikon; Salzburger Zeitung 1838 und 1841; — Jahresbericht des vaterländischen Museums Carolino-Augusteum der Landeshauptstadt Salzburg 1863. Oskar Lenz. Der Antheil Österreichs an der Erforschung Afrikas im Österreichischen Jahrbuch 1885.

Charles Sealsfield (Karl Postl),

Romanschriftsteller.

Omne solum forti patria est ut piscibus aequor.

Auf seinem Landsitze „Unter den Tannen“ bei Solothurn in der Schweiz starb am 26. Mai 1864 ein müder Greis nach langer Krankheit, der daselbst die letzten Jahre seines bewegten Lebens in ruhiger Abgeschiedenheit und tiefem Schweigen verlebt hatte.

Es war der deutsch-amerikanische Schriftsteller Charles Sealsfield, dessen Stern im stillen Erdenwinkel verglomm, der freundlos, von fremden, wenn auch pflichtgetreuen Händen gepflegt, heimatlos, obgleich auf selbsterworbenem Grunde, verblich, derselbe Charles Sealsfield, der ein Vierteljahrhundert zuvor die literarische Welt zweier Continente mit seinen Schriften mächtig ergriffen, mit seinem Namen erfüllt hatte.

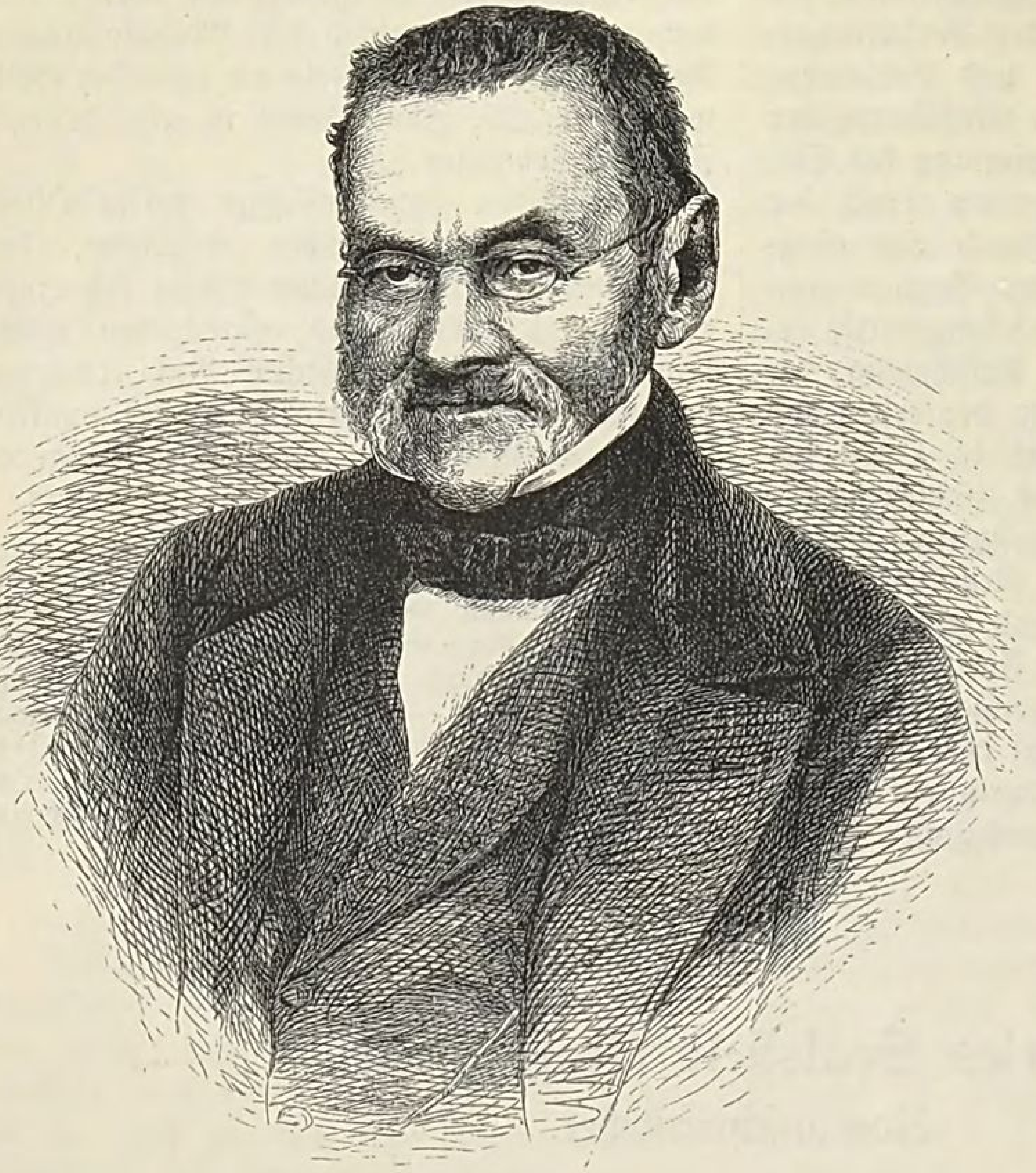
Im Jahre 1833 war der erste seiner amerikanischen Culturromane in Deutschland erschienen, im Jahre 1843 erschien der letzte; in der kurzen Zeit eines Jahrzehnts hat Sealsfield die Früchte seiner literarischen Schaffenskraft zur Reife gebracht und geerntet, welche während der vorausgegangenen stürmischen und ereignisreichen Jahre in seinem gestaltenden Geiste sich angesetzt hatten.

Mit dem Jahre 1843 aber brach er ab und wenn er schon nicht müßig blieb, sondern erwiesenermaßen außer seinen Memoiren noch einen breit angelegten Roman und eine Er-

zählung schrieb, so ist doch keines dieser Stücke mehr gedruckt worden und Sealsfield selbst hat uns der Möglichkeit beraubt, dies nachzuholen, indem er dieselben sammt allen seinen übrigen Papieren vor seinem Tode verbrannte. Nichts entgieng ihm außer ein vergessenes Schreibheft mit einer kurzen Erzählung und verschiedenen Kritzeleien, worunter auch die vorangestellte Devise geschrieben war.

Das Ende dieses bedeutenden Schriftstellers lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit, für die er allmählich in den Hintergrund getreten war, von Neuem auf das Räthsel seines Lebens und aller Orten beschäftigte man sich wieder mit der Frage nach der Herkunft und Geschichte des merkwürdigen Mannes, der zu seinen Lesern gleichsam hinter der Scene gesprochen hatte, denn alle seine Werke ließ er anonym erscheinen, und der jedwede Frage nach seiner Vergangenheit von sich abzuhalten wusste und nur Freunden, denen er vertraute, dürftige und wenig ausführliche Mittheilungen machte.

Das Testament Sealsfield's, in welchem er die Nachkommen des Ortsrichters Anton Postl zu Poppiz in Mähren zu Erben einsetzte, brachte den gewünschten Aufschluss. Alte Erinnerungen wurden laut, und bald ergab es sich zur Gewissheit, dass in Sealsfield jener Karl Postl wieder gefunden sei, der im Jahre 1823 aus dem Kreuzherrnstifte zu Prag verschwunden und seither verschollen war.



Charles Sealsfield.

Nach einem Holzschnitte. Ad. Naumann del. Aug. Naumann sc.

Karl Postl wurde am 3. März 1793 als der Sohn des vorgenannten Ortsrichters geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Znaim und beendete dasselbe als Conventualstudent zu Prag. Auf Wunsch seiner Mutter trat er 1813 in den Prager Kreuzherrenorden als Novize ein und wurde seiner Sprachkenntnisse und seiner Verwendbarkeit halber nach wenigen Jahren zum Secretär ernannt. Postl war ehrgeizig und hochstrebend, trug sich mit hohen Plänen und war seiner Bildung und gesellschaftlichen Gewandtheit halber überall geschätzt.

Seelische Conflicte tiefgreifender Natur müssen es gewesen sein, die ihn zu dem Entschlusse drängten, seiner Stellung zu entsagen, seinen Orden, seine Heimat zu verlassen. Er benützte eine zweiwöchentliche Cur in Karlsbad, um diesen Entschluss, von welchem er seinen jüngeren Bruder kurz verständigt hatte, auszuführen und begab sich über die Schweiz nach England und Amerika.

Dortselbst lebte er unstet und reisend durch viele Jahre und ließ sich endlich im Süden am Red River nieder, wo er eine Plantage ankaufte. Der Sturz seines Banquiers brachte ihn um seinen Besitz und er begab sich etwa 1830 nach New-York, um daselbst die

Redaction des französischen Blattes „Courier des états unies“ zu übernehmen. 1832 übersiedelte Sealsfield, wie er seit dem Betreten des amerikanischen Bodens sich nannte, in die Schweiz und verblieb daselbst, seinen Aufenthalt durch mehrere Reisen nach Amerika unterbrechend, bis an sein Lebensende.

Als Literat trat Sealsfield in Europa zuerst im Jahre 1833 mit seinem Culturromane „Der Legitime und die Republikaner“ hervor. In raschen Pausen folgten sodann „Die Lebensbilder,“ „Der Virey,“ „Morton,“ „Neue Land- und Seebilder,“ „Das Cajütenbuch“ und endlich 1842 „Süden und Norden,“ womit die Reihe seiner schriftstellerischen Thätigkeit gegenüber der Öffentlichkeit abschloss. Seine Schriften sind später in 18 Bänden gesammelt neu ausgegeben worden.

Sealsfield's Romane, welche durchwegs amerikanische Stoffe behandeln und auf amerikanischem Boden spielen, machten alsbald gerechtfertigtes Aufsehen. In lebendigen, farbenglühenden Bildern entrollte er zuerst vor europäischen Augen das ungeheure vielgestaltige Leben, welches in Amerika seit dem 300jährigen Einströmen der germanischen und romanischen Culturvölker aufgeblüht war, in kräftiger Darstellung schilderte er den Kampf der Racen, so im „Legitimen“ den Todesstreit der Indianer gegen die immer weiter vorrückende westliche Colonisation, im „Virey“ die Erhebung der vom altspanischen Adel abstammenden Creolen gegen das spanische Gouvernement selbst, in wunderbar treuen Zügen erfasste er das Individuelle der ethnologischen Besonderheiten, charakterisierte er den kühlen, geriebenen Yankee, den naturwüchsigen, kindlichen, riesenhaften Kentuckier, den faulen, tückischen Neger, den eitlen, der Arbeit abgeneigten Franzosen der Südstaaten, den stolzen, unversöhnlichen, im Verzweiflungskampfe dahinsinkenden Indianer. Volle Meisterschaft auch bewährt Sealsfield in der Naturschilderung, die er bis ins Detail ausmalt und in die charakteristischen Tinten zu tauchen weiß. Seine Schreibart ist fesselnd, voll geistreicher Bemerkungen und durchaus modern, man könnte sagen feuilletonistisch. Ganz im Sinne der letzteren liegt es auch, wenn Sealsfield seinen Dialog häufig mit fremden Redensarten weiterführt, um die Täuschung des Specifischen noch zu erhöhen. Es ist wahr, Sealsfield bietet uns keine abgeklärte deutsche Prosa und bindet sich nicht an die Linien des Classicismus, auch in der Composition läßt er Einheitlichkeit und architektonische Gliederung vermissen, aber seine Absicht, das Leben darzustellen, wie es in Natur und Menschengetriebe sich entwickelt, erreicht er überall und entläßt uns stets mit dem Eindrucke der lebendigsten Unmittelbarkeit des künstlerisch vollendetsten Realismus.

Theodor von Grienberger.

Auguste Ferdinande Prinzessin Luitpold von Bayern,
geborene Prinzessin von Toscana, Erzherzogin von Österreich.*)

In Prinzessin Luitpold von Bayern tritt uns eine Fürstin entgegen, deren äußere Lebensschicksale weit weniger unser Interesse in Anspruch nehmen, als ihre seltenen Charaktereigenschaften. Und so seien denn die ersteren nur flüchtig erwähnt, um desto länger bei den letzteren verweilen zu können.

Prinzessin Augusta Ferdinanda wurde als zweites der drei Kinder des Großherzogs Leopold II. von Toscana und seiner Gemahlin Maria Anna von Sachsen am Charfreitag den 1. April 1825 zu Florenz geboren. Früh, schon im Jahre 1832 verlor sie ihre Mutter, und so übernahm auf ausdrücklichen Wunsch der letzteren, deren Schwester, die Großherzogin-Witwe Maria von Toscana, ihre und der zwei übrigen Töchter Erziehung, welche somit eine ganz in deutschem Sinn geleitete wurde.

*) Mit Erlaubnis der Verfasserin dieses im Jahre 1887 für das „Neue Illustrierte Vaterländische Ehrenbuch“ geschriebenen Aufsatzes hat Dr. Hans Reidelbach denselben in seiner zur 70ten Geburtstagsfeier des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern 1891 in München herausgegebenen Festschrift bei Schilderung des Lebens und Wirkens Höchstseiner erlauchten Gemahlin, Prinzessin Auguste Ferdinande mehrfach und in einzelnen Stellen fast wortgetreu benützt. A. d. H.

Die Jugend der Prinzessin verlief im Allgemeinen sehr ruhig, jedoch erheitert durch geselligen Verkehr am Lande, in Poggio a Cajano, und angeregt durch wiederholte Reisen nach Dresden, der Heimat der Mutter. Im Winter 1841 auf 42, nachdem auch ihre letzte vollbürtige Schwester an der Lungenschwindsucht gestorben war, begab Prinzessin Auguste sich mit ihrer Tante nach Neapel, woselbst sie den damals kaum einundzwanzigjährigen Prinzen Luitpold, dritten Sohn König Ludwig I. von Bayern, kennen lernte, welchem sie zwei Jahre später, den 15. April 1844, ihre Hand zum ehelichen Bunde reichte. Ende desselben Monats noch reiste sie mit ihrem Gatten von Florenz nach München in ihr neues Heim. Hier, im Kreise der bayrischen Königsfamilie wusste sie nicht minder alle Herzen zu erobern, als sie im väterlichen Hause die Liebe Aller zu gewinnen verstanden hatte. Besonders innig gestalteten sich die Beziehungen zu ihrer Schwiegermutter, der Königin Therese und zu ihrer, im gleichen Alter mit ihr stehenden Schwägerin Marie, der Gemahlin des Kronprinzen, späteren Königs Max II. Und nicht nur in der neuen Familie, sondern auch im neuen Lande trachtete sie heimisch zu werden, was ihr meisterlich gelang. Sie lebte sich vollständig in seine Interessen ein und nahm an den Geschicken desselben fortan den wärmsten Antheil. Darüber aber vergaß sie die Heimat ihrer Kindheit und Jugend keineswegs; sie schwärmte vielmehr für dieselbe ihr ganzes Leben hindurch mit der vollen Glut ihres südlich-lebhaften Temperamentes.

Im Januar 1845 wurde dem fürstlichen Ehepaar der erste Sohn geboren, dem 1846 ein zweiter folgte. Als die Stürme des Jahres 1848 über Bayern hereinbrachen, zeichnete sich Prinzessin Luitpold durch solche Unerschrockenheit und solchen Freimuth aus, dass König Ludwig I., den großen Zug in ihr mit richtigem Blicke erkennend, sie öffentlich seine Maria Theresia nannte. Dieselbe bewundernswerte Seelenstärke wie bei dieser Gelegenheit, bewies sie auch als 1850 und 1859 die von ihr tiefempfundene Prüfung an sie herantrat, den Gemahl ausmarschieren zu sehen und als zweimal ihr Vater mit all' den Seinen vor den revolutionären Bewegungen aus Toscana flüchten musste. Mit der letzten Revolution, nach welcher es für die großherzogliche Familie keine Wiederkehr mehr gab, verlor die Prinzessin ihre heißgeliebte Heimat, in die sie als Frau und Mutter noch mehrmals zurückgekommen war. Außer eben erwähnten Ereignissen brachten die fünfziger Jahre die Geburt der zwei jüngeren ihrer vier Kinder und im engeren Familienkreise verschiedene Krankheitsfälle, bei welchen Prinzessin Luitpold in liebevoller Pflege ausharrte, weder Mühe noch Ansteckung scheuend. Erholung suchte sie nun jeden Sommer in Lindau im Bodensee, woselbst die an Italien erinnernde Gegend sie mächtig anzog, und ihre gesellige Natur der anregende Mittelpunkt eines weiteren Kreises von Bekannten wurde. Sie hatte in ihrer dortigen Villa dem jungen Großherzog Ferdinand IV., ihrem ältesten Stiefbruder, mit dem sie die innigste Liebe verband, an Stelle der verschlossenen Heimat eine gastliche Aufnahme geboten. Auch der persönliche Verkehr mit ihrer Tante und zweiten Mutter, welche solche, die sie näher kannten wie eine Heilige verehrten, und von der sie geliebt wurde wie ein eigenes Kind, hatte sich seit der Katastrophe von 1859 infolge der größeren räumlichen Nähe zu einem jährlich wiederholten gestaltet. Das Jahr 1862 befreite die Prinzessin von einer sie lang und anhaltend quälenden Sorge. Ihr ältester Sohn war als Nachfolger auf den griechischen Thron bestimmt gewesen; die griechische Verfassung verlangte aber vom künftigen Thronerben ausdrücklich das griechisch-katholische Bekenntnis. Der Aussicht, um den Preis eines, von ihrem strengkatholischen Standpunkte aus, durchaus unzulässigen Glaubenswechsels, ihrem Sohne Prinzen Ludwig eine Königskrone zu gewinnen, begegnete die fromme Fürstin mit ihren Lieblingsstellen aus der heiligen Schrift: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet" und „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles Andere wird Euch mit zugegeben werden." Als daher die Nachricht von der in Griechenland ausgebrochenen Revolution und dem damit verbundenen Verlust der Krone eintraf, begrüßte sie denselben mit einem, ihren pflichterfüllten Herzen zur Ehre gereichenden Gefühl der Erlösung.

Indessen hatte im Lauf der Jahre durch wiederholte ernstliche Erkrankungen die einst so kräftige Gesundheit der Prinzessin nachhaltig

gelitten. Die durch keine Curen mehr zu hebende, in steter Zunahme begriffene Kränklichkeit legte der hohen Frau strenge, geduldprüfende Verhaltungsmaßregeln auf, welche sie freudigergeben trug und die von ihr erst dann besonders peinlich empfunden wurden, wenn sie durch dieselben auch Anderen irgend eine Unbequemlichkeit auferlegen musste. Noch stand sie tröstend und aufrichtend ihrem Gemahl zur Seite, als den 10. März 1864 das bayrische Königshaus und das ganze Land durch den unerwartet frühen Tod König Max II. auf das Tiefste erschüttert wurde, noch begieng sie den 15. April desselben Jahres ihren zwanzigsten Hochzeitstag mit besonderer Feierlichkeit, ihren Gatten durch ein neues Bild von sich überraschend, unter welchem sie außer dem Datum die Worte geschrieben hatte: „Nach 20 Jahren! Wenn auch im Äußeren verändert, in treuer, dankbarer Liebe die Alte.“ Dann legte sie sich selbst wenige Tage später an einem ihrer häufigen Fieberanfälle nieder, diesmal aber um nicht mehr aufzustehen, und schon den 26. desselben Monats hauchte sie ihre edle Seele aus. — Doch ehe wir die letzten Stunden der allverehrten Prinzessin schildern, sei es uns vergönnt, einen Rückblick auf ihren Charakter zu werfen und ihn nach allen Seiten und in allen Beziehungen darzustellen, so weit er sich nicht schon in den vorhergehenden Zeilen geoffenbart hat.

Prinzessin Auguste war das starke Weib der heiligen Schrift, stark im Glauben, stark im Wollen, stark im Vollbringen. Dass sie stark im Glauben war, zeigte uns schon die griechische Thronangelegenheit. Wie in diesem Falle so in allem übrigen, diente ihr ein gutkatholisches, felsenfestes Christenthum als Richtschnur für ihr gesammtes Handeln und Wandeln. Und es war eine warme, echte, in werkthätiger Liebe sich äußernde Frömmigkeit, die sie beseelte, die ihr ganzes Wesen durchdrang, keine engherzige, zelotische; das Proselytenmachen lag ihr fern und sie ehrte jedwede andere religiöse Überzeugung, wenn sie nur wirklich Überzeugung war. So fest und treu hatte sich in ihrem Herzen der Glaube eingewurzelt, dass sie in voller Wahrheit äußern konnte, sie wolle ihre Kinder lieber todt, als ein Unrecht begehend, wissen. Bei jeder Gelegenheit auch erwies sie sich stark im Wollen und Vollbringen. Sie verfolgte den einmal als recht anerkannten Weg unbeirrt, unbekümmert um das Urtheil der Menschen, hiedurch selbst denjenigen Achtung abgewinnend, welche andere Ziele verfolgten als sie. Mit dieser Festigkeit und Willensstärke verband sie eine große Ausdauer; was ihr heute nicht gelingen wollte, das versuchte sie



Prinzessin Luitpold als junge Frau.
Gem. von J. Stieler, lithogr. von F. Fertig.

morgen und übermorgen neuerdings, vorausgesetzt, dass sie das Unternommene als ihre heilige Pflicht betrachtete. Ihre Demuth war bewundernswert; sie sprach mit ihrer Umgebung ganz offen von den an sich bemerkten Fehlern, sie arbeitete ihr ganzes Leben unermüdet daran, dieselben nach und nach abzuschwächen und auszumerzen und erkundigte sich dann bei den ihr aufrichtig Ergebenen und in ihr Vertrauen Gezogenen, ob sie in dieser Beziehung wirklich Fortschritte an ihr wahrgenommen hätten. Ihr südliches Temperament, ihre italienische Lebhaftigkeit verleiteten sie hie und da zu einem raschen Worte, zu einem momentan uncontrolierten Aufwallen der Gefühle; ebenso schnell wieder ruhig geworden und mit sich selbst zu Gerichte gehend, war es ihr Erstes, wenn sie Anderen Unrecht gethan und sie verletzt zu haben glaubte, dass sie dieselben um Verzeihung bat; und dies that sie nicht nur ihrem Hofstaate, sondern ebensogut ihrer Dienerschaft gegenüber.

Zu dieser seltenen Demuth gesellte sich eine Geradheit des Charakters, die niemals eine Unwahrheit, eine Unaufrichtigkeit zuließ und solche auch bei Anderen ihr gegenüber nicht aufzukommen erlaubte. Wahr wie im Verkehr mit ihren Nächsten, war sie es auch gegen sich selbst, indem sie nicht wie so Manche es thun, sich über ihre eigenen Unvollkommenheiten hinwegzutäuschen suchte; vielmehr fällte sie über sich selbst ein viel strengeres Urtheil, als über Andere und stellte an sich viel höhere Anforderungen als an Andere. Bei ihrer durch und durch geschulten Natur kannte sie kein Nachgeben an Phantasien, gewährte sie sich keine Luxusausgaben, auch wenn es die kleinsten waren und wenn ihr ein Gegenstand auch noch so sehr gefallen hatte. Galt es hingegen Anderen Freude zu bereiten oder Arme zu unterstützen, da lagen ihr in Bezug auf Ausgaben Bedenken fern, soweit es überhaupt die Verhältnisse gestatteten. Sie wusste auf so hübsche, herzgewinnende Weise zu geben, dass die kleinste Gabe dadurch einen Wert erlangte, den auf andere Art gegeben, das größte Geschenk nicht gehabt haben würde. Was insbesondere die Armen betrifft, ist zu sagen, dass sie denselben nicht mit Geld allein zu Hilfe kam, sondern ihnen auch Almosen in Worten spendete und mitunter persönlich die Stätten des Elendes betrat. So manche im Geheimen darbende Familie wüsste von den Wohlthaten zu erzählen, welche ihr Prinzessin Luitpold auf die zarteste Weise durch ihre Umgebung zukommen ließ.

Ihrem Vater blieb sie zeitlebens eine gehorsame, dankbar ergebene Tochter und das Andenken ihrer früh verstorbenen Mutter hielt sie immerfort hoch. Das Verhältnis zwischen ihr und der Tante, der sie ihre ganze, ausgezeichnete Erziehung verdankte, war ein musterhaft inniges, was bei der edlen Charakteranlage dieser beiden seltenen Frauen nicht Wunder nehmen darf. Musterhaft wie die Beziehungen zu ihrer Tante und zweiten Mutter waren die zu ihrem Gatten; man kann sich kaum eine gehorsamere, demüthigere Frau denken als Prinzessin Luitpold, welche ihre Wünsche und Neigungen stets denjenigen ihres Gemahls unterzuordnen wusste, wenn sie auch dabei ihre persönliche Überzeugung und Selbständigkeit vollkommen wahrte. Mit welcher Liebe die Gatten sich gegenseitig angehörten, bewiesen die zwanzig Jahre ungetrübten ehelichen Glückes, die beiden zu durchleben vergönnt waren. Alles Schwere, alles Peinliche suchte die Prinzessin ihrem Gemahl aus dem Weg zu räumen und auf ihre eigenen Schultern zu nehmen, alle kleinen Verdrießlichkeiten zu beseitigen und ihm das Dasein in liebendem Verständnis so angenehm als nur immer thunlich zu gestalten. Und so hat denn der Prinzessin Tod einen überaus schmerzlichen, niemals heilenden Riss in das Leben des trauernden Gatten gebracht.

Prinzessin Luitpold war auch die beste der Mütter. In ihrer Häuslichkeit, ihrem Gatten, ihren Kindern, nicht in der Welt, hatte sie ihren Beruf gefunden. Die so wichtige Leitung der Erziehung lag vollständig in ihren Händen, dies hielt sie für heilige Pflicht, und als die heranwachsenden Söhne Erziehern anvertraut werden mussten, da berieth sie sich mit letzteren über alle Einzelheiten, damit den Kindern niemals eine Meinungsverschiedenheit zwischen Eltern und Erziehern bewusst werden möge. Diese kluge, die Autorität ungemein hebende Handlungsweise, dieses sich gegenseitig in die Hände arbeiten erleichterte den Erziehern ihre Aufgabe wesentlich. Die Prinzessin geizte um jede Minute, in welcher sie ihre Kinder um sich haben konnte, und so brachten dieselben alle vom Unterricht erübrigte Zeit bei ihr zu. Sie las mit ihnen, über-

wachte ihre Spiele und betheiligte sich selbst lebhaft daran, was den Kindern die wonnigsten Augenblicke ihres jungen Lebens bereitete. Aber die Prinzessin begnügte sich damit nicht, sie wohnte auch den Unterrichtsstunden bei und noch mehr, sie unterrichtete ihre Kinder zum Theil selbst. Die Anfangsgründe der Religion und das Italienische bildeten die von ihr gewählten Fächer, auf dem Lande der gesammte Religionsunterricht. Sie zu ermuntern, lernte sie mit ihren zwei ältesten Söhnen außerdem neugriechisch.

Nachdem man gesehen wie Prinzessin Luitpold in und mit ihren Kindern lebte, wird man sich vorstellen können, welchen Einfluss ihre überlegene, durch und durch edle Natur auf die jugendlichen Gemüther haben musste. Und die Kinder hiengen auch an ihr mit einer Verehrung und Schwärmerei, wie man sie wohl nur selten finden wird; die Mutter war für sie das Höchste, das Beste, das Vollkommenste, was sie kannten, dem sie Alles hinzuopfern sich bereit fühlten. Dieses schöne Verhältnis erlitt auch den zwei ältesten Söhnen gegenüber, nachdem diese herangewachsen waren, keinerlei Veränderung — die jüngeren Kinder sollte ja die Prinzessin nicht mehr erwachsen sehen —; zur Mutter nahmen sie nach wie vor in ihren verschiedenen Anliegen ihre Zuflucht, und als wahrhaft kluge Frau wusste dieselbe ihre Söhne so unmerklich zum Guten anzuleiten, dass sie scheinbar ihre Entschlüsse nicht beeinflusste. Das nämliche Pflichtgefühl, das sie beseelte, suchte die Prinzessin auch ihren Kindern von frühester Jugend an einzuimpfen; es sollten tüchtige, dem Lande nützliche Menschen aus ihnen werden. Liebe zum Vaterland, Anhänglichkeit an den König, Verträglichkeit in der Familie, darauf legte sie immer und immer wieder besonderen Nachdruck. Den in ihren Kindern allenfalls aufkeimenden Gedanken, sie seien durch ihre sociale Stellung etwas Besseres als minder Hochgestellte, trat sie bei jeder Gelegenheit mit aller Entschiedenheit entgegen; sie sollten inne werden, dass sie nur durch sich, durch ihre Charaktereigenschaften, durch das, was sie leisten würden, berechtigt seien, sich besser als Andere zu dünken, und dass gerade dadurch, dass sie social höher standen, ihre Verantwortung und ihre Pflichten statt sich zu vermindern, nur gesteigert wurden und man nur umsomehr das Recht hatte, große Anforderungen an sie zu stellen. Zugleich aber wie sie mit unerbittlicher Strenge alle Regungen von Hochmuth in ihren Kindern erstickte, duldete sie bei ihnen anderseits auch durchaus keine Vertraulichkeit mit der Dienerschaft, um in weiser Voraussicht jedweden möglichen ungebildeten Einfluss zu verhüten; auf Artigkeit und Rücksicht gegen die Dienenden bestand sie jedoch nur desto eifriger. Dieselbe Einfachheit, die sie für sich selbst beobachtete, führte sie auch vom ersten Augenblick an bei ihren Kindern ein, welche Kindern von Privatleuten gleich aufwuchsen und lernen mussten in allen Dingen sich selbst zu helfen, um einstens unabhängig von ihrer Umgebung zu sein. Neben der Selbständigkeit trachtete die Prinzessin in ihren Kindern auch die in ihrem eigenen Charakter so ausgesprochene Entschlossenheit zu entwickeln; Zaudern gestattete sie nie, jeder Fall, jede Lage musste rasch übersehen, kurz erwogen und dann unmittelbar der nöthige Entschluss gefasst werden. So einfach die Kinder auch aufwuchsen, so lehrte ihnen die Mutter doch frühzeitig die Pflichten ihrer Stellung, das standesgemäße Benehmen im Salon, wozu, da dieselben von zartester Jugend an zur elterlichen Tafel und zu kleineren Abendgesellschaften zugezogen wurden, reichlich Gelegenheit geboten war. Die Prinzessin hatte einen hohen Begriff von der Zeit. Niemals sah man sie müßig; entweder war es eine größere Handarbeit, welche ihre Thätigkeit vollauf in Anspruch nahm, oder ein Aquarellbild, mit dem sie irgend Jemandem Freude zu bereiten gedachte, oder ein ernsteres Buch, aus welchem sie Auszüge niederschrieb. Romane las sie fast nie, sondern ziemlich ausschließlich Geschichtswerke, Reisebeschreibungen und Bücher religiösen Inhaltes; und sie hielt sehr darauf, dass ihre Kinder gleichfalls nur Lectüre in die Hand bekamen, aus der sie etwas Nützliches lernen konnten. Auch bei ihnen ließ sie durchaus keinen Müßiggang zu, ebenso wenig ein unstetes Wechseln der Beschäftigungen. Alles, was geschah, musste voll und ganz geschehen; Halbheiten waren ihrem bestimmten, energischen Charakter zuwider.

Wie in seelischer, so auch in physischer Beziehung duldete sie kein Sichnachgeben, weder an sich selbst, noch an ihren Kindern; letztere sollten sich bei Zeiten gewöhnen, Schmerzempfindungen keinen Ausdruck zu geben und auch

vor dem Anblick körperlichen Gebrechens und Leidens nicht zurückzuschrecken, um gegen alle Zufälligkeiten und möglichen Anforderungen künftiger Jahre gewappnet und abgehärtet zu sein.

Gleich all' den bis jetzt geschilderten Einzelheiten aus dem Charakter der Prinzessin und ihren Beziehungen zu den ihr von Gott anvertrauten Kindern, ließen sich noch viele weitere erzählen. Aber schon dieses Wenige mag genügt haben zu zeigen, welch' durch und durch tüchtige vortreffliche Mutter Prinzessin Luitpold war, wie sie allüberall persönlich eingriff und ihre heranwachsende Jugend in strenger Zucht hielt. Aber diese Strenge war mit Milde gepaart und das wussten die Kinder und wussten, dass wenn die Mutter strafte, dies nur aus Liebe geschah. So wirkten die Strafen auch auf richtige Weise und flogen der Mutter die Kinderherzen immer und immer wieder in ungestümer Liebe und fast abgöttischer Verehrung entgegen.

Aber nicht auf die Familie allein erstreckten sich die wohlthätigen, segensreichen Einflüsse des Wesens der Prinzessin. Ihrer Umgebung, denjenigen, welche an den prinzlichen Hof berufen worden waren, wurde sie das Ideal einer gütigen Herrin und Fürstin, deren Wohlwollen und Theilnahme, deren Freundlichkeit und warme Herzlichkeit nicht so bald seines Gleichen finden wird. Die Prinzessin dachte und lebte nur für Andere und dies empfand ihre Umgebung wie es ihre Familie empfunden. Man vergaß bei der Prinzessin nie, wen man vor sich hatte und wurde doch in Vertrauen zu ihr hingezogen. Sie verstand es, wie es sein sollte, die Erste zu sein inmitten ihrer Damen und verstand zugleich ihnen Freundin zu werden, die all' ihr Freud und Leid mitfühlte, als wenn es sie selbst betroffen. Rücksicht und Theilnahme, wie sie solche ihrem Gefolge bezeigte, bewies sie auch ihrer Dienerschaft; kein Glied derselben blieb ihr fremd in seinen Beziehungen und Bedürfnissen und, sie zu schonen, versagte sie sich oftmals das Äußern dieses und jenes berechtigten Wunsches. Und so sahen denn auch Alle, denen jemals das Glück zutheil wurde, der hohen Frau näher zu treten und um ihre Person sein zu dürfen, zu ihr wie zu einem auserlesenen Wesen auf, und ist ihnen die Erinnerung an sie und die unbegrenzte Verehrung für sie unauslöschlich eingegraben für ihr ganzes Leben.

Nicht nur jedoch in Bezug auf Familie und Haus war Prinzessin Luitpold eine hervorragende Erscheinung. Auch im Salon gehörte sie zu denjenigen Persönlichkeiten, die nicht so bald vergessen werden. Ihre hohe, imponierende Gestalt, ihre edle Haltung, ihr vornehmer Gang verriethen unter Hunderten heraus die Fürstin; feine, bis in die Einzelheiten edle Züge, ein classisches Profil und ein etwas nach aufwärts gerichteter, sinniger, überlegenen Geist offenbarender Blick zogen unwillkürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Durch ihren lebhaften, durchdringenden Verstand von seltener Klarheit und männlicher Schärfe, ihrer richtigen Beurtheilung von Menschen und Dingen und dem warmen Interesse, das sie an allen politischen Ereignissen nahm, war die Prinzessin in ihrer Conversation ungemein anregend; durch ihre gewinnende Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit rückhaltslos fesselnd. Außerdem gesellig, kindlich heiteren, zufriedenen Sinnes, wusste sie die Salons auf die angenehmste Weise zu beleben und bildete nicht allein infolge ihres Ranges, sondern mehr noch infolge ihres eigensten Wesens den natürlichen Mittelpunkt derselben.

Nachdem gezeigt worden ist, wie nach allen Seiten hin Prinzessin Luitpold ihre Stellung tadellos ausfüllte, namentlich aber im engeren Kreise der Familie, wird man begreifen, welche Angst und Sorge all' Diejenigen die sie liebten und verehrten, erfassen musste, als sie, im April 1864, dieselbe schwer krank und bald so ziemlich hoffnungslos darniederliegen sahen. Aber als es dann zum Äußersten kam und sie die hohe seltene Frau hinüberziehen lassen mussten in eine bessere Welt, da war es wieder die Art ihres Todes, welche versöhnend und erhebend den herben Schmerz um ihren unersetzlichen Verlust milderte. Schon in den wenigen Tagen der Krankheit, welch' letztere sich hauptsächlich durch ununterbrochene quälende Athemnoth auf das peinlichste fühlbar machte, bewahrte die Prinzessin eine bewundernswürdige Geduld, und dann als die letzten Augenblicke heranrückten, da war sie es, welche die in Schmerz aufgelösten Ihrigen tröstete und aufrichtete. Unerschrocken sah sie dem Tode in die Augen, den sie nahen fühlte, den sie, entgegen den Einwendungen ihrer Umgebung, auf das Bestimmteste voraussagte. Ihrem ausdrücklichen Wunsche gemäß waren Mann und Kinder und

alle Angehörigen des prinzlichen Hauses um ihr Sterbelager versammelt, und für Jedes hatte sie noch ein Wort, sei es der Dankbarkeit, der Bitte um Vergebung, der Ermahnung oder des Abschiedes. In rührender Weise dankte sie ihrem Gatten für das Glück, welches sie durch zwanzig volle Jahre ungetrübt an seiner Seite genossen. Segnend gab sie jedem einzelnen ihrer Kinder unvergessliche Ermahnungen und ihre letzten Wünsche mit auf deren Lebenswege, die sie nun ohne dieser trefflichen Mutter Schutz, Rath und Beistand weiterzuwandeln hatten. Wie mag der Frau und Mutter Herz geblutet haben bei diesem Abschied für's Leben, von denen die ihr das Liebste auf der Welt gewesen und die sie so allein und schmerzzerrissen zurücklassen musste! Dem letzten Lebewohl an die Kinder folgte dasjenige an die Umgebung, Dank für deren Liebe und Anhänglichkeit und Bitte an Erzieher und Erzieherin in dem von ihr gewünschten Sinne fortzufahren, der Kinder Charakter heranzubilden. Auch der Abwesenden gedachte die sterbende Fürstin und sandte ihnen Grüße, vornehmlich ihrem Vater, ihrer Tante und zweiten Mutter, und der von ihr mit Sehnsucht erwarteten, um eine halbe Stunde zu spät an das Sterbebett tretenden Königinmutter Marie von Bayern. Sie äußerte hierauf einige weitere Wünsche und Anliegen, welche noch Angesichts des Todes eine merkwürdige Seelenruhe und Klarheit verriethen und zugleich die ihr ganzes Sein erfüllende, innige Liebe zu ihrem Gatten. Dann hatte sie fast nur mehr Gedanken für Gott und das ihr vor Allem Wichtige, das Heil ihrer Seele. Schon Tags zuvor war der Priester bei ihr gewesen, sie mit ihrem Schöpfer zu versöhnen, aber noch wünschte sie dringend nach den übrigen hl. Sacramenten. Sie bat mit schwindenden Kräften ihre beiden jüngeren Kinder ihre Lieblingssprüche aus der Bibel herzusagen. Aufmerksam sprach sie die von ihrer einzigen Tochter vorgebeteten Worte nach, begann selbst laut und deutlich auf Latein den Psalm: In te Domine speravi non confundar in aeternum und verlangte nach dem Sterbekreuze, welches sie nicht mehr aus den Händen ließ. Ihre letzten, von einem verklärten Blick begleiteten Worte waren: „O wie schön, so schön habe ich es mir nicht gedacht," sie meinte das Sterben. Dann sprach der Priester die letzten Gebete, und unbemerkt, kampf- und schmerzlos schlummerte sie hinüber, in eine bessere Welt, dort den Lohn zu empfangen, welchen sie durch ihren edlen, heiligmäßigen Wandel verdient.

Herzzerreißend war das Scheiden von den Ihren gewesen, herzzerreißend nun der Schmerz der ihres Liebsten, Kostbarsten beraubten prinzlichen Familie. Lange noch blieben die Anwesenden betend und schluchzend um dieses weihevolle Sterbelager versammelt, dem die Schrecken des Todes fernblieben, und Gatte und Kinder wollten immer noch nicht glauben, dass Alles vorüber, wirklich vorüber sei. Aber es war leider nur allzugewiss, und da Zeit und Leben unerbittlich ihren ehernen Schritt weitergehen, so wurde schon drei Tage später, am 29. April, dem zwanzigsten Jahrestag des Einzuges der Prinzessin als junge Frau in München, ihre entseelte Hülle hinausgetragen aus dem Hause, in welchem die Lebende so segensreich gewaltet, und auf immer in die stille Gruft der Theatiner gebettet.

Doch ist sie auch hinübergegangen, diese herrliche Frau, nach menschlichem Ermessen allzufrüh hinübergegangen, so lebt doch ihr gesegnetes Andenken unvertilgbar fort im Herzen aller derjenigen, welche sie wahrhaft gekannt, und wird sie denselben immerdar vorschweben als unvergleichliches Vorbild einer christlichen Fürstin, Gattin und Mutter.

Therese von Bayer*.

Das Seegefecht bei Helgoland.*)

Gleich zu Beginn des österreichisch-preußischen Krieges gegen Dänemark im Jahre 1864 hatten die Dänen die Blockade der Elbe- und Wesermündung erklärt.

Linienschiffscapitän von Tegetthoff, welcher die Vorhut der österreichischen Seestreitkräfte, — deren Gros durch widriges Wetter im Mittelmeere zurückgehalten war, — befehligte, erhielt auf seine Bitte den Befehl, diese den deutschen Handel tief schädigende Blockade aufzuheben. Um dieser Aufgabe gerecht werden zu können, steuerte er ungesäumt der Nordsee mit dem festen Vorsatze zu, die blockierenden dänischen Schiffe anzugreifen.

Er gelangte jedoch nach Cuxhafen, ohne dieselben zu sichten, auch die unmittelbar darnach unternommene Kreuzung nach denselben war vergeblich. Die Dänen waren nämlich mittlerweile in der Absicht, Tegetthoff mit überlegenen Streitkräften entgegenzutreten, behufs Aufnahme von Verstärkungen nach Christiansand abgegangen.

Kaum war jedoch die österreichische Flottenabtheilung, von der Kreuzung rückkehrend, wieder in Cuxhaven angelangt, so erhielt sie — es war der 9. Mai des Morgens — die Nachricht, dass die dänische Escadre, um ein Schiff verstärkt, in der Nähe von Helgoland kreuze. Auf diese Nachricht hin, lief Tegetthoff alsogleich wieder aus und nahm mit seinen Schiffen Curs auf Helgoland.

Noch vor Mittag wurde die feindliche Schiffsabtheilung gesichtet und um 1 Uhr Nachmittags konnten bereits die einzelnen Schiffe deutlich unterschieden werden.

Es waren die Fregatten „Niels Juel“, und „Jylland“, erstere Flaggenschiff des Commodore Suenson, und die Corvette „Heimdal“ mit insgesammt 102 Kanonen.

Tegetthoff verfügte über die Fregatten „Schwarzenberg“ und „Radetzky“, sowie über drei kleine preußische Fahrzeuge mit im Ganzen 87 Kanonen.

Beide Escadren waren östlich von Helgoland und in Kielwasserlinie formiert, die Österreicher steuerten nördlich, die nordöstlich von ihnen befindlichen Dänen hatten einen südöstlichen Curs. Das Wetter war heiter, es wehte ein südöstlicher Wind, doch war die See glatt. Auf der Höhe von Helgoland angelangt, wendeten die Dänen südlich, worauf sich die Gegner rasch näherten.

Es war gegen 2 Uhr Nachmittags, als die „Schwarzenberg“ auf ungefähr 4000 Meter Entfernung das Feuer mit den vordern Pivotgeschützen eröffnete.

Bald darauf wurde das Geschützfeuer allgemein.

Obwohl dasselbe ein wohlgezieltes und anhaltendes war, so entsprach dessen geringe Wirkung nicht der Kampfbegierde Tegetthoffs. Nachdem er westlich von den Dänen passiert war, ließ er unverzüglich nach rechts wenden, und einen mit der südlichen Richtung der Dänen convergierenden Curs einschlagen, um rasch ein laufendes Nahgefecht herbeizuführen.

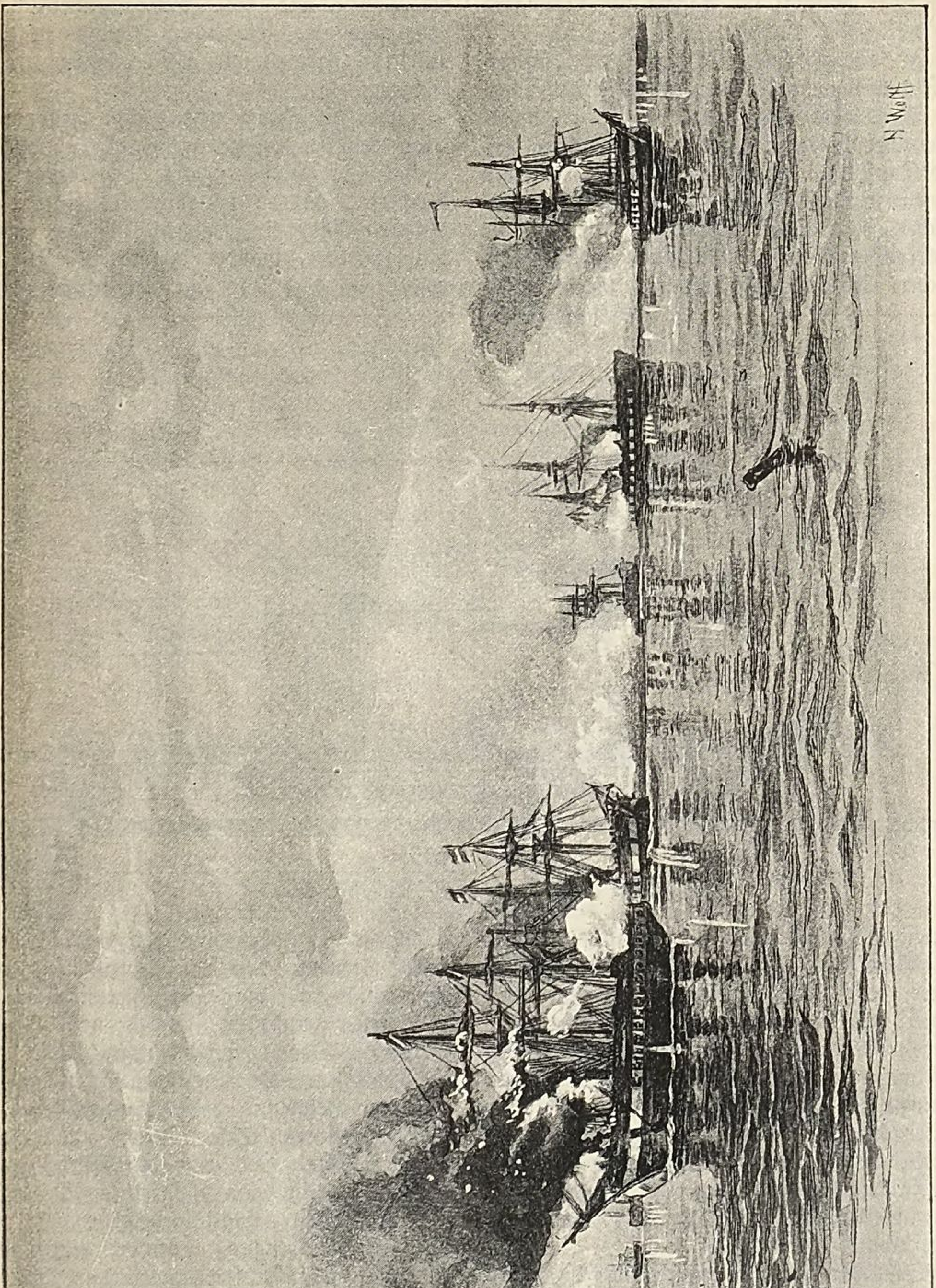
Als die Distanz nur mehr 400 Meter betrug, steuerten beide Escadren parallel südwestlich, die Österreicher rechts von den Dänen.

In dem Maße, als sich die Gegner näherten, wurde auch das Geschützfeuer lebhafter und dessen Wirkung fühlbarer. Besonders die in den innern Schiffsräumen berstenden Granaten richteten große Verheerungen an. Gleich einer der ersten dänischen Granatschüsse hatte eine ganze Geschützbemannung des „Schwarzenberg“ außer Gefecht gesetzt. Eine zweite Granate explodierte im Banfendeck und steckte das unmittelbar vor der Pulverkammer befindliche Segeldépôt in Brand. Ein gelassenes „Also löschen“ war die einzige Antwort, welche Tegetthoff auf die Meldung von diesem äußerst gefährlichen Vorfalle gab.

Dieser Heldenmuth blieb nicht ohne Eindruck auf seine Untergebenen. Mit fast übermenschlicher Anstrengung und Todesverachtung gelang es auch des Feuers Herr zu werden, und dadurch das Schiff vor einer gräslichen Katastrophe zu bewahren.

Mittlerweile gieng der Geschützkampf ohne Störung weiter vor sich, und war auch bei den Dänen die Wirkung desselben deutlich wahrzunehmen. Da explodierte abermals eine

*) V. E. I. 847. II. 891.

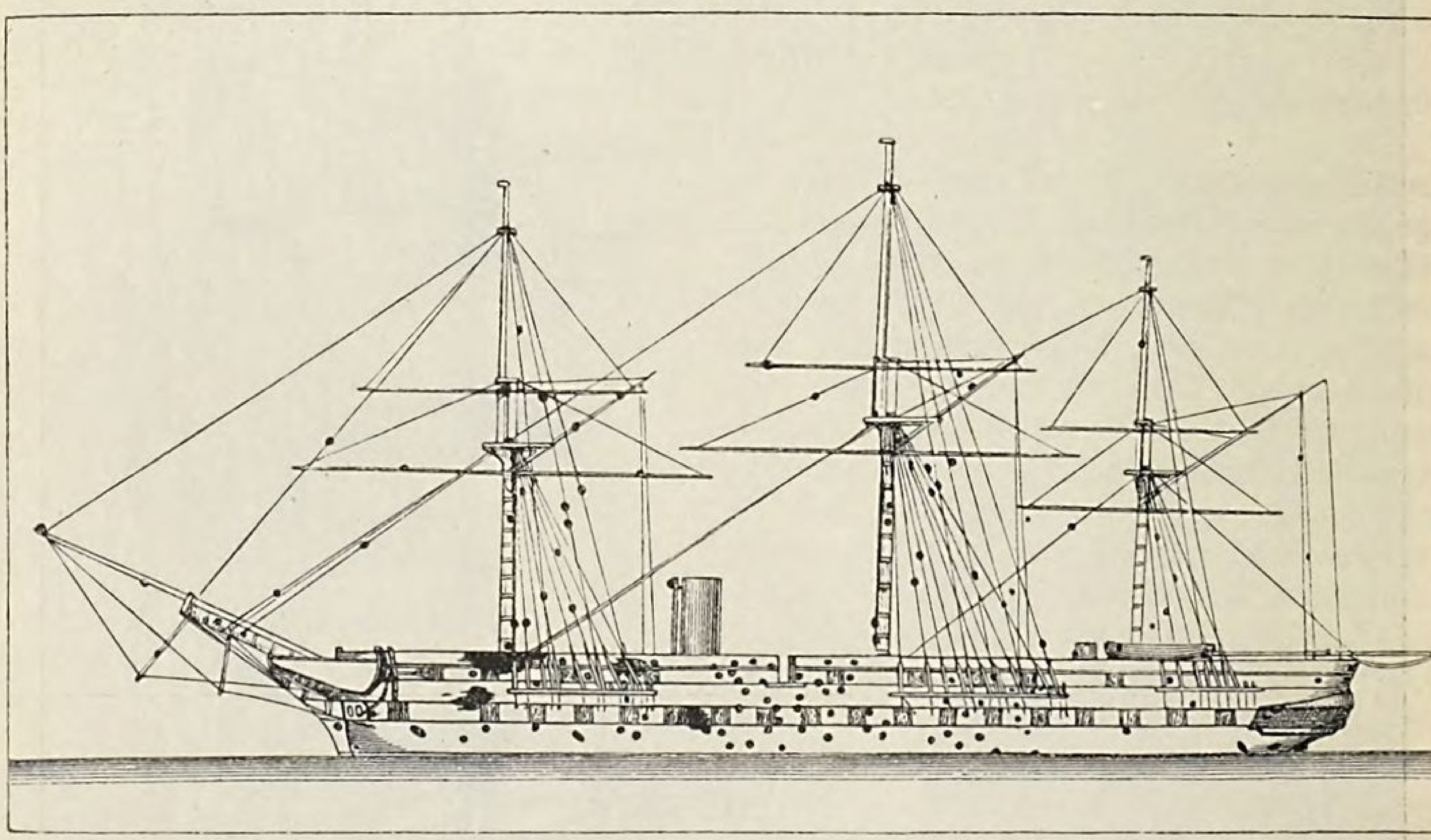


Seegefecht bei Helgoland.

feindliche Granate auf der „Schwarzenberg“ und zwar diesmal im Bauche des Vormarssegels.

In einem Augenblick war der Fockmast in Flammen, und da beim innehabenden Curs der Wind vom Buge wehte, so fiel ein förmlicher Sprühregen von brennenden Segellappen und Taustücken auf Deck. Doch dies, so wenig wie die Erkenntnis der drohenden Gefahr, in welcher das Schiff schwebte, beirrten die wackere Bemannung. Mit Ausnahme der zum Löschen bestimmten Abtheilung, bediente die in voller Würdigung der Sachlage zwischen die Dänen und die „Schwarzenberg,“ um diese gegen die feindlichen Schüsse zu decken und ihr dadurch die Löscharbeiten zu erleichtern.

Aber die Dänen waren nicht mehr in der Lage, den der „Schwarzenberg“ zugestoßenen Unfall auszunützen. Als die Österreicher wendeten, schlugen sie ihrerseits einen nordöstlichen Curs ein, wodurch sich die Gegner langsam von einander entfernten. Die ungefähr um $4^1/_2$ Uhr von den achtern Pivot-



Treffer auf der Fregatte „Schwarzenberg.“

Deckmannschaft trotz des erstickenden Rauches die Geschütze eifrigst weiter. Allein das Feuer, vom Winde mächtig angefacht, griff immer mehr um sich. Immer größere brennende Trümmer fielen auf das Vorderdeck und machten endlich den Aufenthalt daselbst unmöglich. Da wurde auch noch der einzige Wasserschlauch, welcher auf den Mast hinaufreichte, durchschossen. Damit war die letzte Möglichkeit geschwunden, bei Beibehaltung der innehabenden Richtung den Brand zu bemeistern.

Schweren Herzens fügte sich Tegetthoff der Nothwendigkeit, das Schiff vor dem Winde zu legen, um den Herd des Feuer in Lee zu bringen. Er ließ das Signal „Natürliche Frontlinie“ machen und wendete hierauf gegen Nordwest. Hierbei legte sich die „Radetzky“ geschützen der „Schwarzenberg“ abgegebenen Schüsse wurden von den Dänen nicht mehr erwidert, worauf man auch österreichischerseits das Feuer einstellte. Etwas nach 7 Uhr waren die Dänen gänzlich außer Sicht. Die „Radetzky“ und die preußischen Schiffe giengen nun vor Helgoland vor Anker, während die „Schwarzenberg“ unter Dampf manövrierte, um den Wind stets von der Seite zu behalten. Endlich um $10^1/_2$ Uhr Abends gelang es nach unsäglicher Mühe und verzweifelten Anstrengungen, den brennenden Mast zu kappen und über Bord zu bringen. Bald darauf wurde man des Feuers gänzlich Herr. Hierauf wurde Helgoland verlassen und nach Cuxhaven gesteuert, woselbst die Escadre des nächsten Morgens um 4 Uhr anlangte.

Tegetthoff hatte den Zweck seines Angriffes

erreicht. Die Blockade der Elbe und der Weser war aufgehoben und der lange unterbrochene Schiffsverkehr der Hansastädte konnte fortan ungestört aufgenommen werden. Aber nicht bloß dieses Erfolges halber war das Gefecht von Helgoland von hohem Werte. Die vom Erzherzog Ferdinand Max neugeschaffene österreichische Marine hatte durch diesen Kampf mit einem anerkannt tapferen Gegner ihre Bluttaufe in ehrenvoller Weise erhalten. Es waren dabei bereits die militärischen Tugenden zu Tage getreten, welche später zum Siege von Lissa führten.

Von den zahlreichen Beweisen von Todesverachtung und Kampfbegeisterung, die hiebei gegeben wurden, soll nur folgender angeführt werden, welcher zeigt, dass selbst die jüngsten Theilnehmer am Gefechte von wahrhaft soldatischem Geiste beseelt waren.

Der 19jährige Seecadet Bělsky, dem eine Kugel beide Füße weggerissen hatte, gestattete nicht, dass man ihn auf den Verbandplatz trage, sondern blieb auf Deck und eiferte mit „Hoch Österreich", „Hoch den Kaiser" seine Untergebenen weiter an, bis er das Bewusstsein verlor.

Den sprechendsten Beweis aber für den Heldenmuth, mit welchem gekämpft wurde, liefert die Thatsache, dass obwohl bereits ein Viertel der Bemannung der „Schwarzenberg" todt oder verwundet darniederlag, der Kampf bis zum letzten Augenblicke mit gleicher Heftigkeit, wie anfänglich geführt wurde und nur eben der Brand des Mastes und die ungünstige Richtung des Windes die Wendung des Schiffes und dadurch den Abbruch des Gefechtes herbeiführte.

Seine Majestät der Kaiser gab der Flottenabtheilung in der gewohnten huldvollsten Weise seine Anerkennung über ihre verdienstvollen Leistungen kund. Tegetthoff wurde unter gleichzeitiger Verleihung des Ordens der eisernen Krone 2. Classe außertourlich zum Contre-Admiral befördert. Die übrigen Officiere sowie die Mannschaft, welche stets in Tegetthoff einen väterlichen Anwalt fanden, wurden ebenfalls in reichem Maße mit Auszeichnungen bedacht.

Leopold Ritter von Jedina.

Ein Mädchen als Zögling der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt.*)

Die Sage von den Amazonen früherer Zeiten, die sich später im böhmischen Mägdekriege wiederholte, hat, da sie einer geschichtlichen Grundlage keineswegs entbehrt, wohl auch manchen jungen Mädchenkopf mit ähnlichen Gedanken erfüllt. Die meisten des weiblichen Geschlechts aber fügten und fügen sich noch immer allmählich den Anforderungen der Sitte und der Verhältnisse, und nur seltene Ausnahmen gibt es unter den Vielen, die es sich zum Aufgabe machen, vom Geschicke begünstigt, das Streben ihres Geistes nach erhöhter, über die gewöhnlichen Schranken weit hinausreichender Wirksamkeit zur That zu machen.

Auch in unserem Vaterlande Österreich waren es in neuerer Zeit zwei Frauen, deren Geist, früh vom Kriegerstande begeistert, sie dazu drängte, sich demselben zu widmen. Die erste war Frau Plarenzi, die, als Mann, in einem Husarenregimente eingereiht wurde, und, nach dem siebenjährigen Kriege, verwundet, zum Oberlieutenant vorrückte. Als sie ihr Geschlecht bekannte, erhielt sie Rittmeisters-Charakter und Pension.

Franziska Scanagatta aber, die 1776 zu Mailand geboren ward, ist eine merkwürdigere Erscheinung als jene, da sie als junges Mädchen durch viele Jahre, inmitten von Männern und im Felde lebend, sowohl ihre Würde als auch das Geheimnis ihres Geschlechtes, mit wahrhaft heroischer Selbstverleugnung und echter Energie zu bewahren wusste. Im Hause ihrer wohlhabenden Eltern erhielt sie eine sorgfältige Erziehung, wobei auch die Entwicklung ihres Körpers, der von Natur schwächlich, durch stärkende Leibesübungen gefördert wurde. Wie es eigentlich Franziska, deren Ausbildung im Kloster der Salesianerinnen in Wien stattfinden sollte, end-

*) V. E. I. 524, 931; II. 892.

lich gelang, den wahrscheinlich schon längere Zeit gehegten Plan durchzusetzen und sich der militärischen Laufbahn zu widmen, wird auf verschiedene Weise erzählt. Kurz, das junge Mädchen ward, an Stelle ihres Bruders Giacomo, der nicht die geringste Neigung hatte,



Lieutenant Franziska Scanagatta.

Soldat zu werden, als Externist Francesco in die Militär-Akademie von Wiener-Neustadt aufgenommen, nachdem sie durch Thränen und Bitten den Vater bewogen hatte, ihren Wünschen nachzugeben. Schon auf der Reise nahm sie Männerkleidung und Niemand, während ihrer Studienzeit in der Akademie, hatte die leiseste Ahnung davon, dass Francesco eigentlich ein Mädchen sei. Mit dem größten Eifer trachtete sie die für ihren Beruf nöthigen Kenntnisse und Wissenschaften zu erwerben und machte eine ausgezeichnete Prüfung.

1797 ward sie Fähnrich im Warasdiner St. Georger Regiment. Franziska musste mit ihrem Bataillon öfters den Standort wechseln, aber sie ertrug alle Strapazen und Märsche mit Entschlossenheit, stets ihr Geschlecht sorgfältig verbergend, selbst in einer Krankheit, die sie befiel. Endlich ward sie nach Italien versetzt und trug an der Spitze ihrer Soldaten mit größter Energie und Tapferkeit dazu bei, den Rückzug des Belagerungscorps aus Palazzuolo gegen die Franzosen zu decken. — Hier scheiden sich nun abermals die Berichte.

Wenn einer der letzteren behauptet, Franziska sei hiebei schwer verwundet und gezwungen worden, das Geheimnis ihres Geschlechts zu entdecken, so erzählt ein anderer, sie habe bei Gelegenheit einer Dienstreise sich im elterlichen Hause aufgehalten, die Mutter habe bemerkt, dass Franziska's Gesundheit, durch das Zusammenschnüren der Uniform gefährdet werde und dies dem Vater mitgetheilt.

Franziska erhielt plötzlich den Befehl, auf Urlaub zu ihren Eltern zurückzukehren, dem sie mit bitterem Leid Gehorsam leistete. Sie wusste, dass der Vater ihren Abschied insgeheim betrieben hatte. Doch schon früher zum Lieutenant befördert, ertheilte ihr Kaiser Franz I. nebst der Entlassung auch die standesmäßige Pension.

Im Jahre 1804 vermählte sie sich mit dem Lieutenant Spini, mit dem sie 28 Jahre in Mailand lebte. Vier Kinder entsprossten diesem Bunde. Als Spini, Major geworden, starb, erhielt sie nebst ihrer Lieutenantspension noch die Majorspension ihres Gatten, den sie um 33 Jahre überlebte. Sie starb 1865 im Alter von beiläufig 90 Jahren.

Als Officier soll sie auch mit Glück ein Duell bestanden haben. Eine Dame, welche Franziska kannte, sagte, sie sei hässlich, klein gewesen und habe durch vieles Rasieren einen ziemlich großen Schnurbart gehabt. Ihr Bild,

das der biographischen Skizze Franziska Scanagatta's von Hauptmann Julius Ebersberg beigefügt ist, beweist mit seinen männlichen Zügen, dass es eben dadurch der tapferen Frau leichter ward, ihren kühnen Plan durchzuführen.

Noch im Jahre 1852, zur hundertjährigen Feier der Wiener-Neustädter Akademie, richtete sie einen warmen, schriftlichen Glückwunsch an die Direction, der bewies, mit welcher innigen Theilnahme sie auch in späteren Jahren am Institute hieng. Und wie sie stets ein pflichtgetreuer, ganzer Charakter gewesen, so war sie auch eine vortreffliche Gattin und Mutter und ihre Fürsorge bahnte den Kindern ihren Weg im Leben.

An ihr hatte sich wohl auch der Grundsatz bewährt, der schon ihrer Jugend zur Richtschnur diente: „Das weibliche Geschlecht könne gleich dem männlichen die Laufbahn der Ehre und der Wissenschaften betreten, wenn es nur gleich jenem dazu berechtigt und für dieselbe vorbereitet und herangebildet werde."

Feldmarschall Graf Radetzky und viele hochgestellte Officiere beehrten diese edle Frau, die ihre Liebe zu Österreich und ihr warmes Mitgefühl an den Leiden Anderen durch freiwillige Pflege Verwundeter 1848—49 und 1859 bethätigte, mit ihren Besuchen und sie ward von der allgemeinsten Hochachtung getragen; in der Wr.-Neustädter Akademie aber lebt die Erinnerung an diesen einzigen Zögling des zarten Geschlechts mit dem männlichen Willen ungeschwächt fort.

Johanna Leitenberger.

Karl Rahl, Maler.

Mit dem Andenken an die Zeit, in welcher Wien theilzunehmen begann an dem künstlerischen Aufschwunge Deutschland's in unserem Jahrhundert, bleibt der Name Karl Rahl für immer unlösbar verbunden. Rahl ist zwar während seiner kurzen, kaum 53jährigen, doch überaus schaffensreichen Lebenszeit — seine Staffeleibilder allein werden in runder Summe auf 600 beziffert — in weiteren Kreisen seinen Zeitgenossen, insbesondere seiner Vaterstadt Wien keineswegs gebürend gewürdigt worden. Der Modegeschmack trug ihn nicht empor; für Wien war er wenig beschäftigt; und erst gegen Ende seines Lebens boten sich ihm die Aufgaben, welche das ganze Können des Meisters darzulegen geeignet waren. Was nun aus diesen seinen vollendeten Werken wie nicht minder aus den nicht zur Ausführung gelangten Entwürfen des Meisters zu uns spricht, lässt es begreifen, dass seine edle Erfassung der Aufgaben des Künstlers, insbesondere seine auf das Große und Bleibende in den Ereignissen der geschichtlichen Entwicklung gerichtete Auffassung der monumentalen Malerei, die er mit klarem durchsichtigen Geiste und lebensvoller Phantasie bethätigte, weit über sein Leben hinaus der monumentalen Malerei Wiens maßgebend die Bahn gewiesen, und eine Schar tüchtiger Talente herangezogen hat, welche seinen Spuren gefolgt sind.

Die Anzahl der Schüler und Anhänger Rahls vermehrte sich auch noch dadurch, dass sein unter allen zeitgenössischen deutschen Künstlern hervorragender malerischer Sinn sich auch durch eine gründliche Reform der Malertechnik aussprach und selbst in allmählicher autodidaktischer Entwicklung ein hellstrahlendes, harmonisches Colorit geschaffen hat.

Dies im Einzelnen auch nur an den hervorragendsten seiner Schüler nachzuweisen, unter denen Professor Christian Griepenkerl, Professor A. Eisenmenger, Maler Eduard Bitterlich, die beiden Ungarn Than und Lotz, dann G. Gaul und A. Romako vor allen zu nennen sind, würde die Grenzen dieser Skizze weit überschreiten. Hier sollen nur die Hauptmomente der Künstlerlaufbahn Karl Rahl's für die Erinnerung der Zeitgenossen aufgefrischt werden.

Karl Rahl wurde 1850 als Lehrer an die Akademie in Wien berufen. Vergegenwärtigen wir uns nun in den wesentlichen Zügen den Bildungsgang Rahl's, den Anlass seiner Berufung und die allgemeinen Umstände, unter welchen er reformatorisch hervortrat.

Zu Wien im Jahre 1812 geboren, der Sohn des wohlbekannten Kupferstechers Karl Heinrich Rahl, hatte er 19jährig nach kurzem Aufenthalte an der Wiener Akademie im Jahre 1832 mit einem großen Geschichtsbilde: „David in der Höhle Adular sich vor Saul verbergend“ den akademischen Reichel-Preis errungen. Vom Rufe Cornelius' angezogen, begab sich der junge Mann, welcher gründliche Geschichtskenntnisse, insbesondere der Antike, sich erworben hatte, und sein Wissen allseitig zu erweitern eifrig bemüht war, nach München, wo die Glyptothek-Gemälde bereits vollendet waren. Zurückgekehrt, malte er einige religiöse Bilder in Wien und darunter das Altarblatt: „Maria's Vermählung“ in der Josefstädter Piaristenkirche Wien's, und in Stuttgart, wo ihn Eberhart Wächter's Werke, des begeisterten Nachfolgers Carstens, entzückten, die Bildnisse der Dichter J. Kerner, Lenau, Schwab und A. Das große, jetzt in dem kunsthistorischen Museum in Wien befindliche Geschichtsbild „Hagen bekennt der Königin Chriemhilde den Mord Siegfried's“ trug bei, ihm die Mittel zur Reise nach Italien zu verschaffen und daselbst verweilte er vom Jahre 1836 bis 1843 mit nur einjähriger Unterbrechung. Seine begeisterten Studien vor den Werken der großen Italiener in Venedig und Rom fanden vorerst im Porträt in der bedeutsamen Auffassung und in der coloristischen Behandlung unmittelbaren Ausdruck, hierin dem Vorbilde Titian's und der oberitalienischen Meister folgend. Nun stieg sein Ruf als hervorragender Porträtist, und bis zum Jahre 1848 wiederholt in Holstein von dem dortigen Adel mit Bildnis-Aufträgen beschäftigt, nahm er über Einladung des Königs Christian VIII. in Kopenhagen Aufenthalt, um das Porträt des Königs zu malen, dem dann die Bildnisse mehrerer Mitglieder des dänischen Adels folgten. Auch eine dritte Reise nach Italien fällt in die Zeit bis 1848. Doch klärten sich die Intentionen seiner italienischen Sturm- und Drangperiode in Rücksicht auf Farbensprache und harmonische Stimmung des Colorits nur allmählich, wie seine aus Italien gesendeten Historienbilder darlegen.

In München, woselbst er die folgenden zwei Jahren zugebracht hatte, beschäftigte er sich mit den Gemälden: „Leopold der Tugendhafte auf den Mauern von Ptolomais“ im Auftrage des Grafen Ugarte, ferner: „Boreas entführt die Oreithya“, das der Münchner Kunstverein käuflich erwarb, und „Arion singt den Nereiden vor,“ derzeit im Privatbesitz in Budapest. Diese beiden letzteren waren von echt poetischer Stimmung und im Colorit durchaus harmonisch und fanden in Wien, wohin sie gesendet wurden, eine beifällige Aufnahme. In München erschien 1850 auch ein Flugblatt des Künstlers, worin er seine Gedanken zur Wiederbelebung der monumentalen Malerei in Österreich aussprach. Eindringlich und klar legte er seine Auffassung der künstlerischen Aufgabe dar gegenüber dem oberflächlichen, inhaltsleeren Naturalismus, der in Wien damals das Wort führte. Mit dichterisch gestaltender Phantasie, den Sinn auf das Wesen im darzustellenden äußeren Vorgang gerichtet, müsse der Maler den geschichtlichen Stoff erfassen. Ihm sei ja nicht wie dem Geschichtsschreiber die Darstellung des Vorganges der eigentlich letzte Zweck, sondern dessen Darstellung nur das Mittel, um die demselben zu Grunde liegenden allgemein menschlichen Ideen zu versinnlichen. Diese Gestaltung des Stoffes erfolge durch die Conception, welche der Künstler auf Grund der gewonnenen Weltanschauung in den Vorgängen erfasse. Mit diesen bedeutsamen Intentionen kündigte sich eine reife Frucht der Studien Rahl's in den Stanzen Rafael's und vor den Schöpfungen Michel Angelo's in der Sixtinischen Kapelle an, und er brachte dazu mit gründlichem Fleiße erworbene Geschichtskenntnisse und einen durch kritische Beurtheilung geschärften Blick mit. Bald bot sich eine jene Intentionen vollauf würdige Aufgabe dar, als das Waffenmuseum des Arsenals in Wien mit Fresken geschmückt werden sollte.

Auf Veranlassung des Architekten Hansen, des Erbauers des Waffenmuseums, wurden ihm die Entwürfe für die Ausschmückung der Kuppel der Ruhmeshalle und der beiden anstoßenden Säle des Museums übertragen. Diese Entwürfe, welche den Künstler von 1852—1854 beschäftigten, sollten, nach Rahl's Conception, nur jene Kriege verherrlichen, welche zur Erhaltung der Nationalität, Erweiterung der Cultur, zur Vertheidigung des Heimatlandes und zur Befestigung des Rechtszustandes geführt wurden. Diese Hauptmotive, durch biblische Persönlichkeiten vertreten, sollten

von der Kuppel, gleichsam wie höhere Vorbilder, aus Goldgrund herabschauen, nämlich Gideon, als Befreier von der Fremdherrschaft, Josua, als Verbreiter der Cultur, David, als Vertheidiger des Heimatlandes, und der Erzengel Michael, als Schützer des göttlichen Rechtes. Ein Fries am Kuppelrande hätte Darstellungen aus der römisch-germanischen Urgeschichte des Landes cyklisch gebracht; unterhalb der Kuppel aber in den 4 Bogenfeldern wären folgende 4 Hauptsiege, in Bezug gesetzt zu den biblischen Gestalten, so erschienen, dass unter Gideon die Befreiung der Ostmark durch Karl's des Großen Avarensieg, unter Josua: die Erstürmung von Ptolomais durch Leopold den Tugendhaften, unter David: der Sieg Friedrich's des Streitbaren über die einbrechenden Mongolen bei Neustadt und unter Michael: der Sieg Rudolfs von Habsburg auf dem Marchfelde über Ottokar's Usurpation gefolgt wäre. Für die Bogenzwickel waren die allegorischen Figuren der Cardinaltugenden Stärke, Gerechtigkeit, Weisheit und Frömmigkeit entworfen. Diese Entwürfe für den Hauptsaal waren von Rahl in Zeichnungen ausgeführt, zum Theil auch in Farbenskizzen, und von hervorragenden Künstlern, darunter Cornelius, schriftlich begutachtet. Nur in flüchtigen Skizzen entwarf Rahl für die beiden anstoßenden Säle Darstellungen aus der österreichischen Geschichte und zwar einerseits von Kaiser Max I. bis Karl VI., andererseits von Maria Theresia bis zur Gegenwart.

So verstand Rahl die geschichtlichen Thatsachen mit dem Geiste der sie verbindenden Ideen zu erfüllen und deren Verständnis zu erhellen. Ein Heldengedicht der Vaterlandsliebe und der für Freiheit, Cultur und Recht streitenden Menschheit, hat Professor Karl von Lützow in seinem Nachruf an Karl Rahl im Feuilleton der „Presse" diesen Bildercyclus treffend genannt. — Leider gelang es einem engherzigen Mangel an Verständnis, dessen Ausführung zu hintertreiben. Erst mehrere Jahre später wurden einige allegorische Einzelnfiguren aus Rahl's Cyclus im Waffenmuseum al fresco ausgeführt. Von Rahl's Entwürfen, welche durch Photographien vervielfältigt wurden, sind mehrere als Legat an die Akademie der bildenden Künste gekommen.

Der Kunstgenuss der tonangebenden Kreise Wien's stand noch im Zeichen jener Kleinkunst des Genre und der Landschaft, welche zwar oft von echter Lebenswahrheit und meist liebenswürdigem Humor getragen wurden, jedoch über harmloses Behagen hinaus keine Ziele boten. Und wenn auch die Bildnisse jener ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bisweilen treffliche Charakteristiken gaben, oder doch auf physiognomische Verwertungen tiefer eingiengen, so blieben doch die künstlerischen Aufgaben im Porträt einerseits durch das Maß der Charaktere und Lebensziele, andererseits durch die Ansprüche des Publicums in bescheidenen Grenzen. Viel schlimmer aber noch stand es zuletzt mit der Künstlerpraxis. Waldmüllers Schule hatte zwar den leeren akademischen Classicismus mit seinem Malen nach Gypsabgüssen endgiltig abgethan und ausschließlich das Studium nach der Natur empfohlen. Allein nur zielbewusst durch die Auffassung des Künstlers konnte jenes über hohle Formennachahmung erheben, die Formen mit geistigem Gehalte erfüllen. Bei der strengen Abschließung nach Außen kam die Schultechnik des Malens am schlimmsten davon; denn thatsächlich wurden als Vorbilder, statt der großen Meister, das Malen nach Amerling, Gauermann, Hansch von den Kunstjüngern als anzustrebendes Ziel betrachtet. Es ist daher wohl begreiflich, dass einige Kunstfreunde der bravourösen Technik und dem Reize der französischen Coloristen sich zuwandten. Die Schlachtenscenen von Aspern und Leipzig Peter Krafft's im Wiener Invalidenhause und andererseits ebendesselben Schilderungen von Localscenen in lebensgroßen Darstellungen wie des „Landwehrmanns Abschied und Rückkehr", beide in dem kunsth. Hofmuseum, vertraten das Historienbild. Der engbegrenzte Horizont des öffentlichen Lebens ließ keinen größeren Zug historischen Sinnes aufkommen, zu dessen Bethätigung in Monumentalwerken auch keine Aufgaben sich boten. Deshalb blieb auch die Berufung von Christian Ruben als Akademie-Director nach Wien, dessen Freskencyclus im Belvedere zu Prag mit Darstellungen aus der böhmischen Geschichte das erste Aufleuchten einer Renaissance der profan-historischen Monumentalmalerei in Österreich bezeichnete, vorerst wirkungslos. Erst in dem Freskenschmucke der Altlerchenfelder Kirche (1854—1861) zeitigte eine fruchtbare Blüte der religiösen Romantik vornehmlich

durch die Richtung, die ihr Führich im Anschlusse an die altflorentinische Malerei auf das Idyllen- und Familienhafte gab, wodurch er allerdings eine der Wiener Kunst nicht fremde Saite berührte.

Rahl dagegen war mit einem unvermittelten Gegensatze jenem eben geschilderten Realismus, der es gewohnt war, in mühelosem Genuss an der Oberfläche der Erscheinungen sich's genügen zu lassen, entgegengetreten.

Bei seiner gediegenen Bildung bestrebt, auch im Gewöhnlichen das Unvergängliche aufzusuchen, alle Verhältnisse im großen Sinne anzuschauen und der Zersplitterung der Menschengeschichte in Schilderung von Staatsactionen und localen Vorgängen, wie er oftmals zu seinen Schülern sich äußerte, gründlich abgeneigt, war er vollberechtigt in dem Bewusstsein, der monumentalen Geschichtsmalerei mit seinen Entwürfen die ihr gebürende Höhe zugewiesen zu haben; aber, wie jeder Reformator, griff er störend in gewohnte Bequemlichkeit, und wie die Führer von Übergangsperioden zu thun leicht veranlasst sind, betonte er das Neue allzu sehr.

Von seiner Wirksamkeit als Lehrer an der Akademie hatte Rahl schon nach einem Curse wegen seiner von den Collegen abweichenden Ansichten in ein Privat-Atelier sich zurückgezogen. Dahin folgten ihm 15 begeisterte Schüler; ihre Zahl wuchs in 4 Jahren auf 80. Rahl's Wirken in dieser Pflanzstätte seiner Nachfolger hat Aug. George-Mayer in dankerfüllter Erinnerung geschildert. Endlich bot sich dem Meister durch die Aufträge des bekannten Kunstfreundes Baron Sina, die mit 1856 beginnen, die Gelegenheit, sein Können wirklich zu bethätigen. Zuerst führte er die Façadenbilder auf Kupfertafeln gemalt, an der griechischen Kirche am alten Fleischmarkt in Wien aus; und größtentheils nach seinen Entwürfen malten Schüler von ihm die Fresken im Vestibule dieser Kirche. Bedeutender aber war der Auftrag für den Fries der Arkaden der von Hansen gebauten Universität in Athen. Dieser Fries entrollt zwischen Prometheus und Paulus, als Repräsentanten der leidenden und befreiten Menschheit, den Lebenskreis des hellenischen Volkes in seinen Helden und Staatsmännern, Künstlern und Denkern: eine große Composition von echter Historienmalerei, die Rahl den größten deutschen Malern an die Seite stellt. Die Farbenskizzen auf Goldgrund sind Eigenthum des Baron Sina, in dessen Wiener Palais Rahl auch mit vier größeren Ölgemälden aus der ältesten hellenischen Geschichte seiner Vorliebe für classische Darstellungen volles Genügen gethan hat. Im Jahre 1860 arbeitete er den Entwurf für den Festsaal im großherzoglichen Schlosse zu Oldenburg. Die Decke sollte „Aphrodite dem Meere entsteigend" schmücken, rechts die „Grazien," links die „Horen". Dieses Mittelbild sollte von 4 mythologischen Darstellungen, welche Bezug auf die Schöpferin der Lebensfreude nehmen, umgeben sein. Für den Fries war: „Der Triumph des Amor über die Götter", endlich Helden, Künstler und Dichter mit Kronos beginnend bis auf Rafael und Goethe entworfen. Die Cartons dieser aus der innersten Natur Rahl's geschöpften Compositionen blieben leider aus zufälligen Umständen unausgeführt. Im folgenden Jahre vollendete Rahl die zwölf allegorischen Figuren am Heinrichshofe in Wien, deren Schönheit in den Köpfen, schwungvolle Drapierung und festliches Colorit selbst Cornelius gewürdigt hat. Wenn bei einigen dieser Gestalten die sie erfüllende Lebenskraft durch sinnliche Lebensfülle zu sehr betont zu sein scheint, so dürfen wir nicht vergessen, dass die Darstellung der Menschennatur in ihrer blühenden Vollkraft unserm Meister als das Recht ihres göttlichen Antheils galt. Sein Formenausdruck erhält sich das Gefühl für unverfälschte Natur und dient nie dem Sinnenkitzel. In diese Zeit fallen auch die schönen Fresken in der Kapelle des von Hansen völlig umgestalteten Schlosses des Erzherzogs Leopold in Herrnstein, (N.-Ö.), die Patrone der erzherzoglich Rainer'schen Familie darstellend. Im Jahre 1862 begann Rahl die Arbeiten für den Speisesaal im Palais des Baron Todesco in Wien, die Paris-Mythe in großen Wandgemälden darstellend, eine herrliche Schöpfung an Tiefe der Auffassung, Schönheit der Anordnung und Zeichnung und an Kraft des Colorits.

Erst dem Einflusse des Staatsministers Ritter v. Schmerling gelang es, den Meister für die Akademie in Wien wiederzugewinnen: Rahl erhielt 1863 die Professur der Malerei daselbst. Aber bald darnach, noch in der Voll-

kraft seines Schaffens schied Rahl am 9. Juli 1865 aus dem Leben. Die Cimbernschlacht für Baron (jetzt Graf) Schack in München, diese großartige Composition echter Erfassung der Geschichtsmalerei, womit Rahl die Überlegenheit eines weltgeschichtlichen Volkes über die zum Untergang bestimmte rohe Naturgewalt in den Vorgängen jener Schlacht zur Anschauung brachte, kam nicht über die Vollendung im Carton, der durch Photographie und Holzschnitt bekannt wurde. Die Aquarellskizzen für den Plafond, das Proscenium und den Vorhang im neuen Wiener Opernhause waren seine letzten Arbeiten.

Diese Zeilen haben sich die Aufgabe gestellt, das Wesen der Bedeutung Rahl's, seinen Platz in der Kunstgeschichte in den knappen Umrissen eines den zahlreichen Freunden der Kunst zugänglichen Lebensbildes zu markieren. Rahl's künstlerischer Beruf wies ihn auf die monumentale Historien-Malerei. Deshalb kamen hier eingehend nur seine Fresken und die Entwürfe zu solchen zur Sprache; dagegen wurde auf Einiges aus der großen Menge seiner sonstigen Gemälde, Farbenskizzen und Zeichnungen, welche neben Geschichtsbildern eine erstaunliche Anzahl Porträts und auch eine Reihe von Genrebildern,*) nämlich Studien zu Sitten und Cultur, umfassen, nur in so weit hingewiesen, als der Gang der künstlerischen Entwicklung Rahl's hiedurch bezeugt wird. Carstens Darstellungen und sein angeborener Sinn für das Bedeutende vermittelten ihm das Verständnis der Antike, und er blieb ihr mit Vorliebe zugewendet, aber diese wurde ihm auch die Vorhalle, durch welche er den viel weiteren Raum betrat, der die geschichtliche Entwicklung der Menschheit zur vollen persönlichen Freiheit umspannt. So wurde ihm die Antike zur Leuchte für die Betrachtung der neuen Zeit. Aus solcher von der Antike durchgeistigten Conception schuf er seine Gestalten und Gruppen, dem Vorgange der großen Cinquecentisten folgend, aber frei von äußerlichem Eklecticismus; denn aus seinem Geiste bildete er eigenartig seine Gestalten und Compositionen. Seine stets klare Charakteristik, eine Frucht des innigen Bundes, in dem Geistesbildung und Stilgefühl bei Rahl sich vereinigt fanden, bewahrte ihn vor Schwerverständlichkeit, so sehr er mit Cornelius darüber einig war, dass der wahre Genuss eines Kunstwerkes erst durch die Anregung erhöhter Geistesthätigkeit errungen werde. Die anschauliche Klarheit seiner Bilder betont Fr. Pecht in dem Aufsatze: „Neuwien" im Wiener Journal: „Der Botschafter" 1864 als das eigenthümliche Verdienst Rahl's. Sein malerischer Sinn leitete ihn, der Farbengebung der Venetianer nachzustreben; und an Wärme, Anspruchslosigkeit und Feinheit malerischer Empfindung kommt er ihnen oft nahe, ja in seinen besten Leistungen fordert manches zum Vergleiche mit jenen unmittelbar auf. Wenn nun dennoch seine Formen und Gestalten oft nicht in voller malerischer Individualisierung uns erscheinen, so lässt sich wohl erkennen, dass eine durchgreifende Beseelung der Formen bei Rahl an Tiefe die Kraft seiner gestaltenden Phantasie nicht erreichte.

War es Rahl auch nicht gegönnt, sein Bestes in eigenen Werken immer zu vollenden, so ist die unentwegte Überzeugungstreue in seinem Schaffen und die fruchtbare Einwirkung auf seine Schüler sein schönstes Denkmal in der Kunstgeschichte.

Johann Janku.

*) Rahl betheiligte sich auch lebhaft an der vom verstorbenen Director der k. k. Staatsdruckerei Ritter von Auer ins Leben gerufenen Kunstzeitschrift „Faust" und veröffentlichte in derselben auch seine Kupferstichversuche, während Christian Mayer manche seiner Porträts, durch Schabkunst vervielfältigt, in dieser Zeitschrift zum Abdrucke brachte. A. d. H.

Quellen: Geschichte der neueren deutschen Kunst von Dr. Franz Reber. — Erinnerung an Karl Rahl von Aug. George-Mayer. — Nekrolog von Karl von Lützow „Presse" 1865. Nr. 190. — Dr. Nagler, Allg. Künstler-Lexikon. — Biograph. Lexikon für Österreich von Dr. Constantin Ritter von Wurzbach.

Adalbert Lanna, Großindustrieller.

Dieser hervorragende Bahnbrecher auf dem Gebiete der Industrie und des Handels, der Vertreter des durch Fleiß, Intelligenz und Ausdauer sich emporschwingenden Bürgerthums, der Vertreter der Association und des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Edelmann und Bürger, zwischen Großgrundbesitzer und Industriellen, wurde geboren am 23. April 1806 zu Vierhöfen, einer hart vor den Thoren von Budweis gelegenen Häusergruppe, wo die Moldau schiffbar zu werden beginnt und die Fahrzeuge für dieselbe gezimmert werden, und erhielt sozusagen von seiner Geburt an die Hinweisung auf seinen künftigen Beruf.

Bekanntlich besitzt das sonst mit Naturschätzen so reich bedachte Böhmen kein Salz und wurde mit dieser unentbehrlichen Gabe von altersher aus dem Salzkammergute versehen. Erfolgte in den ältesten Zeiten die Zubringung auf dem sogenannten „goldenen Steig" von Passau herauf über Wallern und Prachatitz mittelst Saumthieren, so ward mit der Eröffnung der Linz-Budweiser Pferdebahn die letztere Stadt der Stapelplatz des böhmischen Salzhandels, von wo aus fast das ganze Land damit versorgt werden musste. Für den sicheren Transport des Salzes auf der Moldau wurden eigene Schiffe gezimmert; deshalb bestand hier ein eigener „k. k. Schiffbauhof" und der jeweilige Inhaber desselben, dem zugleich der Transport des Salzes auf der Moldau von amtswegen übertragen ward, führte den Titel „k. k. Schiffmeister." Großvater und Vater von Adalbert Lanna waren solche „k. k. Schiffmeister."

Seine Jugend verbrachte Lanna in seinem Geburtsorte zwischen Stadt und Land am Ufer der Moldau, deren Lauf schon früh den Sinn des Knaben in die weite Ferne gezogen haben mag.

Nach vollbrachten Grammatikalclassen am Piaristen-Gymnasium seiner Vaterstadt 1820, begab er sich, 16 Jahre alt, zum Studium an die Technik nach Prag, hörte hier vorzüglich Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik und Maschinenkunde, und erwarb sich hier wie dort günstige Zeugnisse.

Im Jahre 1823 trat er in das Geschäft seines Vaters als Schiffszimmermann und als Schiffmann. Der junge studierte Mann verschmähte keine einzige praktische Hantierung; er behaut auf der Schiffswerfte des Vaters mit der Axt die Stämme, fügt sie zum fertigen Floß zusammen und fährt damit als Schiffmann die Moldau hinab. In Jacke und Lederhose, den breitkrämpigen Hut in die wettergebräunte Stirn gedrückt, ließ er sich in Sturm und Sonnenschein von den raschen Fluten des heimatlichen Stromes zwischen rauschenden Wäldern, wogenden Saatfeldern und wilden Klippen dahintragen, oft kämpfend mit den tückischen Wellen um sein eigenes und seiner Genossen Leben.

Im Jahre 1825 zum Steuermann aufgestiegen, war er erst 20 Jahre alt, aber schon gewannen ihm seine unermüdliche Thätigkeit, seine praktischen Kenntnisse und sein forschender Geist die volle Achtung seiner Mitbürger. Was ihn aber mehr als vieles andere bekannt machte, das war sein um diese Zeit fallender Ausflug auf einem Floß nach Hamburg.

Bislang waren die Schiffer von Budweis im besten Falle bis Leitmeritz gekommen. Lanna rüstete ein größeres Floß mit Bau- und Nutzholz aus und wagte damit die erste directe Fahrt nach Hamburg. Diese abenteuerliche Fahrt — eine wahre „Moldau-Elbe-Odyssee" — gelang. Er verwertete hier seine Ware aufs Beste, lernte in Hamburg das Geschäftsleben mit all' seinen Vortheilen kennen, leitete hier günstige Geschäftsverbindungen ein, wobei ihm seine rasche Auffassung und sein auf's Praktische gerichteter Sinn trefflich zu Statten kamen. An die erste Hamburger Fahrt, gleichsam der erste Flug für den jungen Adler — schlossen sich mit steigendem Erfolge bald weitere nicht bloß für ihn Gewinn bringende, auch für das ganze Land in der Folge von großer volkswirtschaftlichen Bedeutung werdende Fahrten an, wodurch sein Ansehen und sein Credit ungemein gehoben wurden. Nach dem im Jahre 1828 erfolgten Tode seines Vaters zur selbständigen Leitung des Geschäftes berufen, wendete er neben der Versorgung Böhmens mit Salz nunmehr

seine Thätigkeit vornehmlich der besseren Verwertung des Holzreichthums im südlichen Böhmen zu, was ihm auch dank dem großmüthigen Entgegenkommen seitens des regierenden Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg als größten Waldbesitzer von Böhmen, in überraschender Weise gelang. Zugleich fand Lanna in dem hochsinnigen Fürsten einen Förderer seines Planes, die Flöß- und Fahrbarkeit der Flüsse zu verbessern. Diesen Plan verfolgte er bis an sein Lebensende mit Ausdauer, und wenn es von ihm abgehangen wäre, würden auch die Schiffahrtshindernisse durch und bei Prag beseitigt worden sein, zu welchem Ende er im Jahre 1857 die Erweiterung des unter Kaiser Rudolf II. angelegten Stollens durch den Belvedere-Rücken zu einem unterirdischen Schiffahrtscanale projectiert hatte. Kam es auch nicht zu der Ausführung dieses Projectes, so wurden dagegen die anderweitigen Regulierungsarbeiten der Moldau und Elbe allgemach in umfassender und systematischer Weise in Angriff genommen (in den Jahren 1850—1862 hat die Regierung auf Regulierung dieser Flüsse mehr als $1\frac{1}{2}$ Million Gulden verwendet), während für die Flößbarmachung der Nebenflüsse der Moldau Fürst Schwarzenberg nach seinen (des Lanna) Plänen sehr viel that. „Es war ein günstiger Moment als Großgrundbesitz und bürgerlicher Unternehmungsgeist sich begegneten und verstanden.“

Zufolge der mit der fürstlich Schwarzenberg'schen Kammer abgeschlossenen Contracte erlangte Lanna das Recht, zuerst aus den Forsten des Blansker Waldes zehn Jahre lang jährlich bis 2000 Klafter Nadel- und Buchenholz zu empfangen; bald zog er auch die Reviere der Krumauer Herrschaft und jene von Frauenberg und Stubenbach in den Bereich seiner Unternehmungen. Seine Speculationen glückten und der Holzhandel aus dem Böhmerwald nahm einen ganz außerordentlichen Aufschwung, namentlich wurden die bis dahin wenig verwerteten Eichen der Herrschaft Gratzen in Hamburg ein für den Schiffbau gesuchter Artikel. Später giengen Schwellen für Eisenbahnen zu hunderttausenden stromabwärts; auch in südlicher Richtung nach dem Donauthale brachte Lanna seine Holzmassen. Zu Salz, Holz, Getreide, Gips, Kaufmannsgütern aller Art, welche vorzüglich auf der Moldau und Elbe verfrachtet wurden, gesellte sich als neuer Transportartikel böhmischer Graphit, wovon Lanna schon auf seiner ersten Hamburger Fahrt Proben mitgenommen hatte. Der erleichterte Absatz steigerte die Ausbeute und auch diese ließ er sich angelegen sein, indem er zu Mugrau ein neues Graphit-Bergwerk neben dem älteren Schwarzenberg'schen erschloss.

Durch den Erfolg seiner Unternehmungen war seine Stellung im Laufe der Zeit eine sehr ansehnliche geworden. Was an Schiffern und Flößen (in den 50ger Jahren giengen jährlich bei 500 verschiedene große Schiffe von Budweis nach Prag) die Moldau hinabfuhr, war größtentheils sein Eigenthum, und als im Jahre 1836 Kaiser Ferdinand Budweis besuchte, stellte Lanna 80 seiner Schiffsbauer in Matrosenkleidung uniformiert zum Empfange des Monarchen auf. Den Titel „kaiserlicher Schiffmeister“ behielt er auch nach der allgemeinen Aufhebung desselben mit specieller kaiserlicher Bewilligung bei, da er dadurch zur Führung der kaiserlichen Flagge berechtigt war, und mit Recht pflegte man ihn daher den „Admiral der Moldau“ zu nennen. Noch galt es ein bedeutendes Hindernis zu beseitigen, nämlich die lästigen, Handel und Verkehr hemmenden Elbezölle. Im 14. bis 15. Jahrhundert sollen auf der Elbe an verschiedenen Zollstationen nicht weniger als 53 verschiedene Zölle erhoben worden sein. So entrichtete beispielsweise ein Fichtenstamm von 408 Kubikfuß Inhalt 6 Klafter Scheitholz im Forstpreise von 12 fl. an Zöllen von Budweis bis Hamburg 49 fl. 57 kr. u. s. w. Es braucht nicht erst weiter ausgeführt werden, wie sehr die Zölle auf der ganzen Elbeschiffahrt lasteten, und es bedurfte eines langen unausgesetzten Wirkens, die Elbeschiffahrt im Sinne der Wiener Congressacte frei zu machen. Erst im Jahre 1863 fielen die letzte Elbezölle. Das Hauptverdienst hievon gebürt wiederum Lanna, welcher im Vereine mit dem Fürsten Schwarzenberg und der österreichischen Regierung unausgesetzt an der Aufhebung arbeitete.

Wie in einem Vorgefühl, dass die Herrlichkeit der Flussschiffart nicht ewig dauern würde, hatte Lanna frühzeitig seinen Blick auf das neue Verkehrsmittel — die Eisenbahnen gerichtet, von welchem eine Umwälzung des

ganzen Verkehrswesens ausgehen sollte. Schon an dem Zustandekommen der ersten größeren Eisenbahn des Continents, der Linz-Budweiser Pferdebahn (die erste Hälfte Budweis-Kerschbaum 1828, die zweite Hälfte bis Linz 1832 eröffnet) hatte sich Lanna betheiligt und eine Zeit lang auch deren Betrieb pachtweise geführt. Als „Großfuhrmann" beschäftigte er zeitweise 800 Pferde und hatte zur Beschaffung der Betriebskraft das gräflich Czernin'sche Gestüt bei Neuhaus in Pacht genommen.

Lanna baute ferners die schöne Prager Kettenbrücke. Der ganze solide Bau war in 19 Monaten vollständig fertig, am 4. November 1841 erfolgte die Eröffnung derselben. Auch der schöne Franzens-Quai in Prag ist ein dauerndes Denkmal des Zusammenwirkens Lanna's mit dem trefflichen Oberstburggrafen Grafen Chotek.

Durch diese Bauten als gewissenhafter Bauunternehmer rühmlichst bekannt geworden, wurde ihm in Compagnie mit der bekannten Firma „Gebrüder Klein" der Bau der Prag-Dresdener Eisenbahn übertragen. Darauf folgten der Bau der Buschtiehrader Bahn, der Reichenberg-Pardubitzer, der Kralup-Turnauer und der böhmischen Westbahn. Die Franz-Josefsbahn projectierte er nur, gebaut wurde sie erst nach seinem Tode von seinem Sohne Adalbert Ritter von Lanna.

Lanna erkannte die Zeitrichtung. Voraussehend, dass durch die Eisenbahnen und die erhöhte Thätigkeit der Industrie die Zeit der mineralischen Brennstoffe statt des theueren Holzes gekommen sei, ließ er durch Fachleute in Böhmen auf Kohle schürfen, und es wurden 1845 die Kladnoer Kohlenlager durch den Bergmann Johann Wania entdeckt. Nachdem das vom Geologen Professor Zippe eingeholte Gutachten günstig lautete, schritt Lanna sogleich an die materielle Ausbeutung des entdeckten Kohlenfeldes bei Kladno, welches seither auch das mittlere Böhmen mit dem nothwendigen Brennstoff versieht.

Lanna's rastloser Geist hielt aber dabei nicht stille. Die Entwickelung des Eisenbahnwesens und der Industrie riefen eine erhöhte Nachfrage nach Eisen wach. Er erwarb die durch glücklichen Zufall aufgefundenen Nučicer reichen Eisenlager und war nun darauf bedacht, auch in Österreich die Eisenerze mit Mineralkohlen zu schmelzen. Bereits Anfang 1855 wurden die ersten Coaks-Hochöfen Österreichs angeblasen und Lanna hatte die Freude, den ersten Abstich mit anzusehen. Doch galt es noch bei diesem neuen bahnbrechenden Unternehmen eine Reihe unsäglicher Schwierigkeiten zu überwinden, das Kladnoer-Werk forderte große Capitalien. Zwar hatte Lanna dafür sein Möglichstes gethan; als aber die allgemeinen Geldstockungen eintraten, war er bei so vielen Unternehmungen betheiligt, dass er allein nicht mehr ausreichen konnte, die Zuziehung anderer Capitalien that dringend noth, war aber nur durch Umwandlung des Geschäftes in eine Actiengesellschaft möglich, und hier ergaben sich durch die hohen Ansprüche einiger Mitinteressenten, welche ihre Einlagen sehr hoch berechneten, unüberwindliche Schwierigkeiten. Kam diese Änderung nicht zustande, so musste die Kladnoer Unternehmung liquidieren, Lanna vielleicht all' sein Vermögen einbüßen. Das waren denn Augenblicke, in welchen der sonst so starke Mann schier den Muth sinken ließ und die Hoffnung aussprach, im Nothfalle zur Lebensfristung eine Waldhüterstelle in den Schwarzenberg'schen Forsten zu suchen. Hier verdient erwähnt zu werden, dass der edle Fürst dem bedrängten Manne versicherte: „So lange er lebe, solle sein Freund nicht Noth leiden!" Die Gefahr gieng glücklich vorüber, die heute im Eisengeschäfte der Monarchie einen maßgebenden Factor bildende „böhmische Kohlen- und Eisen-Industriegesellschaft" wurde gegründet, in Lanna's Geschäften trat keine Stockung ein, er blieb, was er war.

Die großartige Elasticität und Vielseitigkeit Lanna's wird geradezu bewundernswert, wenn man bedenkt, dass zwischen diese umfassenden Geschäfte mehrere Unternehmungen fallen, die im Vergleiche mit jenen colossalen Bauunternehmungen zwar klein erscheinen, aber immerhin namhafte Capitalien repräsentieren: so die Errichtung einer Sägemühle in Budweis mit Brett- und Circularsäge verbunden mit einer Schlosserei und Tischlerei; die Gründung eines kleinen Eisenwerkes in Adolfsthal bei Budweis; die Betheiligung an der Errichtung der Prag-Lobositzer Dampfmühle; die Erbauung der Kettenbrücke zu Podolsko 1847, die Veranstaltung einer Gewerbe-Ausstellung des Budweiser Handelskammer-Bezirkes zu Budweis 1852, die in Gemeinschaft mit dem Fürsten Schwarzenberg in Salnau

gegründete Flachsröste-Anstalt, die Fabrication von Holzschuhen u. v. a.

Um sein Bild zu vervollständigen, müssen noch manche bedeutsame Züge aus seinem Leben eingefügt werden. So seine väterliche Fürsorge für die in seinen Diensten stehenden Personen, seine großartige Förderung gemeinnütziger und humaner Zwecke, sein öffentliches Wirken als Gemeinde-Ausschuss der Stadt Budweis und als langjähriger Präsident der Budweiser Handels- und Gewerbekammer.

Für Beamte, die sein Zutrauen durch treue Dienste rechtfertigten, gab es wohl keinen besseren Chef als Lanna. Keine ungewöhnliche Leistung ließ er unbelohnt. Seine Freigebigkeit war unerschöpflich. Die befähigten Kinder seiner Schiffsleute ließ er auf seine Kosten studieren. In seiner Vaterstadt Budweis und in Moldauthein, dem Geburtsorte seiner Mutter, hatte er eine Reihe Wohlthätigkeits-Anstalten ins Leben gerufen. In Budweis gab er zur Erbauung einer neuen Schule 30.000 fl., auch Moldauthein verdankt ihm ein prachtvolles Schulhaus für 800 Kinder. Die Sparcassa in Budweis, der Musikverein, die Musikschule, das Waisenhaus daselbst führen ihren Ursprung auf Lanna zurück. Aber nicht nur in seiner unmittelbaren Heimat wirkte er in dieser Weise, fast alle wohlthätigen Anstalten in Böhmen, ja selbst in Österreich pflegten sich an den Schiffsmeister von Budweis zu wenden. Fast jeden Tag kamen Bittsteller zu ihm und seine besonderen Günstlinge waren die Studenten.

Von kleinlicher Eitelkeit frei, überließ er gerne einem Andern den äußeren Glanz als Urheber, wenn nur das Werk selbst zustande kam. Mit einer gewissen Vorliebe pflegte er seine Schöpfungen an Gesellschaftstheilnehmer abzugeben, wobei er als bestes Zeugnis seines guten Glaubens an das fernere Gedeihen des Geschäftes in der Regel Theilhaber blieb, — das Werk freute ihn mehr als der Gewinn und der Gedanke, durch seine Schöpfung zur Ehre und zum Gedeihen seines Vaterlandes beigetragen zu haben, konnte den treuen Patrioten mit Begeisterung erfüllen.

Frei von jedem Pessimismus war Lanna „Großösterreicher" und vertrat den Kaiserstaat Ausländern gegenüber mit großer Wärme und Überzeugungstreue. „Die čechische Sprache reicht bis Melnik, die deutsche durch die Welt; wer deutsch lernt, verstärkt seine Erwerbsfähigkeit" — pflegte er seinen Leuten zu sagen.

Trotz aller Freisinnigkeit war Lanna tief religiösen Gemüthes. In wichtigen Augenblicken seines Lebens war ihm eine kurze ernste Erhebung des Geistes ein Bedürfnis. Der Tag des h. Johannes von Nepomuk wurde als Patron der Schiffer jeden Jahres mit Hochamt, Vesper und Böllerschüssen gefeiert.

Zahlreich sind die Auszeichnungen, die Lanna zutheil wurden.

Die Regierung ehrte ihn wegen seiner bekannten großen Leistungen zuerst durch Verleihung einer goldenen Medaille im Jahre 1835, später erhielt er den Orden der eisernen Krone. Lanna war Ehrenmitglied der Schützengilde, Ehrenhauptmann der Schützengesellschaft (Bürgergarde) von Budweis, Ehrenhauptmann des Prager Scharfschützen-Corps, Ehrenbürger der Stadt Prag. Im Jahre 1848 zum Hauptmanne der Nationalgarde in Budweis gewählt, trug Lanna sehr viel bei, in jenen erregten Zeiten die Leidenschaften zu beruhigen und Ausbrüche derselben zu verhüten. Mit kluger Menschenkenntnis machte er gerade jene Elemente, die sich selbst überlassen, leicht Anlass zu Ausschreitungen geben mochten, — Arbeiter und Schiffsleute, — durch Heranziehung an sich zu Stützen des Gesetzes.

Die außerordentlichen Anstrengungen, Verdrießlichkeiten und Sorgen seiner großartigen Unternehmungen hatten Lanna's sonst so ungemein kräftige Natur in den letzteren Jahren angegriffen und erschüttert; er erkrankte an einer Herzbeutelwassersucht und nach kurzem dreitägigen Krankenlager in Prag machte ein leichter Tod am 15. Jänner 1866 seinem vielbewegten thätigen, edlen Leben ein Ende. Großartig war sein Leichenbegängnis. Unter den Leidtragenden bemerkte man neben vielen Mitgliedern des böhmischen Adels und der ersten Industriellen Österreichs, dann der Handelskammern von Prag und Budweis vor Allen den vieljährigen Gönner und Freund Lanna's, den Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg und den Oberst-Landmarschall von Böhmen; hundert Bergknappen von Kladno gaben mit brennenden Grubenlampen ihrem geliebten Meister das letzte Geleite.

Lanna hinterließ eine trauernde Witwe und zwei Kinder; der Sohn Adalbert Ritter

von Lanna, geboren am 23. April 1836, führt die ausgebreiteten Unternehmungen desselben fort. Seine zahlreichen Freunde und Verehrer, wiederum Fürst Schwarzenberg an der Spitze, setzten ihm in seiner Vaterstadt Budweis, deren Wohlthäter und größter Bürger Lanna war, am 25. Mai 1879 ein würdiges Denkmal in einem von Professor Pönninger in Wien modellierten überlebensgroßen Standbilde aus Bronzeguss, dessen Sockel Andeutungen auf seinen Lebensgang schmücken.

Im ganzen großen Österreich gab es wenige Männer, die so volksliebend waren, wie Lanna. Mit ihm verlor Böhmen eine Perle seiner Krone, sein Andenken wird in den Herzen des Volkes seines Vaterlandes fortleben von Geschlecht zu Geschlecht.

Franz Seibl.

Quellen: Dr. A. Peez „Adalbert Lanna" Österr. Revue 1867. Allg. deutsche Biographie, 17. Bd. 1883. Österr. Volks- und Wirtschafts-Kalender, 1868. XVII. Jahrgang.

Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866.*)

Der blutgetränkte Boden, auf welchem schon einmal ein Heldenführer, der Feldmarschall Graf Radetzky, Österreichs kleines, aber muthvolles Heer in siegreichen Kämpfen geleitet hatte, sollte nochmals Zeuge einer Waffenthat sein, welche der überraschten Mitwelt verkündete, dass ein echter und kühner Feldherr mit österreichischen Kriegern auch einem weit überlegenen und tapferen Feinde den Siegeskranz zu entwinden vermag.

Der Kampf Preußens um die Oberherrschaft in Deutschland im Jahre 1866 rief auch das nach dem Besitze der italienischen Provinzen Österreichs lüsterne junge Italien unter die Waffen und durch einen Offensivbund trachteten beide Mächte ihre Zwecke gegenüber unserer Monarchie zu erreichen.

Italien begann schon anfangs März mit der Mobilisierung seiner Streitkräfte, welche Ende Mai einen Gefechtsstand von 250.000 Mann erreichten und in zwei Armeen getheilt wurden. Die Hauptarmee, unter dem König Victor Emanuel, aus den drei Corps: I. Durando, II. Cuchiari, III. della Rocca, zusammen 12 Infanterie-Divisionen, dann aus der Cavallerie-Division Sonnaz gebildet, zählte ungefähr 130.000 Streitbare mit 282 Geschützen und stand im Raume Piacenza-Lodi-Cremona, während die zweite Armee unter General-Lieutenant Cialdini, 8 Divisionen mit dem beiläufigen Gefechtsstande von 90.000 Mann, die Linie Bologna-Ferrara einnahm.

Außerdem hatten sich noch 35—40.000 Mann garibaldischer Freischaren gesammelt.

Beide Armeen sollten nach erfolgter Kriegserklärung ins Venetianische einrücken und die als numerisch schwach gekannte österreichische Armee im doppelt umfassenden Angriffe erdrücken. Und in der That, den 220.000 Italienern konnte der anfangs Mai zum Ober-Commandanten der österreichischen „Südarmee" ernannte Feldmarschall Erzherzog Albrecht (Generalstabs-Chef Generalmajor Baron John) nur 3 Corps: das V. Generalmajor Br. Rodich, das VII. FML. Br. Maroičić und das IX. FML. Hartung mit der Cavallerie-Brigade Pulz, circa 65.000 Mann als Operations-Armee entgegenstellen.

*) Erste und zweite Schlacht. V. E. I. 678 bis 692, 724, 725, 925. II. 820, 823, 829, 831, 896, 897, 904, 955.

Dr. Emil Horwitz hat ein plastisches Bild der Schlacht von Custoza hergestellt und dem österreichischen Heeres-Museum gewidmet. Es ist der Augenblick versinnlicht, in dem die Österreicher am 24. Juni 1866 um 5 Uhr nachmittags zum entscheidenden Angriffe auf Custoza schritten.

Das mit seinen Erhebungen, Ortschaften und Culturen naturgetreu dargestellte Schlachtfeld nimmt 84 Quadratmeter ein und bringt durch mehr als 100.000 Zinkfiguren nicht nur die taktischen Verhältnisse, sondern auch das Detail der Bekleidung und Bewaffnung zur Anschauung. 8 Monate Arbeit und einen Aufwand von 21.000 Gulden verlangte dieses Werk, welches GM. Ritter von Mathes durch die Anleitung zur Aufstellung der Truppen, Oberlieutenant Guttenbrunner durch die plastische Darstellung des Terrains sowie GM. Ritter von Arbter und Oberst Auspitz durch entgegenkommendes Bemühen förderten.

Österreich, von Nord und Süd angegriffen, suchte den günstigen Ausgang des Doppelkrieges durch Niederwerfung des mächtigen nördlichen Gegners und beschränkte sich im Süden auf die Festhaltung seines Besitzstandes.

Der Erzherzog, von der ihm übertragenen höchst schwierigen Aufgabe durchdrungen, richtete sofort sein Hauptaugenmerk auf jede mögliche Verstärkung seiner Operations-Armee. Auf Kosten der Festungs-Besatzungen bildete er unter GM. Rupprecht eine Infanterie-Reserve-Division, den Stand seiner Armee so auf rund 75.000 Mann erhöhend.

Die Corps befanden sich: das V. bei Verona, das VII. bei Padua, das IX. bei Vicenza, die Reserve-Division erst in Bildung begriffen in Verona, die Cavallerie-Brigade Pulz regimenterweise bei Verona, Padua und Vicenza mit Vorposten am Mincio und am Po.

Der italienische Operationsplan gipfelte darin, dass die an Zahl so schwache österreichische Armee ihr Heil in der Vertheidigung des Festungs-Viereckes, respective Veronas suchen dürfte. Dort sollte sie durch die Armee des Königs gebunden werden, damit Cialdini umso leichter in dem Rücken der Armee ins Venetianische gelangen und dieses insurgieren könne.

Der Erzherzog, dem es nur erwünscht sein konnte, wenn die Italiener in der Zweitheilung verblieben, beabsichtigte angesichts der beiden gefährlichen Angriffsrichtungen der Italiener zunächst eine Centralstellung an der Etsch zwischen Montagnana und Lonigo derart zu beziehen, um in einem forcierten Marsche sich mit seiner ganzen Kraft auf eine der feindlichen Gruppen — König oder Cialdini — werfen zu können.

Um seine Bewegungen geheim zu halten, sperrte er die Grenze vollständig ab.

Am 14. Juni standen und verblieben bis zum 21. Juni: das V. Corps bei San Bonifacio, das VII. bei Montagnana, das IX. bei Lonigo, die Reserve-Division in Verona und daselbst auch das Armee-Hauptquartier. Die Vorposten besorgten am Mincio: die Cavallerie-Brigade Pulz mit dem 21. Feld-Jäger-Bataillon, am Po bei Rovigo: die Brigade Scudier und das 13. Husaren-Regiment.

Von der italienischen Haupt-Armee befanden sich zu dieser Zeit: das Armee-Hauptquartier in Piacenza, später in Cremona, das I. Corps bei Brescia, später Castiglione, das II. Corps westlich Mantua bei Rivarolo, das III. Corps in Asola, von der Armee Cialdinis 4 Divisionen längs des unteren Po echelloniert, das Hauptquartier und 2 Divisionen in und bei Bologna, 2 Divisionen zu Imola und Faenza am Marsch in den Armee-Versammlungsraum. Es waren somit diese zwei Hauptgruppen auf 6 Tagmärsche getrennt, während ihnen gegenüber, die Österreicher eng concentriert standen.

Am 20. Juni mittags erhielt der Erzherzog die Verständigung, dass die Feindseligkeiten in drei Tagen, d. i. am 23. beginnen werden. Er beantwortet diese Kriegserklärung nicht. Dagegen erlässt er an seine Truppen einen, die mannhafteste Zuversicht athmenden Tagesbefehl. Österreichischerseits wurden alle Vorbereitungen getroffen, um den schweren und ungleichen Kampf aufzunehmen.

Der Erzherzog, welchem die verlässlichsten Nachrichten über die unverändert beibehaltene Zweitheilung der Italiener zukamen, konnte nunmehr seinem Plane präcisere Formen geben.

Er fasste denn auch den äußerst kühnen, aber ebenso richtigen Entschluss, die bedeutend stärkere Gruppe, die Haupt-Armee des Königs anzugreifen, weil nur dort die Entscheidung zu finden und zu erkämpfen war.

Er concentrierte hiezu seine gesammten Truppen vor Verona mit der Absicht, dem Könige während des Mincio-Überganges in die linke Flanke zu fallen oder wenn nöthig, selbst den Mincio zu überschreiten und gestützt auf Peschiera die Schlacht zu liefern.

War ihm das Waffenglück hold, so konnte er sich nachher mit umsomehr Aussicht auf Erfolg gegen Cialdini wenden.

Für den Fall des Misserfolges gegen den König mussten die Österreicher Venetien aufgeben und sich nach Tirol zurückziehen. Am 23. Juni wurden oberhalb Verona noch zwei Brücken über die Etsch geschlagen.

Um nichts zu verrathen und zur Täuschung des Gegners, verblieb der Erzherzog noch am 21. Juni in seiner Centralstellung auf dem linken Etschufer. Die Grenze wurde auf das Schärfste abgeschlossen.

Am 22. begann aber die Rokade der ganzen Armee auf das rechte Etschufer vor Verona und zwar rückten an diesem Tage: das V. Corps nach San Michele, das VII. nach San Martino, das IX. nach San Bonifacio, die Infanterie-

Reserve-Division nach Perano, die Cavallerie-Brigade Pulz nach Villafranca. Die Brigade Scudier des VII. Corps concentrierte sich am 22. abends in Rovigo und wurde am 23. mittelst Eisenbahn direct auf das Schlachtfeld bei Verona herangezogen.

Dem GL. Cialdini mit seinen 90.000 Combattanten gegenüber, welcher die Verbindungen der Österreicher mit dem Hinterlande zu unterbrechen und dieses zu insurgieren hatte, ließ der Erzherzog nur das 13. Husaren-Regiment mit 4 Escadronen und das 10. Jäger-Bataillon, eine ideal kühne und richtige Ausnützung und Verwendung von Beobachtungstruppen. Commandant dieses kleinen, mit einer so schwierigen Aufgabe betrauten Detachements war Oberst Graf Szápáry. Er hatte mit dem Gegner enge Fühlung zu halten und falls derselbe den Po an einem Punkte mit Macht überschritten, hinter die Etsch zurückzugehen und im Rückzuge die vorhandenen Brücken und Übergangsmittel zu zerstören.

Am 22. Juni abends stand die Armee König Victor Emanuels mit dem Hauptquartier in Cerlungo, mit dem I. Corps bei Cavriano, dem II. bei Castelluchio westlich Mantua, dem III. bei Gazzoldo und mit der Reserve-Cavallerie-Division bei Medole, Cialdini am Po bei Ferrara.

Für den 23. disponierte der Erzherzog: das V. Corps nach Chievo, das VII. nach San Massimo, das XI. nach Santa Lucia, die Reserve-Division in Pastrengo; die Cavallerie-Brigade Pulz hält die Vorposten am Mincio und zieht sich, wenn gedrängt, ohne Widerstand zu leisten, auf Verona zurück.

Am 23. mittags hatten die Truppen die angegebenen Marschziele erreicht, als im erzherzoglichen Hauptquartier die Meldung einlief, dass die Italiener bei Goito mit Cavallerie über den Mincio gegangen und das Hügelland vom Feinde noch unbesetzt blieb, die Italiener sich bei Valeggio, Goito und Roverbella sammeln und die Cavallerie-Brigade Pulz auf Santa Lucia zurückgegangen sei.

Die Absicht, bei Peschiera den Mincio zu übersetzen und am rechten Ufer die Schlacht zu schlagen, ist dadurch unausführbar geworden.

Der Erzherzog beschloss aber die Armee trotz des bereits zurückgelegten heißen Marsches noch am Abend des 23. in das Hügelland von Santa Giustina und Sommacampagna vorzuschieben und von dorther am 24. die linke Flanke seines Gegners anzufallen.

Zur Sicherung des Aufmarsches des Gros der Armee hatte die Reserve-Division noch am 23. nach Sandrà und Castelnuovo, das V. Corps nach Sona zu marschieren. Letzteres änderte seine Aufstellung aus eigener Initiative und führte die Frontveränderung gegen Süden noch am 23. aus, indem es die Orte Castelnuovo und Albarello gleichfalls besetzte, da der Gegner noch nicht im Hügellande war.

Die in der Nacht bis Custoza-Villafranca vorgegangenen Cavallerie-Patrouillen fanden den Feind erst hinter Villafranca.

Oberst Graf Szápáry meldete, dass Cialdini an mehreren Punkten den Po übersetzte und dass er sich hinter die Etsch zurückgezogen habe. Die Italiener waren also in der Zweitheilung verblieben und der Erzherzog hatte am 24. es nur mit dem Könige, noch immer mit 50.000 Mann stärkeren Kräften zu thun.

Am 24. Juni wurde um den Besitz des Südrandes des Hügellandes gestritten.

Die Österreicher konnten ihn schon am 23. ohne Kampf erreichen. Der Erzherzog that es nicht, um seinen Gegner länger in der Meinung zu erhalten, dass die Österreicher noch am linken Etsch-Ufer seien.

Die Gruppierung der beiderseitigen Streitkräfte am 23. Juni abends und die Dispositionen für den 24. waren folgende: Italiener: das Armee-Hauptquartier Goito, I. Corps (Durando) Valeggio, III. Corps (della Rocca) Volta, Cavallerie-Division (Sonnaz) Mozzecane mit Vortruppen bis Villafranca, II. Corps (Cucchiari) noch bei Castelluchio, mit zwei Divisionen als Reserve, mit den anderen zwei Divisionen vor Mantua.

Der Haltung der Cavallerie-Brigade Pulz, sowie den Anordnungen der kaiserlichen Armeeleitung war es gelungen, die Italiener in der Ansicht zu bestärken, dass sich der Erzherzog noch hinter der Etsch befinde und nicht daran denke, der italienischen Hauptarmee entgegenzutreten.

Dieser Anschauung entsprechend glichen auch die erlassenen Dispositionen des königlichen Hauptquartieres eher Marsch- als Gefechts-Dispositionen.

Hiernach sollten das I. Corps, Division Pianell (2), am rechten Mincio-Ufer zur Beobachtung von Peschiera verbleiben, Cerale (1),

Sirtori (5) und Brignone (3) jede für sich nach Castelnuovo, S. Giustina und Sona rücken. Das Corpshauptquartier und die Corpsreserven hatten nach Castelnuovo zu kommen.

Bezüglich des III. Corps wurde bestimmt: die Divisionen Cuggia (8) und Prinz Humbert (16), nach Sommacampagna, resp. Villafranca, Bixio (7) und Govone (9), nach Ganfardine, Corps-Cavallerie bei Rosegaferro, Cavallerie-Division Sonnaz dem III. Corps zugetheilt, Villafranca gegen Verona und Albaredo zur Deckung der rechten Flanke der Armee.

Vom II. Corps wurden zwei Divisionen nach Roverbella, zwei zum Verbleiben vor Mantua beordert, ferner die Verlegung des Armee-Hauptquartieres von Goito nach Valeggio verfügt.

Die Ausdehnung Castelnuovo über Sommacampagna bis Villafranca beträgt ungefähr 20.000 Schritte.

Zur Beobachtung der Festungen Peschiera und Mantua waren 3 Divisionen bestimmt, also 30.000 Mann, welche in der allerdings noch nicht erwarteten Entscheidungsschlacht fehlten.

Die Gruppierung der österreichischen Streitkräfte ist bekannt.

Der Erzherzog traf für den 24. folgende Dispositionen:

Alle Abtheilungen brechen morgen 3 Uhr früh auf.

Infanterie-Reserve-Division rückt nach Castelnuovo, das V. Corps nach San Giorgio in Salice und Casazze (von der selbständig durchgeführten veränderten Aufstellung hatte das Armee-Commando noch keine Kenntnis).

Das IX. Corps in Sommacampagna, das VII. Corps folgt dem IX., schiebt dann eine Brigade nach Casazze und bleibt mit zwei anderen an der Eisenbahn.

Nach bewirktem Aufmarsche rückt die Infanterie-Reserve-Division nach Oliosi, das V. Corps nach San Rocco di Pallazolo, das VII. Corps eine Brigade von Casazze nach Zerbare, die beiden anderen Brigaden in der Höhe von Sona an der Bahn als Reserve, das IX. Corps bleibt als Pivot in Sommacampagna.

Die Cavallerie-Brigaden Pulz und Bujanovics, letztere ad hoc für die Schlacht aus



Nach einer Handzeichnung im Besitze Sr. Exc. FML. V. Teuffenbach.

der Cavallerie der Corps zusammengestellt, rücken in der Ebene gegen Sommacampagna zur Deckung der linken Flanke vor.

Armee-Hauptquartier Sona.

Allfälliger Rückzug auf das linke Etschufer u. z. für die Infanterie-Reserve-Division bei Ponton, V. und VII. Corps bei Pastrengo, IX. Corps bei Pescantina, Cavallerie bei Verona.

Diese Disposition setzt demnach den Vormarsch gegen die linke Flanke der voraus-

sichtlich auf Verona marschierenden italienischen Armee von Abschnitt zu Abschnitt fest.

Der erste Aufmarsch geschieht unter dem Schutze der Reserve-Division und des V. Corps, der weitere, vom Feinde unbeeinflusst, der Disposition entsprechend. Die Schwenkung ist um 7 Uhr 30 Minuten früh vollzogen.

Die Armee steht auf einer Linie circa 5 bis 6 *km* gegenüber der circa 15 *km* langen feindlichen Linie.

Die beiderseitigen Spitzen der westlichen Colonnen kamen bereits aneinander und der Erzherzog erließ demgemäß noch folgende Angriffsdisposition:

Vom IX. Corps 2 Brigaden nach Staffalo, 1 Brigade bleibt in Sommacampagna. V. Corps Santa Lucia und Monte Vento; Reserve-Division in Monzambano hat den Mincio-Übergang zu besetzen und zu zerstören (vom Gegner sollte Niemand mehr aufs linke Ufer in dem Bereiche der Schlacht).

VII. Corps eine Brigade von Zerbare nach M. Godi, 2 Brigaden Reserve in Casazze.

Die sich nun entwickelnde Schlacht bietet eine Reihe von Rencontre-Gefechten, in welchen die in Gefechtsordnung, von Stützpunkt zu Stützpunkt vorrückenden österreichischen Colonnen über die im lockeren Echiquier befindlichen überraschten Italiener die Oberhand, wenn auch nach sehr hartem Ringen, gewinnen.

Linker Flügel der Schlachtordnung: Cavallerie, IX. Corps und Brigade Scudier des VII. Corps.

Der Cavallerie war es gegönnt, den Tag von Custoza, ruhmvoll, wie er geendet, einzuleiten. Die beiden Cavallerie-Brigaden Pulz und Bujanovics hatten die linke Flanke der Armee zu decken und rückten in zwei Colonnen auf Ganfardine vor. Hier entwickelte sich um 7 früh die Brigade Pulz gegen die Cavallerie der Divisionen Bixio (7), und Humbert (16), welchen mit der Cavallerie-Division de Sonnaz als Marschziel Ganfardine und Villafranca angegeben war. Das 13. Uhlanen-Regiment voran, überritt die Brigade die feindliche Cavallerie und die dahinter befindlichen aufgelösten Bersaglieri, stürmte auf die in zweiter Linie stehenden Bataillons, der bei Villafranca aufmarschierten Division Humbert, welche kaum Zeit fanden, Carrés zu formieren, ritt ein Carré ein, nahm Geschütze und kehrte schließlich unter bedeutenden Verlusten auf demselben Wege nach Ganfardine zurück.

Das 1. Husaren-Regiment traf in seiner Attaque auf die bei Villafranca im Aufmarsch begriffene Division Bixio und brachte diese in Unordnung. Noch hatte sich die feindliche Infanterie vom ersten Anprall nicht erholt, als die Brigade Bujanovics daherjagte und feindliche Escadronen auf die Division Humbert zurückwarf, ohne einen Versuch gegen die Infanterie zu unternehmen.

Bei La Casetta vereinigten sich die gelichteten Brigaden und erhielten hier den Befehl des Erzherzogs, ihre weitere Verwendung zu erwarten. 2 Escadronen verblieben bei Villafranca in Contact mit dem Feinde.

Der Eindruck dieses kühnen Reiterangriffes war ein so gewaltiger, dass die beiden Infanterie-Divisionen Bixio und Humbert, dann die Cavallerie-Division Sonnaz den ganzen Tag über unthätig bei Villafranca stehen blieben, überdies noch durch eine Brigade der Division Govone verstärkt wurden und keinen Versuch machten, den wichtigen Punkt Sommacampagna anzugreifen.

Die österreichische Cavallerie wirkte wieder um 5 Uhr Nachmittag beim Angriff auf Custoza mit, indem sie die von Custoza Zurückweichenden wie die beiden Divisionen bei Villafranca neuerdings attaquierte und so deren Eingreifen bei Custoza verhinderte.

Das IX. Corps, hatte die Höhen von Sommacampagna mit einer Brigade zu halten, 2 Brigaden bis zum Thaleinschnitte von Staffalo auszudehnen.

Dem Corps-Commandanten FML. Hartung schien der Besitz des Monte della Croce unerlässlich, er entschloss sich, seine Aufgabe überschreitend, zum sofortigen Angriffe. Die eben auf dem Monte Croce eingetroffene italienische Division Brignone (3), welche zuerst eine Aufstellung gegen Villafranca hatte, bewirkte nun gegen das IX. Corps die Frontveränderung und besetzte den Nordtheil des Monte della Croce und des Monte Molimenti.

Der Commandant des IX. Corps disponierte: die Brigade Weckbecker über Staffalo, Brigade Böck als zweites Treffen über Balconi rossi und Mascarpine, Brigade Kirchberg hält Sommacampagna. Die Brigade Scudier des VII. Corps, welche auf Monte Godi zu

rücken hatte, entschloss sich, diesen Angriff zu unterstützen.

Die Brigaden Weckbecker und Böck gelangten, jedoch nicht gleichzeitig, auf Monte Croce und mussten mit Ausnahme des Infanterie-Regimentes Großherzog von Toscana Nr. 66, welches il Gorgo festhielt, der Übermacht weichen.

Die Brigade Scudier, welche momentan Erfolge errang, ereilte, da bereits die Truppen der Division Cuggia (8) und Govone (9) eingriffen, ein gleiches Schicksal. Sie zog sich nach Zerbare zurück. Da der Feind nicht verfolgte und das Regiment Toscana Nr. 66 noch il Gorgo vertheidigte, so beorderte der Corps-Commandant um 10 Uhr 30 Minuten vormittags das Infanterie-Regiment Thun Graf Nr. 29 zur Erstürmung von Belvedere; es nahm diesen Punkt, kam jedoch in eine isolierte Lage, weil mittlerweile das Regiment Toscana aus il Gorgo delogiert wurde und trat um 1 Uhr 30 Minuten mit Zurücklassung von vier Compagnien, welche keine Verständigung erhielten, den Rückzug nach Berettara an. Corps-Generalstabs-Chef Oberstlieutenant von Pielsticker, welcher diese um 2 Uhr nachmittags bemerkte, und die Wichtigkeit von Belvedere erkannte, disponierte zwar sofort ein Bataillon zur vorläufigen Unterstützung dahin, doch zu spät, Belvedere war bereits vom Feinde genommen.

Die Ereignisse am linken Flügel bis 3 Uhr nachmittags zusammenfassend ergibt sich, dass das ganze IX. Corps, mit Ausnahme des 7. Infanterie-Regiments im Feuer war, die Truppe zwar erschüttert ist, die wiederholten vereinzelten Vorstöße, wenn sie auch stets missglückten, im Vereine mit den kühnen Reiterangriffen der Cavallerie-Brigaden Pulz und Bujanovics jedoch den Stützpunkt Sommacampagna gesichert hatten.

Die Italiener konnten keinen Boden gewinnen, 2 Infanterie- und 1 Cavallerie-Division waren bei Villafranca festgebannt, die Division Brignone im Rückzuge auf Villafranca, dagegen behaupteten sich die Divisionen Govone und Cuggia auf Belvedere und Monte della Croce.

Am rechten Flügel und im Centrum standen der Infanterie-Reserve-Division GM. von Rupprecht, Generalstabs-Chef: Oberstlieutenant Franz mit den Brigaden Prinz Weimar und Benko, und dem V. Corps: Generalmajor Baron Rodich, Generalstabs-Chef: Oberst Gallina, mit den Brigaden Bauer, Möring, Piret, gegenüber das I. Corps (Durando) Division Cerale (1) mit den Brigaden Pisa, Forli, Division Pianell (2), mit den Brigaden Aosta, Siena, Division Sirtori (5), mit den Brigaden Brescia, Valtellina.

Die Marschziele waren für die Infanterie-Reserve-Division über Oliosi, Monzambano, das V. Corps über S. Rocca, Monte Vento und von Seite der Italiener für die Division Cerale über Monzambano, Castelnuovo, Division Pianell bleibt am rechten Mincio-Ufer, Division Sirtori Valeggio über S. Rocco di Palazzolo, Sona.

Die Reserve-Division marschierte in drei Colonnen gegen Oliosi vor. Das Geschützfeuer und feindliche Abtheilungen in Sicht, veranlassten die Brigade Benko zum Aufmarsche auf den Monte Cricol und das V. Corps bei San Rocco di Palazzolo. Die Brigade Benko wurde von der Division Cerale geworfen, weshalb der Corps-Commandant GM. Br. Rodich die Brigade Baron Piret in die Flanke dieser Division zur Wegnahme von Oliosi beorderte. Die Brigade Bauer sollte die linke Flanke dieser Bewegung decken und Rittmeister Baron Bechtolsheim des 12. Uhlanen-Regimentes mit seiner Escadron — die gegen Fenile vorrückende feindliche Colonne aufhalten. Der Ort war aber bereits vom Feinde besetzt und Bechtolsheim, welcher die zurückkehrende Brigade Benko traf, beschloss sofort solche freizumachen; er überritt Truppen der Brigade Pisa, hieb auf die Stäbe der Generale Cerale und Dho, dann auf die Brigade Forli ein, zersprengte solche und war Ursache, dass Theile hievon schon jetzt bis Monzambano und Valleggio zurückgiengen.

Die Brigade Benko griff nun neuerdings an, die Brigade Pisa wich und der Monte Cricol verblieb im Besitze der Österreicher. Die Escadron hatte zwei Officiere und 84 Reiter verloren, doch war durch diese glänzende Reiterthat der rechte Flügel der österreichischen Armee gehalten.

Die Brigade Piret erstürmte inzwischen Oliosi und wandte sich nun gegen Monte Vento.

Die Division Cerale, zersprengt, sammelte sich am Monte Vento, wo das Gefecht zum Stehen kam.

Die Division Sirtori war während dieser Zeit, um 10 Uhr vormittags, in zwei Treffen auf den Höhen von Pernisa und Feniletto auf-

marschiert, wurde aber bald durch die Brigade Bauer (28. Infanterie-Regiment und 19. Jäger-Bataillon) gezwungen, über den Tione zurückzugehen.

Die Truppen waren erschöpft und General-Major Br. Rodich befahl, sich in den eroberten Stellungen zu behaupten, als der Befehl des Armee-Commandos, um 11 Uhr vormittags zur Vorrückung auf Santa Lucia und Monzambano eintraf.

Br. Rodich zögerte mit der sofortigen Durchführung desselben, weil er wegen der Sicherung seiner rechten Flanke vorher noch das Resultat des Kampfes der Division Pianell mit der Reserve-Division abwarten wollte.

Generalmajor von Rupprecht hatte, als ihn der Befehl zum Vorgehen auf Monzambano traf, nur die Ausfallstruppe von Peschiera und ein Jäger-Bataillon zur Verfügung, da die anderen Truppen in Einzelnkämpfen mit der zurückgehenden Division Cerale verknüpft waren. In der Hoffnung, diese kämpfenden Truppen im Vormarsche mitnehmen zu können, begann er den Angriff, erlitt jedoch durch die frisch eingreifende Division Pianell eine bedeutende Schlappe und hielt sich schließlich, verstärkt durch gesammelte Truppen mit der Brigade Benko bei Salionze und Campuzze. Südlich davon stand die Brigade des Generals Prinzen Weimar in Verbindung mit der Brigade Piret, die um diese Zeit, 2 Uhr nachmittags, den Angriff auf Monte Vento beschloss. Unterstützt von der eigenen Brigade-Batterie und später von zwei Batterien der Corps-Geschütz-Reserve, welche zusammen westlich Cà bruciata Stellung nahmen, zeigte der Angriff nur die nöthigsten Pausen, um die müden Truppen zu Kraft kommen zu lassen.

Der linke Flügel der Reserve-Division schloss sich dem Vorgehen an, und Stützpunkt um Stützpunkt fiel in die Hände der tapferen Brigade. Das Regiment Graf Crenneville Nr. 75 (jetzt König Christian IX. von Dänemark) am linken Flügel erklomm zuerst den Gipfel des Monte Vento; der Gegner, Reserven des 1. Corps und Theile der Division Cerale unter Generalmajor Ghilini, zog sich auf Monzambano und Valeggio zurück.

Mit der Besetzung des Südwestrandes der Höhen von Salionze und des Monte Vento war eigentlich das Schicksal des Tages entschieden!

Um 1 Uhr nachmittag, als der Corps-Commandant Br. Rodich die Brigade Piret und die Reserve-Division in starker Position, also seine rechte Flanke gesichert wusste, schritt er zur Ausführung der Armee-Commando-Disposition, Santa Lucia zu nehmen, indem er der Brigade Möring den Befehl hiezu ertheilte, und die Brigade Bauer als ihre Reserve bestimmte. Der Angriff erfolgte, wegen verspäteten Eintreffens des Befehls, erst um 2 Uhr nachmittags, also zu gleicher Zeit mit dem Angriffe auf Monte Vento.

Divisionär Sirtori, in seiner linken Flanke durch das Vorgehen der Brigade Piret bedroht und General Ghilini, der die Vertheidigung des Monte Vento von dem verwundeten Corps-Commandanten Durando übernommen hatte, anderseits durch das Vorgehen der Brigade Möring auf S. Lucia für seine rechte Flanke besorgt, leisteten geringen Widerstand.

Gegen 3 Uhr nachmittags waren S. Lucia und M. Vento genommen, der Südrand des Hügellandes vom rechten Flügel und Centrum erreicht, damit die Rückzugslinie des italienischen rechten Flügels bedroht.

Ereignisse beim VII. Corps: Commandant Feldmarschall-Lieutenant Br. Maroičić, Generalstabs-Chef: Oberst Littrow, Brigaden Töply, Graf Welsersheimb und Scudier.

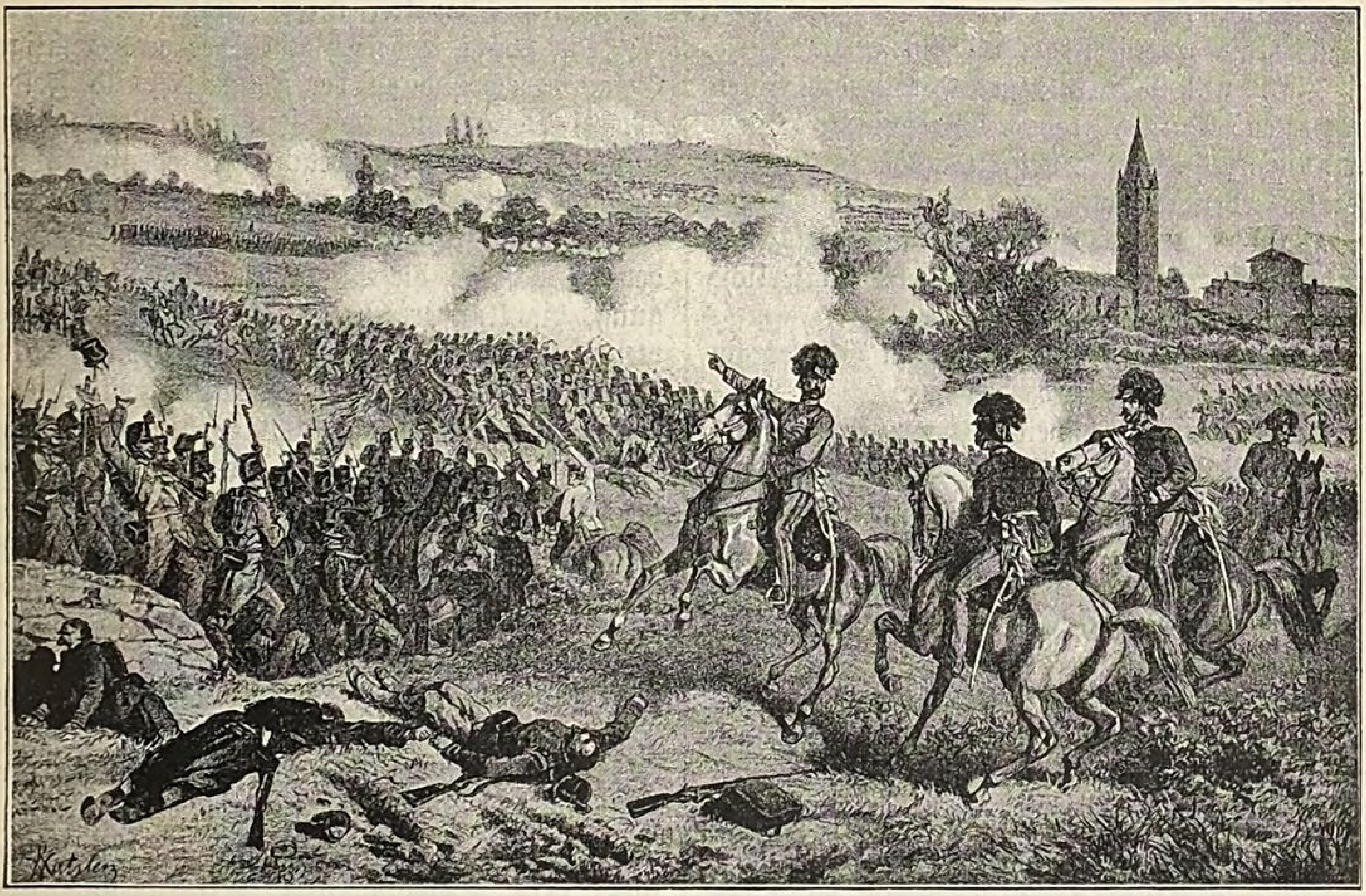
Nach dem Zurückweichen der Brigade Scudier ertheilte der Erzherzog um 11 Uhr vormittags dem VII. Corps den Befehl, mit den Brigaden Töply und Welsersheimb vorwärts Zerbare Stellung zu nehmen und die Artillerie zweckmäßig zu placieren; später gegen 2 Uhr nachmittags, als beim Vorgehen des V. Corps auf S. Lucia sich eine bedeutende Lücke zwischen dem V. und VII. Corps bildete, erfolgte noch die Weisung: eine Brigade gegen Monte Godi vorzuschieben und die Verbindung mit dem V. Corps über Guastalla vecchia herzustellen.

Gegen 3 Uhr entschließt sich der Corps-Commandant Feldmarschall-Lieutenant Br. Maroičić, welcher die Erfolge des rechten Flügels und des Centrums scharf beobachtete, aus eigener Initiative, Custoza anzugreifen.

Belvedere wird um 4 Uhr genommen.

Um 3 Uhr erließ aber auch der Erzherzog den Befehl zum allgemeinen Angriff auf Custoza, der schon vor dem Eintreffen von Seite des IX. und V. Corps, welche das Vorgehen des VII. Corps beobachteten, eingeleitet war.

Auf Seite der Italiener waren um 4 Uhr die Divisionen Cerale, Sirtori und Brignone zum größeren Theile auf dem Rückzuge nach Valeggio und Goito; die Division Govone mit Abtheilungen der Division Brignone, dann die Division Cuggia bei Custoza am Monte Torre und Monte della Croce, die Division Pianell mit 6 Bataillons am linken Mincio-Ufer bei Monzambano, die Divisionen Bixio und Humbert mit der Cavallerie-Division Sonnaz unthätig bei Villafranca, vom II. Corps die Reserve-Division Longoni und Angioletti bei Roverbella und Goito durch fliehende Truppen und Trains aufgehalten.



Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866.
Nach einer Lithographie von Katzler.

Um 4 Uhr 30 Minuten nachmittag begann der gleichzeitige Angriff auf Custoza und den Monte Croce.

Die Brigade Möring überschritt den Tione mit der Richtung auf Custoza, die Brigade Welsersheimb entwickelte sich bei Cimitero und Chiesa.

Das Regiment Maroičić jetzt FM. Graf Khevenhüller Nr. 7 überschritt das Staffalothal zum Angriffe auf Monte Croce.

Ein eiserner Ring drohte der wackeren Truppe am Monte Torre und bei Custoza, welche trotz des Zurückgehens ihres linken Flügels den wichtigen Punkt so lange behauptete und noch behaupten wollte.

Endlich trat auch Govone den Rückzug, nicht ohne seine Arrièregarden zurückzulassen, an. Zäh vertheidigten sich diese, doch mit stürmender Hand wurde der Monte Croce und Monte Torre vom Regimente Nr. 7, Custoza von der Brigade Möring von der einen Seite, von der Brigade Welsersheimb um etwas später von der anderen Seite genommen.

Der Rückzug der Divisionen Cuggia und Govone gegen Villafranca, sowie deren Nachhut, löste sich schließlich noch durch das Eingreifen der Cavallerie-Brigaden Pulz und Bujanovics fluchtartig auf, wodurch die intacten Divisionen Bixio und Humbert beinahe mitgerissen worden wären.

Der heiße Tag war hiemit entschieden und das Schicksal der italienischen Armee besiegelt.

Bei der großen Erschöpfung der Sieger, von denen nur 2 Bataillone und 1 Batterie

nicht ins Feuer kamen, war an eine Verfolgung nicht zu denken.

Die österreichischen Corps blieben die Nacht über in den eroberten Stellungen und auch noch am 25. Juni, die Italiener sammelten sich am 25. Juni am rechten Mincio-Ufer und setzten am 26. den Rückzug gegen den Oglio fort.

Cialdini gieng über den Po zurück.

„Dir und Meinen braven Truppen meinen wärmsten Dank," war die schönste Anerkennung des Allerhöchsten Kriegsherrn für den herrlich errungenen Sieg.

Zahlreiche Beförderungen und Auszeichnungen bewiesen dem Heere die kaiserliche Huld.*)

Custoza ist eines der schönsten Blätter im reichen Lorbeerkranze der Armee.

Die Truppen haben heldenmüthig gefochten, trefflichen Kriegsgeist, Ausdauer und Kühnheit unter dem lähmenden Einflusse der südlichen Hitze, des Durstes und großer physischer Anstrengung bewiesen und in blutigem Ringen einen zahlreichen und tapferen Gegner bezwungen.

Wie schwer dieser Gegner zu besiegen war, wie muthvoll und hartnäckig er kämpfte, zeigen am klarsten die beiderseitigen Verluste, die nur im Entscheidungskampfe selbst — denn es fand keine Verfolgung statt — erlitten wurden.

Nach italienischen Quellen verlor die königliche Armee 712 Todte, 3080 Verwundete und 4393 Gefangene und Vermisste, zusammen 8185 Mann. Das kaiserliche Heer büßte 1170 Todte, 3984 Verwundete, 130 Gefangene und 2682 Vermisste, zusammen 7956 Mann ein.

So rühmlich die Österreicher kämpfen mochten, zu Siegern wurden sie nur durch die Überlegenheit der Führung, durch den kühnen, scharfblickenden Geist und den entschlossenen Charakter ihres Feldherrn.

Die Wahl des Schlachtfeldes und richtige Gesammtverwendung der Festungs- und Feldarmee, Berechnung von Zeit und Raum, der kühne Entwurf zur Schlacht, die ebenso kühne als gewagte Heranziehung aller, auf dem Kriegstheater verfügbaren Kräfte zum entscheidenden Schlage, die Offensive in der Vertheidigung, die klugberechneten Überraschungs-Momente zur Abschwächung des großen Nachtheils der bedeutenden Minderzahl an Streitkräften, die moralischen und ausschlaggebenden Folgen kühner Reiterangriffe, die Sicherung des Aufmarsches, die geschickte Durchführung der Dispositionen in Form abschnittsweisen Vorgehens, die gegenseitige Unterstützung der einzelnen Gruppen, die Initiativen der Unter-Commandanten, der Scharfblick und das Erkennen der richtigen Zeit und des Orts zum Einsetzen der Reserven und noch andere zum Siege unerläßliche Factoren leuchten bei der Schlacht von Custoza glänzend hervor.

Sie wird auch bei allen denkenden Militärs stets Bewunderung erregen und als Musterschlacht in der Mitte jenes dreifachen Siegesgestirnes glänzen, welches im Jahre 1866 an dem verdunkelten Himmel Österreichs erstrahlte, als auch Contre-Admiral von Tegetthoff durch den glorreichen Seesieg bei Lissa und FML. Freiherr von Kuhn durch die ruhmvolle Vertheidigung Süd-Tirols bewunderte Musterleistungen boten.

***

Benützte Quellen: Von einem hohen Officier. K. k. Generalstab „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866, II. Band, Der Krieg in Italien." — „Schlachten-Atlas des neunzehnten Jahrhunderts." — Holb, „Geschichte des Feldzuges 1866 in Italien." — Horsetzky, „Feldzüge der letzten hundert Jahre." — „La campagna del 1866 in Italia" des königl. ital. Generalstabes. — Bibliothèque internationale d' histoire militaire XXII. „Guerre de 1866."

*) Erzherzog Albrecht erhielt das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens; ferner wurden 2 Commandeur- und 6 Klein-Kreuze dieses höchsten militärischen Ordens an nachfolgende Personen verliehen, welche mit ihrer, während der Schlacht bekleideten Charge angeführt sind. Das Commandeurkreuz erhielten FML. Josef Freiherr von Maroičić und der Generalstabs-Chef Franz Freiherr von John. Mit Kleinkreuzen wurden betheilt: Die Generalmajore Gabriel Freiherr von Rodich und Freiherr Eugen Piret, Oberst Ludwig Pulz, Oberstl. Ludwig Ritter von Pielsticker und Rittmeister Anton Freiherr von Bechtolsheim. Erwähnt sei, dass auch Radetzky für seinen Sieg bei Custoza mit dem Großkreuze dieses Ordens ausgezeichnet wurde.

Die Seeschlacht bei Lissa.*)

Als es im Jahre 1866 zum Kriege zwischen Österreich und Italien kam, rüsteten beide Gegner auch zur See auf das Eifrigste. Für die kaiserliche Flotte wurde der jugendliche Held von Helgoland, Contre-Admiral von Tegetthoff, zum Commandanten ernannt und es wurden sogar halbfertige, sowie veraltete Schiffe zum Dienste herangezogen, um die offensiven Unternehmungen gegen die überlegene feindliche Flotte, welche Contreadmiral von Tegetthoff sich zur Aufgabe gestellt hatte, wenigstens mit einiger Aussicht auf Erfolg ausführen zu können.

Nichtsdestoweniger schien es fast, als sollte der Krieg ohne Zusammenstoß zur See vorübergehen. Ende Juni war eine österreichische Schiffs-Abtheilung vor Ancona erschienen und hatte vergebens die daselbst befindliche feindliche Flotte zum Kampfe herausgefordert.

Die Italiener verschmähten es, die Forderung anzunehmen, und auch die hierauf folgenden Wochen gab ihre Flotte kein Lebenszeichen von sich. Da langte am 18. Juli die Nachricht ein, dass die italienische Flotte einen Angriff auf die Insel Lissa unternommen habe. Als Tegetthoff am 19. die Sicherheit gewonnen hatte, dass die Beschießung Lissas nicht bloß eine Demonstration sei, sondern die Wegnahme des Eilandes zum Zweck habe, beschloss er sofort zum Entsatze desselben auszulaufen.

Noch am selben Tage gegen 12 1/2 Uhr Nachmittag ging er unter begeistertem Jubel der Bemannungen in See.

Die Flotte war in drei Divisionen getheilt, die, jede für sich in einem vorspringenden Winkel formiert, einander im Kielwasser folgten. Die erste Division, durch die 7 Panzerschiffe gebildet, hatte den „Ferdinand Max,“ welcher die Flagge Tegetthoff's führte, an der Spitze. Die zweite aus den 7 schweren Holzschiffen zusammengestellt, war vom Commodore v. Petz vom Linienschiffe „Kaiser“ aus befehligt. Die dritte Division endlich bestand aus kleineren Holzschiffen, — den Kanonenbooten und Schraubenschonern — und wurde vom rangsältesten Commandanten, Fregatten-Capitän von Eberle, welcher sich an Bord des „Hum“ befand, geführt. Drei Raddampfer — bei jeder Division einer — besorgten den Repetiteurdienst, während ein vierter den Ausluggerdienst versah und hierbei zeitweilig von einem Schiffe der ersten Division unterstützt wurde.

Bei der Wahl dieser Formation, welche sowohl für den Marsch, als auch für den Angriff zu dienen hatte, ließ sich Tegetthoff von folgender Anschauung leiten. Er hatte mit einem an Schiffszahl und Artilleriestärke bedeutend überlegenen Gegner zu rechnen. Es mussten daher die eigenen Schiffe möglichst compact zusammengehalten werden, einerseits um die gegenseitige Unterstützung besser zu ermöglichen, anderseits um einen Nahkampf herbeizuführen, bei welchem der Rammstoß und concentrierte Lagen zur Anwendung gelangen konnten. Mittelst letzterer hoffte Tegetthoff wenigstens einigermaßen die Wirkung seiner schwachen Geschütze zu steigern und die Überlegenheit des italienischen Kalibers wettzumachen.

Den Panzerschiffen war die Aufgabe zugewiesen, Bahn zu brechen und hauptsächlich durch die Ramme zu wirken; die schweren Holzschiffe dagegen hatten auf möglichst geringer Entfernung ihr Batteriefeuer zu verwerten. Den Kanonenbooten oblag es, die Aufmerksamkeit des Gegners von den minder beweglichen Holzfregatten abzulenken, beziehungsweise diese, wenn angegriffen, zu unterstützen.

In diese seine Anschauungsweise hatte Tegetthoff seine Officiere vollkommen eingeweiht, so dass jeder derselben über seine Aufgabe in allen möglicherweise sich ergebenden Fällen im Klaren war, und gleich dem heldenmüthigen Führer mit voller Zuversicht dem ungleichen Kampf entgegengehen konnte.

Das Wetter ließ sich nicht günstig an. Der Wind gieng gegen Abend nach Südost, die See nahm zu, und die ursprüngliche Geschwindigkeit von 8 Meilen musste auf 5 1/2 Meilen per Stunde heruntergesetzt werden.

Am 20. Juli des Morgens war das Wetter stürmisch. Die kleineren Panzerschiffe waren genöthigt, die Stückpforten zu schließen, und

*) B. E. I., pag. 693 und II., pag. 902, die Seeschlacht bei Lissa am 20. Juli 1866.

die Kanonenboote schlingerten derart, dass der Gebrauch ihrer Geschütze in Frage gestellt erschien.

Gegen 7 Uhr meldete der als Auslugger vorausfahrende „Kaiser Max“ einige Schiffe in Sicht, bald hierauf trat jedoch eine heftige Regenbö ein, welche jede Aussicht benahm. Der Wind setzte nach Südwest, sodann nach Nordwest um, und wehte eine Zeitlang heftig aus letzterer Richtung, wodurch sich die See etwas legte. Gegen 10 Uhr hellte es sich endlich auf und die Insel Lissa sowie die italienische Flotte gelangten in Sicht.*)

Admiral Graf Pellion di Persano,**) welcher die italienische Flotte befehligte, war zwar bereits tagsvorher durch ein aufgefangenes Telegramm vom Auslaufen der österreichischen Flotte unterrichtet worden, allein auf seine Übermacht bauend, hatte er nichtsdestoweniger beschlossen, die Berennung des sich heldenmüthig vertheidigenden Lissas auch am 20. fortzusetzen.

Die Panzerschiffe schickten sich eben an, den Hafen von Lissa erneut zu bombardieren, während die Holzschiffe die Ausschiffung der Landungstruppen an einem nordwestlich vom Hafen gelegenen Punkte bewerkstelligen sollten. Beim Herannahen der österreichischen Flotte wurden diese Operationen eingestellt.

Persano ließ die Panzerschiffe eine Kielwasserlinie mit Curs NNO. formiren, indessen die Holzschiffe sich südlich davon, um die Nordspitze von Lissa, gruppierten. Der Admiral überschiffte sich sodann vom „Rè d'Italia“ auf den „Affondatore“ und begab sich außerhalb der Linie, um das Gefecht besser leiten zu können.

In der Schlachtlinie entstand durch diesen Umstand ein bedeutender Zwischenraum zwischen der Vorhut und dem aus dem „Rè d'Italia,“ „Palestro“ und „San Martino“ gebildeten Centrum.

Um $10^1/_2$ Uhr ließ Tegetthoff „Klarschiff zum Gefecht“ signalisieren, ferner „Distanzen schließen,“ „Linker und rechter Flügel vor“ und den Panzerschiffen: „Feind anrennen und zum Sinken bringen.“ Endlich war auch das Signal „Muss Sieg von Lissa werden“ bereitet, konnte jedoch wegen der zu raschen Annäherung an den Feind nicht mehr gehisst werden.

Es wurde die volle Maschinenkraft angesetzt und Curs auf die feindliche Linie genommen, um diese zu sprengen, den vordern Theil abzuschneiden, und möglichst viele der die Breitseite weisenden Gegner beim ersten Anlaufe anzurennen.

Um $10^3/_4$ Uhr gab der Führer der feindlichen Linie, der „Principe di Carignano,“ Flaggenschiff des Contre-Admirals Vacca, den ersten Schuss — auf beiläufig eine Seemeile Entfernung — ab. Die übrigen italienischen Schiffe folgten seinem Beispiele. Die Österreicher begannen erst das Feuer zu erwidern, als die Annäherung auf wenige Kabellängen erfolgt war.

Infolge der großen Zwischenräume zwischen der Vorhut und dem Gros der Italiener durchbrachen die österreichischen Panzerschiffe die feindliche Linie, ohne eine Gelegenheit zum Rammen zu finden. Tegetthoff ließ nun die

---

*) Aus folgender Zusammenstellung ist die Stärke der beiden Gegner zu entnehmen.

Österreicher:

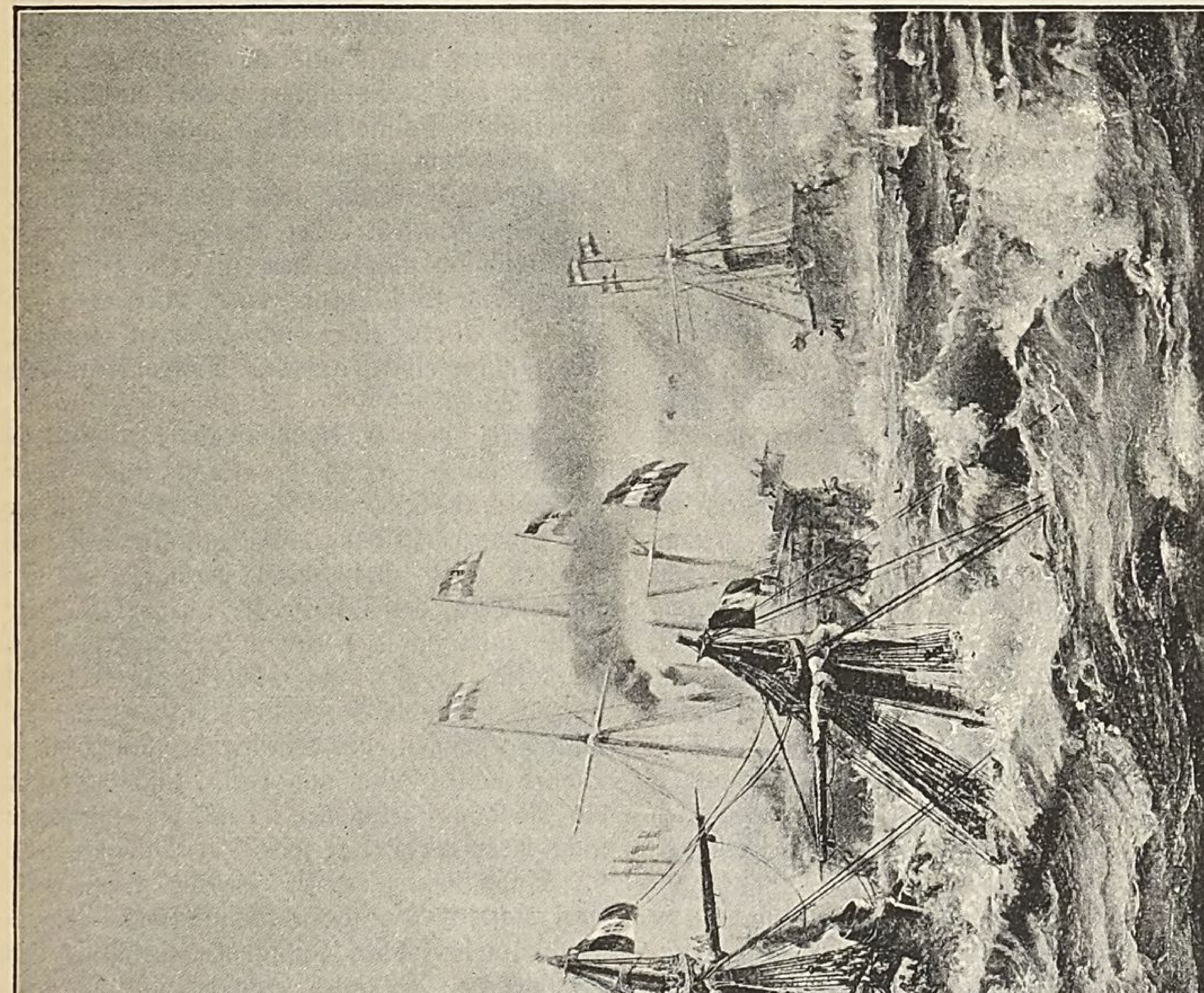
	Geschütze	Pferdekraft	Mann
7 Panzerschiffe mit	176	4550	2811
7 große Holzschiffe (1 Linienschiff, 5 Fregatten, 1 Corvette) mit	304	2830	3477
9 Kanonenboote mit . . .	40	1790	1173
4 Raddampfer „ . . .	12	1190	410
Summe: 27 Schiffe mit . .	532	10360	7871

Italiener:

	Geschütze	Pferdekraft	Mann
12 Panzerschiffe mit . . .	243	7100	5028
8 Holzfregatten „ . . .	360	3820	4375
14 Kanonenboote und Raddampfer mit	42	3240	1483
Summe: 34 Schiffe mit . .	645	14160	10886

Hierbei muss bemerkt werden, dass als Schlachtschiffe eigentlich nur die Panzerschiffe zu zählen sind. Ferner bestand die Bestückung der österreichischen Schiffe bloß aus glatten 30 und 48 Pfündern, sowie aus gegen Panzerschiffen ganz wertlosen 60-pfündigen Granatkanonen und 24-pfündigen gezogenen Wahrendorfkanonen. Während die italienischen Panzerschiffe fast durchgehends mit modernen gezogenen 150 Pfündern — der Affondatore sogar mit 300 Pfündern — bestückt waren. Dagegen muss jedoch auch erwähnt werden, dass das italienische Panzerschiff „Formidabile“ durch die Batterien von Lissa derart beschädigt worden war, dass es an der Schlacht keinen Antheil nehmen konnte.

**) Über diesen Admiral hat die „Deutsche Zeitung“ Wien, am 19. Juli 1891 anlässlich des 25. Gedenktages der Seeschlacht bei Lissa einen sehr interessanten Aufsatz veröffentlicht, in welchem er sehr abfällig beurtheilt wird. A. d. H.



Seeschlacht bei Lissa. Gezeichnet von Jos. Horaczek.

erste Division eine Kielwasserlinie formieren und doublierte nördlich steuernd die feindliche Vorhut, welche ihrerseits sich gegen Westen wandte, um die hintersten österreichischen Holzschiffe anzugreifen. Mit der gleichen Absicht war die Nachhut der italienischen Panzerschiffe nordwestlich abgefallen. Dies bemerkend und um die Kanonenboote besorgt, warf sich der „Kaiser," welcher ursprünglich die feindlichen Holzschiffe anzugreifen beabsichtigte, ihnen entgegen. Mittlerweile war die österreichische Panzerdivision nach der Wendung wieder auf das feindliche Centrum gestoßen und kämpfte hauptsächlich mit demselben. Doch war von einer taktischen Ordnung keine Rede mehr. Die Schiffe jagten wild durcheinander, die Panzerschiffe mit der Absicht, einander zu rammen, die österreichischen Holzschiffe um eine günstige Gelegenheit zu finden, ihre concentrierten Breitseiten anzubringen. Nur die italienischen Holzschiffe hielten sich abseits vom Gewühle und begnügten sich damit, von großer Entfernung aus ihre Geschütze spielen zu lassen.

In diesem fürchterlichen Durcheinander, in welchem über 1100 Geschütze donnerten und einen undurchdringlichen Rauch erzeugten, war trotz der Flaggen auf den Masttoppen Freund und Feind kaum von einander zu unterscheiden. Glücklicherweise waren die italienischen Schiffe durchgehends grau, die österreichischen schwarz angestrichen, wodurch sich die Gegner wenigstens in unmittelbarer Nähe erkennen konnten. Allerdings verhinderte dies nicht, dass oft freundliche Schiffe hart aneinander geriethen, auch geschah es wohl ein- oder das anderemal, dass ein Feind unbelästigt vorbeifuhr, weil die Nähe seines Schiffskörpers das Laden der Geschütze verhinderte.

Das Linienschiff „Kaiser," welches, wie erwähnt, die feindliche Nachhut angegriffen hatte, um die kleineren Holzschiffe zu decken, gerieth in arge Bedrängnis. Es wurde von vier feindlichen Panzerschiffen umringt. Steuerbord von demselben befand sich der „Affondatore," welcher ihm zwei 300-pfündige Projectile von verheerender Wirkung zusandte — eines davon setzte allein 2 Geschütze und 20 Mann außer Gefecht — und sodann zu rammen versuchte.

Das italienische Schiff erhielt jedoch zwei concentrierte Lagen in unmittelbarer Nähe, wonach es das Weite suchte. Gleich darauf griff der „Re di Portugallo," ebenfalls von Steuerbord kommend, in gleicher Weise an. Commodore Petz wollte nach Backbord ausweichen, doch hier versperrten ihm die übrigen italienischen Schiffe den Weg, auch wäre dann die hinter dem „Kaiser" befindliche Corvette „Erzherzog Friedrich" dem feindlichen Stoße ausgesetzt gewesen. Der tapfere Commodore entschloss sich nun zu dem für ein Holzschiff äußerst kühnen Manöver, durch Anrennen des „Re di Portugallo" sich Luft zu machen. Er traf denselben auf der Backbordseite mit voller Wucht.

Durch den Gallionsaufbau des Linienschiffes wurde jedoch der Stoß stark abgeschwächt, und das feindliche Schiff, nur an der Schanzverkleidung beschädigt, glitt fast zum Kentern nach Steuerbord geneigt, an der linken Seite des „Kaisers" ab. Auf diese Weise hatte sich das wackere Linienschiff Bahn gebrochen, doch nicht ohne gefahrdrohende Folgen, denn die Bordwand Backbord war in Brand geschossen, das Steuerruder durch einen Schuss verletzt und aus dem Maschinenraum die Meldung gekommen, dass die Maschine nicht mehr verlässlich sei. Vier Officiere und 95 Mann waren außer Gefecht gesetzt und zwei Batterie-Divisionen kampfunfähig geworden. Unter solchen Umständen entschloss sich Commodore Petz nach Lissa einzulaufen, um sich rasch wieder kampffähig machen zu können. Eingehüllt in schwarze Rauchwolken, eine Folge der über den Schlot ausgebrochenen Takelage-Brandes — welcher immer größere Dimensionen anzunehmen drohte, — wendete der „Kaiser" gegen den Hafen von San Giorgio, doch nicht unbelästigt, denn dreimal versuchte noch der „Affondatore" das Schiff in den Grund zu rennen, jedesmal mit wohlgezielten Lagen abgewiesen. Erst, nachdem sein Deck durch die Stechschüsse des „Kaisers" einem Siebe gleich durchlöchert war, gab er sein Vorhaben auf. *)

Mittlerweile tobte die Schlacht in voller Wuth weiter. Allerdings ohne besondere Resultate. Die Italiener zielten schlecht und überschossen zumeist, die österreichischen Geschütze dagegen, erwiesen sich selbst bei Abgabe von concentrierten Lagen den feindlichen Panzer-

*) Die Beschädigungen des „Affondatore" waren derart, dass er wenige Zeit nach der Schlacht, bei einem Sturme auf der Rhede von Ancona versank.

wänden gegenüber als machtlos. Die österreichischen Panzerschiffe versuchten auch wiederholt, zu rammen, doch ohne entscheidenden Erfolg, da die Gegner stets rechtzeitig auswichen. Besonders der „Ferdinand Max" rannte an, wo sich ihm nur ein grau angestrichenes Fahrzeug zeigte. Einmal stieß er mit ziemlicher Wucht an einen Gegner, glitt jedoch längs desselben ab. Das zweitemal erschütterte er ein feindliches Schiff derart, dass dessen Besahngaffel herunterfiel, wobei Steuermann Carković durch rasches Festgeben der losen Flaggenleine sich der feindlichen Flagge bemächtigte. Da gewahrte der des Überblickes halber auf den Besahnwanten befindliche Commandant des „Ferdinand Max," Linienschiffs-Capitän Baron Sterneck, ein neues Angriffsobject. Auf Steuerbord vorne zeigte sich eine gewaltige Breitseite — wie man später erfuhr — die des „Re d'Italia." Er lag nahezu regungslos, wie es schien, er hatte mit der Maschine zurückgeschlagen, um einem Stoße auszuweichen. Diese günstige Gelegenheit benützend, nahm Br. Sterneck Curs auf ihn, ließ Volldampf geben, auf einige Meter Entfernung herangekommen, die Maschine stoppen und gleich hierauf zurückschlagen. Ein heftiger Stoß erfolgte. Der „Re d'Italia," Backbord in der Nähe des Fockmastes getroffen, neigte sich vorerst nach Steuerbord, sodann, als der „Ferdinand Max" zurückgieng, nach Backbord.

Das Wasser ergoss sich in das klaffende Leck, und unter herzzerreißendem Geschrei der Bemannung sank das Schiff. In diesem Augenblicke wollten einige Matrosen die Flagge streichen, doch wurde dies von einem Officier, Razetti hieß der Wackere, verhindert, und so gieng der „Re d'Italia" in aller Ehre mit vollem Flaggenschmuck in sein nasses Grab. In kurzer Zeit bezeichneten nur mehr umherschwimmende Trümmer und Hilferufende die Stelle, wo das mächtige Schiff gestanden.

Dieses gewaltige Ereignis machte auf Freund und Feind einen gleich mächtigen Eindruck. Für einen Augenblick verstummte der Donner der Kanonen, als ob diese ihre Achtung vor dem Erfolge der Ramme bezeugen wollten. Dann aber, als das erste Entsetzen verflogen, ertönte von den österreichischen Schiffen ein tausendstimmiges Hurrah ob des Erfolges, und der Kampf begann aufs Neue.

Admiral Tegetthoff, gleich menschlich wie heldenmüthig, wollte zwar noch vorher das einzige seetüchtige Boot des „Ferdinand Max" streichen lassen, um die Überbliebenen des „Re d'Italia" zu retten. Allein als man im Begriffe war, dies zu thun, näherte sich ein feindliches Panzerschiff, und wurde dessen Rammversuch nur durch ein äußerst geschicktes Manöver, seitens des „Ferdinand Max" verhindert. Unter solchen Umständen war es Pflicht der Selbsterhaltung, die Rettungsversuche einzustellen, und es mussten die Unglücklichen ihrem Schicksale überlassen werden. Einige wurden später aufgefischt,*) andere wenige retteten sich durch Schwimmen auf die Insel Lissa.

Es war bereits gegen 1 Uhr nachmittags und fort währte das ernste Ringen, dessen Ausgang angesichts der bedeutenden Übermacht der Italiener noch immer zweifelhaft erschien. Da gewahrte man ein italienisches Panzerschiff, welches in dichten Rauch gehüllt, nordwärts steuernd, den Kampfplatz verließ. Es war dies der „Palestro," bei Beginn der Schlacht Hintermann des „Re d'Italia." Gleich den übrigen Schiffen des italienischen Centrums, auf welche die Österreicher ihre Angriffe concentriert hatten, war er an seinen ungepanzerten Theilen vom feindlichen Feuer stark hergenommmen worden.

Eine Granate war in einer Cabine des Banjerdecks explodiert, die Holzwände derselben hatten Feuer gefangen und dieses hatte sich alsbald des ganzen Schiffes bemächtigt. Das Manöver des „Palestro" gewahrend, fielen die übrigen italienischen Schiffe ebenfalls nordwärts ab. Hiedurch trennten sich die beiden Flotten. Tegetthoff, der um die Holzschiffe besorgt, zu deren Deckung südwestlich, auf die feindlichen Holzschiffe zusteuerte, ließ nun ebenfalls gegen Nordost wenden. Die österreichische Flotte wurde hierauf in drei Colonnen mit Kielwasserlinie derart formiert, dass die Panzerschiffe dem Feinde zunächst zu stehen kamen und somit ohne Verzug die ursprüng-

*) Darunter auch Fregattencapitän Del Santo, welcher durch eine seltsame Fügung, später zur selben Zeit italienischer Marine-Minister wurde, als der damalige Commandant des „Ferdinand Max" Freiherr von Sterneck das Commando der österreichischen Kriegs-Marine übernahm.

liche Formation im vorspringenden Winkel gebildet werden konnte.

Die Panzerschiffe der Italiener formierten sich in Kielwasserlinie mit nördlichem Curse; an deren Queue schlossen sich die Holzschiffe an, welche während des ganzen Gefechtes abseits geblieben waren. Zwischen beiden Aufstellungen befand sich der brennende „Palestro," der nur noch sehr langsam fahren konnte. Er wurde vom schnell laufenden „Kaiser Max" verfolgt, welcher die Absicht hatte, ihm den Weg abzuschneiden. Der „Affondatore" eröffnete hierauf nochmals das Feuer, und fast schien es, als sollte der Kampf von Neuem beginnen.

Da — es war ungefähr 2 Uhr — erfolgte eine heftige Detonation. Der „Palestro," welcher indessen die eigene Linie erreicht hatte, war in die Luft geflogen. Der tapfere Commandant Cappellini, hatte in der Hoffnung, das Feuer bewältigen zu können, das Schiff trotz der an ihn ergangenen Aufforderung nicht verlassen wollen, auch seine Mannschaft war standhaft auf ihren Posten verblieben. Über 230 Mann fanden derart den Heldentod.

Hiemit war der Tag für die Österreicher entschieden. Die Italiener wandten sich westwärts und traten den Rückzug nach Ancona an.

Das Feuer wurde beiderseits eingestellt. Tegetthoff sandte hierauf — nachdem eine Verfolgung des Feindes, wegen der geringen Geschwindigkeit der österreichischen Schiffe, nicht möglich war — die Holzschiffe nach Lissa. Er selbst folgte denselben mit den Panzerschiffen erst gegen Sonnenuntergang. Zwei Panzerschiffe und zwei Kanonenboote blieben jedoch behufs Kreuzung auf dem Schlachtfelde zurück.

Die Verluste der Italiener betrugen 740 Mann, worunter über 650 Todte. Zwei Panzerschiffe lagen am Meeresgrunde. Die Österreicher zählten 38 Todte, darunter 3 Officiere — die Linienschiffs-Capitäne und Commandanten Baron Moll, Erick of Kluit und Linienschiffsfähnrich Proch — und 138 Verwundete, unter welchen 15 Officiere.

Am 21. Juli langte in Lissa ein Telegramm ein, mit welchem Se. Majestät der Flotte den Allerhöchsten Dank ausdrückte und Tegetthoff zum Vice-Admiral ernannte. Jubelnde Hurrahs verkündeten die Begeisterung der Flotte, ob dieser so raschen und gnädigen Anerkennung ihrer Leistungen durch den obersten Kriegsherrn.

Am Abend des 21., nachdem die nöthigsten Reparaturen durchgeführt und den Gefallenen die letzten Ehren erwiesen worden waren, verließ die Flotte den Hafen von Lissa. Am 22. Juli langte sie wieder in Fasana an, vollzählig und kampfbereit, wie sie von dort abgegangen.

Einer der glänzendsten Seesiege war erfochten. Der jungen, kaum gekannten österreichischen Marine ward das stolze Bewusstsein zutheil, dem Vaterlande Lissa, und dadurch auch wahrscheinlich Dalmatien erhalten zu haben.

Ihre mitunter angezweifelte Existenzberechtigung war hiemit überzeugend dargethan. Sie hatte sich als eine würdige Ergänzung des ruhmvollen österreichischen Heeres erwiesen.

Gleichzeitig hatte Tegetthoff von Neuem die jedem Soldaten nie genug einzuprägende Wahrheit erhärtet, dass wo Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, Muth und Thatkraft sich vereinen, nie, selbst gegenüber großer Übermacht die Hoffnung auf Erfolg aufzugeben ist.

Die glänzende Leistung der Flotte blieb nicht ohne weitere Anerkennung seitens des Allergnädigsten Kriegsherrn.

Tegetthoff wurde außer der Beförderung zum Vice-Admiral das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens zutheil, Commodore v. Petz und Linienschiffs-Capitän Br. Sterneck erhielten das Ritterkreuz dieses höchsten militärischen Ordens. Die übrigen Commandanten und Officiere, sowie die Mannschaft wurden mit anderen ihren Verdiensten entsprechenden Auszeichnungen bedacht. Einige Zeit darnach wurde ferner Tegetthoff zum Marine-Commandanten ernannt. Als der Tod nur zu bald darauf den Sieger von Lissa seinem neuen Wirkungskreise entriss, ließ Se. Majestät mit wahrhaft kaiserlicher Großmuth im Angesichte des Kriegshafens von Pola am Monte-Zaro ein überlebensgroßes Erzstandbild desselben errichten, welches die schön gefügte Aufschrift trägt: „Franz Josef I. dem Vice-Admiral Wilhelm von Tegetthoff. Tapfer kämpfend bei Helgoland, glorreich siegend bei Lissa, erwarb er unsterblichen Ruhm sich und Österreichs Seemacht."

Schon von Weitem zeigt sich beim Einlaufen in Pola dieses wahrhaft großartige

Denkmal und wird dadurch dessen schöne Widmung Österreichs Seeleuten stets von Neuem ins Gedächtnis gerufen, als Erinnerung an den verblichenen Helden, als Sporn zu gleichem Streben und als Beweis nie ausbleibender Würdigung desselben seitens des dankbaren Monarchen.*)

Leopold Ritter v. Jedina.

*) Marburg, die Vaterstadt Tegetthoff's hat ihm ebenfalls ein Denkmal gesetzt und das kaiserliche Wien hat die Erinnerung an seinem großen Ehrenbürger nicht nur durch Benennung einer Brücke, eines Platzes und einer Gasse nach ihm verewigt, sondern es wurde ihm auch am Praterstern ein unter dem Schutze des Herrn Erzherzogs Ludwig Victor durch öffentliche Sammlungen und einen bedeutenden Beitrag Sr. Majestät zustande gekommenes, großartiges Denkmal errichtet, das am 24. September 1886 in Gegenwart des Kaisers, vieler Mitglieder des Kaiserhauses und unter größter und allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung mit besonderer Feierlichkeit enthüllt wurde. A. d. H.

Erzherzog Ferdinand Maximilian, Kaiser von Mexico.*)

Die heiligen Interessen, welche ein edles Volk in meine Hände legte, füllen nun mein Leben überreichlich aus und gegenüber den neuen Bestrebungen müssen die alten Neigungen in den Hintergrund treten. Die letzten Erinnerungen an eine arbeitsreiche Vergangenheit, an die Marine — die Liebe meiner Jugend —, sei mir noch gegönnt und einmal noch gestatte ich es mir, meine ungetheilte Freude über die schöne Waffenthat der österreichischen Flotte auszusprechen" — so schrieb der Fürst eines Landes, welches glücklich zu machen er aufrichtig beschworen hatte, einem seiner alten Diener und Freunde**), zu einer Zeit, die nur wenig ferne war von dem Tage, wo er das beklagenswerte Opfer einer ruchlosen Politik werden sollte, und gewiss muss für den schwergeprüften Monarchen der Augenblick ein glücklicher gewesen sein, wo ihm die Kunde von jenseits des Oceans kam, dass das was er einst in seiner geliebten Heimat mit rastloser Thätigkeit geschaffen hatte, glänzende Früchte getragen habe.

Am 6. Juli des Jahres 1832 geboren, wurde Erzherzog Maximilian Ferdinand der Leitung und Obhut des Grafen Heinrich Bombelles anvertraut. Sein frisches warmes Wesen, sein lebendiger und empfänglicher Geist gewannen ihm die Liebe und Achtung aller Derer, die mit ihm und neben ihm lebten. Eine durchaus gerade, wahre Natur, wollte er nicht mehr sein als er war; weniger Fürst als Mensch, hielt er doch viel von seiner hohen Stellung, erkannte aber auch die Pflichten an, die sie ihm brachte. Von seinem feinem Formensinn, seiner dichterischen Anschauungsweise, der Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdruckes in gebundener und ungebundener Rede zeugen seine hinterlassenen Schriften, von seinem regen Natursinn und lebhaften Schönheitsgefühl die Schöpfungen Miramar und Lacroma. „Mit zartem Verständnis, sinnigem Geschmack, — mit derselben Raschheit als dieser edle Naturfreund auf den Scoglien von Punta Grignano die Feengärten von Miramar hervorzuzaubern verstand, verwandelte er auch die Felsenriffe von Lacroma in ein Pflanzen- und Blütenparadies und schaffte sich aus den Ruinen ein entzückendes trautes Heim, einen ungestörten Zufluchtsort, ein wirkliches „buen retiro", das, wenn die Stürme noch so tobten, Freude, Friede, Genuss bot."*)

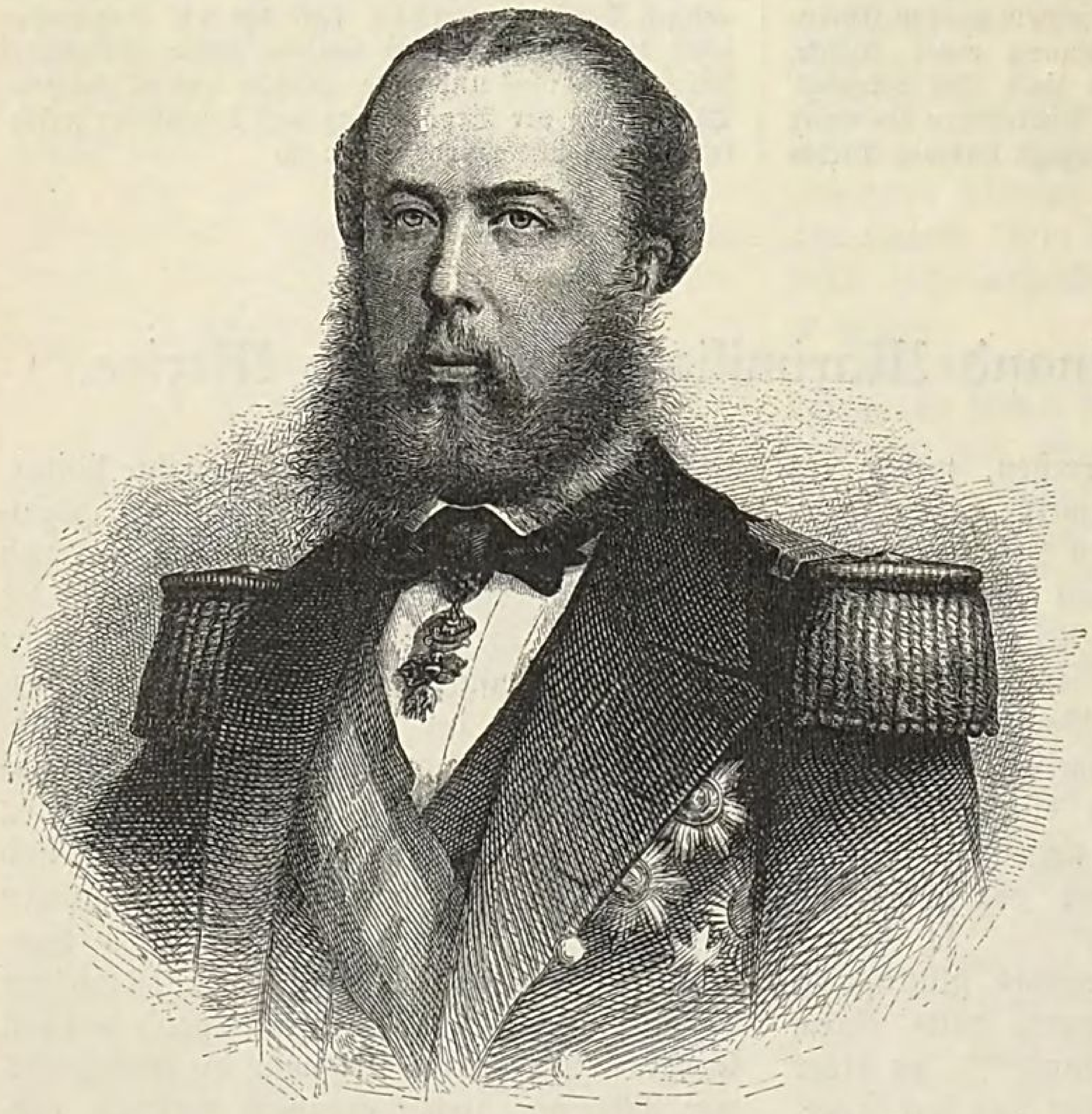
Zum stattlichen Jünglinge herangewachsen und auf Grund seiner Neigung zur Marine bestimmt, füllen zahlreiche Reisen in Europa und nach fremden Welttheilen die ersten Jahre seines praktischen Seedienstes aus. Noch vor seinem Eintritte in die kaiserliche Kriegsmarine besuchte derselbe, Sommer 1850, Griechenland, sodann — bereits Beruf-Seemann, 1852 Italien, Spanien, Portugal und

*) V. E. I. 660, 661, 730, 845 u. 848 II. 778, 779, 906—08 u. 1014.

**) An den Vice-Admiral Freiherrn von Dahlerup über den Sieg von Lissa.

*) Lacroma, verfasst von Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie, Wien, 1892.

Madeira. Über Tanger und Algier kehrte er in die Heimat zurück. Seinem Berufe mit ganzer Seele ergeben, benützte der Prinz die ihm gebotene Gelegenheit nicht nur, um sich zum vollen Seemanne auszubilden, sondern auch dazu, um jene Eindrücke, welche der bunte Wechsel von Natur und Menschen verschiedener Zonen in ihm wachgerufen hatte, in einer größeren Bändereihe niederzulegen. Unter dem Titel „Aus meinem Leben" besitzen wir eine reiche Sammlung von Reiseskizzen, Aphorismen und Gedichte, ein theures Vermächtnis des zu früh Dahingeschiedenen.



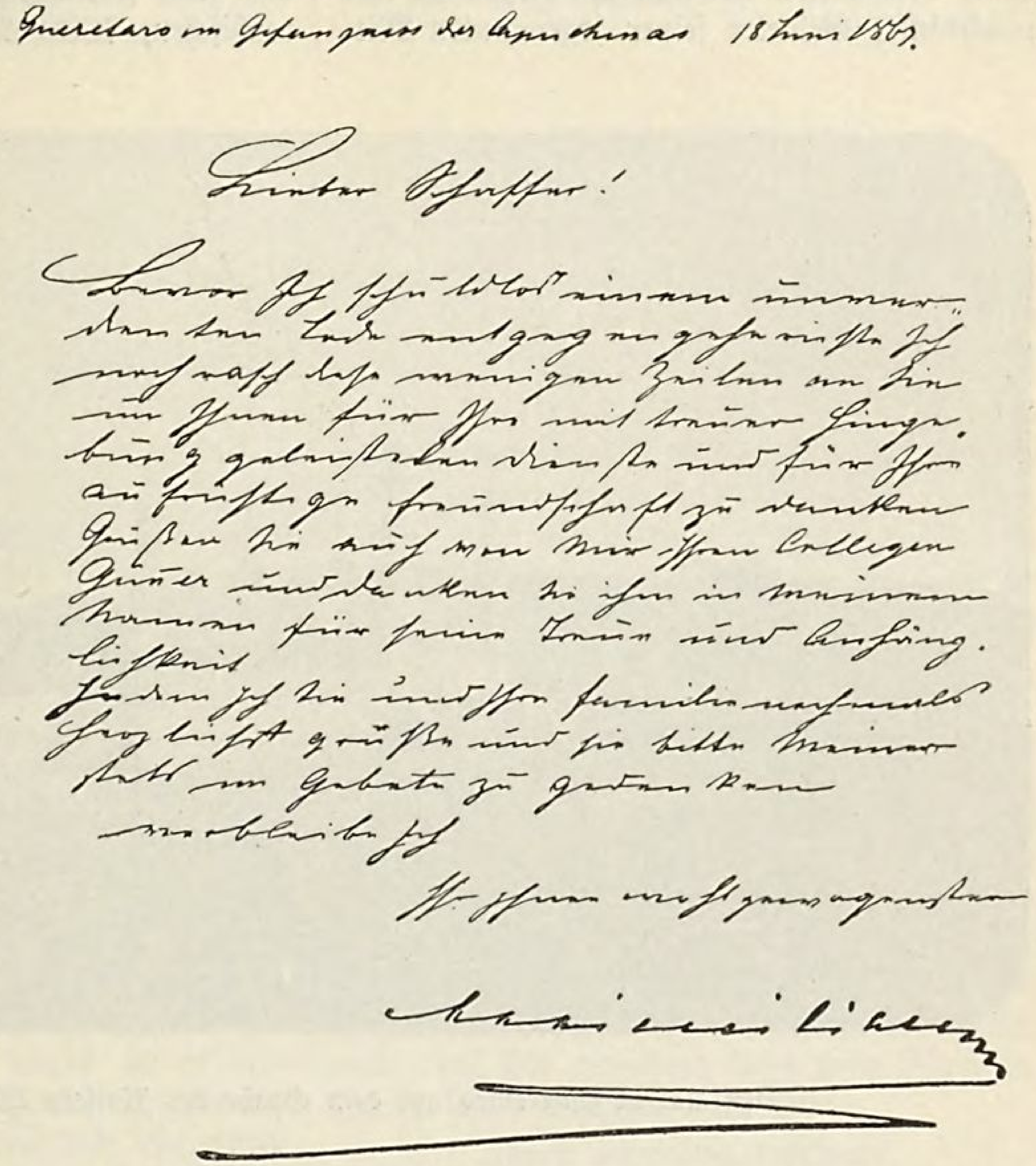
Erzherzog Ferdinand Maximilian.
Nach einem Stahlstiche von Metzmacher 1864.

Nach einer ernsten und schwierigen Missionsreise in den Orient wurde der kaum zweiundzwanzigjährige Prinz mit der Leitung der Marine betraut, und füllte die Verantwortlichkeit dieser schwierigen Stellung zunächst sein Leben aus. In dieser Zeit entwickelte derselbe seine rastlose und fruchtbringende Thätigkeit. Ihm verdankt die Marine die Gründung wissenschaftlicher Fachschulen und Institute, die Reform der Erziehungsstätte für die maritime Jugend, die Reorganisation der Marine-Behörden, die Umgestaltung Polas zu einem Kriegshafen. Die Stadt Pola aber verdankt dem Erzherzog ihren Aufschwung. Im Sommer 1855 besucht der Erzherzog-Marine-Commandant mit einem stattlichen Geschwader die Ostküsten des Mittelmeeres, die Flagge seines kaiserlichen Bruders im Orient entfaltend, wo wenige Jahre vorher sein Oheim Erzherzog Friedrich, sich kriegerische Lorbeeren gesammelt hatte. Gläubiger Sinn führte ihn damals an jene geheiligten Stätten, wo der göttliche Stifter unseres Glaubens gelebt, gelitten und gestorben, — wissenschaftlicher Trieb aber, in das Wunderland der Pharaonen.

Im Februar 1857 sehen wir Erzherzog Ferdinand Maximilian mit der Würde eines General-Gouverneurs des lombardisch-venezianischen Königreiches betraut. Im Juli 1857 vermählte sich derselbe mit Prinzessin Charlotte, Tochter weiland Leopold I. Königs der Belgier. Eine Fürstin von hohem Sinne, edlem Streben und vielseitiger Bildung, ihrem Gemahle treu ergeben, war sie ihm Stütze und Trost in den Tagen schwerer Sorgen und bitterer Enttäuschung. Zu Mailand schlug der Erzherzog-Vicekönig sein Hoflager auf, welches sich durch die großartige Freigebigkeit seines kaiserlichen Bruders zu einem glänzenden gestaltete, doch wenig erquicklich sind die Zustände, welche dem Erzherzog in dem ihm anvertrauten Lande entgegentreten und wenig dankbar die schwere Regentenarbeit, welcher sich der humane, den Künsten und Wissenschaften ergebene Prinz mit unermüdlicher Ausdauer unterzog. Was er schuf — die Fahrbarmachung der venezianischen Canäle für

größere Schiffe, die Bewältigung der Malaria am Comersee, die Vergrößerung der Giardini pubblici und des Domplatzes zu Mailand, die Bewässerung der wasserarmen Ebene von Friaul durch den Ledratfluſs — hatte dauernden Wert. Künsten und Wissenschaften ein eifriger Förderer, hob er das Unterrichtswesen und sorgte für den Wohlstand der Bevölkerung und für die geregelte Unterstützung der Hilfsbedürftigen. Geringe war der Dank für solch vorsorgliches Walten und wenn Erzherzog Maximilian selbst diese Zeit seine „unglücklichste“ nennt, wer mag diese Klage nicht theilen.*)

Mit dem Ausbruche des Krieges vom Jahre 1859 kehrte der Erzherzog in seine frühere Stellung als Chef der Kriegs-Marine zurück. Es ist dies die Zeit seiner ausgedehntesten und hervorragendsten Thätigkeit im Interesse unserer Seekriegsmacht. Dieser Zeit verdanken wir die Vergrößerung und volle Durchbildung der Marine und damit den Erfolg in den Tagen des Kampfes, — ein Verdienst des Erzherzogs —, an sich allein groß genug, um allen jenen, welche an den Geschicken unseres Vaterlandes und unserer Marine theilnehmen, unvergeſslich zu bleiben.


Queretaro im Gefängniss der Capuchinas 18 Juni 1867.

Lieber Schaffer!

Bevor ich schuldlos einem unverdienten Tode entgegengehe, ergreife ich noch rasch diese wenigen Zeilen um Ihnen für Ihre mit treuer Hingebung geleisteten Dienste und für Ihre aufrichtige Freundschaft zu danken. Grüssen Sie auch von Mir Ihren Collegen Günner und danken Sie ihm in meinem Namen für seine Treue und Anhänglichkeit.
Indem ich Sie und Ihre Familie nochmals herzlichst grüsse und sie bitte Meiner stets im Gebete zu gedenken verbleibe ich

Ihr Ihnen recht gewogener

Maximilian

Facsimile des am Tage vor der Hinrichtung erlassenen Schreibens Kaiser Maximilians an den jetzigen Contre-Admiral Karl Ritter von Schaffer.

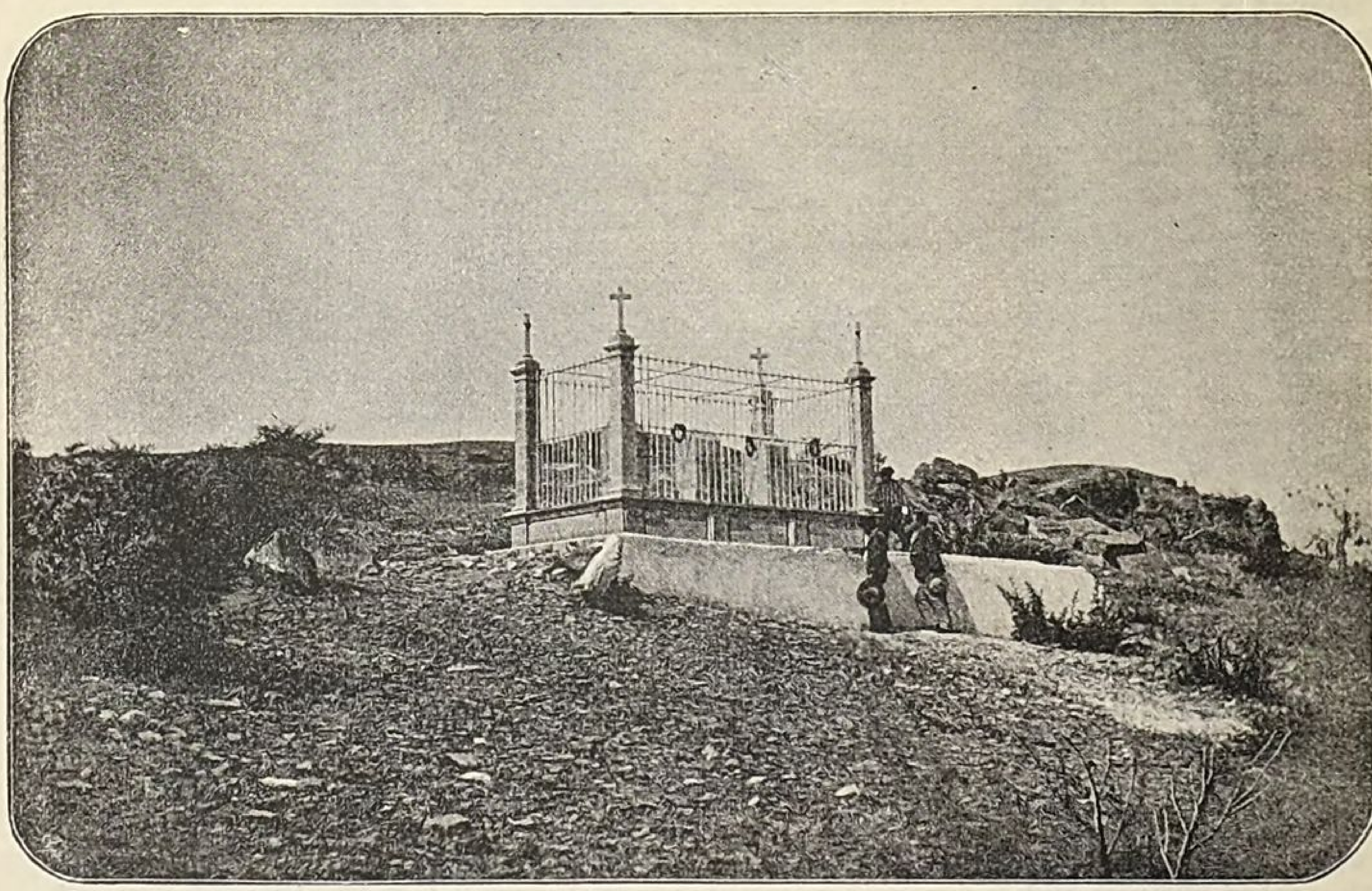
Das Jahr 1864 reift den in edelster Absicht gefaſsten Entschluſs des Erzherzogs, die ihm angebotene Krone von Mexico anzunehmen.

Erfaſst von dem Gedanken einer providentiellen Fügung, als Nachkomme jenes großen Ahnen — Karl V. — in dessen Reich die Sonne nie untergieng und unter welchem Mexico das erstemal an das Haus Habsburg gelangte — zum Regenten dieses Landes erwählt zu sein, übernimmt er die schwere Aufgabe, einem Volke den Frieden zu geben und ein Reich zu ordnen, von welchem ein vorzüglicher Kenner*) desselben sagte: „Noch ist alles Chaos, Zerstörung, Verworrenheit und moralischer Schutt. Alles was bestanden, ist vernichtet, zerbrochen oder kümmerlich zusammengefügt, um beim ersten Windhauche wieder verweht zu werden. Nicht bloß eine dreihundertjährige Regierung, auch die gesellschaftliche Form, die sie begründet, ist verwischt; der

*) Der Erzherzog hatte nachmals in seiner Bibliothek eine Tafel aufgestellt mit der Inschrift: „Memento Verona!“ Er sagte: Dieses Memento lese ich, wenn ich mich trübe gestimmt fühle; denn unglücklicher als ich damals war, kann ich nicht werden. („Aus meinem Leben“ 2c. Vorwort.)

*) Karl Anton Postel (Charles Selsfield).

Glaube und die Religion sind verloren; Alles nennt sich frei und alles steht sich feindselig gegenüber. Millionen von Indianer, dem Buchstaben des Gesetzes nach unabhängig, in der That aber die Sclaven jedermanns; ein Adel, der seine Titel verloren, aber seine Majorate beibehalten hat und auf diesen der unumschränkte Gebieter seiner sogenannten Mitbürger ist; eine herrschende Kirche ohne Hirten; eine Religion, welche die Dreieinigkeit lehrt und ein Volk, welches an keinen Gott oder an die Götzen der alten Azteken glaubt; der wüthendste Fanatismus und der ekelhafteste Atheismus; eine nationale Repräsentation und Scharen militärischer Dictatoren und Tyrannen, von denen es sich der geringste zur Schande rechnen möchte, den gegebenen Gesetzen zu gehorchen. Mit einem Worte, die zügelloseste Freiheit, die, phantastisch wild aufgeschossen, noch viele Phasen durchzumachen haben wird, ehe sie sich zur gesetzlichen Freiheit gestaltet." Fürwahr eine schwere Aufgabe, solch' Land zu ordnen, solch' Volk der Civilisation und Moral zuzuführen und nur dann möglich, wenn der ernstliche Wille desselben den reinen Absichten des Herrschers entgegengekommen, ihm statt zweideutiger Versprechen ehrliche Hilfe von Jenem geboten worden wäre, welcher ihm die Krone angetragen hatte. Mit einer Anzahl Getreuer, gefolgt von zwei Freiwilligen-Corps — einem österreichischen, 7000 Mann stark, unter Oberst (später FZM.) Franz Grafen Thun, einem belgischen, 3000 Mann stark unter Oberst Van Smissen — betrat Erzherzog Maximilian, nunmehr Kaiser, sein neues Adoptivvaterland. — Wer kennt nicht das Drama von Mexico!



Denkmal in Queretaro auf dem Grabe des Kaisers Maximilian.

Dem späten Nachkommen des Beherrschers zweier Welten war es nicht beschieden, im fernen Westen dieses ihm von Frankreichs Herrscher, Kaiser Napoleon III. in eigennützigster Absicht angebotene gefährliche Erbe zu behaupten. Verlassen von diesem Fürsten, dem er vollständig vertraut hatte, getäuscht von Rathgebern, auf die er — selbst jeder Täuschung unfähig — hörte, harrte der unglückliche Fürst, — bis zum letzten Augenblick seiner Mission

getreu und eingedenk — von einer kleinen, muthigen Schar seiner Landsleute umgeben, in seiner fürchterlichen, hoffnungslosen Lage ausweiset, gefangen — im Vollbewusstsein redlichen Strebens — jede Rettung, jeden Fluchtversuch zurück, um als ein Märtyrer und Opfer seines großherzigen Irrthums mit dem Muthe eines gottergebenen Helden zu sterben.

Des Kaisers edle Gemahlin aber, in höchster Opferwilligkeit die Rettung desselben anstrebend, in ihren Hoffnungen enttäuscht, von Kummer und Schmerz übermannt, verfiel einem furchtbaren Verhängnisse. Umnachteten Geistes hat ihr ein grausam Geschick erspart, das Trübste zu schauen.

Josef Lukſch.

Briefe des Erzherzogs und Kaisers Maximilian von Mexico an den k. k. Vice-Admiral Freiherrn von Dahlerup.*)

I.

Lieber Viceadmiral!

Bei Gelegenheit als Seine Majestät der Kaiser mir seine Kriegs-Marine anvertraut hat, erhielt ich so manches freundliche Schreiben; aber wenige haben mir so herzliche, aufrichtige Freude wie das Ihrige, verehrter Admiral, bereitet; es sind die Glückwünsche des erfahrenen Seemannes an den Anfänger, es ist der Seemann, der zum Seemann spricht, und wo diese das Wort aneinander richten, da kommt es aus treuem, offenem Herzen und wird mit Liebe aufgenommen. Nie werde ich es vergessen, dass ich mein schönes Handwerk, dem ich, ich kann es sagen, mit Leidenschaft lebe, unter Ihren Befehlen noch begonnen, und dass Ihr würdiges Beispiel es war, welches mir zeigte, wie man Admiral sein muss. Meine Lehrzeit war leider zu kurz, und nur zu frühe muss ich nun die Freude des Navigierens aufgeben; aber dennoch hoffe ich in den wenigen Jahren meiner Seepraxis etwas von dem Geiste aufgenommen zu haben, der noch in einem Theile der Marine herrscht und von nun an in der ganzen Marine herrschen soll, und der der Dahlerupische Geist ist.

Auch hoffe ich, lieber Vice-Admiral, in kurzer Zeit in unserer Marine ein Reglement durchzuführen, zu welchem mir Ihre Arbeiten, das begonnene Dienstreglement nämlich, welche ich immer als theueren Schatz bewahrt habe, zur Richtschnur dienen sollen.

Nehmen Sie, verehrter Admiral, meinen herzlichsten Dank für Ihre treuen Glückwünsche, und seien Sie versichert, dass ewig Ihrer in Freundschaft gedenken wird Ihr

Ihnen aufrichtig ergebener

Ferdinand Maximilian,
Erzherzog von Österreich.

Triest, den 21. October 1854.

---

*) Diese Briefe wurden zuerst von der dänischen Zeitschrift „Tilskueren" (der Zuschauer) und nach ihr von den „Neuen Freien Presse," Wien am 1. Mai 1891, veröffentlicht. Ihres innern Gehalts und ihres bleibenden Wertes wegen, sowie zur Kennzeichnung der glühenden Liebe des erlauchten, hochstrebenden Verfassers dieser Briefe für sein Vaterland und für unsere Kriegs-Marine wurden dieselben noch nachträglich in das N. J. V. E. eingereiht. — Hans Birch von Dahlerup, dänischer Commodore von hervorragendem seemännischen Rufe, wurde über Auftrag des damaligen Minister-Präsidenten Felix Fürsten Schwarzenberg vom Corvetten-Capitän Ladislaus Grafen Károlyi als zur Organisierung unserer Kriegs-Marine vorzüglich geeigneter Mann ermittelt und über Vorschlag dieses Fürsten von Sr. Majestät am 17. März 1849 zum Obercommandanten unserer Kriegs-Marine ernannt. Was er in der kurzen Zeit von 2 Jahren in dieser Stellung geleistet hat, ist aus diesen Briefen des Kaisers Max zu entnehmen. 1851 trat er unter voller Würdigung seiner vorzüglichen Dienste in den Ruhestand, übte aber noch bis 1865 als Vorsitzender der Reglements-Commission der k. k. Kriegs-Marine eine erfolgreiche Thätigkeit aus.

Viceadmiral Dahlerup kehrte 1865 nach Kopenhagen zurück und starb dort 1872 als 82-jähriger Greis. A. d. H.

II.

Lieber Vice-Admiral Freiherr von Dahlerup!

Dem Rufe eines edlen Volkes folgend, habe Ich das Commando der Marine in die Hände Seiner Majestät zurückgelegt.

Mit schwerem Herzen, doch voll der schönsten Hoffnungen für die Zukunft der Mir so theuer gewordenen Waffe scheide ich; — denn die Geschicke der Marine werden sich erfüllen — dafür bürgt Mir das Wort des Kaisers, die feste Gestaltung des Corps, die politische Nothwendigkeit.

Hoch über den ephemeren Strömungen der Tagesmeinung stehen die bleibenden Interessen des Kaiserreiches, und diese erfordern gebieterisch, den **ungeschmälerten Besitz der Adria zu wahren.**

Das Glaubensbekenntnis, dass Österreich zur See groß und mächtig werden müsse, ist heute noch das Meine wie an dem Tage, wo ich vollbewusst meine Jugendkraft dieser hohen Aufgabe weihte.

Als treuer Vollstrecker des kaiserlichen Willens habe Ich inmitten neuer politischer Gestaltungen, welche das Gleichgewicht im Adriatischen Meere bedrohten, das Princip der Freiheit dieser Gewässer unerschütterlich festgehalten. Auf Geheiß und unter dem mächtigen Schutze des Herrschers wurde in einem kaum zehnjährigen Zeitraume der zweifache Übergang von der Segel- zur Dampfflotte, von der Holz- zur Panzerflotte bewerkstelligt, und Ich bin so glücklich, dem Kriegsherrn an die Stelle einer aus unzureichenden Segelschiffen und wenigen Dampfern bestehenden Flotte einen Kern von Panzer- und Propellerschiffen übergeben zu können, welchen ein tapferer Stab, eine kühne, seetüchtige Mannschaft die kriegerische Seele einhauchen, eine maritime Kraft, welche jeder Seemacht zweiten Ranges im Adriatischen Meere die Spitze zu bieten vermag.

Ihnen, lieber Vice-Admiral, Meinem ersten Chef, dem bewährten Rathgeber, dem treuen, hochverehrten Freunde, übertrage Ich die schmerzliche Pflicht, der Marine Meine innigen, herzlichen Scheidegrüße zu überbringen.

Sagen Sie den wackeren Officieren, Parteien, Beamten und der braven Mannschaft Meinen Dank. Treu und fest, todesmuthig und gehorsam sollen sie zu Ihrer makellosen Flagge stehen.

Mit Liebe werde Ich jenseits der Meere der ehemaligen Waffengefährten gedenken, und der Ruhm der österreichischen Flotte wird Mir nach dem Meines neuen Vaterlandes als das wertvollste Geschenk der Vorsehung gelten.

Seien Sie, lieber Vice-Admiral, einer der Ersten, denen Ich den Orden Meines Reiches übersende.

Maximilian.

Miramar, am 10. April 1864.

III.

Lieber Vice-Admiral Freiherr von Dahlerup!

Der herrliche Seesieg der österreichischen Flotte bei Lissa unter Tegetthoff's genialer Führung gibt Mir den erwünschten Anlass, Ihnen, der Sie einst mein Admiral, später Mein bewährter Rathgeber, immer aber Mein hochverehrter Freund waren, von Herzen zu unseren schönen Erfolgen Glück zu wünschen.

Ich darf wohl sagen „unseren," wenn Ich auch mit ganzer Seele Sohn Meines neuen Vaterlandes bin; habe Ich ja doch zehn Jahre lang Tag und Nacht fleißig und unverdrossen an jenem Baue gearbeitet, dessen Grundlagen Sie, verehrter Admiral, so fest gelegt hatten.

Als Ich Sie beauftragte, der Marine Meine letzten Scheidegrüße zu überbringen, sagte Ich Ihnen die Worte, die sich nun so schnell, so schön, so herrlich bewahrheiten.

„Das Glaubensbekenntnis, dass Österreich zur See groß und mächtig werden müsse, ist heute noch das Meine, wie an dem Tage, wo Ich vollbewusst Meine Jugendkraft dieser hohen Aufgabe weihte — die Geschicke der Marine werden sich erfüllen, dafür bürgt Mir die feste Gestaltung des Corps, die politische Nothwendigkeit."

Nun, sie beginnen sich zu erfüllen.

Es muss Sie gewiss auch herzlich freuen, dass die Flotte, die Sie in ihren Anfängen übernommen, deren erste Entwicklung Sie mit solcher Weisheit geleitet, und die Ich unter Meiner Leitung heranreifen zu sehen so glücklich war, nach einer kaum zehnjährigen Entwicklung sich tüchtig erwiesen hat.

Tegetthoff hat nicht nur für seine Flagge bei Lissa — er hat gleichzeitig für unsere

technische Ehre gesiegt und einen großen Riss in jene Theorien gemacht, die wir so rastlos zu bekämpfen hatten.

Wie wir unter den Ersten waren, welche kühn nach dem Halberfolge der Gloire unser Panzerschiffsystem wählten und trotz aller Gegnerschaft ohne lange Versuche durchführten, als man noch in den gelehrten Kreisen des Continents, ja sogar Englands, einen wahren Sturm über unsere praktischen Attentate gegen die Heiligkeit der alten Theoreme entfesselte, so war auch die von uns construierte Panzerflotte die erste, der das Glück zutheil wurde, auf hoher See siegen zu können.

Wir haben gleichzeitig mit großen Seemächten das Problem aufgestellt, und unser braver Tegetthoff hat es glänzend gelöst; die Lösung kommt nun allen Seevölkern zugute. Auch der schöne „Kaiser," dessen Kiel den Theoretikern gar manche böse Stunde bereitete, hat sich im Kampf gegen vier mächtige Schiffe als ein kräftiges, in herrlichen Proportionen gebautes, widerstandsfähiges Linienschiff erster Qualität erwiesen.

Was Sie, Ich und alle praktischen Seeleute voraussahen, ist nun auch durch den Erfolg bewiesen: nämlich, dass die Anklagen, welche man seinerzeit gegen unsere Marineleitung erhob und selbst von den Tribünen gegen uns zu schleudern für nothwendig erachtete, völlig grundlos waren.

Ach, wäre doch Alles im Staate so kernfest gewesen, wie jenes angeblich „**grüne Schiffbauholz**," das wir zu den Panzerfregatten verwendet zu haben angeklagt wurden und hätten doch alle Seelen und Charaktere sich als so fest gehämmert und kugelfest erwiesen, wie unsere damals als „butterweich" bezeichneten Platten.

Als wir die industrielle Abhängigkeit vom Auslande gelöst und eine eigene Schiffahrt-Industrie geschaffen hatten, als wir den doppelten Übergang von der Segel- zur Propellerflotte, von der Holz- zur Panzerflotte ganz mit eigenen Mitteln in Körper, Maschine, Bestückung und Ausrüstung ausgeführt hatten, als wir eine neue Mannschaft, neue Stäbe, neue Organisation, neue Werften und Docks, neue Dienstsysteme, neue Reglements geschaffen, da war es nur mehr Mein heißester Wunsch, die neue Schöpfung in ihrem letzten Zwecke selbst zu prüfen, die Kraft der jungen Organisation in einem Zusammenstoß mit einer tüchtigen, in maritimen Traditionen aufgewachsenen Flotte zu erproben, welcher Flagge dieselbe auch sein mochte.

Diese Prüfung ist nun abgelegt, und es gereicht Mir zur wahrhaften Freude, die in keinem selbstsüchtigen Gefühle wurzelt, der maritimen Welt ruhig das Urtheil über unsere Facharbeit überlassen zu dürfen.

Mein maritimes Gewissen ist beruhigt und Ihnen, dem würdigen Admiral, der nach einem halben Jahrhundert seemännischen Wirkens noch mit demselben Feuer maritimer Begeisterung die edlen ritterlichen Traditionen unseres Handwerkes in sich trägt, der sich allen Neuerungen mit elastischer Jugendkraft des Geistes angeschlossen hat, Ihnen, Meinem geliebten Meister und Freund, theile Ich vor Allen Meine reine Freude offen und ungeschminkt mit.

Auch Meine politischen Ansichten musste Ich rasch bestätigt sehen, die Mich leiteten, als Ich mit aller Kraft den schwersten Hindernissen und Vorurtheilen entgegen das ganze wertvolle Werften- und Flottenmaterial von Venedig nach Pola verlegte, die Elemente der Westküste entfernte, das Officiers-Corps einer neuen Richtung zuführte, und Lissa als den Schlüsselpunkt des oberen Golfes zum Pivot der Seeoperationen wählte, dessen ausreichende Befestigung Ich demgemäß vorschlug, und es zu einer wichtigen Marinestation machte.

Als Ich gegen die Reductions-Tendenzen einer Reichsvertretung ankämpfte, als Ich in Schrift und Wort, in Brochuren und Vorlagen, für die junge schöne Marine plaidierte, Mein Wort für deren zukünftige Erfolge verpfändete, Meine maritime Ehre für dieselbe einsetzte, so geschah dies mit voller Kenntnis der edlen Keime, welche unserer jungen Schöpfung innewohnten, in der Überzeugung von der Gediegenheit derselben.

Die heiligen Interessen, welche ein edles Volk in Meine Hände legte, füllen nun Mein Leben überreichlich aus und gegenüber den neuen Bestrebungen müssen die alten Neigungen in den Hintergrund treten.

Diese letzte Erinnerung an eine arbeitsreiche Vergangenheit, an die Marine, der Liebe Meiner Jugend, sei Mir noch vergönnt, und einmal noch gestatte Ich es Mir, Ihnen

Meine ungetheilte Freude über die schöne Waffenthat der österreichischen Flotte auszusprechen und Sie, Meinen Vorgänger, zu dem herrlichen Erfolg zu beglückwünschen.

Mögen Sie nach einem reichen schön ausgefüllten Seemannsleben noch lange Jahre des Glückes und Friedens an der Seite Ihrer liebenswürdigen Tochter, der Ich Meine besten Grüße sende, genießen.

Leben Sie wohl und glücklich und glauben Sie an die Freundschaft und Verehrung

Ihres wohlgewogensten

Maximilian.

Mexico, am 30. August 1866.

Antonia Adamberger,

Hofschauspielerin.*)

Wie eine bekannte deutsche Schriftstellerin treffend sagt, dass im Schatten großer Bäume manche holde Blüte, manches Veilchen sprosst und lebt, das seinen Duft empor zum hohen grünen Wipfel sendet, und das nur da zu sein scheint, um Lust und Freude zu den Füßen des majestätischen Freundes zu durchleben und endlich welkend, zu vergehen, so knüpft sich sehr häufig an das Sein jedes hervorragenden Geistes auf unserer Erde, eine Frauengestalt, die in inniger Liebe oder in hoher, seltener Freundschaft mit all ihren Fasern an dem Genius des Mannes hängt, dem sie ihr Herz, ihre Verehrung geweiht. Wohl geschieht es zuweilen, dass ein Blitzstrahl, ein Sturm den Baum plötzlich darniederwirft, der bestimmt schien, Jahrhunderte zu überdauern, während die kleine Blume daneben unverletzt weiter blüht. Doch sie weiß, dass sie den Freund mit ihrem Dufte beglückte, weiß, dass der Tod auch ihr bald naht und blüht weiter, trauernd, schweigend.

Dies kleine Bild erinnert uns auch an das liebliche Mädchen, das wir oben genannt: an Antonia Adamberger. Im Glanze ihrer Jugend trat ihr der Dichter Theodor Körner, der Sänger von „Leier und Schwert" nahe, und ihr Herz, ihr Geist neigten sich, da sie selbst Künstlerin, in begeisterter Liebe dem Genius des Jünglings zu. Was er im Drama gedacht, gefühlt, das führte Antonia auf der Bühne aus und half so dem Dichter zur Anerkennung, zum Siege an der Hofbühne in Wien, wo er damals weilte. Körner reichte dem geliebten Mädchen den Myrtenzweig, der ihr zur Brautkrone werden sollte. Aber das herbe Schicksal hatte es anders bestimmt. Der große Befreiungskampf Deutschlands gegen Frankreich brach an, in dem Körner, wie bekannt, schon 1813 fiel. Unter einer Eiche, bei Wöbbelin, ward er begraben.

Und Antonia? Unter dem blutigen Lorbeer, den ihr Geliebter errungen, war die zarte Myrte ihres Liebesglücks verwelkt — zerstoben.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die früheste Jugend der anmuthigen Künstlerin, so sehen wir, dass ihr von den Eltern, der Mutter her, der Nektartrank der Kunst, so zu sagen, schon in der Wiege gespendet ward. Maria Anna, geborene Jacquet, Hofschauspielerin in Wien, war mit dem Hofsänger Adamberger vermählt. Sie glänzte vor allem in naiven Rollen. 1804 starb sie, nachdem ihre Tochter Antonia bereits die Bühne betreten hatte. 1790 geboren, verlor diese beide Eltern früh, lebte dann im Hause ihres Großvaters

*) Der Sohn der Antonia von Arneth geb. Adamberger, Geheimrath Alfred Ritter von Arneth hat im Jahre 1891 als Manuscript ein Buch „Aus meinem Leben" (Die ersten 30 Jahre 1819 bis 1849) für Freunde veröffentlicht, in denen er das Leben und Wirken seiner berühmten Eltern und ihrer nächsten Angehörigen, sowie seine Jugend, seine Studien, dann seine Thätigkeit als Abgeordneter beim Frankfurter 1848 Parlamente in lebendiger, fesselnder Weise schilderte. Antonia ist in Wien am 31. December 1790 geboren worden und starb daselbst am 25. December 1867. A. d. H.

mütterlicher Seite, Jacquet, wo sie, literarisch gebildet, sehr begabt für die dramatische Kunst, unter der Leitung Collins, des damaligen Dichters und Gelehrten, sich dem Theater widmete. Gleich der Mutter, war es das naive Fach, in dem sie Vorzügliches leistete und das Publicum entzückte, obwohl sie später auch tragische Rollen mit Beifall spielte. Damals war es, dass sie den schönen Herzensbund mit Theodor Körner schloss, der ihr manch tief empfundenes Lied widmete. — Man erzählt, dass an dem Tage, als die Nachricht seines Heldentodes nach Wien gelangte, sie abends, trotz ihrer Bitten, sie für diesmal ihrer Pflicht zu entbinden, spielen musste. Mit schmerzlicher Überwindung trat sie auf — bei einer Stelle des Stückes jedoch ward die zurückgehaltene Empfindung so heftig, dass sie mit einem Thränenstrom, auf einen Sessel sank. Das Publicum aber bewies seine innige Theilnahme an ihrem herben Verluste dadurch, dass es in stürmischen Applaus ausbrach.

Im Jahre 1817 jedoch verließ sie die Bühne, nicht ohne, dass ihr Rücktritt allgemeines Bedauern erregte. Wohl mag das Andenken Körner's, das mit den schönsten Erinnerungen an ihr Wirken verbunden war, sie bewogen haben, sich von dem geräuschvollen Treiben der Öffentlichkeit zurückzuziehen.

Zwei Jahre später, 1819, vermählte sie sich mit dem verdienstvollen Custos des Münz- und Antikencabinets in Wien, Josef Arneth, und 1820 ward sie Vorleserin bei der Kaiserin Karolina Augusta, die sie auch zur Aufsichtsdame des Karolinenstifts in der Vorstadt Landstraße ernannte, eines Erziehungsinstituts für Soldatentöchter. Die bekannte Dichterin Karoline Pichler gehörte, gleich Anderen, zu dem Kreise, in dem sich die feingebildete, liebenswürdige Frau und Künstlerin häufig bewegte.

Gewiss mag Antonia die Pflichten, welche ihr als Hausfrau und Gattin eines hochgebildeten Mannes, wie Arneth war, oblagen, ebenso gewissenhaft erfüllt haben, wie die ihres früheren Berufes — allein konnte sie wohl ihre Gedanken, die Träume ihres Herzens gänzlich von den Bildern lösen, die einst ihre Jugendzeit umgaben?!



Antonia Arneth-Adamberger (als Emilie Galotti.)

Nach einem Gemälde im Besitze des k. u. k. wirkl. Geheimrathes Alfred Ritter von Arneth.

Wo ist jene stürmisch bewegte, und doch

glanzvolle Epoche hin, die den Rahmen gleichsam bildete um die beiden jugendlichen Künstlerseelen, die Gestalten Antonia Adamberger's und Theodor Körner's? Vorüber — untergesunken im rastlosen, ewigen Meere der Zeit! Lange, lange überlebte die zarte Blume den Fall ihrer grünen, geliebten Heldeneiche — seit Ende 1867 deckt auch sie die Erde, und nur die Wolke, die zuweilen über dem Todtenfelde bei Wien hinzieht, wo Antonia schläft, trägt vielleicht einen Gruß hinüber — hin, zur Ruhestätte des ritterlichen Sängers!

Johanna Leitenberger.

Hans Gasser, Bildhauer. *)

Es ist noch nicht lange her, dass Kärnten, dieser schönste Juwel in Österreichs Alpenkrone, sich dem Wanderzuge der Nationen Europas erschlossen hat. Bis dahin fristete es als ein geographischer Begriff bei den meisten Culturvölkern, das deutsche selbst nicht ausgenommen, ein zweifelhaftes Dasein. Was wusste der Holste, Pommer, Westphale oder Sachse von der überwältigenden Großartigkeit und Schönheit unseres Glocknerpanoramas, von der feenhaften Pracht unseres Wörther-, Ossiacher-, Millstätter-, Weißen- und Fackersees, was von der zauberhaften Idylle unseres Lavant-, Malta-, Drau-, Gail- und Möllthals? Welchem deutschen Ohre klang der Name unserer Karawanken, des seit kaum einem Decennium in Touristenkreisen berühmt gewordenen Gebirgszuges, so vertraut wie dem Kärntner, dem die Zinken, Schrofen, Hörner und Pyramiden jenes himmelanstrebenden Grenzwalles so recht als Wahrzeichen der theueren Heimat gelten? Machte der Deutsche im Norden des Reiches sich einen Begriff von der Mannigfaltigkeit, Energie und Tüchtigkeit des Lebens, dem diese herrliche Alpenwelt seit Jahrhunderten zum Schauplatze dient? Fürwahr, die Eisenbahnen, der in unseren Tagen wieder rege gewordene altgermanische Wandertrieb, haben der Welt erst Kärnten, welches ihr im Ganzen vordem ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch war, in all' der wilden Pracht seiner Gebirgswelt erschlossen, die „Kärntner Lieder" ihr den Charakter unseres Volksstammes in seiner knorrigen Kraft, schlichten Biederkeit, frischen Natürlichkeit, seinem ungebändigten Lebensdrange und tiefem Gemüthe erst zum Verständnisse gebracht. In der Liebe zur Heimat übertrifft kein anderes Volk den Kärntner; die Auswanderung hat trotz des von Jahr zu Jahr, rauher sich gestaltenden Kampfes um's Dasein auf dem durch Hochfluten verwüsteten Boden in Kärnten noch keine Propaganda gemacht. Die heitere Geselligkeit und unverwüstliche Lebensfreude, welche den fremden Besucher unserer Alpenthäler so fremd, ungewohnt und eigenartig anmuthet wie ein Nachklang aus längst entschwundenen glücklichen Zeiten, umschlingt die Kärntner auch außerhalb der Marken ihres Ländchens mit unsichtbarem Bande, das Wort „Landsmann" wird da sofort zum traulichen Brudergruß. Weder die Verschiedenheit der Confession, noch selbst der Sprache haben die Eintracht der Bewohner Kärntens jemals gestört. Finsterer Zelotismus fand in diesem Lande keinen Boden. Friedlich waltet der lutherische neben dem katholischen Pfarrer seines Amtes; der Kärntnerwende will seinen Kindern die Möglichkeit, sich die Schätze deutscher Cultur anzueignen, nicht verkümmern; alle Versuche, die Wenden oder Winden gegen ihre nur deutsch sprechenden Landsleute aufzuhetzen, haben bis heute keinen Erfolg gehabt. Einmüthig in der Liebe für Kaiser und Vaterland, einträchtig zu Nutz und Frommen seiner schönen Alpenheimat gibt Kärnten in unserer Zeit des nationalen Haders ein wohlthätiges Bild des Völkerfriedens. Sein Landtag, durch keinen Hader, keine Kirchthurmpolitik von seiner eigentlichen Aufgabe abgezogen, kann sich voll und ganz der Hebung der Volkswohlfahrt und einer gesunden Reform auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens widmen. Seine Reichstreue, sowie die Liebe zum angestammten Herrscherhaus hat Kärnten, wie so oft im Laufe der Jahrhunderte, bei jedem Besuche

---

*) V. E. II. 915.

seines Kaisers und Landesfürsten in erhebender Weise dargethan. Auf allen Schlachtfeldern Italiens haben Kärntens Söhne geblutet und das tapfere kärntnische Infanterie-Regiment Nr. 7 sich mit Lorbeeren bedeckt. Wie kaum eine andere Landeshauptstadt der Monarchie, bewahrt Klagenfurt in der Stadtpfarrkirche auf marmornen und ehernen Gedenktafeln die Namen seiner in den Feldzügen 1848, 1849, 1859, 1866 u. s. w. gefallenen Landessöhne, ein Beispiel das Nachahmung verdient, — ein Beweis, dass in diesem Lande auch die Kirche im Volksthum wurzle, der Priester sich seiner Landsmannschaft freue und der heiligste Ort zugleich als der passendste gelte, die Namen der Helden unserer Zeiten der Nachwelt zu überliefern.

Dieser Pietät Kärntens für seine um das Gemeinwohl, für den Kaiser und Vaterland oder Kunst und Wissenschaft verdienten Landessöhne dankt auch das Standbild Hans Gasser's seine Entstehung, welches in Villach wenige Jahre nach dem Tode des berühmten Bildhauers errichtet, Zeugnis gibt von der Liebe des Kärntners zu seiner Heimat und der Begeisterung für den Mann, der dem Kärntnernamen Achtung erzwungen bei allen Culturvölkern Europas, der in seinem Naturell die Anschauungs- und Gefühlsweise, die Thatkraft und Schaffenslust, das ganze Temperament seines Volksstammes auf das Glücklichste zum Ausdruck brachte. Nur wer mit Kärntnern in ihrer Heimat verkehrte, dem konnte eine Erscheinung wie Hans Gasser's in ihrer Eigenart durchaus verständlich sein. Sein Charakter war ein auf dem Grunde kärntnischen Volksthums gegebener; so und nicht anders konnte unter dem Zwange der Verhältnisse, der Volksweise und des dem Kärntner eigenthümlichen Gemüthslebens sein Genius sich entfalten; seine Tugenden erklären und entschuldigen auch seine Fehler; der Mensch deckte in Gasser völlig den Künstler, der Bildungs- und Lebensgang des letzteren begreift sich aus den Voraussetzungen des ersteren, aus dem Erbtheil, welches die heimatliche Scholle ihrem gottbegnadeten Sohne auf den Lebensweg mitgegeben.

Nach der in München noch fortlaufend erscheinenden „Allgemeinen deutschen Biographie" sei Hans Gasser's Lebenslauf hier in Kürze geschildert.

„Am 2. October 1817 zu Eisentratten bei Gmünd in Kärnten geboren, war Hans Gasser der jüngste der fünf Söhne eines Tischlers und Holzschnitzers, der für deren Ausbildung nur nothdürftig sorgen konnte. Wenn Hans aus der Dorfschule kam, musste er das Vieh auf die Weide treiben oder sich in der Werkstätte anstellen lassen. Da erwachte in ihm die Lust am Bildschnitzen und er erlangte darin eine solche Fertigkeit, dass er die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog. Einer der Gönner, Graf Lodron, in Kärnten begütert, gab ihm die Mittel zur Reise nach Wien, wo bereits zwei Brüder Gasser's in bescheidenen Verhältnissen lebten. Im Frühjahr 1838 betrat Gasser die Kaiserstadt mit Empfehlungen an Künstler und Kunstfreunde versehen, welche sein einfaches, ungezwungenes, aber von einem regen Geiste Zeugnis gebendes Wesen, seine edle, poetisch angehauchte äußere Erscheinung liebgewannen. Die reichen Kunstschätze und die interessanten geselligen Kreise, in welche er trat, machten indessen auf den Alpensohn nicht den erwarteten Eindruck. Im November 1838 begann Gasser seine akademischen Studien und erhielt schon 1839 und 1840 erste Bildhauerpreise. Doch all die Aufmunterung, die ihm geworden, alle Anregungen des Verkehrs mit Künstlern und Kunstfreunden konnten seinem künstlerischen Verlangen und Sehnen nach anderen Idealen, als die akademischen Kreise sie kannten, nicht genügen. So lenkten seine Blicke sich nach München, wo König Ludwig I. der deutschen Kunst neue Bahnen eröffnete und wo Gasser als kaiserlicher Pensionär seine Studien fortsetzen durfte. Der Zauber seiner Persönlichkeit und seine entschiedene Begabung erwarben ihm auch in München rasch Freunde. Er trat in nähere Beziehungen zu Kaulbach, Schnorr-Karolsfeld und Ludwig von Thiersch, dem Sohn des Hellenisten, Männer, mit welchen ihn bis an sein Lebensende die wärmste Freundschaft verband. Angeregt von ihnen bemühte sich Gasser, in der Ausbildung seines Talentes Fortschritte zu machen. Auf Ausflügen nach Nürnberg, Freising, Augsburg, Regensburg u. s. w. entfaltete sich sein romantischer Sinn in der Anschauung mittelalterlicher Kunstwerke. Wiewohl vorwiegend mit Studien beschäftiget, vollendete er während seines Münchener Aufenthaltes eine Reihe gelungener Statuetten und

Entwürfe. Unter den ersteren erregten jene von Kaulbach und Schnorr, dann eine Gruppe von Schnorr's Töchtern durch ihre Ähnlichkeit großes Interesse; unter den übrigen Arbeiten zeigte Gasser in der lebensgroßen Figur eines Faustkämpfers, heute Eigenthum der Akademie der bildenden Künste, seine Hinneigung zu bewegten, lebensvollen Gestaltungen, in der Figur eines Engels, eines Porträtmedaillons von Fritz Kaulbach und eines Kinderporträts aus der Familie des Professors Arndt's seinen feinen Sinn für Charakteristik. Ungeachtet der angenehmen Verhältnisse litt es ihn auf die Dauer doch nicht in München. Er kehrte im Jahre 1846 wieder nach Wien zurück, herzlich begrüßt von seinen alten Freunden, unter denen Männer wie Amerling, A. Böhm, R. v. Eitelberger, C. Radnitzky, Bucher u. A. sich befanden. Durch die Kunstausstellungen gelangten seine Arbeiten in weitere Kreise, die das frische Talent bewunderten. Aber Gasser's Talent bedurfte größerer plastischer Aufgaben zu seiner vollen Entfaltung, zu welchen unter den damaligen Verhältnissen in Wien keine Aussicht vorhanden war. Wie die übrigen jüngeren Wiener Bildhauer musste auch Gasser sich mit Aufträgen von Privaten für Büsten, Statuetten, Grabdenkmalen begnügen. Von den Büsten machte jene der Jenny Lind, ausgeführt im Frühjahre 1847, in der Kunstwelt Aufsehen. Die einzige bedeutende Aufgabe war die Ausführung von allegorischen Figuren an der Façade des von den Architekten van der Nüll und Siccardsburg im Jahre 1847 neuerbauten Karltheaters, welche durch ihre Originalität und Anmuth bezauberten und durch viele Jahre in kleinerem Maßstabe nachgebildet wurden. Erst nach dem Jahre 1848, an dessen Ereignissen Gasser lebhaften Antheil nahm, brach auch für den Künstler eine neue Ära an. Er führte Statuen für das Arsenal und das Waffenmuseum, das neue Bankgebäude, den Sitzungssaal des Gemeinderathes (1852) aus. Im Jahre 1853 vollendete er das Baron Welden-Monument für Graz, um dieselbe Zeit entstand der Entwurf zum Wieland-Denkmal für Weimar, welcher im Jahre 1857 zur Ausführung kam. Bald darauf folgten die Figuren zum Hentzimonument in Ofen (1852), das Denkmal im Lloydarsenale in Triest, die Statuen an der Façade des Gebäudes der Creditanstalt (1857), das Grabdenkmal Mozart's auf dem St. Marxer Friedhofe (1856), der lebensgroße Christus der Graf Lodron'schen Gruft zu Gmünd (1858), das Graf Christalnigg'sche Grabmonument zu St. Michel im Zollfelde (1859), das Brunnendenkmal im Stadtparke (1865), die Statue des J. v. Sonnenfels auf der Elisabethbrücke (1864), das Maria-Theresien-Monument im Akademie-Gebäude zu Wiener-Neustadt (1862), das Standbild der Kaiserin Elisabeth im Westbahnhofe (1860), die Monumental-Brunnen beim neuen Opernhause (1867) und andere kleinere Standbilder für Kirchen und Privatbauten und Grabdenkmäler für adelige Familien. Von den zahlreichen Porträtbüsten sind hervorzuheben jene des Malers Karl Rahl, des Landschafters Markó, des Grafen Stephan Széchényi, des Geschichtsforschers Freiherrn von Ankershofen, des Chemikers L. Schrötter, des Chirurgen Professor Dr. Schuh, der Maler Schrotzberg, Kriehuber und Einsle, der Professoren Oppolzer und Berres, des Schauspielers Dawison, des Geologen Haidinger, des Finanzministers Bruck, sein eigenes Bildnis u. s. w. Von Friedrich Schiller führte er eine Kolossalbüste aus, welche die Anlagen des Grazer Stadtparkes ziert. Diese außerordentliche Fruchtbarkeit aber war seinem Talente nicht förderlich; gedrängt durch die um des Gelderwerbes willen zu eifrig gesuchten und übernommenen Aufträge, verwendete er auf die Mehrzahl seiner späteren Arbeiten nicht die gehörige Sorgfalt. Nur in den weiblichen Brunnenfiguren des Stadtparkes und beim Opernhause, den letzten Arbeiten, entfaltete Gasser noch den ganzen Reiz der Anmuth und Schönheit seiner Jugendgestalten. An dieser Erscheinung trug wesentlich seine leidenschaftliche Lust an der Erwerbung von Kunstwerken aus älterer und neuerer Zeit Schuld. Mäßig in seinen leiblichen Bedürfnissen fand er seine ganze Lust und Freude in der Betrachtung seiner Kunstschätze und opferte denselben nicht nur sein reiches Einkommen, sondern seine Vermögensverhältnisse geriethen in gewaltige Unordnung. Von Wucherern in Schuldenarrest getrieben, wollte er sich doch nicht von seinen Kunstschätzen trennen, bis endlich eine Anzahl von Kunstfreunden seine Angelegenheiten ordneten und den größten Theil seines Besitzes verkauften. Kaum hatte er die Freiheit des Handelns, begann er neuerdings zu

sammeln, so dass nach seinem Tode außer 397 Objecten, welche von seiner eigenen Hand herrührten, noch 834 Kunstgegenstände aller Art zur Versteigerung kamen, von denen manche in öffentliche Sammlungen übergiengen. Wenn auch diese Neigung Gasser's aus einem edlen Motive entsprang, so war sie doch entschieden nachtheilig für den schaffenden Künstler. Er strebte nach leichtem und lohnendem Erwerbe, um als Amateur seine Bedürfnisse befriedigen zu können und so raubten ihm die Sorgen seiner Schulden die ruhige Gemüthsstimmung und die volle Hingebung an seinem künstlerischen Beruf.

Wie schon erwähnt, erweckte Gassers Persönlichkeit in seinen jüngeren Jahren ein besonderes Interesse. Nachdem er geraume Zeit schon in größeren Städten gelebt, blieb er sich treu in seiner schlichten Einfachheit und seiner unbefangenen Auffassung der Menschen und der socialen Verhältnisse. Von geistig hervorragenden Männern angezogen, strebte er, mit ihnen einen engeren Verkehr anzuknüpfen. Dabei blieb er der Natursohn, welcher mit schwärmerischer Begeisterung an seiner Heimat hieng und einen gründlichen Abscheu vor den Sitten und Gewohnheiten der Städter hatte. Er erstreckte dies bis auf seine äußere Erscheinung. Ein Bild körperlicher Schönheit, mit der schlanken Gestalt, den kräftigen edlen Gesichtszügen, dem dunklen Auge, dem herabwallenden schwarzen Hauptהaar und dem eigenthümlich gepflegten Vollbart, trug er bis an sein Lebensende eine dunkle Blouse, einen spitzen Hut nach Art der Gebirgsbewohner aus dem Oberammergau und legte diese Tracht selbst dann nicht ab, wenn er in die höchsten und feinsten Gesellschaftskreise eintrat. Dadurch war Gasser eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden. In späteren Jahren, als sich in seinen Zügen Kummer und Schwermuth, in der Haltung und der Kleidung Spuren von Vernachlässigung ausprägten, und die ideale Lebensauffassung sich in einen gewissen Cynismus umgewandelt hatte, machte der Künstler einen traurigen Eindruck. Dazu kam, dass in den letzten drei Jahren an ihm ein körperliches Leiden zehrte, welches ihn in der Ausübung seiner Kunst hinderte. Vergebens suchte er in den Ofner Bädern Heilung. Von treuen Freunden gepflegt, in seinem Inneren verbittert, hoffte er vergebens auf Heilung. Schon dem Tode nahe, ließ er an sein Krankenbett aus seiner Sammlung eine Broncestatuette, Minerva vorstellend, und die bemalte Holzstatuette der Eva aus der Zeit Dürer's kommen, um sich ihres Anblickes zu erfreuen. Der Tod des Künstlers rief in Wien und seinem Heimatland schmerzliches Aufsehen hervor. Die Versteigerung seines Nachlasses versammelte in Wien zum letztenmale seine Freunde; jeder derselben holte sich eine Reliquie. Der Leichnam wurde im Jahre 1870 nach Villach überführt und dort feierlich beerdigt. Seine Kärntnerfreunde errichteten ihm in dieser Stadt ein Denkmal, bestehend aus dem Standbilde des Künstlers, welches von dem Bildhauer Messmer aus Gmünd gemeißelt und am 6. Mai 1871 enthüllt, den Gasserplatz schmückt. Im Landesmuseum in Klagenfurt wurden Gypsabgüsse von Statuetten des Künstlers aufgestellt und in einem Hause zu Gmünd die Jugendarbeiten des Künstlers gesammelt, als Tribut der Anerkennung seines Heimatlandes — nach seinem Tode.

Doch nein, dieser Vorwurf sei Kärnten, der von ihm so sehr geliebten Alpenheimat erspart! Es bedurfte nicht erst seines Heimganges, des beinahe tragischen Abschlusses seiner Künstlerlaufbahn, um seinen Landsleuten Gassers Größe und Bedeutung zu Gemüthe zu führen. Kärnten war auf seinen großen Sohn trotz mancher Schatten, die auf seinen Künstlerruhm fielen, nicht minder stolz als Tirol auf seinen Defregger und begleitete die Erfolge und Triumphe Gassers jederzeit mit der liebevollsten Theilnahme. Dafür sprechen die Werke des Künstlers, welche er für heimische Adelsgeschlechter geschaffen, dafür der Zauber, welchen sein Namen seit einem vollen Menschenalter in Kärnten ausübt. Wer die harten Existenzbedingungen der Bewohner Kärntens aus eigener Anschauung kennt, der weiß, dass die bildende Kunst, dieses Kind des Ueberflusses, in dem durch die entfesselten Elemente gar oft schwer bedrängten Alpenländchen keinen Schauplatz zu freier üppiger Entfaltung finden könne. So mussten Kärntens Städte leider auf den Schmuck verzichten, welchen Gassers Künstlerhand ihnen für alle Zeiten gewähren konnte.

Ein Gasser-Museum zu gründen, wie es Kopenhagen in seinem Thorwaldsen-Museum besitzt, dazu ist Kärnten nicht reich genug.

Dennoch wirkt des Künstlers Geist in seiner Heimat segensreich fort; die Bildschnitzerschule zu Eisentratten bei Gmünd sei das schönste Vermächtnis des Künstlergenius, welcher aus jenem Alpenthale seine Schwingen zum Fluge durch die Welt entfaltete und in einer jüngeren Künstlergeneration fortlebt und fortwirkt zum Ruhme der von ihm über alles geliebten Kärntnerheimat.

Friedrich Marx.

Adalbert Stifter,

Schriftsteller und Dichter.*)

„Der Mensch sammelt so lange Erinnerungen, bis er fast eine Erinnerung wird." — Dieses Wahrwort schrieb der unvergessliche Dichter „des Hochwaldes" am 13. Jänner 1860 in das Stammbuch seines Freundes, des Verfassers dieser Zeilen, und diesen ist nun in der That der Name des gefeierten Dichters „des Hochwaldes" und der „Studien" eine freundliche und ehrende Erinnerung an den genialen Adalbert Stifter, dessen Name „Stifter" ein wahrhaft prophetischer war: denn Adalbert Stifter wurde nach manchem traurigen Mühsale seines fruchtbringenden Lebens in der That der Stifter seines Ruhmes und des Ehrendenkmals, welches sich nun, seinen Namen tragend, im Hochwald seines Vaterlandes Böhmen erhebt.

Zu Oberplan im südlichen Böhmen am 23. October 1805 geboren, hatte Stifter das Unglück, seinen Vater, einen Feldwirtschaftsbesitzer, im Jahre 1817 schon, somit als er kaum elf Jahre zählte, zu verlieren, indem derselbe auf der Straße zwischen Wels und Lambach in Oberösterreich, wohin er eine Ladung Flachs führte, unter den umgestürzten Wagen erdrückt aufgefunden wurde.

Der junge Adalbert war sodann einzig auf die Unterstützung durch seinen Großvater Augustin angewiesen, der ihn in eine Schule unterbringen wollte; aber der Ortscaplan erklärte den Knaben für gänzlich talentlos.

Da nahm sich aber ein edler Priester des Benedictinerstiftes Kremsmünster, Placidus Hall, seiner an; die mit dem Knaben vorgenommene Prüfung fiel glänzend aus, er fand als Zögling im genannten Stifte Aufnahme und legte dort den Grund zu seiner hohen Bildung, die sich fortwährend steigerte und ihn endlich zu dem Ruhm führte, der seinen Namen umgibt.

Seine schönen Erfolge auf dem österreichischen Parnass begannen in der Kaiserstadt Wien allmählich zu reifen. Hier wurde er auch am Leopoldstage des Jahres 1837 der glückliche Gatte seiner Amalie, der Tochter eines pensionierten Artillerieofficiers.

Wohl hatte er hier auch mit Nahrungssorgen zu kämpfen, aber ein glücklicher Zufall griff plötzlich heilbringend in seinen Lebensfaden ein.

Im Jahre 1840 besuchte Stifter öfters den Saal der geistreichen Baronin Mink. Eines Tages trug er ein Manuscript bei sich, welches ihm die liebliche Tochter, Ida, der genannten Freifrau mit dem scherzhaften Rufe: „Mama! da fliegt ein Fräulein in der Luft, Stifter ist ein heimlicher Dichter!" aus der Tasche zog — und dieses Manuscript enthielt seine herrliche Dichtung „Der Condor." Sie gelangte durch die genannte Baronin in die damals in hohem Ansehen stehende Witthauerische „Wiener Zeitschrift" und so kam es, dass später die Herausgabe des Meisterwerkes Stifter's, seine „Studien" erfolgte.

Wie groß die Bescheidenheit des genialen Dichters war, zeigt eine Äußerung in einem Briefe aus jener Zeit, in welchem er sagte: „Es ist möglich, dass die Leser meiner Studien mich mit Lob beschämen, wie bei den ersten Bänden, aber dann rührt es einzig davon her, dass sie nicht wissen, wie Alles hätte werden sollen; aber ich weiß es und sehe die Kluft beständig offen."

Im Jahre der großen europäischen Bewegung 1848 hatte Adalbert Stifter in den gebildeten Kreisen Wiens bereits einen so hohen

---

*) V. E. II. 911, 1043. S.

Ruf, dass, wie er dem Verfasser dieser Zeilen selbst erzählte, als er eines Tages auf den Graben vorübergieng, einer der damaligen „Freiheits-Schwärmer", welcher eben im Kreise mehrerer Gesinnungsgenossen auf diesem Platze stand, als er den ihm wohlbekannten Dichter wahrnehmend, ihm zurief: „Dieser muss Unterrichtsminister werden!"

Aber Stifter war nichts weniger als ein Freiheitsschwindler. Streng rechtlich und loyal gesinnt, konnte er an dem wilden Treiben der damaligen Tonangeber in Wien keine Freude haben; er zog sich daher mit seiner lieben Gattin nach Linz zurück, wo er im Hause nächst dem Gasthofe zum „Erzherzog Karl" mit der schönen Aussicht auf die große Donau seine Wohnung nahm und mit Malerei, Schriftstellerei und, als einer seiner Lieblingsbeschäftigungen, mit der Restaurierung antiker Einrichtungsstücke für seinen Hausgebrauch die Zeit angenehm verbrachte und die Unannehmlichkeiten vergaß, die er in seinem früheren Aufenthalte in Wien erfahren hatte. Allein auch der erste Sommer, welchen er in der Hauptstadt Oberösterreichs verlebte, wurde für ihn eine heiße Zeit, von welchem er in einem im September des Jahres 1848 geschriebenen Briefe sagte: „Ich habe in diesem Sommer unendlich gelitten. Selbst der Tod ist süßer, als solch' ein Leben, wo Sitte, Gütigkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist und jeder Schlamm und jede Thorheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben meint, hervorzubrechen."

Nun begann aber der Lebensstern des genialen Dichters allmählich aufzusteigen. Er wurde durch den hochherzigen, alles Gute und wahrhaft Edle hochschätzenden und fördernden damaligen Unterrichtsminister Leo Grafen Thun zum Schulrath für das Land ob der Enns ernannt, und musste er auch, infolge seiner eintretenden Kränklichkeit in den ersten sechziger Jahren in den Ruhestand treten, so fanden doch seine genialen Leistungen als wahrhaft hochgeachteter Dichter des Vaterlandes durch die Verwendung eines Ehrenmannes der österreichischen Beamtenwelt, des hochherzigen damaligen Hofrathes von Kriegsau eine solche Anerkennung, dass er, obgleich er noch 26 Jahre zu dienen gehabt hätte, die volle Pension und den Titel eines k. k. Hofrathes erhielt.

Aus jenen Tagen des Aufenthaltes Adalbert Stifter's in der freundlichen Landeshauptstadt Oberösterreichs sind dem Verfasser dieser Zeilen noch viel der glücklichen Stunden in Erinnerung, welche er mit diesem seinem edlen Freunde und dessen würdigen Kunst- und Gesinnungsgenossen, den Volksdichtern Karl Adam Kaltenbrunner, des Mannes voll Edelmuth und Patriotismus, und „Franz von Pisenham" verbrachte.

Der letztgenannte, der als Volksdichter so hochbeliebt und bisher als solcher unerreichte „Franz von Pisenham" wie er sich selbst nannte, der lebenslustige und grundehrliche Franz Stelzhamer, schrieb den lebhaften Gedanken seiner stets heiteren Seele dem Verfasser dieser Zeilen am 9. Jänner 1860 mit folgenden schönen Worten in dessen Stammbuch:

A Löbn is a herligs,
Wer a Herz hat, an erligs
An erligs, a ganz's,
Wer's nöt hat, das is trauri,
Wer's nöt kriegt, den bedaur i
So wahr i heiß Franz.

Um seine Gesundheit wieder zu erlangen, wollte sich Adalbert Stifter den Genuss der reinsten Luft in den schönen Wäldern Oberösterreichs verschaffen. Er brachte daher längere Zeit in dem auf dem Hochgebirge nächst Linz, neben dem sogenannten Haselgraben emporragenden Badeorte Kirchschlag zu, in jenem reizenden Gesundheitsborn, anderthalb Meilen von Linz entfernt, wo aus dem sogenannten Schauerwalde des hohen Gebirges ein reines und ungemein kaltes Mineralwasser entspringt und durch hölzerne Röhren in das Badhaus geleitet wird.

Auf dieser herrlichen Berghöhe, von welcher ein Waldpfad zur alten Veste „Wildberg" im pittoresken Haselgraben, dem einstigen Gefängnisse des Böhmenkönigs Wenzel, des Faulen, hinabführt, genoss Stifter die entzückende Fernsicht über das weite Donauthal bis gegen Niederösterreich hinab, wohin sich durch prächtige Fluren das Silberband der mächtigen Donau schlingt und wo eine wahrhaft prachtvolle Rundschau im herrlichen Gartenlande ob der Enns das Auge ergötzt, von welcher Stifter sagte: dass er nur ein Bild in seinem Leben geschaut habe, welches ebenso schön sei als dieses von Kirchschlags Höhe aus zu

schauende Rundgemälde, nämlich: das Meer bei Triest . . . .

Dort, in jener luftigen und sonnigen Höhe hoffte sich der Dichter des Hochwaldes gänzlich zu erholen; aber sein Lebensziel war von der Hand des Ewigen bereits bestimmt, seine Lebenskraft war gebrochen; er stärkte sich auf jener Hochwarte der Natur nur für eine kurze Zeit und legte am 26. November des Jahres 1868 in Linz sanft und ruhig sein Haupt zum ewigen Schlafe nieder.

Das Ehrendenkmal, welches ihm in seiner Heimat, in Böhmen, errichtet wurde, ist ein hochverdientes; aber redet in der Gestalt dieses Denkmals nur der kalte Stein, so errichtete sich der unvergessliche Dichter des Vaterlandes selbst ein unvergängliches Denkmal in seinen unvergleichlichen Meisterwerken, in den Werken, welche sein immerwährendes „Geburtsfest“ bilden; und schöner und wahrer konnte er das unsterbliche Walten als echter, gottbegeisterter Dichter selbst nicht schildern, als in jenem lieblichen, von ihm dem Verfasser dieser kurzen Skizze aus dem Leben Stifter's in die Hand gelegten Gedichte, welches er im Jahre 1860 dem Dichter Freiherrn von Zedlitz widmete.

Dr. F. Isidor Proschko.

Briefe von Adalbert Stifter.

I.

An Josef Türk.

(Auszugsweise.)

Linz, am 22. Februar 1850.

Der erste Theil enthält nur Privatangelegenheiten, dann ersucht Stifter seinen Freund, ihm seine sämmtlichen Werke in 6 Bänden binden zu lassen, weil er sie nach seiner Ankunft in Wien Sr. Majestät unterbreiten will und fährt dann fort: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werte sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird, als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohlthat der Zeit, sind ein patriotisches Werk, und in diesem Sinne kann sie der Kaiser in die Hand nehmen als etwas, das mit schwachen Kräften, aber gutem Willen für die Menschheit gethan wird. Endlich müssen alle Guten fest zu dem Kaiser stehen, in Wort und That ihn als den Mittelpunkt des Wirkens erklären, von dem das Ganze des Baues ausgeht und zu ihm zurückleitet. **Im constitutionellen Leben ist er noch mehr das Haupt der Ehre und des Glanzes, als im absoluten, wo er die unbeschränkte, häufig missgönnte Macht hat.**

Gerade jetzt, wo man diesen Anker untergraben wollte, müssen die Festen und Guten zeigen, wie sie ihn ehren und halten, und müssen diese Darlegung öffentlich thun.

Lebe recht wohl, grüße auf das Ehrfurchtsvollste Deine Eltern, grüße Deinen Bruder und alle Freunde und sei tausendmal von mir auf das Freundschaftlichste gegrüßt.

Im März sehen wir uns.

II.

An den Buchhändler Gustav Heckenast.

Linz, am 16. October 1849.

Ihr Brief hat mir viel Freude gemacht, da ich aus ihm ersehe, dass Sie von Seite der Regierung unbehelligt geblieben sind. Was Privatanfeindungen betrifft, so ist wohl in dieser Zeit nur der völlig Unbedeutende davon frei. Sie werden sich legen, wie die aufgeregten Affecte wieder in ein Bett zurückkehren, und die Menschen wieder vermögen, gerecht zu sein. Stand ich doch selber auf einer Proscriptionsliste des Blattes „Constitution,“ freilich in sehr guter Gesellschaft: Grillparzer, Rizy, Türk ꝛc. und andererseits hielten mich die, welche kaiserlicher sind, als der Kaiser, für zu liberal. Ich machte mir den Grundsatz, mich zu beherrschen und gerecht und rechtschaffen zu sein, nebstbei nie in etwas einzugreifen, von dem mir mein

Gewissen sagte, dass ich es nicht verstehe, und ließ dann die Welt urtheilen, wie sie wollte. Meinten doch auch viele, die Kunst sei dem Ernste und der Größe der Zeit gegenüber unbedeutend, und auf viele Jahre hin würden sich die Menschen mit dieser Spielerei nicht mehr abgeben.

Ich sagte darauf, die Kunst sei nicht nur höher als alle Welthändel, sondern sie sei nebst der Religion das Höchste, und ihrer Würde und ihrer Größe gegenüber seien die eben laufenden Dinge nur thörichte Raufhändel; wenn die Menschen nicht alles Selbstgefühles bar geworden sind, werden sie sich bald von dem trüben und unreinen Strudel abwenden, und wieder die stille, einfache, aber heilige und sittliche Göttin anbeten. Und siehe, so ist es. Ja, des hohlen und öden Phrasenthumes müde und ekel, werden sie dasselbe jetzt auch in der Kunst erkennen, wenn es auftritt, werden es verschmähen, und es steht daher diesem schönsten irdischen Dinge der Menschen eine Reinigung bevor. Die Revolution ist sogar aus dem Phrasenthume der Afterliteratur hervorgegangen. Ich habe Briefe aus der Gegenwart zu schreiben begonnen, sie sollten in die „Allgemeine Zeitung" kommen, aber ich that es nicht. In denselben wird die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten und Literatur hergeleitet. Vielleicht wäre in Kurzem die Zeit, wo eine solche ruhige, philosophische Entwicklung Anklang fände.

Seien Sie getrost und heiter, wir wollen sehr thätig sein, und Gott wird helfen. Vertrauen Sie mir, meine Kräfte sind aus dem Sturme der Zeiten fester hervorgegangen, als sie früher waren, wie man nach einer Krankheit oft gesünder ist, als vorher.

Sie waren immer gut und edel gegen mich, ich will Ihnen zeigen, dass ich es erkenne und vergelte.

III.

An seine Gattin.

Kirchschlag, am 15. November 1865.

Die größte Freude, welche Du mir zu dem heutigen Tage, dem Jahrestage unserer Vermählung, hättest machen können, hast Du mir durch Deinen Brief gemacht, welcher die Worte enthält, die Dir Dein Herz zur Erinnerung an jene Stunde eingab, in welcher wir den Ehebund für dieses Leben schlossen. Schönere, edlere, liebevollere Worte hätten nicht gesprochen werden können. Sie haben mich so gerührt und beglückt, dass ich Dir es gar nicht aussprechen kann. Ich sage Dir den innigsten, treuherzigster und heißesten Dank für Deine liebevolle, feierliche und fromme Gesinnung, und ich glaube außer dem Gebete zu Gott, das ich heute für Dich verrichtet habe, den Tag nicht besser ehren zu können, als dass ich Dir den Dank für Dein schönes Herz in diesen Zeilen ausdrücke. Ich habe eigens diesen Tag für die Darlegung meines Herzens bestimmt. Du wirst den Brief, in welchem auch ich Dir ein Erinnerungszeichen an diesen Tag sendete, erhalten haben. Du sprichst die Hoffnung aus, dass auch ich jetzt noch so denke, wie an jenem Tage. Wohl denke ich noch so, Alles ist auch mir noch klar und deutlich, wie es gewesen ist; aber mein Gefühl hat sich sehr geändert, es ist um vieles wärmer, anhänglicher und unauslöschlicher geworden, mit jedem Tage, seit dem wir verbunden sind, ist meine Liebe zu Dir gewachsen, und ich empfinde es, sie wird bis zu meinem Tode wachsen.

Wenn Du Gott anrufst, dass er uns noch eine Zeit vereint mit einander leben lassen möchte, so ist dies auch mein Anliegen an den allmächtigen Herrn des Himmels. Das Herz der theuren Gattin, das Herz des Gatten ganz sein nennen zu können, in einem Herzen sich einzig und ohne Ende geliebt zu wissen, ist doch das süßeste Glück dieser Erde, und alles, was man an Thaten und Gesinnungen sich unterfängt, ist doch zuletzt eitel Stückwerk und Flickwerk, sowie es zuletzt doch auch nur ein Stückwerk und Flickwerk sein wird, was ich in diesem Leben hervorzubringen gestrebt habe. Dass ich doch so viel Wert gehabt habe, dass Dein Herz mich so liebt, wird dereinst mein größter Schmuck vor dem Herrn sein. Lasse aber uns bei unseren Bitten an Gott immer zuletzt dazu setzen: „Dein, nicht unser Wille, Herr, geschehe." Was er über uns verhängt, ist zu unserem Heile, und ich empfinde an diesem feierlichen Tage recht lebhaft, dass meine lange Krankheit und unsere Trennung, womit uns der Vater im Himmel heimgesucht hat, auch zu unserem Heile ist. Ich werde Dir darüber eigens schreiben. Heute

setze ich sonst gar nichts mehr in diesen Brief, er schiene mir durch Alles, was man noch sagen könnte, entwürdigt. Nur eines füge ich bei, was sich ganz natürlich anschließt. Du sagst immer, Du könntest nicht schreiben, und schreibst mir einen Brief, den der erste Dichter unseres Volkes nicht schöner zu schreiben imstande wäre. Gezierter und geschraubter könnte er schreiben, wahrer und heiliger nicht. Du kennst überhaupt Deinen Wert nicht, wie ich Dir oft sagte; ich aber kenne ihn und ehre ihn. Und so habe Dank für das, was Du bist, und was Du für mich bist, ich drücke Dich im Geiste an mein treues Herz, und bin in Ewigkeit Dein Dich liebender Gatte.

Quelle: Briefe Ad. Stifter's herausgegeben von Joh. Aprent. Pest, Gustav Heckenast.

Johann Evang. Purkyně,

physiologischer Schriftsteller.

Joh. Evang. Purkyně gehört zu jenen stillen Genien, die in selbstloser Bescheidenheit ihre bedeutenden geistigen Kräfte nur der Erforschung der Wahrheit widmen. Gebürt ihm unter den hervorragendsten Pfadfindern auf dem Gebiete der physiologischen Wissenschaft neben Burdach, Walentin, Carus, Wagner u. a. ein Ehrenplatz, so überragte er alle durch die Vielseitigkeit seiner Bildung und namentlich durch seine gründliche Kenntnis der europäischen Sprachen und Literaturen, mit denen er sich neben seinen Berufsarbeiten emsig beschäftigte. Geboren am 17. December 1787 zu Libochovic bei Leitmeritz in Böhmen, wurde er nach dem Ableben seines Vaters als Chorknabe nach Nikolsburg geschickt, wo er nach Absolvierung der Gymnasialstudien in den Piaristenorden eintrat. Nach zurückgelegtem Noviziat in Altwasser wirkte er als Lehrer an der II. Grammatikalclasse in Strassnitz und später in derselben Eigenschaft in Leitmeritz. Hier beschäftigte er sich in freien Stunden mit der deutschen, vornehmlich der Fichte'schen Philosophie. Allein die abstracte Wissenschaft befriedigte ihn nicht. Sein reger Geist rang aus dem beengenden Düster der Klosterzelle nach Licht und Luft und wies ihn mit unwiderstehlichem Drange auf das Studium der Natur als der hauptsächlichsten Erkenntnisquelle der Wahrheit hin. So trat er denn 1815 aus dem Orden und begab sich nach Prag, wo er Philosophie und Medicin studierte und unter Ilg und Krombholz*) am anatomischen Institut, unter Fritze an der chirurgischen Klinik arbeitete. Schon damals beschäftigte er sich lebhaft mit der Physiologie und trug sich sogar mit dem Plane, in Blatna ein eigenes Institut zur ausschließlichen Pflege der Naturwissenschaften zu gründen. In dieser Zeit traf der preußische Stabsarzt Prof. Dr. Rust in Prag ein und bot Purkyně für den Fall, als er auf Kosten der preußischen Regierung die ausländischen Thierarznei-Institute besichtigen wollte, eine Professur an dem militärischen Thierarznei-Institute in Berlin an. Purkyně lehnte diesen ehrenvollen Antrag ab, weil ihm die medicinischen Prüfungen fehlten. Umso rascher holte er nun das Versäumte nach und erlangte 1818 mit der Inauguraldissertation: „Beiträge zur Kenntnis des Sehens in subjectiver Hinsicht" die Doctorwürde. Diese Schrift machte nicht nur in der Gelehrtenwelt bedeutendes Aufsehen, sie verschaffte ihm auch in hohem Grade die Gunst Goethes, der sich mit ähnlichen Problemen befasste. Als daher an der Breslauer Universität die Lehrkanzel für Physiologie erledigt wurde, versuchte er über besondere Aufforderung des Prof. Dr. Rust sein Glück, und wurde von dem preußischen Minister Altenstein gegen den Vorschlag der Breslauer medicinischen Facultät für die Stelle ernannt. Seinem bescheidenen, liebenswürdigen Benehmen gelang es bald, das Vorurtheil seiner nunmehrigen Collegen gegen den fremden Eindringling zu besiegen, und der „gutmüthige Österreicher" erfreute sich fortan der allgemeinsten Achtung und Verehrung.

Purkyně's Bedeutung als Physiolog liegt nicht allein in seinen bahnbrechenden Forschun-

*) Siehe Seite 199.

gen, sondern hauptsächlich darin, dass er zuerst die Wichtigkeit praktischer Anstalten für eine gedeihliche Entwicklung der Physiologie erkannte und die Gründung eines solchen Institutes in Breslau bei der preußischen Regierung durchsetzte. Diesen praktischen Instituten, die sich allmählich über ganz Europa verbreiteten, und in denen die angehenden Ärzte Hand und Auge bei ihren Studien gebrauchen lernten, verdankt die neue Physiologie ihre Entstehung. Bis dahin war sie fast nur eine belebte Anatomie; die angenommenen Theorien waren meist auf oberflächliche Beobachtungen gestützt und wurden rein dogmatisch vorgetragen. Die wissenschaftliche Erklärung der eigentlichen Lebensfunctionen an animalischen und vegetabilischen Organismen ist das Verdienst späterer Physiologen, eines Burdach, Walentin, Wagner, Carus u. a., welche die Functionen der einzelnen Organe einer eingehenden Untersuchung unterzogen und in den überraschenden wissenschaftlichen Ergebnissen ihrer Forschung die ersten grundlegenden Materialien für den systematischen Aufbau der Physiologie lieferten. An diesen Vorarbeiten war Purkyně in hervorragender Weise betheiligt. Er unterwarf unter andern das Vogelei von seiner Entstehung an durch alle Stadien seiner Entwicklung einer eingehenden Untersuchung und entdeckte am Dotter jenes Keimbläschen, aus dem sich der Vogelembryo entwickelt und das noch heute in der Gelehrtenwelt unter dem Namen „Purkyně'sches Keimbläschen" bekannt ist. Bahnbrechend waren seine Arbeiten über das Auge, indem er mittelst Bildern von Flämmchen das Auge untersuchen lehrte und die Gefäßvertheilung an der Netzhaut entdeckte. Neu war auch seine Entdeckung der Flimmerbewegung an den Schleimhäuten, die er auch an den serösen Häuten und am Gehirne nachwies und der Gelehrtenwelt zugleich mit Walentin zum erstenmal bekannt gab. Auf dem Congress der Ärzte in Prag trug er zuerst die weltbekannte Zellentheorie vor, zwei Jahre früher als Dr. Schwan, und er führte das animalische und vegetabilische Wachsthum auf die Ursubstanz der Zelle zurück, wobei er schon damals den wichtigen Unterschied zwischen dem animalischen Körnchen und der vegetabilischen Zelle scharf betonte. Bahnbrechend war auch seine Erklärung der physiologischen Function der Ganglienkörperchen, die er ebenfalls zuerst entdeckte, und weil sie in den Ganglienknoten des Nervus sympathicus die Hauptsubstanz bilden, Ganglienkörperchen nannte.

Umsomehr muss man sich wundern, dass Purkyně neben seiner Berufsthätigkeit, die ihn vollauf in Anspruch nahm, noch Zeit und Muße fand für die Pflege der schöngeistigen Literatur. Neben vielen gelehrten Anzeigen und Recensionen in „Hennig's Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" über die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der slavischen Literaturen, übersetzte er Schiller's Gedichte und Tasso's „Befreites Jerusalem" ins Čechische, und Čelakovský's „Echo čechischer Volkslieder" ins Polnische, und war überhaupt bestrebt, eine bessere Kenntnis über Böhmen und die literarischen Bestrebungen des čechischen Volkes durch Vorträge in der „philomathischen Gesellschaft" in Deutschland zu verbreiten. Purkyně blieb eben auch in der Fremde ein treuer Sohn seiner Nation, deren Ringen und Kämpfen nach literarischer Selbständigkeit er mit der wärmsten Theilnahme begleitete und zu deren endlichem Siege er sein redlichstes beitrug. Wenn daher mit zunehmendem Alter seine Sehnsucht nach der Heimat immer mächtiger wurde, so entsprang diese nicht allein dem rührenden Zuge des menschlichen Herzens, die Stätte, wo sich das kindliche Auge zum erstenmale der Herrlichkeit der Welt erschloss, wo die süßen Laute der Muttersprache zum erstenmale an das Ohr schlugen, wo die Erinnerung an die unschuldigen Spiele der Kindheit und die liebliche Traumwelt der Jugend weilt, wieder zu schauen, sondern dem edlen Streben, mitten unter seinen Stammesgenossen und mit diesen vereint an der Wiedererweckung seines Volkes mitzuarbeiten. Auch dieser Wunsch wurde erfüllt. Er erhielt 1850 die Lehrkanzel für Physiologie in Prag, wo er neben Čelakovský, seinem ehemaligen Collegen in Breslau, und anderen Koryphäen der čechischen Wissenschaft eine segensreiche wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete, bis er am 28. Juli 1869 das nimmermüde Forscherauge, das soviel Licht über das Dunkel der physiologischen Wissenschaft verbreitet hatte, für immerdar schloss.

Trotz seiner Bescheidenheit wurde Purkyně's Name weltberühmt. Es gab keine Akademie, keine mediciniſche Corporation, die ihn nicht zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Goethe

selbst, den er in Weimar besuchte, und mit dem er im intimsten Verkehr eine ganze Woche verlebte, überhäufte den „verwandten Geist“ mit Beweisen seiner Gunst. Wenn gleichwohl manche seiner Entdeckungen unbekannt blieb, und in England und anderwärts neu entdeckt werden muſste — so z. B. die Bildung des Rosenschimmers im Auge beim Gebrauche von Digitalin — so lag der Grund darin, daſs er seine wissenschaftlichen Entdeckungen in wenig zugänglichen deutschen, čechischen und polnischen Fachblättern veröffentlichte, oder in lateinischen Dissertationen, die nicht einmal in den Buchhandel kamen, begrub, hauptsächlich aber in dem Charakter des großen Mannes, der, jeder Reclame abhold, in seiner Bescheidenheit das nothwendigste unterließ, um sich den Ruhm seiner Arbeit zu sichern.

Franz Schmied.

Leopold II., Großherzog von Toscana.*)

Wer von den Apenninen herniedersteigt in die fruchtbare von einer Hügelkette umgebene toscanische Ebene, wer diesen „Garten Italiens“ durchstreift und all' die blühenden Städte mit ihren reichen Kunstschätzen durchwandert, der wird immer und immer wieder an die großen Fürstengeschlechter der Mediceer und Habsburg-Lothringer erinnert werden, die hier geherrscht und den Grund zum Aufblühen wie zu der segensreichen Entwicklung dieser Landschaften gelegt haben. Ihr Andenken lebt unvergessen im Volke fort und jene, welche die gute alte Zeit der letzten Großherzoge noch erlebt haben, wissen nicht genug des Rühmenswerten von den Wohlthaten ihrer Regierung zu erzählen und erinnern sich wehmuthsvoll des Wohlstandes, dessen sich das Land damals erfreut. Erzherzog Leopold wurde am 3. October 1797 in Florenz als der Sohn des Großherzogs Ferdinand III. und der Großherzogin Maria Ludovica, Tochter des Königs Ferdinand I. beider Sicilien geboren. Die Erziehung, die Großherzog Ferdinand III. diesem zum Thronfolger bestimmten Sohne angedeihen ließ, war hervorragenden Erziehern und Lehrern anvertraut und hatte zum Ziele, ihn zu einem weisen und gerechten Fürsten zu machen. Wie wohlthätig es für die Zukunft ist, wenn der gute Keim im Geist und Gemüth derer, die einst zum Herrschen bestimmt sind, bei Zeiten richtig gepflegt wird, das sehen wir an dieser ganzen Dynastie, bei welcher von der Zeit ihres Gründers und des Großherzogs Peter Leopold I. angefangen bis auf den heutigen Tag, die sorgfältigste und gewissenhafteste Erziehung der Prinzen, sozusagen ein Regierungsprincip und Hausgesetz bildete. Leopold II. verbrachte seine Jugend zuerst in Florenz und Wien, später in Salzburg und Würzburg, in welch' letzteren beiden Städten sein Vater während der durch Napoleon I. geschaffenen Umwälzungen als Kurfürst von Salzburg und als Großherzog von Würzburg regierte. Sechsundzwanzig Jahre alt, folgte Erbgroßherzog Leopold seinem Vater Ferdinand III. nach dessen am 18. Juni 1824 eingetretenen Tode auf dem toscanischen Throne. Mit vollem Eifer wendete er sich der Regierungsthätigkeit zu und fand seine Erholung in stets erneuerter Arbeit. Von religiösem Sinne erfüllt, dabei wie seine Vorfahren tolerant, ließ er sich ohne dringende Nothwendigkeit zu keinen Änderungen in dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat bestimmen. In seinen Mußestunden verlegte er sich auf Physik und Technologie und las die classischen Autoren Italiens, sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der Werke Galilei's und Lorenzo's des Prächtigen widmend. Von den Gedichten des Letzteren ließ er im ersten Jahre seiner Regierung eine prachtvolle Ausgabe veranstalten, worauf er von der Akademie der Crusca in die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen ward. Später ward auf seine Veranlassung und mit seiner kräftigen Unterstützung auch eine Gesammtausgabe der Werke Galilei's veranstaltet. Man kann hieraus ersehen, daſs die soeben auf König Humbert's

*) V. E. I. 607. II. 755, 886—88, 922.

Veranlassung in Vorbereitung befindliche Veröffentlichung von Dante's göttlicher Komödie in neuerer Zeit nicht die erste Äußerung des Interesses italienischer Fürsten für die vaterländische Literatur ist und dass schon lange vorher die Herrscher aus dem Hause Habsburg-Lothringen in ihren italienischen Ländern mit ähnlichen Beispielen vorhergegangen sind. Auch in diesem Zuge, wie in so vielen anderen, zeigt es sich, dass Großherzog Leopold in seinem Herzen Toscaner war, wiewohl nicht so ausgesprochener Florentiner, wie sein im Lande aufgewachsener Vater. Es wird ihm nachgerühmt, dass er wie wenige Fürsten sein Land jeden Fuß breit gekannt habe und dass wenige wie er die Lage, die Bedürfnisse, das Wohl und Wehe des Volkes mit gleicher Sorgfalt erwogen hätten.

Die Stellung der toscanischen Fürsten war seit dem Jahre 1820, da der Geist der Revolution die apenninische Halbinsel unablässig durchwehte, eine schwierige. Aber gerade in jenen bewegten Tagen zeigte sich in Toscana die Haltung der Fürsten, des Vaters wie des Sohnes, im glänzendsten Lichte. In der Förderung des Gemeinwohles und des Fortschrittes im besten Sinne, lag die sicherste Bürgschaft gegen die aufgeregten Leidenschaften des Volkes. Als infolge der Pariser Juli-Revolution die Bewegung in Modena, Parma, und Bologna zum Ausbruche kam, ward das glückliche Toscana von derselben nicht ernstlich berührt. Unter den Ministern des Großherzogs Leopold II. nahm Graf Fossombroni, der die Verwaltung des Landes durch 30 Jahre geleitet, die erste Stelle ein. Seine langjährige Erfahrung, reiche Kenntnisse und erprobte Charakter-Eigenschaften befähigten ihn in hervorragender Weise zu seinem schwierigen Amte. Großherzog Leopold hatte ihn darin bei seinem Regierungsantritt bestätigt und die Leitung des Finanzwesens dem Advocaten Campini überwiesen. Der Verwaltungs-Organismus war unter Großherzog Leopold II. derselbe, wie unter seinem Vater. Auch ihm verdankt das toscanische Volk zahlreiche Reformen, wie z. B. die Aufhebung der



Leopold II., Großherzog von Toscana.
Nach einem Kupferstiche. E. Eichens, gez. 1831. P. Toschi sc. 1833.

Fleisch- und Schlachthaustaxe auf Grund der Principien der Gewerbefreiheit; ferner die Herabsetzung der Grundsteuer um den vierten Theil; dann eine Reform der Gefängnisse mit ermäßigter Anwendung der Einzelnhaft und der Bildung einer Gesellschaft zur Besserung und Beschäftigung entlassener Sträflinge. Auch die Gendarmerie, die Carabinieri, wurden 1845 nach dem Muster der französischen neu geschaffen. Die ökonomischen Reformen,

bei denen sich der Großherzog das Beispiel seines Großvaters Peter Leopold I. vor Augen hielt, wurden durch die günstige Finanzlage des Landes wesentlich gefördert. Ermäßigung der Steuern und freie Concurrenz in Handel und Gewerben, waren hiebei die leitenden Grundsätze. 1835 wurde letzterer Grundsatz auch auf die Eisenindustrie angewendet und der Staat behielt sich nur das Salz und Tabakmonopol vor. Einen lebhaften Aufschwung nahm auch die Kupfergewinnung in den Werken von Monte-Catini, Montieri und Rocca Federighi, sowie die Gewinnung von Alaun und Borax, welch' letztere einen ganz neuen Industriezweig bildete. — Die Vollendung der Bonification des Chianathales, sowie die hydraulischen und Urbarmachungs-Werke in den Maremmen, die der Großherzog fast alljährlich besichtigte, wären schon allein genügend, ihm für alle Zeiten ein dankbares Andenken im Lande zu sichern. Binnen fünfzehn Jahren erhoben sich auf dem entsumpften Boden 453 Häuser und 62.768 Joch betrug der Gewinn an Ackergrund, der dem Getreidebau, sowie der Anpflanzung von Weinreben, Olivenbäumen und Maulbeerbäumen nutzbar gemacht wurde. Demzufolge wies auch die Seidenindustrie eine neue Blüte auf. Bei aller Sorge für den Ackerbau wurde auch die Pferde- und Schafzucht nicht vernachlässigt. Gleichzeitig ward das Straßennetz Toscanas bedeutend erweitert, wodurch dem Verkehr neue Wege nach der Lombardei, dem mittelländischen und adriatischen Meere erschlossen wurden. Dem Großherzog Leopold II. verdankt Toscana die erste Eisenbahn von Pisa nach Livorno, welche 1844 eröffnet wurde, worauf dann bald weitere Strecken dem Verkehr übergeben wurden. Früher als alle italienischen Staaten besaß Toscana u. z. schon 1847 den elektrischen Telegraph. Von den toscanischen Städten hat namentlich Livorno diesem Fürsten außerordentlich viel zu verdanken. Er hat sowohl für die Assanierung, wie für die Vergrößerung und Verschönerung dieser Hafenstadt große Opfer gebracht. Die bedeutende Ausdehnung des Hafens, der jetzt zu einem der besten Italiens gehört, ist sein Werk.

Aber auch die Wissenschaft fand in Großherzog Leopold II. einen mächtigen Beschützer, der durch die Reorganisation der Universitäten Pisa und Siena und durch Berufung von berühmten Gelehrten aus allen Theilen Italiens, auf die neugeschaffenen Lehrkanzeln das Studienwesen in ersprießlichster Weise förderte. — Die Expeditionen in ferne Länder, die man in unseren Tagen auch in Italien veranstaltet, waren in Toscana schon vor vielen Jahrzehnten erfolgreich durchgeführt worden und wenn man bedenkt, dass der Großherzog in seinem begrenzten Staatsgebiete über weit geringere Mittel verfügte als dies heute im Königreiche der Fall ist, so muss man den wissenschaftlichen Forschungsreisen, die auf seine Anregung von Rossellini und Raddi nach Egypten und Nubien unternommen wurden, alle Anerkennung zollen. Auch die im Jahre 1851 von dem Botaniker Parlatore unternommene Reise nach den nördlichen Polargegenden, geschah im Auftrage und mit Unterstützung Leopold II., der schon zehn Jahre früher bei dem in Florenz zusammengetretenen, glanzvollen wissenschaftlichen Congresse mit dem verdienten Beinamen „der Große" begrüßt wurde. Im Jahre 1839 war die erste italienische Versammlung dieser Art in Pisa eröffnet worden, bei welchem Anlasse die durch die Munificenz des Großherzogs vom Bildhauer Demi*) geschaffene Statue Galilei's feierlich enthüllt wurde. Die hohen Verdienste, welche sich der Großherzog um das geistige Leben und den Wohlstand seines Landes erwarb, fanden in anerkennenden Äußerungen der bedeutendsten literarischen Größen der damaligen Zeit ihre Würdigung. So sagte der berühmte englische Nationalökonom Cobden 1847 bei einer Bankettrede: „Ich bereise nun seit 8 Monaten fast alle Länder Süd-Europas und muss bekennen, dass ich den Zustand des toscanischen Volkes vorzüglicher finde, als jenen aller anderen von mir besuchten Völker." Ähnlich lautete das Urtheil Lamartine's, den der Großherzog in seinen nächsten Umgang gezogen hatte und der Toscana mit einer „glücklichen Oase" verglich. — — Aber die besten Absichten dieses weisen Herrschers vermochten das Land nicht von den Stürmen zu bewahren, welche die Pariser Februar-Revolution

*) Dieser tüchtige Bildhauer hat auch die Statue des Großherzogs Leopold II. geschaffen, welche die dankbare Stadt Livorno ihrem Herrscher für den Ausbau des Hafens 1841 gesetzt hat. A. d. H.

entfesselt hatte. Nachdem er infolge der Abdankung des Herzogs Karl II. gemäß der Wiener Congressacte, von Lucca Besitz ergriffen und Fivizzano an Modena, Pontremoli an Parma abgetreten hatte, brach die Bewegung in Toscana los. Die liberale Constitution, die hier schon vor etwa einem Jahre vom Großherzog proclamiert worden, bestimmte die abgetretenen Gebiete, ihren Anschluss an Toscana zu erklären, was schließlich von der Regierung genehmigt wurde. Dem Drucke der Volksströmung nachgebend, musste sich diese dem Kriege Sardiniens gegen Österreich anschließen. Weder der Erlass eines neuen Pressgesetzes, noch die Schaffung eines Cultus- und Unterrichtsministeriums und die Eröffnung der Kammern konnten die revolutionäre Partei vollständig zufriedenstellen. Als darauf das neue Ministerium Capponi die Zügel etwas straffer anzog, kam es in Livorno zum offenen Aufstande, an dessen Spitze sich Guerazzi stellte und wobei ein Theil des Militärs gemeinsame Sache mit dem Volke machte. Diese Bewegung fand ihren Rückschlag auch in Florenz, wo die demokratische Partei von dem Großherzog ein Ministerium Montanelli-Guerazzi zu erzwingen wusste. Die nun am 10. Jänner 1849 zusammengetretenen neuen Kammern sprachen sich für Fortsetzung des Krieges mit Österreich und für Berufung einer italienischen Nationalversammlung nach Rom aus. Bald darauf verließ der Großherzog, der überhandnehmenden Anarchie weichend, Florenz und begab sich nach Gaëta, während in Toscana nun eine Dictatur Guerazzi's platzgriff. Aber nicht umsonst hatte sich Leopold II. die Herzen seiner Toscaner zu gewinnen verstanden und das Andenken an die vielen Wohlthaten, die er seinem Volke erwiesen, konnte zwar vorübergehend getrübt, doch niemals gänzlich ausgelöscht werden. Als sich die Mehrheit der Florentiner Bevölkerung ihrer Verblendung bewusst ward, erhob sie sich zu einer Gegenrevolution für den geliebten Fürsten und errang mit Hilfe der herbeigezogenen Truppen und Nationalgarden einen so raschen Sieg, dass die ungesetzliche Herrschaft schon am 11. und 12. April 1849 gestürzt war. Bald verbreitete sich diese Bewegung auch über das Land und nun wurde eine Deputation an Leopold nach Gaëta entsendet, die ihn zur Rückkehr in die Hauptstadt einladen sollte. Der Großherzog ernannte darauf den General Serristori zu seinem außerordentlichen Commissär und berief ein neues Ministerium unter dem Vorsitze Baldasseroni's. Von den Städten leistete nur noch Livorno Widerstand, welcher jedoch durch die dem Großherzog zur Unterstützung gesandten österreichischen Truppen, die einer Militärconvention zufolge in Toscana einzogen, bald besiegt wurden.*) Bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt zeigte sich Leopold II. wie immer als der milde, liebevolle Vater und erließ eine Amnestie, in der er großmüthig jede Beleidigung verzieh.

Nun widmete sich der Großherzog ganz der Aufgabe, die durch die Revolution zugefügten Schäden wieder gut zu machen und wenn sich nun nach der Anarchie, welche die bestehende Ordnung unterwühlt hatte, eine reactionäre Strömung geltend machte, so lag dies nur in der Natur der Dinge. Mit dem päpstlichen Stuhl wurde ein Concordat abgeschlossen und durch Decret vom 8. Mai 1852 die Achtundvierziger Februar-Verfassung aufgehoben.

Im Frühjahr 1855 verließen die österreichischen Truppen das Land und die nächsten Jahre wurden ausschließlich der Hebung der materiellen Verhältnisse des Großherzogthums und organisatorischer Thätigkeit gewidmet. Letztere betraf sowohl die Communal- wie die Militär-Gesetzgebung, die Errichtung technischer Fachschulen, das Eisenbahnwesen, die Veranstaltung von Ackerbau-Ausstellungen, den Abschluss von Schiffahrtsverträgen, die Reform des elementaren und höheren Unterrichts u. a. m.

Als es im Jahre 1859 zum Kriege zwischen Österreich und Frankreich kam, ver-

*) Der berühmte 1860 verstorbene französische Soldatenmaler Raffet, welcher sich 1849 einige Zeit im Hauptquartier Radetzky's aufhielt und mit unsern Truppen nach Modena und Toscana zog, erzählt in seiner von dem bekannten Raffet Sammler Veraldi herausgegebenen Tagebüchern von der Begeisterung, mit welcher die Bevölkerung dieser Länder die kaiserlichen Truppen begrüßte. In Pisa sah er die Bauern die Freiheitsbäume niederhauen und das Land widerhallte von dem Rufe: „Viva Leopoldo secondo“ Ja die Pisaner entwaffneten sogar eine Abtheilung herbeigezogener aufständischer Livorneser und überbrachten deren Gewehre auf die österreichische Hauptwache. (Nach dem Fremdenblatte Wien, 28. April 1892.) A. d. H.

weigerte Großherzog Leopold den Anschluss an Sardinien, worauf in Florenz ein Aufstand ausbrach, der den Großherzog veranlasste, das Land zu verlassen, dem er sein bestes Wollen und sein werkthätiges Wirken geweiht hatte. In Florenz ward inzwischen eine provisorische Regierung gebildet, die den König Victor Emanuel von Sardinien zum Dictator ausrief, der zwar die Dictatur ablehnte, aber das Protectorat über Toscana übernahm. Am 21. Juli 1859 dankte, nachdem er den Antrag, die Romagna mit dem Sitze in Bologna als Entschädigung für Toscana mit Entrüstung zurückgewiesen hatte,*) Leopold zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Erbgroßherzogs, ab, der den Namen Ferdinand IV. annahm, begab sich zuerst nach Wien, verweilte einige Zeit in Vöslau und zog sich dann in das Privatleben auf seine Domänen in Böhmen zurück, wo er in dem Städtchen Brandeis und öfter auch in Schlackenwerth,**) umgeben von der liebevollen Pflege seiner Familie, in stiller Abgeschiedenheit lebte und nun in diesem engbegrenzten Kreise so viele Wohlthaten übte, dass er sich bald die Liebe und Verehrung der schlichten Einwohner gewann.

König Victor Emanuel, der 1861 die Autonomie Toscanas aufhebend, dasselbe dem neuen Königreich Italien einverleibte, musste, als er seinen Einzug in Florenz hielt, sich in seinem Gewissen doch durch die Erinnerung beunruhigt fühlen, dass in dem nahegelegenen Palaste Poggio Imperiale, in dem er seine Sommer-Residenz aufschlug, der Großherzog, den er von hier verdrängt, ihm einst das Leben gerettet hatte. Großherzog Leopold II. theilte eben mit so vielen bedeutenden, wahrhaft großen Männern das Geschick, für die edlen Thaten seines Herzens schließlich Undank zu ernten. Wie sein Volk die zahlreichen Segnungen, die es von ihm und seinen Vorgängern erfahren, im Taumel der nationalen Bewegung vergaß, so schien auch bei dem neuen Herrscher jenes Ereignis aus seiner Kindheit, das für seine Erhaltung bestimmend gewesen, wie aus dem Gedächtnisse getilgt zu sein. Es war im September des Jahres 1822 und Victor Emanuel, damals $1^1/_2$ Jahre alt, befand sich mit seiner Mutter Prinzessin Maria Theresia*) im großherzoglichen Schlosse Poggio Imperiale. Das Kind schlief in einer Wiege, als dessen Amme Theresia Rocca den dünnen Bettvorhängen mit einer brennenden Kerze zu nahe kam, so dass dieselben Feuer fiengen. Alle Bemühungen der erschrockenen Frau, die Flammen zu ersticken, wobei sie sich lebensgefährliche Brandwunden zuzog, blieben erfolglos. Auf ihren Hilferuf eilte der im Garten weilende Erbgroßherzog Leopold herbei und riss das Kind aus der brennenden Wiege, während der ihm folgende Lakai Mariotti der Amme beisprang, welche nach einigen Wochen unter qualvollen Schmerzen den Brandwunden erlag. Prinz Victor Emanuel erlitt Dank dem raschen Eingreifen seines Oheims nur eine Brandwunde an der Hand und an der linken Brustseite. Zur Erinnerung an dieses Ereignis ließ der Minister Baron Ricasoli im Jahre 1860 in dem betreffenden Gemache eine Gedenktafel mit folgender Inschrift anbringen:

MDCCCXXII.
Qui
Vittorio Emanuele di Savoia
ancora fanciullo
Minacciato nella vita da improvviso incendio
La generosa divozione della nutrice
Con sacrificio di sè
Serbava
Ai futuri destini d'Italia.

*) Siehe die in Florenz erschienene Zeitung „Il Giorno“ vom 30. Jänner 1883, deren obiger Mittheilung keinerlei Widerlegung folgte, obwohl derselben auch noch die Behauptung beigefügt war, dass einige der Antragsteller noch als Abgeordnete in Monte Citorio in Rom säßen. A. d. H.

**) Großherzog Leopold nahm auch die Wahl zum Bürgermeister von Schlackenwerth an und gab damit wohl den schönsten Beweis seiner bürgerfreundlichen Gesinnung. Er übte aber auch die damit verbundenen Pflichten und erschien wohl auch als Vorsitzender im Gemeinderathe. Im Vereine mit seiner frommen, edlen Gemahlin Großherzogin Maria Antonia errichtete er für diese Stadt wieder das seither neuerlich aufgelassene Piaristen-Gymnasium zum größten Theile auf eigene Kosten und aus freiwilligen Beiträgen erlauchter Verwandten, worunter der ihm auch durch milden Sinn, einfaches, schlichtes Wesen und Liebe zu den Wissenschaften geistig nahestehende Schwager Kaiser Don Pedro II. von Brasilien und dessen Gemahlin Kaiserin Maria Theresia, Schwester der erwähnten Großherzogin sich befanden. A. d. H.

*) Sie war die Schwester des damaligen Erbgroßherzogs Leopold II. und seit 1817 mit Karl

Wie man sieht, gedenkt diese Inschrift mit keinem Worte der rettenden That des jungen Erbgroßherzogs.

Leopold II. hatte sich zweimal vermählt; am 16. November 1817 mit Maria Anna Karolina, die zugleich die ältere Schwester seiner Stiefmutter der Großherzogin Maria Ferdinanda war. Letztere war nämlich die zweite Gemahlin des Großherzogs Ferdinand III. und wurde ihm erst 1821 angetraut. Diese beiden Prinzessinnen waren die Töchter des königlichen Prinzen Maximilian von Sachsen, der 1830 auf den sächsischen Königsthron verzichtet hatte.

Aus der ersten Ehe des Großherzogs Leopold entstammten zwei Töchter, von denen die jüngere im Jahre 1864 gestorbene Prinzessin Ferdinande, *) die Gemahlin des gegenwärtigen Prinz-Regenten Luitpold von Bayern war. Nach dem im Jahre 1832 erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich der Großherzog mit Maria Antonia, Tochter des Königs Franz I. von Sicilien. Dieser glücklichen Ehe entstammten vier Söhne: Ferdinand IV. Großherzog von Toscana und die Erzherzoge Karl Salvator, (in Wien am 18. Jänner 1892 gestorben), Ludwig Salvator und Johann Nepomuk, (als Johann Orth verschollen), dann zwei Töchter: Maria Isabella, vermählt mit dem königlichen Prinzen Franz Grafen von Trapani und Maria Louise, vermählt mit Karl Victor Fürsten zu Isenburg-Birstein. Gegen Ende des Jahres 1869 begab sich Leopold II. mit seiner Gemahlin nach Rom, wo er erkrankte und bald darauf, 29. Januar 1870, seine edle Seele aushauchte. Papst Pius IX. wohnte persönlich dem Trauergottesdienste für den hohen Verewigten bei, der seinem Wunsche gemäß in der heiligen Apostelkirche beigesetzt wurde, wo ihm sein Sohn Ferdinand IV. mit seinen Brüdern ein dieses hochherzigen, von seinem Volke als Vater und Wohlthäter verehrten Fürsten würdiges Denkmal setzen ließ. Sein Andenken ward in vielen warmen Nachrufen gefeiert, in denen nicht nur hervorgehoben wird, wie er den Wohlstand und die geistige Cultur Toscanas gehoben, sondern wie er in wahrhaft väterlicher Weise auch an den Leiden der Bevölkerung theilgenommen; sei es bei den Überschwemmungsgefahren, denen Florenz ausgesetzt war, sei es bei der Choleragefahr oder bei Erdbeben, von denen das Maremmengebiet und die Pisaner Hügelkette heimgesucht wurden. Ein Held des Wohlthuns (l'eroe della carità) wird er in einem dieser Nachrufe genannt und ein Rückblick auf sein ganzes Leben zeigt, wie zutreffend dieser Ausdruck gewählt ist. Die edlen Eigenschaften des Vaters und der vielgeprüften, noch in voller Rüstigkeit lebenden Mutter haben sich auf die Kinder vererbt und auch die freundliche Erinnerung an das toscanische Stammland lebt in ihnen ungeschwächt fort, wenn sie auch schon lange von diesem blühenden Lande getrennt sind. Zahlreich sind die Wohlthaten, die Großherzog Ferdinand IV. noch aus der Ferne Armen und Bedrängten in Toscana angedeihen läßt; mit regem thatkräftigen Interesse verfolgt er die Entwicklung der dortigen Künste, wie die Förderung, die er dem Bildhauer Dupré und an den Künstlern und Schriftstellern bewiesen, sowie die reiche Spende für den Ausbau der Florentiner Domfaçade und viele andere Acte der Municifenz darthun.

Dr. Konrad Ritter von Zdekauer.

Albert, späterem König von Sardinien, vermählt. Letzterer hatte wegen seiner Theilnahme an der Revolution im Jahre 1821 aus Piemont fliehen müssen und fand bei seinem Schwiegervater Großherzog Ferdinand III. in Florenz mit seiner Familie gastliche Aufnahme und vollen Schutz. A. d. H.

*) Siehe Seite 369.

Der verabschiedete Landsknecht. *)
(Fürst Friedrich Schwarzenberg.)

„Causa victrix Diis placuit sed victa Catoni.“**)

Eine der unstreitig interessantesten und edelsten Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit war der älteste Sohn des Siegers von Leipzig: Fürst Friedrich Schwarzenberg oder wie er sich nannte: „Der verabschiedete Landsknecht.“ Geboren zu Wien am 30. September 1799 — war sein erster Erzieher ein früherer Wallonen-Officier, — sein erster Reitlehrer ein zerschossener Uhlane. — Unter dem Donner der Kanonen von Aspern, Wagram, Leipzig, Hanau und Brienne verfloss seine erste Jugend, und im Herbste 1816 trat der junge Fürst als Cadet in seines Vaters Regiment, — Schwarzenberg-Uhlanen Nr. 2 — einer Truppe ein, die an den glänzendsten Ruhmes-Erinnerungen stets überreich war, 1818 wurde er Lieutenant in dieser ebenso tapfern als glänzenden Reiterschar. Als Oberlieutenant von Erzherzog Ferdinand-Husaren Nr. 3 machte er 1821 den Feldzug gegen die neapolitanischen Insurgenten mit, und wohnte dem Angriffe auf San Germano bei. — 1824 bis 1828 Escadrons-Commandant, bei Preußen-Husaren, rechnete er diese in Ober-Ungarn verbrachte Dienstzeit zur angenehmsten, liebte seine Husaren, sorgte für sie, — und empfieng eine besondere Vorliebe für Ungarn und dessen Volk. 1828 zum Major bei Hohenzollern-Chevauxlegers befördert, kam er noch nach Galizien. Die Einförmigkeit des alltäglichen Garnisons-Dienstes bot dem aufstrebenden Kriegergeiste des thatendurstigen Fürsten nur wenig Reiz, und so begab er sich im Mai 1830 mit Allerhöchster Bewilligung nach Frankreich, um sich als Freiwilliger dem französischen Expeditionsheere des Marschalls Grafen Bourmont unter dem Lilienbanner der legitimen königlichen Dynastie anzuschließen. Hier machte Fritz Schwarzenberg die Gefechte von Staouli, Sidikalif, die Belagerung von Sultan Kalassi, sowie die interessante Expedition nach Belida am kleinen Atlas mit, während welch' letzterer er als Freiwilliger mit den Voltigeurs des 37. Linien-Regimentes zu Fuß, deren Muth aneifernd, mit Auszeichnung focht, und sich das Kreuz der Ehrenlegion erwarb. Das Klima Afrikas erschütterte die Gesundheit des Fürsten, er verließ die Armee und kehrte nach Paris zurück. Auf der Überfahrt erhielt er die Nachricht von der Juli-Revolution, dem Sturze der Bourbons in Frankreich und der Erwählung des Bürgerkönigs Ludwig Philipp von Orléans. Anfangs 1832 nach Wien zurückgekehrt, quittierte er mit Oberstlieutenants-Charakter, und unternahm 1835 eine große Reise in der Levante und nach Kleinasien. — Als in Spanien Don Carlos die Fahne des legitimen Königthums aufhisste, begab sich im Frühjahr 1838 Fürst Fritz Schwarzenberg über Paris und Bayonne unter Beschwerden und manchem Abenteuer über die Pyrenäen nach Spanien, machte als Oberst im Estate-Major mehrere Streifzüge in den Bergen und Thälern von Navarra, ebenso eine Expedition über den Ebro mit, erhielt später das Ernennungspatent zum Brigadier, und kehrte im Frühjahre 1839 in die Heimat zurück, wo er sich auf sein Gut Maria-Thal, ein ehemaliges Kloster, nächst Pressburg, zurückzog und sich auch oft „den letzten Mönch von Maria-Thal“ nannte. Bei Ausbruch des polnischen Aufstandes 1846 eilte er nach Galizien, und bot seinen Degen dem Erzherzoge Ferdinand d'Este, seinem alten Gönner an; ein Jahr später 1847 focht der Landsknecht im kleinen Heere des Sonderbundes, bei der Expedition gegen Airolo und bei Gislikon; während des Krieges 1848 in Italien plänkelte der „alte Guerillero“ als einfacher Landesschütze in der Wiltauer Compagnie der treuen tapferen Tiroler im Chiuse-Thal gegen die italienischen Insurgenten, später war er im Hauptquartiere Radetzky's in Mailand, und im Sommerfeldzuge 1849 kämpfte Schwarzenberg als Ordonnanz-Officier des FZM. Baron Haynau bei Raab, Komorn und Puszta-Harkály. — Der öster-

*) B. E. II. 716, 786, 1049.

**) Die siegreiche Sache gefiel den Göttern, die unterliegende aber dem Cato. (Lucanus.)

reichische eiserne Kronenorden III. Cl. und das Militär-Verdienstkreuz waren die Anerkennung seines Kaisers. — Ende 1849 beim Militär- und Civil-Gouvernement in Mailand zugetheilt, trat Fürst Fritz Schwarzenberg im März 1851 mit General-Majors-Charakter aus der Armee aus. — 1859 bei Ausbruch des Feldzuges gegen die Franco-Sarden bot er abermals seine Dienste an. — Doch der Friede von Villafranca hinderte die Ausführung seines Vorhabens. 1866 bereits ein kranker und gebrochener Mann, der nicht mehr sein erprobtes Ritterschwert führen konnte, reichte der Fürst einen meisterhaften Plan über Organisation und Verwendung des Landsturmes dem Kriegsministerium ein. Die letzte militärische Feierlichkeit, der er ganz gebrochen beiwohnte, war die Enthüllung des Denkmals für seinen Vater, — des unsterblichen Siegers von Leipzig (am 20. October 1867). Am 6. März 1870 um 6 Uhr morgens erlag Fürst Friedrich Schwarzenberg in seiner Wohnung zu Wien seinem längeren schmerzlichen Leiden, und ein edles, warmes, für alles Hohe begeistertes Herz hatte zu schlagen aufgehört. Aber nicht allein den Degen, sondern auch die Feder hat mit gleicher Gewandtheit der verabschiedete Landsknecht geführt. Seine Rückblicke auf Algier beginnen den literarischen Reigen, diesen folgen die Reisefragmente aus der Levante, das Wanderbuch des verabschiedeten Landsknechtes, sechs Fascikeln der antediluvianischen Fidibus-Schnitzeln und endlich 1862 zwei Fascikeln postdiluvianischer Fidibus-Schnitzeln! — Wir haben uns hier in möglichster Kürze gefasst; wer diese letztgenannten Schriften kennt oder liest wer seine kriegerischen Thaten und deren, Ursache vorurtheilsfrei würdigt, wird wohl begreifen, dass dieser echte Ritter im edelsten Sinne des Wortes in eine Zeit, in der die materialistische Richtung sich immer mehr zur Geltung zu bringen sucht, — in der so häufig wohlklingende Worte den Mangel an Gehalt und Thatkraft verhüllen, dagegen uneigennütziges Streben, wahre Begeisterung und Hingebung an eine gerechte, wenn auch augenscheinlich schon verlorene Sache nur zu oft Spott und Hohn begegnen, — nicht mehr passen konnte, aber „der verabschiedete Landsknecht," obgleich sich dessen wohl bewusst und an traurigen Erfahrungen gereift, blieb sich und seinen inneren Gesinnungen unwandelbar treu, kämpfte stets mit offenem Visier, ein historischer Markstein an Ehre und Ritterlichkeit — bis er der Welt, die ihn so oft verkannt und so wenig gewürdigt hatte, für immer Lebewohl sagte.

Andreas Graf Thürheim.

Josef Freiherr v. Eötvös von Vásáros-Námény,

Staatsmann, Dichter, Philosoph.

Aus dem Chaos des oligarchischen ungarischen Staatswesens der Dreißiger Jahre erhoben sich gegen Ende derselben, Leuchtthürmen gleich, zwei hehre staatsmännische Gestalten. Die Leuchte ihres patriotischen Opfermuthes, ihrer politischen Weisheit ergoss sich weithin über die Gefilde ihrer Heimat, und sie ist nicht erloschen, ohne der herrschenden Classe das Elend des Landes und des Volkes zum Bewustsein gebracht, ohne ihr die Bahn gewiesen zu haben, auf der Ungarn zur Höhe einer Culturnation emporgestiegen ist. Der eine dieser Männer proclamierte als das Mittel zur Verwirklichung seines stolzen Wortes: „Ungarn ist nicht gewesen, sondern wird erst sein" die wirtschaftliche Arbeit; sein Name ist Stephan Graf Széchényi;*) der zweite schrieb das goldene Wort der Humanität auf seine Fahne; er hieß Josef Baron Eötvös.

Monumente aus Erz, welche die dankbare Nation diesen Männern in der ungar. Hauptstadt errichtet hat, unvergängliche Thaten und die Feder berufener Geschichtsschreiber verkünden ihren Ruhm. Der schwache Versuch, im engen Rahmen einiger Blätter das segensreiche Wirken dieser Männer zu charakterisieren, kann nur darin seine Rechtfertigung

*) Seite 350.

finden, dass ihr Bild in der vaterländischen Ehrenhalle nicht fehlen darf. Die nachfolgenden Zeilen sollen das thatenreiche Leben des Dichters, Philosophen und Staatsmannes Eötvös in seinen Hauptzügen schildern.

Josef Freiherr von Eötvös ward am 3. September 1813 in Ofen geboren, wo dessen Vater, der spätere Tavernicus jener Zeit als königlich ungarischer Hofkammerrath angestellt war. Die ersten Jahre seines Lebens brachte der junge Eötvös theils in Ofen, theils in Ercsi im Hause seines Großvaters von mütterlicher Seite zu. Der Vater Josefs, Baron Ignaz Eötvös, war unter solchen Umständen von geringem Einflusse auf die erste Erziehung seines Sohnes; von der nachhaltigsten und wohlthätigsten Einwirkung auf die Entwickelung des Geistes und Gemüthes des jungen Eötvös war dagegen dessen Mutter, eine geborene Baronin Lilien, deren edler, von reinster Weiblichkeit durchgeistigter Charakter am schlagendsten gekennzeichnet wird in den wenigen Worten, welche ihr Sohn einem ihrer Briefe entlehnte, um dieselben als Motto an die Spitze seiner dem Andenken der Mutter geweihten Gedanken, eines seiner hervorragendsten philosophischen Werke, zu stellen: „Glaube niemals an einen Gedanken, welchem dein Herz widerspricht." Die Großmutter Eötvös' von väterlicher Seite war eine geborene Baronin Szepessy, eine prächtige Frauengestalt von echtem ungarischen Schlage. Sie war es, von der auf des Enkels empfängliches Gemüth als Erbtheil jene glühende Vaterlandsliebe überkam, welche denselben bis zu seinem Lebensende erfüllte und für jede Handlung seines thatenreichen Lebens zunächst maßgebend war.

Unter diesen an sich glücklichen Verhältnissen geleitet und geführt von den hochbegabten und edlen Wesen seiner nächsten Umgebung, verfolgte der junge Eötvös seine wissenschaftliche Ausbildung, welche er im Jahre 1830 an der Pester Universität vollendete. Während der Studienzeit knüpfte sich zwischen Eötvös und einem seiner Collegen, dem nachmaligen berühmten ungarischen Historiker Ladislaus Szalay ein Band innigster Freundschaft in der würdigsten Bedeutung des Wortes, welche sie beide bis zu ihrem Lebensende ungebrochen und ungeschwächt unterhielten. Mit jugendlicher Begeisterung widmeten sich die Universitätsfreunde literarischen Studien und Versuchen. „Täglich," schreibt Eötvös, „entrichteten wir in drei lyrischen Gedichten dem Vaterlande unseren Tribut, planten riesige Epopöen oder versuchten unsere jugendliche Kraft an unmöglichen Dramen." Im Jahre 1831, unmittelbar nach Beendigung seiner Studien, die hauptsächlich philosophischen und juridischen Wissenschaften galten, begann Eötvös seine öffentliche Laufbahn als Vice-Notar des Borsoder und Sároser Comitates. Auf dem 1832er Landtage, an dem er nach der damals üblichen Art des jugendlichen Adels als Zuhörer theilnahm, machten besonders die beseelten, formvollen und gedankenreichen Reden des Dichters Franz Kölcsey unauslöschlichen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth,*) dem die Beamten-Laufbahn mit ihrem zumeist geistlosen Formwesen in keiner Weise genügen konnte. Bald hatte er die Fesseln derselben abgestreift und befand sich auf einer großen Reise durch den westlichen Theil Europas. Noch vor Antritt dieser Reise hatte sich Eötvös durch vielbemerkte Versuche in die Literatur eingeführt. Einer im Jahre 1831 vollendeten Übersetzung von Goethe's „Götz von Berlichingen," die nicht im Druck erschienen ist, folgten im selben Jahre sein Werk, „Die Apotheosis des Kritikers," 1833 sein sociales Lustspiel „Die Heirats-Vermittler" und 1834 die fünfactige Tragödie „Rache;" Erzeugnisse eines strebenden, aber noch irrenden Genius. Ungleich bezeichnender als diese ersten literarischen Regungen war für die ganze Richtung Eötvös die Vorrede seiner im Jahre 1835 erschienenen Übersetzung der Tragödie „Angelo" von Victor Hugo. Wie ein voller Naturlaut erschließt uns dieses Vorwort das innerste Wesen des Dichters Eötvös, die Seele aller seiner künftigen philosophischen und fast möchte ich sagen, auch seiner politischen Werke. „Die Poesie," sagt Eötvös in dieser Vorrede, „ist nicht nur eine Kunst, wie die Bildhauerei, Malerei oder Architektur, die Poesie ist eine Nothwendigkeit, ein Wehschrei des Menschengeschlechtes, das sich nach dem Besseren sehnt, ein Ton, der seinen Accord sucht und zur Dissonanz wird, wenn er ihn nicht findet, die Poesie hat ihr Jahrhundert, ihr Vaterland, und nur da wird sie ganz verstanden. — Es gibt Menschen, die

---

*) Ferenczy in seiner Schrift über Eötvös.

ihrem Jahrhundert vorauseilen und von ihrem erhabenen Standpunkte herabschauen auf die unter ihnen stehende Menschheit, von der sie, dem Adler gleich, nichts anderes als Pfeile zu erwarten haben — es gab solche Menschen, und wir bewundern sie — das ist ihr einziger Lohn. Aber nur wer ganz in seiner Zeit gelebt, wer seine Zeit verstanden, nur der kann wirken." Den Grundton dieser Anschauung, die Empfänglichkeit des jungen Eötvös für alle Leiden der Menschheit, die heiße Sehnsucht, sie zu mildern, finden wir zunächst in den Werken wieder, welche die Erfahrungen und Anregungen seiner Reise wiederspiegeln.

Er hatte zuerst England, die Wiege des Constitutionalismus, später Irland aufgesucht, um die tiefe Wunde der Menschheit, den Pauperismus kennen zu lernen und war nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Schweiz und in Paris wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Nach monatelangem Ringen mit den auf ihn einstürmenden Erinnerungen wurde ihm das Eine klar, dass er sich des ungestümen Drängens seiner Empfindungen nur dann erwehren könne, wenn er denselben einen sichtbaren Ausdruck zu leihen versuche. Und so entstand denn sein erster großer Roman, der „Karthäuser," die Selbstbiographie eines jungen französischen Grafen, der mit hochfliegendem Geiste begabt, edlen Zielen nachstrebend, sich in das Gewühl des Lebens stürzt, die Freuden und Täuschungen desselben bis zur Neige verkostet und nachdem er infolge der großen Lüge des Welttreibens an sich, an Gott und der Welt irre geworden, schon die frevelnde Hand gegen sich selbst erhebt. In einem Karthäuser-Kloster findet er dann den langersehnten Frieden und die Ruhe des Gemüthes.

Der Schmerz eines allzu subjectiven, aber edlen, von dem Zwiespalte zwischen Ideal und Wirklichkeit zu Tode getroffenen Gemüthes ergreift uns in dem ersten Theile dieses Dichterwerkes, die Ruhe eines geklärten Geistes versöhnt uns in dem zweiten Theile mit Welt



Josef Freiherr von Eötvös.
Nach einer Lithographie von Marastoni Jos. 1861.

und Leben. Der Held erhebt sich hier zu einer Anschauung, die das Individuum nicht mehr als das Centrum der Welt, sondern als ein Glied der gesammten Menschheit betrachtet, in deren Dienst es wert ist, zu leben. „Die Menschheit wird ihr großes Ziel erreichen, das Gute wird siegen auf dieser Welt; „hoffe!" ruft er der Jugend zu, „das Leben heilt die Wunden, die es schlägt; nur der Selbstsüchtige findet keinen Trost auf dieser Welt." Wir

haben länger bei diesem Roman verweilt, weil er mit den Wanderjahren gleichzeitig die von edler Begeisterung durchglühte, aber auch an schweren inneren Kämpfen eines nach Wahrheit strebenden Geistes reiche Jugend Eötvös' abschließt und uns die Ziele ahnen lässt, denen der gereifte Mann auf dem politischen Kampfplatze, den er nunmehr betritt, nachstreben wird.

* * *

Welcher Art waren diese Ziele? „Nicht die politischen Verwickelungen," sagt Johann Freiherr von Falke, in einer Studie über Eötvös, „sondern die socialen Fragen sind es, die ihn zum Kampfe herausfordern." Die Barbarei unserer Gefängnisse empört seine Gefühle und er tritt im Interesse der Verbesserung derselben als Verfechter des Zellensystems auf. Die Leiden des jüdischen Märtyrervolkes ergreifen seine Seele tief, und in seinem glänzenden Essay: „Die Emancipation der Juden" verkündet er dem ungarischen Publicum die Ideen, von deren Wahrheit Viele überzeugt sind, deren Verwirklichung sie aber für einen schönen Traum halten. Und der „Traum geht nach 28 Jahren in Erfüllung, und Eötvös selbst ist es, der ihn als Minister vollführt." *) Fast gleichzeitig mit der Publication dieser socialen Studien veröffentlichte Eötvös eine Abhandlung über den Pauperismus in Irland, deren erster Theil in der heute noch bestehenden, von Eötvös im Verein mit Szalay gegründeten Zeitschrift: „Budapesti Szemle" erschienen ist.

Dem vorgedachten Werke Eötvös' über das Gefängniswesen war der erste reformatorische Schritt der ungarischen Legislation auf diesem Gebiete zu danken. Allerdings waren der Schrift Eötvös schon vielfache Anregungen vorangegangen. Die einschlägigen Studien Beaumonts und Tocqueville's waren in Ungarn auf fruchtbaren Boden gefallen, Alexander Farkas von Bölönyi hatte in seiner „Reise in Nordamerika" die Wohlthaten des amerikanischen Systems bekannt gemacht, und die Folge davon war, dass sechs Comitate für die neue Einrichtung von Arbeitshäusern Sorge trugen. Aber erst als das Borsoder Comitat einen Ausschuss zur Anfertigung eines Reformplanes ernannte, in den Eötvös und Berthold Szemere gewählt wurden, gerieth die Frage in rechten Fluss und die Werke dieser Männer hatten den Erfolg, dass der im Jahre 1840 tagende Landtag die Gefängnis-Reform auf sein Programm schrieb. Auf diesem Landtage betrat Eötvös auch zum erstenmale als Mitglied der Magnatentafel die Tribüne des Parlaments. „Ein schwächlich constituierter, kaum 27jähriger Jüngling mit feinem, blassem Antlitz, dessen dunkle, seelenvolle Augen träumerisch in die Welt blickten, während ein melancholisches Lächeln auf den Lippen schwebte, über die hie und da, nur für den aufmerksamen Beobachter sichtbar, ein leises Zucken des Hohnes flog. Es war selbstverständlich, dass ein so tief denkender Geist, ein für alles Erhabene und Edle so begeisterter Dichter nur auf der Seite der Vorkämpfer für Recht und Freiheit stehen konnte. Aber wird die zartbesaitete Leier, deren weiche Melodien die Herzen so heftig ergriffen, stark genug sein, um sich in dem Sturme der politischen Leidenschaften vernehmbar zu machen? Vorläufig wusste niemand darauf zu antworten, und alle Welt erwartete mit Spannung das erste parlamentarische Auftreten des jungen Barons." *)

Der maiden speech, **) den Eötvös in der Religions-Frage hielt, gab eine volltönende Antwort auf diese Frage, er erhob ihn in die Reihen der berufenen Redner, und schon in diesem Jahre ward er thätiges Mitglied des aus dem Reichstage zur Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzes entsendeten Ausschusses und schrieb im Vereine mit seinem Jugendfreunde Moriz Lukács eine weitere größere Abhandlung über die Gefängnis-Reform.

Im Jahre 1842 vermählte sich Eötvös. ***) Dieses Eheband schuf eines jener seltenen Familienleben, in welchem der Geist der hingebenden, edlen Weiblichkeit gepaart mit wechselseitiger aufopfernder Liebe jenen inneren Frieden schafft, welchen die stille glückliche Häuslichkeit allein dem Menschen zu bieten vermag. Der stille anziehende Herd des jungen Ehepaares, das während des 1843er Reichstages in der alten Königsstadt Pressburg

*) Gyulai in einen Studien über Eötvös.

*) Dr. Max Falk: „Széchényi und seine Zeit."

**) Die erste Rede.

***) Mit Agnes, Tochter des gewesenen Vicegespans Albert Rosty von Barkócz und der Anna, geb. von Eckstein. A. d. H.

weilte, wurde bald der Sammelpunkt der zahlreichen politischen und literarischen Freunde des in allen Kreisen hochgeachteten jungen Magnaten. Ladislaus Szalay, August Trefort und der treue Genosse Graf Ladislaus Serényi waren die täglichen Gäste in Eötvös' bescheidenem, einfach ausgestattetem Arbeitszimmer, in welchem die reizende und geistreiche junge Frau geschäftig waltete! Der Reichstag war eben eröffnet worden und im ganzen Lande knüpfte man die größten Hoffnungen an seine Verhandlungen. Während der dreijährigen Pause, die ihm vorangegangen war, wiederhallten die Comitatssäle und die von einem frischen Geiste durchwehte Tagesliteratur von weit ausgreifenden Reform-Vorschlägen. Eötvös, einer der eifrigsten Reformer in der Frage der Steuern, der Religion und der Gleichberechtigung, nahm bald mit dem Grafen Stephan Széchényi und Ladislaus Teleky eine hervorragende Stellung in den Reihen der Opposition ein. Als trotz dieser Bewegung der Reichstag fast ohne jeden Erfolg auseinandergieng, bewog Eötvös seinen treuen Freund Ladislaus Szalay zur Übernahme der Redaction des „Pesti Hirlap," des zu jener Zeit einflussreichsten politischen Blattes, um an seiner Seite und mit offenem Visier den Kampf für die politische Reform des Landes, Beseitigung des faulen Comitats-Systems, Vereinigung der Regierungsgewalt und Einführung des verantwortlichen, echt constitutionellen Regierungs-Systems aufzunehmen. Um Eötvös und Szalay scharte sich die kleine, aber energische Partei der Centralisten, August Trefort, Moriz Lukács, Anton Csengery, Emerich Madách, Paul Szontágh, und unentwegt, unbekümmert um die Verdächtigungen, die ihr Wirken begeiferten, führten die sieben Weisen des Vaterlandes, wie sie genannt wurden, den dornenvollen Feldzug gegen die oligarchische Partei, stets das Ziel im Auge „die Erhebung der socialen Verhältnisse und politischen Institutionen Ungarns auf die Höhe der civilisierten Staaten Westeuropas." Und als seine Freunde endlich Eötvös drängten und bewogen, den aufreibenden täglichen Kampf gegen Unverstand und Ränke ruhen zu lassen, legte er zwar für eine Zeitlang die Feder des Journalisten nieder, aber umso ergreifender und wirksamer schilderte er das moralische und materielle Elend des unter der Comitatswirtschaft schmachtenden Volkes in seinem berühmten Roman: „Der Dorfnotär;" umso vernichtender trifft er seine Gegner in diesem Sittenbilde, in dessen Gestalten sie erschreckt sich selbst erkennen. „Der Dorfnotär," sagt Gyulai, „war nicht allein ein schönes Buch, sondern auch eine gute That, ein Schmerzensschrei der Demokratie, die ihre Leiden klagt und ihre Rechte fordert, eine Thräne des Schmerzes und des Hohns, welche die Qualen von Millionen ausdrückt, ein Blitzstrahl, der den Horizont beleuchtet und auf den nahenden Sturm aufmerksam macht."

* * *

Der Sturm kam rascher, als es Eötvös geahnt. Die Ziele, für die er kämpfte, begannen sich unvermittelter, als er es gewünscht, zu verwirklichen und schoben ihn in den Vordergrund der Bewegung. Seine Forderung nach einer verantwortlichen Regierung fand bald zahlreiche Anhänger, als die Regierung im Jahre 1847 das System der Administratoren an Stelle des Comitates einführen wollte. „Wenn die Regierung auftritt und behauptet, dass man mit den ungarischen Comitaten nicht regieren kann, müssen auch wir auftreten und verlangen, dass für die innere Organisation der Regierung gesorgt wird," erklärt Eötvös in einer Congregation des Pester Comitates und sofort erhebt das Comitat über Eötvös' Antrag die Forderung nach einer verantwortlichen Regierung zum Beschlusse; mehrere Comitate machen diesen Beschluss zu dem ihrigen und der 1847er Reichstag wird unter dem Eindrucke dieser Vorgänge einberufen.

Der Beginn des nächsten Jahres 1848 bringt die Februar-Revolution in Paris, am 3. März nimmt der ungarische Reichstag den Antrag Kossuth's in Betreff der Ernennung eines verantwortlichen Ministeriums an, das königliche Rescript vom 17. März bewilligt das Verlangen des Reichstags und Eötvös wird in dem ersten verantwortlichen ungarischen Ministerium des Grafen Ludwig Batthyányi mit dem Portefeuille für Cultus und Unterricht betraut.*)

*) In dem Ministerium Batthyányi bekleidete Deák das Justiz-, Baron Eötvös das Cultus- und Unterrichts-, Klauzal das Handels-, Kossuth das Finanz-, Stephan Graf Széchényi das Communi-

Aber Eötvös hatte nicht solche Zeitverhältnisse für die Verwirklichung seiner Gedanken gewünscht — sie konnten dem Wirken eines Mannes von seinem Wesen nicht förderlich sein. Eötvös hatte den Opfermuth des Reformers, des Menschenfreundes; er setzte bei der 1838er Überschwemmung in Ofen*) hilfbereit sein Leben auf das Spiel — aber sein edles Herz erbebte vor den Schrecken der Revolution. In der peinlichsten Lage zwischen Hoffnung und Besorgnissen verbrachte er den Frühling des Jahres 1848 als Minister in Pest und vertrat mit Batthyány, Deák und Klauzal die friedliche Lösung und den ehrlichen Ausgleich mit Österreich. Als er aber sah, dass die Partei, welche er vertrat, einen Weg einschlug, der eine friedliche Beilegung unmöglich machte, schied er nicht nur gemeinschaftlich mit Franz Deák und Klauzal aus dem Ministerium, sondern verließ, nachdem er durch die schroffe Zurückweisung der vom ungarischen Reichstag nach Wien entsendeten Deputation alle Hoffnung in die Zukunft verloren, sein so heiß geliebtes Vaterland am 29. September 1848, um erst in November 1850 dasselbe wiederzusehen.

Diese zwei Jahre der freiwilligen Verbannung waren wohl die bittersten im Leben Eötvös'. Sein Seelenzustand während dieser Zeit, während welcher er fern vom Vaterlande für dasselbe zittern musste, war ein verzweifelter und ließ ihn weder im Familienkreise, noch in der Arbeit die gesuchte Ruhe finden. Die großen Ereignisse, welche damals den ganzen europäischen Continent erschütterten, mussten seinen denkenden Geist zur Reflexion führen; er vertiefte sich in die französische Revolution und diese Betrachtung brachte ihn auf den Gedanken, die Geschichte der ersten französischen Revolution und deren Folgen für seine Nation niederzuschreiben, jedoch in solcher Richtung, dass Ungarn daraus erfahre, wie Völker zu der mit Ordnung gepaarten Freiheit gelangen.

Den Winter 1848—49 verlebte Eötvös in München, um für dieses geplante Werk in den dortigen Bibliotheken Studien zu machen. Der Sommer, welchen er in einer bescheidenen, aber wundervoll gelegenen Villa im Aigner-Parke nächst Salzburg zubrachte, war dazu bestimmt, den gesammelten Stoff zu verarbeiten. Doch die aufeinander folgenden schweren Schläge, welche sein Vaterland zu Boden warfen, raubten ihm die für das Vollbringen einer so ernsten Arbeit nöthige Sammlung.*)

Die Untersuchungen über das Wesen der Revolution und ihre Folgen, die der forschende und kritische Geist Eötvös' so emsig gepflogen, sollten jedoch keinesfalls ganz unfruchtbar bleiben.

Ihr Ergebnis war ein von der gesammten gelehrten Welt mit ungetheilter Anerkennung begrüßtes staats-philosophisches Werk: „Über die herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts," das in geklärter Darstellung gleichsam die Summe aller jener Ideen und Grundsätze in sich fasst, von denen Eötvös während seines ganzen staatsmännischen Wirkens geleitet wurde.

Mit großer Gründlichkeit beweist Eötvös in diesem Werke, dass die Anschauungen über Freiheit, Gleichheit und Nationalität in dem neueren Sinne, in welchem sie in Umlauf gebracht wurden, einander vollständig widersprechen und dass die Verwirklichung jeder einzelnen dieser Anschauungen nur durch den Umsturz der gegenwärtig bestehenden Staaten zu erreichen wäre. Gelänge es aber, diese Gedanken nach jetzigem Begriffe zu verwirklichen, so könnte die Menschheit keine Beruhigung in den neugeschaffenen Zuständen finden. Die Aufgabe, welche wir im Interesse der menschlichen Gesellschaft zu lösen haben, besteht also nicht darin, dass wir eine neue Grundlage der Civilisation anstreben, sondern darin, dass wir die Civilisation, auf deren Grundlage wir bisher fortgeschritten sind, bis zum höchsten Grade zu entwickeln trachten.

Er sieht in der modernen, insbesondere der französischen Demokratie die Gefahr der Massenherrschaft, welche bald zum Cäsarismus führen muss, sowie die Unterdrückung der persönlichen Freiheit und der individuellen

cations-Ministerium, Szemere jenes des Innern und Paul Fürst Eszterházy war „Minister um die Person des Königs." A. d. H.

*) V. E. II. 779.

*) Der erste Jahrgang der Dioskuren (literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie 1872) veröffentlichte als Anhang zu dem erwähnten biographischen Fragmente des Sections-Chefs Freiherrn Falke von Lilienstein den Entwurf der Einleitung zu diesem Werke.

Initiative. Er will im Interesse der Freiheit des Individuums die staatliche Thätigkeit möglichst einschränken und stellt sich damit in die Reihe der individualistischen Staats-Philosophen Wilh. v. Humboldt, Tocqueville, Laboulaye, J. St. Mill. Die staatliche Ordnung ist ihm wesentlich Rechtsordnung und er hat im Sinne seiner durchgängig liberalen Gesinnung eine so starke idealistische Meinung von dem Werte der Einzelpersönlichkeit, dass er in ihrer freien und kraftvollen Entfaltung die erste Aufgabe der Civilisation erblickt.

Wie aus all seinen Werken, leuchtet auch aus diesem die humane, im Streben für das Wohl der Menschheit aufgehende Seele Eötvös' und die Zuversicht, dass die hohe Idee des Christenthums, die Gleichberechtigung, ihre Verwirklichung finden werde, aber nicht durch den Anarchismus, der den Sturz der christlichen Civilisation herbeiführen würde, sondern durch deren Weiterentwicklung.

* * *

Als im Jahre 1850 der zwischen Österreich und Preußen ausgebrochene Streit eine Wendung nahm, welche den Ausbruch des Krieges ernstlich besorgen ließ, kehrte Eötvös nach mehr als zweijähriger Abwesenheit schweren Herzens in sein Vaterland zurück. Er fand Ungarn nach dem furchtbaren Schlage, den es erlitten, in politischer Erstarrung, die eine hoffnungslose Zukunft in Aussicht stellte. Gar bald überzeugte er sich jedoch, dass diese im jahrhundertelangen Kampfe gestählte Nation durch Unglück wohl zu beugen, aber nicht zu brechen sei.

Mit dieser Wahrnehmung erhob sich sein starker Geist zu freudigem Hoffen und er beschloss vorläufig wenigstens das literarische und volkswirtschaftliche Gebiet zu pflegen und das Nationalbewusstsein nicht einschlummern zu lassen. Seinem Namen begegnen wir überall, wo um diese Zeit (1850—60) in der socialen Wirksamkeit Neues und Gutes begonnen wurde, er war der Bannerträger der ungarischen Cultur auf dem Felde der Wissenschaft und der Literatur.

Er war einer der Führer der Akademie der Wissenschaften, welcher er seit 1835 angehörte, deren Vicepräsident und Präsident er in der Folge wurde. Der Bau des Akademiegebäudes ist wesentlich ihm zu danken und seine akademischen Gedenkreden sind wahre Muster der Beredsamkeit und literarischer Darstellung. Das Wiederaufleben des Industrievereins knüpft sich auch an seinen Namen.

In diese Zeit fällt auch sein großer historischer Roman „Ungarn im Jahre 1514," welcher eine meisterhafte Schilderung des großen ungarischen Bauernkrieges enthält. Dieser Roman, der nur mit Quentin Durward oder einem anderen der besten historischen Romane Walter Scotts zu vergleichen ist, rollt ein farbenreiches Culturbild der zerrütteten Zeit zwischen dem Tod M. Corvins und der Schlacht von Mohács auf. Neben den großen geschichtlichen Figuren treten einzelne Volkstypen in bewunderungswürdiger Plastik hervor. Die Verwirrung und Verwilderung der Volksseele, die Verderbtheit und Schwäche der Machthaber wird durch die lebendige anschauliche Schilderung deutlicher als durch jede äußerliche reflectierende Darstellung. Die Erzählung der Hauptbegebenheiten und einzelne Züge beruhen auf der gewissenhaftesten Quellenforschung. „Er dachte viel nach über das Volk und dessen Gewohnheiten, er nahm die Keime des Guten und Edlen in ihm wahr und da er auch die Schattenseiten und Vorurtheile nicht übersah, sann er viel über das einzig wirksame Heilmittel gegen diese Mängel, über Volkserziehung und Bildung." *) Ein pädagogischer Roman im besten Sinne des Wortes ist denn auch sein poetisches Werk „Die Schwestern," das gleichfalls zu dieser Zeit vollendet wurde.

Es war zu Ende der Fünfziger Jahre, als eine Anzahl hervorragender ungarischer Patrioten bei dem eben im Lande weilenden Monarchen einen Versuch machte zur Wiedererlangung der historischen Rechte der Nation. Dieser Schritt war, obgleich er vollständig fehlschlug, für Eötvös das Signal zu entscheidendem Eingreifen.

Die Überzeugung, dass jedes weitere Verharren auf der Passivität seitens Ungarns dem Reiche und dem Lande gleich verderblich werden muss, reifte in ihm den Entschluss zur Herausgabe seiner bedeutenden politischen

*) Melchior Graf Lónyay in seiner Gedächtnisrede über Eötvös.

Schrift: „Die Garantien der Macht und Einheit Österreichs."

„Österreich," das ist der Schluss, zu dem diese Schrift gelangt „bedarf, um stark zu sein, nichts anderes, als dass es seine natürliche Stellung erkenne. In dem Augenblicke, in welchem Diejenigen, welche den Staat regieren, einsehen werden, dass ein Staat, welcher aus verschiedenen Nationalitäten besteht, die er durch Jahrhunderte nicht zu assimilieren vermocht hat, nur dadurch mächtig werden könne, wenn er jede derselben in ihrer naturgemäßen Entwicklung zu unterstützen und zu kräftigen sucht; in dem Augenblicke, in welchem sich die Völker Österreichs davon überzeugen, dass das Bestehen und die Entwicklung aller einzelnen Nationalitäten, von der Erhaltung des Gesammtstaats, welcher sie zu einem mächtigen Ganzen vereinigt, bedingt sei; in dem Augenblicke, wo diese Wahrheit, die schon jetzt Vielen klar geworden ist, sich Allen aufdrängen wird, ist auch die Macht und Einheit Österreichs als gesichert zu betrachten." Auch diese Schrift, in der Eötvös für die Union zwischen Österreich und Ungarn eintrat, die Verfassung als das alleinige Rettungsmittel gegen den das Reich untergrabenden politischen Marasmus hinstellend, ist bekanntlich ohne Erfolg geblieben.

Das Jahr 1859 brachte uns den verstärkten Reichsrath, in welchen Eötvös die Berufung mit Hinweis auf die Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung ablehnte.

Dem verstärkten Reichsrathe folgte das Octoberdiplom und letzterem der 1861er Reichstag in Ungarn.

Eötvös wurde hier, ganz wider seinen Willen, erneuert in die politische Arena hineingerissen.

Der ungarische Reichstag stellte sich, wie dies von Allen, die sich keiner Selbsttäuschung hingaben, voraus gesehen worden war, auf den Boden der 1848er Gesetze und erstrebte zunächst bedingungslose Anerkennung seiner Rechtsgrundlage. Anstatt dieselbe grundsätzlich anzunehmen, und sodann durch freie Vereinbarung mit den Lebensbedingungen des Reiches in Einklang zu bringen, verwarf man die Rechtsgrundlagen einfach, indem man sich auf die Theorie der Rechtsverwirkung stützen zu können glaubte.

Niemand fühlte diesen verhängnisvollen neuen Fehler tiefer und wehmüthiger, als Baron Eötvös und die darauffolgenden Jahre des zum Schlagwort gewordenen „passiven Widerstandes" gehörten wohl zu den bittersten seines Lebens.

Wieder suchte er Trost und Beruhigung im literarischen Schaffen und die Frucht dieser Epoche ist sein Werk „Gedanken," in dem sich seine Ideen über Religion, Menschen, Welt, Natur und Wissenschaft Perlen gleich aneinander reihen. Seine ideale Liebe für Vaterland und Nation ließen ihn jedoch nicht lange in diesem ruhigen Schaffen verharren und erneuert ist er es, der als Erster offen auftritt, um den unterbrochenen Versuch der Wiederherstellung des constitutionellen Lebens zum Heile des Landes und des Reiches wieder aufzunehmen.

Der Herbst des Jahres 1864 findet ihn bereits in Wien, um hier bei den maßgebenden Personen die Einberufung eines „Nothstandlandtages" zu betreiben, welcher bei der, der Begeisterung so leicht zugänglichen Nation zu einem zweiten Moriamur pro rege nostro für den zur Linderung der Noth persönlich ins Land kommenden Monarchen hätte führen müssen.

Aber auch dieser schöne Traum sollte, durch die Auffassung, die er in den damals maßgebenden Regierungskreisen in Wien fand, nicht verwirklicht werden, und Eötvös kehrte tief verstimmt nach Pest zurück. Sein rastloser Geist kommt immer wieder auf die seine Zeit bewegenden Fragen zurück.

Die Nationalitäten-Frage beschäftigte ihn besonders lebhaft. In zwei Brochuren, die eine aus dem Jahre 1850, die andere von 1865, sprach er sich gegen die rein mechanische und territoriale Scheidung der Nationalitäten, für größtmögliche individuelle Gleichberechtigung, aber doch zugleich für eine einheitliche Amtssprache aus; auch das spätere ungarische Nationalitäten-Gesetz ist wesentlich auf seinen Einfluss zurückzuführen.

* * *

Überschlagen wir nun die auf diesen Zeitraum folgenden geschichtlichen Ereignisse, die schwere Katastrophe des Jahres 1866; berühren wir ganz kurz das Jahr 1867, und die endlich zu einem gedeihlichen Aus-

gange führenden Verhandlungen mit dem ungarischen Landtage, an deren entscheidenden Wendungen Eötvös, als Mitglied des 67er Ausschusses, und als Glied jener Immediat-Deputation, welche mit dem Herrscher die schließliche Lösung der Ausgleichsfrage vereinbarte, nicht geringen persönlichen Antheil hatte.

Ungarn stand an der Schwelle der Erfüllung seiner Wünsche. Graf Julius Andrássy war mit der Bildung des verantwortlichen ungarischen Ministeriums betraut. In seltener Übereinstimmung forderte die öffentliche Meinung Ungarns Eötvös' Eintritt in die Regierung.

Die Befürchtung, dass der schwächliche Körper für die volle Geltendmachung des in ihm lebenden Geistes zu gebrechlich sei, ließ ihn lange den Bitten seiner Freunde widerstehen.

Endlich entschloss er sich, in dem neuen Ministerium das Portefeuille für Cultus und Unterricht zu übernehmen. War bei ihm einmal ein Entschluss gefasst, so wurzelte er selbst auch schon mit seiner seltenen Willenskraft mitten in seiner Aufgabe. Von der Überzeugung durchdrungen, dass die Frage der ungarischen Cultur die Frage des gesicherten Bestandes der Nation selbst sei, trachtete er große weittragende Pläne auf diesem Gebiete durchzuführen.

Mit rastlosem Eifer gieng er an die Arbeit, und während inbetreff praktischer Reformen alle übrigen Ministerien noch feierten, während die neue ungarische Regierung in vollkommen richtiger Erkenntnis, zunächst die neugewonnene staatsrechtliche Grundlage und den neu auflebenden ungarischen Staatsgedanken in allen Schichten und Volksstämmen des Landes zu klarem Ausdruck zu bringen sich bemühte, war es das Ministerium für Cultus und Unterricht fast allein, in welchem mit ameisenartigem Fleiß an die praktische Lösung großer Reformen Hand angelegt wurde.

Im Sommer 1870 trat Eötvös mit seinem Reformwerke vor den Reichstag, um dasselbe in der Budgetdebatte zu vertreten. Hier wurde ihm eine der bittersten Enttäuschungen seines Lebens. An Stelle der zwar nicht beanspruchten, doch redlich verdienten Anerkennung, fand er die kleinlichste Opposition auf allen Gebieten seines Wirkungskreises, und des unermüdeten und rücksichtslosen Kampfes von vollen 13 Tagen bedurfte es, um ihn endlich aus der heftigen Debatte als Sieger hervorgehen zu lassen.

„Eötvös sprach stets mit großer Wirkung. Seine Rede begann langsam, das Grundprincip seiner Anschauung mit großer Ruhe entwickelnd. Nach und nach erwärmte er sich und der Schwung der Seele beflügelte seine Sprache. Die beim Beginne seiner Rede gewöhnlich verschränkten Arme fiengen zu gesticulieren an und die Harmonie zwischen Wort und Geberde unterstützte den Eindruck des Vortrags". *) Auch in dieser Debatte hatte sein Geist längs der ganzen Linie gesiegt; sein Gemüth hatte jedoch, abgesehen von der körperlichen Erschöpfung ein Leck bekommen, welches nicht mehr zu heilen war.

Eine Saite, kostbar und unersetzlich, war gesprungen. Unmittelbar nach Beendigung dieser langwierigen Budgetdebatte trat Eötvös eine Badereise nach Karlsbad an; allein dieser auf ihn sonst wohlthätig einwirkende Curgebrauch brachte ihm diesmal nicht die gehoffte Erleichterung.

Auf der Rückreise besuchte er noch einmal in Begleitung seines Sohnes Salzburg und dessen romantische Umgebung, wo er sich, durchglüht von den edelsten Gefühlen, den Erinnerungen hingab, welche ihm die im Jahre 1849 daselbst durchlebten angstvollen Stunden vor die Seele führten.

Nach Hause zurückgekehrt, nahm er mit unermüdetem Fleiße, wenn auch arg gebrochener Körperkraft, seine Amtsgeschäfte wieder auf; es verfloss damals kaum ein Tag, an welchem er nicht den lebhaften Wunsch zum Ausdruck brachte, dass seine Gesetzentwürfe bezüglich der Universität und des Volksunterrichtes möglichst bald zur Verhandlung kommen mögen.

Dieser Wunsch sollte jedoch für ihn nicht mehr in Erfüllung gehen. Die zunehmende Krankheit fesselte ihn schon zu Ende 1870 an das Zimmer, das er nicht mehr lebend verlassen sollte.

Den Abend seines Lebens verklärten noch zwei freudige Ereignisse in seinem glücklichen Familienkreise: die Vermählung seiner beiden älteren Töchter unter glücklichen Verhältnis-

---

*) Ferenczi in seinem Werke über Baron Josef Eötvös.

sen.*) An ihrem traulichen Heerde zu weilen, war die einzige Zerstreuung, die er sich in dieser letzten Lebensfrist gönnte. Seine letzte Freude war die vollendete literarische Ausbildung seines einzigen Sohnes, des derzeit an der Pester Universität lehrenden ordentlichen Professors und Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften Dr. Roland Freiherrn von Eötvös, welcher ihm die ersehnte Beruhigung bot, indem er sich fern von dem politischen Kampfe, mit der ganzen Fülle seiner reichen Geistesanlagen den ernsten Wissenschaften widmete.

Eötvös' Verhalten während des ganzen Verlaufes seiner Krankheit legt Zeugnis ab von einer seltenen Seelenstärke. Am 2. Februar 1871 nahm er noch mit vollem Interesse den Bericht über die Verhandlungen der in jener Zeit in Pest tagenden Delegation entgegen.

*) Ilona (Helene) ist seit 1868 mit Ludwig Návay de Feldeák, Jolanta seit 1870 mit Stephan von Inkey, die jüngste Tochter Maria ist mit dem bekannten Reichsraths-Abgeordneten und Führer der Partei der „deutschen Linken" Dr. Edlen von Plener seit 1886 vermählt. A. d. H.

Am 3. Februar hatte Eötvös sein sterbliches Dasein beschlossen.

* * *

Und nun am Ende unseres Versuches an der Hand der von und über Eötvös erschienenen Werke, Züge aus dem Leben dieses großen Geistes zusammenzustellen, erkennen wir erst wie unvollständig wir das Bild seines Charakters und seines Wirkens darzustellen vermocht haben. — Wer die Hoheit dieser Gestalt begreifen und sich an ihr erbauen will, muss sich selbst in die Werke Eötvös' vertiefen. Sie eröffnen uns in ihrer klaren, logischen und überzeugungswarmen Darstellung, in dem poetischen Empfinden und dem dichterischen Schwunge, der sie durchweht, die unendlich reiche Gemüths- und Gedankenwelt einer Seele, welche den Brennpunkt aller menschlichen Interessen bildete, die das Zeitalter bewegen. Das Herz der Menschheit pulsiert in den Werken Eötvös', darum werden sie die Menschen aller Zeiten verstehen und ihren Schöpfer wahrhaft verehren.

Alexander Rosen.

Moriz Ritter von Schwind,

Maler.

Aus der Verbindung von Künstlern, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, unter der Führung des geistreichen Peter von Cornelius eine Wiedergeburt der Kunst des Mittelalters herbeizuführen versuchten, und für diese Idee manchen harten Kampf zu bestehen hatten, ragt ein Mann hervor, der, wie einst der Fiedler Volker im Liede, die Fiedel und das Schwert gleich gut zu führen verstand. Unter seinem Zeichenstifte entfesselte sich der Wohlklang gleich den Tönen unter dem Striche des Geigenbogens, und seine Zunge vermochte Hiebe zu führen, die jenen des Schwertes, das einst der Recke Volker schwang, nichts nachgaben.

Moriz von Schwind war ein Poet, der Verse zeichnete und Prosa sprach. Er war ein treuer Kampfgenosse und hielt bis ans Ende aus.

Die Wiege dieses österreichischen Künstlers stand in Wien, wo er am 21. Jänner 1804 als Sohn des österreichischen Diplomaten Franz von Schwind geboren wurde. Seine Mutter, eine hochgebildete schöne Frau, war von väterlicher und mütterlicher Seite aus österreichischem Geschlechte.

Moriz saß auf derselben Schulbank mit Steinhauser, Bauernfeld und Lenau, und zeichnete damals schon Karrikaturen in seine Briefe und Schulmappen.

Nach vollendeten Gymnasial- und philosophischen Studien im Jahre 1821, wurde er mit Franz Schubert bekannt und bald bildete sich zwischen diesen so ähnlich angelegten Geistern eine so innige Freundschaft, dass Schubert den Schwind scherzweise seine Geliebte nannte.

In den Jahren 1821—1823 besuchte Schwind die Akademie der bildenden Künste

in Wien und studierte zugleich im Atelier des Malers Ludwig Schnorr. Der systematische Unterricht hatte aber keinen Reiz für ihn und das ungenügende Maß eines solchen erweist sich in allen seinen Werken. Aber sein Geist duldete keinen Zwang und keine Regel, er wollte sich in Allem selbst zurecht finden.

Es war dies auch das Losungswort manches Anderen aus der Vereinigung gleichgesinnter junger Männer, die sich zu jener Zeit in Schwind's Wohnung (sein Vater war im Jahre 1828 gestorben) regelmäßig zusammenfanden, um dort verschiedenartige Kunstübungen zu pflegen. Zu „Schwindien," so wurde die bescheidene Behausung genannt, wurde gedichtet, musiciert und gezeichnet und manches der Schubert'schen Lieder ist dort entstanden, darunter das „Ständchen." Schwind selbst schuf dort „Die wunderlichen Heiligen," „Die Verlegenheitsmacher," „Die Krähwinkliaden," „Der Freischütz," „Fidelio" und Anderes.



Von Schwind's Freunden sind zu nennen, die Musiker: Schubert, Lachner, Randhartinger; die Maler: Kuppelwieser, Binder, Rieder, Führich u. a.; der Dramaturg Bauernfeld und der Geograph Steinhauser 2c. Schwind war ein großer Musikfreund und spielte selbst die Geige.

Im Jahre 1827 besuchte Schwind München und verkehrte mit Cornelius. Die ersten Arbeiten, die ihm dort später zugewiesen wurden, stellten ihn sofort in den Kreis der Künstler, welche damals durch König Ludwig I. beschäftigt wurden. Er erhielt den Auftrag, Tieck's „Phantasus" im Bibliothekszimmer des Königsbaues al fresco zu malen.

Mit diesem Auftrage gieng er 1833 nach Wien, um dort die Cartone zu machen. Nach einem kurzen Besuche Roms kehrte er (1834) nach München zurück, und nun entstand eine lange Reihe bekannter Compositionen. Am 3. September 1842 vermählte er sich mit Fräulein Louise Sacks und im November 1846 wurde er zum Professor an der Münchner Akademie ernannt und dadurch an diese kunstsinnige Stadt gefesselt. Sein liebes Wien besuchte er aber immer wieder; er kam im Verlaufe seines Lebens noch achtmal dahin, und hinterließ dort jedesmal irgend eine neue Zeichnung. Der letzte Besuch in seiner Vaterstadt aber galt zugleich dem letzten und bedeutendsten monumentalen Auftrag: die Loggia und das Foyer des neuen Hofoperntheaters mit Bildern aus classischen Opern zu zieren.

Er begann diese Arbeit im Jahre 1864 und wurde nach Vollendung derselben mit dem Leopold-Orden ausgezeichnet und in den österreichischen Ritterstand erhoben.

Schwind's Werke sind zahlreich. Nach oberflächlicher Zählung können angegeben werden: 8 Fresken-Cyklen und gegen dritthalbhundert Zeichnungen, Aquarelle, Ölbilder &c., wobei ganze Folgen und Cyklen nur als je eine Nummer zählen.

Zu den hervorragendsten Compositionen gehören: Eine reiche Folge von Reisebildern, Ritter Kurt's Brautfahrt, dann die Märchen: „Die sieben Raben," „Das Aschenbrödel" und endlich sein letztes Werk dieser Art, der Cyclus von 11 Blättern: „Die schöne Melusine," dessen hochpoetischer Gehalt während einer Rundreise dieses Kunstwerkes alle Welt bezauberte (jetzt im Besitze des kunsthistorischen Hofmuseums in Wien.)

Schwind's Kraft lag in dem rein geistigen Antheil des Kunstwerkes. Von den materiellen sinnegefälligen Mitteln in der Kunst war ihm gerade genug geläufig, um seine Gedanken zum Ausdruck bringen zu können, und wer seine Bildereien zu schauen versteht, begnügt sich gern mit der von ihm gewählten Form.

Über allen seinen Bildwerken liegt ein Zauber und sie sind von einer Schönheit, welche die dort und da vorhandenen Mängel der Zeichnung und der Färbung vergessen machen. Er ist der wahre Humorist; er zwingt uns zum Lachen und zum Weinen, er schmeichelt und er geißelt, wie es ihm beliebt.

Sein Witz ist zündend, seine Trauer tief. Der Rhythmus seiner Linien berechtigt ihn zu dem stolzem Worte: „Man muss Verse zeichnen."

Er hat in seinen Darstellungen der inneren Natürlichkeit so viel, dass er die äußere brutale entbehren kann. Er ist unerbittlich in der Kritik anders gearteter Kunst und seine Zunge ist dann schneidig, wie ein Schwert. „Hier riecht es nach rohem Fleisch," sagte er einst, um sein Urtheil gefragt, vor einer blendend und naturwahr gemalten Nudität. Er konnte aber außerordentlich liebenswürdig sein gegen Gleichgesinnte und Damen. Eine ganze Kette voll Orden, die er bei festlichen Gelegenheiten trug, nahm er gerne vom Fracke, um sie einer Dame, die er auszeichnen wollte, als Schmuck an den Arm zu hängen.

Schwind wusste, was er wollte und gieng unaufhaltsam seinen Weg. Er hatte zur Fahne der Romantik geschworen und er hielt seinen Schwur, selbst als er mit bitterem Schmerze gewahr wurde, dass seine Göttin nach und nach vereinsamte. Er blieb ihr treu und endete als „letzter Romantiker."

Er starb in seiner Besitzung am Starnberger See am 8. Februar 1871.

Eine neue andere Kunstrichtung hat seither den Platz eingenommen, aber auch diese bewahrt Moriz von Schwind ein Andenken voll Achtung und Anerkennung.*)

Eduard Ritter von Engerth.

*) Eine Lebensskizze „Moriz von Schwind's" schrieb L. von Führich nach Mittheilungen von Angehörigen und Freunden des verstorbenen Meisters. Leipzig, 1871.

Sigismund Thalberg,

Claviervirtuose, Componist.

Auf Thalberg's Berühmtheit passt das Gleichnis: Der Ruhm der größten Männer gleicht oft den Kreisen, die ein in das Wasser geworfener Stein immer weiter und weiter zieht; umfassender, aber schwächer schon, brechen sie sich am Ufer und nur ein sanftes Rückströmen zum bereits ruhenden Ausgangspunkte der Bewegung verräth uns, dass hier nicht lebhafte Wellenkreise zogen. Thalberg's Ruf trug den Stempel seiner Persönlichkeit; der Ruhm folgte seinen Schritten fast allzutreu, bedingungslos, und doch bedingt durch die enge und nothwendige Verbindung mit der Eigenart seines Lieblings. So begrub denn fast der Lorbeer, der sich vor dreizehn Jahren (1871) an seiner Bahre aufthürmte, Wirken und Bedeutung des Künstlers; er hatte die Bewunderung der Mitwelt so erschöpft, dass die Nachwelt nichts mehr zu thun übrig fand. Todtenstille ist's geworden um den Glas-

sarg am Pausilippo, der die Überreste des Meisters birgt; in dunklem Cypressenschatten hütet der Tod seine Beute und draußen im Sonnenlicht des Lebens irrt noch sein Name umher und sucht ein Echo in den Seelen derer, die ihn würdigen und verehren. Er hat ein großes Anrecht darauf — der Mensch, wie der Künstler in ihm.

Thalberg Sigismund — nicht Ferdinand — der gefeierte Claviervirtuose und Componist, ist zu Genf am 7., nach Anderen am 27. Jänner 1812 geboren. Wir müssen des beschränkten Raumes halber verzichten, diese Streitfrage, sowie manch' andere, welche über seiner Herkunft und selbst über dem Namen „Thalberg" schwebt, zu erörtern. Thalberg verdankt unserem Vaterlande, insbesondere Wien, seine Bildung, künstlerische Anregung und den ersten Lorbeer; so können wir ihn denn getrost zu den Unseren zählen. Wir besitzen keine ausführliche, zusammenhängende Biographie des Meisters und können daher nicht genau feststellen, wann Thalberg mit seiner Mutter nach Wien übersiedelte; gewiss ist nur, dass er mit sechzehn Jahren bereits in Wien in öffentlichen Concerten erfolgreich auftrat; zugleich erschienen auch seine ersten Compositionen, Phantasien und Variationen über Motive aus der Oper „Euryanthe" von K. M. Weber, desgleichen eine Transscription über ein schottisches Nationallied und einige selbständige Stücke in der kunstsinnigen Hofmusikalienhandlung Haslinger.

Hier mag gleich erwähnt sein, dass Thalberg's eigentliche Begabung keineswegs auf dem Felde schöpferischer, musikalischer Erfindungskraft zu suchen ist; jeder Pianovirtuose der damaligen Zeit musste nebenbei auch Componist sein, um sein Talent im vollsten Maße zur Geltung zu bringen; es war sozusagen Mode geworden, eigene, selbstgeschaffene Tonstücke in den Concerten vorzutragen, eine Anforderung, der sich die ausübenden Künstler umso lieber fügten, als sie vollauf Gelegenheit fanden, in eigenen Compositionen die Eigenheiten ihres Spieles hervortreten zu lassen; dass, nebst vielen Anderen, auch Clara Wieck, die berühmte Clavierspielerin und nachmalige Gattin Robert Schumann's, die Compositionen des jungen Thalberg mit Vorliebe in ihre Concertprogramme aufnahm, spricht mindestens für die allgemeine Verbreitung derselben und für die Anerkennung der in Thalberg's Werken enthaltenen neuen und originellen Claviereffecte. Zwei Opern Thalberg's „Florinda" und „Christina di Suezia"*) hielten sich einige Zeit, wohl nur durch den persönlichen Einfluss des Autors. Als ausübender Künstler, als Meister seines Instrumentes, das er mit souveräner Kraft und Vollendung zu behandeln verstand, zählt Thalberg zu den Ersten seiner Zeit. Seine Mutter, eine hochgebildete und künstlerisch veranlagte Dame, legte den Grund zur musikalischen Ausbildung ihres Sohnes; mit dem edlen, unvergleichlichen Spürsinn eines Mutterherzens hatte sie die herrlichen Anlagen ihres Kindes erkannt und mit zarter Hand gepflegt. Als ersten Lehrer Thalberg's in Wien finden wir fast überall einen „wenig bekannten, unbedeutenden Clavierlehrer, Mittag" genannt. Zwei der vorzüglichsten Quellen über Thalberg's Leben: Wurzbach's biographisches Lexikon und Eduard Hanslick's „Geschichte des Concertwesens in Wien" stimmen darin überein. Dennoch bedarf dieser Umstand einer kleinen Berichtigung. Mittag zählte damals zu den ersten Clavierlehrern der Residenz, ertheilte Unterricht am kaiserlichen Hofe und Erzherzog Wilhelm, bekanntlich ein vortrefflicher Musikkenner und Förderer der Tonkunst, gehörte mit zu den Schülern Mittags. Bald jedoch übernimmt J. N. Hummel (geb. 1778 zu Pressburg, † 1837 zu Weimar) auf kurze Zeit die höhere Ausbildung Thalberg's. Das ausgeglichene, perlende, weiche Spiel dieses Meisters, der mit den Traditionen der Epoche des classischen, technisch bewegten, Clavierspieles brach, zog wie ein Magnet alle jugendlichen Talente an sich; auch Meyerbeer kam 1814 nach Wien, um Hummel's Clavierspiel zu studieren. Die theoretische Ausbildung Thalberg's lag in den Händen des berühmten Contrapunctisten Simon Sechter. Die großen Erfolge in Wien genügten dem ehrgeizigen Jüngling nicht auf die Dauer. Schon 1834 unternahm er die erste Kunstreise nach Deutschland; ruhmgekrönt kehrte er dann wieder nach Österreich zurück, spielte in Teplitz vor den dort versammelten Monarchen, wurde mit Ehren und Geschenken überhäuft und durch die Ernennung zum kaiserlichen Kammervirtuosen besonders ausgezeichnet. Von 1835 bis 1837 weilt er in Paris, als

*) Christina (Königin) von Schweden.

Liebling des Königs Ludwig Philipp; die folgenden Jahre bis 1855 bereist er Deutschland, Südfrankreich, Russland und Italien — eine Fahrt im Triumphwagen. Als musikalisches Curiosum dieser Zeit mag erwähnt werden, dass Thalberg und Liszt bei Gelegenheit eines Concertes im kleinen Saale der Scala in Mailand vereint mitwirkten. Morier, Schoberlechner, Origgi und Pedroni — Liszt und Thalberg, spielten auf drei Clavieren die Ouverture zur „Zauberflöte;" noch jetzt schwärmen alte Kunstfreunde von diesem Sechzig-Finger-Concert, concerto a sessanta ditta, wie die Mailänder es nannten. Materielle Rücksichten waren es wohl hauptsächlich, die den Künstler bewogen, 1855 nach Brasilien zu eilen; kaum zurückgekehrt, finden wir ihn wieder die Staaten Nordamerikas durchziehen. Der Wunsch, für sich und für die Zukunft der Seinen zu sorgen, veranlasste ihn, nach längerem Aufenthalte in Paris und London, im Jahre 1863, eine zweite Reise nach Brasilien zu unternehmen. Ruhmessatt und im Besitze eines großen Vermögens, zog sich Thalberg nach Italien zurück und lebte bis zu seinem, auf seinem Landgute bei Neapel am 26. April 1871 erfolgten Tode fast ausschließlich der Ausbildung seiner einzigen Tochter Zaré, die sich später einen bedeutenden Ruf als Sängerin erwarb. Die Kunst Thalberg's hatte nur einen vollberechtigten Rivalen in jener Zeit, die an ausübenden Musikern keineswegs arm war: Franz Liszt, der genialste aller Clavierspieler.

Das gleichzeitige Erscheinen dieser beiden großen Meister und Begründer einer neuen Clavier-Ära bot der musikalischen Welt die beste Gelegenheit, die Größe des Einen an der Bedeutung des Anderen zu messen. Sie waren Beide zu groß, um, trotz der Grundverschiedenheit ihres Spieles, ihre Zeitgenossen in zwei feindliche Parteilager zu theilen. Man begnügte sich, Liszt und Thalberg zu vergleichen und keiner der Beiden verlor bei diesem Vergleiche. „Thalberg," schreibt Dr. Hanslick, „ist der eigentliche Vater der neuen Clavierschule, deren Charakter „elegante Romantik" und deren glücklichste Erfindung die Führung der Melodie in der Mittelstimme, umspielt von reichen Passagen war."

Bewunderung war die einzige Kritik, die er erfuhr. Was an Thalberg's Spiel vor allem charakteristisch vortrat und unwiderstehlich anzog, war die Vereinigung einer außerordentlichen Bravour mit dem weichsten, siegenden Anschlag und einer vornehmen Ruhe, welche den Hörer in das Behagen einer wonnigen Sicherheit und Unfehlbarkeit versetzte. Der Geist der Selbstbeherrschung und des Maßhaltens schwebte über seinem Takt, seine gleiche glänzende Mechanik, wie die ruhige Glätte seines Vortrages waren einzig zu nennen. Einen wohligen, erfreulichen Eindruck machte sein Spiel immer, einen tieferen nie. Die aristokratische Kühle und Eleganz seines Vortrages schloss sich gegen jeden dämonischen Blitz, gegen jeden wärmeren Herzschlag ab. Die formelle Vollendung und zwar in einem neuen Genre, ließ jedoch im Publicum keinen Gedanken an dasjenige aufkommen, was Thalberg fehlte. Indem er in seiner Sphäre das Höchste leistete, nahm man auch die Sphäre für die höchste.

Nicht weniger treffend ist die Bemerkung eines Kritikers jener Tage: „Thalberg habe schon in jungen Jahren erreichen können, was leidenschaftlichen Individuen erst nach längerem Umgange mit der Muse gelingt: Die große Kunst, Maß zu halten und selbst in der Befeuerung des Gefühls nie vom Affect beherrscht zu werden."

Liszt hingegen fascinierte seine Hörer mit fast dämonischer Gewalt; die gewaltigen Accordendonner, die blendenden Tonraketen, die aus den Tasten sprühten, die urkräftigen, oft maßlosen Äußerungen eines gährenden, unergründlichen inneren Lebens, dazwischen wieder geistreiche Einfälle, Eingebungen einer Künstlerlaune, bald brausend wie Bergströme in Felsklüften, bald zierlicher Sinnenzauber in feinen Glockentönen — all' dies göttliche Gemisch von Kraft, Anmuth und Geist, musste neben Thalberg's antiker Ruhe, in den schroffsten Gegensatz treten. Thalberg verlangte von seinen Zuhörern keine Hingebung, er begnügte sich mit der Bewunderung; Liszt hingegen bemächtigte sich seiner Hörer ganz, er zeigte ihnen neue Welten, neue, bisher ungekannte Pfade der Kunst und alle Herzen folgten ihm. Was Thalberg der Öffentlichkeit bot, war schon ein „Ergebnis," ein geläutertes Product seiner künstlerischen Gestaltungskraft, die sich enge an die Anforderung des jeweiligen Publicums anschmiegte; Liszt's Spiel war die

„That," sein Spiel führte den Hörer ein in die innere Werkstätte des Meisters, er sah das Stück unter den Fingern Liszt's neu erstehen, athemlos lauschte er den geheimnisvollen Vorgängen in der Seele des Künstlers, er fühlte die Nähe einer großen schöpferischen Gewalt und wenn endlich Sonnenstrahlen die Finsternis durchbrachen, wenn das Tongebilde neugeboren und lebenskräftig aus den Saiten emporklang — dann feierte der Hörer den Sieg mit und seine Seele hieng sich an die des Meisters, um sie nie wieder zu verlassen. Und dennoch erblich Thalberg's Stern nicht neben dem Feuerzauber seines Rivalen. Die ewigen Gesetze der Schönheit spiegelten sich ungetrübt in seiner Auffassung. Die Heiterkeit der griechischen Götter klang aus seinem Spiele, das nur durch Schönheitslinien begrenzt schien; selten fanden sich „Wollen" und „Können" in einem Künstler so harmonisch geeinigt; Schwermuth und Schwärmerei, Schmerz und Verzweiflung, lagen weit hinter ihm und auf sonnenhellem Pfad wandelte er mit olympischer Gelassenheit zum Ruhmestempel.*)

Dr. Alfred M. Willner.

*) Ein vollständiges Verzeichnis der Compositionen Thalberg's, sowie seiner berühmten Autographensammlung findet sich in Wurzbach's biogr. Lexikon. Sorgsam gewählte und interessante Einzelheiten aus Thalberg's privatem Leben und eine eingehende Würdigung seines Verdienstes, zuerst Wohlthätigkeitsconcerte in großem Stile eingeführt zu haben, liefert uns die berühmte Festrede des Abbate Lustro, gehalten 7. Jänner 1877 im Circolo Cesi zu Neapel.

Wilhelm von Tegetthoff,

k. k. Vice-Admiral.*)

Wilhelm von Tegetthoff wurde am 23. December 1827 zu Marburg in Steiermark geboren. Er entstammte einer Familie, deren männliche Mitglieder seit mehreren Generationen dem Officiersstande der k. k. Armee angehört hatten. Ein Oheim Wilhelms, Josef von Tegetthoff, hatte sich während der Feldzüge der napoleonischen Zeit vielfach hervorgethan, und erhielt für den ruhmvollen Antheil, den er an der Schlacht von Stockach (25. März 1799) genommen, das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens, obwohl er die statutenmäßige Bewerbung um diese Auszeichnung unterlassen hatte. Der Vater Wilhelms von Tegetthoff diente im Infant.-Regim. Lindenau Nro. 29, kämpfte bei Aspern und Wagram, machte die Feldzüge von 1813 bis 1815 mit, wurde 1825 Hauptmann und 1836 Major; in dieser Charge erhielt er das Commando des Werbbezirkes des Infanterie-Regiments Graf Kinsky Nr. 47 zu Marburg. Dort verehelichte er sich mit Leopoldine Czermak; fünf Söhne entsprossen dieser Ehe; zwei von ihnen: Leopold und Hermann, starben in jugendlichem Alter; der älteste, Karl, war ein hervorragender General, zeichnete sich als Commandant einer Infanterie-Truppen-Division in Bosnien besonders aus, gab sich aber wegen schwerer unheilbarer Leiden in einem Anfalle von Sinnesverwirrung 1888 freiwillig den Tod. Der jüngste, Albrecht, starb als Professor an der k. k. Marine-Akademie im Jahre 1871; Wilhelm, der mittlere der drei Brüder, welche das Mannesalter erreichten, erwarb sich als Sieger von Lissa einen Weltruf. Der kurzen Schilderung seines Lebenslaufes sind die nachfolgenden Zeilen gewidmet.

In strenger, aber liebevoller Zucht brachte Wilhelm von Tegetthoff die Knabenjahre im elterlichen Hause zu. Mit Zustimmung des Vaters wählte er den Dienst in der Kriegs-Marine zu seinem Lebensberufe, und wurde demnach im Jahre 1840 zur Ausbildung in das damalige Marine-Cadetten-Collegium zu Venedig gegeben. Fleißigen Studien obliegend, unterhielt Wilhelm zugleich einen regen brieflichen Verkehr mit seinen Eltern, welcher auf die Entwicklung seines Charakters den wohlthätigsten Einfluss nahm. Nach Beendigung des damals fünfjährigen akademischen Studiums wurde Tegetthoff am 23. Juli 1845 zum Marine-Cadetten ernannt, musste aber zu

*) Siehe Seite 376 und 399, dann V. C. I., 516, 693—703, 845—850. II., 891, 899—908, 913, 1014.

seinem Schmerze darauf verzichten, einen Urlaub zum Besuche der geliebten Eltern zu erhalten. Die Reisekosten für den so sehr ersehnten Urlaub waren für die Eltern unerschwinglich; dadurch erst kam der junge, eben ins Leben tretende Mann zur Kenntnis



Wilhelm von Tegetthoff.

Nach einer Lithographie von Kriehuber. 1866.

der dürftigen Lebensverhältnisse seiner Eltern, und verzichtete sofort dankend, aber in bestimmtester Weise, auf den Geldbetrag, welchen der Vater für seine Equipierung und Ausrüstung bestimmt hatte.

Seine Cadettenjahre brachte Tegetthoff ununterbrochen eingeschifft an Bord der Corvette Adria zu. Am 27. Jänner 1848 wurde er zum Fregatten-Fähnrich (Unterlieutenant) ernannt, während er an Bord der Corvette Adria eine Kreuzung in den jonischen Gewässern mitmachte. Diese Beförderung, mit welcher seine Ausschiffung von der Corvette verbunden war, erfuhr Tegetthoff erst, als die Corvette Mitte März nach Dalmatien zurückkehrte. Der neuernannte Fregatten-Fähnrich begab sich an Bord eines Lloyd-Dampfers nach Triest, wo er am 28. März anlangte, und die traurigen Nachrichten über den am 22. März stattgehabten Abfall Venedigs vernahm. Tegetthoff theilte die allgemeine Bestürzung über diese Katastrophe, mit der ein

gänzlicher Zerfall der Marine verbunden zu sein schien, nur bis zu einem gewissen Grade. Aus den Briefen, die er zu jener Zeit an seinen Vater richtete, ist zu ersehen, dass er die Ausscheidung der italienischen Elemente aus der k. k. Kriegs-Marine als den Beginn einer neuen Ära auffasste, in welcher die Kriegs-Marine nicht mehr nur dem Namen, sondern auch dem Wesen nach österreichisch sein, und sich in kaiser- und reichstreuer Gesinnung, in Ehre und Ruhm würdig an die altberühmte österreichische Armee anschließen werde. — Der zwanzigjährige Jüngling sah richtig in die Zukunft; ihm selbst sollte es beschieden sein, die ruhmvollsten Thaten der bald neu entstehenden österreichischen Kriegs-Marine an seinen Namen zu knüpfen.

In Triest, sowie auch bei den Schiffen der k. k. Escadre zu Pola war Noth an Mann, nachdem Officiere und Mannschaften italienischer Nationalität — über $^2/_3$ des Standes — ausgeschieden und heimgesendet worden waren. Tegetthoff musste gleich nach seiner Ankunft in Triest das Commando des Kanonenbootes Didone übernehmen (29. März). Aber schon nach wenigen Tagen erhielt er Befehl, sich als provisorischer Gesammt-Detail-Officier auf die Brigg Montecuccoli einzuschiffen, mit welchem Schiffe er nach Pola segelte. Daselbst leistete er Inspectionsdienste am Fort Zonchi, erhielt aber in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai die eilige Weisung, sich augenblicklich als 2. Lieutenant an Bord der Brigg Venezia (später Triest genannt) einzuschiffen, mit welcher Brigg er in den Morgenstunden des 12. Mai von Pola auslief, um sich den zur Blockade Venedigs kreuzenden Schiffen anzuschließen. — Als diese Blockade wegen des Erscheinens bedeutend überlegener Streitkräfte neapolitanischer und sardinischer Flagge bald aufgegeben werden musste und die k. k. Escadre sich nach Triest zurückzuziehen gezwungen war, bemächtigten sich bittere Gefühle des jungen thatendurstigen Officiers. Er machte diesen in seinen häufigen Briefen an seinen Vater Luft, aber kämpfte zugleich tapfer den aufkeimenden Wunsch nieder, in die Reihen des Landheeres überzutreten, um sich seinen Theil an dessen neuerdings üppig aufkeimenden Lorbeeren zu holen; er beschloss, auszuharren. In diesem Entschlusse bestärkte ihn der Ende Juli aus der Gefangenschaft rückkehrende Marine-Obercommandant, Vice-Admiral Martini, welcher den strebsamen jungen Officier zu seinem Personal-Adjutanten erkor. In dieser Eigenschaft begleitete Tegetthoff seinen Chef nach Neapel, als letzterer im Februar 1849 zum k. k. Gesandten am dortigen königlichen Hofe ernannt wurde. Als aber der Krieg gegen Sardinien bald neuerdings ausbrach, die Schlacht von Novara geschlagen war, und der k. k. Flotte die ehrenvolle Aufgabe erwuchs, an der Wiederunterwerfung Venedigs thätig mitzuwirken, da hielt es Tegetthoff nicht länger in Neapel; er rückte zum Seedienste ein und wurde alsbald an Bord der Corvette Adria eingeschifft, mit welcher er die Blockade von Venedig mitmachte. Während dieser Zeit sollte auch sein sehnlicher Wunsch „Kugeln pfeifen zu hören," in Erfüllung gehen. Es war dies in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli, als der Dampfer Vulcano in Schussweite der venetianischen Batterie Manfrin (seewärts des Forts Brondolo) auf den Strand gerathen und dadurch in einen Geschützkampf mit dieser Land-Batterie verwickelt worden war. Die zunächst, nämlich vor Chioggia stationierte k. k. Schiffs-Abtheilung sandte dem Vulcano Boote zu Hilfe, um ihn bei seinen Flottmachungs-Arbeiten zu unterstützen. Die Boote der Corvette Adria standen unter Befehl des Schiffsfähnrichs von Tegetthoff. Der Commandant des Vulcano, Linienschiffs-Lieutenant Preu, zollte der Haltung, Thätigkeit und den Leistungen Tegetthoff die vollste Anerkennung.

Nach der Wiedereinnahme Venedigs folgte eine Periode der raschen Vergrößerung und umfassenden Reorganisierung der k. k. Kriegs-Marine, welche ein sehr rasches Avancement im See-Officiers-Corps mit sich brachte. Dadurch war es Tegetthoff vergönnt, in noch sehr jungen Jahren selbständige, wichtige und verantwortungsreiche Posten zu bekleiden, auf welchen er nicht nur vorzügliche Dienste leistete, sondern auch Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse und Erfahrungen fortwährend zu bereichern, seine Thatkraft zu stählen, den freien Blick für große Verhältnisse zu gewinnen, welche Eigenschaften ihn den hochwichtigen Aufgaben gewachsen machten, die später an ihn herantraten. 20 Jahre alt, war Tegetthoff Officier geworden; wenige Monate später

(16. April 1848) wurde er Linienschiffs-Fähnrich; am 16. Juni 1851 Fregatten-Lieutenant; am 16. November 1852 Linienschiffs-Lieutenant; am 2. December 1857, noch nicht ganz 30 Jahre alt, war Tegetthoff bereits Corvetten-Capitän. Auch die Stabs-Officiers-Chargen durchlief er rasch, am 27. April 1860 erfolgte sein Ernennung zum Fregatten-Capitän, am 3. November 1861 jene zum Linienschiffs-Capitän.

Wirft man einen Blick auf die Dienstverwendungen, welche Tegetthoff zu jenem Zeitpunkte hinter sich hatte, so ergibt sich Folgendes: Als Subaltern-Officier hatte Tegetthoff die Kriegsjahre 1848 und 1849 an Bord der Brigg Triest, Fregatte Bellona und Corvette Adria mitgemacht; 10 Monate führte er hierauf das Detail des Dampfers Maria Anna, 4 Monate jenes der Goelette Phönix, dann als Fregatten- und Linienschiffs-Lieutenant nahezu 2 Jahre das Detail der Corvette Carolina, und 2 Monate hindurch jenes der Dampffregatte Volta. Am 16. Juli 1854 tritt Tegetthoff in die Reihe der Schiffs-Commandanten, indem er das Commando der Goelette Elisabeth übernimmt, und dieses Fahrzeug — von ihm in den Briefen an seine Eltern scherzend „seine alte Braut" genannt, durch 16 Monate commandiert; diesem Commando folgt während der Dauer von 13 Monaten jenes des Dampfers Taurus, mit welchem Schiffe ihm die damals sehr schwierige Station an der untern Donau übertragen wurde.

Bevor Tegetthoff Stabsofficier wurde, hatte er somit zwar nur 12 Dienstjahre zurückgelegt, aber von dieser Zeit an zehn Jahre zur See, u. z. über 3 Jahre als Detail-Officier und 2 $^1/_2$ Jahre als Schiffs-Commandant zugebracht. Es bedarf wohl kaum einer Andeutung, welch streng und harte, aber zugleich umfassende Vorschule eine solche Dienstes-Laufbahn für den einer großen Zukunft entgegengehenden See-Officier war.

Wir dürfen das von Tegetthoff geführte Commando des Taurus als jenen Abschnitt seiner Dienstes-Laufbahn ansehen, welche ihm die Wege zu höherer Laufbahn erschloss. Zu jener Zeit war eben — nach Beendigung des Krimkrieges, die Sulina-Mündung neutralisiert und eine europäische Donau-Commission eingesetzt worden, deren Aufgabe es war, die Ausführung der bezüglichen Friedens-Bestimmungen zu überwachen und für die Beseitigung der Schiffahrts-Hindernisse thätig zu sein. Tegetthoff wusste in seiner bescheidenen Stellung als Linienschiffs-Lieutenant und Commandant des österreichischen Stations-schiffes soviel Umsicht, Arbeitskraft und Thätigkeit zu entwickeln, er bewies eine so vollständige Beherrschung seines Faches und politischen Takt und Blick, dass der deutsche Contre-Admiral a. D., R. Werner in seiner Lebensbeschreibung Tegetthoff's *) nicht ansteht zu sagen: „Tegetthoff's großes Verdienst ist es, für alle bisherigen Verbesserungen des Fahrwassers in der Sulina-Mündung zuerst die Initiative ergriffen und mit ebenso viel Umsicht wie technischem Verständnis diejenigen Maßnahmen ausgeführt, angebahnt und in Vorschlag gebracht zu haben, auf welche sich jetzt die — für ganz Europa wichtige — Verbesserung und Sicherheit der Donau-Schiffahrt gründet."

Es konnte nicht fehlen, dass der damalige Marine-Ober-Commandant — der unvergessliche Erzherzog Ferdinand Max — auf die seltenen Fähigkeiten und die Thatkraft des in der Sulina detachierten Schiffs-Commandanten besonders aufmerksam wurde, welcher sich nicht nur einen weiten Wirkungskreis zu schaffen, sondern auch das Ansehen und die Würde der k. k. Flagge in hervorragender Weise unter schwierigen Verhältnissen zu wahren verstanden hatte. Sobald es die Verhältnisse in der Sulina zu gestatten schienen, berief demnach Erzherzog Ferdinand Max Tegetthoff an seine Seite und betraute ihn mit einer wichtigen Mission. Tegetthoff sollte das rothe Meer bereisen und über die Anlage einer österreichischen Schiffahrts-Station in diesem Meere berichten, welchem damals eine große Zukunft infolge Auftauchens der Idee des Canalbaues bevorstand. Tegetthoff löste diese Mission, welche über ein Jahr in Anspruch nahm, unter vielfältigen Mühen und Gefahren zur vollsten Zufriedenheit des Erzherzogs. Während dieser Missionsreise avancierte Tegetthoff zum Corvetten-Capitän; aber auch ein schmerzvoller Schicksalsschlag ereilte

---

*) Berühmte Seeleute von Reinhold Werner, Contre-Admiral a. D. Paul Jones, Nelson, Farragut, Tegetthoff. — Berlin, 1884. Otto Janke. Siehe auch „Mittheilungen auf dem Gebiete des Seewesens, 1884, Seite 115.

ihn während dieser Zeit — der Tod seines geliebten Vaters. Wie liebevoll Tegetthoff an seinem Vater gehangen und wie er dessen Verlust im voraus geahnt, ist in wahrhaft rührender Weise aus dem Briefwechsel jener Zeit zu entnehmen, den Hofrath A. Beer uns vermittelt hat. *)

Ins Vaterland zurückgekehrt, war es Tegetthoff nur durch wenige Tage gegönnt, sich seiner verwitweten Mutter zu widmen; der Marine-Ober-Commandant übertrug ihm einen Posten in der obersten Marine-Behörde, den Tegetthoff aber bald gegen ein wichtiges Schiffs-Commando vertauschen musste. Die Corvette Erzherzog Friedrich erhielt nämlich die Aufgabe, an der marokkanischen Küste nach der Wahrheit aufgetauchter Gerüchte über Piraterie-Acte zu forschen, welche zum Schaden österreichischer Kauffahrer verübt worden sein sollten, und nöthigenfalls Repressalien zu üben. Corvetten-Capitän Tegetthoff löste diese Aufgabe mit der ihm eigenen Umsicht und Energie im Laufe des Winters von 1858 auf 1859, und machte den Krieg von 1859 auch noch als Commandant desselben Schiffes mit. Der Corvette Friedrich war nebst der vom Commodore Preu befehligten Segelfregatte Schwarzenberg der exponierteste Posten zu Venedig, nämlich jener an dem Damme (Diga) nächst dem Fort San Pietro, zugewiesen. Im Laufe des Winters von 1859 auf 1860 begleitete Corvetten-Capitän Tegetthoff den Erzherzog Ferdinand Max auf der, vom Erzherzog selbst so anziehend beschriebenen Reise nach Brasilien, an Bord des Dampfers Elisabeth. Der nähere Verkehr, den der Erzherzog während dieser mehrmonatlichen Reise mit Tegetthoff hatte, mag den erlauchten Marine-Ober-Commandanten in seiner Überzeugung bestärkt haben, dass dieser junge Stabsofficier auch den schwierigsten Aufgaben Genüge zu leisten vermöchte.

Wir sehen auch, dass Tegetthoff — welcher als Fregatten-Capitän während der Jahre 1860—61 durch 15 Monate die Fregatte Radetzky commandiert hatte — vom Erzherzog Marine-Ober-Commandanten schon im Jahre 1862, obwohl Tegetthoff der rangsjüngste Linienschiffs-Capitän war, mit der Führung des Flotten-Abtheilungs-Commandos in Griechenland und der Levante betraut wurde. Tegetthoff's Commando-Stander wehte zuerst an Bord der Fregatte Novara, und als dieses Schiff reparaturshalber einberufen wurde, an Bord der Fregatte Schwarzenberg.

Dieses Schiff — seit wenigen Jahren zu einer tüchtigen Schraubenfregatte umgebaut — sollte das erste sein, welchem es beschieden war, Tegetthoff's Admiralsflagge zu führen. Als nämlich Tegetthoff mit der Schwarzenberg und der Fregatte Radetzky als Avantgarde der gegen Dänemark bestimmten k. k. Escadre in der Nordsee anlangte, erfasste er am 9. Mai die Gelegenheit, den beiden dänischen Fregatten Niels Juel und Jälland und der Corvette Heimdal ein blutiges Gefecht in der Nähe von Helgoland zu liefern, welches die Dänen zum Aufgeben der Blockade der Nordseehäfen zwang, obwohl Tegetthoff mit der in Flammen gesetzten Schwarzenberg in den Gewässern von Helgoland ankern mußte. — Diese schöne Waffenthat belohnte Se. Majestät der Kaiser durch Ernennung Tegetthoff's zum Contre-Admiral und Verleihung des Ordens der eisernen Krone 2. Classe. — Die Kriegs-Marine, welche die gezwungene Unthätigkeit während des Krieges 1859 noch nicht verschmerzt hatte, jubelte über die bahnbrechende That Tegetthoff's bei Helgoland, und die wohlbegründete öffentliche Meinung hob ihn auf den Schild, in ihm einen künftigen Führer der österreichischen Flotte erkennend.

Diese Hoffnung der Kriegs-Marine, Tegetthoff bald an ihre Spitze gestellt zu sehen, war der einzige Trost dafür, dass die bisher aufblühende Institution im selben Zeitpunkte ihren Schöpfer, den Erzherzog Ferdinand Max verloren hatte, welchen ein verhängnisvolles Geschick, wenige Wochen vor dem Gefechte von Helgoland, über den Ocean entführt hatte.

Während des Jahres 1865 commandierte Tegetthoff zunächst eine kleine Übungs-Escadre in der Adria, und war anfangs 1866 ausersehen, die längst schon projectierte Expedition nach Ostasien zu befehligen, für welche Tegetthoff's Flaggenschiff Schwarzenberg und die eben erst aus ihrer Station in der Nordsee heimgekehrte Corvette Erzherzog Friedrich bestimmt waren. Die Vorbereitungen zu dieser Expedition waren an Bord der Schwarzenberg,

*) Aus Wilhelm von Tegetthoff's Nachlass von A. Beer. Wien, Gerold's Sohn, 1882. Siehe auch „Mittheilungen auf dem Gebiete des Seewesens," 1882, Seite 449.

schon zum größten Theile getroffen, als jene Verwicklungen eintraten, die zum Kriege gegen Preußen und Italien führten. — Längere Zeit schwankte man in Wien, ob man die k. k. Flotte überhaupt ausrüsten und sie der Vernichtung durch den nach Schiffszahl, Offensiv- und Defensiv-Mitteln überlegenen Gegner aussetzen solle. Tegetthoff war es, der in Wien alle Bedenken zu besiegen und die Ausrüstung und militärische Einübung der Flotte dann so zu beschleunigen wusste, dass sie fähig wurde, am 20. Juli 1866 die denkwürdige Seeschlacht von Lissa zu wagen, diese Schlacht siegreich durchzuführen und das schon durch zwei Tage hart bedrängte Lissa zu befreien. — An Tegetthoff's ruhmgekrönten Namen knüpft sich seither die erste offene Seeschlacht von Panzerschiffen gegen Panzerschiffe; sein — wegen Zeitmangels nicht gemachtes aber beabsichtigtes — Signal vor der Schlacht „Muss Sieg von Lissa werden," zeigt vom Vertrauen, welches er in seine Capitäne, Officiere und Mannschaften zu setzen wusste; sein Angriffs-Signal „Den Feind anrennen und ihn zum Sinken bringen," beweist, dass er die in allen Flotten damals bestehenden ernsten Zweifel nicht theilte, ob Panzerschiffe rammen können, ohne selbst zu Grunde zu gehen: und Tegetthoff's Flaggen-Capitän, Linienschiffs-Capitän Baron Sterneck hat durch sein ebenso kühnes als geschicktes Manöver, mittelst welchem er den Rè d'Italia in den Grund bohrte, den thatsächlichen Beweis für die Richtigkeit der Anschauungen seines Admirals und Freundes geliefert.

Selten mag ein militärischer Erfolg in so weiten Kreisen jubelnde Freude erregt haben, wie Tegetthoff's Sieg bei Lissa. Wie ein lindernder Balsam fiel die Kunde des Erfolges, den die — in ihrem eigenen Vaterlande wenig beachtete und bekannte — Kriegs-Marine errungen hatte, auf die schweren Wunden, die das Kriegsgeschick der Monarchie kurz zuvor im Norden geschlagen — Wunden so schwerer Art, dass auch die Opfer und Anstrengungen dadurch zunichte gemacht waren, mit welchen der heldenmüthige Feldmarschall Erzherzog Albrecht auf den italienischen Schlachtfeldern bei Custoza einen herrlichen Sieg errungen hatte.

Von seinem Allerhöchsten Kriegsherrn zum Vice-Admiral ernannt und mit dem Commandeurkreuze des Maria-Theresien-Ordens geschmückt, gab Tegetthoff bald nach Friedensschluss das Commando der auf das Äußerste reducierten Escadre ab, und unternahm eine Studienreise nach England und Nord-Amerika.

Kaum war er nach Europa zurückgekehrt, als die Schreckenskunde von der Katastrophe von Queretaro eintraf. Tegetthoff erhielt die schwierige Aufgabe, die Leiche des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexico Denjenigen abzufordern, welche eine unerhörte Gewaltthat mit den Formen eines gesetzlichen Actes umkleidet hatten. Der edle Habsburger sollte wenigstens die ewige Ruhe in der Gruft seiner Ahnen finden dürfen. — Tegetthoff's Geschick und Takt, seiner Energie, und wohl auch seinem in allen Theilen der Welt berühmt gewordenen Namen gelang es, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, und die Leiche des Kaisers, seines geliebten ehemaligen Chefs, an Bord der Fregatte Novara in die Heimat zu bringen.

Mit einem gnädigen kaiserlichen Handschreiben und dem Großkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet, wurde Vice-Admiral Tegetthoff am 4. März 1868 als Marine-Commandant und Chef der Marine-Section an die Spitze der k. k. Kriegs-Marine gestellt. Sein gnädiger Monarch verlieh ihm bald auch die Würde eines Geheimen Rathes und ernannte ihn zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses; aber so dankerfüllt Tegetthoff diese Gnadenbezeigungen seines Allerhöchsten Kriegsherrn auch aufnahm — sein Streben war nie auf äußere Ehren und Würden, sondern stets nur auf strengste Pflichterfüllung gerichtet. Die Grenzen dessen, was er als Pflicht erkannte, wussten aber Wenige so weit zu stecken, als Tegetthoff. — An die Spitze der Marine gestellt, wollte Tegetthoff dieselbe befähigen, den erworbenen Ruhm auch für die Zukunft zu behaupten. Dazu vollzog er umfassende Reformen in ihrem Innern und nahm jenen schwierigen Kampf mit den Vertretungs-Körpern der Monarchie auf, welcher die Feststellung der materiellen Kraft der österreichischen Kriegs-Marine zum Ziele hatte. Aber nur drei Jahre gönnte ihm das unerbittliche Geschick zu solcher Titanen-Arbeit. Am 7. April 1871 raffte der Tod den Unermüdlichen nach einer Krankheit von wenigen Tagen dahin. — Jene Reformen, die das Erstarken der inneren Kraft der Kriegs-Marine bezweckten,

hatte Tegetthoff's unglaubliche Arbeitskraft und Thätigkeit, getragen von dem unbegrenzten Vertrauen des Kaisers und unterstützt vom hingebungsvollen Eifer der ganzen Marine, nahezu abzuschließen vermocht; sie wirken bis auf den heutigen Tag in wohlthätiger Weise fort — als Tegetthoff's Vermächtnis. Die äußeren Ziele Tegetthoff's aber, die für den Großstaat nöthige Vergrößerung der Kriegs-Marine, die Verallgemeinerung der Erkenntnis, unsere Flotte müsse mit jenen der Nachbarstaaten gleichen Schritt halten in materieller Macht — dies konnte Tegetthoff in der kurzen Spanne Zeit nicht erreichen, die ihm vom Geschick gesteckt war.

Wenn wir uns aber gegenwärtig halten, dass es seit Tegetthoff's Tode an Bemühungen nicht gefehlt hat, seine für die Entwicklung unserer Kriegs-Marine aufgestellten Ziele zu erkämpfen, dass aber dieses Bemühen wegen mangelnder Geldmittel keinen vollen Erfolg hatte, so dürfen wir uns sagen, dass vielleicht Tegetthoff's früher Tod ihm die schmerzlichsten Enttäuschungen erspart hat, welche ihm beschieden sein konnten.

Ein herrliches Denkmal aus Erz hat Se. Majestät unser Allergnädigster Kaiser dem frühverstorbenen Helden zu Pola errichtet; und auch in Wien hat sich ein solches am Praterstern erhoben, aber ebenso unvergänglich, wie jenes Erz, bleiben die Worte unseres Kaisers, welche im Flotten-Befehle vom 7. April 1871 der k. k. Kriegs-Marine die Trauer des Allerhöchsten Kriegsherrn um den dahingegangenen Admiral verkündeten.

Dieser Flotten-Befehl lautete wie folgt: „In der Blüte seines thatenreichen Lebens wurde der Commandant Meiner Kriegs-Marine Vice-Admiral von Tegetthoff zu Meiner tiefsten Betrübnis aus diesem Leben abberufen."

„Ich habe in dem Dahingeschiedenen einen treuergebenen, hingebungsvollen Diener; der Staat einen seiner ausgezeichnetesten Männer; die Marine in ihm den Helden verloren, der sie zu Sieg und Ruhm geführt, dessen Name für immer unzertrennlich bleibt von den glänzendsten Momenten ihres Wirkens; dessen Waffenthaten den herrlichsten Blättern der Kriegsgeschichte angehören."

„Mit Mir wird die Kriegs-Marine ihrem hingeschiedenen Commandanten eine unvergänglich dankbare Erinnerung bewahren, und das Andenken an ihn stets zu ehren wissen."

Damit schließen wir; denn wer wollte es unternehmen, diesen erhabenen, wahrhaft kaiserlichen Worten noch etwas beizufügen!

Jerolim Freiherr Benko von Boinik.

Friedrich Halm,*)

(Eligius Franz Josef Freiherr von Münch-Bellinghausen,) dramatischer Dichter.

Unter den Dichtern Österreichs, welche schon in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wesentlich zum Aufschwunge der deutschen Literatur beigetragen haben, glänzt in hervorragender Weise der Name Friedrich Halm.

Geboren in Krakau am 2. April 1806 als Sohn des k. k. Staats- und Conferenzrathes Cajetan Freiherr von Münch-Bellinghausen und der Theresia gebornen Freiin von Deuster, bezog er nach beendeten Gymnasialstudien die Universität Wien, woselbst er zuerst philosophische, dann juridische Studien betrieb, diese schon mit dem 20. Lebensjahre vollendete, den Grad eines Doctors der Philosophie erwarb und schon im Jahre 1816 mit der Theresia Freiin von Schloißnigg sich vermählte, aus deren Ehe eine Tochter entspross. In seiner Beamtenlaufbahn wurde er im Jahre 1840 niederösterreichischer Regierungsrath; im Jahre 1845 trat er als erster Custos der Hofbibliothek in eine, seinen wissenschaftlichen Neigungen zusagendere Stellung und ward später zum Mitgliede der k. k. Akademie der Wissenschaften, 1861 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses, 1867 aber zum Prä-

*) B. E. II. 916, 917.

fecten der k. k. Hofbibliothek und zum General-Intendanten der beiden kaiserlichen Hoftheater ernannt, welche Stellung er aber kurz vor seinem am 22. Mai 1871 erfolgten Tode zurücklegte.

Das Wort „der Dichter wird geboren" findet auf Friedrich Halm berechtigte Anwendung. Wir sehen ihn schon als Kind von begeisterter Liebe für die Dichtung und insbesondere für das Drama durchdrungen. Man erzählt, dass er damals die Dramen Schiller's, sie mit wechselndem Tonfalle lesend, mit selbstgefertigten Decorationen auf einem Schachbrette aufgeführt habe. Auch strebte er schon frühzeitig nach Dramatisierung epischer Stoffe. Während aber die Lectüre dichterischer Werke bei vielen jungen Menschen eine kaum bezähmbare Glut entflammt, so brachten es bei Friedrich Halm die Verhältnisse mit sich, dass er durch die Abgeschlossenheit, in welcher er erzogen wurde, durch den steten Umgang mit Büchern, in denen sein Geist lebte, mehr auf den Verkehr mit sich selbst und auf ein contemplatives Wesen hingelenkt wurde.

Von hohem Einflusse auf ihn war seine Studienzeit und die Gesellschaft an der Wiener Universität, wo er im Vereine mit vielen anderen nachmaligen Größen österreichischer Kunst und Wissenschaft neue geistige Nahrung sog.

Mit 20 Jahren hatte er bereits sein erstes Trauerspiel vollendet.

Doch bewog ihn theils liebenswürdige Bescheidenheit, theils auch sein von Jugend an abgeschlossenes und zurückgezogenes Leben, trotz mehrfacher Aufforderung, nicht in die Öffentlichkeit zu treten.

Erst nach weiteren sieben Jahren überredete ihn sein ehemaliger Lehrer Michael Enk von der Burg,*) dessen tiefer Geist ebenso Bewunderung erregt, wie sein Ende Bedauern, — sein Trauerspiel „Griseldis" dem Hofburgtheater zu Wien zu übergeben. Nach bestandener Feuerprobe der Censur wurde es im Jahre 1835 zum erstenmale mit großem Beifalle aufgeführt und Friedrich Halm — sein gewähltes Pseudonym — hatte seinen Ruf begründet.

Er war glücklicher als Grillparzer, sowohl als Mensch wie auch als Dichter; — als Mensch infolge seiner objectiveren Auffassung; als Dichter, weil ihm sofort allseitiger ungetheilter Beifall entgegengebracht wurde. Während Grillparzer's Erstlingswerk, „Die Ahnfrau," trotz der erschütternden Kraft des Werkes selbst heutzutage von manchen nichtösterreichischen Kritikern noch mit dem abgebrauchten Schlagworte „Fatalismus" — „Schicksalstragödie" — abgefertigt wird, sehen wir Friedrich Halm's Drama, wenn auch nicht von allen mit gleichem Lobe besprochen, dennoch mit Freude und Beifall empfangen, sofort auf der deutschen Bühne die Runde machen. Unter dem bedeutenden Einflusse seines Lehrers und Freundes Michael Enk, welcher ihn auf das Drama der Spanier aufmerksam machte, und dessen umfassendes Wissen von der jungen Dichterseele mit Begierde aufgenommen wurde, sehen wir Friedrich Halm auf der Bahn seines Ruhmes fortschreiten. Es entstehen nun eine Reihe von Dramen, welche durch kunstgerechten Aufbau, durch wunderbar harmonisch klingende Sprache, durch hervortretenden sittlichen Adel der Grundidee und bedeutende Bühnenwirksamkeit einen ehrenvollen Ruf auch außerhalb unseres Vaterlandes genießen; mögen ihnen auch die Gegner die Wahl unnatürlicher und unwahrscheinlicher Stoffe, zuviel Philosophie und lyrische Weichheit oder zu breite Diction vorwerfen. Die junge österreichische Muse hat eben das Unglück, mit einer etwas älteren Nebenbuhlerin im Kampfe zu stehen; aber jung sein ist wohl das größte Unglück nicht.

„Friedrich Halm" — urtheilt Heinrich Kurz in seiner „Geschichte der neuesten deutschen Literatur" über ihn — ist ohne Zweifel einer der talentvollsten Dichter unserer Zeit und seine Dramen gehören zu den besten Erscheinungen der Gattung, wenn sie auch nach mancher Seite Vieles zu wünschen übrig lassen. Vor Allem ist die kunstgerechte Anlage und Entwickelung zu loben, die schon deshalb einer großen Wirkung auf der Bühne fähig sind, einer Wirkung, welche durch die schöne, ja man darf sagen, glänzende Sprache mit ihren harmonisch fließenden Versen mächtig gehoben wird, deren Reinheit nur selten

*) Michael Enk von der Burg 1788 in Wien geboren, trat in den Benedictiner-Orden ein, war ein hochbegabter Dichter und Schriftsteller, ein vorzüglicher Lehrer am Gymnasium des Melker Stiftes, fiel aber in Schwermuth und endete sein Leben durch freiwilligen Tod in der Donau am 11. Juni 1843. A. d. H.

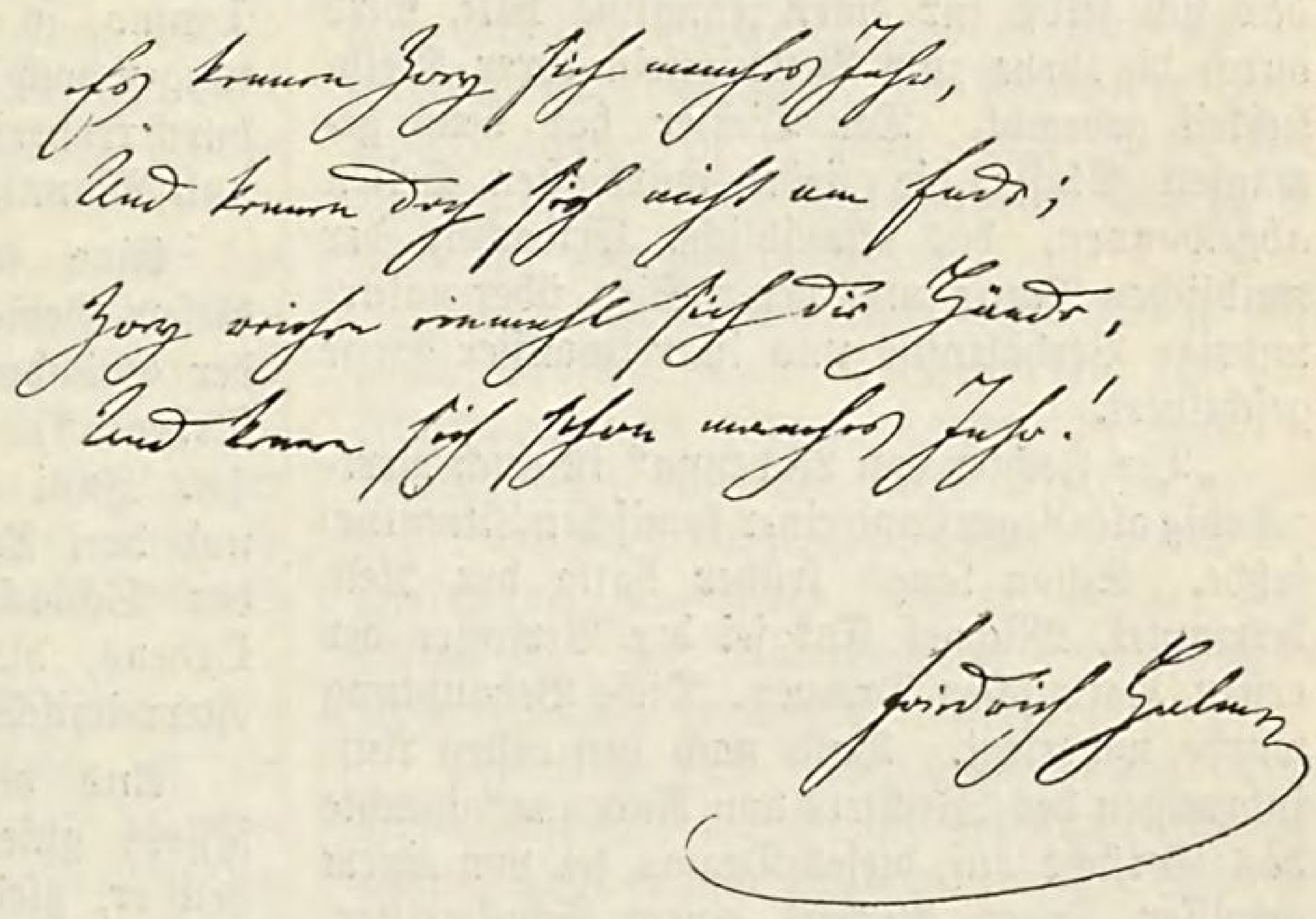
wunderliche Eigenthümlichkeiten stören. Seine Gestalten grenzen zwar oft an das Unwahrheitliche, ja selbst an das Unnatürliche, aber er versteht es, sie auch dann so individuell zu gestalten, ihre Eigenthümlichkeit so meisterhaft zu motivieren, dass man den Mangel an innerer Wahrheit leicht vergisst, wie man wirklich anzunehmen geneigt ist. Das Unnatürliche in Halms Dramen ist durch die Stoffe bedingt, die er aus Vorliebe wählt, so wie auch durch andere Mängel: die allzugroße Weichheit und Sentimentalität, das vorherrschende lyrische Element, die rhetorische Breite als eine nothwendige Folge der behandelten Stoffe, die beinahe sämmtlich mit der Absicht gewählt sind, außerordentliche psychologische Erscheinungen zur Anschauung zu bringen."

Von den Dramen Friedrich Halm's wählen wir die vier berühmtesten zur Betrachtung, nämlich „Griseldis" (1833), „Der Sohn der Wildnis" (1842), „Der Fechter von Ravenna" (1854) und „Wildfeuer." „Griseldis" zeigt uns als Grundidee die Aufopferungsfähigkeit des weiblichen Charakters, „Der Sohn der Wildnis" jene gewaltig veredelnde Kraft, welche einer reinen Liebe innewohnt, „Der Fechter von Ravenna" die Wahrheit, dass das Edle und Gute in einer unedlen Umgebung meist zugrunde geht; „Wildfeuer" endlich führt mit besonderem Geschicke einen schwer zu behandelnden Stoff durch, und stellt uns praktisch die Richtigkeit des Satzes vor Augen, dass des Menschen wahre Natur früher oder später stets zutage tritt, mag sich die Kunst auch abmühen, wie sie wolle.

Grundlegend für den Ruhm des Dramatikers Halm war dessen „Griseldis," in welcher er die bekannte Novelle des Boccaccio dramatisch behandelt. Ist nun auch das Motiv, durch welches Percival bei Halm veranlasst wird, die Treue und Hingebung seiner Gattin auf eine geradezu grausame Weise zu prüfen, in Abweichung von dem Italiener eine Wette, für unser Gemüth abstoßend, so geben die Prüfungen, die Seelenfoltern, denen der Gatte sein armes Weib unterwirft, dem Dichter doch Gelegenheit, den Heroismus des liebenden, duldenden Weibes in seinem höchsten Glanze zu zeigen. Ebenso echt tragisch, befreiend und erhebend wirkt der Schluss, da Griseldis, als sie erfährt, dass Alles nur Schein gewesen, um sie zu prüfen, über des Gatten grausame Lieblosigkeit empört, auf immer von ihm scheidet.

Noch größeren Beifall als „Griseldis" erwarb sich „Der Sohn der Wildnis," in welchem die Macht der Liebe, zugleich aber auch der Gegensatz der sittlichen Hoheit der uncultivierten Barbaren und der Selbstsucht der feingebildeten Griechen geschildert wird. Bei aller Einfachheit der Handlung erregt dieselbe doch unser Interesse, das sich mit jedem Acte steigert; und doch hat der Dichter weit mehr Gewicht auf die Darstellung der Seelenstimmungen gelegt, als auf die Entwickelung der Handlung, die ihm nur ein Mittel war, jene zur Anschauung zu bringen. Daher hat das Drama den vorwiegend lyrischen Charakter, mit dem es bald alle Herzen gewann, wie es denn auch seine Wirkungsfähigkeit selbst in unseren Tagen noch nicht eingebüßt hat.

„Der Fechter von Ravenna" zeigt uns den Dichter auf der vollen Höhe seiner Kunst, es ist sein bestes, mächtigstes Werk, die Krone seiner Dramen, das allein genügen würde, Halm's Dichterruhm auf die Nachwelt zu bringen. Sowohl die dramatische Anlage und Entwickelung der Handlung, als auch die



Nach dem in der k. und k. Familien-Fideicommiss-Bibliothek befindlichen Originale.

Charakteristik der Personen, die mit aller Schärfe der Individualität gezeichnet sind, dann die geschichtliche Grundlage der verderbten, dem Untergange geweihten Römerwelt vereinen sich hier zu einem Kunstwerk ersten Ranges, welches denn auch, obgleich pseudonym eingereicht, bei der Aufführung im k. k. Hofburgtheater der tiefgehendsten Wirkung nicht verfehlte.

Des Dichters letztes Drama „Wildfeuer" bildet eine Art Gegenstück zum „Sohn der Wildnis." Ein Mädchen, als Knabe erzogen, das sich selbst für einen Jüngling hält, wird durch die Liebe zum Bewusstsein ihrer Weiblichkeit gebracht. Der Dichter hat dem gewagten Stoffe die liebenswürdigsten Seiten abgewonnen, das allmähliche Erwachen der weiblichen Natur und deren Sieg über naturwidrige Verhältnisse uns in reizvollster Weise geschildert.

„Der Fechter von Ravenna" ist auch merkwürdig als Gegenstand einer komischen Literaturfehde. Schon lange früher hatte der Neid behauptet, Michael Enk sei der Verfasser der ersten Halm'schen Dramen. Diese Behauptung wurde widerlegt. Bald nach den ersten Aufführungen des „Fechters von Ravenna" tauchte das Gerücht auf, dieses Drama sei von einem gewissen Franz Bacherl, einem Schulmeister. Und wirklich behauptete dieser nicht ohne Unterstützung seiner bayrischen Landsleute, Friedrich Halm habe ihm die Ideen entwendet. Auch erschien, allerdings erst zwei Jahre nach dem „Fechter von Ravenna," ein Drama von Franz Bacherl unter dem Titel „die Cherusker in Rom," welches im Stoffe eine entfernte, in Sprache und Aufbau aber wohl keine Ähnlichkeit mit dem „Fechter von Ravenna" besitzt. So richtete sich Bacherl's gegen Halm geschleuderte Beschuldigung wohl von selbst, allein jener wusste aus seiner Lächerlichkeit wenigstens klingenden Vortheil zu ernten. Er hielt Vorlesungen über sein Drama, welche unwiderstehliche Heiterkeit erregten, zahlreichen Zuspruch fanden und dem Vorleser nebst pecuniären Vortheilen noch den Ruhm sicherten, dass sein Name unsterblich neben Friedrich Halm glänzt, wenn auch in etwas anderer Weise.

Friedrich Halm ist auch auf dem Gebiete der Lyrik von gutem Klange. Wenn er darin auch nicht jene hohe Stelle einnimmt, wie im Drama, so zeichnen sich seine lyrischen Dichtungen doch durch Klarheit und Formenreinheit, durch rednerische Kraft, durch Gedankenreichthum und Mannigfaltigkeit aus.

Eine seiner schönsten Dichtungen auf diesem Gebiete ist der Prolog zur Säcularfeier der Gründung des Militär-Maria-Theresia-Ordens.*) Dieser Prolog, gesprochen am 18. Juni 1857 feiert in einer Einleitung und drei Tableaux das denkwürdige Ereignis der Schlacht bei Kolin, die Stiftung des Ordens, die Schlacht bei Aspern und die österreichische Armee.

Aus dieser Dichtung leuchtet des Verfassers guter altösterreichischer Geist hervor, den er, gleich seinen Zeitgenossen Grillparzer, Seidl und Anastasius Grün niemals verleugnete; jener Geist des echten unverfälschten Altösterreicherthumes, der allein zur Geltung bringen kann Heinrich Collin's von Halm aufgenommenes schönes Dichterwort: „Österreich über Alles, wenn es nur will!" **)

Franz von Erlach.

*) B. E. II. 865.
**) B. E. II. 622.

Franz Grillparzer,*)

dramatischer Dichter.

Als Sohn eines Advocaten, am 15. Jänner 1791 in Wien geboren, erhielt Grillparzer seine erste Erziehung im väterlichen Hause; — die gewaltigen politischen Ereignisse zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, die wiederholte Besetzung Wiens durch die französische Armee unter Kaiser Napoleon I. fielen in die Zeit seiner öffentlichen Studien und trugen wesentlich dazu bei, in der Brust des phantasievollen Jünglings das lebhafteste Gefühl für das Vaterland zu entflammen. Dennoch mag diese bewegte Zeit den ruhigen Fortgang der Elementarstudien vielfach beeinträchtigt haben und der systematischen Ausbildung seiner Fähigkeiten abträglich gewesen sein, da Grillparzer in seiner Selbstbiographie erzählt, dass er manche Lücke seines Wissens erst durch späteres Studium ausgefüllt habe.

Die Vorliebe und hohe Begabung für Musik und Poesie erzeugte eine bis in sein spätes Alter andauernde Reizbarkeit des Gemüthes, welcher als schwer vereinbarliche Gegensätze ein frühreifer Ernst und eiserner Fleiß in Bewältigung der trockensten Sprach- und Fachstudien gegenüberstanden.

Schwere Schicksalsschläge: der im Jahre 1809 erfolgte rasche Tod seines Vaters und die durch Finanzverhältnisse verursachten Geldverluste waren die Quellen vieler Sorgen, da der 18jährige Franz als das Haupt der Familie betrachtet wurde; sie blieben nicht ohne Einfluss auf seine Gemüths- und Charakterbildung. Im dritten Jahre seiner Rechtsstudien war er bemüssigt, als Correpetitor jüngerer Studierender einen Erwerb zu suchen, um sowohl den eigenen Lebensunterhalt zu gewinnen, wie auch um seine Mutter und seine jüngeren Geschwister zu unterstützen. Dennoch absolvierte er unter diesen ungünstigen Verhältnissen die juridischen Studien, ohne jedoch nach manchen vergeblichen Versuchen mehr als eine unbesoldete Conceptspraktikantenstelle bei der k. k. Hof-Bibliothek zu erreichen, während er zugleich in dem gräflich Seilern'schen Hause als Hofmeister Verwendung fand.

Schon während seiner Studienzeit offenbarte sich die poetische Begabung, ohne dass die väterlichen Abmahnungen das keimende Talent zu unterdrücken vermochten; mit 17 Jahren hatte er sein großes Trauerspiel „Blanca von Castilien" verfasst, und es war all sein Streben dahin gerichtet, eine Anstellung in der Hof-Bibliothek zu erhalten, weil er die freie Benützung der dort aufbewahrten Schätze der Literatur vor Augen hatte.

Die kümmerlichen, materiellen Verhältnisse seiner Mutter, sowie das Bestreben, für seine Angehörigen zu sorgen, ließen ihn jedoch im Jahre 1813 eine mit 300 Gulden Gehalt dotierte Conceptspraktikantenstelle bei der k. k. Hofkammer annehmen, wo er in der Zollabtheilung zur Untersuchung der Gefälls-Übertretungen verwendet wurde.

Die kurze Zeit seiner Verwendung in der Hof-Bibliothek, sowie seine Stellung als Hofmeister hatte er zum Studium fremder Sprachen und der Meisterwerke ihrer Dichtungen trefflich benützt; außer der lateinischen und griechischen wie der italienischen Sprache machte er sich durch Selbstunterricht die französische, englische und spanische Sprache eigen und vertiefte sich besonders in die griechischen und spanischen Classiker, deren Werke er zeitlebens mit voller Geläufigkeit und mit durchdringendem Verständnisse las.

Durch die Übersetzung des Drama „Das Leben ein Traum" von Calderon kam er im Jahre 1816 mit dem damaligen Secretär des Hof-Burgtheaters Josef Schreyvogel (West) in nähere Berührung, welcher, Grillparzer's Befähigung für dramatische Arbeiten erkennend, ihn zur Bearbeitung des im Gespräche angedeuteten Stoffes zu dem Trauerspiele „Die Ahnfrau" veranlasste. In sechzehn Tagen war das gewaltige Drama vollendet; vom Studium der spanischen Dramatiker angeregt, wählte Grillparzer das trochäische Versmaß, in welchem die ernst-feierliche Sprache der Dichtung zur vollen Geltung gelangte. „Die Ahnfrau"

*) V. E. I. 812, II. 927, 918, 1038.

wurde am 31. Jänner 1817 im Theater an der Wien zum erstenmale aufgeführt und errang durch die Fülle dramatischen Lebens, durch die Tragik einzelner Scenen und durch die edle Sprache nicht nur in Wien, sondern auch in ganz Deutschland unbestrittenen Erfolg, welcher sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die eingehende Würdigung seiner Werke ist nicht im Rahmen dieser biographischen Skizze gelegen. Doch seien wenigstens jene Dramen, mit denen Grillparzer zuerst in die Reihen der großen Dramatiker aller Zeiten als ein Ebenbürtiger getreten ist, nach den Urtheilen Heinrich Laube's, der neueren Literarhistoriker und insbesondere seines jüngsten berufensten Biographen, des Herausgebers der 5. Auflage seiner sämmtlichen Werke, Anton Sauer, mit kurzen Worten angeführt.

„Die Ahnfrau“ strotzt von dramatischem Talente," schreibt Laube in seinem Nachworte zu diesem Drama. „Wir haben außer Schiller's Jugendarbeiten wenig Stücke unserer dramatischen Literatur, von welchen sich dies in so hohem Grade sagen ließe wie von diesem ersten Stücke Grillparzers. Es pocht und treibt darin ein Puls des Wortes, des Dranges, des Lebens, welcher außerordentlich ist. Zeugnis dafür die reißend schnelle Laufbahn, welche das Stück über alle Bühnen gefunden, Zeugnis die zahlreichen geflügelten Worte, welche aus der „Ahnfrau“ lebendig geblieben sind in unserer erhöhten Sprache.“

Für die deutsche Literatur in Österreich machte die „Ahnfrau“ Epoche. Erst von da ab zählen die österreichischen Schriftsteller und Dichter wieder mit im Chore ihrer deutschen Brüder. Allerdings war die „Ahnfrau“ jener literarischen Gattung, die im Anschluss an das antike Drama dem Fatum Eingang in das moderne Drama gewährte, beizuzählen; allein die kritische Partei, welche sie mit dem Schlagwort „Schicksalstragödie“ abzuthun vermeinte, übersah hierbei die Vorzüge des Stückes, die dasselbe weit über die meisten dieser Gattung emporhoben, als: die unaufhaltsame Leidenschaft, die jugendliche Frische, ja kecke Kraft in der Charakteristik, die Meisterschaft, mit welcher die dämmerhaft-unheimliche Stimmung darin erzeugt und gesteigert wird. Den Schmelz der Sprache, Glanz der Bilder, die Mannigfaltigkeit und Pracht der Verse, endlich die hochgradige, den Leser wie den Zuschauer von Scene zu Scene fortreißende dramatische Spannung, in welcher Hinsicht die „Ahnfrau“ von kaum einem Werke der neueren dramatischen Literatur erreicht, geschweige denn überboten wird. Dem Dichter selbst war die „Ahnfrau“ ein Product seines besten Talentes. Wer eine klare Empfindung in sich trägt für wirklich dramatisches Talent, der wird ihm beistimmen.

Dennoch hatte der Dichter trotz der ungeheuersten Wirkung, die das Stück in Wien und in ganz Deutschland hervorgebracht, über ein Menschenalter unter dem Spruche einer theils albernen, theils böswilligen Kritik zu leiden, welche seine „Ahnfrau“ mit dem Schlagworte „Schicksalstragödie“ abfertigte und zur Verbitterung seines Gemüthes nicht wenig beitrug.

Die Folge dieser zumeist sehr einseitigen Kritiken war, dass Grillparzer für seine nächste dramatische Arbeit einen ganz einfachen Stoff wählte, um sein dichterisches Können zu zeigen; er schilderte in herrlicher Sprache das Gemüthsleben der griechischen Dichterin Sappho und erreichte mit den einfachsten Mitteln eine bedeutende Wirkung und die lebhafteste Theilnahme des Publicums.

„Dass ein noch nicht 26 Jahre alter Jüngling solch' schöne Tragödie binnen wenig Wochen schaffen konnte, ist ein Zeugnis für reiche Bildung und für außerordentliche Stärke des Talentes," — schreibt Laube in seinem Epilog zur „Sappho.“

Nicht leicht ist ein größerer Gegensatz zwischen zwei rasch nacheinander erscheinenden Productionen denkbar, als der zwischen der „Ahnfrau“ und der „Sappho.“ Wie Erzeugnisse aus ganz verschiedenen Bildungsepochen muthen sie uns an. Eine tiefe Wandlung ist während kurzer Zeit in der Entwicklung des Dichters vor sich gegangen; eine Milderung und Mäßigung hat sich über sein ganzes Wesen ausgegossen, aus dem genialen Übermuth seiner Sturm- und Drangzeit, hat er sich zu sonniger Klarheit und ewiger Formschönheit emporgerungen.

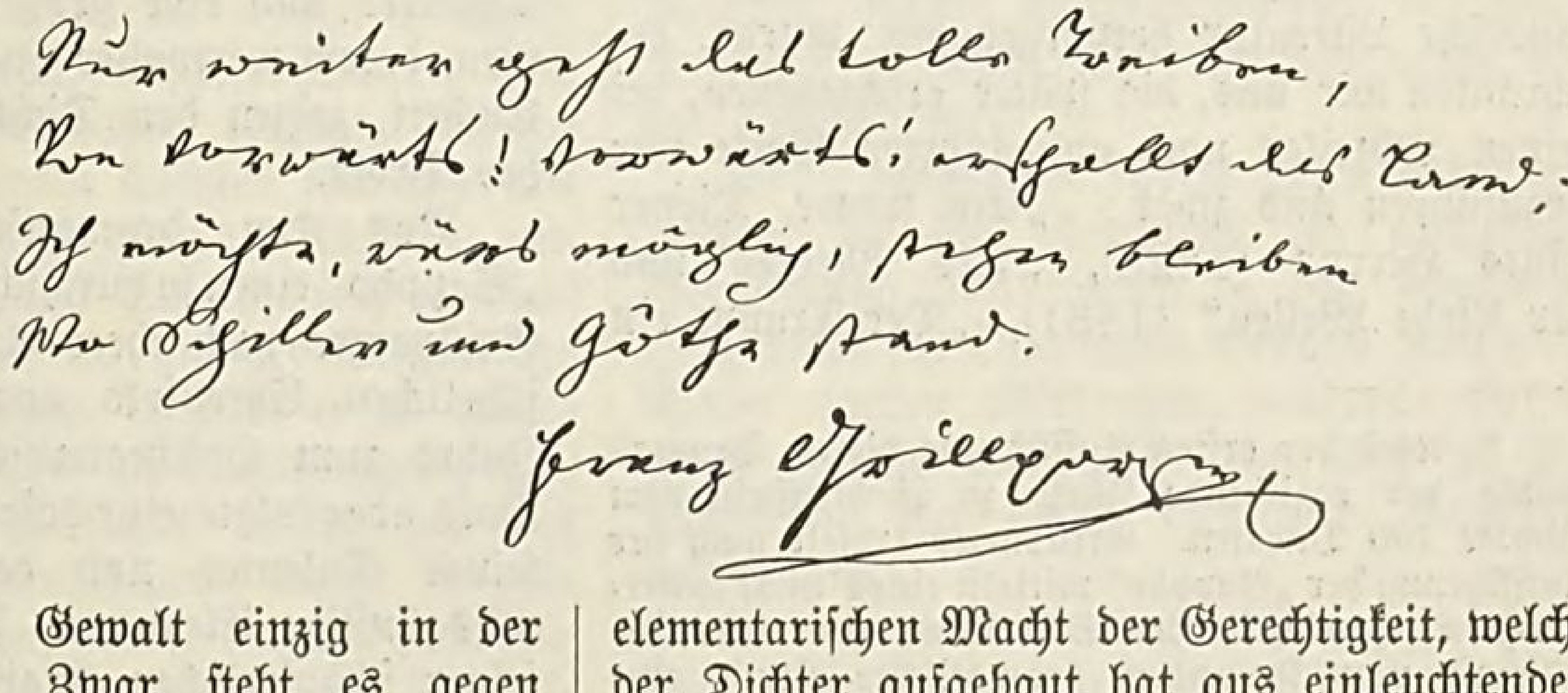
Was Grillparzer vom Charakter der „Sappho“ sagt, gilt von dem Drama selbst: es ist ein Sammelplatz glühender Leidenschaften, über die aber eine erworbene Ruhe, die schöne Frucht höherer Geistesbildung, den Scepter führt.

Sappho wurde zum erstenmale im Jahre 1818 gegeben und befestigte das günstige Urtheil über die hohe Begabung des Dichters, wenn auch der Neid der Kritik das durch die Ahnfrau angeregte Vorurtheil gegen den Autor zu nähren suchte und dem leicht erregbaren und empfindlichen Dichter manche bittere Stunde verursachte.

Nach dem gelungenen Wurfe der „Sappho" fühlte sich Grillparzer den höchsten Aufgaben der tragischen Dichtkunst gewachsen und ergriff eine solche in der Trilogie „Das goldene Vlies." Die Friedlosigkeit der schuldbeladenen Brust ist das Thema dieser gewaltigen Dichtung, die in weiten, großen, fast gigantischen Zügen angelegt, in der Ausführung so kurz und knapp gehalten ist, dass der Dichter sich fast nur auf die Angelpunkte der Handlung beschränkt, ohne deshalb, wo es erforderlich, dem vollen, tiefen, schweren Strome der Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften zu wehren. Mit 27 Jahren begann Grillparzer diese große Composition einer Trilogie aus Griechenlands fabelhafter Urzeit; in anderthalb Jahren hatte er sie vollendet.

Das Werk ist in seinem weit gegliederten Umfange und in seiner tragischen Gewalt einzig in der deutschen Literatur. Zwar steht es gegen Schiller's „Wallenstein" in mancher Hinsicht im Schatten, behält aber doch dauernden Wert durch die tiefe keusche Führung des tragischen Charakters, welcher ohne schimmernde Zier vom Anfang bis zum Ende wächst. Wir scheiden am Schlusse von ihm wie von einer





elementarischen Macht der Gerechtigkeit, welche der Dichter aufgebaut hat aus einleuchtenden menschlichen Eigenschaften. „Das goldene Vlies" ist sein großartigstes und kühnstes Werk geworden, wie es auch, als sein geistig

tiefstes erkannt, nach jeder Richtung einen Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet. Im Jahre 1821 in Wien zum erstenmale aufgeführt, nahm es wie die „Sappho“ den Weg über alle deutsche Bühnen.

Mit dem in Wien 19. Februar 1825 zuerst aufgeführten Trauerspiele „König Ottokars Glück und Ende“ wandte sich Grillparzer von der antiken Welt zur Geschichte seines Vaterlandes. Er stellt darin das allmähliche Wachsen des zur Weltmonarchie aufstrebenden Böhmen, seinen Sturz durch Rudolf von Habsburg und damit die Gründung der habsburgischen Dynastie dar. König Ottokar von Böhmen geht unter durch seine maßlose Herrsch- und Ruhmsucht, während in Rudolf von Habsburg ein Glück und Frieden verheißendes Gestirn aufgeht.

Der innere Gehalt des Dramas ist unermesslich reich, die dramatische Technik, sowie die Ausführung im einzelnen zwingen uns zur hellsten Bewunderung. Wenn in dieser vaterländischen Tragödie der Stifter der habsburgischen Dynastie mit dem Ruhme königlichen Glanzes umgeben wird und zur Feier Österreichs die edelsten und herrlichsten Hymnen ertönen, so wird dadurch der Held des Stückes doch nicht übermäßig herabgedrückt, sondern nur die versöhnende, ausgleichende Stimmung eine reinere. Die hinreißende Gewalt des Stückes wird erst dann ungehindert sich bewähren, wenn der Blick der Zuschauer durch politische Sympathien und Antipathien nicht mehr getrübt sein wird. *)

Nachdem die Bedeutung der vorgenannten Werke Grillparzer's für die deutsche und vaterländische Literatur hervorgehoben wurde, beschränken wir uns, die später erschienenen, bei seinen Lebzeiten noch aufgeführten Werke nur anzuführen und zwar: „Ein treuer Diener seines Herrn“ (1828), „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1831), „Der Traum ein Leben“ (1834), „Weh dem, der lügt!“ (1838) und das Fragment „Esther“ (1868).

Nach dem Misserfolge, welchen die Aufführung des Lustspieles „Weh dem, der lügt!“ erfuhr, war Grillparzer tief gekränkt und verletzt; er fasste den Entschluss, keine seiner dramatischen und poetischen Arbeiten mehr zu veröffentlichen und blieb diesem Vorsatze auch bis an sein Lebensende treu. — Erst nach seinem Tode wurden die Dramen: „Libussa,“ „Der Bruderzwist in Habsburg“ und „Die Jüdin von Toledo“ der Öffentlichkeit übergeben.

Was Grillparzer als Erzähler zu leisten vermochte, hat er in seiner Novelle „Der arme Spielmann“ bewiesen, die stets als ein Juwel der Erzählungskunst gelten wird. Der einsame Mann mit der Geige in seiner rührenden Einfalt und Hilflosigkeit, umstrahlt von der Sonne der Kunst, umwoben von den Goldfäden der Liebe, wird zur Verklärung und Verkörperung der alten verklungenen Wiener Musik, des alten damals eben untergehenden Wien selbst.

Seine für die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, deren Mitglied Grillparzer war, geschriebene Selbstbiographie reicht leider nur bis zum Jahre 1836 und wird in ihrer strengen, ungeschminkten Wahrhaftigkeit stets das wichtigste Hilfsmittel zur Beurtheilung des Dichters und zur Erkenntnis der Zeitumstände bleiben, unter denen trotz schwerer Drangsale und Hemmungen jeder Art sein Genius zu lichter Höhe emporstieg. Ein Tagebuch seines Pariser und Londoner Aufenthaltes ist eine willkommene Ergänzung seiner Selbstbiographie, die Besprechung des spanischen Theaters und eine große Fülle von Aphorismen, deren wertvoller Inhalt jedermann einleuchtet, zeigen den Dichter auch als Meister der Prosa.

Von den dramatischen Werken hatte „Sappho“ einen so durchschlagenden Erfolg, dass Grillparzer nach ihrer Aufführung mit einem jährlichen Ehrensold von 1000 fl. für fünf Jahre zum Hoftheaterdichter ernannt wurde. Bald aber folgte eine böse Zeit der Verkennung seines Talentes und der Anfeindung durch missgünstige Elemente. Die freie Entfaltung seiner schöpferischen Kraft wurde theils durch die Hindernisse, welche die engherzige Censur seinen dichterischen Arbeiten entgegenstellte, theils durch die mehrfache Zurücksetzung, welche

*) Nach der ersten Aufführung dieses Dramas sandte der regierende Fürst zu Liechtenstein dem Dichter 100 Ducaten. Grillparzer erhielt nach der Aufführung der „Sappho“ mittelst eines nicht unterfertigten schmeichelhaften Schreibens von einer Gesellschaft von Freunden dramatischer Kunst eine Actie im Werte von 1000 fl. Das sind wohl die besten Beweise, dass Grillparzer wenigstens in seinem Vaterlande schon frühzeitig anerkannt und gewürdigt wurde. A. d. H.

Grillparzer als Beamter von Vorgesetzten erfuhr, gehemmt; auch traurige Familienereignisse, der plötzliche Tod seiner Mutter, die beklagenswerten Schicksale seiner Brüder störten sein ideales Streben und trugen wesentlich dazu bei, sein ohnedies schon gekränktes Gemüth noch mehr zu verdüstern und zu verbittern.

Von hohem Selbstbewusstsein durchdrungen, legte er dennoch oft eine außerordentliche Bescheidenheit an den Tag. Sein Herz, von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, litt unter dem Drucke seiner Familien-Verhältnisse, unter der falschen Deutung, welche mehrere seiner Dichtungen erfuhren, und durch die Unterschätzung seines Talentes und seiner Schöpfungen in Norddeutschland. Getragen von einem echt österreichischen Geiste lehnte er es gegen den Rath seiner Freunde ab, mit ausländischen literarischen Kreisen in engere Verbindung zu treten, und seine Werke in Deutschland drucken zu lassen, was für deren Verbreitung jedenfalls von großem Vortheile gewesen wäre. Es ist nicht leicht, sich in das Gemüthsleben dieser durch die Furcht vor Wahnsinn geplagten und daher innerlich beunruhigten echten Dichterseele hineinzudenken und alles das zu erfassen, was an Herzeleid, getäuschter Hoffnung, Kummer und Sorge die Empfindsamkeit seines Geistes berührt hat.

Als Lyriker nimmt Grillparzer ebenfalls einen Ehrenplatz ein mittels der Eigenartigkeit der Gedanken und der Energie des Ausdrucks. Seine lyrischen Dichtungen zeigen den Dichter, der in seinen Dramen so tiefe Empfindung zum hinreißendsten Ausdruck bringt, in eigenthümlicher Weise spröd, knapp, reflectiert. Das eigentliche Lied schien ihm versagt, dagegen finden sich unter seinen Elegien und Hymnen manche Perlen deutscher Poesie. Düsteres und Liebliches, Ernstes und Schalkhaftes, wechselt in seinen Gedichten in sinniger Reihenfolge ab. Von Persönlichem schreitet er zu Allgemeinem, von Irdischem zu Überirdischem fort, Weihevolles und Feierliches mischt sich mit Launigem und Übermüthigem, wobei er persönliche Anspielungen, scharfe dialektische Worte nicht scheut. In seinen Spott- und Stachelversen ist eine Fülle von Lebensweisheit niedergelegt; tagebuchartig begleiten sie die Tagesereignisse und erweitern sich zu einer förmlichen Reimchronik der Zeit. Die Lebensfragen des deutschen Volkes werden darin oft mit rauher Hand gestreift, die heimischen Verhältnisse ebenso gegeißelt wie die fremden.

So verrathen seine Gedichte die zu Trübsinn sich neigende Stimmung, von welcher auch einer seiner Aussprüche Zeugnis gibt: „Wenn ich einmal todt bin, so muss man mich im Zusammenhalte mit der Regierungszeit des Kaisers Franz schildern; in dieser Epoche musste jeder Dichter oder Literat, wenn nicht vernichtet werden, so doch verkümmern."

Trotz dieses, die damaligen Censur-Verhältnisse und die etwas engherzige Auffassung der Regierung, gegenüber der freien Entfaltung eines echten Dichtergeistes scharf charakterisierenden Ausspruches, der übrigens wohl auch von seiner umdüsterten Gemüthsstimmung beeinflusst war, war er stolz auf sein Österreicherthum, er hätte an anderer Stätte, als in seinem geliebten Wien nicht leben können, hier wollte er zum Ruhme des Vaterlandes wirken, hier seine Werke zur Geltung bringen.

Nur ein kleiner Kreis von Verehrern tröstete ihn durch die Aufrichtigkeit der wärmsten Theilnahme, als er sich grollend aus dem öffentlichen Leben als Schriftsteller zurückzog und sein Pult mit den vollendeten Arbeiten verschloss. Dennoch erfreute er sich in Wien in seiner Zurückgezogenheit hohen Ansehens und allgemeiner Achtung, erhielt auch viele Zeichen derselben. Als im Jahre 1848 das Vaterland von der großen europäischen Bewegung der Geister erschüttert wurde, da erhob der stille Mann seine gewaltige Stimme, um in der Ode an den Feldmarschall Grafen Radetzky seiner Vaterlandsliebe begeisterten Ausdruck zu geben. Er fand das rechte Wort zur rechten Zeit!

Seine treffenden Worte fielen daher auch zündend in die Gemüther der aufgeregten Bevölkerung und fanden in den begeisterten Herzen der für Österreichs Bestand kämpfenden Armee lauten Wiederhall, während dieselbe, dieses Zurufs eingedenk, von Sieg zu Sieg schreitend, den Feind aus dem Vaterlande verdrängte.

Der jugendliche Kaiser Franz Josef verlieh dem Sänger am 15. März 1849 das Ritterkreuz des Leopold-Ordens und es ist in dem Begleitschreiben als Veranlassung dieser Auszeichnung ausdrücklich das Gedicht „Glück

auf, mein Feldherr, führe den Streich!" bezeichnet, welches auf die in Italien kämpfende Armee begeisternd wirkte, und Hoffnung und Liebe für das gemeinsame Vaterland in manche österreichische Brust zurückführte. Diese Verse ehren gleichmäßig den Dichter, Vaterlandsfreund und Staatsbürger. Aber auch heute übt das große Wort: „In Deinem Lager ist Österreich" noch die volle Wirkung und jedes Mitglied unserer Armee fühlt die hohe Bedeutung desselben.*)

Als im September 1849 Feldmarschall Graf Radetzky nach Wien kam und die Wiener Bürger dem greisen Feldherrn ein Bankett veranstalteten, wurde Grillparzer dem Helden-Marschall vorgestellt und von demselben durch herzliche Worte der Anerkennung erfreut.

Die Armee in Italien widmete dem Dichter als Dank für seine herrliche Ode einen reich verzierten Ehrenbecher, welchen der Minister-Präsident FML. Felix Fürst Schwarzenberg und der FZM. Freiherr v. Heß im Namen ihrer Waffenbrüder am 5. Mai 1850 überreichten; der Armee-Commandant Graf Radetzky begleitete diese Ehrengabe mit einem Handschreiben, worin Grillparzer's hohe Gesinnung mit dankenden Worten gefeiert wurde.**)

So gestaltete sich der Lebensabend des Dichters, welcher seit 1832 als Archiv-Director bei der k. k. Hofkammer zur vollen Zufriedenheit in Verwendung stand, zu einer in Österreich noch nie dagewesenen Huldigung für den gesinnungstüchtigen Mann, denn diesen Anerkennungen folgte nebst anderen großartigen Kundgebungen, die durch den damaligen Director des Hofburgtheaters Heinrich Laube liebevoll eingeleitete Wiederaufführung der bereits veröffentlichten Dramen auf diesem Theater, nachdem dieselben durch zwei Jahrzehnte fast vollständig vom Bühnen-Repertoire verschwunden waren. Wien schien erst jetzt seinen treuesten Sohn, Österreich seinen begabtesten Barden recht erkannt zu haben. Bei Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften wurde Grillparzer zu ihrem Mitgliede ernannt, die Reichshauptstadt verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, durch Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses, besonders durch die Erzherzogin Sophie und durch den Erzherzog Ferdinand Max, der auch ein Gedicht an ihn verfasste und ihn als Kaiser von Mexico durch das Großkreuz des Guadaloupe-Ordens auszeichnete, sowie durch wissenschaftliche und künstlerische Vereine und Gesellschaften, ward er hochgefeiert.

Im Jahre 1856 bat er nach vollstreckter 43jähriger Dienstzeit als k. k. Beamter um die Versetzung in den Ruhestand, welche ihm unter gleichzeitiger Verleihung des Titels eines Hofrathes mit Belassung seines vollen Gehaltes huldvollst bewilligt wurde. Bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede des Herrenhauses auf Lebensdauer.

Die Ehrenbezeigungen und Huldigungen, mit denen Grillparzer von der Mitwelt überschüttet wurde, erreichten ihren Höhepunkt bei seiner 80. Geburtstagsfeier im Jahre 1871. Se. Majestät der Kaiser beglückwünschte in einem Handschreiben „den gefeierten Dichter, den echten Patrioten, den Greis mit dem treuesten Herzen für das österreichische Vaterland und für seinen Fürsten," er verlieh ihm das Großkreuz des Franz-Josef-Ordens und einen außerordentlichen Jahresgehalt von 3000 Gulden aus seiner Privatcassa. Eine Deputation folgte der anderen, um dem greisen Dichter Huldigungen darzubringen; ein Damen-Comité überreichte eine Adresse mit 6000 Unterschriften und mit 100 Stück Prioritäts-Actien der österreichischen Nordwest-Bahn im Nominalwerte von 20.000 Gulden zur theilweisen Verwendung für künstlerische und humanitäre Zwecke, zur Gründung einer Grillparzer-Stiftung; selbst aus Deutschland, dessen literarische Kreise sich zum größeren Theile bisher gegen den größten österreichischen dramatischen Dichter mit ebenso unbegreiflicher als verletzender Kühle sehr spröde verhalten hatten, kamen viele Grüße, darunter ein von der Königin Augusta von Preußen als Tochter von Weimar unterfertigter Brief.

Diese allseitigen Huldigungen wirkten nach dem eigenen Geständnisse fast betäubend auf den Greis, dessen Lebensfaden nahezu abgelaufen war und der nach P. Heyse's Ausspruch unter dem flachen Nachwuchs als ein gottbegnadigter Tragöde dastand. Aber schon ein Jahr nach dieser großartigen erhebenden Geburtstagsfeier, am 21. Jänner 1872 ent-

*) Auf dem in Wien errichteten Radetzky-Denkmal ist durch ein Relief dieses herrliche Wort Grillparzer's sinnbildlich zur Darstellung gebracht worden. A. d. H.

**) V. E. II. 815.

schlummerte Grillparzer in seinem Lehnstuhle, ohne krank gewesen zu sein; er wurde in den letzten Jahren seines Lebens von den Schwestern Fröhlich, deren jüngste, Katharina, er seine ewige Braut nannte, mit aller Sorgfalt und Aufopferung gepflegt.*) Seine entseelte Hülle wurde auf kaiserliche Kosten bei allgemeinster, wahrer Theilnahme unter dem Geleite einer unabsehbaren Menschenmenge feierlichst zur Erde bestattet.

Im Jahre 1889 wurde dem größten Dichter Österreichs, dem treuesten Sohn Wiens in dem der Hofburg nahe gelegenen Volksgarten ein stimmungsvolles Denkmal errichtet und die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages wurde wie in ganz Österreich und Deutschland, so besonders in Wien, auf würdige Weise gefeiert. Eine mit Umsicht und Sachkenntnis veranstaltete Ausstellung vereinigte in den Räumen des Wiener Rathhauses für kurze Zeit alle Reliquien aus des Dichters langer Lebenszeit und bot in Tausenden von Bildnissen und sonstigen Erinnerungszeichen eine lebendige Illustration zu des Dichters Werken.

*) Bald nach Grillparzer's Tod ließ die Erzherzogin Sophie Fräulein Katharina Fröhlich zu sich bitten, um ihr in herzlichster Weise ihre Theilnahme über den großen Verlust auszusprechen, den „Katharina Fröhlich, den Österreich, den das Vaterland erfahren habe.“ A. d. H.

Zur gründlicheren Erforschung seines Lebens und Schaffens, sowie zur Beförderung der allgemeinen Verbreitung seiner Werke wurde die Grillparzer-Gesellschaft in Wien gegründet. Wie ein Lebender steht der Dichter vor uns und mit stets wachsender Wirksamkeit schreitet er hinüber in das zweite Jahrhundert seines Ruhmes.

Wir schließen mit den Worten Laubes: „Eigen und selbständig war er durchweg, eigen und selbständig wird er in unserer Literatur dastehen, eine Gestalt von Granit. Sie schimmert nicht, aber sie ist fest, sie dauert, — auch die Nachwelt wird sie in Ehren halten.“*)

Oskar Pach.

Besondere Quellen: Allgemeine Deutsche Biographie, 9. Band. Anton Schönbach: Grillparzer — Wilh. Lindemann's Geschichte der deutschen Literatur, herausgegeben und theilweise neu bearbeitet von Josef Seeber. Freiburg i. B. 1889. — Dr. L. A. Ritter von Frankl zur Biographie Franz Grillparzer's, Wien, Hartleben (1883). — K. k. Schulrath Adalbert Fäulhammer: Grillparzer. (1885.) — Grillparzer's sämmtliche Werke (herausgegeben von August Sauer) erscheinen nun in 5. Auflage. (Stuttgart, 1892.)

*) Dieser Aufsatz wurde vom Dichter Friedrich Marx ergänzt.

Peter von Preradović,

k. k. Generalmajor, kroatischer Dichter.

Peter von Preradović, der hervorragendste lyrische Dichter der Kroaten, stammt aus einer alten Grenzerfamilie. Sein Vater Jovan verlebte noch seine Jugendzeit in einer Grenzcommunion zu Grubišno polje, einem Dorfe des ehemaligen Belovarer St. Georger Grenz-Regiments und machte als Unterofficier die Franzosenkriege mit. Die silberne Tapferkeits-Medaille, die er sich darin erkämpft und seine sonstigen hervorragenden Eigenschaften brachten ihm das goldene Porte épée. Dieses, für jeden Grenzer höchste, ja einzige Ziel des Ehrgeizes, erreichte Vater Jovan freilich erst in vorgerücktem Alter, und wählte er sich nach der Versetzung in den wohlverdienten Ruhestand — im Jahre 1820 — seine letzte Officiersstation Grabovnica als Ort der Ruhe für den Rest seines Lebens.

Ein Jahr vorher — es war am 19. März 1819 — gebar ihm seine getreue Gattin Pelagia aus dem Hause der Ivičić einen Sohn, welcher vom griechisch-orthodoxen Popen auf den Namen Peter getauft wurde.

Wenn auch die außerordentlichen Fortschritte des kleinen Peter in den Grenzschulen zu Grubišno polje und zu Gjurgjevac, und später in der Regimentsschule zu Belovar seine Eltern und Lehrer zur Hoffnung berechtigten, dass aus ihm noch etwas recht tüchtiges werde, so dachte wohl kein ehrsamer Prophet von Grabovnica, dass auf Peters

Haupte einst der Generalshut und der Lorbeerkranz des Dichters zugleich ihren würdigen Platz finden würden.

In ganz neue Bahnen wurde der junge Preradović gelenkt als er — 1831 — drei Jahre nach dem Tode seines Vaters in der Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt Aufnahme fand. Mit dem Beginne humanistischer Studien ward er sich bald des innern Dranges bewusst, alle Dinge poetisch zu gestalten. — Ein Brand im Akademiegebäude gab die Veranlassung, dass Preradović zum erstenmale mit einem größeren Gedichte — natürlich in deutscher Sprache — vor seine Kameraden trat, und nun geschah es bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit der vollen Begeisterung einer für alles Schöne und Edle glühenden Jünglingsseele. Nach seiner Aufnahme in die Akademie übertrat Peter der damaligen Vorschrift gemäß zur katholischen Kirche, doch hat er dieses Wechsels, trotz seines tiefreligiösen Sinnes, der sich in vielen seiner Dichtungen offenbart, niemals Erwähnung gethan.

Am 8. September 1838 — nachdem er durch alle Studienjahre hindurch als der erste seines Jahrganges sich hervorgethan, wurde Preradović als Lieutenant 1. Classe zum Infanterie-Regimente Graf Gyulai, jetzt Kaiser Leopold II. Nr. 33 — das damals in Mailand lag — ausgemustert.

Es zog ihn gewaltig, recht bald die sonnigen Gefilde Italiens, des Vaterlandes der Kunst und Poesie, zu betreten, doch wollte er nach so langer Trennung früher noch seine geliebte Mutter und die einzige Schwester in die Arme schließen. — Aber der ihm zugejauchzte Gruß der Seinen traf fremd und unverständlich an sein Ohr — Peter, in fremdem Lande nur mit dem Studium fremder Sprachen beschäftigt und ohne Berührung mit der Heimat, hatte seine eigene Muttersprache vergessen. Der einschmeichelnde Ton, der von den mütterlichen Lippen quoll, stahl sich jedoch bald in des Kindes Herz, und als Preradović nach Ablauf seiner Urlaubszeit von der Heimat Abschied nahm, sprach er die kroatische Sprache wieder recht geläufig.

In Mailand widmete er sich emsig dem Studium der deutschen Literatur, las und dichtete manches Lied in deutscher Sprache; die wenigen Landsleute, die er unter seinen Kameraden fand, konnten ihn nicht bewegen, sich der Sprache seines Stammes zuzuwenden.

Erst Kukuljević — der in demselben Regimente diente — weckte sein Interesse zuerst für die prächtigen und urwüchsigen slavischen Volksgesänge und dann für die reiche Literatur des alten Ragusaner Freistaates. Preradović übertrug einzelne dieser Gesänge, unter anderen auch Gundulić's (Gondola) „Osman", und wählte mit Vorliebe nationale Stoffe für seine deutschen Arbeiten.

Peters Eifer wäre aber trotzdem wieder erkaltet — und wer weiß, ob er je ein kroatisches Lied gesungen hätte — wäre er nicht durch die Versetzung seines Regimentes nach Zara in eine ganz andere Atmosphäre gekommen.

Schon auf dem Marsche dahin — vor der Überfahrt nach den Felsenküsten Dalmatiens — traf er in Venedig einen, für den kroatischen Volksgesang hochbegeisterten Kreis von Kameraden, und bei den abendlichen Unterhaltungen horchte er beim Klange der Gusla auf die Heldenthaten des Königssohnes Marko, auf die wunderbaren Abenteuer des geflügelten Relja und auf den tragischen Tod des serbischen Wojwoden Miloš in der verhängnisvollen Schlacht auf dem Amselfelde. — Hier zum erstenmale packten die heimatlichen Erinnerungen aus der Kinderzeit mit elementarer Gewalt seine empfängliche Seele und er schied mit tiefbewegter Brust und mit dem Versprechen, sich nun vollends der slavischen Muse — der Vila — zu ergeben.

In Zara war ein neues kroatisches Blatt „Zora dalmatinska" *) eben ins Leben gerufen worden, und diesem widmete Preradović — 1844 — sein erstes, für den Druck bestimmtes Gedicht in seiner Muttersprache, es hieß: „Morgenröthe! — es wird Tag!" Zora puca — bit će dana! In einem Briefe an seinen Freund, den jetzigen pensionierten Obersten Johann Ritter von Trnsky schildert Peter die Aufregung jenes bedeutungsvollen Augenblickes, als er, noch unsicher in der bisher vernachlässigten Sprache, sich mit einer förmlichen Vorrede in Versen für ein literarisches Unternehmen, dem Urtheile der Öffentlichkeit preisgeben sollte.

Ein ungeahntes Aufsehen, und die von

*) Dalmatinisches Morgenroth.

allen Seiten zuströmenden Anerkennungen lohnten das kühne Wagnis; sie brachten ihn Männern wie Gaj, Vraz und Šulek, welche damals an der Spitze des geistigen Lebens der Kroaten standen, näher und veranlassten ihn, nunmehr sich mit ganzer Kraft dem Studium der kroatischen Sprache und ihrer neueren Literatur hinzugeben.

In diesem ersten Sturm und Drang der wiedererwachten Liebe zur Heimat und zur Muttersprache entstand eine Reihe tiefgefühlter und seinen seelischen Zustand trefflich schildernder Dichtungen, so der Wanderer, Großvater und Enkel, und andere.

Im „Wanderer" schildert er die Gefühle eines in der Fremde Irrenden, und schließt beim Gedanken an die Heimat mit hochbegeisterter Apostrophe:

„Wieder athmet Dir die Seele,
Und das Herz es pocht von neuem —
Heimat! Mutter alles Glückes!
Zu dir kehrt Dein Sohn jetzt wieder —
Und vergießt vor Freude — Thränen.
Öffne Deinem Sohn die Arme,
Dein ist er für alle Zeiten —
Wird Dich ewig — ewig lieben!
Gib in Deinem Schoß ein Grab ihm
Schmück' sein Grab mit deinen Blumen!"

Noch eine andere Liebe, mit all' ihrem blumigen Gefolge hielt zu dieser Zeit Einzug in Peters Herz! Das schöne Töchterchen des verstorbenen Tribunalrathes da Ponte hatte es dem Poeten im Waffenrocke angethan. Mancherlei Hindernisse, die sich den Wünschen Beider entgegenstellten, wurden rasch beseitigt, und bald nannte er Pauline hochbeseligt seine Braut.

Fast gleichzeitig mit dieser Herzensangelegenheit ordnete Preradović noch eine zweite, die ihn nicht minder beschäftigte; er hatte seine bisher zerstreut erschienenen Gedichte gesammelt und als „prvienci" d. i. die Erstlinge — dem Drucke übergeben. Es wäre irrig, aus dem bescheidenen Titel auf einen unbefriedigenden Inhalt dieser Sammlung zu schließen. Es herrscht darin ein reiches poetisches Leben und der Dichter erweist sich in derselben bereits als einer der besten Lyriker der Südslaven.

So schienen denn seine sehnlichsten Wünsche sich zu erfüllen — doch dem Irdischen wird kein ungetrübtes Glück zutheil. Im September 1846 wurde Oberlieutenant Preradović zum 3. Bataillon seines Regimentes nach Pest versetzt und musste zu seinem Schmerze — Braut und Buch in Zara zurücklassen. Seinem rastlosen Streben gelang es zwar in kurzer Zeit — und nach einem an Ehren überaus reichen Aufenthalt in Agram — wieder nach Zara zu kommen, doch traf er traurige Verhältnisse an. Die Schwester seiner Braut war aus dem Leben geschieden, und Pauline, nunmehr alleinstehend — war zu ihrem Schwager nach Ragusa — gezogen. Zu alledem brach — 1847 — eine kriegerische Zeit herein; das Regiment Gyulai marschierte wieder nach Italien, wo es nach mehrmaligem Garnisonswechsel endlich den Befehl erhielt, die schwache Besatzung von Mantua zu verstärken.

Hier kam Preradović zum erstenmal in ein Gefecht. Es war am 19. April 1848 während des Ausfalles bei gli Angeli, diesem folgten am 4. Mai das Vorpostengefecht bei demselben Dorfe, am 13. die Recognoscierungsgefechte der Linie Curtatone-Montanara, am 29. der Angriff auf diese verschanzte Linie und endlich am 30. Mai die Gefechte bei Goito.

Zur Genugthuung, welche seinem Soldatenherzen die rasch aufeinander folgenden, glücklich überstandenen Gefechte bereitet hatten, gesellte sich bei Preradović auch die Freude, im Juni zum Capitänlieutenant und drei Monate später zum Hauptmanne befördert zu werden, nachdem er schon im Vorjahre durch die Verleihung der Medaille „litteris et artibus" ein Zeichen der Allerhöchsten Huld des Kaisers erhalten hatte.

So schien sich sein Schicksal vollends mit ihm aussöhnen zu wollen; schon im September erhielt er von Monza aus den heißersehnten Urlaub — in Familien-Angelegenheiten — nach Ragusa und am 11. November schloss er mit der schönen Pavica vor dem Altare den Bund für's Leben.

Die kurze Trennung, welche nun folgen musste, da es den Officieren nicht gestattet war, ihre Familien nach Italien zu bringen, brachte für die junge Gattin eine Zeit der furchtbarsten Angst und peinlichsten Ungewissheit. — Es hatte sich in Agram plötzlich das Gerücht verbreitet, Preradović sei gefallen; überall betrauerte man den jungen Officier und vielversprechenden Dichter und

die slavischen Blätter füllten ihre Spalten mit beredten Nekrologen. Peters Name gieng von Mund zu Mund und aus der allgemeinen Theilnahme, die sich kundgab, konnte man entnehmen, dass er schon damals der Liebling seines Volkes geworden war.

Zum Glück für seine Gattin und zur Freude seiner Nation war die Nachricht eine falsche; Preradović erhielt im Jänner 1849 den Befehl nach Agram einzurücken, wo ihn sein Beschützer, der Banus Jellačić in den Stand des 1. Banal-Grenz-Infanterie-Regiments Nr. 10 eintheilte und zum Chef der Kriegs-Section des Banalrathes ernannte.

In dieser Stellung hatte sich Preradović durch die Conscription, die Aushebung und Mobilmachung der Nationaltruppen in der Stärke von 15.000 Mann officiell anerkannte, bedeutende Verdienste erworben und einen hohen Grad administrativer Kenntnisse an den Tag gelegt.

Der Banus, welcher die unermüdliche Arbeitskraft und seltene Energie an diesem scheinbar so reichen Poetengemüthe hoch zu schätzen verstand, commandierte den Hauptmann Preradović nach der Auflösung des Banalrathes in das kroatisch-slavonische General-Commando und nahm ihn im Februar 1851 als Inhabers-Adjutanten in seine nächste Umgebung.

Nun konnte sich Peter seiner schriftstellerischen Thätigkeit mehr denn je widmen. Er ließ einen neuen Band seiner Dichtungen: „nove pjesme“ (neue Lieder) bei Zupan in Agram erscheinen, und arbeitete mit vollem Eifer daran, der Sprache seines Volkes und seiner Muse auch in der Gesellschaft Eingang und Geltung zu verschaffen. Dieses Streben brachte ihm aber manche Enttäuschung und viel Kummer; die Gemahlin des Banus, eine geborene Gräfin Stockau, hatte zwar den guten Vorsatz, die kroatische Sprache zu lernen, doch ließ sie es dabei bewenden, und die adeligen Kreise verhielten sich ziemlich theilnahmslos. Sein Buch fand auch die verdiente Aufmunterung nicht und mancher Einspruch der Vorgesetzten gegen seine literarische Thätigkeit drückte ihn vollends nieder.

Banus Jellačić, selbst ein anerkennenswerter Dichter,*) — in deutscher Sprache — hatte zwar von diesen Vorwürfen persönlich keine Kenntnis, doch interessierte er sich für das Kroatische gar nicht.

Diese Umstände verbitterten Peters Dasein, und waren Ursache, dass er sich mehr und mehr von der Öffentlichkeit zurückzog, um einem Kreise sich anzuschließen, der in eine andere, geheimnisvolle Welt sich flüchtend, spiritistischen Untersuchungen huldigte.

Sein Interesse daran wurde vielfach falsch gedeutet. Nicht als ein auf falscher Fährte wandelnder Gelehrter betrat er den, von nervösen Frauen so gerne besuchten spiritistischen Experimentiersalon, sondern als Dichter, den die mystischen Vorbereitungen und das geheimnisvolle Thun in jene erdvergessende Stimmung und süße Selbsttäuschung lullten, in der seine Seele sich loslöste von allem Irdischen, um mit den Seelen der lieben Todten in Verkehr zu treten, denen er später einen so prächtigen Sonetten-Cyclus gewidmet.

Ihm diente der Spiritismus als eine Labung nach der überstandenen Prosa des Alltagslebens und in seiner Lehre glaubte er eine beglückende Bestätigung des christlichen Glaubens vom Fortbestande nach dem Tode zu finden.

In solcher Stimmung und Unzufriedenheit mit sich und der Welt erhielt Preradović im Herbste 1852, gleichzeitig mit der Beförderung zum Major, den Befehl, in Cremona das 2. Bataillon des deutsch-banater Grenz-Infanterie-Regiments zu übernehmen. — Doch schon 1853 führte er dieses in seine Heimat zurück und 1854 traf ihn plötzlich die Commandierung in das Wiener General-Commando.

Hier erkrankte seine Gattin; die Ärzte riethen auf ein milderes Klima, doch auch dieses half nicht mehr und sie starb, wo sie Genesung suchte — in Italien — kurz nach dem Tode ihres dreijährigen Töchterchens.

Peter blieb nun mit zwei kleinen Kindern in namenlosem Schmerze allein; er sehnte sich weg von Wien, seine Gesundheit war angegriffen und sein Gemüth suchte die Einsamkeit. In Glina, umgeben von seinen treuen und aufopfernden Freunden, dem Obersten Baron Benko und dem damaligen Oberlieutenant der Grenz-Administration, Trnsky, erholte er sich wieder und konnte bald seine Lieblingsthätigkeit aufnehmen. Während des Feld-

*) V. E. II. 806.

zuges in Italien 1859 avancierte Preradović zum Obersten. Er war zuerst als sous-chef des Generalstabes beim I. Armee-Commando, dann als Chef der 3. Abtheilung beim General-Commando der IV. Armee eingetheilt.

Nach dem Kriege kam Preradović nach Temesvár, doch behagte das dortige Fieberklima der ohnehin schwachen Gesundheit des Dichters nicht. Er war unausgesetzt kränklich und von Zeit zu Zeit überkam ihn eine besorgniserregende Melancholie. Er schrieb an Trnsky: „Ich lebe einsam, und seufze nach einem Glücke — das ich nicht finde" und im Gedichte „suho drvo" sieht er den fruchtbaren Obstbaum seiner Hoffnungen in einen verdorrten Stamm sich verwandeln.

In solchen trüben Augenblicken war es wieder der Spiritismus, der Preradović beschäftigte, und die Veröffentlichungen des Alban Kardec, Präsidenten der Pariser Geisterbanner — giengen an ihm nicht spurlos vorüber. „Die neue Sonne," ein nicht zu Ende gebrachter Lobgesang auf diese Zuflucht seiner Phantasie war die Folge solcher Lectüre. Immer aber riss er sich wieder davon los und wendete sein Antlitz jenem einzigen großen Geiste zu, der ihm die herrliche, von der großen Regung eines tief religiösen Gefühles durchdrungene: „Ode an Gott" in die begnadete Feder dictierte.

Preradović hatte sich im Jahre 1865 zum zweitenmale mit Emma Regner vermählt und garnisonierte in Verona. Den Krieg von 1866 machte er als Brigadier im 3. Armee-Corps mit, war jedoch an keinem Gefechte betheiligt.

Als Generalmajor blieb er bis zu seinem Tode in Wien und kam nur zweimal noch nach Agram: das erstemal zur Enthüllung des Denkmales seines einstigen Chefs, des Banus Jellačić und das zweitemal, um seinen Sohn Dušan in das adelige Convict zu führen. Das schon früher angeregte Project, eine große, der Nation würdige Zeitschrift zu gründen, ließ ihm keine Ruhe. 1868 erkundigte er sich bei Trnsky angelegentlichst um diese Sache, und als durch die rührige Thätigkeit einiger Schriftsteller und ihrer Freunde der „Vienac" (Kranz) wirklich zustande kam, sendete ihnen Preradović sofort seine schon erwähnte „Ode an Gott" in drei Gesängen — oder wie er selbst sagt: „Drei Gesänge in einem Gesang" — wie die heilige Dreifaltigkeit in einem Wesen.

Anfangs litt das Blatt am Mangel an Mitarbeiter und Preradović beklagte oft den spärlichen literarischen Nachwuchs. Er musste also selbst umso schöpferischer sein, und es kamen in rascher Folge Sendungen an den Vienac, 1870 „Die Schlange" und der Sonetten-Cyklus „Den lieben Todten;" 1871 folgte: „An die Mutter" und sein letztes Gedicht: „Der Muezzim."

1872 litt des Dichters Gesundheit in höchst bedenklicher Weise; eine versuchte Cur in Mariabrunn war erfolglos, sein Dienst, den er nicht lassen wollte, gieng über seine Kräfte und die Ruhe, die er nunmehr zu Fahrafeld bei Vöslau suchte, fand er — im Tode: am 18. August 1872 war Generalmajor Peter von Preradović an der Wassersucht gestorben.

Er wurde am 21. August in Wien mit militärischen Ehren zu Grabe getragen, aber sein Volk ließ die sterblichen Reste des geliebten Dichters nach Agram überführen und im Jahre 1879 in heimatlicher Erde bestatten, wie er es in seinen Schöpfungen so oft gewünscht hatte.

Mit Preradović verlor die k. k. Armee einen hochverdienten, braven General, die kroatische Nation ihren größten, lyrischen Dichter. — Als Mensch war er liebenswürdig und bescheiden, großherzig und menschenfreundlich, als Soldat ruhig und kaltblütig, kein Heißsporn und kein Säbelrassler. Dem Allerhöchsten Kaiserhause war er auf das innigste ergeben, und viele seiner Verse bezeugen die Wahrheit und die Treue dieses Gefühles. Denn was er schrieb war stets seine ureigenste Empfindung, der nothwendige Erguss einer überquellenden Dichterseele. Das Heucheln oder selbst nur die Fähigkeit, sich in ein bestimmtes ihm fremdes Gefühl hineinzuleben, war ihm nicht gegeben, und deshalb wirken alle seine Schöpfungen unmittelbar und packend. Er ahmte niemand nach, und war selbständig in all' seinem Thun und Lassen.

Auf seinem Denkmal von Stein sind die, an die Heimat gerichteten Schlussworte aus dem „Wanderer" eingemeißelt:

„Gib in deinem Schoß ein Grab mir,
Schmück' mein Grab mit deinen Blumen!"

Mit seinen Werken aber errichtete er sich selbst ein lebendiges Denkmal im Herzen seines Volkes, für das er gelebt und gewirkt.

Die sämmtlichen Dichtungen Preradović's wurden gesammelt und auf Kosten der Nation herausgegeben; der mehrerwähnte Oberst Trnsky, selbst ein bedeutender Dichter, schrieb zu dieser Ausgabe eine erschöpfende Biographie seines aufrichtig verehrten, langjährigen Freundes, und der Professer Dr. Franjo Marković, der diesem Werke eine eingehende Würdigung der einzelnen Gedichte vorangehenden ließ, nennt Preradović einen ganz von ethischen Absichten erfüllten Dichter.

Viele seiner poetischen Ergüsse sind Volksgesänge geworden und manches seiner Liebeslieder wird begeistert zu Clavier und Tamburiza gesungen.

So hat ihn denn nicht nur die heimatliche Erde — wie er es gewollt — aufgenommen, sondern auch sein Volk, unter welchem er weiter leben wird, so lange die menschliche Zunge von Liebe und Heimat, von allem, was groß und edel ist — singt und klagt.

Karl Gröber.

Quellen: 1. „Peter von Preradović (biog. Skizze) von August Šenoa, erschienen in den „Slavischen Blättern" 1865.

2. Der kroatische Dichter Peter von Preradović von J. T..... (Johann Trnsky?) in den „Dioscuren" 1878.

3. Slavische Literaturbriefe von Fr. Selak IX und X, Peter Preradović, in der „Politik" Prag 1881, Nr. 16 und 18.

4. Die Preradović-Feier und „Preradović," Leitartikel und Feuilleton der „Agramer Zeitung" 1879, Nr. 160.

5. Petar Preradović hrvatski pjesnik, spómenica na dan 14. Srpuja 1879, izdao odbor sveŕanosti. Zagreb 1879.

6. Pjesnička djela Petra Preradovića.

Vincenz Pol,

polnischer Dichter.

Trotz einzelner, glücklicher Versuche, die polnische Literatur durch Übersetzungen und literarische Essays Deutschland und durch dieses dem übrigen civilisierten Europa näher zu bringen, sind die meisten poetischen Schöpfungen neuerer Zeit im Auslande noch viel zu wenig bekannt. Eine glückliche Ausnahme macht der enthusiastische Anbeter des heimatlichen Landes, der echteste Lyriker der nachromantischen Zeit — Vincenz Pol. Seine Anerkennung im Auslande verdankt er einer verhältnismäßig großen Anzahl von Übersetzern, die gefesselt von der melodischen Sprache Pols, ihn mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge in deutsche Reime zu bringen suchten. Nach Mickiewicz, der als Dichter seit dem Jahre 1834 verstummte, nach Słowacki und Krasiński, die Vincenz Pol durch ihr größeres Talent übertreffen, ist der letztere der größte, der in polnischer Sprache gedichtet hat. Dem Dichterfürsten Mickiewicz kommt Pol durch Anschaulichkeit und stilvolle Darstellung ziemlich nahe, die dichterische Phantasie stand aber Słowacki in größerem Maße als ihm zu Gebote. Die glückliche Verschmelzung des polnischen und deutschen Racentypus entfaltet die geistigen Eigenschaften Pols zur vollsten Blüte. Pol stammte von einem deutschen Vater ab und war in der Bewunderung der deutschen und polnischen Literatur aufgewachsen. „Pol, sagte ein Kritiker, „ist der Michel Angelo der polnischen Poesie. Die Gedichte Pols — das ist Polen; das Leben Pols — das sind seine Lieder." Mit diesen Worten scheint er den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er damit die fein ciselierten, mit künstlerischer Plastik kühn hingeworfenen Gestalten eines Mohort bezeichnen will. Die Identificierung Pols mit Polen ist vollkommen gerechtfertigt, wenn man die große Beliebtheit des Dichters, dessen Lieder unwillkürlich und unbewusst zu Volksliedern wurden und seit einem halben Jahrhundert ein Trost des heimatlichen Herdes geworden sind, mit in Anschlag nimmt.

Vincenz Pol wurde am 22. April 1807 im Dorfe Firlejówna, das seinen Eltern gehörte, geboren. Im Jahre 1810 siedelten die Eltern

des Dichters nach Lemberg über. Das Dorf Mostki bei Lemberg, in welchem Pol seine Knabenjahre bei seinen Anverwandten zubrachte, wirkte entscheidend auf die Phantasie des künftigen großen Lyrikers; er hat hier das Volk, das stille Landleben und die alten Traditionen des Adels kennen und schätzen gelernt.

Die Natur und ihre Reize haben nur Wenige mit solch' innigem, liebevollem Verständnis dargestellt, wie der Dichter des „Liedes von unserem Lande." Die Melodie des Volksliedes ist von seinen Gedichten niemals zu trennen und so fest ist sie mit seinen „Liedern" verwachsen, dass man die Ursache dessen auch in äußeren Verhältnissen des Dichters leicht finden kann. Die Musik wurde im väterlichen Hause des Dichters sorgfältig gepflegt; sie hat einen großen Antheil an den melodischen Weisen Pols. Schon in seinen Knabenjahren hörte Pol dem Spiele solcher Musiker, wie Lipiński, Braun u. a., mit Interesse zu.

Von welch' wohlthätigem Einflusse musste diese glückliche Annäherung zur Musik auf den dichterischen Knaben sein? Die Musik ist ein Grundelement in Pols Wesen, sie drückte seinen Liedern und Erzählungen, seinen ritterlichen Rhapsodien ihren Stempel deutlich auf. Die Jugendjahre Pol's flossen glücklich dahin, er war als Schüler der Universität Lemberg, später der von Wilno meist mit Poesie beschäftigt und schwärmte für die nationalen Helden. Von Wilno wandte er sich über Preußen nach Warschau und nahm Theil an dem Aufstande von 1831. Zu Ehren seines Freundes, des Fürsten Januß Czetwertyński dichtete er in dieser Zeit die bekannten „Lieder des Januß." Eine Reise ins Ausland half neue Eindrücke festzuhalten und die Phantasie zu bereichern, in Dresden lernte er Mickiewicz kennen, mit dem er aber ein genaueres Freundschaftsbündnis zu schließen nicht vermochte. Der deutschen Sprache vollkommen mächtig, hatte er eine Abhandlung über das Epos in dieser Sprache geschrieben und wollte den Lehrstuhl der deutschen Literatur an der Universität Wilno erlangen, erreichte aber sein Ziel nicht; in dieser Stadt, die durch den langen Aufenthalt Mickiewicz' geadelt ward, lernte er aber für die Helden der Vergangenheit und das Pathos der Romantiker schwärmen. Die nächste Zeit verbrachte Pol in Galizien, in Lemberg wohnend, öfters auch Ausflüge in das Tatragebirge unternehmend. Das Jahr 1846 hinterließ eine traurige Erinnerung im Herzen des Dichters, er hatte bei den Greuelthaten dieses Jahres moralische und materielle Niederlagen erlitten. Der Aufenthalt im Sanoker Kreise ist für die dichterischen Werke Pol's bedeutungsvoll geworden, denn er lernt hier den ansässigen alten Adel, sowie seine Sagen kennen und eignet sich die kernige Sprache des XVIII. Jahrhunderts, die im Munde des Adels fortlebte, an.

Der schönste und bedeutendste Typus der alten Ritterlichkeit, Mohort, verdankt im ganzen und großen mündlichen Nachrichten und Überlieferungen seinen Ursprung. Außer seiner Thätigkeit bei der Redaction der Zeitschrift, die das Ossolinskische Institut herausgab, fallen in diese Zeit einzelne kleine wissenschaftliche Abhandlungen, die er in polnischen und deutschen Blättern veröffentlichte. Weit und breit bekannt, vom Unterrichts-Minister Leo Grafen Thun, der auf Pol aufmerksam geworden, geschätzt, wird Pol im Jahre 1849 Professor der Geographie und Ethnographie an der Universität Krakau. Pol's geographische Abhandlungen sind Werke fleißigen Studiums und ernster Gesinnung. Von seiner großen Fruchtbarkeit auf diesem Felde geben zahlreiche hieher gehörige Schriften Zeugnis. Vom Jahre 1848, in welchem seine „Briefe von Ausflügen" erschienen sind, hat er ununterbrochen seinem Lieblingsstudium die Mußestunden gewidmet. Im Jahre 1850 erschien sein „Rückblick auf das Studium der Geographie vom Standpunkte des Universitätsvortrages," 1851 der „Rückblick auf die nördlichen Ausläufer der Karpathen," 1862. „Die Geographie des heiligen Landes." So arbeitslustig Pol auch an die Erfüllung der Pflichten, die ihm der Lehrstuhl auferlegte, herangieng, so zwangen ihn doch äußere, äußerst peinliche Verhältnisse sein Amt niederzulegen. In den folgenden Jahren lebte Pol in Krakau, mit poetischen Arbeiten beschäftigt.

Das Jahr 1865 sah sein Meisterwerk „Mohort" ans Tageslicht treten. Die liebenswürdige Gestalt des Dichters hatte ihm viele Herzen der Gutgesinnten gewonnen. Die edle Opfergabe der Lubliner Bürger, welche den Dichter mit einem Gutsbesitz ausstatteten, ist

ein schönes Zeugnis dafür. Um mit dem literarischen Leben Lembergs in innigere Wechselwirkung zu treten, siedelte Pol nach dieser Stadt über und hielt hier öffentliche Vorlesungen über „die polnische Literatur des XIX. Jahrhunderts“ und „die Kirchenmusik.“ Seine letzten Lebensjahre wurden durch eine Augenkrankheit, die mit völliger Erblindung endete, verdüstert. Des Augenlichts beraubt, arbeitete Pol noch immer an kleineren Aufsätzen, bis er sich endlich im Herbst 1872 eine Krankheit zugezogen, die ihm am 2. December 1872 das Leben raubte.

Vincenz Pol's Hauptstärke liegt in der Lyrik. In der Jugend hatte ihn die Romantik, der die polnische Literatur ihre Blüteperiode verdankt, mächtig angezogen, später sagte er sich gänzlich von ihr los und wie konnte es anders sein? Die romantische Schule in Polen hat im wesentlichen die Ziele der Sturm- und Drangperiode in sich aufgenommen; da ist Werther und Faust; derlei Titanen war Pol's Wesen durchaus fremd. Seine Poesie ist der getreueste Spiegel der alten Überlieferungen, strenggläubig, ruhig-erzählend, sieht Pol das Volkslied für den Gipfelpunkt aller Poesie an. Solche Gegensätze würde man schwerlich bei einem Dichter finden wollen, wie Werther und Volkslied, Faust und historische Erzählungen, und noch dazu bei einem Dichter wie Pol, der dem Volksliede fast durchwegs in seiner Lyrik Stoffe und Anregungen dazu entnahm. In der Vorrede zu den „Polnischen Volksliedern“ vom Jahre 1833 sagt er ganz deutlich: „Durch Volkspoesie will ich aber nicht allein Volkslieder bezeichnen, sondern das gesammte Kunstleben, seine Poesie, die von ihr unzertrennliche Musik und endlich den Tanz. Alle Volkslieder wären demnach lyrischen Ursprungs, daher nur dann ganz verständlich, wenn die zarten Nuancen des Gefühls, die durch Worte nicht gegeben sind, durch die Musik gegeben werden. Die innige Verschmelzung der Poesie und der Musik ist für Pol ein Canon, dem er in allen seinen Liedern gehuldigt. Doch pflegte er nicht bloß die Lieder, welche eine größere Annäherung an das Volk voraussetzen. Die blutige Katastrophe von 1846 hinterließ schmerzliche Spuren in Pol's Gemüthe. Von da an ist das Volk von dem erhabenen Sockel, worauf er es gestellt hatte, herabgesunken und vermag sich nicht mehr emporzurichten in der Meinung des Dichters. Wie enthusiastisch und liebevoll hat er das Volk an sein Herz gedrückt, wie unbarmherzig stößt er jetzt dasselbe von sich. Seine Sendung hatte er sich früher so gedacht:

Seid nicht gram den ernsten Saiten,
Denn ich will im Volk verbreiten
Unser Volkslied. — Wahr und rein
Sei, was sich im Liede barg,
Mild wie Mondenschein,
Wie die Eiche stark.

Jetzt schweigt er vom Volke, da er nichts Gutes sagen will, und noch im Jahre 1866 kann er sich in dem „Lied von unserem Hause“ der wehmüthigen Stimmung nicht erwehren:

Noch bevor die Saiten springen,
Und das Klaglied zittert leise,
Lasset Euren Dichter singen
Voller Lust die alte Weise.

Die Missstimmung, in welche Pol's Seele nach 1846 verfiel, war an dem Verstummen der kräftigen Lieder Schuld. Von da an preist er die Vergangenheit, ihre Größe, ihren Glanz, aber auch ihren Flitter. Die Natur und ihre Schönheit hilft ihrerseits mit, das Heimatliche im verschönerten Lichte zu schauen. „Die Bilder aus dem Leben und der Reise,“ die 1847 erschienen, aber schon früher gedichtet waren, verdanken ihre Entstehung dem tiefen Eindruck des Tatragebirges auf den Dichter. Was hierauf folgt, ist ein Päan zu Ehren der historischen Lichtpunkte Polens. Das ganze dichterische Streben Pol's nach 1846 ist seinem Wesen nach eine einzige, enthusiastische Hymne auf die große Vergangenheit. Im Jahre 1843 erschien „Die Geschichte des Schusters Kilinski,“ 1853 „Die Erzählung des Winnicki,“ 1854 „Wit Stwosz,“ 1855 „Mohort.“ *) Allen diesen Erzählungen ist ein ausgesprochen polnischer Grundzug eigenthümlich, denn die Helden sind alle echte Polen, sie sind es theils durch den echt polnischen Zuschnitt der Erzählung, theils durch den Racentypus. Strenge Katholiken, mit unverzagtem Vertrauen zu Gott hingewendet, dabei

*) Im Jahrbuch des „Österreichischen Volksschriften-Vereins“ Jahrgänge 1887, 89, 90 veröffentlichte Major Guzek des Geniestabes eine sehr gelungene Übersetzung des „Mohort“. A. d. H.

pflichtgetreu und vaterlandsliebend, vergegenwärtigen alle den echten Typus eines polnischen Edelmannes. Denn Edelleute sind fast durchwegs die Gestalten, deren Schilderung Pol unternimmt. Die große Sympathie verdankt Pol in nicht geringem Maße dem Umstand, dass er echt nationale Charaktere schuf.

Vor allen seinen Erzählungen könnte man als Motto setzen die Worte des Dichters Woronicz, die Pol an die Spitze eines seiner Werke gesetzt:

Ein großes Volk sind wir, in unsern Adern kreist
Der Väter edles Blut, uns lenkt der Ahnen Geist;
Uralt ist unser Land, wo Strom und Flüsse gleiten.
Das Volk hat sie benannt vor altersgrauen Zeiten.

Der „Wit Stwosz" beginnt mit den Worten:

O hehre Jungfrau, hier an deinen Stufen
Gebeu'st du mir, in fremdes Land zu reisen,
Vielleicht um fremde Götter anzurufen;
Es war doch meines Amtes: Gott zu preisen.
Da sprach voll Güte nun die Jungfrau rein:
„Im fremden Land ruht würdiges Gebein,
Du bist erwählt, den Bann davon zu lösen......"

Die Anmerkung, die Pol seinem Gedichte beifügt, lehrt uns, dass die Jungfrau, zu welcher der geniale Held fleht, eine von den fünf verständigen Jungfrauen ist, die aus der Bibel bekannt sind; nichts ist für Pol charakteristischer, als das stete Hinweisen auf den Glauben und die heilige Schrift. Auch dort, wo er eine Kriegergestalt wie „Mohort" schildert, wirbt er für den religiösen Glauben Anhänger. Was wir aber an Pol zu bewundern nicht müde werden, ist vor allem die durchsichtige, meisterhaft geführte Plastik, der schöne Stil, der an Virtuosität grenzt, die liebevolle Behandlung des Stoffes. In „Wit Stwosz" kommt Pol wiederholt darauf zu sprechen, dass die mittelalterliche Kunst als eine der Renaissance ebenbürtige, ja mitunter als eine ihr übergeordnete aufzufassen sei. Er sagt ausdrücklich: „Wenn die Wahrheiten der alten Welt für alle Zeiten dem Menschengeschlecht und der Gesellschaft genügen würden, so würden wir unzweifelhaft bis heutzutage Heiden sein. Da dieses Heidenthum jedoch infolge der christlichen Lehre gefallen ist, kann man wohl nach verflossenen achtzehn Jahrhunderten die Menschen noch heute mit den Resten der heidnischen Mahlzeit nähren?" Man würde indessen Pol Unrecht thun, wenn man die Worte, in denen sich die religiöse Anschauung des Dichters äußert, als Maßstab für die Beurtheilung der dichterischen Werke Pol's gebrauchen wollte. Für Pol ist die Religion der Poesie ältere Schwester, ja es kommt uns manchmal vor, als sei Pols Absicht gewesen, im Dienste der Religion edle Gefühle bei seinen Landsleuten zu wecken und dasselbe für seine Ideale zu entflammen. Dieser hervorstechende Zug in Pol's Wesen trägt auch das Gedicht „Von dem Zuge nach Wien," welches die Verherrlichung des tapferen Polenkönigs Johann Sobieski zum Inhalte hat. Es trägt in hohem Grade das Gepräge des frischesten Aufschwunges, der innersten Betheiligung des Dichters an seinem Stoff an sich. Als adäquates Beispiel von Pol's Ansicht von der Poesie, seiner Begeisterung für die historischen Glanzpunkte, seiner schlichten Redeweise, die frei ist von jedem unnatürlichen Pathos, kann der Schluss dieses Gedichtes dienen:

Der Zeit zu folgen, alte Sitte pflegen,
Den Obstbaum schützen und das Haus verwalten
Und Enkel erzieh'n, stark und wert der Alten,
Zum Grund der Kirche einen Baustein legen;
Die Quell' erschließen und ein Buch zum Dank
Zu stellen auf der Menschheit Bücherschrank;
Der Jugend Herz gewinnen, sie zu führen,
In ihrer Brust ein edles Feuer schüren,
Dass sie das Heim, den Glauben nicht entwöhne:
Den Trieb entfalten für das Sittlich-Schöne:
Das ziemt seit jeher sich für jedermann,
Das haben edle Menschen stets gethan,
Auch die Geschichte weist auf dieses Ziel. —
Nicht alles kannst du, was du kannst, ist viel,
Weil Arbeit frisch im Alter dich erhält
Und die Vergesslichkeit besiegt die Welt.
Deshalb verkünd' ich denn die alte Sage
An alten Gräbern — man besucht sie gern. —
Ich glaube warm, was ich im Herzen trage,
In alten Sagen ruht ein Lebenskern,
Woraus die Wahrheit siegreich aufersteht,
Wenn auch der Zweifel tödtlich sie umweht.

Das Bestimmende in Pol's Phantasie ist das Wandeln auf geradem Wege: es ist kein System der Moral (diese liegt im Blute des Dichters und bedarf keiner philosophischen Begründung), überall, Tradition, Demuth vor Gott, Andacht, Gebet, Liturgie. Die Schlichtheit und Einfachheit der Rede, das gemüthliche Plaudern, das Sichgehenlassen, stimmt harmonisch zu den obigen Eigenschaften des

Dichters und hilft, die Macht von Pol's Poesie in erhöhtem Grade leuchten zu lassen. Leuchtend ist die Gestalt des idealen Künstlers Stwoß, erhebend die Schönheit Mohort's. Das enthusiastische Preisen des Heimatlichen kehrt in der Lyrik Pol's nochmals wieder, aber hier schlägt die Flamme höher als je empor; das „Lied von unserem Lande“ ist auch außerhalb Polens bekannt, es sei hier auf die Übersetzungen des Kurtzmann und Katrzyński hingewiesen.

Pol zeigt sich in seinen Liedern als geborener Lyriker. Er schreibt, um seinem Enthusiasmus für die Heimat eine Richtung zu geben. Die altehrwürdigen Volkslieder, die mächtigen Karpathengebirge begeistern ihn zu immer neuer, frischer, mitunter recht packender Ausbildung und Entwickelung. An den schönen, denkwürdigen Überbleibseln, die in Krakau in so reichem Maße aufgespeichert daliegen, vollzieht Pol eine Rettung, indem er die vergessenen Lichtpunkte der großen Vergangenheit hervorhebt und sie künstlerisch verwertet, er vollzieht eine Rettung an dem schönen heimatlichen Boden, indem er die Volkssitten und die Naturschönheit des Landes bringt. Es ist ein erhebendes Schauspiel zu beobachten, wie das heimatliche Land des Dichters, der von seinem Glanze geblendet ist, in dem „Lied von unserem Land“ und „Dem Lied von unserem Hause“ eine höhere Weihe bekömmt. Vom Gesichtspunkt dieser Schönheitswelt gesehen, lebt die Überlieferung in Pol's Dichtkunst wieder auf, durch sie lebt und webt der Dichter wie in seinem Lebenselement und wird von ihr getragen. Ich kann mich genauer durch Beispiele erklären und greife aus der großen Anzahl der Gedichte dasjenige heraus, welches „Das alte Krakau“ betitelt ist und worin der Charakter Pol's am bestimmendsten sich wiederspiegelt:

O nicht auf einmal, sagen Leute,
Geschah's, dass Krakau uns erstand . . . .
Ein edles Wesen, das sich fand,
Ein Herz voll Lieb' und Hoffnung streute
Des Gottesglaubens erste Saat,
Um einst'ger Größe Grund zu legen —
Und Freude krönt die Liebesthat:
Es ruht auf ihr des Himmels Segen;
Denn siehe! Durch des Herren Macht'
Wird hier ein Wunder neu vollbracht:
Der Stein verwandelt sich, der graue,
Zu einem stolzen Ruhmesbaue.
Das ist die Stadt, wie Steine melden,
In welcher die erwählte Schar —
Der Kirchenfürsten, Ritter, Helden,
Geweiht zu werden, glücklich war. —
Hier ward von hohem Kirchenstuhle
Zur Einheit auch das Land bekehrt
Und in der ersten hohen Schule
Von Weisheit und von Gott gelehrt.
Wie oft ist auf dem Thurm erklungen
Zur Himmelsfrau ein Lied so alt,
Das uns're Helden einst gesungen,
Das in den Dörfern rings verhallt . . . . .
Dort seh' ich, trauernd im Gedränge
Bei einem Sarg die Menschenmenge.
Gesenkten Hauptes steht sie da
Und still wird alles fern und nah:
Der Platz, die Gassen; denn zur Stunde
Geht man beim Kirchthor aus und ein
Die Glocke klagt mit ehr'nem Munde,
Drum schweigt der Mensch, verstummt der Stein.
Verödet sind die Weg' und Stege;
Doch scheltet nicht das Volk als träge:
Im Gotteshause weilt es gern
Und fleht zu Gott am Tag des Herrn.
Es drängt sich zu den alten Grüften
Und fühlt, dass in der Kirche Raum
Der Hoffnung Trost am Grabes-Saum
Den Menschen stärkt, den vielgeprüften
Und Gottes Liebe hält empor
Das fromme Volk in seinen Sorgen:
Es eilt zur Mess' am frühen Morgen
Und singt zur Vesper mit im Chor.
Der Kirche Trost in schlimmen Tagen
Trägt Glauben in des Menschen Herz,
Der, trotz des Wechsels, allerwärts,
Den Dom sieht stolz zum Himmel ragen.
Indem an Gottes Thron hienieden
Der Mensch in frommer Demuth kniet
Gießt Gottes Wort den Himmels-Frieden
In sein beruhigtes Gemüth.

Es ist kein Zufall, dass die lyrischen Gedichte Pol's die berühmteste Schöpfung des Dichters geworden sind und noch heute im Munde einer ganzen Nation fortleben. Sie sind aus dem Herzen eines jeden Polen geschrieben und gewinnen dem Dichter immer neue, treu anhängende Verehrer. Schon im Jahre 1857 konnte ein Dichter in Hinblick auf die Bedeutung des großen Dichters begeistert ausrufen:

So mühvoll auch dein ganzes Leben
So freudlos es dir scheinbar war;
So sind dir Freunde jetzt gegeben —
Wohl eine treu ergeb'ne Schar.
In ihrem Herzen lebst du wieder
Wo du fortan verherrlicht wirst;
Zur That entflammt durch deine Lieder
Folgt dir die Schar, o Dichterfürst!

und wie viel mehr darf die neuere Zeit, die Pol unendlich Vieles schuldig ist, Dank sagen dem Dichter, der wie ein wasserscheidender Berg in die Höhe emporragt, von dem viele Ströme ausgehen, um sich in entfernte Meere zu ergießen. Sehr schön sagt der Biograph Pol's:*) Dasjenige, was Horaz vom Dichter verlangt, Sapere fons scribendi, besaß Pol in hohem Grade, mit einer wunderbaren Kraft der Intuition ausgestattet, mit der er selbst diejenigen Gegenstände, die er durch mühevolle Studien nicht erlangte, durchdringt.

Seine Schreibweise ist die breit ausgesponnene Schilderung, der Stil ist ein ganz eigenthümlicher, der vielleicht zu eintönig zur Schilderung verschiedener Gegenstände angewendet wurde, dieser Umstand bewirkte auch, dass sein Stil manieriert erschien, wiewohl die Manier ihm bis zu einem gewissen Grade gänzlich fremd war. Die Eigenart des Dichters drückte jedem beliebigen Gegenstande ihren Stempel auf und war so durchsichtig, dass Alles, was aus seiner Feder geflossen, sogleich erkennen ließ, wem es seinen Ursprung verdankt.

Man kann eine Besprechung Pol's heute nicht ohne den Wunsch schließen, dass der sympathische Dichter auch dem deutschen Publicum durch gute Übersetzungen seiner sämmtlichen Werke noch näher gerückt werde; möge das wenige Neue, was ich meinerseits zur Würdigung Pol's vorbringen konnte, einer wohlwollenden Aufnahme sich zu erfreuen haben und dem Dichter des „Mohort" eine immer wachsende Anzahl Verehrer gewinnen!

Eduard Schnobrich.

*) Lucian Siemienski, dessen Arbeit „Pol und seine poetischen Werke" die Grundlage dieser Darstellung bildet.

Kaiserin Karoline Auguste,

ein Engel der Armen.*)

Kaiser Franz I. von Österreich war viermal vermählt. Seine erste Gemahlin war die Prinzessin Elisabeth von Württemberg, die zweite: Maria Theresia von Neapel, die dritte: Ludovica von Österreich-Este, — aber erst die vierte Gemahlin Karoline Auguste, die zweite Tochter des Königs Maximilian I. Josef von Bayern und der Königin Wilhelmine Auguste, gebornen Prinzessin von Hessen-Darmstadt**), welche im ganzen Reiche als ein Engel der Armen verehrt wurde, sollte dem vielgeprüften Monarchen bis zu seinem Tode eine treue Lebensgefährtin bleiben.

Schon in ihren Jugendjahren gab die am 8. Februar 1792 geborne Prinzessin Charlotte, wie sie in ihrem Heimatlande genannt wurde, zahllose Beweise des edelsten Wohlthätigkeitssinnes. Nicht selten stieg die Königstochter in die Hütten der Armut nieder und spendete Trost und Hilfe soviel sie konnte.

Ihr edles Wirken, ihre Tugenden, sowie ihre äußeren Vorzüge machten sie zu einer der begehrenswertesten Prinzessinnen jener Zeit.

Obschon dem Kaiser Franz das eheliche Glück nie dauernd zugelächelt und er nach dem Tode seiner dritten Gemahlin beschlossen hatte, sich nicht wieder zu vermählen, so schien ihm doch eine innere Stimme zu sagen, dass es Karoline Auguste sei, die berufen ist, ihn ferner zu beglücken.

Und so war es auch. Die Ehe des Kaisers

*) Siehe Seite 12 und 18, dann V. E. II. 749, 756, 789. Von dem bekannten Gelehrten Dr. Cölestin Wolfsgruber, Benedictiner-Priester und Professor im Schottenstifte in Wien, steht über Wunsch des Cardinals Dr. Gruscha in nächster Zeit die Veröffentlichung einer bisher sehr vermissten ausführlichen, auf gründliche Forschungen ruhenden Lebensbeschreibung dieser wahrhaft edlen Fürstin in Aussicht. A. d. H.

**) Die Kaiserin Karoline Auguste hatte neben König Ludwig I. nur einen Bruder, den bayrischen Feldmarschall Prinzen Karl; ihre Stiefschwestern waren: 1. Elisabeth, Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. 2. Amalie, Gemahlin des Königs Johann I. von Sachsen. 3. Sophie, Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl. 4. Maria, Gemahlin des Königs Friedrich August II. von Sachsen und 5. Ludovica, Gemahlin des Herzogs Maximilian in Bayern, Vater unserer Kaiserin Elisabeth. A. d. H.

Franz mit Karoline Auguste war eine der glücklichsten zu nennen, die je auf einem Throne geschlossen wurden. Die eigenen Worte des Kaisers bestätigen dies, indem er oft wiederholte: „In meiner ersten Gemahlin hatte ich eine Geliebte, in meiner zweiten hatte ich eine Frau, die dritte war mir Kaiserin, an Karoline Auguste besitze ich ein liebes Weib."

Nachdem am 29. October 1816 die Trauung durch Procuration in München stattgefunden hatte, gieng am 10. November desselben Jahres die Vermählungsfeier zu Wien mit großer Pracht vor sich.

Ein ebenso glänzendes Fest war die am 25. September 1825 zu Pressburg erfolgte Krönung der jungen Kaiserin Karoline Auguste zur Königin von Ungarn.

Obschon diese gleich der dritten Ehe des Kaisers Franz kinderlos blieb, so war Karoline Auguste doch eine sorgsame Mutter der Kinder ihres Gemahls aus dessen zweiter Ehe und die treue Mutter der Armen und Nothleidenden. Sie setzte ihr schönes, in ihrem Vaterlande begonnenes Wirken auch in ihrer neuen Heimat fort und war bald hochverehrt und geliebt in allen Schichten der Bevölkerung. Ein glänzender Beweis hiefür ist der Jubel, mit welchem man der jungen Kaiserin entgegenkam, als sie im Anfange der Zwanzigerjahre mit dem Kaiser Böhmen besuchte.

Von den vielen Wohlthaten, mit denen Kaiserin Karoline Auguste ihre „lieben Armen" beglückte, von den vielen edlen Zügen aus ihrem Leben seien hier nur einige aufgezählt: wie sie bei der Taufe des Kindes eines armen Weibes Pathe gestanden, wie sie einer armen Tischlerfamilie zu Prag, die durch fremde Schuld in tiefes Elend gerathen war, Hilfe spendete. Hunderte von Personen erhielten aus ihrer Cassa regelmäßige Unterstützungen und wenn man die hohe Frau auf ein Talent aufmerksam machte, dem die Geldmittel fehlten, sich die nöthige Ausbildung zu verschaffen, so konnte man der Unterstützung desselben durch die gütige Kaiserin sicher sein, ja die edle Fürstin beschenkte die Armen und Bedürftigen so oft und reichlich, dass ihr kaiserliches Jahrgehalt kaum mehr dazu ausreichte.

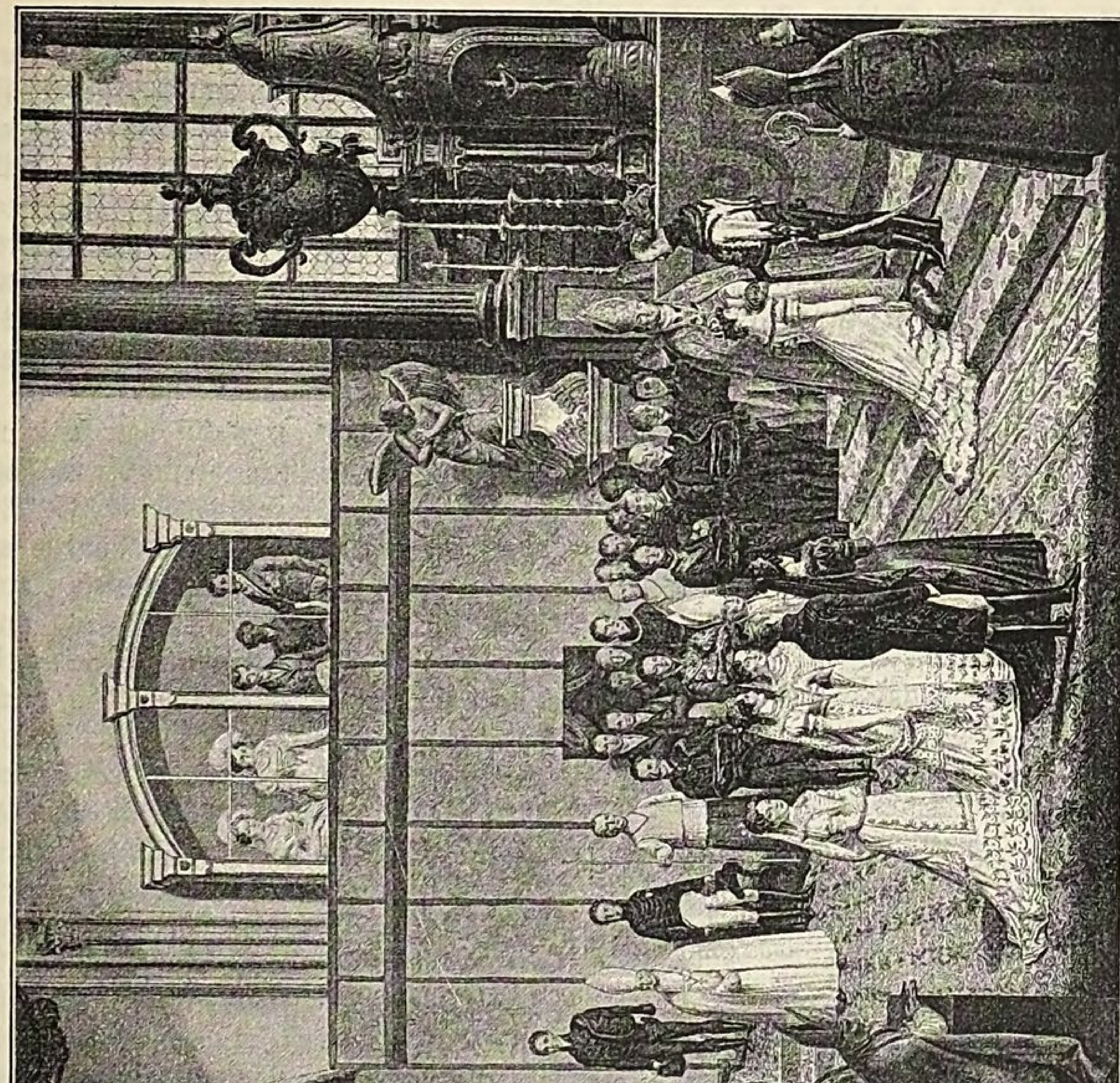
Von den wohlthätigen Gründungen der erlauchten Fürstin sind besonders hervorzuheben: die Erziehungsanstalt für Töchter niederer Militärs in der Apostelgasse auf der Landstraße in Wien und die Kleinkinder-Bewahranstalten, deren besondere Schutzfrau Karoline Auguste war und die sie nicht selten durch ihren Besuch beehrte, sowie die hohe Frau gar oft und gerne an der Seite ihres erlauchten Gemahls in der Mitte des Volkes erschien.

Den schönsten Beweis der aufrichtigen Liebe zu seinem Volke lieferte das Kaiserpaar jedoch zur Zeit als die Cholera in den Mauern Wiens wüthete. Täglich erschien Kaiser Franz an der Seite seiner erlauchten Gemahlin Karoline Auguste inmitten seiner lieben Wiener, täglich zeigten sie sich bei einem Rundgange durch die Stadt oder im Theater; selbst als der Hof nach Schönbrunn übersiedelte, stellte das Herrscherpaar diese Spaziergänge und den Theaterbesuch nicht ein. Als man dem Kaiserpaare die Gefahr, in welche es sich täglich begab, vorstellte und den Vorschlag machte, vom Belvedere, wo ein Theil des Hofstaates untergebracht war, einen zu beiden Seiten mit Planken eingezäunten Weg bis nach Schönbrunn herstellen zu lassen, um auf diese Weise jedes Contagium mit der in der Stadt wüthenden Seuche zu vermeiden, erwiderte der leutselige Kaiser Franz: „Nein, wir werden wie bisher durch die Mariahilferstraße in die Stadt fahren, damit die Wiener sich überzeugen können, dass ich und meine Frau noch lebendig sind."

Nicht minder edel bewies sich die kaiserliche Familie im Jahre 1830 zur Zeit der großen Überschwemmung; namentlich war es Karoline Auguste, welche auf wahrhaft hochherzige Weise die Noth und das Elend der durch dieses Elementarunglück Heimgesuchten linderte.

Da — inmitten ihres schönen Wirkens rief der Herr des Lebens ihren so heißgeliebten Gemahl, den edlen Kaiser Franz, von dieser Erde ab. Das war wohl der härteste Schicksalsschlag für Karoline Auguste. Die Freude ihres Lebens war dahin; sie zog sich fortan von der Öffentlichkeit zurück und suchte ihr Glück nunmehr allein im Wohlthun.

Im Munde des Volkes lebte sie fort als die hochgeliebte „Kaiserin-Mutter," und selbst dann noch, als ihr Stiefsohn Kaiser Ferdinand I. die Regierung zu Gunsten seines geliebten Neffen Franz Josef niedergelegt hatte, nannte man sie so; während Erzherzogin



Krönung der Kaiserin Karoline Auguste zur Königin von Ungarn.
Nach einer Lithographie von Clarot.

Sophie „die Mutter des Kaisers“ war, blieb Karoline Auguste die „Kaiserin-Mutter.“

Kaiserin Karoline Auguste ehrte das Andenken ihres Gemahls bis zu ihrem Tode; sowie sie ihm bei seinen Lebzeiten eine treue, liebende Gattin gewesen, so war sie ihr ganzes ferneres Leben eine still trauernde Witwe.

Ein Beweis ihrer innigen Liebe und Verehrung für den theuren Gemahl war, dass sich die Kaiserin-Mutter für ihre Lebenszeit jene Gemächer behielt, welche sie in den letzten Jahren mit dem Kaiser bewohnt hatte. Sein Sterbezimmer blieb fortan ihr Schlafgemach.

Die Sommermonate verbrachte Karoline Auguste meist auf ihrem Witwensitze, dem Schlosse Persenbeug an den Gestaden des herrlichen Donaustromes, wo sie so manche glückliche Stunde an der Seite des edlen Kaisers Franz, dessen Lieblingsaufenthalt das malerische Persenbeug gleichfalls gewesen war, verlebt hatte. Auch dort, sowie bei ihrem fast jährlich wiederkehrenden Aufenthalt in dem herrlichen Salzburg, ermangelte die hohe Frau nicht, zahllose Wohlthaten zu spenden, so dass ihr mit Recht der Nachruf gebürte, „Karoline Auguste sei Jahrzehnte lang der populärste Genius des Volkes gewesen.“

Welch' harter Schlag war daher für jeden fühlenden Österreicher die Nachricht von der schweren Erkrankung, welche die bereits altersschwache Kaiserin-Mutter am 21. Jänner 1873 befiel. Ein gastrisch-bilöses Fieber war es, welches das Leben der hohen Frau bedrohte. Tag und Nacht wachten die Mitglieger des Allerhöchsten Hofes beim Krankenbette der geliebten Leidenden, die selbst in ihren letzten Lebensstunden der Nothleidenden nicht vergaß. „Ach,“ flüsterte sie wiederholt, „wer wird nun für meine Armen sorgen!“

Als die letzten Augenblicke herangenaht waren, es war am Mittwoch, den 9. Februar des obgenannten Jahres, lispelte sie noch mit zitternder Stimme: „Herr dein Wille geschehe,“ richtete ihr brechendes Auge noch einmal auf die Umstehenden, insbesondere schien ihr Blick den Kronprinzen Rudolf, den sie so herzlich liebte, zu suchen; dann schloss sie die Augen und ihre Seele schwebte himmelwärts.

Es möge hier zum Schlusse jener warmempfundene Nachruf angeführt sein, welcher, der Feder des seither verstorbenen hochgeachteten früheren Oberstkämmerers FZM. Franz Grafen Folliot-Crenneville-Poutet entstammend, am Tage nach dem Ableben der hohen Frau in der „Wiener Zeitung“ zu lesen war. Er lautete: „Vorbild einer christlichen hingebenden Gattin, erfüllte sie ebenso die Pflichten einer Kaiserin, als die einer Mutter der Familie und des Landes in schweren, wie in glücklichen Zeiten. Als Witwe lebte sie, an jeglicher Art von Weltgetriebe unbetheiligt, nur ihrem Hause und dem Wohlthun. Wahrhaft fromm, ohne alle Übertreibung, war ihr Urtheil stets mild und wohlwollend. Der seit des jetzt regierenden Kaisers Thronbesteigung im officiellen Verkehr geänderte Titel blieb im Volksmunde unverändert und noch in spätem Andenken wird der Name „Kaiserin-Mutter“ fortleben. Denn eine Mutter war sie allen, die, ob hilfsbedürftig oder nicht, das Glück hatten, ihr zu nahen, und eine Mutter ist es, die wir in allen Ländern und Gauen der österreichischen Monarchie in dieser Kaiserin beweinen!“

Hermine Camilla Proschko.

Andreas Freiherr von Schaguna,
griechisch-orientalischer Metropolit von Siebenbürgen.

Dieser bedeutende Mann wurde den 1. Jänner 1809 als der Sohn fleißiger macedonisch-walachischer Handelsleute in der ungarischen Stadt Miskolcz geboren. Nach zurückgelegten Studien und nach Erlangung der niederen Weihen bezog er als Mönch das syrmische Kloster Hopowa, in dem er 1842, zehn Jahre nach seinem Eintritte, zum Titular-Archimandriten erhoben wurde. Drei Jahre darauf trat er an die Spitze des Klosters Kovil, das er im nächsten Jahre verließ, um das verwaiste griechisch-

nichtunierte Bisthum in Siebenbürgen zu administrieren. Während dieser Zeit brachen im Bucsumaner Bezirke Unruhen aus, da das Volk bereits seit sechs Jahren der Frohnpflicht nicht nachgekommen war und der behördlichen Aufforderung drohenden Trotz entgegengesetzt hatte. Der mit einer volksthümlichen Beredsamkeit ausgestattete Generalvicar Schaguna eilte zu den Unzufriedenen und beschwichtigte sie. Kaum hatte er ihnen aber den Rücken gewendet, wiegelte die verwilderte Varga Ekaterina ihre Landsleute neuerdings auf und nur der Umsicht und dem Einflusse des rasch zurückgekehrten Schaguna war es zu danken, dass die damals bereits beginnende Gährung nicht in eine allgemeine Erhebung der gereizten Bevölkerung ausgeartet ist. Dies blieb höchsten Ortes nicht ungewürdigt: 1848 ehrte ihn der Kaiser Ferdinand durch die Ernennung zum Bischofe. In dieser Stellung wohnte er den Verhandlungen des ungarischen Landtages, doch nur als stiller Beobachter bei; als aber der FML. Graf Lamberg auf der Donaubrücke von Mörderhand den Todesstich erhalten hatte, begab sich der Kirchenfürst voll Abscheu über diese meuchlerische That in seine Diöcese zurück. Diese verließ er kurz darauf wieder, indem er über die Walachei, Moldau, Bukowina und Galizien an das kaiserliche Hoflager nach Olmütz eilte, um die Huldigung seiner Nation zu Füßen des jugendlichen Monarchen Franz Josef zu legen. Der Lohn für seine loyale Thätigkeit war das Commandeurkreuz des Leopold-Ordens, dem nach zwei Jahren die Würde eines Geheimen Rathes nachfolgte. Als der Tod den wackeren Feldzeugmeister Karl Fürsten zu Schwarzenberg, der als Gouverneur des Großfürstenthums durch eine Reihe von Jahren mit Hintansetzung aller persönlichen Interessen segensreich gewirkt, abberufen hatte, benützte Schaguna diese Gelegenheit, um seiner Verehrung für den Kaiser, seiner Sympathie für dessen ruhmreiche Armee Ausdruck zu verleihen, und ließ dem Fürsten im bischöflichen Parke ein erzenes Denkmal, einen schlafenden Löwen, errichten. Das Jahr 1860 sah ihn als Mitglied des „verstärkten Reichsrathes" wieder in der Nähe des Herrschers. Neben seiner ausgedehnten politischen Thätigkeit wirkte der Kirchenfürst für die Trennung von der serbischen und die Errichtung einer eigenen griechisch-orientalischen Metropolie in Siebenbürgen. Am 24. December des Jahres 1864 erreichte er das Ziel langjährigen Strebens und der inzwischen in den Freiherrnstand erhobene Schaguna wurde der erste rumänische Erzbischof. In dieser Stellung widmete er seine Hauptthätigkeit der Hebung seiner Religionsgenossen und der Erlangung der vollen Gleichberechtigung der Rumänen für die er auch vielseitig schriftstellerisch thätig war. Fünfundzwanzig Werke aus seiner gewandten Feder sind in der von ihm mit vielen Opfern gegründeten Archidiöcesan-Druckerei erschienen.

So war Schaguna, der Reformator der griech.-oriental. Kirche, der in allen Kreisen geachtete Staatsmann, der bedeutendste Gelehrte seiner Nation, ein hochherziger Wohlthäter und seltener Förderer im Gebiete der Cultur und des Fortschrittes, eine geschichtliche Größe, deren Werke die treuen, unwiderleglichen Verkünder seines Ruhmes sein werden. Mit Recht beweinten daher alle Rumänen Ungarns und Siebenbürgens den größten Verlust, der sie hatte treffen können: den Tod des geliebten Oberhirten. Am 29. Juli 1873 hatte das edle Herz zu schlagen aufgehört; an seinem Sarge standen Alle gleich den Kindern, die ihren Vater und Lehrer verloren, der für sie im Leben so viel gethan und die er auch im Sterben nicht vergessen hatte, wie sein Testament beweist, in welchem er sein gesammtes Vermögen und auch die 100.000 fl., für die er sein Leben bei der Assicurazioni generali versichert, der Erzdiöcese überwiesen hatte. Das rumänische Volk legte eine 14-tägige Trauer an, die umflorte Nationalfahne wurde eine Woche lang auf allen rumänischen Baulichkeiten aufgezogen und kaum hat sich in Hermannstadt jemals ein imposanterer Leichenzug entwickelt, als jener, mit dem die sterbliche Hülle des Kirchenfürsten nach dem Markte Resinar geführt wurde, um dort der Muttererde zurückgegeben zu werden.

Emil Ritter Wychodil von Hannaburg.

Josef Kremer,
philosophischer Schriftsteller.

Es mag im Auslande befremden, aber es ist eine unzweifelhafte Thatsache: der große geistige Befreiungskampf des vorigen Jahrhunderts, welcher in der deutschen Literatur eine geistige Revolution zur Folge hatte, gieng an Polen fast spurlos vorüber. Hauptsächlich fehlte es in Polen an einem Vermittler, der die neuen Ideen an sein Heimatland verpflanzt hätte. Anders gestalteten sich die Verhältnisse, seitdem einzelne gebildete Polen in das Ausland wanderten, um die philosophischen Systeme eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel u. a. kennen zu lernen. Unter den letzteren fand aber keiner so viele enthusiastische Anhänger, wie Hegel. Von ihm geht auch aus der ausgezeichnetste Vertreter einer systematischen philosophischen Doctrin, der erste Ästhetiker und Kunstkenner der neueren Zeit — Josef Kremer. Seine Werke werden auch für künftige Geschlechter eine reichhaltige, geistige Nahrung abgeben, als unerschöpfliche Quelle idealer Anschauungen, die den Geist veredeln und das Gemüth für Alles empfänglich machen, was groß und schön ist. Kremer wurde am 22. Februar 1806 zu Krakau geboren. Seine Eltern gehörten dem Bürgerstande an und erfreuten sich einer allgemeinen Achtung. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt, ließ er sich an der Krakauer Universität inscribieren, vorerst musste er jedoch den zweijährigen Cursus der Philosophie, der nach den damaligen Einrichtungen dem eigentlichen Fachstudium vorangieng, durchmachen. In dieser Zeit übten die Lehrer des jungen Kremer, Männer wie Bandtke, Czajkowski u. a. einen wohlthätigen Einfluss auf ihn aus. Einen entscheidenden Wendepunkt im Leben Kremer's bildet aber seine Reise nach Italien. In seinen autobiographischen Aufzeichnungen finden sich darüber folgende charakteristische Bemerkungen: „Schlaflose Nächte, das lange, ermüdende Studium schwächten meinen Körper. Dies entgieng auch nicht meinen Professoren. Zwei von ihnen begaben sich zu meinen Eltern mit dem wohlgemeinten Rathe, mich auf einige Zeit den Studien zu entziehen. Mein darüber erschrockener Vater fragte mich, ob ich Lust hätte, die herannahenden Ferien auf Reisen zuzubringen. Hocherfreut darüber, antwortete ich, dass das Land meiner Sehnsucht immer Italien gewesen sei. Mein Vater willigte trotz der bedeutenden Auslagen ein und ich begab mich nach Italien. Ich will nicht lange ausführen, wie dieses glückliche Land durch seine wunderbare Natur wie auch durch seine Kunstdenkmäler auf meine junge und glühende Einbildungskraft gewirkt hat." Über Wien und den Semmering gieng die Reise nach Venetien und von da bis Neapel. Der Anblick der südlichen, romantischen Natur, der Aufenthalt in dem an Kunstwerken so reichen Lande musste nothwendigerweise die Phantasie mit unendlichem Reichthum neuer, ästhetischer Eindrücke bevölkern, sie mußte die angeborene Neigung zu den Kunstwerken vergrößern und zur thatkräftigen Arbeit aufmuntern. Nach seiner Rückkehr aus Italien bildete das Studium Kant's die Hauptbeschäftigung Kremer's. Mit bewundernswerter Hingebung vertiefte er sich in die Schriften des Königsberger Philosophen. Nachdem er im Jahre 1828 den Grad eines Magister juris utriusque erlangt hatte, begab er sich an die Universität Berlin, die damals in voller Blüte stand und deren Hauptschmuck kein geringerer als Georg Hegel war. Seine Philosophie des absoluten Idealismus, der tiefste und wahrste Ausdruck der Zeit, der er angehörte, eroberte im Sturme die Herzen der Jugend. Seine Bedeutung liegt nicht bloß in seinen Schriften, sondern auch in seiner Thätigkeit als Professor. Denn keiner der damaligen Professoren der Berliner Universität hat eine gleiche, zündende Wirkung auf die Zuhörer geübt, wie er. Er war der incarnierte Glaube an die weise, ewige Vorsicht, die das Weltall und seine Geschicke lenkt, während Schopenhauer, sein geistiger Gegenpol, die Verzweiflung selbst ist, die Verzweiflung infolge alles Geschehenen, die das Leben des Individuums sowohl, wie das ganzer Völker unter die Botmäßigkeit unzusammenhängender Kräfte bringt. Beider Systeme fanden viele Anhänger, aber Kremer,

dem streng-katholischen, gläubigen Polen, sagte Hegel viel mehr zu, als der Verfasser des Buches „Die Welt als Wille und Vorstellung." Fügen wir noch hinzu, dass Kremer auch die Vorlesungen von Schleiermacher, Friedrich Raumer, Karl Ritter und Savigny's besuchte, so werden wir geneigt sein, Kremer um sein Glück zu beneiden, das ihn gerade zu jener Zeit nach Berlin führte, in welcher so ausgezeichnete Männer daselbst wirkten. Alle Geistesrichtungen, die von diesen Männern ausgiengen, fanden in Kremer einen lebhaften Nachklang. Die Universalität seines Geistes, die ihn den Polen so theuer macht, ist Kremer in großem Maße diesen Männern schuldig. Im Frühjahr 1829 begab sich Kremer nach Heidelberg, wohin ihn der Ruf der Juristen Mittermayer und Thibaut, vor allem aber der des bekannten Geschichtsschreibers Schlosser lockte. Unterwegs wollte er die Gelegenheit nicht versäumen, den größten Dichter Deutschlands: Goethe, aufzusuchen. Sein Glück, Goethe gesehen zu haben, läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, wie mächtig die deutsche Bildung und Wissenschaft, deren bedeutendster Vertreter eben Goethe war, Kremer angesprochen und wie schwärmerisch er sich dem Cultus deutscher Philosophie zeitlebens hingegeben hat. Rührend ist es zu lesen, wie Kremer dem Gefühle der Freude, „Seiner Excellenz" die Aufwartung gemacht zu haben, mit den Worten Ausdruck gibt: „Auch ich war in Weimar, und bedenkt wohl, ich war dort in meinen Studentenjahren, in der Zeit, in der alles gelingen muss, und die Sterne am Himmel, gleich ewigen Musikanten, uns zur Wonne des Frühlingslebens aufspielen; dieser Besuch fiel auch sehr glücklich aus und ich wurde überaus gnädig empfangen." Von Weimar begab sich Kremer nach Heidelberg, dessen reizenden Umgebungen er begeistertes Lob spendet. Nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst reiste Kremer noch in demselben Jahre nach Paris. Das dortige Leben ist für Kremer wichtig geworden, denn einerseits lernte er die verderblichen Träumereien des Saint-Simon gründlich verachten, andrerseits erweiterten die Vorträge von Guizot, Say und Victor Cousin seinen Gesichtskreis und bereiteten ihn zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit vor. Nachdem die Stürme der Juli-Revolution ausgebraust hatten, kehrte Kremer nach einem kurzen Ausfluge nach London in seine Vaterstadt zurück, woselbst er den Doctorgrad an der juridischen Facultät (1831) erreichte. Die Theilnahme an dem Aufstande von 1831 war ihm zur Erlangung einer öffentlichen Anstellung hinderlich. Rechtzeitig traf aber eine Einladung eines wohlhabenden, gebildeten Gutsherrn ein, der Kremer den Unterricht seiner Söhne anvertraute. Die Jahre, die er in Zagórzany (in Galizien) zubrachte, trugen Kremer reichen Gewinn ein: er hatte Muße genug, die im Auslande erworbenen Kenntnisse und Ideen für sich selbst und für seine Landsleute fruchtbar zu machen. Bei der Niederschrift derselben empfand er jedoch die Schwierigkeit, abstracte Gedanken und Begriffe in die entsprechende Form zu bringen; mit staunenswerter Ausdauer macht er sich an die Erforschung der Sprache und sucht die schönen Sprachformen, welche die Schriftsteller des goldenen Zeitalters mit Meisterhand zu brauchen wussten, seinen Zwecken dienstbar zu machen; diesem Umstand verdankt Kremer die Schönheit seines Stils; die markige, stets die richtigste Ausdrucksweise wählende Sprache ist ein charakteristisches Merkmal des Kremerschen Vortrags in seinen philosophischen Schriften. In dieser Zeit lernt er den Dichter des „Mohort," den begeisterten Sänger der Lieder des „Januß" kennen. Vincenz Pol war eben aus Frankreich zurückgekehrt, als er mit Kremer innige Freundschaft schloss und mit ihm gemeinsame Ausflüge in das Karpathenland unternahm, die seine Leier stimmen halfen zu herrlichen, die Naturschönheit des Heimatlandes preisenden Liedern. Der Verkehr mit Pol weckte in Kremer das Schönheitsgefühl, die reiche Einbildungskraft, der angeborene ästhetische Sinn nährten sich an der Natur und erhielten ihre Bekräftigung in dem Umgange mit dem großen Dichter. Die Zaubermacht der Poesie verschmolz bei Kremer mit der Kraft philosophischer Formen und Begriffe zu einer harmonischen Einheit. Was Kremer verehrt und darstellt, ist vom Hauche der Poesie berührt. Die Poesie wird bei ihm zu einer gewaltigen Macht, wenn er in seinen „Reisebriefen" die alten Denkmäler Italiens in ihrer Schönheit begeisterungsvoll preist. Ein Fünkchen von der göttlichen Gabe der Poesie spürt man überall in Kremer's Wesen; seine ästhetischen Ansichten sind dadurch theilweise beeinflusst worden,

aber die Schönheit selbst hat deshalb Niemand mit reinerer Neigung empfunden, mit so eingehendem und allseitigem Verständnis zu würdigen gewusst wie Kremer. Die Poesie ist sein Ausgangspunkt und sein Endziel, der Born mächtiger Gedanken, sein bleibender Trost. Diese Richtung seines Geistes war ihm von Anfang an eigenthümlich, seine Erstlingsarbeit „Philosophischer Umriss der Wissenschaften" zeichnet sich sowohl durch schöne Darstellung wie durch eine herzerquickende Wärme aus; die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte ist eine der Hauptziele des jungen Philosophen. Nach sechsjährigem Aufenthalte auf dem Lande kehrte Kremer (1837) nach Krakau zurück, fest entschlossen, eine seinen Kenntnissen entsprechende Lebensstellung sich zu erringen. Von einer Anzahl Krakauer Bürger ersucht, die Leitung einer Erziehungsanstalt zu übernehmen, gieng Kremer umso lieber darauf ein, als er seine pädagogischen Erfahrungen hier zu verwerten hoffte. Siebzehn Jahre stand er dem Institute vor, welches viele Jünglinge zu tüchtigen Männern ausbildete. Für seine pädagogischen Grundsätze und ihre Ziele geben seine Schriften den schönsten Beweis. Die literarische Thätigkeit Kremer's fand einen festen, äußern Halt in dem „Krakauer wissenschaftlichen Verein" dem Kremer 1837 beitrat und der der beste Zeuge von Kremer's unermüdlicher Arbeitskraft war; seine durch emsige Studien gewonnenen Ansichten legte er in dem Werke „Phänomenologie des Geistes" nieder, in der Ästhetik trat er als ein glücklicher Bahnbrecher in seinen, „Briefen aus Krakau" auf. Die in dieser Zeit veröffentlichte Studie über Schiller's „Jungfrau von Orleans" beweist, welch' gründliches Verständnis Kremer dem großen, deutschen Dramatiker entgegenbrachte. Die großen Verdienste Kremer's auf dem Gebiete der Pädagogik und der Literatur fanden volle Anerkennung in gelehrten Kreisen wie auch bei der Regierung, die ihn im Jahre 1847 zum supplierenden Professor der Philosophie ernannte, worauf der Unterrichts-Minister Leo Graf Thun ihm im Jahre 1850 die ordentliche Professur der Philosophie an der Universität und zugleich die der Ästhetik und der Kunstgeschichte in der Schule der schönen Künste verlieh. Dieses doppelte Amt bekleidete Kremer 28 Jahre lang bis zu seinem Tode mit jugendlicher Begeisterung und mit gewissenhaftem Ernst, ja wir sagen nicht zu viel, wenn wir den Antritt des Lehrstuhls durch Kremer als eine neue Epoche in der Geschichte der Krakauer Universität bezeichnen. Kremer begriff wohl die hohe Aufgabe eines Universitäts-Professors.

Er war der erste, der die philosophischen Vorträge zur gebürenden Würde emporhob, denn seine Vorgänger waren bloße Dilettanten und lehrten ohne gehörige Vorbereitung. Kremer legte seinen Schülern eine systematisch-bearbeitete Geschichte der Philosophie, wie der Logik, der Psychologie, der Ethik und Ästhetik vor. Zwei Generationen verdanken Kremer die erste Anregung zum Studium der Philosophie und es gedeihen auch, als wenn ein gütiger Genius es so angeordnet, philosophische Studien eben in Krakau noch heute als eine ergiebige Frucht von Kremer's glücklicher Saat; sie gedeihen, wie wenn Kremer als unsichtbarer Geist über ihnen waltete — vollkommen in seinem Streben und Geiste.

Kremer hat mit stolzem Selbstbewusstsein seines segensreichen Wirkens seinen Blick richten dürfen auf eine lange Reihe von Bildhauern, Malern und Künstlern, in deren Herzen er die ersten Keime liebevoller Hingebung an die Kunst gepflanzt hatte: Matejko, der größte polnische Maler, bildete sich unter seiner ästhetischen Leitung aus. Neben seiner Lehrthätigkeit hatte Kremer noch Zeit genug, an großen, vorzüglichen Werken zu arbeiten; im Jahre 1849 veröffentlichte er den ersten Band seines „Systematischen Grundrisses der Philosophie." Das großangelegte Werk „Die Reise nach Italien" sucht die Kunstwerke Italiens seinen Landsleuten verständlich zu machen; die Reise, die ihn nach Italien (1852) führte, förderte ihn bedeutend in seinem Unternehmen. „Ich gab mich der Hoffnung hin," sagt Kremer, „dass mir dieser Ausflug für lange Zeit angenehme Erinnerungen gewähren, und dass ich für einige Jahre davon Stoff für meinen Geist haben, dass diese Reise mir Gelegenheit verschaffen werde, meine Vorstellung von vielen mir noch unbekannten Details der Kunstgeschichte Italiens zu vervollständigen." Die Frucht dieser Reise ist das oben erwähnte, in 7 Jahren ausgeführte, sechsbändige Werk „Die Reise nach Italien" (herausgegeben in den Jahren 1859 bis 1864).

Wer einen Blick auf die lange Reihe der großen Bände wirft, die Kremer's Werke (in der Warschauer Ausgabe 1881 bilden, wird unwillkürlich diese staunenswerte Fruchtbarkeit auf eine Willenskraft von seltener Ausdauer zurückführen. Rührend ist die Vorrede zu der Ausgabe seiner Werke, die noch bei Lebzeiten des Verfassers in Wilno erschien: „Möge das Buch einer wohlwollenden und liebevollen Aufnahme bei euch, meine Leser sich zu erfreuen haben, möge es auch wie eine Herzensgabe dargeboten werden! Durch eine lange Reihe von Jahren leuchtete meiner Arbeit eine heilige, unsterbliche Idee voran. Sie flößte mir Muth ein, mein begonnenes Werk zu endigen. Dieser Idee zuliebe opferte ich gerne meine Kräfte, liebevoll widmete ich ihr alle meine Mußestunden, alle meine Gedanken und Wünsche." Dieser Idee zulieb arbeitete Kremer mit Selbstüberwindung und Selbstverleugnung sein ganzes Leben hindurch. Außer verschiedenen kleineren Abhandlungen und Artikeln schrieb er größere Aufsätze: „Die Kunst im alten Rom" (1868), „Krakau im Verhältnisse zu Polen" (1870) u. a.

Alle Strömungen der Zeit, alle geistigen Interessen, die das allgemeine Wohl betrafen, fanden an Kremer einen mächtigen Förderer und Verehrer. Vom Jahre 1847 bis 1852 hatte der Gelehrten-Verein in Kremer eine seiner Hauptstützen, er war auch einer der Hauptbegründer der Gesellschaft der Freunde der schönen Künste in Krakau. Diese vielseitige Thätigkeit Kremer's wurde in- und außerhalb Galiziens in schöner Weise gewürdigt; er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Vereine und erhielt den Franz-Josefs- und später den eisernen Kron-Orden. Wie in seinen Schriften, so war Kremer auch im täglichen Leben wahrheitsliebend und herzgewinnend und wiewohl er auch von der Eifersucht und dem Neide böser Menschen zu leiden hatte, war die große Masse des Volkes doch stets auf seiner Seite. Kremer starb den 2. Juni 1875, eine unübersehbare Menschenmenge aus allen Ständen gab dem großen Manne das letzte Geleite, denn man empfand den Verlust dieser sympathischen Gestalt, die als Schriftsteller, Professor und Philosoph gleich wahr und gleich groß war. Dem allgemeinen betrübenden Gefühle gab der Dichter Lucian Siemieński den getreuesten Ausdruck, indem er Kremer ins Grab die Worte nachrief:

Das Schwert führt irre; Bildung thut es nicht;
Es herrschte einst die Kraft; jetzt herrscht das Wissen.
Im edlen Kampf trugst du voran das Licht:
Des Wissens Fackel in den Finsternissen.
Trag sie voran! in aller Ehrfurcht neigt
Die Dankbarkeit sich vor dem Auserwählten;
Weil ihm, der seinem Volk den Weg gezeigt,
Der treuen Herzen wärmste Schläge gelten.

Eduard Schnobrich.

Johann Gabriel Seidl,

Dichter der österreichischen Volkshymne. *)

Wenn Ludwig Uhland von seinen beiden Sängern sagt: „Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt" — so passen diese Worte wohl kaum besser auf einen österreichischen Dichter, als auf Johann Gabriel Seidl. Großartiger allerdings spricht sich der patriotische Sinn in den Werken eines Grillparzer, Anastasius Grün, Zedlitz, Bauernfeld und Egon Ebert aus, reichhaltiger und tiefer an Gedanken sind Friedrich Hebbel, der Sohn der Marschen, der in Österreich seine zweite Heimat gefunden, Robert Hamerling, Friedrich Halm und Lenau, an Witz sind Saphir und Julius von der Traun (Alexander Schindler) hervorragend, aber der Sänger des echt österreichischen Gemüthes ist unter seinen Zeitgenossen in erster Linie Johann Gabriel Seidl.

Geboren zu Wien am 21. Juni 1804, genoss er seine Jugendbildung unter den als Schulmännern so hochverdienten Piaristen am Josefstädter Gymnasium und widmete sich dann

*) V. E. II. 976, 1043.

dem Studium der Philosophie an der Wiener Universität.

Wenn man die Namen jener Männer betrachtet, welche heute, mögen sie noch leben oder bereits vor Kurzem geschieden sein, in unserem Vaterlande auf allen Gebieten des Wissens als Zierden leuchten, und wenn man bedenkt, dass ihre Studienzeit in die Zwanziger Jahre fiel, dass die Wiener Universität, wenn auch damals nicht so schön wie heute, die Stätte ihres begeisterten Jugendstrebens gewesen, wer würde sich nicht dann das Glück wünschen, mit diesen Männern jung gewesen zu sein?



Johann Gabriel Seidl.
Nach einer Lithographie von Kriehuber 1841.

Und dieses Glück genoss auch unter Anderen Johann Gabriel Seidl. Von geistvollen Lehrern geleitet, von strebsamen und empfänglichen Genossen umgeben, von eigenem Schaffensdrang beseelt, verlebte er jene Art von Jugend, die man einzig, mit Recht, glücklich nennen darf.

Bald jedoch rissen ihn die Ereignisse ins praktische Leben.

Der Tod seines Vaters im Jahre 1823, legte ihm die Pflicht nahe, seine Mutter zu erhalten.

Die Lectionen, die er zu diesem Zwecke gab, verschafften ihm wichtige, vornehme und berühmte Bekanntschaften und gaben ihm Gelegenheit, sich den Kreisen der feineren Welt anzuschließen. So lebte er bis zu dem Jahre 1829, wo er eine Professur am Gymnasium in Cilli erhielt, sich mit Therese Schlesinger vermählte und über 11 Jahre fern von Wien verweilte. Im Jahre 1840 ward ihm die Stelle eines Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet in Wien verliehen und er kehrte dorthin zurück.

Wie wir im Leben manches österreichischen Dichters tragikomische Geschicke finden (so bei Grillparzer, dessen Drama „Ottokars Glück und Ende“ zwei Jahre bei der Censurbehörde schmachtete, „denn man kann nicht wissen“ — meinte der Censor ganz ernsthaft zum Dichter, — so bei Halm, gegen welchen der lächerliche Bacherl, unterstützt von der „Augsburger Allgemeinen,“ als Verfasser des „Fechter von Ravenna“ auftrat) — so hat auch Johann Gabriel Seidl zwei Ereignisse erfahren, welche uns ein Lächeln entlocken.

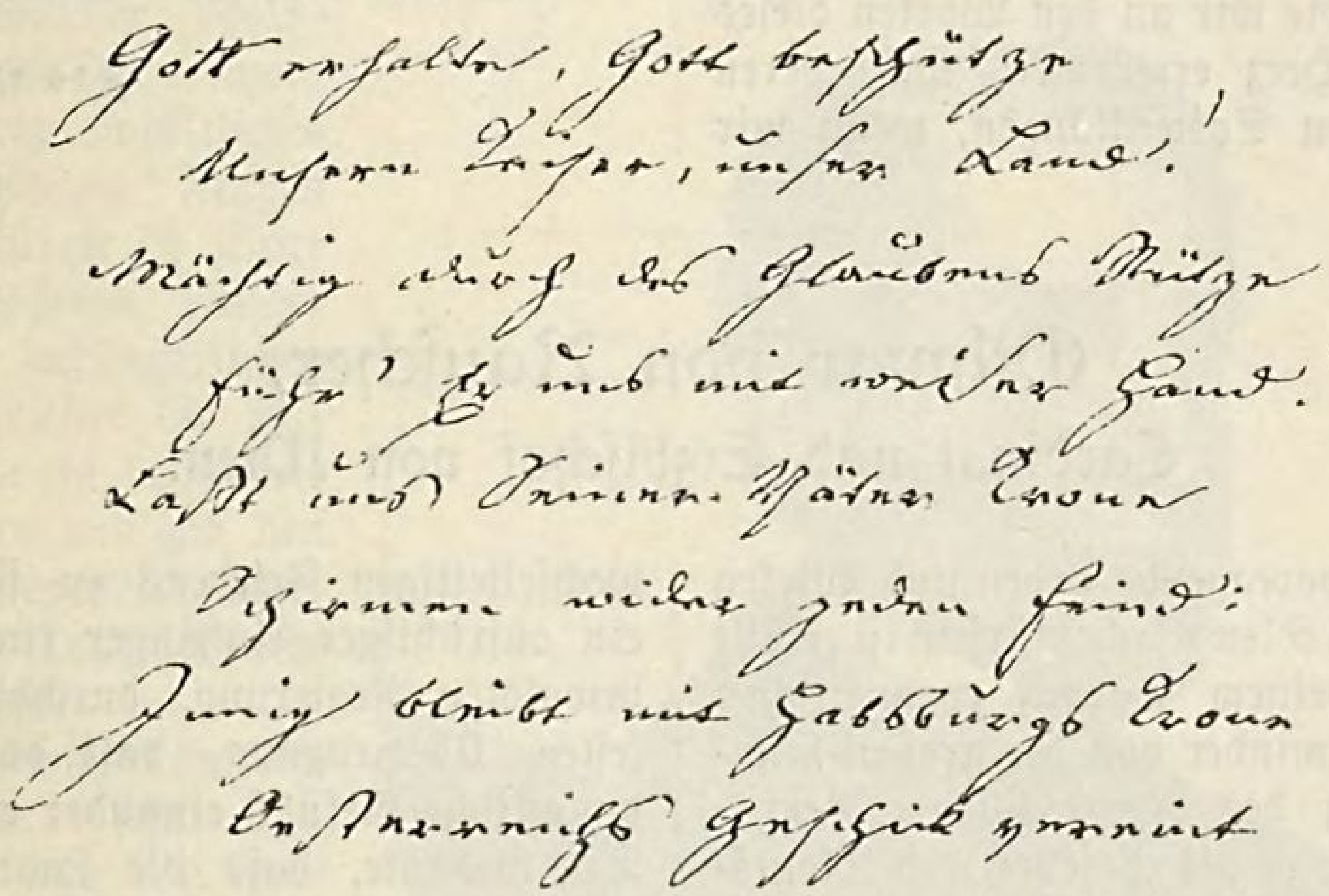
Am 31. Jänner 1840 wurde er bei gesundem Leibe — todt gesagt. Übrigens sah man aus den zahllosen rührenden Nekrologen und Thränenliedern, welche den Heimgang des noch lebendigen Dichters feierten, dass ihn die Mitwelt liebte und schätzte.

Auch zum Censor wurde er ernannt, ein Amt, welches er strenge und gewissenhaft versah, das jedoch wohl keineswegs zu dem Naturell eines Poeten passt. Er bekleidete es bis zum Jahre 1848, in welchem er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Im Jahre 1854 wurde er mit dem Franz-Josefs-Orden ausgezeichnet und im Jahre 1868 zum selbständigen Schatzmeister der kaiserlichen Schatzkammer (jetzt Habsburg-

lothringischer Hausschatz) ernannt. Einige herbe Schläge trafen ihn in der letzteren Zeit seines Lebens, so der Tod seiner Mutter im Jahre 1849, jener seiner Gattin im Jahre 1854, nach 25jähriger glücklicher Ehe, und jener seines Sohnes im Jahre 1861.

Im 71. Lebensjahre — am 18. Juli 1875 — schied er als Hofrath aus seinem irdischen Wirken.

Seidl ist Epiker und Lyriker. Wenn er auch Sinn und Verständnis für das Drama besaß und auf diesem Gebiete in nicht wenigen Dramen ernsteren und heiteren Inhaltes Begabung an den Tag legte, so trennte ihn doch eine große Kluft von der Bedeutung eines Grillparzers und Halm. In seinen epischen und lyrischen Gedichten aber findet sich, wie schon anfangs betont, die Saite des echten, vom Herzen kommenden Gefühles, bei lebendiger Darstellung und großem Wohllaute der Sprache glücklich entwickelt. Insbesondere lassen seine Balladen ihn als einen der glücklichsten Nachfolger Uhlands erscheinen, da der Stoff unter seinen Händen sich zur höchsten Anschaulichkeit und dramatischen Lebendigkeit gestaltet.


Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' Er uns mit weiser Hand.
Lasst uns seiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind:
Innig bleibt mit Habsburgs Throne
Österreichs Geschick vereint.

Nach dem in der k. u. k. Familien-Fideicommiss.-Bibliothek befindlichen Originale.

Nicht minder bemerkenswert ist Seidl's Hervortreten als Dialectdichter. Auf diesem Felde, woselbst bereits Johann Voss und Peter Hebel, ersterer in plattdeutscher, letzterer in schwäbischer Mundart Bahn gebrochen hatten, erblüht in Österreich ein vierblättriges Kleeblatt: Castelli, Klesheim, Stelzhamer und Seidl. Während jedoch die Empfindung der beiden Ersteren nicht selten den Beigeschmack des Allzusüßen zeigt, finden wir bei Stelzhamer, inbesondere aber bei Seidl die wahre Gefühlsrichtung des Volkes unverfälscht niedergelegt. Es ist dies ein wesentliches Erfordernis für eine mustergiltige Dialectdichtung. So wie sich in Hebel's Alemannischen Gedichten das geschwätzig kluge Schwabenthum, in Vossen's und neuerer Zeit, Fritz Reuter's Dichtungen der breite, behäbige Humor des Küstenbewohners der Nordsee ausspricht, zeigen Seidl's Gedichte in niederösterreichischer Mundart nicht bloß die Rede-, sondern auch die Denkweise des Landvolkes unter der Enns.

In die Zeit seines Aufenthaltes in Cilli fallen auch jene Dichtungen, welche seinen Namen berühmt gemacht haben, seine „Liedertafel," seine „Bifolien." Viele hervorragende Tondichter unserer Zeit haben, durch das sangbare Element in Seidl's Gedichten angesprochen, zur Volksthümlichkeit und Verbreitung derselben durch ihre Melodien beigetragen.

Zu einem Gedichte Seidl's aber war die Composition schon vorhanden. Welcher Österreicher kennt nicht die Melodie des Tonkünstlers Josef Haydn, bei deren feierlichen Klängen Bürger und Soldat heute wie einst fühlen, dass sie mit den Banden des Herzens an ein gottbegnadetes Herrscherhaus, an ein mächtiges Reich gekettet seien! Ja, der Text der Volkshymne, des Ausdruckes unzertrennlicher Zusammengehörigkeit zu Kaiser und Reich ist, wie man ihn jetzt singt, im Jahre 1853 von Johann Gabriel Seidl verfasst worden. Es ist dies in der Reihenfolge der österreichischen Volkshymnentexte an der Zahl der fünfte; von den Verfassern der früheren sind Lorenz Leopold Haschka, Karl von Holtei und Zedlitz zu nennen.*)

Auch auf dem Gebiete der Prosa hat Joh. Gabriel Seidl zahlreiche Werke in historischer, topographischer, archäologischer und numismatischer Richtung geschaffen und er gehört zu den vielseitigen schaffensfreudigen patriotischen Schriftstellern der vormärzlichen Zeit, der sich

*) V. E. II. 973—977.

einen großen Leserkreis zu erwerben und zu erhalten gewusst und mit manchem seiner Gedichte mächtige und dauernde Wirkung erzielt hat. Eigenthümlich sind die Kritiken der Norddeutschen über diesen Dichter. Während Einige in seinen Werken wenig poetische Begabung, mitunter Dürftigkeit der Erfindung und Ausführung bemerken, gestehen Andere ehrlich ein, dass er „jener wahren Gemüthlichkeit, jenem heiteren Leben, welches das Herz auf der Zunge trägt,“ — den wahren Ausdruck verleihe.

Uns jedoch, die wir an den Worten dieses Dichters unser Herz erwärmen, uns, deren Gemüth bei seinen Saitenklängen, wenn wir ferne von der Heimat weilen, innige Sehnsucht nach derselben erfasst, wird Johann Gabriel Seidl immerdar theuer bleiben, und die als echte Österreicher mit ihm fühlen, werden treu im Herzen bewahren seine Worte:

Fromm und bieder, wahr und offen,
Lasst für Recht und Pflicht uns steh'n;
Lasst, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
Muthvoll in den Kampf uns geh'n,
Eingedenk der Lorbeerreiser,
Die das Heer so oft sich wand.
Gut und Blut für unser'n Kaiser,
Gut und Blut für's Vaterland.

Franz von Erlach.

Othmar von Rauscher,

Cardinal und Erzbischof von Wien.

Das hervorragende Leben und Wirken dieses edlen Kirchenfürsten ist erfüllt von seinem wahren evangelischen Berufe, wie nicht minder von der großen historischen Auffassung des österreichischen Reichsgedankens, welchen er als Priester und Staatsmann in allen Lagen und Wandlungen des öffentlichen Lebens mit unerschütterlicher Principientreue vertretern hat.

Josef Othmar Rauscher wurde am 6. October 1797 in Wien geboren, studierte zuerst Philosophie und Rechte, wendete sich dann den theologischen Studien zu, nach deren erfolgreichen Zurücklegung er 1823 die Priesterweihen erhielt und nach 2jähriger Thätigkeit in Hütteldorf einem Ruf als Lehrer des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte am Lyceum in Salzburg Folge leistete.

Im Jahre 1832 als Director an die orientalische Akademie in Wien berufen, wurde ihm gleichzeitig das Glück zutheil, seinen künftigen Kaiser und Herrn in den philosophischen und humanistischen Fächern zu unterrichten.

Im Jahre 1849 durch die Ernennung zum Fürstbischof von Seckau ausgezeichnet, hat Othmar Rauscher in dieser Stellung mit voller Kraft und Hingebung an dem Problem gearbeitet, die Grenzgebiete zwischen kirchlicher und staatlicher Herrschaft im Interesse des wechselseitigen Friedens zu sichern. Er war ein aufrichtiger Anhänger einer starken, zielbewussten Regierung, durchdrungen von der festen Überzeugung, **dass das religiöse und dynastische Gefühl einander ergänzen müssen.** Der Gedanke, dass die staatliche Gesellschaft ohne Religion in eine Anzahl von Atomen zerfallen müsste, die, den eigenen Gesetzen gehorchend, die Auflösung des Staatsganzen herbeiführen würde, kehrt in allen seinen wahrhaft classischen Schriften und Reden wieder.

Durch die Gnade des Monarchen im Jahre 1853 auf den erzbischöflichen Stuhl von Wien berufen und 1855 mit der Cardinalswürde bekleidet, nahm der hochbegabte Kirchenfürst an dem Zustandekommen und dem Abschlusse des bekannten, für das kirchliche Leben so wichtigen Concordats mit dem heiligen Stuhle großen Antheil, das auch seine und des Cardinals Viale Prelà Unterschrift erhielt. Der Cardinal Rauscher betheiligte sich in lebhafter Weise an den geistigen Bewegungen der Zeit, die patriotischen und humanitären Zwecke aufopfernd fördernd, aber alle jene Bestrebungen entschieden abwehrend, welche die Grundlagen der Familie und des Eigenthums, der Ordnung, Gesetzmäßigkeit und Sicherheit zu untergraben geeignet waren. Cardinal Rauscher hat seiner Vaterstadt Wien die wärmste An-

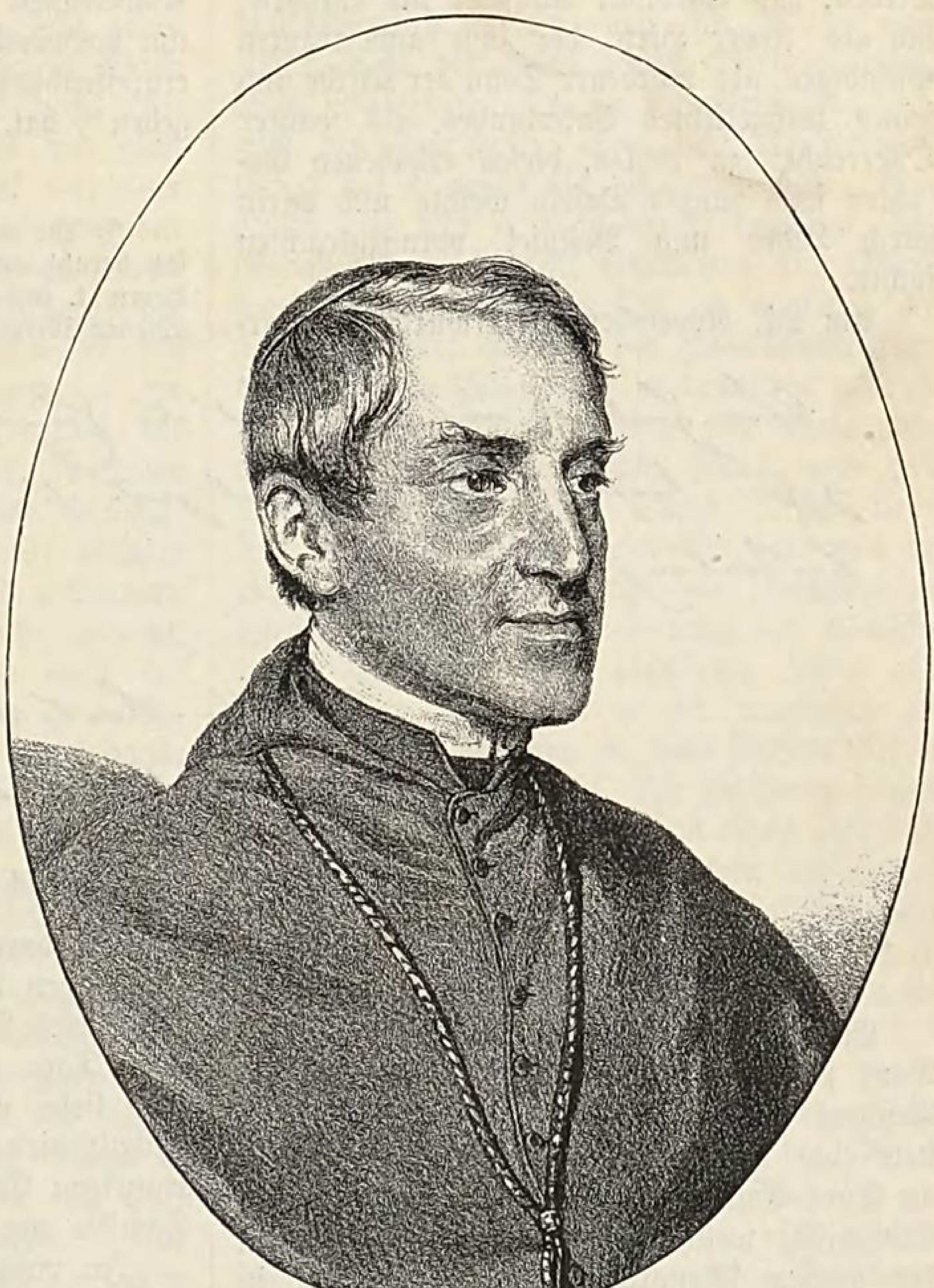
hänglichkeit vielfach bewiesen, manche Gegensätze geebnet und seine Thätigkeit stets in der versöhnlichsten Weise geübt.

Nicht weniger als fünf neue prachtvolle Gotteshäuser verdanken seiner Großmuth ihr Entstehen. Ebenso gründete er ein Knabenseminar, in welchem Knaben von zarter Jugend an unter geistlicher Leitung für den Priesterstand vorbereitet werden, und bedachte diese segensreiche Anstalt mit vielen Stiftplätzen.

Cardinal Rauscher veranlasste viele Bischofs-Conferenzen, um ein vollständig einheitliches Wirken in kirchlichen Fragen zu erlangen, er führte in seiner Diöcese zur größeren wissenschaftlichen und seelsorgerlichen Thätigkeit der Priester die Pastoral-Conferenzen ein, beförderte die Volksmissionen und gab den Priestern die Gelegenheit, jährlich durch mehrere Tage geistliche Übungen zu halten.

Seine außergewöhnliche tiefe Gelehrsamkeit und sein umfassendes Wissen war von einer wahrhaft kindlichen, auf unerschütterlichem Glauben gegründeten Frömmigkeit getragen Er brachte täglich mehrere Stunden in seiner Privatcapelle in Gebeten und Betrachtungen zu und war durch seine herrlichen Hirtenbriefe bemüht, Priester und alle Gläubigen zu gleichem Gebetseifer anzueifern.

Cardinal Rauscher, der allseits bewunderte große Gelehrte und Philosoph, bewies durch sein eigenes Beispiel, dass Glaube und Wissenschaft sich nicht widersprechen, sondern dass die wahre Weltweisheit stets zu Gott führt. Seine Stellung auf dem vaticanischen Concil in Rom wurde vielfach verkannt, ja sogar seine Orthodoxie hie und da bezweifelt. Und doch erwies sich gerade dieser Kirchenfürst nicht minder als gelehrter Theolog, wie als treuer, glaubensfreudiger Sohn der Kirche. So lange diese die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht als Dogma erklärt hatte, bestand für jeden Bischof nicht nur das Recht, sondern selbst die Pflicht, alle nach seiner Ansicht gegen die Verlautbarung des Dogma sprechenden Bedenken und Schwierigkeiten offen und freimüthig darzulegen. Es ist kein Zweifel, dass Cardinal Rauscher dies



O. von Rauscher, Cardinal.
Nach einer Lithographie von Kriehuber.

nicht etwa aus Voreingenommenheit, sondern aus tiefgefühlter Gewissenspflicht gethan hat und es zeugt für diese Auffassung auch der Umstand, dass er in den letzten Wochen vor der Entscheidung auf seinen täglichen Spaziergängen oft mehrere Kirchen besuchte und lange Zeit in tiefster Andacht versenkt vor dem Allerheiligsten um Licht und Klarheit gefleht hat. Wahrhaft rührend aber und eines Heiligen würdig war die gläubig demüthige Zu-

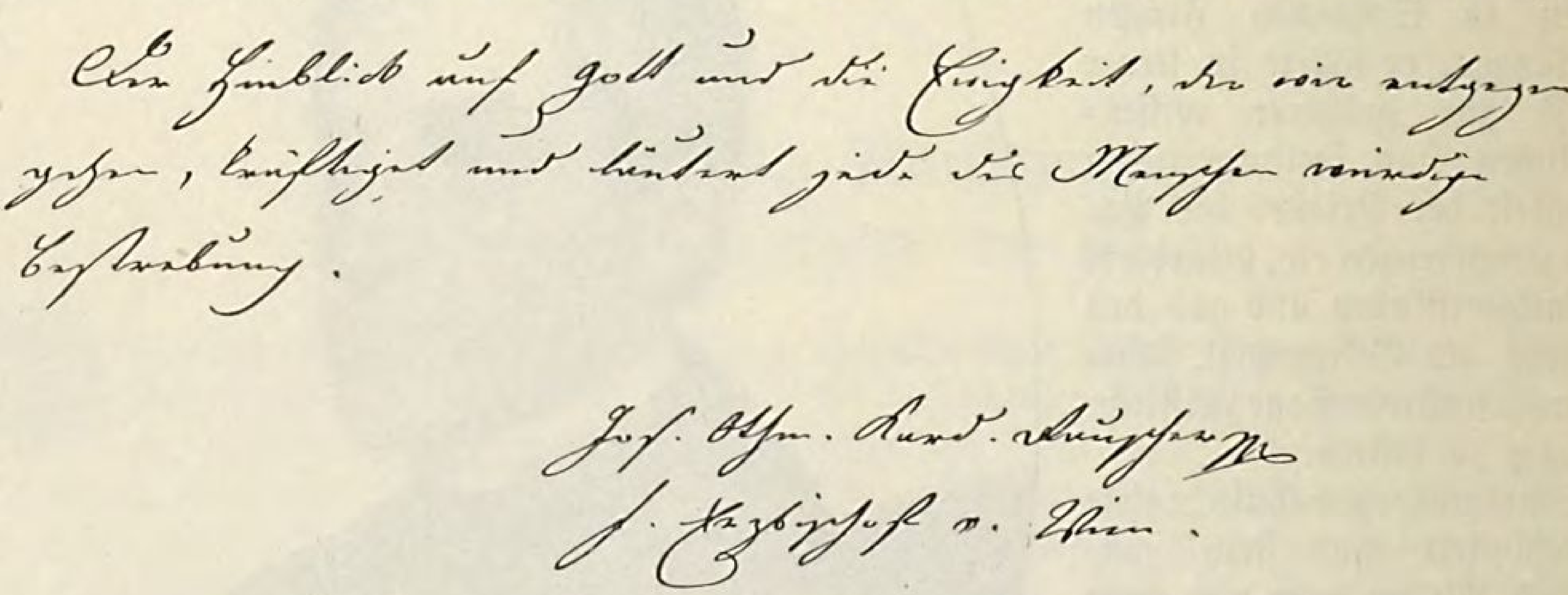
stimmung zum feierlich kundgemachten Dogma, welche er mit den Worten ausdrückte: „Die Kirche hat gesprochen und jeder gläubige Christ wird sich mit Freuden und Demuth diesem Ausspruche unterwerfen.“

Niemals wird und kann es vergessen werden, dass Cardinal Rauscher nie aufhörte, sich als treuer Hirte der ihm anvertrauten Gläubigen, als ergebener Sohn der Kirche und seines heißgeliebten Vaterlandes, als wahrer Österreicher zu fühlen, diesen erhabenen Gefühlen sein ganzes Dasein weihte und darin durch Lehre und Beispiel voranzuleuchten suchte.

Am 24. November 1875 wurde der Cardinal von seinem segensreichen Wandel vor den Richterstuhl Gottes gerufen. Der Tod dieses wahrhaft edlen, milden und erleuchteten Kirchenfürsten rief weit über die Grenzen unseres Reiches die Theilnahme hervor, die sich in einem großartigen Leichenbegängnisse bei Anwesenheit seines erlauchten Schülers, des ihn hochverehrenden Kaisers Franz Josef, in ergreifendster Weise unmittelbar kundgegeben*) hat.

Dr. Ferdinand Lentner.

*) Die meisten Angaben, auf denen dieser Aufsatz beruht, verdankt der Herausgeber der Güte des Herrn k. und k. Hofcaplans und Domherrn des Wiener Metropolitan-Capitels Dr. Joh. Schneider.



Autograph von Cardinal Rauscher.

Kronprinz Erzherzog Rudolf an den Cardinal Rauscher.*)

Eure Eminenz bitte ich, meinen herzlichsten Dank für dieses schöne und so interessante Geschenk entgegenzunehmen. Es wird mir stets eine wertvolle Erinnerung sein, sowohl an Eure Eminenz als auch an alle wichtigen Ereignisse, welche in den letzten Decennien der ganzen Monarchie und auch speciell in Wien vorgefallen sind.

Auch viele wichtige Momente für unser Haus kommen in Ihrem Werke vor, wie die Trauung meiner lieben Eltern und mehrere Taufen, darunter auch die meine und einige Firmungen meiner nächsten Verwandten.

Dieses Werk, Eminenz, wird mir bis in späte Tage eine nicht nur erbauende, sondern auch liebe und theure Lectüre sein, da der Inhalt dieses Werkes mit den freudigen und traurigen Ereignissen Österreichs und meiner Familie eng verwebt ist.

In meinen sonntäglichen Religionsstunden werde ich in diesem Werke lesen und dankbar des hohen Verfassers gedenken.

Ich bitte, Eure Eminenz, mich in Ihr frommes Gebet einzuschließen. Nochmals für die gütige Sendung dankend, verbleibe ich mit ausgezeichneter Hochachtung und Verehrung

Eurer Eminenz ganz ergebener

Rudolf.

Wien, 17. Mai 1875.

*) Dieser Brief wurde vom damals 17-jährigen Kronprinzen anlässlich der ihm vom Cardinal überreichten Hirtenbriefe geschrieben und ist in P. Dr. Cölestin Wolfsgruber herausgegebenen Hirtenbriefen, Reden und Zuschriften des Cardinals Rauscher abgedruckt worden. A. d. H.

Franz von Deák,

Staatsmann.

Soweit wir auch zurückblicken in den Blättern der neueren Geschichte, groß werden wir die Zahl jener nicht finden, deren Bild, so lange sie lebten der Parteien Hass und Ungunst nicht entstellen konnte, weil der Parteihass gar nicht an ihre Person tasten durfte. Deák war einer jener Auserwählten. Er hat nur scheinbar einer Partei, in Wirklichkeit bloß seinem Lande angehört; an seinem Patriotismus hat Niemand gezweifelt und weil sein Wirken und Trachten sonnenklar dagelegen, er nie etwas für sich, sondern stets nur alles für sein Land und sein Volk erstrebt, so haben weder Neid noch Missgunst an ihn heranzutreten gewagt. Deák hat nicht nur Großes gewollt, sondern hat auch Großes vollbracht, hat seine Dienste voll seinem Lande geweiht, selbstlos und uneigennützig nicht nach der Macht gestrebt, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern um durch die in seine Hände gelegte moralische Macht für sein Volk zu wirken. Von edler Selbstlosigkeit in allem, was äußeres Ansehen, Stellung und Glanz betrifft — er besaß weder Titel noch Ordenssterne — war das Leben und Wirken Deák's darnach, um ihm durch die fleckenlose Reinheit seines Charakters, seinen unerschütterlichen Rechtssinn, seine werkthätige Menschenliebe eine hohe Volksthümlichkeit im besten Sinne des Wortes zu verschaffen. Wenn er aber alle Eigenschaften besaß, die ein Volk hochschätzt, so besaß er nicht minder eine Reihe anderer, die den Staatsmann zu zieren bestimmt sind. Als Staatsmann zeichnete ihn jene Mäßigung des Weisen und jene einfache Ruhe und Leidenschaftslosigkeit aus, welche die Schriftsteller des Alterthums verherrlichen, jene Überzeugungstreue, die nicht schwankt, ob es nun von unten oder oben versucht werde, sie ins Schwanken zu bringen, jener Gleichmuth, der ihn in den trübsten Tagen nicht verzweifeln lässt, in den guten Tagen nicht über das Ziel hinausreißt. Deák war kein Demokrat: er liebte das Volk, doch buhlte er weder um die Gunst der Menge, noch fürchtete er die Missgunst derselben. Volksthümlich zu sein, war ihm Mittel zum Zweck, nicht der Zweck seines Wirkens selbst. Noch weniger war er ein Revolutionär: „ich liebe den Fortschritt, aber nicht die Revolution," hat er mehr als einmal gesagt. Von Natur aus war er nicht darauf angelegt, Bestehendes durch Gewalt erschüttern und Neues durch Gewaltthaten schaffen zu wollen. Er hatte eine Art Abscheu vor jeder Gewaltthat im politischen Leben und in der That war es ihm vom Schicksal vergönnt, alle Siege, die er errang, bloß durch die Feder und das Wort zu erringen. An seinen Siegen klebt kein Blut und Siege dieser Art, errungen in einem von Waffen strotzenden Jahrhundert wiegen schwer in der Erinnerung der Menschheit. Er war darin glücklicher selbst als Washington, mit dem er oft verglichen zu werden pflegt, an den er, was sittliche Größe betrifft, sicher heranreicht. Die Leitsterne seines politischen Wirkens waren das Recht und das Gesetz. Das Recht war ihm kein conventioneller Begriff, der sich nach der Zeitströmung modeln ließ. In der Adresse des 1861-er Landtages schrieb er: „Das Recht eines Landes ist kein Besitzthum, über das man frei verfügen kann." Zuerst wollte er das Recht anerkannt wissen, dann kam, was dem Recht zunächst steht: die Billigkeit an die Reihe und damit die Möglichkeit, Zugeständnisse zu machen. Denn dazu war er zu viel praktischer Politiker, um Thatsachen nicht Rechnung zu tragen und zu gerecht und wohlwollend, um den Standpunkt des Gegners nicht auch anzuerkennen. „Die stärkste Waffe und Wehr ist das Gesetz," hatte er in derselben Adresse, dem Meisterwerk des politischen Schriftstellers, gesagt und weil Gesetz und Recht für ihn das Feste und Entscheidende waren, hielt er, unter für einen Patrioten oft schwierigen Verhältnissen, stets an dem dynastischen Gedanken unerschütterlich fest. Seine warme Anhänglichkeit an die Dynastie, die durch die Achtung und das Vertrauen des Monarchen und seiner Familie erwidert wurde, stand fest-

---

*) B. E. I. 939.

gewurzelt auf dem Boden des Gesetzes: war sie auch weniger Gefühls- und Herzenssache, entsprang sie mehr dem Intellect und dem politischen Scharfsinne Deák's, so durfte man derselben darum doch nicht weniger vertrauen, ja vielleicht umso mehr, weil sie wie die Frucht des reifen Mannesverstandes erschien. Entsprechend seinen Grundsätzen, kehrte Deák der Bewegung im Jahre 1848 den Rücken, als sie eine Revolution zu werden begann und blieb 1866 stumm, wo es nur eines Wortes aus seinem Munde bedurft hätte, um in Wien Alles für Ungarn zu erhalten, was er für dasselbe verlangt hatte. Weder wollte er Gewalt angewendet wissen, noch die Verlegenheiten des Staatswesens benützen, um mittelst einer Pression die Forderungen Ungarns durchzusetzen: er verschmähte alle Mittel der Gewalt in der Überzeugung, dass dem Recht Recht werden müsse durch sich. Im Juli des verhängnisvollen Jahres nach Wien entboten, um zu rathen und zu helfen, meinte er, man möge Andere zu Rathe ziehen, ob Frieden zu schließen oder der Krieg weiter zu führen sei, er verstehe von der Kriegskunst nichts, was aber Ungarn betrifft, so werde es ruhig bleiben, jedoch an seinem Recht festhalten.

Deák nimmt einen so hervorragenden Platz in der Geschichte Ungarns seit 1832 ein, dass eine halbwegs ausführliche Lebensbeschreibung des großen Patrioten unfehlbar zu einer Geschichte Ungarns in dem letzten halben Jahrhundert anschwellen würde. Nur eine kurze Skizze seines äußeren Lebens lässt sich daher bieten. Franz Deák wurde am 17. October 1803 zu Söjhor im Zalaer Comitat geboren; seine Familie gehörte dem Mitteladel an und führte, bezeichnend genug für ihren letzten Spross, im Wappen Buch und Feder. Seine Studien absolvierte Deák am Gymnasium und an der Rechtsakademie in Raab, ließ dem Schulbesuch die übliche Praxis bei der königlichen Tafel in Pest als Jurat folgen und trat dann, wie es Sitte war, in den Comitatsdienst. Schon in dem engeren Kreise, in dem er sich damals bewegte, erwarben ihm sein reges Pflichtgefühl und sein uneigennütziges Streben die Achtung und das Vertrauen, die ihm in späteren Jahren das ganze Land entgegentrug. Mitten in das öffentliche Leben gestellt, wurde ihm sein Wirken im Comitat zur Schule für seine künftige politische Thätigkeit. Er hatte sich gleich der liberalen Partei angeschlossen und stand an der Spitze der sogenannten Opposition im Comitat. Sein Fleiß, sein Talent und seine Kenntnisse hatten die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und als sein älterer Bruder Anton sich 1832 vom politischen Leben zurückzog und das Abgeordnetenmandat niederlegte, konnte er zu seinen Parteigenossen sagen: „Seid unbesorgt, ich schicke Euch einen jungen Mann, der im kleinen Finger mehr Wissen und Verstand hat, als ich im ganzen Leibe.“ So wurde Franz Deák 1832 zum Landtagsdeputierten gewählt. Vier Jahre lang dauerte der Landtag und Deák arbeitete sich in diesen Jahren zum Führer der Opposition hinauf. Er war stets in erster Reihe zu finden, wo es galt, den Grundsätzen der Freiheit zum Siege zu verhelfen, die Hindernisse der nationalen Entwicklung aus dem Wege zu räumen, zweckmäßige Reformen einzuführen. Seine erste größere Rede betraf eine damals sehr volksthümliche Sache: es war eine Sympathiekundgebung für die Polen beantragt worden; die conservative Partei sträubte sich dagegen, in mächtiger Rede aber unterstützte Deák den Antrag und lenkte so mit einemmal die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich. Deák war schon damals ein Redner, den man gern hörte, weil er fesselnd zu sprechen wusste: später wurde er zu einem Redner ersten Ranges. Altersgenossen beschreiben sein erstes Auftreten im Landtagssaale zu Pressburg: ein junger Mann von gedrungener Gestalt, von klugem und ruhigem Aussehen, über den breiten Schultern und dem kurzen Hals ein runder Kopf mit seelenvollen, klaren Augen, die buschige Brauen beschatten, sorgfältig gekleidet, vielleicht zu ernst und gemessen für sein Alter — hatte auf den Bänken der Opposition platzgenommen. Seine erste Rede machte schon großen Eindruck, alle Welt bemerkte die Sicherheit und Reife des Urtheils, die einfache Bescheidenheit des Wortes, den ruhigen, logischen Gang der Gedanken. Er sprach dann noch mehreremal und mit einem sich stets steigernden Erfolg. Am Ende der ersten Session schon war er eine Autorität. Es war ihm gegangen, wie dem zwanzigjährigen William Pitt im Hause der Gemeinen. Wie Deák am Beginn seiner Laufbahn war, so blieb er es auch bis zu seinem Ende. Die

großen Linien waren gegeben, es konnte sich nur um die Ausfüllung der Zeichnung handeln. Auch später hat er nie in seinen Reden an die Leidenschaften appelliert, nie die Zuhörer durch Redensarten und tönende Worte hinzureißen versucht, wie es beispielsweise Kossuth zu thun pflegte; Deák wollte überzeugen, sich den Verstand der Zuhörer dienstbar machen. Er sprach einfach im Conversationston, aber vernehmlich und in schön gegliederten Sätzen. Die logische Kette seiner Rede war stets so fest gefügt, wie die eines mathematischen Beweises: der Thatbestand wurde festgestellt, das Ziel angegeben, die Mittel besprochen. Er polemisierte selten, aber wehe dem, mit dem er polemisierte, denn der wurde unter der Wucht seiner Argumente mit der größten Ruhe zermalmt! Zwischen seinen politischen Erörterungen lagen eingestreut Citate der Gesetzartikel und Landtagsbeschlüsse, die er wie in einem Arsenal in seinem Kopf aufbewahrt hielt, um sie bei Gelegenheit in Schlachtordnung aufmarschieren zu lassen. Gewürzt war seine Rede stets mit Anekdoten, Parabeln und Vergleichen, die er aus dem alltäglichen Leben herzunehmen pflegte, nach dem Grundsatz, dass ein passender Vergleich mehr erkläre als eine stundenlange Erörterung. Die Zuhörer und die Leser seiner Reden — obgleich er mehr für die heutigen Zuhörer als die morgigen Leser sprach — glaubten es leicht zu haben, es war nichts schwer verständlich und abstract, sondern alles klar auseinandergesetzt, leicht fassbar, schien es doch oft allzu leicht fassbar zu sein, so dass jeder seine eigenen Gedanken in der Rede Deák's wiederzufinden glauben mochte. Dies gab eben seinen Reden eine solche Volksthümlichkeit. Was die Franzosen: Bon sens (gesunder Sinn oder Menschenverstand) nennen, zeichnete Deák besonders aus. Es war wie sein sechster Sinn und wir werden sehen, wie dadurch das Land vor manchem Übel bewahrt worden.

Auf dem Landtag von 1839—40 befestigte Deák seine Stellung als Führer der Opposition.



Franz von Deák.

Aber selbst seine politischen Gegner und die Regierung mussten seinem taktvollen Benehmen und seinem mäßigenden Einflusse Anerkennung zollen. Der Landtag, eröffnet unter allen Zeichen bedenklicher Erbitterung, endete mit Acten der Versöhnung zwischen Regierung und Nation. Die politischen Verfolgungen hörten auf und namentlich wurde Kossuth auf freien Fuß gesetzt. An dem Landtag von 1843 nahm Deák keinen Theil aus Gründen, die ihm zur Ehre gereichten, die Comitate gaben

damals ihren Abgeordneten Instructionen und als die Instruction seines Comitates für die Steuerbefreiung des Adels lautete, hielt er es mit seiner Überzeugung unvereinbar, das Mandat anzunehmen. Er schlug es auch später noch aus, als die Instruction geändert worden war. Seine Partei hatte aber, um durchzusetzen, was sie wollte, Gewalt und Bestechung angewendet; es war Blut geflossen und Deák wollte von einem also gewonnenen Mandat nichts wissen, sondern zog sich, tief verstimmt, vom öffentlichen Leben zurück. Sein Fernbleiben vom Landtag machte großen Eindruck; niemand wagte es, an seine Stelle zu treten und das Comitat blieb den ganzen Landtag über nur durch einen Abgeordneten vertreten. Schon in den vergangenen Jahren hatte er ernste Arbeiten unternommen und im Verein mit Ladislaus Szalay an dem Entwurf eines Strafgesetzbuches gearbeitet, der das uneingeschränkte Lob des berühmten Strafrechtslehrers Mittermaier erntete. Damals bildete sich in ihm auch die wissenschaftliche Überzeugung aus von der Richtigkeit der constitutionellen Idee und der Grundsätze des parlamentarischen Regierungsform — Grundsätze, denen er stets treu blieb und als deren letzter großer Vertreter er am Continent angesehen werden kann. Er gefiel sich jedoch nie in theoretischen Grübeleien, sondern bewahrte sich stets einen praktischen Blick: auch die constitutionellen Formen sollten dem Volksgeiste angepasst, durch den Hauch desselben vor dem Verdorren und Verknöchern geschützt werden. Nur in dem einen irrte er mit so viel anderen, dass er dem constitutionellen Regierungssystem zu sehr vertraute. Persönlich ehrenhaft und uneigennützig konnte er es nicht glauben, dass bei und mit constitutionellen Formen doch eine Missregierung und Ausbeutung des Landes möglich sei, dass man daher über der Verfassung und dem Parlament nicht auf die Verwaltung vergessen dürfe.

Die großen Ereignisse, die ihren Schatten vorauswarfen, machten Ende 1847 das Fernbleiben Deák's vom politischen Schauplatz nur zu fühlbar: von seiner Bedeutung mag der Umstand Zeugnis ablegen, dass die leitenden Kreise seiner Partei in allen wichtigen Fragen seinen Rath — den eines Privatmannes — einholten. Noch vor dem Schluss des Reichstages 1847—48 erschien er in Pressburg, um seinen Platz wieder einzunehmen. Auf die Bildung des ersten Ministeriums nahm er den maßgebendsten Einfluss — ohne seinen Rath meinte damals Graf Batthyány keinen Schritt thun zu können. Würde er auch nur später auf Deák gehört haben! Deák trat als Justizminister in das Cabinet, Koloman Ghiczy war sein Staatssecretär, der Geschichtsschreiber Szalay Präsident der Codifications-Commission. Im Ministerrath redete Deák stets der Politik der Mäßigung, der Verständigung und Versöhnung das Wort, er missbilligte stets die Aufwiegelungen Kossuth's und warnte vor den Folgen, die er in seinem Geiste klar voraussehen mochte. In dem Moment, wo die Regierung Kossuth's den gesetzlichen Boden verließ und ohne die Sanction des Monarchen die Ausgabe von Papiergeld und die Errichtung einer ungarischen Armee decretierte, zog er sich zurück. In der Zeit der Reaction blieb er trotz aller Warnungen besorgter Freunde ruhig im Lande, aber aller politischen Thätigkeit bis 1858 fern, missbilligte den 1857 unternommenen Versuch der Alt-Conservativen, eine Art Verständigung herbeizuführen und tadelte Eötvös, der sich zu Zugeständnissen bereit erklärt hatte. Er mochte mit scharfem Blick erkannt haben, dass die Lage der Dinge für die Dauer unhaltbar sei und dass es sich empfehle, statt zu flicken und zu bessern, die Sache vom Grund aus neu zu ordnen. Der Rock sei schief zugeknöpft, meinte er, und da bleibe nichts übrig, als ihn wieder aufzuknöpfen und von vorn anzufangen. Minister Bach, dem das Wort hinterbracht wurde, meinte wieder, man könne die Knöpfe auch ganz wegschneiden, worauf Deák erwiderte: „Dann wird der Rock erst recht nicht zugeknöpft sein — im Gegentheil.“ Man verlangte in Wien auch seinen Rath — er lehnte aber ab: es gebe keine Verfassung und ohne diese sei er blos Deák, d. h. nichts.

Als mit dem October-Diplom 1860 wieder der Boden der Verfassung betreten wurde, fiel Deák von selbst die leitende Rolle zu. Er hatte nun einen schweren Kampf zu führen gegen die große Zahl der Unversöhnlichen, die eine vollständige Wiederherstellung der 1848-er Verhältnisse und bedingungslose Anerkennung der 1848-er Gesetze vonseite der Krone forderten. Deák, der Mann der klaren und unbefangenen Anschauungen, die stets von dem Boden positiver Verhältnisse ausgiengen,



Kaiserin Elisabeth legt einen Kranz auf den Sarg Deák's nieder.

Nach einem Gemälde von Zichy. A. Masson sculp.

nahm jedoch keinen Anstoß an den dem October-Diplom anhaftenden gesetzlichen Mängeln, sondern stellte sich entschieden auf die verfassungsmäßige Grundlage, welche dasselbe bot. Jener bon sens, dessen wir oben Erwähnung gethan, wies Deák stets auf den richtigen Weg, zeigte ihm, wie weit man gehen, was man lassen müsse. Zur Reichstagseröffnung 1861 in die Ofner Königsburg zu gehen, trotzdem auf den Zinnen derselben die schwarzgelbe Fahne wehte, nahm er keinen Anstand und er riss die schwankende Mehrheit des Reichstages mit sich; einer Leichenfeier für Cavour widersetzte er sich, weil er es für abträglich hielt, den Gegner, der seine Hand zur Versöhnung bot, muthwillig zu reizen; als der Reichstag plötzlich aufgelöst wurde, empfahl er Ruhe und Schweigen. So zögerte er nie in Augenblicken, die ihm entscheidend dünkten, zu handeln und zog sich zurück, wenn Handeln die Sache geschädigt haben würde. Er erwies sich im ganzen Lauf der großen Action, die in dem Ausgleich von 1867 ihren Ausdruck gefunden, ebenso weise als muthig, ebenso überlegt als energisch. Er achtete nicht darauf, wenn seine Volksthümlichkeit für den Augenblick Schaden nahm und sein Zögern und Abwarten in den Jahren nach 1861, wo die Verfassung neuerdings aufgehoben war und in Wien der Grundsatz von der Verwirkung der Rechte proclamiert wurde, Missmuth erweckten. Er gieng ruhig seines Weges. In der berühmten Adresse des 1861-er Reichstages hatte er sein auf dem Boden der pragmatischen Sanction fußendes staatsrechtliches Programm entwickelt und dabei blieb er. 1865 wurde der Versuch erneuert, zu einer Verständigung zu kommen, die beide Theile, Krone und Nation, befriedigen sollte. Deák hatte wieder anzukämpfen gegen die Partei, welche auf eine reine Personalunion zwischen Österreich und Ungarn hinsteuerte, und außer der Person des Monarchen nichts Gemeinsames zwischen den beiden Theilen des Staates anerkennen wollte, während Deák mit Rücksicht auf die europäische Stellung der Monarchie und im wohlverstandenen Interesse seiner Nation für eine nähere Verbindung der beiden Reichshälften eintrat. Der volle Erfolg krönte seine Bemühungen. Die Verhandlungen gipfelten in dem bekannten Ausgleich von 1867, der zur Grundlage der neuen staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie wurde. Als es zur Vollendung des Werkes kam und auf dem Krönungshügel zu Pest der neue Pact zwischen Krone und Nation besiegelt wurde, überließ Deák die Arbeit jüngeren Kräften. Er zog sich zurück, lehnte jede Auszeichnung ab, wich jeder Huldigung möglichst aus. Für das erste Ministerium des Grafen Andrássy blieb er der treue Rathgeber und Führer, der sich nach ihm nennenden Partei, die er so lange es gieng, zusammenzuhalten bemüht war. Leider musste er noch ihren Zerfall erleben und sehen, wie seine früheren politischen Gegner das Ruder in die Hände bekamen, aber immerhin konnte es ihm zur Befriedigung gereichen, dass Ghyczy und Tisza sich zu seinem Standpunkt bekehrt, den Ausgleich, den sie früher bekämpft, vollgiltig angenommen hatten. Nach vielen Leiden verschied er den 28. Jänner 1876. Eine Leichenfeier wurde ihm, wie sie großartiger selten ein König gehabt: Der Monarch hatte sich an die Spitze der Leidtragenden gestellt, die Kaiserin und Königin Elisabeth den Sarg eigenhändig mit einem Kranz geschmückt, die ganze Nation in ihren Vertretern Theil an dem Leichenzug genommen, sich so in den Ehren, die sie dem Mann erwies, der groß geworden als einfacher Bürger, selbst ehrend.

Alabár von Berzeviczy.

Josef Ritter von Führich,

Maler.

Führich ist der hervorragendste Vertreter der kirchlichen Kunst dieses Jahrhunderts in Österreich, ja es könnte ihm auch im Auslande nur ein Rivale an die Seite gestellt werden, der Lübecker Friedrich Overbeck, vor welchem aber Führich eine größere Selbständigkeit der Ideen, kräftigere und gesundere Charakterbildung und mehr Wahrheit in der äußeren Erscheinung des Dargestellten voraushat.

Führich wurde am 19. Februar 1800 im Städtchen Kratzau in Böhmen als Sohn eines handwerksmäßigen Landmalers geboren, dem er schon in früher Jugend Gehilfe wurde. Seine Bildungsgang in der Kunst hat vieles gemein mit jenem der alten deutschen Maler. Er war im Handwerke erzogen, bildete sich autodidaktisch, bis er in einer Kunstschule kurzen, systematischen Unterricht nehmen konnte, gieng auf Reisen, und war dann, noch sehr jung mit einem Male ein bekannter Künstler. Literarische und wissenschaftliche Bildung eignete er sich neben seinen künstlerischen Studien und Arbeiten an. Mit 16 Jahren kam Führich nach Prag und die ersten zwei Bilder, die er als Probestücke für die Aufnahme in die Akademie machte, erzielten einen solchen Erfolg, dass sich Graf Clam-Gallas bewogen fand, dem jungen Talente die Möglichkeit eines längeren Aufenthaltes in Prag zu sichern.

Im Jahre 1820 gieng Führich nach Dresden, um sechs Wochen lang die dortigen Kunstschätze zu studieren und bald sehen wir ihn in Wien ähnliche Studien im Belvedere, der Albertina u. s. w. fortsetzen. Nach Prag zurückgekehrt, componierte er unter vielem anderen Tiecks Genoveva; die herrlichen Blätter hatten zur Folge, dass ein Kreis von Kunstfreunden beschloss, dem jungen Künstler die Reise nach Italien zu ermöglichen. Früher in Wien dem Fürsten Metternich vorgestellt, versehen mit Empfehlungen, kam er im Winter 1827 in Rom an. Dort trat er mit Cornelius, Schnorr, Overbeck und Ph. Veit zusammen und war bald im Vereine mit diesen Männern an den Arbeiten thätig, welche sie in der Villa Massimi auszuführen hatten. Im Jahre 1829 kehrte Führich nach Prag zu den Seinen zurück, vermählte sich 1832 mit Fräulein Francisca Gassner, und folgte 1834 dem Rufe des Fürsten Metternich nach Wien, um dort die Stelle eines Custos an der akademischen Gallerie anzutreten, welche sich bald in eine Professur für Composition umbildete.

Die Ausführung einer Fülle von Ideen, für welche Führich immer die schönsten und richtigsten Darstellungsmittel fand, nahmen seine Thätigkeit vollständig in Anspruch. Im Jahre 1847 bereiste er mit Kupelwieser die deutschen Kunststädte. Bei der Umgestaltung der Wiener Akademie im Jahre 1865 wurde ihm eine Meisterschule für Historienmalerei übertragen. Der Raum gestattet es nicht, hier auf die zahlreichen Compositionen einzugehen, welche Führich oft selbst für den Holzschnitt zeichnete, in Kupfer stechen ließ, oder malte*), und es sollen nur die monumentalen Werke, die nach seinen Entwürfen oder Cartonen al fresco ausgeführt wurden, erwähnt werden. In der St. Johannes-Kirche in der Praterstraße in Wien war es der Cyclus der 14 Leidensstationen Christi, welcher in der ganzen Welt verbreitet und als ein Werk von Geist und Gemüth anerkannt wurde, den Führich mit Hilfe seines Schülers Vogler al fresco ausführte. In der neu erbauten Kirche zu den 14 Nothhelfern in der Lerchenfelderstraße, deren architektonische innere Ausschmückung dem Architekten Van der Nüll übertragen war, ergab sich für Führich die größte Aufgabe seines Lebens. Er übernahm es, das Programm für den reichen Bilder-Cyclus zu entwerfen und die Bilder im Sanctuarium selbst zu componieren. Die übrigen Räume wurden zu selbständiger Composition und Ausführung den Malern: Kupelwieser, Blaas, Mayer,

*) In dem kunsthistorischen Hofmuseum in Wien befinden sich die Bilder: Jehovah schreibt dem Moses die 10 Gebote auf die steinernen Tafeln. — Die Einwohner Jerusalems fliehen vor der Eroberung der Stadt, eine Reiterschlacht am Himmel. — Der Gang Mariens über das Gebirge.

Schulz, Binder, Dobiaschofsky, Schönnmann und Ed. Engerth übertragen; Letzterer übernahm es auch, die Compositionen Führichs im Sanctuarium an die Wand zu malen, da Führichs Kräfte für eine so anstrengende Arbeit nicht ausgereicht haben würden.

Führich ist eine lichtvolle Erscheinung in jener Gruppe von Künstlern, welche nach dem vollständigen Niedergange der, in unverstandenem Classicismus charakterlos gewordenen Kunst um die Wende des Jahrhunderts eine Besserung anstrebten, indem sie zurückkehrten zu der Strenge und dem Ernst der alten Kunstperioden. Um mehr als ein Jahrzehnt jünger als Cornelius und Overbeck, stand er nicht im ersten Feuer und kann nicht zu den damaligen Pfadfindern gezählt werden. Aber sein gesunder Blick für die Erscheinungen in der Natur, die von Kraft und Anmuth erfüllte Darstellungsweise seiner Ideen, erheben ihn über die meisten damals in der Vereinigung gleichgesinnter Künstler, deren schematische, körperlose Figuren und unwahre, conventionelle Formen nicht imstande waren, der neuen Richtung bleibende Stütze zu werden. Führich sagt es selbst, dass der Realismus nicht im Gegensatze zum Idealismus gedacht werden könne, weil eine gute Idee der realen Mittel zum Ausdrucke bedarf. Seine Figuren sind lebensfähige, wahre Menschen. Sie sind bis in die kleinste Einzelheit naturgetreu dargestellt und drücken immer in der einfachsten Weise aus, was sie sollen.

Führichs Werke bewahren deshalb auch ihren vollen künstlerischen Wert, nachdem die Schöpfungen seiner Sinnesgenossen, der „Nazarener“ und „Romantiker“ längst aus der Mode gekommen sind.

Führich war auch Schriftsteller und führte eine sehr gewandte Feder. Eine liebenswürdig geschriebene Selbstbiographie und das Buch „Von der Kunst“, in welchem er den religiösen Standpunkt in der Kunst vertritt, sind die meist volksthümlichen. In der Kirchengeschichte und Liturgie war er in hohem Grade bewandert.

An äußeren Ehren hat Führich viel erfahren. Kaiser Franz Josef zeichnete ihn dreimal durch Ordensverleihungen aus und mehrere kamen ihm aus dem Auslande zu.

Die Kunstakademien zu Berlin und München machten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, die Stadt Wien ernannte ihn zum Ehrenbürger.

Er bewahrte seine volle schöpferische Kraft bis zu seinem Tode, welcher am 13. März 1876 eintrat. Führich hatte einen edlen Charakter voll Wahrheit und Überzeugungstreue; dieser kam in seiner Kunst überall zum Ausdruck. Sein Wahlspruch war: „Die Kunst, mit reinem Herzen zu Gottes Ehre geübt, ist ein Segen, wie Frühlingshauch und Waldesduft. Sie erquickt und verjüngt den Künstler selbst, wie Jeden, der sich an ihr zu laben versteht.“

Er ist diesem Wahlspruche nie untreu geworden.

Eduard Ritter von Engerth.

Franz Palacký,

böhmischer Landeshistoriograph.

Dieser berühmte Geschichtsforscher wurde am 14. Juni 1798 zu Hotzendorf (Hodslavice) in der Nähe von Neutitschein in Mähren geboren. Sein Vater Georg, augsburgischer Confession, zeichnete sich durch einen vortrefflichen Charakter, sowie durch Liebe zu den Wissenschaften aus, er war Schulmeister in Hotzendorf und als einem Mann von scharfer Beobachtungsgabe blieben ihm die vortrefflichen Anlagen seines Sohnes nicht verborgen. Diese erfreuliche Wahrnehmung bewog ihn, seinen Sohn studieren zu lassen.

Er sandte ihn daher nach dem Seminar von Trencsin, wo er lateinische und griechische Grammatik und die Anfangsgründe der Musik studierte, nebenbei erlernte er auch die französische Sprache. Die Liebe zum Vaterlande und zur Muttersprache weckte in ihm ein gewisser Bakosch, Bürger von Trencsin und Liebhaber der böhmischen Literatur. Von Trencsin kam Franz Palacký in das evange-

lische Lyceum nach Pressburg, wo er sich den philosophischen Studien widmete. Seine erste literarische Arbeit war eine Elegie auf den Tod des Johann Bakosch, seines Mitschülers, dann gab er in Pressburg die lateinische Zeitschrift: „Ephemerides politico-statisticae Posoniensis“ heraus und war Mitarbeiter des böhmisch-deutschen Lexikons mit G. Palkovič. Im Jahre 1818 veröffentlichte er mit dem berühmten Šafařík die Anfänge der böhmischen Dichtkunst, insbesondere der Prosodie. Wegen seiner classischen Bildung ward er 1818 und 1819 Erzieher bei den adeligen Familien Zerdahely und Čuza. Im Jahre 1820 begab sich Palacký nach Wien, um die Rechte zu studieren, pflegte dort aber auch philosophische und ästhetische Studien. Während dieser Zeit gab er ein philosophisches Werk in böhmischer Sprache heraus: „Allgemeines Durchforschen des menschlichen Geistes und Übersicht der Geschichte der Ästhetik und ihrer Literatur.“ Im April des Jahres 1823 kam Palacký nach Prag, wo er von den damaligen böhmischen Patrioten herzlich empfangen und in das Haus des großen Patrioten Franz Grafen von Sternberg eingeführt wurde. Graf Sternberg nahm ihn als seinen Archivar auf mit einem Gehalte von 200 fl. Palacký verfasste eine Genealogie und Geschichte des altberühmten Hauses der Grafen von Sternberg, durch welches Werk er die Aufmerksamkeit adeliger Familien auf sich lenkte und so von den Grafen Černin, Clam-Martinic, von dem Fürsten Rudolf Kinský und anderen zum Verfassen solcher Genealogien aufgefordert wurde. Auf diese Art wurde ihm der Weg zu den Archiven und Bibliotheken im allgemeinen gebahnt, in denen er eine hinreichende Menge Quellen zur Verfassung der böhmischen Geschichte fand. Inzwischen vertraute ihm die königlich-böhmische Gesellschaft der Wissenschaften die Herausgabe der Schrift: „Staří letopisové českí“ (Die alten Annalisten Böhmens) an, welches Werk er auch, nachdem er achtzehn Handschriften in den böhmischen und Wiener Archiven und Bibliotheken



durchforscht und verglichen hatte, im Jahre 1829 durch den Druck veröffentlichte. Nun betrat Palacký unter der Ägide der um die Literatur und Kunst hochverdienten Grafen Kaspar und Franz von Sternberg,*) den Gründern des böhmischen Museums, das seit Dobner, Pubitschka und Pelzel ziemlich brachgelegene Feld der böhmischen Geschichtsschreibung, wobei ihm die Urkundenschätze in den Archiven Böhmens, insbesondere von Wittingau, sowie auch jene und dann von Wien eine sehr reiche Ausbeute lieferten.

Der Ausschuss des böhmischen Museums

*) Siehe Seite 485.

ernannte Palacký zum Redacteur der von ihm am 15. Mai 1826 gegründeten Zeitschrift: „Časopis českého Musea,“ welche noch besteht, und in welcher sehr wichtige und interessante Artikel behandelt werden. Palacký redigierte diese Zeitschrift, welche die nationalen Bestrebungen nach allen Richtungen beförderte, bis zum Jahre 1838. Die damalige absolute Regierung betrachtete diese wissenschaftlichen Bestrebungen mit einem scharfen Auge des Misstrauens, sowie damals die nationalen Bestrebungen von der Regierung überhaupt verpönt waren. Im Jahre 1826 unterrichtete Palacký auch den Oberstburggrafen von Böhmen Karl von Chotek in der čechischen Sprache, wodurch er sich seine Gunst in nicht geringem Maße erwarb. Im Jahre 1827 vermählte es sich mit Theresia, Tochter des Landesadvocaten Měchura.

Um diese Zeit tauchten unter den böhmischen Schriftstellern verschiedene sprachliche Streitigkeiten auf und Palacký war es, der dieselben zumeist durch seinen Einfluss beseitigte. Denn er hatte sich durch seine Werke bereits einen großen Anhang sowohl unter dem Adel, als unter dem Volke erworben gehabt und seine Stimme ward in gelehrten Kreisen sehr geschätzt. Als Palacký im Jahre 1827 die Aufforderung des Landes-Ausschusses, die von Pubitschka verfasste chronologische Geschichte Böhmens zu vollenden, annahm, übergab er demselben am 22. Jänner 1828 eine ausführliche Denkschrift, in der er die Nothwendigkeit scharfsinnig darlegte, dass die Stände Böhmens ihre Hilfe zu einer anderen richtigeren Art des Verfassens der Geschichte Böhmens gewähren sollten. Diese Nothwendigkeit wurde von den böhmischen Ständen anerkannt und Palacký wurde schon am 13. April 1829 zu ihrem Historiographen ernannt. Die Wiener Regierung genehmigte aber diese Ernennung nicht, wodurch dieselbe einen nicht unbedeutenden Widerstand der böhmischen Stände gegen sich hervorrief. Dieser Angelegenheit nahm sich nun der Minister Graf Kolovrat an, aber Kaiser Franz I. verwarf abermals das Bittgesuch.

Die Stände führten ihren Entschluss später aus und beauftragten Palacký im Jahre 1831, die Geschichte Böhmens in jener Art zu verfassen, die er in seiner Denkschrift kennzeichnete und wiesen ihm zu diesem Zwecke einen Jahresgehalt von 1000 fl. an. Nachdem die königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften die Schrift Palacky's: „Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber“ mit einem Preise gekrönt und ihn als ordentliches Mitglied aufgenommen hatte, gieng Palacký an die Bearbeitung der Geschichte des Königreichs Böhmen und seiner ehemaligen Nebenländer, gab jedoch auch andere Schriften heraus, wie z. B. die Übersicht der höchsten Landes- und Hofbeamten im Königreiche Böhmen von der ältesten bis auf die damalige Zeit; Josef Dobrovský's Leben und gelehrtes Wirken &c. &c. Zu diesem Zwecke durchreiste Palacký nicht nur Böhmen, Mähren, Nieder-Österreich, sondern auch das Ausland, durchforschte die Archive, von München, Breslau, Görlitz und in der Lausitz, welches Land früher lange Zeit zu Böhmen gehört hatte.

Nach Beendigung dieser Forschungen gab Palacký im Jahre 1836 den I. Band seiner Geschichte Böhmens, der bis zum Jahre 1197 reicht, und zwar auf den Wunsch der Stände in deutscher und böhmischer Sprache heraus. Im Jahre 1198 bricht die Chronik des gleichzeitigen Abtes Gerlach von Mühlhausen ab und es entsteht von da bis 1248 eine Lücke in den Quellen, welche auch spätere Chronisten auszufüllen unterließen. Palacký unternahm deshalb eine Reise nach Italien und zwar nach Rom, Florenz, Mailand, Venedig. In Rom bekam er vom heiligen Vater die Erlaubnis, die reichen Quellen des Vaticanischen Archives zu benützen, wo er über 400 Urkunden abschrieb und nebstbei mehrere die Markgrafschaft Mähren berührende Abschriften den mährischen Ständen mitbrachte. Nach dem Erscheinen des I. Bandes der Geschichte Böhmens genehmigte Kaiser Ferdinand I. die Ernennung Palacký's zum Landes-Historiographen.

Im Jahre 1838 gab er der gelehrten Welt das Ergebnis seiner Reise bekannt und gestützt auf diese Forschungen veröffentlichte er im folgenden Jahre den II. Band der Geschichte Böhmens. 1. Abtheilung: Böhmen als erbliches Königreich unter den Přemisliden, 2. Abtheilung: Böhmen unter dem Hause Luxemburg, bis zum Tode Karl IV. Von 1306—1378. Nun setzte er seine Arbeit ununterbrochen fort, so dass im Jahre 1850 der III. Band der Geschichte Böhmens, ent-

haltend die Husitenkriege, von 1403—1431; im Jahre 1857 der IV. Band, enthaltend die Periode des Georg von Podĕbrad 1439—1471; in den Jahren 1863 und 1867 der V. Band, enthaltend das Zeitalter der Jagellonen von 1471—1526 veröffentlicht wurden. Jeder Band enthält zwei Abtheilungen. Außer diesem Epoche machenden Werke veröffentlichte Palacký noch viele andere Bücher und Schriften, theils in deutscher, theils in čechischer Sprache, so z. B: „Österreichische Staatsidee," deutsch und böhmisch; „Die Geschichte des Husitismus und Prof. Const. Höfler"; „Radhost," eine Sammlung von Schriften aus dem Gebiete der Sprache und böhmischen Literatur, Ästhetik, Geschichte und Politik 1871." Der Raum gestattet es nicht, alle Schriften hier anzuführen. Zu seinen vielen Verdiensten um das böhmische Volk gehört auch die Gründung des Vereines zur Verbreitung guter und patriotischer Schriften.

Die Arbeiten Palacky's zeichnen sich durch Scharfsinn, Talent und Gelehrsamkeit aus und wir gestehen dankbar, dass die Geschichtsforschung Palacký so manchen Aufschluss und bedeutende Bereicherung schuldet. Deshalb fand Palacký fast überall eine gerechte Würdigung seiner literarischen Thätigkeit und er wurde von den Akademien der Wissenschaften in Wien, München, Petersburg, von der südslavischen Akademie in Agram und von mehreren gelehrten Gesellschaften zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Mit Rücksicht auf seine großen Verdienste um die Wissenschaften und insbesondere um die Geschichtsschreibung Böhmens erhielt Palacký von Sr. k. k. Apostolischen Majestät den Orden der eisernen Krone II. Classe am 27. October 1861. In demselben Jahre wurde sein vielseitiges Wirken auch durch die Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses des Reichsraths in schönster Weise anerkannt. Palacký war in der That nicht nur einer der scharfsinnigsten Denker, sondern auch einer der größten Geschichtsforscher seiner Zeit, ein echter österreichischer Patriot, der es wohl begriff, dass die Selbständigkeit Böhmens nur im österreichischen Reichsverbande erhalten werden könne, daher auch sein Spruch: „Wahrlich existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müsste im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen." Diese Anschauung bestimmte ihn auch, die Einladung ins deutsche Parlament nach Frankfurt im Jahre 1848 zurückzuweisen.

Trotz des einseitigen Standpunktes, der in seinen Werken nach allgemeiner Geltung ringt und daher auch manchen literarischen Kampf hervorrief, hat sich Palacký um die Geschichte seines engern Vaterlandes, für die er eine neue Grundlage geschaffen hat, dauernde große Verdienste erworben.

Palacký liebte seine Nation und setzte für deren geistige Entwicklung und deren rasches Aufblühen all seine Kräfte ein. Er starb zu Prag am 26. Mai 1876 im Alter von 78 Jahren. Die Beisetzung seiner Leiche wurde unter sehr großer Theilnahme und mit großer Feierlichkeit begangen und seinem Andenken wurden seither von seinen čechischen Landsleuten vielfache Ehren erwiesen.

Dr. Rupert Přecechtěl.

Anastasius Grün, Dichter, Staatsmann.

Wie kein anderer Poet des vormärzlichen Österreichs hat der Sänger des „Schutt," des „Letzten Ritters" und der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" der Zeit das Vollgepräge seines Genius aufgedrückt, wie kein zweiter erweckend, mahnend, warnend und umgestaltend in die Zeit eingegriffen. Wie das zürnende und strafende Gewissen Österreichs war er auch der Herold seiner Größe und seines Ruhmes. Was die Welt am Wesen und Charakter der österreichischen Völker liebt und ehrt, in seinem Liede wie in seinem Leben kam das zur herrlichsten Blüte und Entfaltung. Darum wird sein Vermächtnis die Zeiten überdauern, sein Lied treuer als die Jahrbücher der Geschichte fernen Jahrhunderten erzählen von allem, was uns theuer und heilig

war, wornach wir rangen, wofür wir litten und kämpften, — wird erzählen von der Pracht und Größe unseres Vaterlandes, unserem Biedersinn und Frohgemüth, unserer Treue und Tüchtigkeit, kurz wird den innersten Kern unserer Eigenart aller Zukunft enthüllen. Mit dem Herzblute seines Volkes sind Anastasius Grün's Lieder geschrieben, darum sind sie wie keines anderen österreichischen Poeten deutscher Zunge in das Volksbewusstsein gedrungen. Ohne ihn würde uns der hellste trostspendende Stern am Dichterhimmel Österreichs fehlen!

Noch blendet uns das Licht, das von ihm ausgegangen, noch ist der Schmerz zu frisch, den wir durch seinen Heimgang erlitten, um uns die Größe der Erscheinung dieses gotterkorenen Sendboten endgiltig zurechtzulegen und auszumessen.*) Dies bleibe kommenden Zeiten vorbehalten. Von Walther von der Vogelweide bis Anastasius Grün gähnt ein Schlund von Jahrhunderten, wer weiß, wie lange es dauert, bis der Genius Österreichs sich in einem dritten Sängerherold verkörpert, würdig jener beiden großen Vorgänger. Wer hat uns den Mann und den Sänger bezeichnender geschildert als er selbst in seinem unvergänglichen „Elfenkönig O'Donoghue!"

Auf weißem Rosse steigt, im Waffenglanze,
Ein junger Held aus der gespalt'nen Flut;
Ob auch das Schlachtschwert an den Lenden ruht,
Schlingt doch um's Haupt der Ölzweig sich zum Kranze.
Ob Schild und Panzer sich zum Kriegsschmuck eine,
Spricht Frieden doch die milde Glut des Blicks,
Und ob er auch der rohe Kriegsgott scheine,
Ist Schutzgeist er des Friedens und des Glücks.

Als ein solcher Elfenkönig, Licht, Glück, Freude und Liebe spendend, trat Grün's Dichtergenius einst in das Bewusstsein der Zeitgenossen, als ein solcher ist er von uns geschieden. Was dazwischen liegt, die Spanne Zeit, die ihm gegönnt war, füllt ein Buch preiswürdigsten Ringens um die Bürgerkrone aus, die ihm das trauernde Vaterland auf den Sarg legte. Das Ideal des Jünglings war auch das des Mannes, der Staatsmann verwirklichte, was der Dichter vorschauend gesungen. Als Preis des eigenen Wertes ward ihm, wornach die Besten aller Zeiten gerungen, der Segen eines auf sich selbst beruhenden, in sich geschlossenen, dabei die Welt in Liebe umfassenden harmonischen Daseins! Kurz ist die Geschichte seines äußeren Lebens, — seines inneren jene Österreichs seit den Befreiungskriegen bis auf unsere Zeit. Kein anderer Dichter wie der auf der vollen Höhe der Zeit stehende Staatsmann Anton Alexander Graf Auersperg mit seinem Ideale eines großen, freien, einigen und mächtigen Österreich empfand tiefer alle Hoffnungen, Enttäuschungen, Wandlungen und Rückschläge unseres Staatslebens, keiner schmerzlicher die Wunden, die fremde Bosheit, eigene Verblendung und Zwietracht uns geschlagen. Aber unerschütterlich hielt sein Idealismus allen Zeitstürmen Stand, den berechtigten Glauben an sein Volk, sein heißgeliebtes Österreich hat der große Patriot mit sich ins Grab genommen!

Graf Anton Alexander Auersperg wurde am 11. April 1806 in Laibach geboren. Seine Erziehung erhielt er auf dem Schlosse Thurn am Hart in Unterkrain. Im Jahre 1813 trat er in das Theresianum, zwei Jahre später in die Ingenieur-Akademie ein und studierte hierauf an den Universitäten Graz und Wien Philosophie und Jus. Schon während der Universitätsjahre veröffentlichte er poetische Versuche in Gräffer's „Philomele" und in der „Theater-Zeitung" und gab im Jahre 1830 den ersten Band seiner Gedichte unter dem Titel „Blätter der Liebe" und unter dem Pseudonym Anastasius Grün in Stuttgart heraus, dem noch im selben Jahre der Romanzenkranz „Der letzte Ritter" folgte, der bis 1860 acht Auflagen erlebt hat. Seinen Ruf und Ruhm als Sänger der Freiheit in Österreich begründete er durch die 1831 in Hamburg veröffentlichten „Spaziergänge eines Wiener Poeten," von denen kurz vor des Dichters Tode die siebente Auflage mit einer Vorrede „An einen jungen Freund" erschien, und durch den „Schutt," der von 1835 bis 1869 zwölf Auflagen erfahren hat. Seine gesammelten Gedichte brachten es von 1837 bis 1868 auf vierzehn Auflagen. Das letzte Werk, das er vor dem Jahre 1848 veröffentlichte, waren die „Nibelungen im Frack."

Im Frühjahre 1848 wurde er zuerst ins Frankfurter Vorparlament entsendet und hier-

*) Vor 10 Jahren noch unter dem unmittelbaren Eindrucke des Todes A. Grün's geschrieben.

auf in Laibach zum Abgeordneten in die deutsche National-Versammlung gewählt, in welcher er bis zum September blieb. Nach dem Jahre 1848 zog er sich wieder ins Privatleben zurück, und widmete sich nur seinen schriftstellerischen Arbeiten, von denen 1850 der „Pfaff vom Kahlenberg“ und die Übersetzungen der Volkslieder aus Krain erschienen. Ferner gab er 1851 den Nachlass seines Freundes Lenau und 1855 dessen sämmtliche Werke nebst einer Biographie und Charakteristik Lenau's heraus.

Im Jahre 1860 wurde Graf Anton Auersperg vom Kaiser in den verstärkten Reichsrath berufen und nach Erlassung der Februar-Verfassung vom Großgrundbesitz Krains in den Landtag gewählt, dessen Mitglied er bis 1867 blieb, worauf er zum Abgeordneten des steirischen Landtages gewählt wurde. Am 18. April 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt, lehnte er die ihm vom Krainer Landtag zugedachte Wahl in das Abgeordnetenhaus ab. Am glänzendsten gab sich seine Bedeutung als Staatsmann und Volksvertreter in den Adressen des Herrenhauses, die fast sämmtlich aus seiner Feder stammten, ferner in der von ihm im Namen der verfassungstreuen Mitglieder des Herrenhauses abgegebenen Erklärung gegen das Ministerium Hohenwart 1871 und in seinen Reden für die confessionellen Gesetze 1868 bis 1874 kund. Nach der Annahme der ersten dieser Gesetze im Herrenhause im März 1868 äußerte sich die Verehrung des Volkes für den Grafen Auersperg in einer begeisterten Ovation.

Als Dichter war Anastasius Grün seit 1850 erst 1864 wieder mit einem größeren Werke hervorgetreten, nämlich mit der Bearbeitung der englischen Volksballaden über „Robin Hood.“

Graf Auersperg wurde im Jahre 1863 zum Geheimrath ernannt und im Jahre 1865 verlieh ihm die Universität in Wien bei ihrer



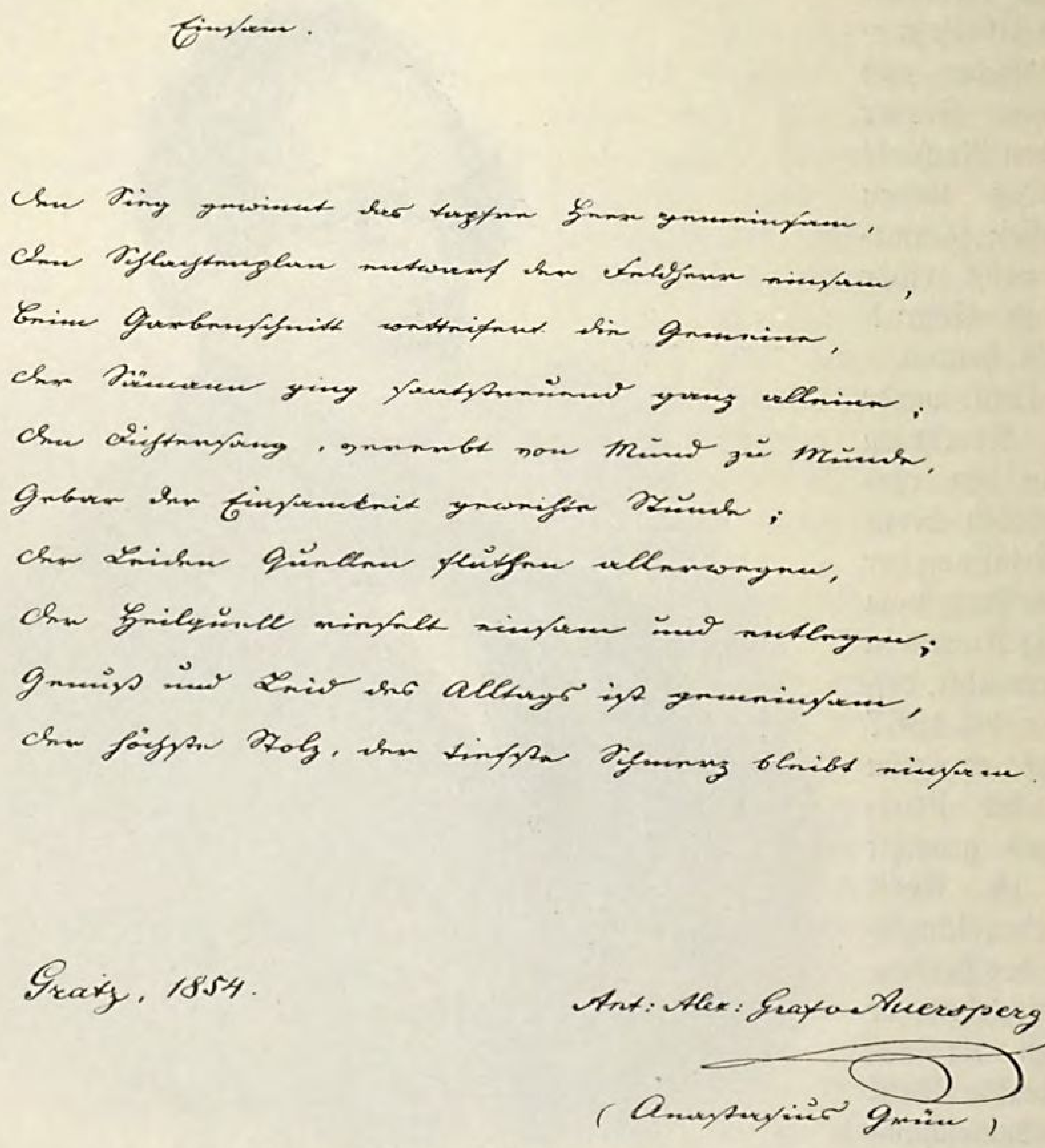
Nach einem Stiche. Kriehuber pinx. Kotterba sculp.

500jährigen Jubelfeier die Würde eines Ehrendoctors der Philosophie.

Ferner war er Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied des Wiener Schriftsteller- und Journalisten-Vereines „Concordia,“ Ritter des Ordens der eisernen Krone erster Classe (seit 1868) und Ritter des bayrischen Maximilians-Ordens (seit 1857).

Unzählbar waren die Ehrenbezeigungen und Ovationen, die ihm bei der Feier seines

70. Geburtstages am 11. April 1876 zutheil wurden. Dieser sein Ehrentag wird dem Deutschösterreicher, wird insbesondere den Steiermärkern, in deren Mitte der Jubilar weilte, unvergesslich bleiben. Gleichsam als gönnten die neidischen Schicksalsgötter dem auch Gattin und Sohn mit ihm umschließt. Nach seinem Tode erschien eine von ihm selbst noch vorbereitete Nachlese aus seinen Gedichten unter dem Titel: „In der Veranda," worin sich viel des Schönen findet, der rosige Humor der Muse Anastasius Grün's, aber



Einsam.

Den Sieg gewinnt des tapfern Heer gemeinsam,
Den Schlachtenplan entwarf der Feldherr einsam,
Beim Garbenschnitt wetteifert die Gemeine,
Der Sämann ging saatstreuend ganz alleine;
Der Dichtersang, gewandert von Mund zu Munde,
Gebar der Einsamkeit geweihte Stunde;
Der Leiden Quellen fluthen allerwegen,
Der Heilquell rieselt einsam und entlegen;
Genuß und Leid des Alltags ist gemeinsam,
Der höchste Stolz, der tiefste Schmerz bleibt einsam.

Gratz, 1854.

Ant. Alex. Graf v. Auersperg
(Anastasius Grün)

Nach dem in der k. und k. Familien-Fideicommiss-Bibliothek befindlichen Originale.

Leben des einzelnen schlichten Mannes und Dichters nicht den Glanz, mit dem ihn die Verehrung und Liebe der Zeitgenossen umgaben, hielten sie das Grabtuch bereit, um die Gestalt des gefeierten Sängers und Patrioten mit all seinen Ruhmeskränzen für immer zu verhüllen. Wenige Monate nach seinem 70. Geburtsfeste ereilte ihn der Tod infolge eines Schlaganfalles in Graz, am 12. September 1876 hauchte er sein edles, dem Wohle seines Volkes, dem Ruhme seiner Heimat geweihtes Leben aus. Ein tragisches Schicksal waltete in seinem Hause, da ein Lustrum nach seinem Scheiden die Gruft, die ihn aufgenommen, sich zweimal öffnete und nun auch seine milde abgeklärte Weisheit zu uns spricht. Sein Schwanengesang war das Seebild „In Veldes," — aus dessen Worten die Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Vorahnung seines eigenen nahen Endes zu vernehmen sind, dessen Schluss uns auf das Unvergängliche, Bleibende in allem Wechsel irdischer Dinge hinweiset:

„Wie Sandkörner im Stundenglase, so rinnen
Die Jahrhunderte hin und die Menschengeschlechter,
Über dem Wellenspiel der fliehenden Stunde,
Über dem Zeitenschutte und Völkerstaube,
Über den Urnen aschegewordener Herzen,
Ihrem Wünschen und Dulden, Irren und Hoffen
Lebt geläutert fort, wonach sie gerungen,
Schwebt der Wahrheit ewiger Lichtgedanke,

Unaufhaltsam bewegt, doch in seliger Ruhe,
An der Weltenuhr der weisende Zeiger,
In der Erdennacht die strahlende Leuchte,
Hell und rein wie du, sein liebliches Sinnbild."

Ja, gleich dem Schwane, dem einsamen Segler, den der Dichter in seinem „Seebild" besungen, zieht sein Lied auf der Flut der der Zeiten dahin:

„Über dem Schwankenden schwebst du, einsamer Lootse,
Stete Bewegung in beseligter Ruhe,
Blank und rein, wie die schimmernde Wasserlilie,
Leuchtend wie im Azur die Silberwolke."

Mögen die Literaturhistoriker über den Wert und die Bedeutung der einzelnen Werke unseres Anastasius Grün mit einander rechten, den ganzen Mann haben nur wir Österreicher allein in seiner vollen Größe und Herzensmacht verstanden und gewürdigt. Bei uns ist keines seiner gesprochenen oder geschriebenen Worte vergessen und wirkt, will's Gott, durch die Zeiten zum Heile Österreichs fort. Uns wird die Gesammterscheinung des Dichters und Mannes stets theuer bleiben, den Schlüssel zum Verständnisse seines innersten Wesens besitzen nur wir allein. „Die Übereinstimmung seiner That mit dem poetischen Worte, seines Lerchenliedes mit dem angekündigten Frühling und Sommer läßt den unsterblichen Poeten weder in der eigenen Individualität, noch in unserem Gedächtnisse altern, und eben diese Gleichstimmung des poetischen und persönlichen Charakters hebt ihn auf dem Untergrunde einer historisch-großen Epoche als eine so bedeutende und verehrungswürdige Persönlichkeit ab. Was er gesäet, ist staatlich, ja welthistorisch zur Ernte geworden."

Solch' ehrende Worte rief dem Jubilar einst die Volksstimme entgegen. Wir Deutsch-österreicher freuen uns in Anastasius Grün all der jugendlichen, unverwüstlichen Kraft und Tüchtigkeit unseres Volksstammes, seiner glorreichen Vergangenheit und hoffnungsreichen Zukunft. Möge es unserem heißgeliebten Österreich in den Tagen des Kummers und der Noth niemals an einem treuen, redlichen Tröster, in Zeiten der Üppigkeit, des Taumels und Selbstvergessens nicht an einem Warner fehlen, der uns Pflicht und Ehre ins Gedächtnis ruft, zu keiner Zeit an einem Dichter und Patrioten wie Anastasius Grün!

Friedrich Marx.

Anton Graf Prokesch,

Feldzeugmeister, Staatsmann, Schriftsteller.*)

Mit besonderer Achtung nennt die Zeitgeschichte stets die Namen derer, die auf politischem Gebiet von den bescheidensten Anfängen zu den höchsten Stellungen durch eigene Kraft emporzuklimmen imstande gewesen. So wird sie auch den Namen des am 26. October 1876 in Wien verstorbenen österreichischen Staatsmannes, des Grafen Anton von Prokesch-Osten, als einen der ersten in ihren Annalen verzeichnen. Denn auch Prokesch hat tief und klein begonnen, um hoch und groß zu enden und nur seinen nicht gewöhnlichen Eigenschaften des Geistes und Charakters, seinem reichen Wissen, unmüdlichen Fleiß, seiner Beharrlichkeit und Ausdauer hatte er es zu danken. Abgesehen von den hohen Verdiensten, die er sich durch seine politische und diplomatische Thätigkeit um das Reich erworben, abgesehen von seiner Bedeutung als Gelehrter und Schriftsteller, die in der Schilderung seines Lebenslaufes gewürdigt werden müssen, wird das Charakteristische desselben doch in der großen Menge geleisteter persönlicher Arbeit liegen, die es Prokesch ermöglichte, trotz mancher widrigen Umstände, die Stufen von der untersten beginnend, bis zur höchsten hinanzusteigen — und zwar nicht im Schneckengang der diplomatischen Beamtenhierarchie, sondern unter ganz ungewöhnlichen Bewegungsformen und seinen bishin nicht bekannten Namen in jene Liste österreichischer Staatsmänner einzureihen, welche die Geschichte Österreich-Ungarns, wegen ihrer besonderen Verdienste um das Reich

*) B. I. 813—185. II 723, 730, 1035.

und vorzüglicher Wahrung der Interessen desselben, mit Auszeichnung nennt. Durch nahe an sechzig Jahre, vom Jahre 1813 bis 1871 hat Prokesch ununterbrochen in Staatsdiensten gestanden, zuerst als Soldat in untergeordneter Stellung, bald darauf als militärischer Diplomat in Specialmissionen im Orient, in Ägypten und Italien, dann als Gesandter und Botschafter in Athen, Berlin und Frankfurt, zuletzt in Constantinopel, wo er allein durch 16 Jahre thätig gewesen, schon in jener Zeit, da infolge des Auflösungsprocesses, dem das türkische Reich entgegengeht, die orientalischen Angelegenheiten für Österreich wieder von höchstem Interesse geworden waren. Ein so bewegtes und inhaltreiches Leben — zwischen die eine Befreiungsschlacht von Leipzig und die andere von Sedan gestellt — auf das Alles, was unser Jahrhundert an bedeutenden Persönlichkeiten hervorgebracht, Einfluss genommen, kann begreiflich bloß in den flüchtigsten Umrissen angedeutet werden. Nur die Hauptlinien desselben mögen aufgezeichnet erscheinen.

Als Knabe hatte Prokesch schon die Nachricht vom Siege bei Aspern hoch beglückt und in einen Freudenrausch versetzt; vier Jahre später loderte bei ihm dasselbe Feuer wieder auf und achtzehnjährig trat er 1813 als Fähnrich in das Infanterie-Regiment Jordis Nr. 59 ein, um die Feldzüge nach und in Frankreich mitzumachen. Durch zwei kleine Waffenthaten, die von besonderem Muth zeigten, hatte er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gelenkt, später als er 1815 in Mainz in Garnison lag, durch militärische Schriftstellerei bei dem Sieger von Aspern Beachtung gefunden. 1818 wählte ihn Feldmarschall Fürst Schwarzenberg zu seinem Ordonnanzofficier und in dieser neuen Stellung fand er Muße, speciell als der Fürst längeren Aufenthalt in Leipzig genommen, größere militärische Schriften zu verfassen: Die Schlacht von Waterloo, der Napoleon'sche Feldzug in Russland und nach dem Tod dieses Fürsten vollendete er dessen Lebensbeschreibung. Außerdem beschäftigten ihn viel auch schöngeistige Veröffentlichungen über Kunst und Theater in den damals bestehenden belletristischen Zeitungen, wie denn Prokesch überhaupt niemals ohne eine eifrige Thätigkeit seiner Feder sein konnte. 1823 zum Hauptmann befördert, wurde er an die Adria nach Triest versetzt. Das entschied für seine Zukunft, dort trat der große Wendepunkt in seinem Leben ein. Als der junge Prokesch von Leipzig aus in Weimar bei Goethe vorgesprochen, hatte der greise Dichterfürst ihm die längste Zeit aus dem westöstlichen Divan vorgelesen. Man wäre fast versucht, darin ein Vorzeichen zu sehen, dass der Lebenslauf des jungen Officiers von nun an stets nach dem Osten gerichtet sein werde. In der That war Prokesch mit Ausnahme weniger Jahre von dem Augenblicke an, wo er seine erste Mission in die Levante im Jahre 1823 antrat — im Auftrage des Hofkriegsrathes, um über die Verhältnisse des bereits in hellen Flammen stehenden Orients Bericht zu erstatten — bis nahe zu seinem Lebensende im Orient thätig. Man hat oft Österreich-Ungarn das Reich mit dem Januskopf genannt, das, in die Mitte des Welttheils gestellt, mit dem einen Gesicht nach dem Occident, mit dem anderen nach dem Orient blicke. Unter den Staatsmännern jedoch, die sich in Österreich-Ungarn speciell der Pflege der Beziehungen der Monarchie zum Orient gewidmet und die Interessen Österreichs im Orient zu vertreten die Aufgabe gehabt, gebürt Prokesch jedenfalls eine der ersten, wenn nicht die allererste Stelle. Wie keiner hat er auf die orientalische Politik Österreichs Einfluss genommen, man könnte sagen, sie habe nahe durch ein halbes Jahrhundert die Impulse von seinem Wissen und seinen Erfahrungen bekommen, ob er nun als Gesandter und Botschafter selbstthätig in das Getriebe der Orientpolitik eingriff, oder in früheren Jahren durch seine Berichte aus dem Orient unmittelbar Einfluss ausübte auf die Ansichten und Entschlüsse der leitenden Staatsmänner in Wien. Schon gleich die Berichte, die Prokesch von seiner ersten Mission nach Wien sandte, hatten die Aufmerksamkeit Friedrichs von Gentz*) und in der Folge des Fürsten Metternich auf sich gezogen. Dem Internuntius in Constantinopel Freiherrn von

*) Friedrich von Gentz 1764 in Breslau geboren, zeichnete sich schon in jungen Jahren publicistisch aus, wurde einer der feurigsten Vorkämpfer gegen Napoleons Gewaltherrschaft und als solcher nach Österreich berufen. Später in das engste Vertrauen des Fürsten Metternich gezogen, hatte er einen großen Antheil an allen diplomatischen

Ottenfels war der junge Officier bald unentbehrlich geworden und Gentz konnte seine Thätigkeit und seine Fähigkeiten nicht genug rühmen. Sechs Jahre bewegte sich Prokesch rastlos im Orient, besuchte Syrien, wo er 1827 in einer Mission bei Mehemed Ali längere Zeit verweilte, alle Küsten Kleinasiens, den griechischen Peloponnes und Attika, arbeitete in Constantinopel einen Plan zur Vertheidigung der europäischen Türkei gegen Russland aus, wegen dessen ihn Kaiser Nicolaus später bei einer Zusammenkunft in Böhmen seiner besonderen Auszeichnung gewürdigt hatte. Seine politischen Berichte und seine Reisen, die er in politischer Absicht unternahm, verhinderten ihn überdies nicht, auch seinen wissenschaftlichen Neigungen nachzugehen, die Stätten althellenischer Cultur zu besuchen, das trojanische Schlachtfeld zu durchforschen und in einer ganzen Reihe von Reisebeschreibungen Land und Leute zu schildern.

Seine „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient," „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien," „Reise in das heilige Land" und andere gelten als Muster zuverlässiger Genauigkeit und allessagender Kürze. Es fehlten nicht auch dichterische Versuche und neben alldem sammelte Prokesch Inschriften und legte den Grund zu seiner später hochberühmt gewordenen numismatischen Sammlung. Schon 1825 zum Major und Generalstabschef der österreichischen Escadre befördert, war es ihm durch energische Maßregeln gelungen, das ägäische Meer von den griechischen Seeräubern vollständig zu säubern und das tief gesunkene Ansehen der österreichischen Marine im Mittelmeer wieder so weit zu heben, dass die Flagge Österreichs die geachtetste wurde bei beiden kriegführenden Parteien, den Türken wie den Griechen. Der Kaiser lohnte diese That mit dem Leopoldorden und der Erhebung in den Ritterstand mit dem charakteristischen Prädicat „von Osten."

Im Januar des Jahres 1830 betrat Prokesch wieder den heimatlichen Boden. Seine unter so eigenthümlichen Verhältnissen und mit so viel glücklichen Erfolgen vollbrachte Reise in den Orient hatte ihn berühmt gemacht. Mit Gentz war er bereits die ganzen Jahre hindurch im Briefwechsel gestanden und trat nun mit demselben auch in den nächsten persönlichen Verkehr. Wie sehr Gentz Prokesch wert hielt, beweist am schlagendsten der Umstand, dass als Gentz im Sommer 1832 starb, der größte Theil der Papiere, die Gentz hinterließ, über seine Anordnung an Prokesch übergieng. Bei Metternich war wieder die Stellung, die Prokesch einnahm, die des ersten Vertrauten. Auch zu dem Herzog von Reichstadt war Prokesch in ein näheres Verhältnis getreten. Demselben in Graz bei einer Hoftafel vorgestellt, hatte der junge Prinz ein solches Gefallen an Prokesch gefunden, dass er ihn nicht nur in seinen näheren Umgang zog — Prokesch musste ihn in die Geschichte Napoleons und seine Feldzüge einführen — sondern dass sich zwischen dem jungen Napoleoniden und dem österreichischen Officier bald ein inniges Freundschaftsverhältnis entwickelte in einer, wie Alexander Freiherr von Warsberg in seiner trefflichen Biographie Prokesch's bemerkt, dem Schiller'schen Don Carlos und Posa nicht unähnlichen Weise. Prokesch hat dem jungen Freund ein rührendes Denkmal gestiftet in einer kleinen Schrift: „Der Herzog von Reichstadt," die von Prokesch noch vollständig fertiggestellt, bald nach seinem Tode im Druck erschienen ist. Leider hatte der unglückliche Prinz den Freund nicht lange um sich haben können, schon um Mitte 1831 war Prokesch in einer jener halbmilitärischen und halbdiplomatischen Missionen, wie sie ihm Fürst Metternich anzuvertrauen pflegte, nach Italien gegangen. Die Schatten des Todes fielen damals bereits auf den Herzog von Reichstadt und im nächsten Jahr erlag der hoffnungsvolle Prinz dem Leiden, das ihn lange bereits umschlichen. Prokesch konnte nur der Großmutter des Prinzen Donna Laetitia, die in Italien Aufenthalt genommen, den Tod des Enkelkindes melden und von den hohen Eigenschaften desselben erzählen. Der Aufenthalt in Italien bildete wieder eine bedeutungsvolle Episode im Leben Prokesch's. Die Kunstatmosphäre Italiens zog ihn mächtig an. Die Eindrücke, die er in Rom, wo er

---

Thaten dieses bedeutenden Staatsmannes bis zu seinem 1832 erfolgten Tode. Viele seiner Schriften und Tagebücher, von hoher Bedeutung für die Beurtheilung der Geschichte Europas der ersten 3 Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, wurden bereits vor längerer Zeit der Öffentlichkeit übergeben.

A. d. H.

mit Thorwaldsen und Horace Vernet verkehrte, und in Neapel empfieng, fanden ihren literarischen Ausdruck in zahlreichen Artikeln, die in der Allgemeinen Zeitung erschienen. Kaum aus Italien zurück, musste er ein zweitesmal zu Mehemed Ali nach Ägypten und 1834 trat er zuerst officiell in die Reihen der Diplomatie, indem er als erster Gesandter Österreichs an den neuen königlichen Hof von Athen kam. Der Staatskanzler hatte ihm auch die Fortführung der ägyptischen Geschäfte übertragen, die damals von besonderer Bedeutung für die orientalische Politik Österreichs waren. Der Standpunkt Prokesch's in der ägyptischen Frage — auch in seiner Schrift über Mehemed Ali dargelegt — war, dass Mehemed Ali vom Sultan zum Großveziere bestellt, das verfallende türkische Reich aufzurichten imstande wäre, wie er das noch viel verfallenere Ägypten bereits aufgerichtet hatte. In Athen blieb Prokesch bis zum Jahre 1849 und er selbst nannte diese Jahre die ruhigste und sorgenloseste Epoche seines Lebens. In Griechenland, also auf der Bühne der Ereignisse selbst, die er überdies zum Theil als Augenzeuge mitgemacht, schrieb er seine „Geschichte des Abfalles der Griechen vom türkischen Reiche," wohl die ansehnlichste seiner literarischen Leistungen, unparteiisch in der Darstellung, vornehm im Tone, wertvoll infolge der Quellen, die Prokesch zur Verfügung standen. Bereits 1853 fertiggestellt und durch Sorge der Wiener Akademie der Wissenschaften gedruckt, wurde es infolge von Einwendungen einer fremden Macht mit Beschlag belegt, bis 1869 endlich Freiherr von Beust als Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Siegel löste. Dass Griechenland überdies ein reiches Feld bot für die archäologischen, numismatischen und künstlerischen Forschungen Prokesch's, braucht kaum erwähnt zu werden. Sein Haus in Athen war der Sammelpunkt aller künstlerischen, literarischen und politischen Notabilitäten, die in diesen Jahren Athen besuchten, dazu ein Museum an Alterthümern, die von den bei seinen Reisen gemachten Funden herrührten.

Inzwischen war Prokesch durch alle militärischen Grade bis zum Feldmarschall-Lieutenant avanciert und war 1845 Freiherr geworden. Von Athen versetzt, wurde er zuerst mit einer Specialmission nach Berlin gesendet. Er sollte den König von Preußen hindern, die ihm vom Frankfurter Parlament angebotene Kaiserkrone anzunehmen. Nachdem diese Mission gelungen, hatte Prokesch noch in einer weit schwierigeren Angelegenheit zu intervenieren, wo es ihm durch sein kluges Verhalten gelang, den drohenden Krieg zwischen Preußen und Österreich zu verhindern. Prokesch hatte Befehl, seine Pässe zu verlangen und abzureisen, wenn der erste Schuss falle. Der Schuss war bei Bronzell gefallen: Prokesch verlangte aber statt seiner Pässe eine Unterredung mit dem König und das Endergebnis derselben war, dass das Vorgehen des Commandanten der preußischen Abtheilung nicht gutgeheißen, derselbe zurückberufen und der König umgestimmt und von dem Wunsche des österreichischen Monarchen, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Reichen zu bewahren, überzeugt, der Friede aber dadurch erhalten wurde. Zu Anfang des Jahres 1853 war Prokesch zum Bundespräsidialgesandten in Frankfurt ernannt worden. Dass er dort die Interessen Österreichs mit Energie vertrat und in der Vertheidigung derselben eine ungewöhnliche Widerstandskraft entwickelte, beweisen wohl am besten die heftigen Angriffe, die in jüngster Zeit von anderer Seite in den Veröffentlichungen des preußischen Staatsarchives gegen ihn gerichtet worden sind. Aus dem literarisch-politischen Nachlasse des Grafen Prokesch dürfte es nicht schwer werden, die Widerlegung und Antwort zu ertheilen. Prokesch selbst nannte seinen Frankfurter Aufenthalt die peinlichste Epoche seines Lebens, da er beständig eine Sysiphusarbeit verrichten musste: Österreich suchte den Bund zusammenzuhalten, Preußen ihn zu zerstören. Seine Versetzung nach Constantinopel 1856 als Internuntius kam ihm dann wie eine Erlösung vor. Wieder sollte er in den von ihm heißgeliebten Orient, wohin es ihn stets zog. Schon betheiligt an den Conferenzen in Wien während des Krimkrieges, glaubte die österreichische Regierung nach dem Kriege keine geeignetere Persönlichkeit an das goldene Horn entsenden zu können, als es Prokesch war. Volle 16 Jahre bis zu seinem Rücktritt aus dem activen Dienst Ende 1871, blieb er auf diesem Posten und sein Wirken auf demselben hielt er selbst für seine bedeutendste Leistung. Bei Errichtung des Herrenhauses war er in dasselbe berufen

worden, 1863, da er das halbe Jahrhundert seines Militärdienstes feierte, avancierte er zum Feldzeugmeister, Botschafter wurde er im Herbst 1867 bei der Ankunft des Sultans in Wien und das Großkreuz des Stephansordens, infolge dessen er später in den Grafenstand erhoben wurde, erhielt er 1869 bei der Anwesenheit des Kaisers in Constantinopel. Nachdem er in den ersten Jahren seiner Amtswirksamkeit in Constantinopel Österreich jene achtunggebietende Stellung am Bosporus errungen, welche der Monarchie gebürt, war dann sein Bestreben stets darauf gerichtet, das türkische Staatswesen zu erhalten, zu stützen und zu kräftigen. Er stand da auf einer Linie mit dem ausgezeichneten Vertreter Englands Lord Stratford und dessen Nachfolgern Sir Henry Bulwer und Lord Lyons, zum Antagonisten hatte er den langjährigen Vertreter Russlands am Hof des Sultans, den Grafen Ignatieff. Prokesch galt, wie Lord Stratford auch, als überzeugter Freund der Türkei, er meinte im richtig verstandenen Interesse des Reiches, das er vertrat, für die Erhaltung und Kräftigung des türkischen Staates seine Kräfte und sein diplomatisches Geschick einsetzen zu müssen. Er hielt die Türkei für den bequemsten, sichersten Nachbar, den Österreich überhaupt haben könne und in Wirklichkeit im letzten Jahrhundert auch gehabt hatte, wie denn in der That Österreich sämmtliche großen Continentalkriege unseres Zeitalters zu führen vermochte, ohne auch nur einen Mann zur Deckung seiner südöstlichen Grenzen zurückzulassen. Schon aus diesem Interesse sei daher die Türkei in jeder Weise zu stützen. Ein anderer hochwichtiger Grund dafür liegt in dem Umstand, dass die Türkei ihrer Lage nach einem Damme gleich zu achten ist, der Österreich vor der aus dem Osten vordrängenden slavischen Hochflut schützt: ein derlei Damm oder Vorwerk muss geschützt und erhalten werden, denn ist er einmal eingerissen, so stürzt die Flut bis an das eigene Ufer und man steht in erster Linie bei Vertheidigung der angegriffenen Stellung. So lange die Grundsätze, die Prokesch vertrat, die orientalische Politik Österreichs, wie dieselbe in Wien bestimmt wurde, geleitet, konnte er auf seinem Posten bleiben; er trat zurück, als mit der Berufung des Grafen Andrássy auf den Posten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ein vollständiger Systemwechsel stattfand, der auch die orientalische Politik der Monarchie wesentlich beeinflusste. Von der traditionellen schwenkte dieselbe in eine neue Richtung ein, mit unbestimmten Zielen. Eine ungeminderte Geistes- und Körperkraft, eine fast noch jugendliche Empfänglichkeit für alle Eindrücke der Natur und Kunst hatte sich Prokesch in dem Strudel politischen Lebens und diplomatischen Treibens zu bewahren gewusst und so brachte er die vier letzten Jahre bis zu seinem am 26. October 1876 in Wien erfolgten Tode nahezu ununterbrochen auf Reisen in Italien, Spanien, Nordafrika zu, nur im Sommer hie und da der Ruhe pflegend bei seinen Angehörigen. Zu den ungewöhnlichen Geistesgaben, die ihn ausgezeichnet, hatte das Leben reiche Erfahrungen gefügt, das Alter eine Summe von Lebensweisheit ausgebildet, der lange Aufenthalt im Orient und das Eindringen in die Denkweise des Orientalen eine Milde und Ruhe des Urtheils gezeitigt, wie sie die Patriarchen des Alterthums besitzen mochten. Aus dem Orient hatte auch Prokesch jene unbedingte, beinahe zitternde Achtung vor der Majestät des Herrscherthums, die ihm noch etwas Heiliges war und die ihn zum treuesten Diener seiner drei Kaiser gemacht.

Aladár von Berzeviczy.

August Bielowski, polnischer Dichter.

Ihr Slavenlieder, wie die Sommernächte
Erquickt Ihr das Gemüth mit Wonneschauern,
Ihr bannt den Geist, wie unsichtbare Mächte,
In alter Sagen holdes Zauberland
Und schlingt um's Herz ein ewig' Liebesband.

so enthusiastisch konnte ein junger, leider früh verstorbener talentvoller Dichter (Dunnis Borkowski), im Hinblick auf die Menge und Fülle der neu auftauchenden Volkslieder die polnische Lyrik seiner Zeit preisen. Brodziński war schon längst als ein bahnbrechendes Genie in der Lyrik vorangegangen, er hatte Volkslieder gesammelt, er dichtete selbst in volksthümlicher Weise. Die lyrische Begeisterung offenbarte sich bei ihm als ein angeborener Hang zum Enthusiasmus für Alles, was volksthümlich, was slavisch ist. Eine Schar junger begeisterter Anhänger in der Lyrik folgte ihm nach. Aber wenige wurden von dem Strahlenglanz der großen Vergangenheit, ihrer leuchtenden Ehre, ihrer Lieder, Sagen, Märchen und Legenden so mächtig angezogen, wie August Bielowski. Alles, was er geschaffen, Alles, wozu ihn sein forschender Blick geführt hat, verräth deutlich die Absicht: die verklungenen Sagen der Vorzeit wieder aufleben zu lassen, in der Geschichte seinen Landsleuten Beispiele edler, nachahmungswürdiger Thaten aufzudecken; die hehre Begeisterung für die großen Namen in der Geschichte war bei Bielowski so mächtig, dass sie ihn verlockte, hie und da die großen Gestalten zu idealisieren, und dass sie ihn für manche nationale Fehler blind machte.

Aber seine Verdienste beruhen eben auf dem Hervorheben des Großen, Ewigen und Leuchtenden in der Geschichte. Wenn ihn seine offene, gerade Natur Einzelnes in helleren Farben anzuschauen zwang, so spiegelt sich sich hierin sein eigener unbefleckter Charakter ab. Dieser unerschütterliche Charakter, diese Willenskraft, die selbst Berge aus dem Wege zu räumen verstand, ist dasjenige, was wir an ihm am meisten bewundern. In allen seinen Werken lebt dieselbe große Idee, dieselbe enthusiastische Hingebung an geschichtliche Großthaten. In seinen edlen Unternehmungen standen ihm aber leider große Hindernisse entgegen: den größten Theil seines Lebens verbrachte er in Armut und Drangsal; das ist ein Fluch, der auf vielen großen Geistern der Polen lastet. Geboren den 27. Mai 1806 im Dorfe Krechow in Galizien, erhielt er seine Schulbildung in Stanislau, Buczacz, zuletzt in Lemberg, wo er mit literarischen Arbeiten beschäftigt, lange Zeit lebte. Die Lebensgeschichte dieses großen Mannes weist nur wenige lichte Punkte auf; mit Noth und Drangsal kämpfend, erhielt er erst am Abend seines Lebens ein bescheidenes Amt als Scriptor der Ossoliński'schen Bibliothek.

Noch heute überkömmt uns ein schmerzliches Gefühl, wenn wir an die Jugendgeschichte Bielowski's zurückdenken, die von einem seiner Zeitgenossen geschildert wurde. Ein einsames Zimmer bewohnend, dessen ganze Einrichtung aus einem Bette und einem Tische bestand, kannte Bielowski keine andere Beschäftigung, als in den in seinem Zimmer haufenweise aufgethürmten Büchern Erfahrungen und Erklärungen zu sammeln, und sie dann plastisch und künstlerisch zu gestalten. Seine Erstlingsarbeiten brachte die Zeitschrift „Haliczanin." Es war die Zeit der beginnenden Blüteperiode der polnischen Literatur in Galizien, die so manche köstliche Perle ans Tageslicht brachte.

Mit schwärmerischer Begeisterung greifen einzelne talentvolle junge Dichter in den reichen Born alter Sagen und gestalten diese zu künstlerisch-vollendeten Gedichten. Aber Bielowski ragt unter allen um Kopfeslänge hervor. Das Gedicht: „Die Sage auf den Trümmern eines alten Tempels," womit Bielowski sich in die Literatur einführte, bezeichnet deutlich seinen Standpunkt in der Poesie und kann als Programm seiner ganzen poetischen Thätigkeit, ja seines ganzen Lebens angesehen werden.

Ehrwürd'ger Tempel, lass' an deinen Stufen,
Auf dunkler Spur mich schauen die Gestalt
Der Räume, wo die Väter einst gewallt
Zum Opfer; lass' mich ihre Götter rufen!
Wenn aus den Trümmern meiner Stimme Rauschen
Ein Echo weckt, das aus der Vorzeit dringt
Und uns vom Volk der Lechen Kunde bringt,
Wird man entzückt den alten Klängen lauschen.

Unzweifelhaft ist, dass die Natur, welche der Dichter noch als Kind liebevoll in sein Herz schloss, durch ihr phantastisches, geheimnisvolles Element, Bielowski zu begeisternden Gedichten Anregung gegeben hat. Weltgeschichtliche Ereignisse vermochten ihn niemals so zu begeistern, wie die dämmernde Vorzeit der Slavenvölker. Aus dieser Vorzeit stammt das uralte Lied eines unbekannten, ruthenischen Dichters, aus dem Ende des zwölften oder dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts: „Der Zug Igors gegen die Połowcer'." Der geniale Dichter, vollkommen auf nationaler Grundlage fußend, eingenommen für den Ruhm der Vergangenheit und den heimatlichen Boden, hat ein Meisterwerk geliefert, das durch seine epische Breite, sein altehrwürdiges Gewand uns wie eine Rhapsodie aus der Ilias anmuthet. Bielowski fühlt sich von diesem Gedicht mächtig angezogen, er übersetzt das Lied und versucht selbst die Weise des großen Epikers nachzuahmen. Alte Sagen und Volkslieder waren ihm vom Hause aus nicht fremd. Von Volksliedern zu alten Epen ist nur ein kleiner Schritt, denn die Bilder, der ganze Apparat des Ausdrucks bieten Berührungspunkte genug dar. Beide bewegen sich in derselben geistigen Atmosphäre, in der Ritterthum und Volk, kriegerische Großthaten und häusliches Glück einander ablösen und sich zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Den Volksliedern und nationalen Sagen entnimmt Bielowski so manche Stoffe und findet sie groß und wichtig genug, um sie poetisch zu verwerten. „In der Geschichte einer jeden Nation," sagt einmal Bielowski, „finden sich Stellen, die neben ihrer hohen Bedeutung in der Weltgeschichte auch diese Eigenschaft besitzen, dass sie in bestimmte Form gebracht, sich in ein wunderbar schönes Ganze, welches jede Erwartung hinter sich läßt, abrunden lassen. Solche Zeitabschnitte theils aus geschriebener Historie, theils aus der lebendigen Natur herauszugreifen und ihnen eine poetische Form zu verleihen ist die Aufgabe derjenigen, welche die Menschen ihrer trefflichen Eigenschaften wegen Schöpfer zu nennen pflegen, und deren ganzes Verdienst darin besteht, dass sie in der Natur reichlich ausgestreute Schönheit von Jugend auf in solchem Maße in sich aufgenommen haben, dass sie dieselbe trotz den Wirren und Sorgen des täglichen Lebens, in einer verwandten Form wiederzugeben vermögen." Diese Eigenschaft, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, die Natur als den obersten Gerichtshof, den ewigen Canon anzusehen, ist eine der wertvollsten Eigenschaften Bielowski's. Die zwei Eindrücke von Polens Natur und von den alten Ritterzeiten schmolzen bei Bielowski zusammen und sind für ihn die gemeinsamen Grundbestimmungen.

Sein „Lied von Heinrich dem Frommen" besingt den ersten Einfall der Tataren in Polen, die greuelvollen Verwüstungen, die Vernichtung der Horden bei Liegnitz und den ruhmvollen Tod des Fürsten Heinrich. Das Gedicht ist nicht breit ausgesponnen, es stellt sich mitten in die Handlung hinein und schildert in markiger Sprache die Hauptbegebenheit selbst, aber die Charaktere sind kräftig gezeichnet, der Hintergrund der Zeit tritt deutlich hervor, so dass der Gesammteindruck ein äußerst wohlthuender ist, man athmet in der Atmosphäre des kühnen Helden und Recken, und glaubt ein mittelalterliches Ritterepos vor sich zu haben.

Mit der Schilderung der dichterischen Thätigkeit Bielowski's haben wir das erfolgreiche Leben des verdienten Mannes aber durchaus nicht erschöpft. Am 1. August 1845 wird Bielowski, 39 Jahre alt, Scriptor an der Ossoliński'schen Bibliothek und bekommt Gelegenheit, die reiche Handschriftensammlung für seine geschichtlichen Forschungen zu benutzen. Für die literarischen Arbeiten wird er durch Reisen, die er in den folgenden Jahren unternimmt, gehörig vorbereitet. Schon in dieser Zeit gibt er einzelne wertvolle Beiträge zur polnischen Geschichte und Literatur heraus. „Die Literatur der Slaven," „Über die ersten Geschichtsanfänge Polens," „Hedwig, die Königin der Polen" u. a. Fast jedes Jahr erscheinen Aufsätze aus seiner Feder. Im Jahre 1863 gab das Ossoliński'sche National-Institut eine Zeitschrift „Die Ossoliński'sche Bibliothek" heraus, deren Redaction Bielowski übernahm, innerhalb sechs Jahren sind 12 Bände erschienen. Am 12. Mai 1869 erfolgte seine Ernennung zum Director des Institutes, dessen Custos er schon seit dem Jahre 1851 gewesen. Das größte Verdienst erwarb sich aber Bielowski durch die Begründung eines in der polnischen Geschichts-

forschung epochemachenden Werkes. Die wichtigsten Urkunden waren bis dahin entweder wenig bekannt oder doch größtentheils schwer zugänglich. Schmerzlich hatte man den Mangel eines gesammelten Quellenmaterials empfunden, dem endlich eine Anzahl von Gelehrten abzuhelfen suchte. Schon im Jahre 1850 plante man die Herausgabe eines Werkes, dessen Titel lauten sollte: „Monumenta Poloniae historica inde ab saeculo decimo post Chr. natum usque ad annum millesimum quingentesimum auspiciis Instituti nationalis Ossoliniani edita. Scriptorum tomus primus.“ Leopoli, 1850. Die Vorarbeiten übernahm Bielowski, sie veranlassten sein in demselben Jahre herausgegebenes Werk: „Kritische Einführung in die polnische Geschichte.“ Eine so reiche Quellenübersicht, wie hier, hatten wenige polnische Historiker vor Bielowski besessen; ein unbestrittener Wert dieses Buches liegt eben in der planmäßigen Durchmusterung aller einschlägigen Quellen, die für spätere Geschichtsforscher ein unentbehrliches Handbuch und gleichzeitig ein Wegweiser sein sollte. Mit scharfer Beobachtungsgabe und kritischem Sinne suchte Bielowski das über die älteste Geschichte Polens ausgebreitete Dunkel wenigstens theilweise zu verscheuchen; seine Freiheit allzukühner Hypothesen sollten billigerweise bei den allzu strengen Richtern, deren es leider nicht wenige gibt, eher Nachsicht finden, als eine völlige Verurtheilung erfahren, da man bedenken muss, dass Bielowski auf ganz unbekanntem Wege wandelte, und dass sein Ziel war, den schwierigsten Theil, die dunklen Zeiten der Uranfänge Polens zu enträthseln. Bielowski's Hauptverdienst liegt aber in dem grundlegenden Werke der „Monumenta Poloniae historica,“ dessen ersten Band er im Jahre 1856 zum Druck beförderte. Die Arbeit, die er unternommen, gieng für spätere Zeiten nicht verloren, die „Monumenta“ erscheinen in ihren weiteren Fortsetzungen auch nach dem Tode des Begründers und mit wahrer Genugthuung sehen wir das Werk, dessen vierter Band im abgelaufenen 1884-er Jahre erschienen, kräftig gedeihen. Bielowski war der Erste in Galizien, der an ein methodisches Sammeln und Sichten der Quellen mit Begeisterung herangieng; bei seinen Forschungen unterstützte ihn die enthusiastische Hingebung an die Geschichtsforschung, sein ungeheuerer Fleiß, seine Liebe zum Heimatlande und für seine Landsleute. Bielowski ist seit dem 12. October 1876 nicht mehr, aber seine segensreiche Thätigkeit wird nicht so bald verloren gehen, da man sicher in den Spuren dieses großen Mannes weiter wandeln wird.

Eduard Schnobrich.

Freiherr von Lichtenfels,

Staatsmann.

Thaddäus Peithner, Freiherr von Lichtenfels wurde 1798 in Wien geboren. Nach Vollendung der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien und erlangtem Doctorgrade, trat er in den praktischen Justizdienst ein.

Die sogenannte classische Periode der österreichischen Jurisprudenz, in welcher Martini, Zeiler, Pratobevera, Dolliner, Janull u. A. den Ruhm Österreichs in das Ausland trugen, wirkte höchst anregend und befruchtend auf seine wissenschaftlichen Bestrebungen. Je weiter Wissen und Leben durch eine unermesslich gesteigerte Arbeitstheilung auseinandergehen, umso bedeutender ist der Eindruck einer Persönlichkeit, in welcher Beides sich harmonisch verschmilzt, und die sich auf dem Gebiete der Politik ebenso bahnbrechend und hervorragend bewährt hat, wie im praktischen Justizwesen.

Schon als Rath des innerösterreichischen Appellationsgerichtes und in der Folge als zweiter Präsident des obersten Gerichtshofes und Sectionschef im Justizministerium, genoss Lichtenfels den Ruf eines durch philosophische Bildung, Schärfe des Urtheils und vollendete Beherrschung der Rechtsmaterien ausgezeichneten Juristen. Seinen staatsmännischen Ruhm verdankt er jedoch der Einführung verfassungsmäßiger Rechtszustände in Österreich. Denn

als zur Vorbereitung derselben ein Staatsrath in das Amt berufen wurde, erhielt Lichtenfels den Vorsitz in demselben, und zugleich Sitz und Stimme im Ministerrathe. In dieser Eigenschaft hat er an der Abfassung jener Gesetzentwürfe, welche auf Grund des Octoberdiploms dem Reichsrathe und den Ländervertretungen vorgelegt wurden, rühmlichen Antheil genommen.

Das österreichische Herrenhaus, in welches er nach dem Erscheinen des Februar-Patentes als lebenslängliches Mitglied berufen wurde, bildete fortan die Stätte seiner glänzenden Leistungen als Redner und Politiker. Begeistert für die Macht, Größe und centrale Zusammenfassung Österreichs war Lichtenfels der berufenste Vertreter des Centralismus und der Staatssouverainetät, welche er selbst dem Parlamentarismus gegenüber, soweit sich derselbe auf die Machtbefugnisse des Volkes berufen wollte, thatkräftig in Schutz nahm. Volksthümlich wurde der Name Lichtenfels daher erst in den Tagen der erregten confessionellen Verhandlungen im Herrenhause und durch jene über das Volksschulgesetz. Auch in die Wahlreform hat er mächtig eingegriffen, indem er die Loslösung des Reichsrathes von den Landtagen im Interesse des Völkerfriedens für unabweislich erachtete und mit der ihm eigenthümlichen juristischen Dialektik mächtig förderte. Freiherr von Lichtenfels hatte auch das Glück, in die Reihe jener hervorragenden Gelehrten zu treten, welchen der edle Erzherzog Franz Karl den Unterricht seiner Söhne in den Rechts- und Staatswissenschaften anvertraute. Und so war er denn auch unserem Kaiser und Herrn ein bewährter Lehrer und das kaiserliche Vertrauen hat ihn bis an sein spätes Lebensende begleitet. Staatsrath Freiherr von Lichtenfels verschied am 2. October 1877.

An seinem Sarge trauerten Thron und Volk, denn er war ein erleuchteter wahrhaft gebildeter Geist, ein Ehrfurcht gebietender, lauterer Charakter, und ein in seinen Grundsätzen beharrlicher und nur von innerer Überzeugung getragener Staatsmann.

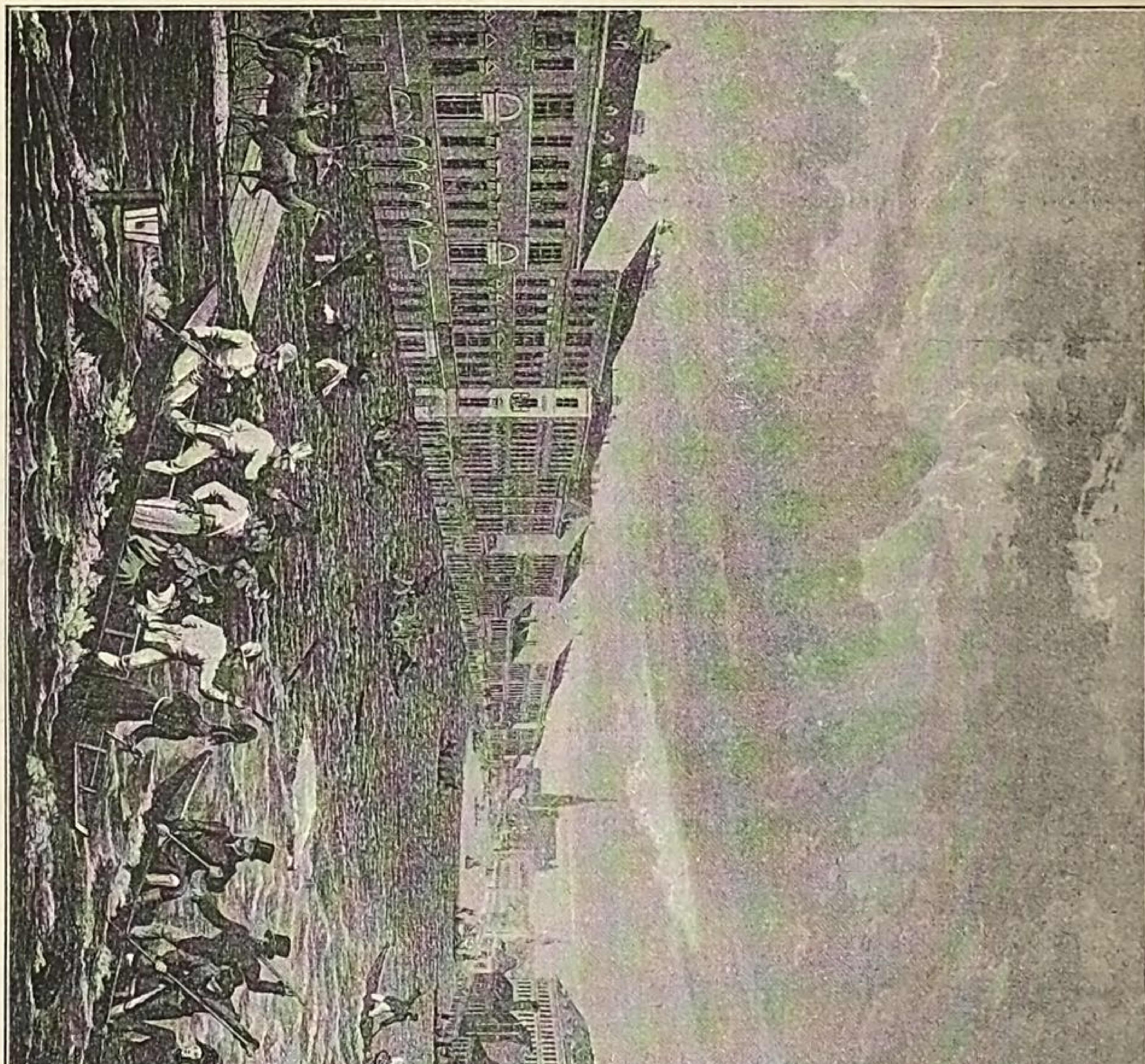
Dr. Ferdinand Lentner.

Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie.*)

Ein Leben, nicht auffällig durch den Reichthum spannender Wechselfälle, aber reich an wahrem innerem Gehalt, war dem edlen Manne beschieden, der ewig im Gedächtnisse des österreichischen Volkes fortleben wird, den es nicht nur als Vater unseres Kaisers verehrte, sondern auch als Vater des Volkes liebte.

Erzherzog Franz Karl, war am 7. Dec. 1802 als zweiter Sohn Kaiser Franz I. aus dessen Ehe mit Prinzessin Maria Theresia beider Sicilien geboren. Eine ungemein sorgfältige Erziehung entwickelte die reichen Talente des Prinzen, der sich mit großem Eifer und jener außerordentlichen Gewissenhaftigkeit, die einen Grundzug seines Charakters bildete, den wissenschaftlichen Studien widmete. Ein Spielgenosse des hochbegabten Herzogs von Reichstadt, ward der Erzherzog später dessen Freund und betrauerte das allzufrühe Hinscheiden dieses edlen Prinzen. Schon in seiner Jugend zeigte Erzherzog Franz große Theilnahme für alle gemeinnützigen Unternehmungen, welche das Volkswohl förderten. Im Jahre 1824 vermählte er sich mit der schönen geistvollen Prinzessin Sophie, Tochter des Königs Maximilian Josef von Bayern; eine Ehe, welche sich bei der Übereinstimmung der Charaktere und bei den trefflichen Eigenschaften und dem häuslichen Sinn der erlauchten Ehegatten zu einer äußerst glücklichen gestaltete. Dieses Glück wurde gekrönt, als dem erzherzoglichen Paare 1830 ein Sohn, Erzherzog Franz Josef geboren wurde. Nach dem Ableben Kaiser Franz I. eröffnete sich dem Erzherzoge Franz Karl ein weites Feld der Thätigkeit. Von seinem Bruder, Kaiser Ferdinand als erstes Mitglied in die „Oberste Staats-Conferenz“ berufen, nahm er bedeutenden Einfluss auf alle Staatsangelegenheiten. Unterstützt von einem außerordentlichen Gedächtnisse gewann er eine genaue Kenntnis der

*) V. E. I. 851 II. 939—941.



Erzherzog Franz Karl bei der Überschwemmung 1830.
Nach einem Kupferstiche von Karl Rahl.

Zustände und Verhältnisse des Reiches, das er auf vielen Reisen in allen Theilen unmittelbar kennen lernte. Dabei verkehrte er nicht nur mit den Behörden, sondern auch halten. Dass er jetzt noch mehr alle gemeinnützigen Unternehmungen persönlich förderte und unterstützte, ist ebenso selbstverständlich, wie dass seine Thätigkeit ihn im vollsten



Erzherzogin Sophie mit Erzherzog Franz Josef.
Stieler pinx. Bodener lithogr.

direct mit den Kreisen des Volkes, insbesondere mit der Geschäftswelt. Sein Beispiel wirkte erziehend und anweisend auf die Beamtenschaft, die andrerseits in ihm einen warmen Freund und Fürsprecher bei seinem kaiserlichen Bruder und bei der Regierung fand. Bei seinem gesunden praktischen Sinne legte er vor allem darauf Wert, dass dem Volke ein ruhiges, behagliches Dasein ermöglicht werde; er wollte ihm alle Noth fernehalten.

Sinne des Wortes volksthümlich machte. Wer ein Anliegen hatte, wandte sich an ihn, und wenn es irgendwie gieng, half der Erzherzog. Bei allen Unglücksfällen war er der Erste, der Trost und Hilfe spendete. So begab er sich bei der großen Überschwemmung 1830 selbst in die überschwemmten Vorstädte und sorgte für Rettung und Vertheilung von Lebensmitteln. Sein unerschütterliches Vertrauen auf das Volk, dessen Liebe und Treue, wurde

selbst durch die Stürme des Jahres 1848 nicht vernichtet, so peinlich gerade ihn die Ereignisse berühren musste. In dieser schweren Zeit lasteten die Pflichten des Herrschers auf ihn, da er seinen kaiserlichen Bruder vertreten musste. Jene traurigen Ereignisse hatten in Kaiser Ferdinand den Entschluss gereift, der Regierung zu entsagen; und nach den Hausgesetzen war Erzherzog Franz Karl zur Thronfolge berufen. Im Familienrathe wurde jedoch die Anschauung geltend gemacht, dass der Thronfolger völlig unberührt von den vorhergegangenen Verwicklungen, volle Freiheit seiner Entschlüsse und Handlungen haben müsse, und aus diesem Grunde verzichtete Erzherzog Franz Karl mit edler Selbstverleugnung freiwillig auf sein Recht zu Gunsten seines Sohnes Franz Josef. Aus dem gleichen Grunde hielt sich von da an der Erzherzog allen Staatsgeschäften ferne. Dafür suchten er und seine edle Gemahlin ihre Aufgabe darin, dem jungen Monarchen die Herzen seiner Völker zu gewinnen, ihm Freunde zu werben. Auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und des Gemeinnützigen entfaltete Franz Karl nun eine reiche, unendlich segensvolle Thätigkeit, hier zeigte er alle die herrlichen Tugenden eines in Wahrheit edlen Menschen. Als Protector zahlreicher Vereine, besonders des zur Hebung der Bildung des Volkes ins Leben gerufenen und noch blühenden Österreichischen Volksschriften-Vereins und des Wiener Blinden-Institutes, die er reichlich unterstützte, blieb er in vielfacher Berührung mit allen Kreisen des Volkes. Der Ruf seines unerschöpflichen Wohlthätigkeitssinnes führte ihm Bittsteller aller Art zu, und „von Herzen gern" — wie sein Lieblingsausdruck war — erfüllte er die Bitten, wenn es nur irgendwie in seiner Macht stand, denn dies gewährte ihm das reinste Vergnügen.

Eine innige Zuneigung bewahrte er stets seinen „lieben Wienern," an seiner Heimat hieng er ja mit allen Fasern seines Herzens, die Beamten und die Blinden waren seine besonderen Schützlinge. Im Volke und mit dem Volke zu verkehren, war ihm ein Bedürfnis und seine Leutseligkeit und Freundlichkeit erwarben ihm wirklich begeisterte Anhänglichkeit. Ein ungemein großer Freund der Natur, wie alle edlen Menschen, liebte er Spaziergänge und Ausflüge auf die Jagd; die Schauspielkunst und die Musik fanden in ihm einen eifrigen Verehrer und Gönner. Bekanntlich verdankte Heinrich Laube, der Reformator des Hofburgtheaters, in erster Linie seine Berufung nach Wien dem erzherzoglichen Paare, und dieses blieb ihm Stütze und Förderer. Den Winter verbrachte er in Wien, wo er als liebenswürdiger Hausherr mit seiner edlen Gemahlin der Mittelpunkt öfter wiederkehrender trauter Familienfeste und Zusammenkünfte war. In Wien fuhr er stets sechsspännig. „Gehen will ich wie jeder Bürgerliche, fahren aber kaiserlich," hatte er gesagt und das Volk sah es gerne, denn es liebt es, wenn sich die Mitglieder des Kaiserhauses mitunter im kaiserlichen Glanze zeigen. Der 1. Mai mit seiner Praterfahrt, an welcher der Erzherzog stets theilnahm und nach der sich die Mitglieder unseres Kaiserhauses als seine Gäste im Rosengarten des Praters zum Dîner versammelten, bildete zumeist den Schluss des Winteraufenthaltes. Hierauf wurde in Schönbrunn residiert, und der Sommer in Ischl verbracht. Vor der Übersiedlung nach Wien wurde in der Regel noch ein 6—8-wöchentlicher Aufenthalt in Salzburg genommen. Ischl verdankt zum größten Theile dem Erzherzoge, was es geworden ist, und das Denkmal, welches der dankbare Curort ihm gesetzt, wird noch späte Geschlechter an den guten alten Herrn erinnern, der hier unzählige Wohlthaten geübt hat. Die innige Frömmigkeit, welche ihn beseelte, gab sich auch kund in den Besuchen der Wallfahrtsorte: Maria-Zell, Maria-Laufen, Maria-Plain u. a., die alljährlich stattfanden. Die Lust am Leben, das sich Jedem schön gestaltet, der es wohl anwendet, die Freude an dem vielen Guten, welches die Welt darbietet, erzeugt jene reine Seelenheiterkeit, aus welcher die Lust zum Scherze, und jener herzerquickende Humor floss, welche dem Erzherzoge eigen waren. Schweres Leid traf den Erzherzog im Jahre 1867 durch das beklagenswerte Ende seines hochbegabten Sohnes, des Kaisers Maximilian von Mexico und dann als am 28. Mai 1872 seine theure Gemahlin starb.

Prinzessin Friederike Dorothea Sophie Tochter des Königs Josef Maximilian von Bayern (geboren 27. Jänner 1805), hatte sich am 4 November 1824 mit Erzherzog Franz Karl vermählt. Ausgezeichnet durch

Schönheit, Geist und bezaubernde Liebenswürdigkeit, gewann sie bald nicht nur den ganzen Wiener Hof, als dessen Zierde sie galt, sondern auch die Herzen der Bevölkerung durch ihre Freundlichkeit und ihren Wohlthätigkeitssinn. Regen Antheil an allen Ereignissen nehmend, für alles Schöne und Gute in Künsten und Wissenschaften sich begeisternd, versammelte sie alle bedeutenden Männer um sich und war stets bemüht, alles zu fördern, was zum Wohle des Vaterlandes dienen konnte. Der große Einfluss, den sie durch den Zauber ihrer Persönlichkeit und ihres wahrhaft königlichen Geistes ausübte, mochte vielleicht zu der völlig grundlosen Meinung Anlass gegeben haben, dass sie nach dem Throne strebe. Nichts aber lag dieser edlen Frau ferner, als Selbstsucht und Ehrgeiz, und mit großherziger Selbstverleugnung entsagte sie mit ihrem gleichgesinnten Gemahle freiwillig dem Throne, weil die Lage des Reiches einen Monarchen erheischte, der mit jugendlicher Kraft die Zügel der Regierung ergreifen könnte. Damals, sowie später war auch ihr einziges Bestreben dem kaiserlichen Sohne Liebe und Freunde zu gewinnen und die rührendsten Beweise von Dankbarkeit erfuhren Jene, die dem Kaiser und Reiche Dienste geleistet hatten. So bot sie dem siegreich heimkehrenden Marschall Radetzky auf der Burgtreppe zum Willkomm Umarmung und Kuss *) und an einem seiner Namenstage empfieng der Held ein Bildnis des Kaisers mit einem von der hohen Frau selbst verfassten Gedichte, das ihren innigen Dank aussprach.*) Die zärtlichste Mutter und die beste Hausfrau, waltete die durch Hochsinnigkeit und Seelenadel hervorragende Erzherzogin in dem trauten Familienkreise, von dem nur Segen ausgieng und schenkte insbesondere der Erziehung ihrer Kinder, den Erzherzogen Franz Josef, Ferdinand Maximilian, Karl Ludwig, Ludwig Victor und der früh verstorbenen Erzherzogin Maria Anna unausgesetzt die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die ihr dafür auch die größte Dankbarkeit, die innigste Liebe widmeten und ihr Andenken in den höchsten Ehren halten.

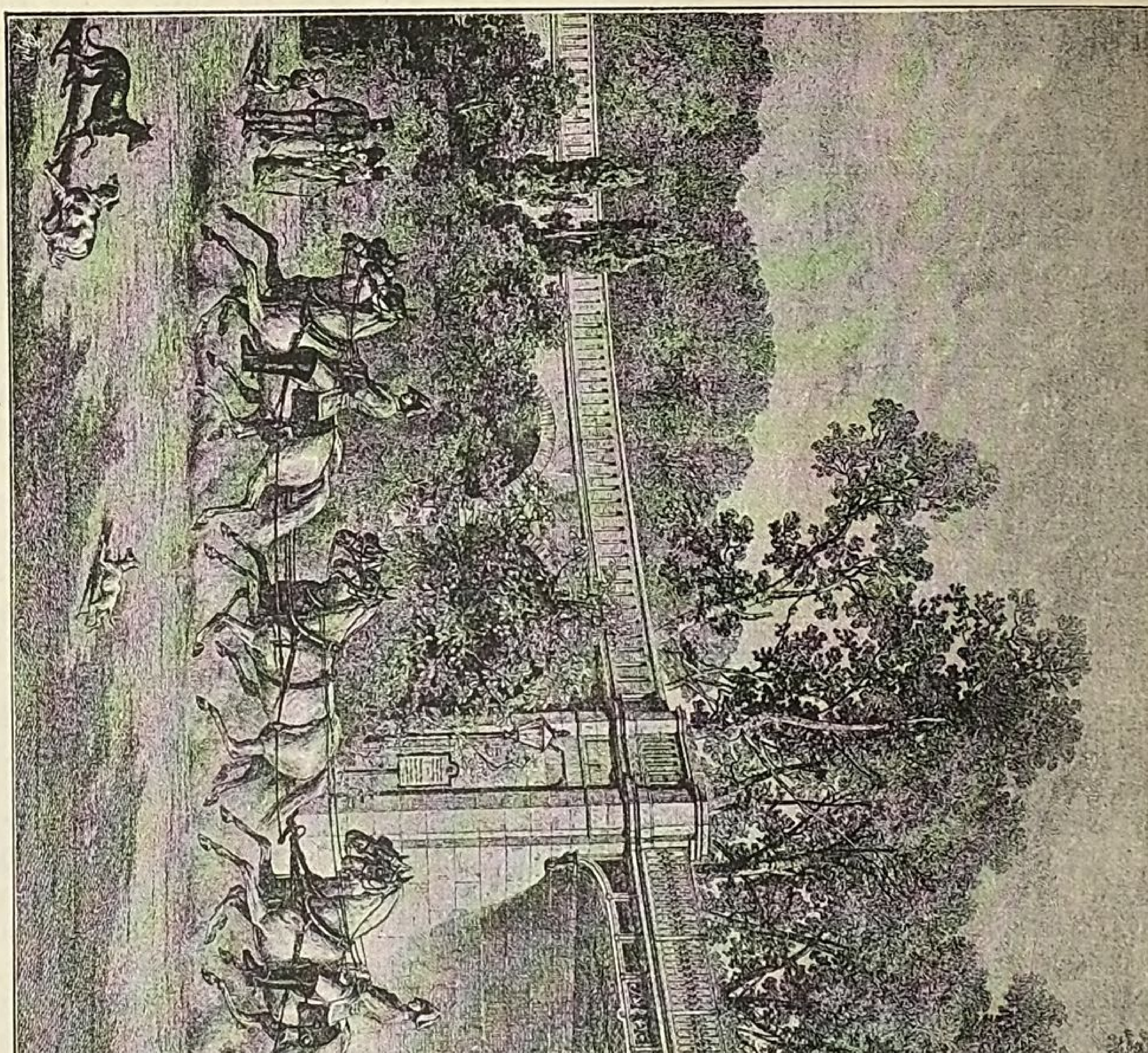


Erzherzog Franz Karl.

Der Erinnerung an seine unvergessliche Lebensgefährtin blieb fortan das Leben des Erzherzogs geweiht. Bei seiner maßvollen, geregelten Lebensweise war der Erzherzog stets gesund und rüstig geblieben, erst in den letzten Jahren hatten ihn einige Unfälle getroffen. Da zog er sich in den ersten Märztagen 1878 eine Erkältung zu, die eine ernstliche Krankheit zur Folge hatte, die Kräfte verfielen rasch und am 8. März, 12 Uhr mittags, schied Erzherzog Franz Karl aus dem irdischen Leben. Die Bestürzung und Trauer

*) Mit Bezug auf den, S. 309 abgedruckten Brief der Erzherzogin Sophie an den Feldmarschall Graf Radetzky vom 22. April 1848 erzählt der Geheimrath Baron Helfert in dem von der kürzlich gegründeten Leo-Gesellschaft vielversprechend angelegten „Österreichischen Literaturblatt" Nr. 1 über den von Ihrer kaiserlichen Hoheit ersehnten Augenblick, dem Marschall ihren Dank und ihre Verehrung zu beweisen, folgenden und gewiss noch wenig bekannten edlen Charakterzug dieser erlauchten Prinzessin: „Dieser Augenblick sollte ein Jahr später (1849) eintreten, als der nun hochgefeierte Sieger nach Wien kam. Er wohnte in der kaiserlichen Burg und war am Morgen nach seiner Ankunft noch in seinen Bequemlichkeitskleidern, als ihm die Erzherzogin gemeldet wurde. Einer unserer Diplomaten befand sich bei ihm, den er rasch bat, ihn bei der höchsten Frau für den Augenblick zu entschuldigen und dann ins Nebenzimmer eilte, sich umzukleiden. Schon war die Erzherzogin da, gleich darauf trat Radetzky aus dem Nebenzimmer heraus, der Diplomat entfernte sich, konnte aber noch im Fluge gewahren, was jetzt vor sich gieng. Die Erzherzogin saß, mit dem Sacktuch sich die Augen trocknend, Radetzky trat mit ehrfurchtsvoller Verbeugung vor sie hin, sie ergriff mit Hast seine Rechte und drückte darauf einen innigen Kuss, während ein heller Strom von Thränen ihre Wangen netzte und heftiges Schluchzen ihr die Sprache raubte." A. d. H.

*) V. E. II S. 1843.



Erzherzog Franz Karl aus dem Prater fahrend. Radierung von Zampis nach August Schäffer.

über den Tod des geliebten „alten Herrn" war umso größer, als er so unerwartet gekommen war, und die Äußerungen tiefsten Schmerzes bezeugten in ergreifender Weise, wie schwer das Volk den Verlust seines väterlichen Freundes und Lieblings fühlte. Am 12. März fand die Leichenfeier statt, an der ganz Wien theilnahm. Ein Freund der Wissenschaften und Künste, selbst ein guter Maler und ein Liebhaber der Musik*) war der Erzherzog ein Förderer alles Guten und Schönen, reich an fürstlichen und bürgerlichen Tugenden, mit einem Leben voll segensreichen Wirkens, groß und edel in seiner Bescheidenheit, mit einem Herzen voll Milde und Güte, — so schwebt uns die verklärte Gestalt des „guten alten Herrn" vor, und erweckt den Wunsch, dass Viele, dass Alle so sein möchten, wie er es gewesen.

Dr. Johannes Emmer.

Bearbeitet nach dessen „Erzherzog Franz Karl." Ein Erbauungsbüchlein für Volk und Jugend. Verlag von Heinrich Dieter in Salzburg.

*) Im kaiserlichen Schlosse Miramar befindet sich eine vom Erzherzog in Rembrandt'scher Art in Öl gut ausgeführte Porträtstudie. — Der Erzherzog bevorzugte die melodienreiche österreichische Musik, die beiden Walzerkönige Lanner und Johann Strauß (Siehe Seite 259) waren seine erkorenen Lieblinge, bei den Klängen ihrer hinreißenden Musik wiegte er selbst noch sein greises Haupt und es war nicht schwer wahrzunehmen, dass er sich dadurch in seine glückliche, sorgenfreie Jugend zurückversetzt glaubte. Keine größere Freude vermochte man Sr. k. und k. Hoheit zu bereiten, als mit der gelungenen Vorführung echter Wiener Walzer, für die er dem Kapellmeister stets persönlich dankte. A. d. H.

Karl Freiherr von Rokitansky und Josef Škoda,

berühmte Ärzte.

Wie der glänzende Purpur des Abendhimmels sich langsam in einen schwachen, rosenfarbenen Lichthauch verliert, der nach und nach in düsterem Grau verschwimmt, so war der Ruhmesglanz der Wiener medicinischen Schule in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts allmählich erblichen, als im Norden unseres Reiches ein Doppelgestirn aufgegangen war, das seine Strahlen auf dem Firmamente der Wissenschaft weithin leuchten ließ, als zwei Männer auf den Schauplatz traten, deren geistiger Pflug unvergängliche Furchen in den Geist der kommenden Geschlechter eingegraben, zwei Bahnbrecher, die Österreich mit Stolz die Seinigen nennt: Rokitansky und Škoda.

In der Brust Beider loderte kräftig die Liebe zu ihrer gemeinsamen heimatlichen Erde, zum sagenreichen Moldaulande, 1784 ward Rokitansky in Königgrätz geboren; im folgenden Jahre erblickte Škoda in Pilsen das Licht der Welt. Von der kleinen väterlichen Schlosserwerkstätte aus besuchte Letzterer die Schule, das Gymnasium und den philosophischen Cursus seiner Vaterstadt. Rokitansky studierte an den Gymnasien von Leitmeritz und Königgrätz, worauf er sich in Prag in die Anfangsgründe seiner Lieblingswissenschaft einweihen ließ. Beide waren dann nach Wien gezogen, um in gelehrtem Kampfe den Doctorhut zu erringen. Rokitansky gelang dies 1828, seinem Landsmanne erst 1831. In gleich bescheidenen, ja kärglichen Verhältnissen hatten sie, geradezu zu Ärzten voraus bestimmt, ihre Studien vollendet; viel Mühsal hatte ihre glühende Begeisterung für ihren erwählten schönen Beruf überwunden, große Schwierigkeiten ihre gediegene Kraft bekämpft, um dann wie im Triumphzuge den Gipfel der Ruhmeshöhe zu erklimmen, bis zu welcher ein Arzt überhaupt gelangen kann. Rokitansky wurde zuerst als Assistent an der pathologisch-anatomischen Anstalt verwendet und fand seither in der Residenzstadt ein dauerndes Heim. 1834 zum Professor der pathologischen Anatomie und Prosector des großen Allgemeinen Krankenhauses befördert, wurde er auch zum gerichtlichen Anatom für sämmtliche in Wien der amtlichen Leichenöffnung zu unterwerfenden Fälle von zweifelhaften Todesarten ernannt. Den Ruhmestagen des Schlossersohnes waren jedoch schwere Kämpfe vorausgegangen. Nach-

dem Škoda sich vorerst einige Zeit als Cholera-bezirksarzt in seinem Heimatlande hatte verwenden lassen, übersiedelte er 1833 als Secundararzt in das Allgemeine Krankenhaus in Wien. Jetzt wirkten Anatom und Kliniker an gleicher Stätte, jetzt begann zu dämmern das



Rokitansky.
Nach einer Lithographie von Dauthage. 1853.

Morgenroth einer neuen Ära. Kurze Zeit nachher folgte Škoda einem Rufe als Armenarzt in die damalige Vorstadt St. Ulrich, 1846 erlangte er die Professur auf der Klinik. Vier Jahre vorher hatten die beiden Freunde eine Studienreise nach dem Babel an der Seine gemacht; von Škoda war dann die erste Anregung zu der späteren so gründlichen Umgestaltung der Dermatologie ausgegangen, wodurch die Wiener Schule in umso erhöhterem Glanze erstrahlte. 1870 zog er sich in den Ruhestand zurück; sein Landsmann aber harrte noch fünf Jahre im liebgewonnenen Hause in der Alserstraße aus.

Rokitansky versuchte Einsicht zu gewinnen, in die Ursachen und in die allmähliche Entwicklung der pathologischen Vorgänge und deren Beziehungen zum Verlaufe der Krankheiten. Neben plastischer und naturgetreuer Schilderung des pathologischen Befundes trachtete er überall die möglichen Ausartungen der krankhaften Processe, sowie die Wege für Wiederherstellung der Integrität der erkrankten Gewebe festzustellen. Was er am Seciertische zutage gefördert, das verwertete sein stiller Freund Škoda mit der schweren Zunge in befruchtender Weise am Krankenbette. Er versuchte nämlich die als Ergebnis der Untersuchungs-Methoden bei Krankheiten der Brustorgane beobachteten Schallverschiedenheiten nach physikalisch-akustischen Gesetzen zu erklären und die Bedingungen ihres Entstehens durch Zuhilfenahme directer Experimente aufzufinden. In diesem Sinne hatte er das epochale Werk „Percussion und Auscultation“ *) geschrieben, mit welchem er die ganze medicinische Welt in staunende Bewunderung versetzte und den bis dahin allgemein und auch in Österreich geltenden Lehren der französischen Diagnostiker Laennec, Corvisart, Piorry und anderer entgegentrat, von welchen die physikalischen, am Krankenlager ermittelten Symptome sofort als Zeichen eines bestimmten Krankheitsprocesses

*) Der eigentliche Erfinder der Percussion des Brustkorbes ist der zu Graz 1777 geborene und 1809 in Wien verstorbene Arzt Leopold Auenbrugger, der darüber die Schrift Juventum novum herausgegeben hat. Der verdienstvolle Universitäts-Professor und Kinderarzt Dr. Franz Clar hat diese Schrift 1867 in Graz mit einer deutschen Übersetzung des Textes neu veröffentlicht und mit einer

gedeutet wurden. Seine Studien über die Ätiologie der Krankheiten hatten in ihm auch den kühnen Gedanken rege gemacht, Wien mit köstlichem Alpenwasser zu versehen, — ein gewichtiger Umstand mehr zu seiner großen Beliebtheit.

Dabei war Škoda als Mensch und Geist gleich edel und bewundernswert. Seine unbegrenzte Herzensgüte trat bei stillem Wohlthun so recht hervor. Ganz im Geheimen unterstützte seine milde Hand mit großmüthigen Gaben Hunderte von erwerbsunfähigen Witwen und Waisen; auch verunglückte Berufsgenossen verließen nie seine Schwelle, ohne dass er mildthätig nach besten Kräften ihr Elend gelindert hätte. Kann hinwiederum ein schöneres Gefühlsleben gedacht werden, als es in der Familie Rokitansky's herrschte und unter seiner väterlichen Hand zu duftigster Blüte sich entfaltete?

So waren Rokitansky und Škoda, die Säulen der Wiener Schule, die Herren der Heilwissenschaft.

Als nun der unerbittliche Sensenmann Rokitansky von des Freundes Seite gerissen und dieser ihm nach noch nicht ganz verflossenem Triennium in die kühle Erde nachfolgte, als die großen Geister für immer entrückt waren der engen Sphäre des physischen Lebens: da fühlte das Vaterland, da fühlte die Wissenschaft, welch' unersetzlichen Verlust sie damit erlitten. Sogar im Tode noch vereint, schlafen jetzt die beiden Meister in Hernals in nächster Nähe gemeinsam den ewigen Schlaf.

sehr wertvollen Einleitung versehen. Er ist auch der Gründer der Auenbrugger Stiftung für Witwen und Waisen bedürftiger Ärzte. Diese Nachrichten verdanke ich seinem würdigen Sohne, dem kaiserlichen Rathe, Docenten an der Wiener Universität und dirigierenden Brunnenarzte von Gleichenberg, Dr. Konrad Clar, der auch ein gelungenes Bildnis Auenbrugger's besitzt. A. d. H.

Ihr Name ist aber nicht erloschen. In den Geschichtsblättern künftiger Jahrhunderte und in der Dankbarkeit der spätesten Geschlechter wird dies Dioscurenpaar für immer eine helle Leuchte am medicinischen Horizonte bleiben; wird „Rokitansky und Škoda" ehrend



Škoda.
Nach einer Lithographie von Dauthage 1862.

und bewundernd ausgesprochen werden nicht nur in unserer österreichischen Heimat, nicht nur in ganz Europa, sondern weit über die Grenzen unseres Welttheiles hinaus; wird der so unansehnliche Friedhof am Alserbache, auf dem die ruhmreichsten Kämpfer aus der medicinischen Welt ruhen, für und für eine heilige Stätte pietätvoller Erinnerung bleiben.

Emil Roman Ritter Wychodil von Hannaburg.

Die Occupation Bosniens und der Herzegovina im Jahre 1878.*)

Durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 wurde Österreich-Ungarn von den europäischen Großmächten mit der Vollmacht betraut, die türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina zu besetzen und zu verwalten. Die durch den russisch-türkischen Krieg bedingten politischen und territorialen Umgestaltungen auf der Balkanhalbinsel, sowie der Umstand, dass die beiden genannten Provinzen in den letzten Jahren einen gefährlichen Herd für Aufstände gebildet, hatten die auf dem Berliner Congresse vereinigten Vertreter der Mächte von der Nothwendigkeit überzeugt, die Einführung geordneter Zustände in jenen Ländern, bezüglich welcher sich die Bemühungen der Türkei machtlos erwiesen hatten, einem Reiche anzuvertrauen, dessen geistige und physische Stärke den Erfolg der großen Aufgabe im vorhinein verbürgten. Abgesehen von der Sicherung der eigenen Grenzen, welche durch das Hereinbrechen von Tausenden von Flüchtlingen aus dem türkischen Gebiete empfindlich zu leiden gehabt, war es eine Cultur-Mission in des Wortes edelster Bedeutung, die Österreich-Ungarn auf dem Berliner Congresse übernommen. Galt es doch jenen Ländern, in denen bislang nur Willkür und die Macht des Stärkeren geherrscht, in denen Unduldsamkeit und Unterdrückung fast ununterbrochen innere Kämpfe nach sich gezogen hatten, die Segnungen des Friedens in vollem Maße zu gewähren. Die Befreiung der Christen von dem schweren Drucke, der bisher auf ihnen gelastet, die gesetzliche Gleichstellung der Mitglieder aller Glaubensbekenntnisse, die Einsetzung eines gerechten Richterstandes und unbestechlicher Verwaltungsbeamten, die Hebung des allgemeinen Wohlstandes durch Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie, dies waren die edlen Ziele, welche die kaiserliche Regierung vor Augen hatte, als sie die Occupation ins Werk setzte.

*) V. E. II. 941—946.

Dass dieses ehrliche Streben von der Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina anfangs verkannt worden, ist dem Einflusse von fanatischen Wühlern zuzuschreiben, welche das Eingreifen einer fremden Macht in die Geschicke des Landes, namentlich den Mohammedanern als eine Gefahr für ihren Glauben, wie für ihre althergebrachten Sitten und Gebräuche schildernd, allenthalben Misstrauen gegen die österreichischen Truppen säeten und zum Widerstande gegen das Vordringen derselben aufreizten. Den religiösen Fanatikern schlossen sich theils politische Abenteurer aus den slavischen Grenzländern, theils einheimisches Gesindel an, welches steter Kämpfe gewohnt, bei neuen kriegerischen Ereignissen im Trüben zu fischen und seine Beutelust zu befriedigen hoffte. Nicht wenig trug hiezu die etwas zweifelhafte Haltung der Pforte bei, welche die im Lande selbst ausgehobenen Truppen dort angehäuft und dafür Sorge getragen hatte, die daselbst befindlichen Waffen- und Munitions-Magazine derart mit Vorräthen zu versehen, dass die Gegner der Occupation im gegebenen Augenblicke um ihre Ausrüstung nicht in Verlegenheit gerathen konnten. Unter diesen Umständen verwandelte sich die geplante friedliche Besetzung bald in einen regelrechten Feldzug, der dem österreichischen Heere und dessen Führern vielfach Gelegenheit bot, neuen Kriegsruhm zu ernten und durch dessen glänzenden Erfolg den goldenen Blättern vaterländischer Kriegsgeschichte ein umso herrlicheres Blatt angefügt wurde, als bei diesem Anlasse die österreichische Armee zum erstenmale seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, ihre alte Tapferkeit als Volksheer erprobte. Die Überschreitung der bosnischen Grenze erfolgte am 29. Juli an vier Punkten. Die XX. Infanterie-Truppen-Division übersetzte die Save bei Samac, die VI. mit dem Corps-Hauptquartier bei Brod, die VII. die Save bei Alt-Gradiska und die Unna bei Kostajnica. Die Vorrückung der XVIII. Division in die Herzegowina begann am 1. August.

Die der erstgenannten Marschcolonne zugewiesene Aufgabe bestand in der Besetzung der wichtigsten Orte Ost-Bosniens, insbesondere Doljna-Tuzlas; von da sollte dieselbe weiter nach Zwornik vordringen und von diesem Punkte aus die Verbindung mit Serajewo herstellen, gleichzeitig die Flanke der Haupt-Operationslinie im Bosna-Thale deckend. Durch letzteres führte der Commandant des aus den drei Divisionen gebildeten XIII. Armee-Corps, Feldzeugmeister Josef Freiherr von Philippović die VI. Division, während die VII. unter dem Befehle des Feldmarschalllieutenants Wilhelm Herzogs von Württemberg Banjaluka besetzte und im Verbas-Thale über Varcar-Vakuf und Jaice vorgehend, die Stadt Travnik zu erreichen und von dort eine Brigade gegen Compagnie-Han zu entsenden hatte, welche mit der Hauptcolonne vereinigt, den Vormarsch derselben nach Serajewo unterstützen sollte.

Am 3. August stieß eine von dem Obercommandanten auf Recognoscierung ausgesandte Escadron des 7. Husaren-Regimentes vor Zepce auf eine über tausend Mann starke Insurgentenschar. Nach einem kurzen Feuergefechte der Vorhut, traten die Reiter angesichts der feindlichen Übermacht den Rückzug an, wurden aber in Maglaj, wo ihnen noch vor wenigen Stunden die Spitzen der Behörden freundlich entgegengekommen waren, mit einem mörderischen Feuer empfangen, welches die Reihen der braven Husaren stark lichtete, so dass nur etwa die Hälfte der Escadron nach Doboj zurückkam. Schon in den nächsten Tagen jedoch fand Feldzeugmeister Baron Philippović Gelegenheit, den an den Husaren begangenen Verrath zu rächen. Am 4. August schlug er die Aufständischen, die sich seinem Vormarsche durch das Bosnathal entgegengesetzt hatten, bei Kosna und Tags darauf überraschte er den bei Maglaj lagernden Feind, den die concentrisch vorrückenden Truppen mit solchem Ungestüm angriffen, dass er theils in ein Kreuzfeuer gerieth, theils auf der Flucht in den Bosna-Fluss gedrängt wurde, in dem eine namhafte Anzahl Insurgenten den Tod fand. Am 7. August wurde der Vormarsch gegen Zepce angetreten und hier war es, wo die Hauptcolonne auf den stärksten Widerstand stieß. Der Feind, der in diesem Gefechte an 7—8000 Mann zählte und über 4 Geschütze verfügte, hatte auf den bewaldeten Höhen eine überaus günstige Stellung eingenommen, aus welcher er erst nach fast sechsstündigem erbitterten Kampfe durch die große Tapferkeit unserer Truppen geworfen und zum Rückzuge gezwungen werden konnte. Einigen Abtheilungen des 52. Infanterie-Regiments und des 27. Jägerbataillons gelang es hiebei, ein anatolisches Rediv-Bataillon sammt dem Major und sämmtlichen Officieren gefangen zu nehmen. Nach dem Gefechte bei Zepce hatte die Hauptcolonne das überaus gefährliche Defilé von Vranduk zu passieren, wo schon Prinz Eugen von Savoyen auf seinem Zuge nach Bosnien heftigen Widerstand gefunden hatte, und Feldzeugmeister Baron Philippović darauf gefasst war, dass das Vordringen seiner Truppen schwere Opfer kosten würde. Zu seiner Überraschung fand der Obercommandant den Engpass und das denselben beherrschende Castell vom Feinde geräumt. Der Grund für dieses plötzliche Zurückweichen der Insurgenten ist in den Erfolgen zu suchen, welche die VII. Infanterie-Division unter der Führung des Feldmarschall-Lieutenants Herzogs von Württemberg am 5. August bei Rogelje und am 7. bei Jaice errangen und wobei sich die Brigade-Commandanten Generalmajor Erzherzog Johann und Oberst von Villecz durch große Umsicht und ihre Truppen durch glänzende Bravour hervorthaten. Als das Corps-Hauptquartier auf diese Weise unbehelligt in Zenica ankam, erschien Hafiz Pascha, der türkische Militär-Commandant von Bosnien, mit einer Deputation von Bürgern aus Serajewo im kaiserlichen Truppenlager, um den Feldzeugmeister Freiherrn von Philippović zu bestimmen, von jedem weiteren Vordringen abzustehen, was dieser jedoch mit Berufung auf die ihm zugegangenen Befehle entschieden ablehnte. Nach dem Abmarsche der Hauptcolonne von Zenica vollzog dieselbe am 14. August ihre Verbindung mit der VII. Division, welche inzwischen die Stadt Travnik besetzt hatte und zog die Brigade Villecz an sich, mit welcher vereint die Operationen von Busovaca gegen die bosnische Hauptstadt fortgesetzt wurden, wobei die Insurgenten bei Han Bjelalovac eine neue Niederlage erlitten. Zu gleicher Zeit rückte auch die VI. Division, unter Feldmarschall-Lieutenant von Tegetthoff,

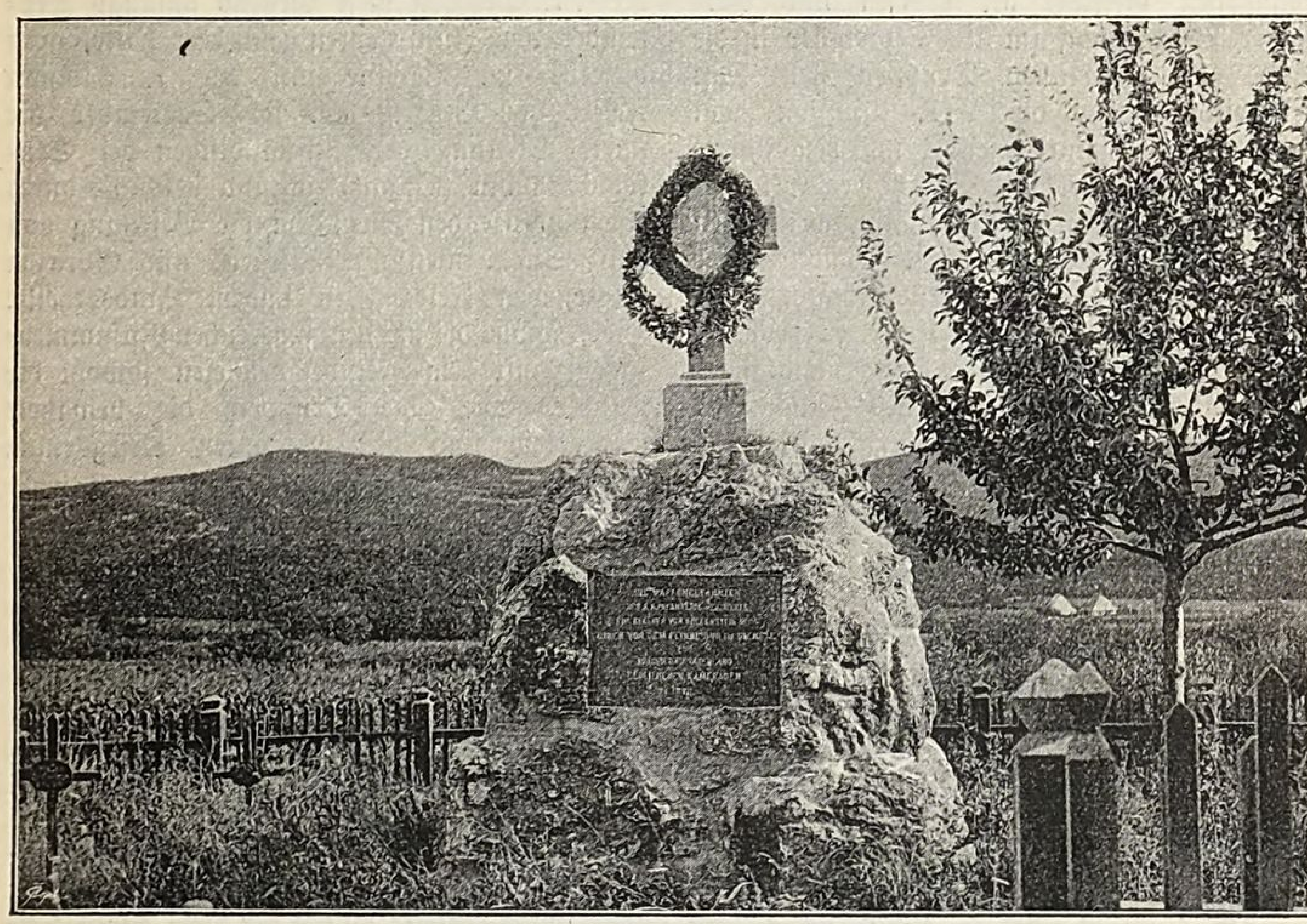
welche von Zenica gegen Visoka abgeschwenkt war und dort einen entscheidenden Sieg über den Feind erfochten hatte, gegen Serajewo vor. Am 17. August abends erreichte Feldzeugmeister Baron Philippovic nach vierzehnstündigem Marsche Blazuj, das nur wenige Stunden von Serajewo entfernt ist; fast gleichzeitig langte auch Feldmarschall-Lieutenant von Tegetthoff auf den die Stadt im Norden beherrschenden Höhen an. Der Absicht des Ersteren, den Geburtstag des Kaisers durch die Einnahme der bosnischen Hauptstadt zu verherrlichen, stand die übergroße Ermüdung der Truppen entgegen und so musste sich der Feldzeugmeister darauf beschränken, am 18. August eine scharfe Recognoscierung vorzunehmen, die allerdings bis vor die Thore der Hauptstadt ausgedehnt wurde. Tags darauf erfolgte dann unter Mitwirkung der VI. Division die Einnahme Serajewos, die sich zu einem der schönsten Waffenerfolge des bosnischen Feldzuges gestaltete und wodurch der Obercommandant sich in den Besitz des Mittelpunktes der aufständischen Bewegung setzend, auch einen großen moralischen Sieg über die Insurrection erfocht.

Es ist dem Freiherrn von Philippović als ein besonderes Verdienst anzurechnen, dass er den kühnen Vorstoß auf die Hauptstadt unternahm, trotzdem er schon einige Tage früher alles eher denn günstige Nachrichten von der XX. Division erhalten hatte, welche bei Doljna-Tuzla auf einen so heftigen Widerstand gestoßen war, dass der Gedanke an ein weiteres Vorgehen gegen Zwornik sofort fallen gelassen werden musste. Der Divisionär FML. Graf Szápáry, der zu jener Zeit über kaum mehr als eine Brigade verfügte, hielt der feindlichen Übermacht mit wahrem Löwenmuthe Stand. Unter beständigen Kämpfen gieng er im Spreca-Thale nach Gracanica zurück und schlug von dort nicht die Richtung nach Gradacac ein, auf der er gekommen, sondern wandte sich in das Bosnathal nach Doboj, um dem Obercommandanten mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte die von dem Feinde stark bedrohte Zuzugslinie von Brod nach Serajewo frei zu halten, wobei er von der Brigade des Generalmajors Johann Baron Waldstätten und von dem FML. Ritter von Schmigoz kräftigst unterstützt wurde. Fast gleichzeitig wurde auch die Besatzung von Banjaluka, in welcher Stadt die VII. Division nur eine schwache Garnison hatte zurücklassen können, von den Insurgenten hart bedrängt und nur der großen Tapferkeit dieser kleinen Schar, sowie dem rechtzeitigen Eingreifen der herbeigerittenen Verstärkungen, wobei sich Lieutenant Röhn mit einer Halbbatterie rühmlich hervorthat, ist es zu danken, dass der von dem Feinde geplante Überfall glücklich abgewehrt wurde.

In der Herzegowina war es inzwischen dem Feldmarschall-Lieutenant Baron Jovanović gelungen, sich ohne besondere Schwierigkeiten der Hauptstadt Mostar und der Festung Stolac zu bemächtigen. Erst als er diese Punkte besetzt hatte, begann sich der Aufstand zu entfalten. Eine von Stolac gegen Ljubinje entsendete Recognoscierungs-Abtheilung wurde von den Insurgenten bei Ravnica überfallen und erlitt bedeutende Verluste. Darauf erfolgte die Einschließung der Festung Stolac, deren vom Oberstlieutenant von Pachner befehligte Besatzung mit den größten Entbehrungen kämpfend, jede Aufforderung zur Übergabe standhaft von sich wies, bis ihr nach den heißen, doch siegreichen Gefechten von Kremenac Crnici, Dubrava, Pusic Han, Recice und Jasoc Entsatz zutheil werden konnte. Von der kritischen Lage der Besatzung hatte der Officiersstellvertreter Mihalčić, der sich als türkischer Soldat verkleidet nach mannigfachen Abenteuern unter steter Lebensgefahr in das Divisions-Stabsquartier durchgeschlichen hatte, das Divisions-Commando verständigt.

Die Unterstützung, welche die Insurrection jedoch von Seite der früher im Lande garnisonierenden türkischen Truppen fand, sowie der Umstand, dass die an einem Punkte geschlagenen Banden sich alsbald wieder an einem neuen Punkte sammelten und immer wieder für die weitere Ausbreitung des Aufstandes Sorge trugen, ließ es räthlich erscheinen, die Occupationstruppen ansehnlich zu verstärken, um der Bewegung durch rasch und entschieden geführte Schläge noch vor Hereinbruch der rauhen Jahreszeit vollständig Herr zu werden. Das Verdienst, die Sachlage in diesem Sinne richtig erkannt und die Aufstellung von weiteren drei Armee-Corps angeregt zu haben, wird dem damaligen Chef der Militärkanzlei und General-Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers, FML. Freiherrn von

Beck, allgemein zuerkannt, der sich später im Allerhöchsten Auftrage auch persönlich nach dem Occupationsgebiete begab und sowohl auf manche militärische Verhältnisse, wie auf die Pacificierung der beiden Provinzen den günstigsten Einfluss nahm. Feldzeugmeister Baron Philippovic wurde nun zum Commandanten der zweiten Armee ernannt, die sich aus dem III. vom FML. Grafen Szapáry befehligten auf, die innegehabten Stellungen gegen den, an mehreren Punkten heftig anstürmenden Gegner zu behaupten. In den ersten Septembertagen war die Mobilisierung durchgeführt und wurden die Operationen zunächst bei Doboj, wo FML. Graf Szapáry seine Stellung in einer Reihe von Gefechten vertheidigt hatte, in Angriff genommen. Nachdem sich das 4. Corps den Übergang über



Monument der bei Serajewo gefallenen Krieger des 41. Infanterie-Regiments.

Nach einer Photographie.

Armee-Corps, aus dem V. Corps, welches FML. Hermann Baron Ramberg commandierte, aus dem IV. vom FML. Freiherrn von Bienerth und dem XIII. von FML. Herzog von Württemberg befehligten Corps zusammensetzte. Bis zum Eintreffen dieser Verstärkungen, deren Mobilisierung Dank der vom Reichs-Kriegsminister FML. Graf Bylandt getroffenen Verfügungen mit großer Raschheit und Pünklichkeit von statten gieng, trat in den Operationen im Occupations-Gebiete eine kurze Ruhepause ein und beschränkte man sich dar- die Save bei Šamac und Nova Brička durch eine Beschießung dieser Punkte aus den jenseits aufgestellten Batterien und den Geschützen des Monitors „Leitha" erzwungen hatte, rückte dasselbe gegen Gradacac, Gorica und Doljna Tuzla vor, wohin auch das 3. Corps von Doboj aus durch das Spreca-Thal einen Vorstoß machte. Einem solchen Machtaufgebote vermochten die von dem Mufti von Taslidza geführten Insurgenten keinen Widerstand mehr zu leisten. Sie wurden theils geschlagen, theils zersprengt und die

kaiserlichen Truppen besetzten nun Tuzla und Zwornik und bekamen so die ganze Posavina in ihre Gewalt.

In der Herzegowina wurden gegen Ende August die Operationen gegen Nevesinje und Gacko fortgesetzt; nach Besetzung dieser Orte wurde am 7. September auch Trebinje nach einigen Kämpfen genommen. Schwieriger gestalteten sich die Operationen gegen die Festung Klobuk, welche erst nach einem vorhergegangenen Gefechte bei Gorica und viertägiger Beschießung am 28. September in die Hände der kaiserlichen Truppen fiel. Fast gleichzeitig wurde die VII. Division von Travnik gegen Livno entsendet und bemächtigte sich im Vereine mit der Brigade des Generalmajors Ritter von Csikos nach zweitägigen Kämpfen dieses festen Platzes. Schon vorher war es der Brigade des Generalmajors Sametz gelungen, die Festung Kljuc zu erobern, während die Generale Zach und Reinländer den erbitterten Widerstand des Feindes bei Bihac brachen und die Festung, allerdings nicht ohne schwere Opfer, erstürmten. Mit den siegreichen Gefechten bei Peci und der Beschießung und Besetzung der Veste Velika Kladusa schlossen gegen Ende October die Operationen in der Krajna und in Türkisch-Kroatien ab und konnte der Aufstand in diesen Gegenden als vollständig bezwungen angesehen werden.

Im südöstlichen Bosnien war dies bereits früher der Fall. Nachdem General Ritter v. Kopfinger in den letzten August-Tagen eine Streifung gegen Mokro unternommen und die VI. Division diese Gegend anfangs September von Insurgenten gesäubert hatte, griff dieselbe im Vereine mit der I. Division FML. von Vecsey, am 21. September die starke Stellung der Aufständischen bei Senković-Bandin (Odziak) an und beschloss durch einen glänzenden Sieg, dem die Besetzung von ganz Südbosnien mit Visegrad und Gorazda folgte, den Feldzug in diesem Landestheile. Hier, sowie bei all den zahlreichen Zusammenstößen mit dem Feinde bewiesen sowohl die Führer, wie die Truppen die bewährte Tapferkeit und den bekannten Kriegsruhm der österreichisch-ungarischen Armee.

Dr. Konrad Ritter v. Zdekauer.

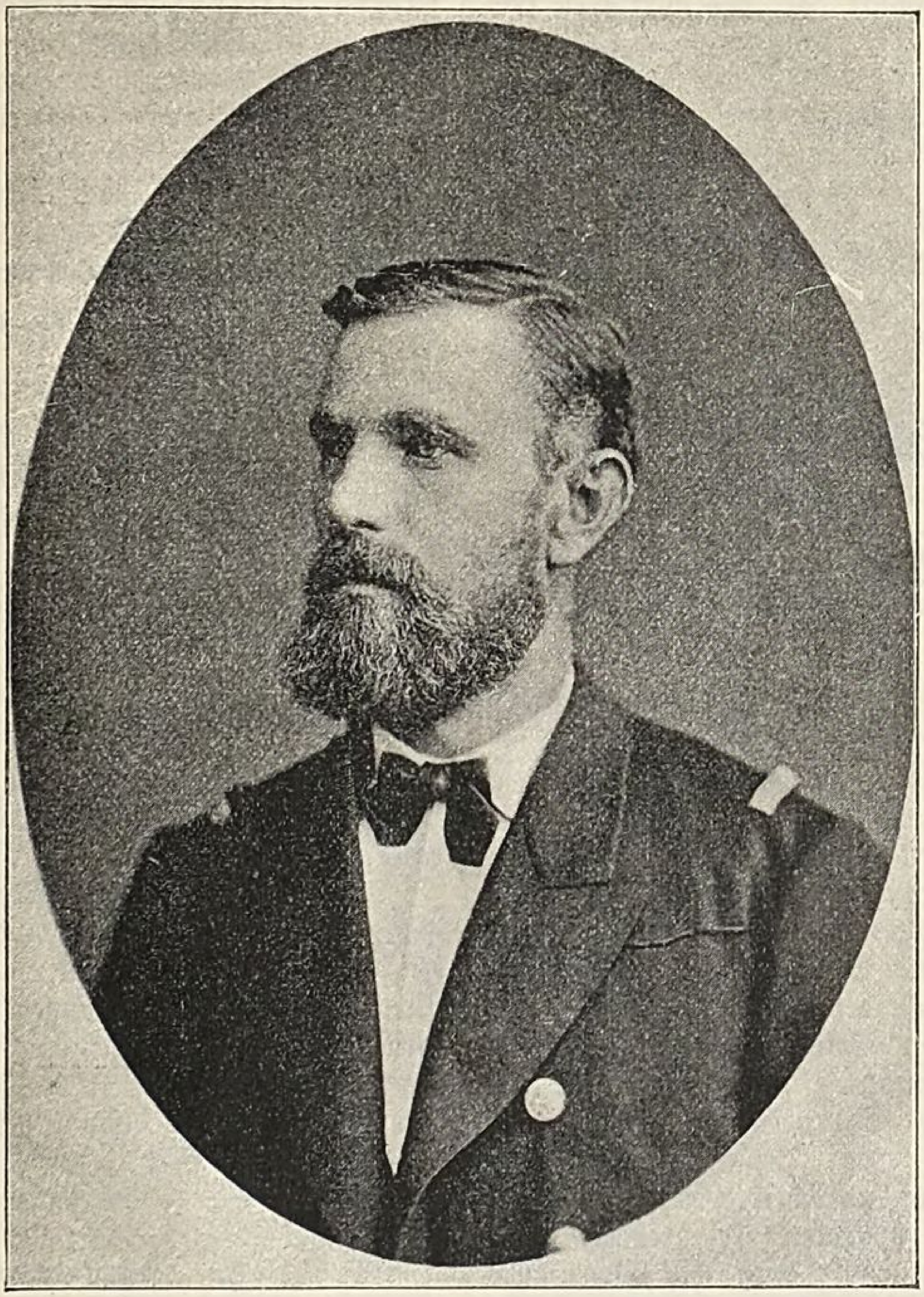
Karl Weyprecht,

k. k. Linienschiffs-Lieutenant.

Der österreichische Nordpolfahrer und Führer der österreichischen Expedition, die 2 Jahre im ewigen Eise verlebte und das Franz-Josefs-Land im 82. nördlichen Breitengrade entdeckte, wurde am 8. September 1838 in Darmstadt, als der dritte Sohn des Hof-Gerichts-Advocaten Weyprecht geboren, studierte das Gymnasium und die Gewerbeschule und trat 1856 in den Dienst der österreichischen Kriegsmarine. Unter dem Commando Tegetthoff's an Bord der Fregatte „Radetzky" zeichnete er sich schon als tüchtiger Officier aus und als in der Seeschlacht bei Lissa (1866) sein Commandant Baron Moll durch eine feindliche Kanonenkugel getödtet wurde, übernahm er, da er sich an seiner Seite befand, das Commando der Fregatte während des Gefechtes, bis der rangsälteste Schiffsofficier sich auf den ihm dadurch zukommenden Commandoposten einzufinden vermochte. Der in seiner Charge und an Jahren noch junge Officier wurde für diese vorzügliche Dienstleistung und Geistesgegenwart im entscheidenden Momente durch die Verleihung des österreichischen Ordens des eisernen Krone von Sr. Majestät ausgezeichnet.

In den Jahren 1869 und 1870 nahm er hervorragenden Antheil an dem schwierigen und glänzend durchgeführten Werke der Küstenaufnahme des Adriatischen Meeres. Im Jahre 1872 wurde er der Führer der Nordpol-Expedition, die, durch Grafen Wilczek's großmüthige Unterstützung ausgerüstet und durchwegs mit Matrosen des österreichischen Küstenlandes bemannt war, ein glänzendes Beispiel geliefert hat, daß Charakter, Ausdauer und gutes Beispiel das Größte zu leisten imstande sind, dass unsere Matrosen der Adria die

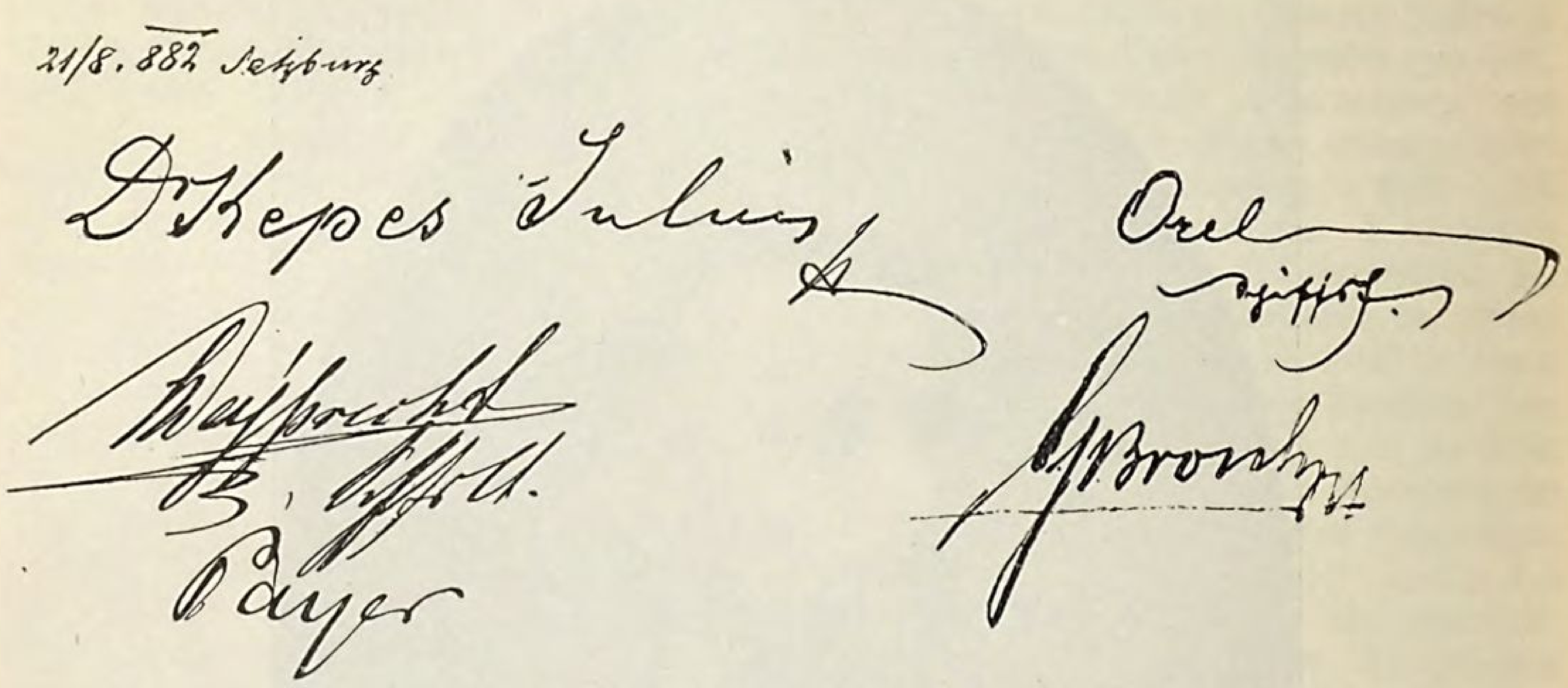
Gluten des Äquators ebenso gut ertragen, wie die Kälte der Polargegenden, in den glühenden Tropen ebenso leistungsfähig bleiben als im ewigen Eise — wenn sie gut geführt und jedem vertrauungsvoll folgten und eine 96-tägige Bootfahrt über Pack- und Treibeis und über das offene Meer bis an die Küste von Novaja Sembla unternahmen, wo sie



Karl Weyprecht. Nach einer Photographie.

sind. Wo bei anderen Expeditionen in hohen Breitengraden wie bei jenen Kane's und Hall's, Meuterei und Desertionen, ja sogar Selbstmorde aus Verzweiflung vorkamen, wusste Weyprecht seine Bemannung an Bord des Polarschiffes „Tegetthoff" arbeitslustig, heiter und gesund, subordiniert und willig zu erhalten, so dass alle beim Verlassen des Expeditions-Schiffes noch genügend körperlich rüstig und geistesfrisch, ihrem geliebten Führer in allem am 24. August 1874 vollzählig und gesund an Körper und Geist landeten und von einer russischen Brigg gastfreundlich aufgenommen wurden. Ein seltener, felsenfester Charakter, ein vielseitig gebildeter Mann mit eisernem Muthe und einer erstaunlichen Willenskraft, ein verlässlicher, Vertrauen einflößender Führer, der jeder Gefahr fest ins Auge zu blicken wusste, dabei ein Gemüthsmensch vom besten Herzen, unverwüstlichem Humor und echter

Kamerad — hatte er, der wissenschaftlich gebildete Mann, den Muth, über seine und alle ferneren Polar-Expeditionen den Stab zu brechen, solange ihre Aufgabe nur einzig und allein in der Entdeckung der östlichen oder westlichen Durchfahrt oder der wirklichen Erreichung des Poles bestehen würde. Diese Neugierde, sagte er selbst im Jahre 1874, sei die Menschen- und Geldopfer nicht wert — aber die Errichtung meteorologischer und magnetischer Stationen in der höchsten Breite des Nordens und Südens sei die wissenschaftliche Aufgabe, von der man sich für die Forschung die besten Erfolge versprechen kann. Und seine Behauptung fand den verdienten Beifall bei den Männern der Wissenschaft aller Nationen. Im Jahre 1882 wurden 12 solcher Polar-Stationen errichtet, die Regierungen aller größeren seefahrenden Stationen betheiligten sich daran, die Österreicher überwinterten auf der Insel Jan Mayen im grönländischen Meere (unter der Führung des Linien-Schiffslieutenants von Wohlgemuth, eines würdigen Nachfolgers Weyprecht's), — unter 71° nördlicher Breite und 6° in westlicher Länge von Greenwich — und Weyprecht's richtiger Gedanke hat auch seine würdigen Vertreter gefunden und „ein gemeinsames wissenschaftliches Vorgehen, mit Außerachtlassung nationaler Rivalität", wie er es gewünscht und gerathen, — erzweckt.



Autographen der Officiere der Nordpolexpedition.

Dies bleibt das schönste Denkmal, das sich dieser seltene Charakter und unermüdliche Forscher selbst gesetzt hat, nachdem er das Princip der Polarforschungen gleichsam testamentarisch ausgesprochen — bevor der Tod ihn am 29. März 1881 im kräftigsten Mannesalter ereilt hat. Ein Obelisk mit seinem Medaillon-Bild ziert das Grab in König bei Michelstadt, wo er in seiner vaterländischen Erde ruht.

Heinrich von Littrow.

Quelle: Karl Weyprecht, Der österreichische Nordpolfahrer. Erinnerungen und Briefe von Heinrich von Littrow.

Franz Freiherr von Uchatius,

k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Erfinder der Stahlbronze-Geschütze.

Die ungeheuren Erfolge, welche die in den letzten Jahrzehnten ungemein hoch entwickelte Metalltechnik in dem Waffenwesen errungen, hat alle Kriegsverwaltungen in fieberhafte Hast versetzt, die Bewaffnung ihrer Armeen, sowie die Ausrüstung und Bestückung ihrer Schiffe fortwährend zu ändern, zu ergänzen, zu verbessern und zu ersetzen, um wenigstens von den Bestrebungen der Nachbarn nicht übertroffen zu werden. — Zahlreiche Erfindungen im Artilleriewesen kamen noch hiezu und rüttelten an dem Jahrhunderte als gut Bestandenen, Jahrhunderte als unübertrefflich Geltenden, und wiesen den Stolz vergangener Artillerie-Generationen zurück in das umschmelzende Gusshaus und in die den Stempel der völligen Unbrauchbarkeit ausdrückenden Cassierungssectionen.

Österreich-Ungarn hatte seit Einführung des gezogenen Geschützes (1860) in drei Jahren dreimal sein Feldgeschützsystem gewechselt, und das letzte — das sogenannte Bogenzugsystem M. 1863, — welches wegen seiner technischen Vorzüge und seiner großen Manövrirfähigkeit eines der besten Feldgeschütze Europas genannt zu werden verdiente, und auf den Schlachtfeldern Holsteins, Böhmens und Italiens diesen Ruhm bestätigt hatte, — sah sich bald von den fremden Artillerien überholt und kaum 10 Jahre nach dessen Schaffung war es von der ersten Sprosse der Rangleiter nahezu bis zur letzten gesunken.

Die leitenden Kreise in Österreich-Ungarn arbeiteten an einem neuen besseren Geschützsystem, die veränderten ballistischen Anschauungen verlangten aber unbedingt ein widerstandsfähigeres Rohrmaterial als es die bisher gebrauchten und zwar Bronze und Gusseisen boten; es konnte nur Schmiedeisen oder Stahl in Betracht gezogen werden, mit welchen Rohrmaterialien überaus gelungen experimentiert wurde. Aber die einheimische Industrie war unvermögend, ohne bedeutende staatliche Mithilfe die Stahlfabrication im Großen zu betreiben und so sah sich Österreich-Ungarn in die Zwangslage gesetzt, die Beschaffung seines Artilleriegutes im Auslande bestellen zu müssen; — eine Lage, die für die Großmachtstellung des Reiches geradezu beschämend sein müsste, abgesehen von der pecuniären Schädigung der eigenen Metall-Industrie und den unabsehbaren Folgen in einem allfälligen Kriege mit demjenigen Staate, welcher die Geschütze liefern müßte.

Da rettete die epochale Erfindung eines Mannes nicht allein die Kriegsverwaltung und das Artillerie-Comité — sondern unser ganzes Reich aus dieser großen Verlegenheit. — Dieser Mann war Uchatius, — sein Name war bald in Aller Munde.

Wie die meisten großen Männer seiner Waffe, hat er sich selbst stufenweise durch eigenes Verdienst emporgearbeitet. Geboren am 20. October 1811 in der von der großen Kaiserin gegründeten und durch ihre eigenthümlichen Meliorations-Anlagen bekannten Artilleristen-Colonie Theresienfeld am Steinfelde bei Wiener Neustadt, trat er im 18. Lebensjahre in das damalige 2. Artillerie-Regiment als Unterkanonier ein, absolvierte nach gesetzmäßigem Status die Bombardier-Corpsschule und wurde 1843, also im 32. Lebensjahre Officier.

Aber schon als Feuerwerker hatte er durch chemische, besonders metallurgische Studien die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten erweckt, was seine Commandierung in die Geschützgießerei — damals noch auf der Wieden — veranlasste. — Eine einfache Stahlfabrication durch Braunsteineinwirkung, welche Uchatius erfunden, würde ihm allein eine große Zukunft gesichert haben, wenn nicht die kurze Zeit darauf erfolgte — allerdings bessere — Methode des Bessemerns, die viel versprechende Erfindung des jungen Officiers illusorisch gemacht hätte. — Außer unbedeutenden pecuniären Erfolgen wurde er aber durch die Verleihung des eisernen Kronen-Orden 3. Classe ausgezeichnet.

Uchatius und sein gleichfalls in chemischer Richtung (Pulverwesen) thätiger Bruder haben auch auf dem Felde der Äronautik gewirkt, und die Bomben tragenden Montgolfieren,

welche bei der Belagerung Venedigs 1849 in Verwendung traten, waren in Project und Ausführung Eigenthum Uchatius', welcher auch bei dem Arsenalbau 1849—1856 in der Bau-Commission als thätiges Mitglied fungierte.

In 24 Jahren durchlief Uchatius alle Rangsstufen bis zum Obersten, zumeist in



Franz von Uchatius.
Nach einem Holzschnitte. E. Kolb del.

Stellungen dienend, welche ihm Gelegenheit gaben, in seiner fachwissenschaftlichen Richtung fortwährend thätig zu bleiben; besonders günstig gestaltete sich dieses, als er 1871 zum Commandanten der Artillerie-Zeugsfabrik im k. k. Wiener Arsenale ernannt wurde. — Mit großem Interesse hatte er die von verschiedenen Gelehrten und Industriellen unternommenen Versuche und Arbeiten über Metallurgie verfolgt, namentlich die Experimentierungen der Kunzl'schen Phosphorbronze, jener von Montefiori Lewi, dann die interessanten Gießmethoden von Lawrof in Lüttich und Lavasseur in Paris studiert; — aus allen diesen und zahlreichen eigenen mit besonderen von ihm construierten Messmaschinen unternommenen Vergleichsstudien stellte er die Behauptung auf, dass die gemeine Bronze durch sorgfältigen Guss nach bestimmten Gesetzen und nachheriger eigenthümlicher, mechanischer Bearbeitung ähnliche Eigenschaften wie Stahl oder Schmiedeisen erhält, welche sie für den Rohrbau vorzüglich geeignet machen: — eine vielverheißende Behauptung, welche Uchatius durch die im Großen bewirkte Probe glänzend erwies. — Das erste nach seinem Principe erzeugte Rohr hatte nach 3000 und mehr abgegebenen scharfen Schüssen fast gar nichts von seiner Treffähigkeit verloren, und die folgenden Proben fielen ebenso glänzend aus. Dabei hat die Uchatius'sche Bronze — officiell Stahlbronze genannt — in Bezug auf den Rohrbau vor den Stahlgeschützen noch die Vortheile der leichteren Conservierung und Bearbeitung, der Umgussfähigkeit und der Unabhängigkeit vom Auslande voraus, während alle übrigen Eigenschaften eines guten Rohres, weil in der Construction begründet, ebenso gut oder auch besser geworden sind, wie bei anderen fremden Geschützen. — Die Artillerie, — die Armee, — ganz Österreich-Ungarn jubelte der neuen Erfindung zu; der Name Uchatius war rasch populär geworden und das in kurzer Zeit fertiggestellte neue Feldgeschützsystem M. 1875 ist im Volke nur unter dem Namen: „Uchatius-Kanonen“ bekannt.

Pecuniäre Vortheile hat der Mann, welcher die Ehre österreichischer Industrie gerettet und dem Reiche an 20,000.000 fl., die sonst ins Ausland gewandert wären, erspart hatte, von seiner Erfindung nicht gehabt, wohl aber verlieh ihm der Monarch das Commandeurkreuz des St. Stephansordens, die geheime Rathswürde und den Freiherrnstand; auch

andere Potentaten schmückten seine Brust mit den Zeichen ihrer Anerkennung. Uchatius besaß das Ritterkreuz 2. Classe des russischen Stanislaus-Ordens, das Commandeurkreuz des dänischen Danebrogs und den preußischen rothen Adlerorden 3. Classe.

Aber wie jeder große Mann auch beneidet und angefeindet wird, so blieb dieses Los auch Uchatius nicht erspart. — Die Zweifler und Feinde seiner genialen Erfindung suchten diese in ihren anfangs noch anhaftenden kleinen Fehlern anzugreifen und gewannen namentlich eine gewisse Macht, als die ersten Versuche zur Schaffung größerer Kaliber in Stahlbronze wegen der leichten Ausschmelzung der Zinnlegierungen theilweise fehlschlugen. Obwohl durch Verbesserungen und Änderungen dieser Nachtheil behoben und die neuconstruierten stahlbronzenen Belagerungsgeschütze von 12, 15, 18 und 21 *cm* Caliber die allerhöchste Sanction erhielten, obwohl ein 15 und 28 *cm* Küstengeschütz gebaut und die Möglichkeit eines 40 *cm* Monstregeschützes in Stahlbronze demonstriert wurde, war doch Uchatius durch diese vorgenannten und mancherlei andere Missgeschicke tief berührt, und sein durch langjährige unausgesetzte Studien gereizter Geist drückte ihm am 4. Juni 1881 die Waffe des Selbstmörders in die Hand. Sein plötzliches Ende und sein tragisches Geschick riefen erhöhte allgemeine Theilnahme hervor und für die liebevolle besondere Achtung, die er in der Artillerie genoss, spricht ein schöner Denkstein, den ihm das Officierscorps der Artillerie auf sein Grab — in der Gruppe der verdienten Männer am Centralfriedhofe in Wien setzte, unter welchen er der erste war, der durch die Gemeinde der Residenzstadt Wien mit der Aufnahme in dieser Ruhmesstätte geehrt ward. *)

Paul Rehm.

*) Dieser bald nach dem beklagenswerten Ende des hochverdienten FML. Baron Uchatius niedergeschriebene Aufsatz wurde durch Hauptmann Anton Dolleczek, dem bekannten Verfasser der „Geschichte der österreichischen Artillerie" ergänzt.
A. d. H.

P. Peter Singer,

Franziskaner-Ordenspriester, Tonsetzer, Erfinder des Pansymphonicon.

Am Abende des 25. Jänner 1882 — nach dem „Ave"-Läuten fand ein Mitbruder den als Ordensmann und Priester ebenso hochverehrten, wie als Musikschriftsteller, Tondichter, Erfinder und Verfertiger des „Pansymphonicon" von Fachleuten aus fast aller Herren Länder hochgeachteten P. Peter Singer sterbend auf dem Boden seiner vierzig Jahre von ihm bewohnten, von Hoch und Nieder so gerne besuchten kleinen Zelle im Franziskanerkloster zu Salzburg liegen, von welcher Zelle aus der ebenso bescheidene, als fromme und geniale Mönch der Kirche zur Ehre, der Menschheit zur Freude und zum Segen gewirkt hat.

Wem es gegönnt war, mit dem so plötzlich aus dem Leben Geschiedenen zu verkehren, ihn in seinem Wirken als einen gegen sich selbst strengen, andern aber immer milde und liebreich entgegenkommenden Ordensmann und Priester oder als, trotz seiner Gelehrsamkeit und seines Wissens bescheidenen Musiktheoretiker — kennen zu lernen, der musste den Verewigten wegen seiner natürlich edlen Eigenschaften, seiner Begeisterung für alles Schöne, Edle und Gute, seinem innigen Glauben und seiner kindlichen Herzenseinfalt und Frömmigkeit lieben und dessen witzig geistreiche Einfälle, seine spiegelklare Phantasie und die ungetrübte reine Erkenntnis des Lebens anstaunen. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn es vielfach bedauert wurde, dass P. Peter sich in die Klosterzelle einschloss, statt als weltmännischer Künstler wie ein heller Stern seine Bahn zu wandeln.

Geboren am 18. Juli 1810 zu Häselgähr im tirolischen Lechthale, wo sein Vater Besitzer eines kleinen Anwesens mit einer Hausmühle und nebstbei Verfertiger von Glocken war, wie man solche auf Bauerngehöften als Hausglocken findet, erhielt er in der heiligen Taufe den Namen Anton.

Aus Antons erster Jugend wird erzählt, dass er eine ganz besondere Neigung für die Malerei gehabt und seine Umgebung eines Tages dadurch überrascht hatte, dass er an Thüren, Tischen und Bänken seines Geburtshauses große Blumensträuße malte, die an Naturtreue, sauberer Ausführung und gefälliger Gruppierung wenig zu wünschen übrig ließen, und welche heute noch jene Hausthüre zieren und jeden, der ihre Entstehung kannte, in Verwunderung setzte. Nebstdem wird erzählt, dass der kaum 10-jährige Anton bereits verschiedenartige Holzblasinstrumente für die Musikbanda seiner Heimatsgemeinde verfertigte, von welchen insbesonders die Flöten (Schwegelpfeifen) durch schönen Ton sich ausgezeichnet haben sollen. Windet auch der Volksmund um seine Lieblinge phantastische Kränze und dichtet ihnen Märchenhaftes an, schienen doch die aufkeimenden Fähigkeiten des kleinen Anton in der That Ungewöhnliches zu versprechen, denn sie wurden von seinem Vater wohl beachtet und er sandte ihn deshalb zu dem damals als tüchtigen Organisten, sowie auch als tiefdenkenden Musiktheoretiker bekannten P. Moriz Gasteiger ins Franziskanerkloster nach Reutte, von welchem er hauptsächlich im Elementaren der Musiklehre, des Orgelspieles unterrichtet wurde, wobei der gelehrige Schüler bald so viel Leistungsfähigkeit an den Tag legte, dass sein ergrauter Lehrer erklären musste: er könne den jungen Anton nichts mehr lehren.

Bei so helle zutage tretenden geistigen Anlagen war es nur gerechtfertigt, dass der Ortsseelsorger von Häselgähr sich des jungen Anton annahm und ihn für das Studium vorbereitete.

Im Spätsommer des Jahres 1824 wanderte Anton — mit nicht viel mehr als dem Erlaubnisschein des Vaters zum Studieren und einem Geleitsbrief des P. Moriz aus Reutte an den Franziskaner-Organisten P. Ignatius in Hall, in der Tasche — an das Gymnasium dieses unterinnthalischen Städtchens, wo er nebst seinen Studien der Pflege der Musik eifrig oblag. Studiencollegen wollen von ihm noch wissen, er habe neben dem Clavier auch im Harfenspiele eine große Fertigkeit gezeigt und große Anlagen für die Landschaftsmalerei besessen. Inwieweit sich dies mehr oder minder bewahrheiten mag, so ist es doch charakteristisch, in dem fleißigen Studenten die starke Hinneigung zu Ton und Farbe wiederzufinden, die er als Knabe bereits in seiner Heimat gezeigt hat. Auch die Thatsache kennzeichnet seinen Charakter, dass er, der vielseitig thätige Student, nebenbei sich noch als Hauslehrer bei einer achtbaren Haller Familie sein Brot verdiente und so seinem Vater sparen half. In seinen Studienjahren hat Anton bereits Compositionen geliefert. Verfasser dieses Aufsatzes weiß es aus dem Munde P. Peters selbst, dass er bereits als Student in Hall mehrere Märsche und sonstige Stücke für Blechmusikkapellen componierte.

Die Gymnasialprotokolle sagen uns, dass der fleißige Student durch alle, nach dem damaligen Lehrplane bestehenden sechs Gymnasialclassen, der erste Prämiant war.

Nach so ausgezeichneter Absolvierung der humanistischen Studien trat er am 28. September des Jahres 1830 als Novize in den Orden des heiligen Franziskus und zwar in das Kloster zu Salzburg ein und erhielt den Namen „Peter von Alcantara."

An seinen Eintritt in das Kloster wurden die mannigfachsten Erzählungen geknüpft, von denen wir jedoch aus psychologischen Gründen keiner auch nur ein Körnlein von Wahrheit zusprechen können. Es hat uns die Lebensfolge P. Peters auf die klarste Weise gezeigt, dass sein Eintritt in das Klosterleben ein Act freiester Selbstbestimmung war. Am 12. August 1833 legte er die heiligen Ordensgelübde ab und am 13. Juli 1834 wurde er zum Priester geweiht. Wie alles — so betrieb er auch seine theologischen Studien mit größtem Eifer und bestem Erfolge; wie bei all seinen Studien und Forschungen auf den verschiedensten Gebieten des schönen Wissens, so hat er auch über alle vorgetragenen theologischen Fächer sich mit bewunderungswürdigem Fleiße fast kalligraphisch ausgestattete Auszüge gemacht.

In die Zeit seiner theologischen Studien in Bozen fällt die Bekanntschaft mit seinem nun auch verstorbenen Freunde, dem berühmten Orgelbaumeister Mauracher, welche Bekanntschaft beiden Theilen gar mächtige Anregungen für das spätere Schaffen gebracht und eine seltene Freundschaft zwischen diesen gleich reichbegabten Naturen erzeugt und gefestiget hat. Desgleichen hat er bereits als Kleriker das erst im Jahre 1843 in der Dr. Fr. Wild'schen

Buchdruckerei zu München in erster Auflage erschienene, minneglühende und geistessprühende mystisch-religiöse Buch „Geistliche Betrachtungsuhr" geschrieben, welches Werk 1845 bereits zu Salzburg (bei Fedl und Peukert) in der II. und im Jahre 1865 in III. Auflage erschienen ist.

Im Jahre 1840 wurde dem Verewigten — obwohl er erst sechs Jahre Priester war — wegen seiner hohen geistigen Bildung und seiner echten Frömmigkeit, die wichtige Stelle als Novizenmeister anvertraut, in welcher sorgenschweren Stellung er bis zu seinem Tode 320 Mitglieder für die nordtirolische Franziskaner-Ordensprovinz erzog.

Was er in dieser bürdevollen Würde für seinen Orden gewirkt, entzieht sich zumeist unseren Blicken; wohl aber können wir zur Beurtheilung seines geistigen Einflusses auf seine Schüler aus den Worten eines derselben herauslesen:

„Auf dem Gebiete der Seelenleitung habe ich dem seligen Magister Aufschlüsse zu verdanken, ebenso überraschend in Anschauung und Motivierung, als durchaus probehältig in der Praxis und so sehr ich seine Meisterschaft in der Kunst bewundern musste, hätte ich doch immer seine Virtuosität in der Frömmigkeit mir sehnlichst gewünscht."*)

Neben diesem äußerst schwierigen Berufe begann er anfangs der 1840-er Jahre die Anfertigung des nunmehr im Franziskanerkloster zu Lienz im Pusterthale befindlichen und sein Pansymphonicon im Embryo enthaltenden ersten Tasteninstrumentes, wozu er, wie zu all' seinen Instrumenten, die mechanisch-technischen Bestandtheile selbst verfertigte. Vom Jahre 1844 bis 1847 baute er das berühmt gewordene Pansymphonicon, dem in kurzen Zwischenräumen einige Phisharmonikas folgten, von welchen das kleinste 22 Pfund wiegt und einen schönen Ton gibt, voll und kräftig genug, eine Kirchenorgel zu ersetzen.**)

Das vielbewunderte, aber vielfach auch falsch beurtheilte, in verschiedenen Tagesblättern diesseits und jenseits des Oceans absonderlich beschriebene Pansymphonicon ist einer Orgel mit 2 Manualen, welche sechzehnfüßige, acht- und vierfüßige, sowie Mixturen-Stimmen enthält, vergleichbar, nur dass dies Instrument die Töne bloß aus sogenannten Zungenstimmen erzeugt, in Verbindung mit einem Pianoforte construiert ist und einen Tonumfang von über sieben Octaven enthält. Auf Grund von akustischen Studien, sowie zahllosen technischen Experimenten ist P. Peter zu dem merkwürdigem Resultate dieses Instrumentes gelangt. Die verschiedenen Toncharaktere bei der Feierlichkeit des tonerzeugenden Materiales, von nämlich: metallischen, vibrierenden Zungen in mannigfaltigsten Größen und verschiedenartigster Construction, sind von Tonmeistern wie Spohr, Meyerbeer, Lachner u. a. m. ebenso angestaunt worden, wie die praktisch-einfachen Mittel und die Gedrängtheit des Raumes bei einer Anzahl von 41 Registern. Das ganze Instrument ist gebaut in der Form eines Pianinos 1·63 Meter hoch, 1·33 Meter breit und 0·88 Meter tief. Auf dem Gesimse des Instrumentes stehen eine Anzahl von einer Rosettenart, jede einzelne ein völliges Räthsel zum Öffnen und Schließen, — einer der launigen Einfälle des Technikers. An seinem Instrumente, das er jahrelang täglich ½11 Uhr vormittags den Besuchern vorführte, war der Verewigte ganz besonders schön zu schauen in seiner Ruhe, in seinem durchgeistigten Gesichtsausdrucke!! So berühmt aber auch P. Peter durch sein Pansymphonicon geworden, viel höher steht er als Organist. Doch davon später.

Hofrath Dr. Georg Phillips hat im Jahre 1847 in der literarisch-artistischen Anstalt in München die I. Auflage des Werkes „Metaphysische Blicke in die Tonwelt" von P. Peter herausgegeben. Dieses Werk ist, nach dem Titel zu schließen, nicht etwa speculativ theologisch, sondern es enthält nach einer, kaum 30 Seiten umfassenden, tiefsinnigen Abhandlung über die in der Tonwelt liegende Analogie mit der Gottheit und der ganzen erschaffenen Allheit, ein tiefdurchdachtes und zugleich naturgemäß höchst einfaches, durchsichtig klares System einer neuen Tonlehre, welches dem Verfasser dieses Aufsatzes als das, das Studium der Harmonielehre wesentlich erleichternde, beste Lehrbuch für Harmonielehre bekannt ist und welches wohl demnächst mit den nothwendigen Erläuterungen und Anmerkungen

*) Salzburger Kirchenblatt vom 16. Februar 1882.

**) Dr. Wurzbach, Biographisches Lexikon. Eine Phisharmonica befindet sich nebst einer gelungenen Büste P. Peters im städtischen Museum zu Salzburg.

versehen, in II. Auflage herausgegeben werden dürfte. Hoffentlich wird dieses Buch, wenn von fachmännischer Seite genügend gewürdigt, für Musikbeflissene von weittragendem Nutzen sein.

In diese Jahre (von 1845 angefangen) gehören auch das „Seraphische Martyrologium" von P. Peter, welches umfangreiche Werk 1860 in Druck erschien und die freie Übersetzung des vierbändigen Werkes über die Visionen der extatischen spanischen Jungfrau Maria Agreda, das im Manuscripte unter dem Titel „Mystica civitas Dei" im Besitze des Franziskaner-Klosters zu Salzburg ist.

Außerdem hat P. Peter in dieser Zeit hauptsächlich noch für seinen Kirchenchor — auf welchem sich bei seiner Ankunft in Salzburg keine für die damaligen Verhältnisse geeigneten Kirchenmusikwerke befanden — gearbeitet, so dass er im Ganzen 101 Messcompositionen (worunter einige für sechs, mehrere für fünf Singstimmen und Orgelbegleitung erschienen), viele Motetten, Litaneien, Te Deum, Tantum ergo, viele Marienlieder und auch ein Oratorium hinterließ, welche ein beredtes Zeugnis für die musikalische Leistungsfähigkeit seiner überreichen Phantasie ablegen. Eine kleine Vorliebe hatte P. Peter auch für Profancompositionen; er schrieb auch in dieser Zeit Märsche für Militärmusiken, hatte er ja die grundehrliche Anschauung, dass er durch einen scharf rhythmischen Marsch ebenso Gott lobpreisen könne, als der königliche Sänger David in den Psalmversen „Laudate Dominum in sono tubae, in psalterio et cithara, in tympano et choro, in cymbalis bene sonantibus" es lehrte.

Für die nordtirolische Franziskaner-Provinz verfasste er auch ein Handbuch für Choral, welches im Jahre 1862 unter dem Titel „Cantus Choralis" erschien.

Wie sehr gewürdigt P. Peter in seinem Wirken als priesterlicher Rathgeber, Freund und Helfer in den Stürmen und Nöthen des Lebens bereits in den 1860-er Jahren war, beweisen seine Wahl zum Definitor und später zum Custos der Provinz durch seine Mitbrüder und die Ernennung zum fürsterzbischöflichen geistlichen Rathe im Jahre 1865 durch den Salzburger Erzbischof Maximilian von Tarnóczy.

Als Priester, so voll und ganz seinem erhabenen Berufe lebend, hat er viele Thränen getrocknet, viele Herzen geeint, viel Elend gelindert, Trost gespendet und mit theilnahmsvollen Worten neues Hoffen angefacht; darum war er von Hoch und Nieder gesucht, hochverehrt und geliebt, so dass es in Tagesblättern nach seinem Tode mit Recht verlautete: P. Peter habe keinen Feind gehabt, nur Freunde, Verehrer gezählt.

Zur würdigen Restaurierung des gothischen Thurmes der Franziskaner Pfarrkirche zu Salzburg wollte P. Peter selbstverständlich auch sein Schärflein beitragen und weil er von keiner Seite zu bestimmen war, doch einige seiner Compositionen in Druck zu geben, verfasste er seine „Humoristische Zoologie", — ein geistreich, satyrisches Büchlein, das denn auch zu obigem Zwecke im Jahre 1872 bei Reichhardt in München veröffentlicht wurde und ebensoviel Leser als Lacher fand. Es war dies sein letztes literarisches Werk, wie er denn auch als Componist in den letzten zehn Lebensjahren nicht mehr thätig war, desto mehr fand er Zeit, ganz seinem innersten Wesen, den religiösen Betrachtungen, verbunden mit einer immer liebenswürdigen Hingabe an jene, die ihn als Seelenführer, Rathgeber oder als Lehrer zu erkiesen das Glück hatten — zu leben.

Am 1. October 1879 versammelte sich um diesen allseitig verdienstvollen Priester und Künstler die gesammte Ordensvorstehung, um ihm zu seinem fünfzigjährigen Ordensjubiläum Glück zu wünschen.

Kein Wunder, wenn dem damaligen Jubilare von all' seinen Mitbrüdern, hohen Gönnern, Freunden und Schülern zahlreiche schriftliche und telegraphische und noch mehr mündliche Grüße und Gratulationen zukamen. Hatte er ja als Priester und Künstler vollends verdient, dass sich alle in dem herzlichen Wunsche einten: Salus Sacerdoti Jubilaeo, Musico Laurus.

Nur mehr drei Jahre nach dieser erhebenden Jubelfeier ward es uns gegönnt: den allverehrten und segensvoll wirkenden Jubelgreis in seiner, die Kräfte seines Alters verjüngenden und belebenden Fröhlichkeit zu sehen, denn am 26. Jänner 1882 trugen seine Mitbrüder die entseelte Hülle fast um die nämliche Frühstunde —, in welcher der Selige seit undenklichen Jahren die hl. Messe las, — zum

Schaubette. Man muss die allgemeine Trauer, die aufrichtig schmerzlichen Thränen über den unvorhergesehenen Heimgang dieses edlen Priesters und Menschen gesehen haben, um diesen Verlust vollständig würdigen zu können. Der Verfasser dieser Zeilen war des Hochseligen letzter Schüler, dem der Meister alles in allem war durch eine Reihe von Jahren. *)

Die Frage zu erörtern und Gründe hiefür anzugeben, ob P. Peter als Erfinder und Verfertiger seines Pansymphonicon oder als Organist größer war, will fast an der schmerzlichen Erinnerung über den herben Verlust scheitern; aber der Wahrheit Zeugnis gebend, muss jeder, der zu dieser Beurtheilung die nöthigen musikalisch-ästhetischen Sach- und Fach-Studien besitzt, dem P. Peter als Organist, im freien oder thematischen Orgelpräludium die Palme zuerkennen. Was er aus einem ganz einfachen Motive — ganz frei entwickelt — zu gestalten vermochte in reinster Formenschönheit, in einer Überfülle von Mannigfaltigkeit, bei der klarsten Durchsichtigkeit, das bleibt einzig, unnachahmbar, weil es ein Ergebnis der herrlichsten Gottesgabe: des Genies war. Wer das Wogen und Wallen, das Weben und Rauschen des Tonmeeres, das er auf der Orgel in unvergleichlicher Technik, voller Ruhe und eleganter Spielweise, hervorzauberte, einmal nur zu hören das Glück hatte, dem wird dieses einzigemal unvergesslich bleiben fürs Leben; der wird auch nicht Worte finden können, es würdig zu schildern.

In dankbarer Erinnerung an diesen bedeutenden Mann, haben aufrichtige Verehrer seines segensreichen Wirkens durch öffentliche Sammlungen, die einen überraschend günstigen Erfolg hatten, ihm an der Stätte seiner vieljähriger Thätigkeit einen Denkstein gesetzt, dessen Inschrift in den nachfolgenden kurzen Worten in würdiger Weise sein Andenken der Nachwelt wachzuerhalten bestimmt ist.

„Dem allverehrten Priester O. S. F. Tondichter, Musikschriftsteller, Erfinder des Pansymphonicon P. Peter Singer, geboren am 18. Juli 1810 zu Häselgähr in Tirol, gestorben zu Salzburg am 25. Jänner 1882, welcher in diesem Kloster durch 42 Jahre der Kirche zu Ehren, der Menschheit zur Freude und zum Segen gewirkt hat."

Johannes Peregrinus Hupfauf.

*) Der Domchor-Director Hupfauf war aber nicht allein sein letzter, sondern wohl auch sein würdigster Schüler. Selbst ein hervorragender Musiker und tüchtiger Componist, der mit wahrer Begeisterung sein unermüdliches Schaffen und Forschen der edlen Tonkunst weihte; fehlte diesem in Salzburg am 14. October 1889 verstorbenen und unter allgemeiner größter Theilnahme zur letzten Ruhestätte begleiteten Tonmeister nur ein längeres Leben zur Erhöhung seines bereits begründeten musikalischen Ruhmes. A. d. H.

Adam Freiherr von Burg,

Mathematiker, Technolog.

Freiherr von Burg ist einer jener Männer, die sich durch eigene Kraft und ein rastloses Streben zu einer Höhe emporgerungen, dass sie der Stolz ihrer Mitbürger wurden; er ist ein Glanzstern unseres Vaterlandes, in welchem nicht allein die Geburt über die Stellung im Leben entscheidet, sondern auch der Wissenschaft und dem persönlichen Verdienste die vollste Geltung eingeräumt ist. — Als der Sohn des Hofmaschinisten Anton Burg am 28. Jänner 1797 zu Wien geboren, kam er in einem Alter von zwölf Jahren in die Tischlerwerkstätte seines Vaters. Bald wurde er ein trefflicher Arbeiter, bekundete Fleiß und Geschicklichkeit. Sein reger Sinn war jedoch nach höherer Ausbildung gerichtet, so finden wir ihn denn 1812 als Schüler in der Akademie der bildenden Künste und nach Vollendung der daselbst gemachten Studien an der Universität, um Vorlesungen über Physik, Mechanik, Landwirtschaft und Mineralogie zu hören. Neben diesen Wissenschaften studierte er unter Littrow's Leitung mit Vorliebe Astronomie und lieferte darin mehrere schätzenswerte Beiträge. Gleich nach Errichtung des technischen Institutes in Wien durch Kaiser

Franz I. trat Burg als Hörer in dasselbe ein und pflegte durch fünf Jahre hindurch mit einem derartigen Eifer mathematische Studien, dass er infolge seiner bedeutenden Leistungen zum Assistenten für höhere Mathematik und 1826 zum supplierenden Lehrer der elementaren Mathematik am Institute ernannt wurde. Noch als Schüler der Technik wirkte er bei der Aufstellung der ersten Dampfmaschine in Österreich als Monteur mit, „ein Moment," wie es in einem Aufsatze der „Neuen freien Presse" gelegentlich seines 80. Geburtsfestes heißt, „das immerhin bemerkenswert in dem Leben dieses Mannes ist, dessen Namen mit allen Strebungen und der ganzen Entwicklung der technischen Wissenschaft und der Industrie, die auf derselben basiert, enge verknüpft ist."

Nachdem Burg kurze Zeit als Lehrer am Lyceum in Salzburg erfolgreich gewirkt (1827), wurde er (1828) als Professor der höheren Mathematik an das polytechnische Institut nach Wien berufen, woselbst er sein segensreiches Wirken zur größten Vollendung entfaltete. In einer kurzen Reihe von Jahren erschienen von ihm „das Lehrbuch der höhern Mathematik in 3 Bänden" und das „Compendium der höheren Mathematik," Werke, die sich nicht nur durch Leichtfasslichkeit, Kürze und Strenge der Darstellung auszeichnen, sondern auch umso freudiger aufgenommen wurden, als sie einem besonderen Bedürfnisse in glänzendster Art abgeholfen hatten. Wie in seinem Leben überhaupt, spricht sich auch in diesen Werken das Bestreben aus, die Theorie mit der Praxis im ausgedehntesten Maße zu verbinden.

Als 1836 die Lehrkanzel für Mechanik und Maschinenkunde am polytechnischen Institute erledigt war, erhielt Burg dieselbe auf sein Ansuchen; die reiche Bahn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wurde nun wesentlich erweitert. Im Auftrage der Regierung unternahm er in vier auf einander folgenden Jahren (1838—1841) Reisen durch nahezu ganz Europa, um die Fortschritte auf dem Gebiete der Maschinenkunde zu studieren. Die gemachten Erfahrungen verwertete er nicht nur in seinen fesselnden Vorlesungen, sondern war auch bemüht, sie der heimatlichen Industrie dienstbar zu machen. Sein ernstes Bestreben war, der Maschine, deren Kräfte sein hervorragender Geist erkannte, allgemeinen Eingang zu Industriezwecken zu verschaffen. Die Vorurtheile, welche man damals gegen die Maschine, besonders gegen die des Dampfes hegte, wollte er bannen, indem er einerseits trachtete, die Sicherheit ihres Betriebes zu erhöhen, andererseits durch streng wissenschaftliche, wie nicht minder durch volksthümliche Vorträge, Anhänger für sein Wirken zu finden. Der zu Wien gegründete niederösterreichische Gewerbe-Verein (1839), dem er durch sein ganzes Leben mit vollster Hingebung angehörte, bot ihm vollauf Gelegenheit zur Verbreitung seiner geistvollen Ansichten.

Alle Fragen, welche das Maschinenwesen unmittelbar oder mittelbar betrafen, fanden in Burg einen warmen Vertreter, waren es gesetzliche Bestimmungen, die für den Betrieb der Dampfmaschine gelten sollten, so war er ein eifriger Mitarbeiter und Förderer; fanden gewerbliche Ausstellungen innerhalb oder auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes statt, so hörte man gewiss seinen Namen als Preisrichter oder Berichterstatter nennen; ja, selbst bei der Verwaltung gewerblicher Unternehmungen nahm er im Interesse der Wissenschaft regen Antheil; kurzum, wo es galt, Fortschritte in der Industrie herbeizuführen, war er der erste, der hiefür seine bewährten besten Kräfte einsetzte. Nicht die Wissenschaft allein wird ihn stets in dankbarer Erinnerung behalten, auch jeder gute Österreicher muss auf Burg, der für die vaterländische Industrie so Hervorragendes leistete, stolz sein und ihm ein warmes Andenken bewahren.

Wie viel Burg auf literarischem Gebiete geleistet, kann die große Zahl seiner Arbeiten beleuchten: Neben der Herausgabe des Compendiums der populären Mechanik und Maschinenlehre und der früher erwähnten mathematischen Werke, veröffentlichte er noch 19 andere Fachwerke und 154 Abhandlungen, Berichte und Vorträge, welche in ihrer Gesammtheit die rastlose Willens- und Schaffenskraft, in ihrer Besonderheit seinen genialen Geist bewundernd erkennen lassen und ihm den Ruhm eines großen Gelehrten verschafften. Welch' gefeierten Namen er in der Wissenschaft haben musste, bezeugt die höchste Ehre, die ihm mit der Berufung zutheil ward, Kaiser Ferdinand dem Gütigen wöchentlich über die Fortschritte der Naturwis-

senschaften und der Industrie Vorträge zu halten (1840—1848), und die vielen Beweise besonderer Huld, welche unser erlauchter Kaiser Franz Josef I. ihm angedeihen ließ. Wurde doch Burg bei Verleihung von Orden und Auszeichnungen 1849 in den Ritterstand, 1866 in den Freiherrnstand erhoben, drei Jahre später auch in das Herrenhaus berufen und sein Name und Adelstitel, da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, auf seinen Schwiegersohn, den Feldmarschall-lieutenant Freiherrn von Walter-Burg übertragen; Auszeichnungen, die seinen wohlverdienten Ruhm krönten und ihn und alle Mitbürger mit unendlicher Liebe und kindlicher Ehrfurcht für den allergnädigsten Kaiser, den Förderer der Kunst und Wissenschaft, erfüllten. Neben diesen Allerhöchsten Auszeichnungen wurde ihm bereits 1847 von seiner geliebten Vaterstadt Wien, in Anerkennung seiner Verdienste um das Wohl der Stadt, das Ehrenbürgerrecht, von der Wiener Universität in Würdigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit das Ehrendiplom der philosophischen Facultät verliehen. Akademien und wissenschaftliche Vereine wetteiferten um seine Mitgliederschaft und ehrten ihn, seinem erhabenen Wirken entsprechend.

Bei all' diesen nur durch eigenste Verdienste, durch rastloses Schaffen erworbenen äußeren Ehren und Würden blieb er stets der einfache, biedere Mann. Kein eitler Hochmuth und Stolz erfüllte seine edle Seele, es zierten vielmehr Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit seinen Charakter. Ebenso wie er nachsichtig im Urtheile gegen andere sein konnte, war er streng gegen sich selbst. Menschenfreundlichkeit und aufrichtige Theilnahme an Freud' und Leid seiner Mitbürger erweckten bei diesen wahre Freundschaft und Liebe zu ihm, und wer ihn kannte, zollte dem würdigen, seinem Herrscherhause wie seinem Vaterlande mit gleich inniger Liebe und Treue ergebenen Manne unbegrenztes Vertrauen und wahrste Hochachtung.

Nach einer 45-jährigen Lehrthätigkeit zog sich Burg in den Ruhestand zurück, jedoch nicht, um dem rastlosen Geiste Erholung in den letzten Lebenstagen zu gönnen, sondern nur, um den Beschwerden des Lehramtes zu entsagen. Nach wie vor blieb er wissenschaftlich thätig und bewahrte sich noch im spätesten Greisenalter jene Schärfe des Urtheils, jene geistige Frische, die man stets bei ihm bewunderte. Am 1. Februar 1882 schied er aus dem Leben, das ebenso reich an Arbeit, wie an Ehren war. Wenn auch die irdische Hülle gefallen ist, sein Geist lebt in der Wissenschaft fort, sein Andenken in dem Herzen seiner Mitbürger und der großen Zahl seiner Verehrer und Schüler!

Moriz Bretschneider.

Quellen: Stefan, Dr. J., Bericht über die mathem.-naturw. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien; Neue Freie Presse vom 26. Jänner 1877 und Nekrolog vom 4. Februar 1882.

Johann Arany,

ung. Dichter. *)

Johann Arany wurde den 2. März des Jahres 1817 zu Nagy-Szalonta, im Comitate Bihar, geboren, wo sein Vater geringe Liegenschaften besaß. Seine Eltern waren äußerst religiös und trachteten, dieses Gefühl auch im Sohne so weit als möglich zu wecken und zu entwickeln. Das väterliche Dach war dem Kinde ein Tempel, in welchem nie ein gemeines oder rohes Wort das Ohr desselben verletzte, waren doch die schlichten Eltern und ihr Sohn die einzigen Bewohner des anspruchslosen Häuschens. Anziehendere Stellen der heiligen Schrift boten dem empfänglichen Gemüthe des Knaben die erste literarische Nahrung. Da ihn keine Geschwister umgaben und er auch mit anderer Leute Kindern kaum verkehrte, begann jener ruhigere Ernst, den wir am herangereiften Manne bewundern, schon im Knaben zu keimen. Auch von seiner Gelehrigkeit legte er bald unzweifelhafte Proben ab. Die Psalmen und andere Bibelstellen behielt er frühzeitig mit der größten Leichtigkeit im Gedächtnisse, lernte, kaum vier Jahre alt, vom Vater, der

ein schriftkundiger Landmann war, aus in die Asche geschriebenen Lettern das Alphabet, und konnte, als er im Alter von 6 Jahren die Schule besuchte, nicht nur vollkommen lesen, sondern besaß auch eine nicht zu unterschätzende Belesenheit in der Bibel und anderen volksthümlichen Literaturerzeugnissen, die ihm eben der Zufall in die Hände gespielt hatte. Als Schüler lieferte er wiederholte Beweise seines poetischen Talentes und wurde bald der „genius loci" des Heimatsortes.

Wir überspringen nun einige Jahre seines jungen Lebens und wollen nur erwähnen, dass er während der ganzen Studienzeit die materielle Hilfe der Eltern nie in Anspruch nahm, da er als einer der Begabteren seinen Mitschülern Unterricht ertheilte und so das Wenige selbst erwarb, wovon er sich kleiden und mit den nöthigen Büchern versehen konnte. Im Jahre 1836 treffen wir unseren Dichter nach längerer Abwesenheit wieder in Szalonta, wo er seinen Vater erblindet wiederfand und wo die Mutter bald darauf der Cholera zum Opfer fiel. Der Zustand des Greises, der beinahe gleichzeitig seiner einzigen Stütze und des Augenlichtes beraubt wurde, war von entscheidendem Einfluss auf den ferneren Lebensplan des Sohnes. Den alten, hilflosen Vater nicht mehr zu verlassen, stand bei ihm nun fest. Der weltlichen und geistlichen Obrigkeit des kleinen Ortes gieng aber das Schicksal des Dichters, der das Elend des Vaters theilte, zu Herzen, und noch im September desselben Jahres wurde er zum Conrector ernannt. Als solcher unterrichtete er drei Jahre hindurch in der lateinischen und ungarischen Sprache. Bald darauf wird er zum Stadtschreiber und endlich im Jahre 1840 zum ordentlichen Vicenotär erwählt. Am Ende desselben Jahres war es ihm auch vergönnt, das Mädchen seiner Wahl heimzuführen und sich einen glücklichen Hausstand zu gründen. Um diese Zeit feiert Arany's Muse noch vollständig und in den freien Stunden beschäftigt ihn nur die Lectüre. Homer, Shakespeare und Molière sind die Dichter, die er damals las. Doch bald gab er selbst diese Verwertung seiner kurzen Mußestunden auf und beschloss, nur für seine Familie zu leben und ein Mensch zu werden, wie alle anderen. Da wollte es der Zufall, dass einer seiner gewesenen Schulkameraden, Stephan Szilágyi, dessen Schriften die Kisfaludy-Gesellschaft bereits dreimal preisgekrönt und lobend erwähnt hatte, als Rector nach Szalonta versetzt wurde. Arany und er waren Tischgenossen und literarische Gespräche kamen wieder an die Tagesordnung. Er betrieb nun auch das Englische und begann seinen deutschen Shakespeare mit der Urschrift zu vergleichen und brachte es auf diesem Wege bis zu einer metrischen Übersetzung King John's. Eine amtliche Reise nach Pest und Wien (1843) ließ ihn ein kleines Stück Welt sehen und eine Novelle fand Aufnahme in einer belletristischen Monatsschrift und wurde mit Beifall gelesen.

Das zügellose Treiben des Comitatlebens der damaligen Zeit regte satirisch an, und so entstand das satirische Epos „Die verlorne Verfassung." Ein Preis, den die bereits erwähnte Kisfaludy-Gesellschaft auf ein komisches Epos ausschrieb, trieb ihn an, sein Gedicht zu vollenden. Der Preis fiel auch wirklich seiner Arbeit zu, welche später in den Jahrbüchern der Gesellschaft veröffentlicht wurde. Der um das Aufblühen der ungarischen Literatur besonders verdiente Verein schrieb abermals einen Preis aus, und zwar diesmal auf eine poetische Erzählung, deren Held der nationalen Geschichte oder Volkssage entnommen werden sollte. Arany dichtete seinen unvergleichlichen „Toldi," dem auch von den Preisrichtern die Palme einstimmig zuerkannt wurde. Das darauffolgende Werk „Die Belagerung von Murány" blieb der Aufregung zufolge, in welcher die schicksalschweren Ereignisse des Jahres 1848 die Gemüther gebannt hielten, gänzlich unbeachtet, obschon es sowohl des Gegenstandes, als auch der meisterhaften Ausführung halber ein günstigeres Los verdient hätte. Die Jahre 1848—49 lähmten seine schöpferische Kraft, war er doch einer jener Sänger, die beim Einherbrausen des Sturmes verstummen, während andere, so z. B. Petöfi erst recht in die Saiten greifen und ihre Stimme hell ertönen ließen. Während des Getöses der Waffen und im misstönenden Geschrei der Leidenschaften schenkte ihm die schüchterne Muse nur wenige Lieder. Das Jahr 1852 bringt uns das satirische Epos „Die Zigeuner von Nagy-Ida" und das Jahr 1854 endlich den letzten Theil des „Toldi." 1860 siedelte er nach Pest über, wohin ihn die Kisfaludy-Gesellschaft als Direc-

tor berief. Als Leiter dieser literarischen Anstalt und als Mitglied der Akademie entwickelte er eine rastlose Thätigkeit als Kunstrichter, Redacteur und Übersetzer aus dem Englischen.

1864 erschien die letzte Gabe seiner epischen Muse „Buda's Tod," welchem Werke nur noch zwei Jahre vor seinem Lebensende das mittlere Glied der Toldi-Trilogie folgte. Der im Jahre 1882 seinen Landsleuten entrissene Dichter bereicherte die Literatur seines Heimatlandes mit Epen und lyrischen Gedichten; das Feld des Schauspiels hatte er niemals betreten. Als Epiker steht er unstreitig als der größte unter den Seinen da, und es bleibt nur lebhaft zu bedauern, dass den übrigen Völkern unserer Monarchie durch eine gelungene, vollständige deutsche Übersetzung des „Toldi" nicht die Gelegenheit geboten ist, das Urtheil solcher Kunstrichter zu bestätigen, denen es ihre Kenntnis des Ungarischen gestattet, das im höchsten Grade nationale und doch wieder so rein menschliche Werk in der Ursprache zu genießen. Seine lyrischen Dichtungen entstanden größtentheils nach den verrauschten Stürmen der Revolutionsjahre und sind ein getreuer Widerhall jener Trostlosigkeit und Melancholie, die ihn an der Zukunft seines Volkes verzweifeln ließen. Doch noch eine Kunstgattung ist es, auf deren Gebiet er gleich unbestrittene Erfolge errang, wie auf demjenigen des Epos: wir meinen die Ballade. Wollen wir den Reiz und den unheimlichen Zauber der skandinavischen, besonders aber der altenglisch-schottischen Ballade außerhalb ihrer Heimat nochmals über uns ergehen lassen, so haben wir nur jenen herrlichen Kranz von Balladen zu würdigen, den er in den verschiedensten Perioden seines an äußeren Ereignissen so armen Dichterdaseins mit gleicher Liebe geflochten hat. Indem wir diese dem Lebenslaufe Arany's gewidmeten Zeilen zum Abschluss bringen, können wir nicht umhin nochmals den Wunsch laut werden zu lassen, dass sich bald jener berufene Übersetzer finden möge, der dem „Toldi" und den Balladen auch im Auslande jene Bewunderung verschaffe, deren sich dieselben innerhalb der Landesgrenzen Ungarns mit Recht erfreuen.

Josef Berghoffer.

Franz Ritter von Hauslab,

k. k. Feldzeugmeister, Orientalist.*)

Sind auch hohe kriegerische Tugenden bei gleichzeitig hervorragendem Wissen Eigenschaften, welche wir nicht selten in einer Person vereinigt finden, so tritt uns diese Erscheinung doch in hervorragendster Weise bei der Wertung jenes Mannes entgegen, dessen Namen diese Studie trägt und dessen Lebensgang wir in knapper Fassung zu schildern versuchen wollen.

An der Wende des vorigen Jahrhundertes, in einer Zeit epochaler Umwälzungen geboren und schon als Knabe durch die kriegerische Atmosphäre jener Zeit mächtig beeinflusst, war in demselben die Lust erwacht, die militärische Laufbahn gleich seinem Vater zu verfolgen. Noch vor gänzlicher Vollendung seiner militärischen Studien aus der Ingenieur-Akademie als Officier getreten, war es Haus-

*) Franz Ritter von Hauslab entstammte einer angesehenen steirischen Familie, welche der Mehrzahl ihrer Glieder nach der Jurisprudenz angehörten, seit 1446 wappenberechtigt, jedoch erst seit 1744 adelig ist und sich früher Hauslaib, später Hausläb nannte. Er wurde am 1. Februar 1798 zu Wien geboren, trat 1809 in die Ingenieur-Akademie ein und wurde 1815 zum Fähnrich im 2. Infanterie-Regimente Kaiser Alexander I. befördert. 1819 Unterlieutenant, 1821 Oberlieutenant erreichte er 1826 die Capitänlieutenants-Charge und die Majors-Charge im Jahre 1835. Im Jahre 1839 wurde er als Oberstlieutenant zum 25. Infanterie-Regiment übersetzt, dessen Oberst er 1843 ward. — Die Generals-Charge, welche er 1848 erlangte, brachte ihm die Versetzung in die Artillerie, welcher Waffengattung er bis zu seinem Tode angehörte. Schon ein Jahr nach Erreichung der General-Majors-Charge trat seine Vorrückung zum Feldmarschall-Lieutenant ein. 1865 zum Feldzeugmeister ernannt, trat Hauslab im Jahre 1868 in den bleibenden Ruhestand. Feldzeugmeister v. Hauslab war Ritter des

lab nur mehr gegönnt, an den letzten jener Ereignisse theilzunehmen, welche den Niedergang der Napoleonischen Herrschaft herbeiführten, um sich sodann in dem darauffolgenden langen Frieden einer fruchtbringenden, wissenschaftlichen Thätigkeit zu widmen. Zunächst als Militär-Geodät mit Auszeichnung verwendet, finden wir Hauslab, kaum zwanzigjährig, an jene Anstalt berufen, welche er vor kaum fünf Jahren als Schüler verlassen hatte. In dieser trefflichen Anstalt war er nicht nur als Lehrer, sondern auch als Schöpfer einer neuen kartographischen Darstellungsweise thätig, welche, wie er selbst bescheiden zugibt, zwar von französischen Gelehrten bereits angeregt, doch nicht weiter verfolgt, durch ihn erst eine praktische Verwertung finden sollte. Die Methode, durch Isohypsen die verticale Configuration des Terrains zu klarem Ausdrucke zu bringen, die Vervielfältigung von Kriegskarten durch die Lithographie zum Allgemeingut des Heeres zu machen, dankt man seiner rastlosen Thätigkeit.



Franz Ritter von Hauslab.

In wichtiger Mission, während des griechischen Freiheitskampfes, nach dem Oriente entsendet, wird dem hochangelegten Geiste Gelegenheit geboten, die Sprachen des Morgenlandes zu studieren, sich gründliche Ansichten und Urtheile über diese interessanten Gebiete zu bilden und manches unrichtige Urtheil über deren Bewohner zu berichtigen, wofür ihm insbesondere die Türken eine aufrichtige Dankbarkeit erwiesen, die bei dem Aufenthalte des Sultans Abdul Aziz in Österreich, dem er zugetheilt war, vielfach zu huldigendem Ausdrucke gebracht wurde. Die gewonnenen neuen Anschauungen und Erfahrungen durch theoretische Studien an der Wiener Hochschule zu ergänzen, sein Wissen zu vertiefen, gibt ihm die Rückberufung nach der Heimat Gelegenheit.

In jene Zeit fällt auch der Beginn der Anlage jener Privatbibliothek,*) Karten-, Stich-, und Kunstsammlung, welche nach Anordnung und Reichhaltigkeit in Anbetracht der bescheidenen Mittel des Gründers ihres Gleichen sucht und die nach dem Tode des Besitzers, von dem regierenden Fürsten Johannes zu Liechtenstein erworben, heute einen hervorragenden Platz unter den wissenschaftlichen und Kunstsammlungen der Residenzstadt einnimmt.

Das Jahr 1835 bildet in dem Leben Hauslabs einen bedeutsamen Wendepunkt. Als Major dem Hofstaat des Siegers von Aspern zugetheilt, um den militär-wissenschaftlichen Unterricht von dessen Söhnen zu leiten, wird derselbe bald darauf, — doch nur in zeitweiliger Unterbrechung seines Erzieheramtes — mit der Mission, dem Sultan Abdul Medschid die Geschenke des Kaisers zu bringen, betraut und neuerdings nach dem Orient gesendet. Das Studium der Oroplastik der Balkanhalbinsel, reiche wissen-

Militär-Maria-Theresien-Ordens, besaß das Großkreuz des Leopold- und war Ritter des österr. eisernen Kronenordens zweiter Classe, er war auch Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes — letztere beiden Auszeichnungen waren mit der Kriegsdecoration geschmückt.

Hauslab war geheimer Rath, lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, Curator des österreichischen Museums und Mitglied vieler in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften und Vereine.

*) Die Sammlung läßt sich der Hauptsache nach in drei große Gruppen theilen: Die Bibliothek, die Kupferstich- und die Kartensammlung.

Dem Lebenslauf Hauslabs entsprechend, finden wir vorwiegend die geographischen und historischen Wissenschaften, Mathematik, Militaria — darunter besonders Artillerie und Geniewissenschaften, vertreten. Doch auch zahlreiche andere Fächer, sowohl in alten als auch neuen Werken finden sich vor.

Der Zahl nach die größte Sammlung bildet die Bibliothek mit etwa 13000 Bänden, worauf die Kupferstichsammlung mit ungefähr 2000 Blättern, endlich die Karten in über 4500 Stücken folgt.

Durch Hofrath von Walcher und Custos Chmelarz der Hofbibliothek geordnet und katalogisiert, hat Fürst Johannes von Liechtenstein der besagten Sammlung in seinem Palais in der Rossau ein würdiges Asyl eingeräumt.

schaftliche Ausbeute aus den von ihm gelegentlich der Heimreise durchwanderten fremden Ländern sind die Frucht dieser Lebensperiode. Im Jahre 1840 der Staatskanzlei zugetheilt, beaufsichtigt Hauslab, bestberufen für solche Aufgabe, den Unterricht der in Österreich zur militärischen Ausbildung weilenden türkischen Officiere, um drei Jahre darauf, neuerdings beehrt durch das Allerhöchste Vertrauen, die Leitung der Studien bei Sr. Majestät, dem jetzt regierenden Kaiser Franz Josef, dessen Brüdern und den Prinzen von Baden zu übernehmen.

Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1848 führen Hauslab, dermalen General in seiner Lieblingswaffe, der Artillerie, auf das Feld des Kampfes. Die Schlachten von Szöreg und Temesvár, die Auszeichnung durch den Militär-Maria-Theresienorden für die hohen Leistungen in dem erstgenannten Kampfe, sprechen laut für die Bedeutung Hauslabs als Soldat und Truppenführer.

Nach dem Kriege zum Feld-Artillerie-Director der I. Armee und zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, widmet sich Hauslab mit voller Kraft der Hebung seiner Waffe und nimmt den thätigsten Antheil an der Schaffung wichtiger und bedeutsamer Einrichtungen. Die Errichtung der Artillerie-Akademie, der Artillerie-Schulcompagnien, des Equitations-Institutes, — die Vergrößerung des Corps und die Umwandlung des gesammten Artillerie-Materiales fallen in jene Zeit. Durch den Tod des General-Artillerie-Directors und Feldzeugmeisters Freiherrn von Augustin*) in die erledigte höchste Stelle eingerückt, begleitet Feldmarschall-Lieutenant Ritter von Hauslab in früher genannter Eigenschaft 1859 Se. Majestät den Kaiser auf den Kriegsschauplatz nach Italien. Nach Beendigung des Krieges zur Würde eines Geheimrathes erhoben und zum Feldzeugmeister ernannt, bald darauf Stadt- und Festungs-Commandant von Prag, zwingen zunehmendes Alter und Kränklichkeit den bereits 63-jährigen, um die Gunst, in den Ruhestand versetzt zu werden, zu bitten, welchen zu genießen ihm aber nur kurze Zeit beschieden war, da die Ereignisse 1866 dessen bewährte Kräfte neuerdings beanspruchen. An den Kriegsereignissen selbst nimmt jedoch Hauslab nicht mehr theil. Noch weitere zwei Jahre widmet er sich dem öffentlichen Dienste, unermüdlich wirkend und schaffend als Vorsitzender der Armee-Reorganisations-Commission, des militär-wissenschaftlichen Comités und als Mitglied des Herrenhauses, dem er als liberaler Pair angehörte.

Das Jahr 1868 bringt Hauslab, bereits siebzigjährig, die erwünschte Ruhe, um in Zurückgezogenheit sich und seinen Studien leben zu können. Trotz des hohen Alters geistig rastlos thätig, lebt derselbe nunmehr ganz seinen geographischen, archäologischen und linguistischen Untersuchungen. Forschend, sammelnd und ordnend ward der greise Gelehrte und Krieger 1883, kurz nach Begehung seines fünfundachtzigsten Geburtstages aus dem Dasein abberufen.

Ein edles, makelloses Leben, reich an fruchtbringender Arbeit und vielseitigsten Verdiensten um Thron und Vaterland, groß an Ehren und Ansehen, durch die Gunst des Geschickes weit über die gewöhnliche Dauer verlängert und von der allgemeinsten Hochachtung der verschiedensten Gesellschaftskreise getragen, war abgeschlossen; dem hohen Geiste, welcher solche Gunst so wertvoll zu benutzen verstand, damit aber die Betrübnis erspart, das Schwinden intellectueller und körperlicher Kräfte voll durchfühlen zu müssen.

Josef Luksch.

*) Siehe Seite 314.

Erzherzogin Maria Antoinette,

Äbtissin, Dichterin.*)

Gar mancher Sprosse des habsburgisch-lothringischen Kaiserhauses hat aus der kastalischen Quelle getrunken. Unvergessen ist die Klage der Schwester Maria des Kaisers Karl V. um ihren Gemahl, den jugendlichen König Ludwig II. von Ungarn, der nach heißer Schlacht in den Sümpfen bei Mohacs einen frühzeitigen Tod gefunden hat. Ebenso unvergessen sind auch die Gedichte ihrer Tante Margaretha, der in Förderung alles Guten, Edlen und Schönen ebenbürtigen Tochter des Kaisers Maximilian I.

Auch noch andere Mitglieder unseres erlauchten Kaiserhauses, die der hehren Dichtkunst gehuldigt, könnten hier namhaft gemacht werden, doch sind diese Zeilen nur einer Einzelnen gewidmet und so beschränke ich mich auf diese Fürstin, die neben der Frau Erzherzogin Valérie zwar die jüngste unter den Dichterinnen ihres Geschlechtes, aber darum nicht die letzte war.

Erzherzogin Maria Antoinette, Prinzessin von Toscana, wurde am 13. Jänner 1858 als das einzige Kind des damaligen Erbgroßherzogs, spätern Großherzogs Ferdinand IV. von Toscana aus dessen erster Ehe mit Prinzessin Anna Maria, Tochter des Königs Johann und der Königin Amalia von Sachsen im Palazzo Pitti in Florenz, der Wiege der italienischen Kunst, geboren.

Die blutigen Ereignisse des Jahres 1859 mit ihrem für unser Reich so verhängnisvollen Ausgange zwangen auch das großherzogliche Haus, den Thron zu verlassen, den es durch mehr als 120 Jahren mit Ehren und dauerndem Ruhm innegehabt hatte. Noch vor diesem unverschuldeten Schicksalsschlage war die Erbgroßherzogin Anna eines ziemlich raschen Todes gestorben. Erzherzogin Maria Antoinette war nach kaum überschrittenem ersten Lebensjahre eine Waise. Die sterbende Mutter hatte die Sorge für sie dem Ehrenfräulein nobile de Colombini anvertraut, der Vater hatte diese Wahl gebilligt, unter ihrer sorgfältigen Obhut ward die kleine Prinzessin zu den Großeltern nach Dresden gebracht und dort erhielt sie unter liebevoller Leitung die erste Erziehung. Obwohl schwächlichen Körpers, entwickelte sich Erzherzogin Antoinette doch regelmäßig. Nach der Wiedervermählung ihres erlauchten Vaters im Jahre 1867 mit der königlichen Prinzessin Alix von Parma kehrte sie zu demselben zurück.

Zur Kräftigung ihres zarten Körpers wurden zweckmäßige Sommer-Aufenthalte in Ischl genommen nnd den Winter 1866—67 verbrachte sie in Gries, doch machte sie auch am sächsischen Königshofe längere Besuche. Ihre erlauchten Verwandten gewannen die lebhafte, heitere Prinzessin unendlich lieb, der Großvater, König Johann, beschäftigte sich viel mit ihr, nahm selbst an ihren Spielen Antheil und pflegte mit besonderer Vorliebe deren Neigung zum Versemachen. Der Schreiber dieser Zeilen ist so glücklich, von Erzherzogin Antoinette Gelegenheits-Gedichtchen, allerdings der einfachsten Art, zu besitzen, die bis zu ihrem 8. Jahre zurückführen. Diese poetische Neigung ward ein Band mehr zu dem schönen Verhältnisse, das sie an den Dresdner Hof knüpfte. Glücklich war sie daher, ihn öfter besuchen, dort einige Zeit bei ihren erlauchten Verwandten weilen zu dürfen, um dann wieder nach Salzburg zu ihrem Vater und zu ihrer jugendlichen Stiefmutter, Großherzogin Alix, zurückkehren zu können.

In diesem schönen Wechsel entwickelte sich die Erzherzogin ganz befriedigend zur Freude ihrer Angehörigen und ihrer Umgebung. Die Studien waren ihr willkommen, sie lernte gerne, war eine willige Schülerin, ihr lebhafter Geist, ihre überaus reiche Phantasie fanden dabei willkommene Anregung, gute Lehrer wussten davon Nutzen zu ziehen und auch ihr poetisches Talent fand Nahrung und Pflege durch dieselben und durch die herrliche, stimmungsvolle Natur, welche die alte Bischofsstadt Salzburg als einen der schönsten und fesselndsten Punkte des Erdballs erscheinen lässt.

Das Leben der Erzherzogin in Salzburg und in Dresden als Liebling der Königin

*) V. E. II. S. 1002.

Carola und des Königs Albert, die ihr den Verlust der königlichen Großeltern weniger fühlbar machten, ward durch Aufenthalte in dem großherzoglichen Schlosse in Schlackenwerth und in der neuerbauten prachtvoll gelegenen Villa Toscana bei Lindau am Bodensee, sowie durch zweimaligen Aufenthalt in Deauville-Trouville an der Küste der Normandie, dann durch eine Reise mit der Großherzogin Alix nach Toscana und nach Rom, wo sie den Segen des heiligen Vaters empfiengen, noch wechselvoller gestaltet.

Die See, das Meer hatten für die jugendliche Prinzessin gar vielerlei Reize. Kleine Barkenfahrten selbst bei bewegtem Meere gewährten ihr eine große Freude. Viele Gedichte, die der Zufriedenheit mit dem ihr neuen Leben am Meeresgestade entkeimten, sprechen für ihre damalige glückliche Stimmung. Leider sollte diese innere Glückseligkeit bald getrübt werden. Die Zeichen geschwächter Gesundheit traten merkbarer hervor. Der Rath und die Hilfe hervorragender Ärzte musste in immer kürzeren Zwischenräumen gesucht werden. Auf ihre liebsten Zerstreuungen, Tanz und Schlittschuhlaufen, musste die Erzherzogin bald ganz verzichten. Ein Winter, in den sonnigen Gestaden der Riviera in Cannes zugebracht, gewährte ihrem Leiden wohl Linderung, aber nicht Heilung.



Erzherzogin Maria Antoinette.

Nach der Verehelichung ihrer Freundin Erzherzogin Christine mit dem König Alfons XII. von Spanien von Sr. Majestät dem Kaiser zur Äbtissin des von der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia gegründeten freiweltlichen adeligen Stiftes am Hradschin in Prag*) ernannt, wurde sie dortselbst am 16. September 1880 feierlich installiert und mit dem Hermelin-Mantel als Zeichen ihrer neuen Würde von ihrem durchlauchtigsten Vater als Stellvertreter Sr. Majestät feierlich geschmückt. Es war dies der feierlichste Augenblick ihres nur allzu kurzen Lebens und er kam auch in ihrer von allen Anwesenden bewunderten edlen Haltung sichtbar zum Ausdrucke. Die im gewöhnlichen Leben so einfache, bescheidene, anspruchslose Prinzessin zeigte bei dieser Feier eine Hoheit und Würde, die dieser bevorzugten hohen Stellung vollkommen entsprach. Die damit verbundenen großen Gemüths-Aufregungen giengen leider nicht spurlos an ihrem zarten Körper vorüber. Ihr Brustleiden machte sich wieder fühlbarer, der Aufenthalt in Gries, Lindau, genügte nicht mehr. Die Kranke musste im Herbste 1882 nach Lugano und nach einer kurzen, bald behobenen Verschlimmerung in ihrem Befinden, die ihre besorgten Eltern auch dahin berief, von dort nach Cannes reisen, wo sie in der reizend gelegenen Villa Félicie den Winter zubringen sollte. Schweren Herzens war sie diesesmal von ihren theuern Eltern und ihren geliebten Geschwistern geschieden, welche stets bemüht waren, sie zu erheitern und ihren

*) Dieses Stift wurde am 28. August 1755 von der Kaiserin Maria Theresia gegründet und demselben neben dem als ein Bestandtheil der Hradschiner Burg erklärten Stiftsgebäude die Güter Ledetsch mit Bohdanetz, dann die als Leibgeding und Tafelgelder für die jeweilige Königin von Böhmen gewidmeten Herrschaften Karlstein und Millin, ferner die Güter Cerhenitz und Chotzenitz, sowie Troja bei Prag als Einkünfte zugewiesen. Die Anzahl der Stiftsplätze neben der Äbtissin wurde mit der Zahl 30 festgesetzt; zur ersten Äbtissin wurde die ebenso fromme als kunstsinnige Erzherzogin Maria Anna**) am 2. Februar 1766 ernannt.

**) Siehe Band I, Seite 735.

Schmerz und ihr Leiden durch Spiele und zärtliche Theilnahme vergessen zu machen; traurigen Blickes trennte sie sich auch von Salzburg, das ihr immer lieber geworden war und das sie auch in einem in dankbarer Erinnerung bewahrten Gedichte weihevoll besungen hatte. Eine traurige Ahnung mochte ihr wohl gesagt haben, dass sie die trauten Stätten ihrer Spiele und ihrer kindlich unschuldigen Zerstreuungen nicht mehr wiedersehen werde. Aus den nach ihrem Tode vorgefundenen Aufzeichnungen und dem Datum ihres letzten Willens, erkannte man, dass sie sich über die Gefährlichkeit ihres Leidens keiner Täuschung hingegeben, wohl aber allgemein glauben gemacht hatte, als erhoffe sie von einem neuen Aufenthalte im Süden eine allmähliche Heilung. Die damit bewiesene Willensstärke hat sie im Winter während ihres Krankenlagers in Cannes fortdauernd in wahrhaft heldenmüthiger Weise bethätigt. Zumeist an das Bett gefesselt und viele Unbequemlichkeiten und Schmerzen leidend, unterwarf sie sich willig allen Anordnungen des ihr besonders beigegebenen vortrefflichen Arztes Dr. Ritter von Hübl,*) der allerdings auch alle Hilfsquellen der ärztlichen Wissenschaft und seiner großen Menschenliebe erschöpfte, um ihre Schmerzen zu lindern, die rasche Entwicklung des Leidens nach Möglichkeit zu behindern und die edle Dulderin über die drohende Gefahr einer baldigen Auflösung zu täuschen. Dieses wahre Samaritanerwerk wurde von ihrer anfopferungsvollen Umgebung, in der sich auch ihre frühere Erzieherin befand und insbesondere durch die in Cannes weilende Großherzogin-Witwe Maria Antonietta, dann auch durch die Familie des Grafen Caserta, die ihr nahe verwandt war, ausgeübt. Als das Leiden aber trotz aller liebevollen Sorge und Hilfe das Zerstörungswerk immer rascher fortsetzte, eilten die Eltern zu ihrer Tochter und ließen deren älteste Brüder die Erzherzoge Leopold, Josef und Peter nachkommen, die durch Monate ihr eine willkommene Gesellschaft waren.

Das Frühjahr, von allen Menschen freudig begrüßt, brachte der Erzherzogin Erlösung von ihrem schweren Leiden. Zwei Tage, nachdem sich ihre Brüder wegen der Heimreise nach Salzburg von ihr verabschiedet hatten, am 13. April 1883, in den Frühstunden, nach erhaltener Tröstung mit den heiligen Sterbesacramenten, entschlief sie ruhig, in Gegenwart ihrer tiefbekümmerten Eltern und der ihr so treu anhänglichen Umgebung. Mit ihr schied eines der edelsten Wesen von dieser Welt, die keinen Feind hier zurückließ und deren Andenken gesegnet ward, von allen, die das Glück hatten, ihr näher zu treten oder Kenntnis bekamen von ihrem makellosen schönen Lebenswandel und ihrem wohlthätigen stillen Wirken. Ihr erlauchter Vater begleitete ihre irdischen Überreste nach Wien über Salzburg, wo eine Einsegnung unter größter Theilnahme der Bevölkerung stattfand. In Wien langte die Leiche am 24. abends an, wurde unter den üblichen Feierlichkeiten und der Einsegnung in der Burgkapelle aufgenommen, daselbst aufgebahrt, der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht und am 25. Nachmittag im Beisein des Allerhöchsten Hofes in der Kapuziner-Kirche in feierlicher Weise zur letzten Ruhe bestattet.

Sehr viele Kränze wurden beim Sarge als sichtbare Zeichen der Liebe und Verehrung niedergelegt, welche die Verstorbene allgemein genoss. Und diese große Verehrung verdiente die Erzherzogin Antoinette durch ihre Tugenden und ihr edles Wesen.

Von der ersten Jugend an ein bescheidenes, zurückgezogenes Leben gewöhnt, zu allem Guten angeleitet, entwickelten sich in ihr rasch die vorzüglichen Anlagen des Geistes und des Herzens mit streng religiöser Grundlage. Die Liebe zu den schönen Wissenschaften und Künsten wurde gepflegt, die Erzherzogin liebte die Musik, das Zeichnen und übte sich auch etwas in der Malerei, besaß außerdem eine große Vorliebe für die Mineralogie und hatte sich allmählich zumeist durch eigenen Fleiß eine kleine Steinsammlung angelegt, die ihr eine große Freude bereitete. Die lebhafte Phantasie der Erzherzogin ließ sie an Märchen und Erzählungen einen großen Gefallen finden, sie wusste sich in die Gestalten derselben so innig einzuleben, dass sie oft die Einbildung für Wirklichkeit nahm und man bei der Wiedergabe dieser Erzählungen durch die Erzherzogin zu dem Glauben verleitet werden konnte, als habe sie die geschilderten Handlungen selbst miterlebt.

*) Stabsarzt Dr. Ritter Hübl von Stollenbach ist seit einigen Jahren durch Zutheilung bei Sr. kaiserlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Albrecht ausgezeichnet.

Deshalb regte sie auch das Studium der Geschichte ungewöhnlich an. Für die griechischen Freiheitskämpfe gegen die Türken hatte sie die größte Theilnahme, sie kannte dieselben in allen ihren Einzelheiten, die hervorragenden Kämpfer der Griechen standen lebhaft vor ihrem Geiste. Es war daher nur zu begreiflich, dass die Neigung zur Dichtkunst immer tiefere Wurzeln in ihr fasste. Die Erzherzogin dichtete schon in jüngeren Jahren rasch und leicht, war aber selbst eine strenge Richterin über ihre Gedichte und überlieferte sie bald wieder den Flammen. Erst als sie an dem bekannten, formgewandten, lyrischen Dichter, Schulrath Dr. Adolf Bekk, einen Meister der Dichtkunst erhielt, der sie auch mit deren Gesetzen und Regeln innig vertraut machte, und in fesselnden Vorträgen ein klares Bild von der Entwicklung unserer Literatur und von den Erzeugnissen unserer Dichterfürsten entwarf, bemühte sie sich ernstlich, ihren Gedichten, die früher mehr einem innern Drange entsprungen, formlos niedergeschrieben und zumeist wieder vernichtet worden waren, eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Da ihr der Rhythmus angeboren war und jedes ihrer selbst unscheinbaren Gedichtchen einen schönen, zuweilen treffenden Gedanken in sich barg, so gewannen dieselben durch die größere Beachtung der Form und durch strenges Prüfen bedeutend an Wert. Viele ihrer Gedichte haben einen eigenthümlichen Reiz, einen besondern Wohlklang und waren der richtigste Ausdruck ihrer Stimmung. Die Erzherzogin wusste den heitern Ton ebenso gut zu treffen, als sie es verstand, Klage und Trauer zu rührendem, ergreifenden Ausdruck zu bringen. Darum hatten selbst die wenigen Gedichte, die dem Publicum durch das Jahrbuch „Die Dioscuren" und durch vereinzelte Veröffentlichungen bekannt wurden, einen ungewöhnlich großen Erfolg und gestatteten vollen Einblick in ihr reiches Innenleben. In einem kleinen Bändchen ließ sie diejenigen Gedichte, denen sie selbst einigen Wert beilegte, unter dem Namen Arno als Manuscript in einer geringen Anzahl Exemplare drucken, die jedoch nur ihren nächsten Angehörigen und einzelnen nähern Bekannten zugänglich wurden. Diese Sammlung birgt einen Schatz trefflicher Gedichte und das schönste Lob ihres reinen, ideal angelegten Wesens, das die Welt nur in ihrem Glanze kannte und der Menschen Thun und Treiben nur von der besten Seite betrachtete.

Von dem Zauber dieser edlen Persönlichkeit und ihrer Gedichte erfasst, haben Schulrath Dr. Bekk, Hofrath Dr. Johannes Fastenrath und Dr. Emmer von ihr weihevolle, kurze Lebensbilder entworfen, Dr. L. A. Ritter von Frankl hat ihrem Andenken eine Nänie gewidmet, Commendatore Ritter von Fraxola hat mehrere ihrer Gedichte mit wahrer Meisterschaft in die italienische Sprache übersetzt und so fanden dieselben auch im Auslande eine größere Verbreitung. Wenn nun schon die Gedichte der Erzherzogin einen vollgiltigen Schluss auf ihre herrlichen Eigenschaften gestatten, so darf der Schreiber dieser Zeilen wohl auf Grund jahrelanger Beobachtung ohne Gefahr, fürstlichen Liebesdienstes geziehen zu werden, aus innerster Überzeugung sagen, dass der Lebenswandel der Erzherzogin das schöne Bild noch veredelte, das man sich nach ihren Dichtungen von ihr machen muss.

Die Erzherzogin war von mittlerer schlanker Gestalt mit kräftigem Körperbau und von einer Muskelkraft, die ihr Siechthum Lügen strafte. Ohne eine Schönheit zu sein, hatten ihre Gesichtszüge einen classischen Schnitt und spiegelten in freundlichstem Ausdrucke ihre Seelengüte wieder. Heitern Gemüths, das sie selbst bei vorgerücktem Leiden nicht verleugnete, nahm sie lebhaften freudigen Antheil an allen frohen Erlebnissen ihrer Familie und Umgebung und suchte jedes Weh', jede Kränkung zu mildern. Wohlthun war ihr Bedürfnis. Sie gab viel, wollte aber nicht für die Vollziehung einer Pflicht gelobt sein, welche die Religion uns gegen die Armen auszuüben heischt. Eine gute, gehorsame Tochter, war sie auch eine zärtliche Schwester und gute Verwandte und die beste Herrin, sorgsam für alle, am wenigsten für sich selbst. Gegen eigene Schmerzen wenig empfindlich und sie standhaft und mit christlicher Geduld als Fügung Gottes ertragend, hatte sie für das Leiden anderer das größte Mitgefühl, die innigste Theilnahme und wenn je jemand aus dem Leben geschieden, von dem man mit Recht sagen durfte, er habe niemals einen Menschen mit Absicht gekränkt oder beleidigt, so war es die Erzherzogin Antoinette, die keinen Feind auf dieser Welt zurückgelassen, wohl aber mit

ihrem allzufrühen Tod bei allen jenen eine aufrichtige Trauer verursacht hat, die ihr stilles wohlthätiges Wirken gekannt, ihr treuherziges Wesen verehrt und sich an ihren Gedichten erquickt haben. Ehre sei dem Andenken dieser Fürstin, die den Besten ihres erlauchten Stammes nicht zurückstand an Adel der Gesinnung, an Reinheit des Wandels und an Willenskraft zur Erfüllung aller ihr auferlegten Pflichten und der es nur an längerer Lebensdauer und an einem größern Wirkungskreis gebrach, die herrlichen Naturanlagen noch viel kräftiger zu bethätigen, als es ihr bei ihrer Jugend und bei ihrem zurückgezogenen Leben möglich ward.

Albin Freiherr zu Teuffenbach.

Quellen: Dr. Adolf Bekk, Erzherzogin Maria Antoinette, Sonderabdruck aus dem XIII. Jahrgang des Beamten-Jahrbuches „Die Dioscuren." — Dr. Johann Fastenrath, La distinguida poetisa alemana archiduquesa Maria Antonia di Toscana in Nr. 408 der Revista de España 1885. — Dr. Johann Fastenrath, L'archiduchesse Marie Antoinette de Toscane, in der Florentiner Revue internationale, III. Jahrgang, 1 Lieferung. — Dr. Johann Fastenrath, Figures de l'Allemagne contemporaine: L'archiduchesse Marie Antoinette de Toscane. — Wochenschrift „Heimat" 1880, Heft 6, Erzherzogin Antoinette (von Dr. Johannes Emmer). — Österreichischer Reichsbote 1883. — F. Jitschinsky. Kurze Darstellung der Gründung und des Bestandes des k. k. theresianischen adeligen Damenstiftes am Prager Schlosse. Prag, 1885.

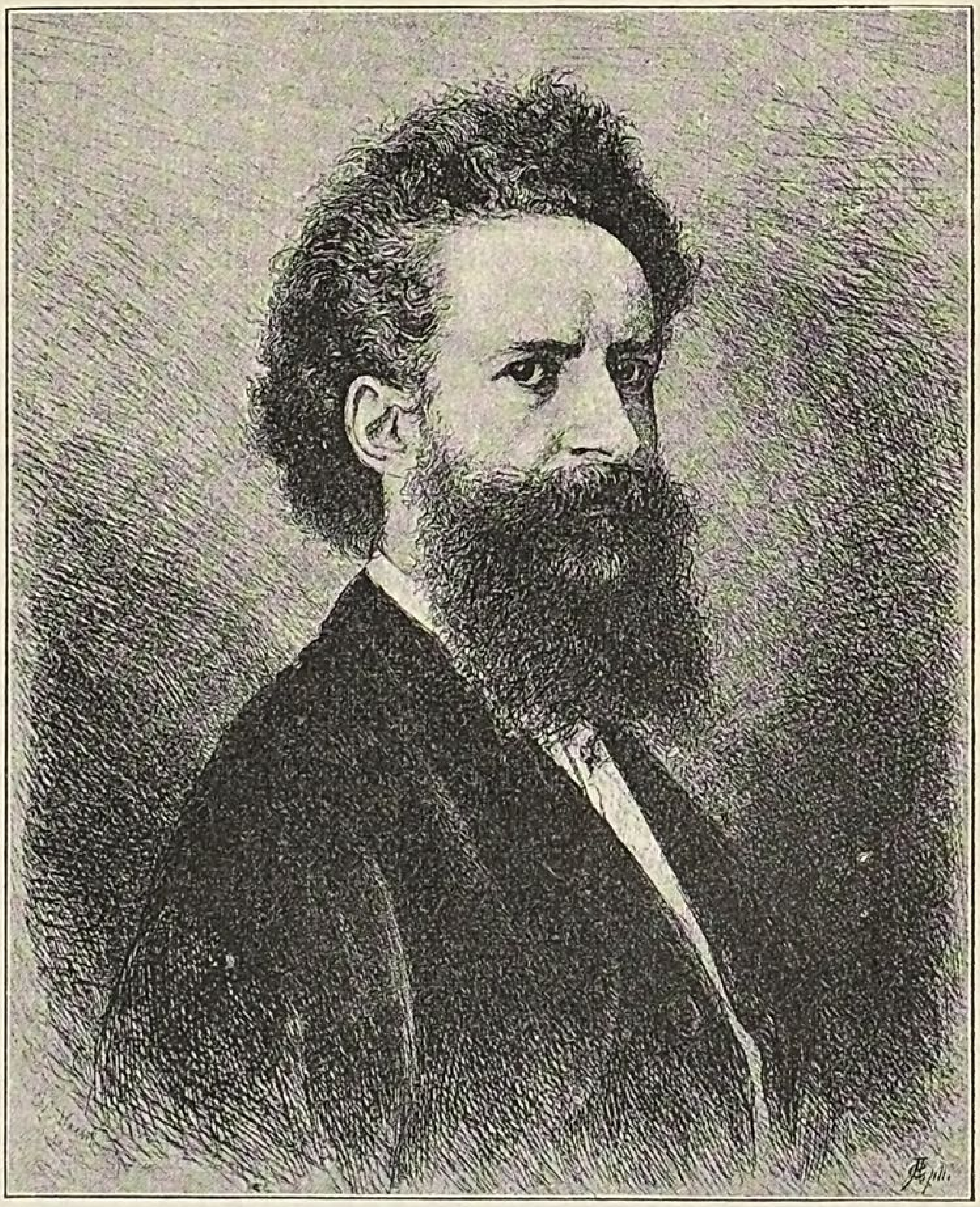
Hans Makart,

Maler.

Auf keinem Gebiete künstlerischen Schaffens stand unser theures Österreich zurück gegen die Nachbarländer. Nur die Bedingungen, unter welchen sich seine heimischen Talente zu entwickeln hatten, waren minder günstig; ungünstig auch die herkömmliche Geringschätzung, mit der man im Auslande nicht bloß, sondern auch im eigenen Lande die Leistungen derselben aufnahm. Auch in der bildenden Kunst blieben wir nicht zurück und als zu Beginn dieses Jahrhundertes, später als die andern Künste des Friedens, die Malerei ängstlich genug aus dem Versteck hervorkroch, in welches sie sich vor dem Kriegslärm scheu zurückgezogen hatte, da waren auch Österreicher genug zur Hand, sich an der Wiedergeburt der edlen Kunst werkthätig zu betheiligen. Obgleich fast ganz auf sich selbst angewiesen, ohne Meisterschule, ohne sonderliche Unterstützung, giengen aus diesem Kreise Männer hervor, die wie Waldmüller und Gauermann, Führich, Rahl, Krafft, Schwind, Schnorr u. a. sich den Besten ihrer deutschen und französischen Zeitgenossen zur Seite stellen konnten. Allgemach besserten sich auch die Umstände, welche die Entwicklung künstlerischer Thätigkeit beeinflussten und besonders als die Baureform, welche Wien Dank der Initiative unseres regierenden Kaisers eine so glänzende Gestaltung gab, mächtig fortschritt, fanden auch die Schwesterkünste der Architektur, unter ihnen die Malerei nebst kräftiger Anregung belebende Förderung. In diese Zeit fällt das üppige Emporblühen all' der wackeren Künstler, welche heute zu einer so stattlichen und ansehnlichen Schar angewachsen sind, dass ihre Werke allenthalben hoher Schätzung begegnen und selbst in dem sonst gegen Nichtfranzosen so exclusiven Pariser „Salon" ebenso das Bürgerrecht erlangt haben, als in den wählerischen Privatgalerien der englischen Adelsschlösser. Ihrer aller in diesem Buche zu gedenken, würde dessen Rahmen überschreiten. In der Kunstgeschichte werden die Namen Amerling, L'Allemand, Defregger, Alt, Passini, Matejko, Markó, Munkácsy, Canon, Brožik, Czermak u. s. w. ihren Rang mit Ehren behaupten. Hier aber sei nur jenem Manne besondere Erinnerung geweiht, den der unerbittliche Tod vorzeitig aus der glänzenden Reihe dieser seiner Zeit- und Kunstgenossen gerissen, dessen Ruf weit hinaus gedrungen über die Grenzen österreichischer Gemarkung, Hans Makart.

In wenigen Worten lässt sich ein Lebenslauf skizzieren, der von bescheidenen Anfängen ausgehend, ein so unerwartet jähes Ende nahm. Am 28. Mai 1840 ward er in Salzburg, wo auch unserem größten Tonmeister Mozart, die Wiege stand, in der kaiserlichen Winter-Residenz geboren, in welcher sein Vater vom

Jahre 1838—1843 die Stelle eines Schloss-verwaltungs-Controlors bekleidete, die er dann mit jener eines „Titular-Zimmerwärters“ in der Sommerresidenz Mirabell, deren schattige Gartenanlagen noch heute kein Besucher der herrlichen Salzachstadt zu begrüßen unterläßt, vertauschte, bis er, fern von Heimat und Familie, 1849 zu Imola im Kirchenstaate starb. Seitdem die Eltern Makart's im Mirabell-Schlosse Wohnung genommen hatten, theilte dieselbe mit ihnen der Bruder seiner Mutter Johann Rüssemeyer, ein Mann von ganz entschiedener Begabung und tüchtiger Schulung im Zeichenfache, der sich jedoch bescheiden begnügte, diese Fähigkeiten nur im Ausführen von ornamentierten Diploms und Miniatur-Wappenmalereien zu bethätigen, nebstbei auch Unterricht in seiner Kunst zu ertheilen. Von frühester Kindheit an zog es den kleinen Hans zu seinem Onkel, über dessen Arbeitstisch gebeugt der kleine Knabe den größten Theil des Tages zubrachte, statt sich gleich seinen Altersgenossen an muntern Spielen zu ergötzen. Der geistreiche französische Kritiker und Denker St. Beuve sagt gelegentlich einer Schriftsteller-Biographie: „Ein wesentlicher Punkt bleibt festzustellen nach dem Capitel seiner Studien und seiner Erziehung, nämlich der erste Kreis, die erste Gruppe von Freunden und Zeitgenossen, in der er sich befand in dem Augenblicke als sein Talent zum Aufblühen kam, als es Körper annahm und als es reif wurde.“ Die Richtigkeit dieses Satzes läßt sich auch an den Maler anwenden und als zutreffend erweisen. Die Eindrücke, die das Kind in sich aufnahm, blieben bestimmend für das Leben, für die Entwicklung dieses Genius. Was der Knabe dem „guten Onkel Rüssemeyer“ abgeguckt, blieb — wie der Mann noch mit pietätvoller Dankbarkeit zu erzählen liebte — bestimmend für sein ganzes Leben. Auf der Schulbank umgaben ihn die Gebilde, die er als Andenken oder als Entschädigung für kleine Liebesdienste zu Papier brachte und an seine Mitschüler vertheilte, unter denen der ernste, schmächtige Junge mit dem träumerischen stillen Wesen sich nur durch diese Fertigkeit hervorthat. Er absolvierte in seiner Vaterstadt die Realschule und begab sich sodann nach Wien, um an der Akademie der bildenden Künste seinem Drange nach weiterer Ausbildung in der Kunst zu folgen. Willig brachten Mutter und Onkel die Opfer, welche es sie kostete, um dem Jüngling diesen Schritt



Hans Makart.
Nach einer Radierung von W. Hecht, aus den „Graphischen Künsten“, Jahrgang 1880.

zu ermöglichen, der jedoch nicht von dem erhofften Erfolge begleitet sein sollte. Nach einer nicht widersprochenen Angabe wäre Hans Makart von der Akademie „wegen Mangels an Talent" bald entlassen worden. Er selbst erwähnte damals nichts von diesem Ausschließungsgrunde, sondern erklärte bei seiner Heimkehr lediglich, dass er keine Lust habe, nach Wien an die Akademie zurückzukehren, „da ihm durch die verschiedenartigen Anordnungen seiner Lehrer in seinen idealen Ausführungen zu viele Einschränkungen auferlegt werden." Wie tief entmuthigt und resigniert aber der Jüngling durch jenen Aussprnch der ersten Kunst-Lehranstalt geworden, geht daraus hervor, dass er seinem Onkel, dessen eigenen Aufzeichnungen wir diese Mittheilung danken, die Absicht zu erkennen gab, sich zum Graveur auszubilden. Glücklicherweise war der würdige Mann nicht so leicht irre zu machen und glaubte fest an den künstlerischen Beruf seines Neffen. Und dieser Überzeugungstreue entsprach ein kühner, aber rettender Entschluss.

Seit dem Jahre 1848 bestand in Salzburg unter der Leitung des seither verstorbenen verdienstvollen Malers Johann Fischbach eine Art von Club für Zeichner und Maler, dem Herr Rüssemeyer angehörte und in den er auch seinen Neffen noch vor dessen Abgang nach Wien eingeführt hatte. Makart hatte für diesen Verein eine lange Reihe von Compositionen geliefert. Diese raffte nun der wackere Onkel zusammen und begab sich mit denselben zu dem damaligen Fürst-Erzbischof Maximilian von Tarnóczy, welcher das Schloss Mirabell bewohnte, in dessen Verwaltung Rüssemeyer mittlerweile dem Vater Makart gefolgt war. Der kunstsinnige Kirchenfürst prüfte die ihm vorgelegten Blätter und als er von des jungen Makart Vorhaben hörte, Graveur zu werden, protestierte er dagegen lebhaft mit den Worten: „Der ist zu etwas Größerem geboren." Dabei ließ es der Erzbischof nicht bewenden. Er bestand darauf, dass der junge Anfänger nach München zur Ausbildung komme, rüstete ihn zu diesem Behufe mit einem beträchtlichen Geldgeschenke aus und setzte diese Unterstützung so lange großmüthig fort, bis sein Schützling in der Lage war, sich durch Verwertung seiner Schöpfungen selbst fortzubringen.

So kam Makart unter der Ägide des Malers Schiffmann, seines Onkels, nach München, wo es ihm nach schwerem Bemühen gelang, von Meister Piloty unter dessen Schülern aufgenommen zu werden.

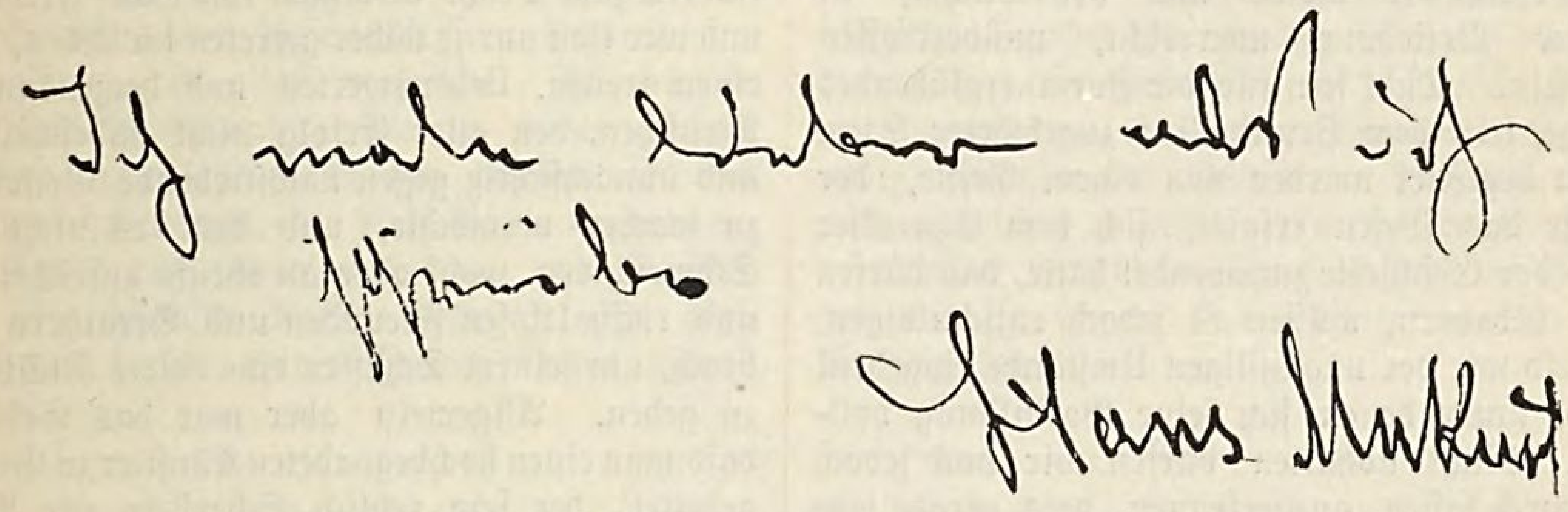
Eine Anekdote aus jenen Tagen erzählt, dass der berühmte Kaulbach beim Anblicke einer Skizze, die der junge Makart auf die Leinwand warf, ausrief: „Wer dies gemacht, wird entweder verrückt oder ein großer Maler." Rascher vielleicht, als es der Dauer seines Ruhmes gut kam, beendigte er diese Studienzeit, um seine Berufsgenossen zunächst und die gesammte Kunstwelt alsbald in Erstaunen zu setzen durch die Gebilde, mit denen der kaum der Schulstube Entwachsene in die Öffentlichkeit trat. Im Jahre 1862 begegnen wir ihn in der Weltausstellung zu London; von dort geht er nach Paris, hier wie dort Eindrücke aufnehmend, die mit all' ihrer modernen Sinnlichkeit sich dem jungen Gemüthe wohl nur zu tief einprägten. Erst hierauf war es ihm gegönnt, ein österreichisches Reise-Stipendium zu erlangen, um das gelobte Land der Maler, Italien, zu betreten. Aus dem Drucke beengender Ärmlichkeit, aus der Finsternis beschränkter Mittelmäßigkeit plötzlich hinausversetzt in die glanzvolle, schäumende Üppigkeit der Weltstädte, in die bestrickende Zauberwelt des alten Rom, für deren Verständnis ihm freilich manche Vorbildung abgieng, ist es da zu verwundern, dass dieses in sich verschlossene Talent auch überschäumt, dass Glanz und Üppigkeit all' jene Momente, für die es den geschärften Sinn, die volle Sehkraft mitbringt, nachhaltiger auf dasselbe einwirken, als die classischen Linien der Antike? Das Te saxa loquuntur, das auf dem Thore seiner Geburtsstadt gemeißelt steht, war ihm gegenüber nicht anwendbar; die Steine blieben stumm, nur Form und Farbe sprach zu ihm. Die „Amoretten," die „Pest in Florenz" entstehen unter dem Eindrucke jener Reisen und machen ungeheueres Aufsehen. Man bewundert das Coloristische, man nergelt an der Zeichnung und stößt sich an einer hochgradigen Sinnlichkeit. Ob der Lärm, den diese Erstlingswerke hervorriefen, dem Entwicklungsgange des Künstlers zum Wohle gereichte? Ob das Urtheil des jugendlichen Anfängers schon gereift genug war, um ihn unterscheiden zu lassen zwischen Aufsehen, dieser gleißnerischen Frucht am Baume des öffentlichen Lebens und wirklicher Be-

wunderung? Ihm wäre jedenfalls besser gewesen, wenn die Aufnahme dieser Gemälde minder geräuschvoll sich gestaltet hätte.

Am 7. Novemb. 1868 vermählte sich Makart in München mit Frl. Amalie Roithmayer, deren anspruchslosem, aber feinfühligem Wesen er manche gesunde Anregung verdankte. Das junge Ehepaar begab sich zuerst nach Salzburg, dann nach Wien, von wo Makart seine zweite Römerfahrt antrat. Von dieser im März 1869 nach seiner Vaterstadt Salzburg zurückgekehrt, stand er eben im Begriffe, seine Zelte bleibend in München aufzuschlagen, als er durch Vermittlung des auch als Maler gefeierten Obersten (jetzt General-Major) Edlen von Berres einen Ruf nach Wien erhielt, wo ihm die Munificenz des kunstsinnigen Monarchen Wohnung und Atelier im sogenannten Erzgießhause anbot. Im Mai 1869 folgte der Künstler dieser ebenso huldvollen als auszeichnenden Einladung. Während Architekt Hasenauer an der Adaptierung der neuen Heimstätte arbeitete, bezog Makart ein ihm vom k. k. Oberstkämmerer FZM. Grafen Crenneville zugewiesenes interimistisches Atelier und begann sofort rüstig zu schaffen.

Eigenthümlich genug war die Stellung, die Makart anfangs in Wien einnahm. Von Natur schüchtern und schweigsam, unansehnlich in seiner Erscheinung, dazu ein Feind jeglicher Reclame, den Coterien der Residenz völlig fremd gegenüberstehend, hatte er von Anbeginn an sich durchaus keines absonderlich freundlichen Entgegenkommens zu erfreuen. Das wunderliche kleine Männchen, das so gar nichts aus sich machte, mit den Manieren eines armseligen Dorfschulmeisterleins, wurde von manchem Kunstgenossen etwas vornehm über die Schulter angesehen, oder gar als „Proctectionskind" bespöttelt. Aber unentwegt handhabte Makart die einzige Waffe, mit der er siegesgewiss sein konnte, seinen Pinsel. Damals entstand die „Abundantia," dieses üppige Phantasiebild, angesichts dessen Kenner und Nichtkenner einig waren in der Anerkennung des meteorartigen Genies. Einige Porträts, die freilich mehr als Studienköpfe denn als Charakterbilder gelten dürften, entstanden nebenher. Sein geradezu phänomenales Talent für decorative Kunst, bekundete er durch die Ausstattung seines Ateliers im Gusshause, welches er zum Range einer Sehenswürdigkeit der Stadt erhob, die man leider derselben nicht zu erhalten verstanden hat.

Hier wirkte er nun mit kurzer Unterbrechung — den Winter 1875—76 brachte er in Egypten zu — und aus diesem Atelier giengen seine großen Gemälde hervor: „Huldigung der Catharina Cornaro," „Cleopatra," „Fünf Sinne," „Messalina," „Einzug Karls V. in Antwerpen," „Ariadne," „Diana," „Der Sommer," von denen die meisten die Runde durch die Welt machten. Neben diesen Werken von oft riesigem Umfange beschäftigte sich der Maler stets mit Porträts und in der letzten Zeit auch mit den Entwürfen für die Ausschmückung der neuen Hofmuseen. Sein populärstes Werk war jedoch unbestritten jener Festzug der Stadt Wien, den er anlässlich der Feier der silbernen Hochzeit unseres Kaiserpaares entwarf. Da setzte der Künstler sein Bestes ein, als fühlte er, dass nichts glanzvoll, nichts imposant genug sein könne, wo es gilt, Zeugnis abzulegen für die herzenswarme Anhänglichkeit und Treue der Bevölkerung der alten Kaiserstadt zu ihrem an-



Autograph von Hans Makart.

gestammten Kaiserhause. Seit den Tagen der Renaissance hatte die Welt solch' ein Schauspiel nicht gesehen, wie es in den jubelerfüllten Straßen Neu-Wiens in märchenhaftem Glanze sich entrollte, ersonnen und bis ins kleinste Detail ausgeführt von dem Genie eines einzigen Künstlers, dessen malerischen Gestaltungen die Volksbegeisterung Leben und Odem einflößte. Bei dieser Gelegenheit wuchs die Veranlagung Makart's für alles, was Farbe und Costüm, was decorativ und glänzend war, zu staunenerregender Höhe empor. Unbestritten, unverkümmert bleibe ihm der Ruhm, in dieser Beziehung unerreicht, unübertroffen zu sein. Dass sein für die Form erglühendes Auge, sein dem Prunkvollen zugekehrter Sinn nicht begleitet wurden von einem Geiste, der mehr das Wesen erfasst, sich dem Charakter und der Geschichte zugewendet hätte, das dürfen wir bedauern, müssen es jedoch entschuldigen, sobald wir der ungünstigen Umstände eingedenk sind, unter denen sich seine Vorbildung vollzog. Nicht abhalten dürfen wir uns jedoch hiedurch lassen, anzuerkennen, dass gerade jene Eigenart Makart's viel dazu beitrug, der kunstgewerblichen Thätigkeit in Österreich mächtige Impulse zu geben. Als Lehrer — er bekleidete auch eine Professur an der Wiener Akademie — hat er eine neue Schule nicht begründet; seine Epigonen geriethen bald auf Abwege, vor denen ihn selbst ein glückliches Farbengefühl bewahrte.

Nach kurzem Leiden, auf welches Gemüthsstörungen nicht ohne Einfluss geblieben sein sollen, starb Hans Makart, der seine erste Frau 1873 verloren hatte, recht vereinsamt am 3. October 1884 zu Wien. Die Kunstschätze, die er mit Aufopferung gesammelt und zu einem Ensemble verbunden, das seines Gleichen nicht hatte, zerstoben leider nach allen Richtungen der Windrose. Allen auf seine Rechnung cursierenden Fabeln zum Trotz, beklagten ihn seine Freunde und wer ihm nur je näher getreten im Leben, als einen treuen, liebenswerten und herzensguten Menschen, den aller Erfolg nicht unbescheiden und unnachsichtig gegen nachstrebende Genossen zu machen vermochte, und dem es nicht an Schmeichlern, wohl aber an ebenso aufrichtigen und rückhaltlosen Freunden und Berathern gebrach, um seinem Schaffen eine edlere Richtung zu geben. Allgemein aber war das Gefühl, dass man einen hochbegnadeten Künstler zu Grabe gebettet, der sein redlich Scherflein zur Verherrlichung seines Vaterlandes beigetragen, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hieng. Die Bevölkerung, die dem geistigen Schöpfer des Festzuges zugejubelt hatte, trauerte an seiner Bahre.

Ludwig Przibram.

Hans Makart an seinen Oheim Johann Rüssemeyer in Salzburg.

Liebster theuerster Onkel!

Dass ich hier in Rom bin, weißt du ja schon aus den Briefen an die theuere Mutter; bitte sage ihr, sie möchte mir doch bald die Briefe beantworten, ich erwarte sie schon sehnsüchtig, aber nicht mehr nach Rom, sondern post restante Florenz (Firenze), und nicht frankieren, da die frankierten Briefe unsicher gehen. Ich habe nun eine Studie gemalt in der Sistina, die ich zu einer Papstwahl brauchen kann, und fahre nun nach Florenz, um die dortige ausgezeichnete Bildergallerie zu besichtigen, wozu ich mich ein paar Tage aufhalten werde. Von dort begebe ich mich auf ein paar Tage nach Venedig und dann nach München.

Rom ist schön; aber um zu malen möchte ich nicht da bleiben. Alles vergangene Größe der Kunst, umstellt von ekelhaften Copisten und Anstreichern, die einem wahrhaft schrecken vor unserer Zeit. Was mich die größten Meisterwerke heben und mir lernen, was die Kunst zu leisten imstande ist, reißt mir in der Gegenwart diese nichtswürdigen Schmieralien herunter mit der Gemeinheit, in der Gallerie jeden kommenden Fremden sie anzupreisen und

*) Dieser ist einer der wenigen Briefe, die Makart in seinem ganzen Leben geschrieben hat und wurde mir durch dessen Oheim, den seither auch verstorbenen Hofcontrolor Rüssemeyer zur Veröffentlichung freundlichst zur Verfügung gestellt. A. d. H.

feilzubieten. Aus diesen Gründen war es mir auch nicht möglich, die Studie so zu vollenden, wie ich es mir vorgenommen hatte. Die Fremden jagten mich manchmal fort, wenn so ein Trupp hinter mir ankam mit ihrer verachtenden Behandlung, in der Erwartung, ich werde es ihnen auch im nächsten Momente anbieten. Ich konnte vor Ärger nicht arbeiten. Ich bin froh, komme ich wieder nach Deutschland; dort sind doch Menschen. Hier ist nur ein thierisches Leben. Nichts als Faulenzer; wo man hinsieht, strecken sich ein Dutzend Hände entgegen: „ein Bajoc," „ein Bajoc." Doch genug von dieser Misère. Kommt man ins Freie, ist alles vergessen. Ich beneide die Landschaftsmaler, die in dieser schönen Natur ihre Studien machen können. Es sind zwar sehr wenige, die diese Natur verstanden; ich kenne nur zwei: Rottman und Böcklin. — Die schönste Natur begleitete uns fortwährend hieher, wie auch nach Neapel, Capri, wie reizende Partien in Portici; hätte ich dort Farben gehabt, ich hätte augenblicklich gemalt, so auch auf dem Vesuv. — Da gibt es noch viel zu erzählen, wenn ich nach Hause komme. — Nun freue ich mich auf Oberitalien.

Doch nun lebe recht wohl, viele Grüße an die gute Tante, Kathi, Ida, so wie Dich theurer Onkel küßt und grüßt Dein Dich innigliebender Neffe

Hans m. p.

N. S. Lieber Onkel! wenn Du vielleicht selbst schreibst — oder die theuere Mutter, die ich vielmals grüße und küsse, — so schreibt gleich mit umgehender Post post restante nach Venedig, da mich die Briefe in Florenz nicht mehr erreichen würden. Heute den 9. Mai — erhaltet Ihr diesen Brief wahrscheinlich am 16. und so könnte Euer Brief am 20. in Venedig sein.

Karl Graf Bigot de Saint-Quentin,

k. k. General der Cavallerie, Militär-Schriftsteller. *)

Der „deutsche Soldat" hat ausgekämpft, „Unserer Armee" hat er hienieden Lebewohl! gesagt; aber fortleben wird im kaiserlichen Heere das Andenken an den edlen Ritter, der mit tapferem Schwerte und frisch begeisternder Feder, mit Wort und That ihr durch ein halbes Jahrhundert — in jeder Richtung — ein leuchtendes Vorbild gewesen ist. General der Cavallerie i. R. Karl Graf Bigot de St. Quentin geboren (als Sohn eines österreichischen Feldmarschall-Lieutenants) in Neuburg an der Donau am 12. Juni 1805, ist nach langer schmerzlicher, standhaft und ergeben ertragener Krankheit am 8. September 1882 zu Kwassitz in Mähren gestorben.

Karl Graf Bigot de St. Quentin trat am 16. Jänner 1824 als Unterlieutenant in das Dragoner-Regiment von Knesevich Nr. 3, avancierte daselbst 1830 zum Oberlieutenant und 1836 zum Rittmeister. Am 14. September 1848 zum Major im 3. Uhlanen-Regimente Erzherzog Karl befördert, wurde er 1. Juli 1849 zum Flügel-Adjutanten des Banus FZM. Grafen Jellačić ernannt, in welcher Stellung er bald darauf zum Oberstlieutenant vorrückte und bis zu seiner am 5. November 1850 erfolgten Ernennung zum Obersten und Commandanten des Dragoner-Regiments Prinz Eugen von Savoyen verblieb.

Im Jahre 1857 zum Generalmajor und Truppen-Brigadier befördert, wurde er am 24. April 1859 zum General-Adjutanten der III. Armee, am 20. October 1859 zum General-Adjutanten Seiner Majestät des Kaisers und am 19. Juni 1860 unter gleichzeitiger Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant und Verleihung der Würde eines geheimen Rathes, zum Gouverneur und commandierenden General im Banate und in der serbischen Wojwodschaft ernannt.

Am 27. November 1860 zur Dienstleistung beim VIII. Armeecorps eingetheilt und später mit der Führung des Corpscommandos betraut, trat Feldmarschall-Lieutenant Graf St.

*) V. E. I. 368, 606, 763, 764, 787, 808.

Quentin bei der im Juni 1863 erfolgten Auflösung des genannten Armeecorps auf kurze Zeit in Disponibilität; schon am 19. Februar 1864 erfolgte seine Berufung zum Ablatus des commandierenden Generals in Ungarn und am 12. November 1866 seine Ernennung zum commandierenden General in Lemberg. 1868 wurde er zum Inhaber des 8. Uhlanen-Regiments und zum General der Cavallerie ad honores ernannt. Aus der Stellung eines commandierenden Generals schied Graf St. Quentin am 1. August 1869, um auf seine Bitte, nach mehr als fünfundvierzigjähriger activer Dienstleistung, in den wohlverdienten Ruhestand zu treten.

In den Feldzügen 1848 und 1849 in Ungarn machte Graf St. Quentin die Gefechte bei Schwechat, Parndorf, Wieselburg, Moor, Tétény und Budapest, dann die Schlachten bei Iszaszégh und Hegyes, sowie die übrigen Kriegsbegebenheiten der Südarmee mit; für sein angerühmtes Verhalten während der October-Ereignisse in Wien 1848 erhielt derselbe die Kriegsdecoration des Militär-Verdienstkreuzes, für das lobenswerte Benehmen bei Tétény den Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit zuerkannt, während ihm für seine besondere Tapferkeit in der Schlacht bei Hegyes der Orden der Eisernen Krone III. Classe (mit der Kriegsdecoration) allergnädigst verliehen wurde. Seine langjährigen, erfolgreichen und vorzüglichen Dienste fanden auch später wiederholte allergnädigste Anerkennung des obersten Kriegsherrn, u. z. im Jahre 1866 durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone I. Classe mit der Kriegsdecoration der III. Classe, dann anläßlich seiner Versetzung in den Ruhestand, erneuert durch die Verleihung des Großkreuzes des Leopolds-Ordens.

Durch und durch Edelmann und Soldat, paßt auf diesen wackern Ritter und Reiter*) die altfranzösische Devise:

„A Dieu mon âme,
Mon bras au Roy,
Mon cœur aux dames,
L'honneur pour moi!
(Meine Seele gehört Gott,
Mein Arm dem König,
Mein Herz den Frauen,
Die Ehre mir.)

*) Er war der allererste österreichische Cavallerie-Officier, welcher (weil nicht reich, auf wenig kostbaren Pferden) große, gelungene Distanzritte unternahm.

Begeisterte Treue für seinen Kaiser und das angestammte Herrscherhaus war sein Glaube, der Cultus seines gesammten Lebens; er übte sie mit Energie, ohne jede persönliche Rücksicht und ohne anderen Ehrgeiz, als mit beizutragen zum Ruhme und Nutzen seines Monarchen, der Armee und seines theuren Österreichs.

Die hervorstechenden Züge seines Charakters waren nebst der erwähnten stets opferwilligen schwärmerischen Ergebenheit für Kaiser und Pflicht: Strenge gegen sich selbst, Nachsicht und Wohlwollen gegen seine Untergebenen und selbstverleugnender Wohlthätigkeitssinn; im Umgange heiter, liebenswürdig, witzig, jedoch nie verletzend.

Vielseitig unterrichtet, äußerst belesen, großer Bücherfreund, hinterließ er außer einer schönen, besonders an alten Druckwerken reichen Bibliothek zwei Bücher,*) die jeder junge Officier mit Andacht lesen und befolgen sollte.

Er hatte keine Feinde, war hingegen der treueste Freund und bewährteste Kamerad. Dieser seltene Verein von Eigenschaften wird ihn allen, die zu ihm in näherer Beziehung standen, zum Gegenstande inniger, dauernder Verehrung machen.

Im Jahre 1851 mit Karoline verwitweten Gräfin Lamberg, geborenen Gräfin Sternberg vermählt, beweinte er ihren Verlust seit 31. December 1881 und wurde bis zu seinem Ende in rührendster Weise von allen Gliedern der angeheirateten Familie auf Händen getragen und mit seltener, treuer, kindlicher Liebe umgeben und gepflegt.

Einen ausführlichen Nekrolog einer gewandteren, jüngeren Hand überlassend, widmet dieses schlichte, kleine Blatt der Erinnerung seinem ältesten, besten Freunde und Waffenbruder

Franz Graf Folliot de Crenneville-Poutet.

Diesem warmen Nachruf des Feldzeugmeisters Grafen Crenneville, der nur für einige Freunde des Verfassers und des verstorbenen GdC. Grafen St. Quentin als Manuscript gedruckt wurde, hat der Herausgeber des Vaterländischen Ehrenbuches nur einige nähere

*) „Von einem deutschen Soldaten" (1847). „Unserer Armee" (1850).

Angaben über den Inhalt der beiden darin so treffend empfohlenen Bücher beizufügen.

Das Buch „Von einem deutschen Soldaten", dem verabschiedeten Landsknechte Friedrich Fürst Schwarzenberg gewidmet, erschien 1847 und machte im österreichischen Heere, wie in der deutschen Armee einen mächtigen Eindruck ob des herrlichen Soldatengeistes, der bei Behandlung der wichtigsten Tugenden eines echten und rechten Kriegsmannes, sowie bei den Betrachtungen über den Soldatenstand und seiner Pflichten zum überzeugendsten Ausdrucke gelangte. Von dem Geiste getragen, der durch das herrliche Dienst-Reglement des unsterblichen Erzherzogs Karl gelehrt wurde, legte Graf Saint-Quentin seine Ansichten über „unsern Stand, den Krieg, Frieden, Enthusiasmus in Krieg und Frieden, die Kriegesehre, den Zweikampf, die kriegestreue Tapferkeit, den Tod am Schlachtfelde, den Feldherrn, den Helden, den Gemeingeist, die Rechtlichkeit, Menschlichkeit und Gottesfurcht" frank und frei in diesem Buche nieder. Er mag damit bei dem ruhigen Bürger arges Kopfschütteln erregt haben, hat aber doch nur der wahren und edlen Gesinnung eines von den Pflichten seines Standes, ebenso wie von echter Menschlichkeit und christlicher Nächstenliebe beseelten Kriegers die richtigste Auslegung und den Maßstab für die Beurtheilung seiner Handlungen und Thaten gegeben. Dieses Buch ward darum bald in allen Officierskreisen verbreitet, gelangte zum größten Ansehen und die darin enthaltenen Anschauungen wurden für Viele zur Richtschnur ihres Lebens. Eine zweite Auflage wurde noch im gleichen Jahre nothwendig. Die Ereignisse des Jahres 1848 drängten auch dieses Buch in den Hintergrund, sehr viele wackere Kriegsthaten wurden aber in diesem und im folgenden Feldzugsjahre verrichtet, welche in dem Geiste und in den Lehren dieses Buches ihren Ursprung gehabt haben mochten. Der Friede brachte es wieder zu höheren Ehren, denn gar manche Mahnung und Warnung, die mit prophetischem Geiste darin ausgesprochen worden war, hatte durch die Revolution ihre volle Bestätigung gefunden. Es gelangte daher schon im Jahre 1850 ein zweites Buch „Unserer Armee" betitelt, von demselben Verfasser in die Öffentlichkeit. Der gleichen Begeisterung für den Soldatenstand entsprungen, bereichert durch die traurigen Erfahrungen der Revolutionszeit und die Erschütterungen, denen unser Reich dadurch ausgesetzt war, behandelte Graf Saint-Quentin darin abermals die Bedeutung des Soldatenstandes, die Erziehung und Ausbildung für denselben, die Pflege der Wissenschaften durch seine Träger, die Officiere und den Geist, von dem sie belebt sein müssen, in ebenso erschöpfender, als eindringlicher Weise. Die klare, überzeugende, von wahrer Begeisterung getragene Sprache, der fesselnde, markige Stil, der kühne Gedankenschwung des Verfassers, die wichtigen Fragen, die in den Werken Saint-Quentin's behandelt wurden, sowie die vielen, zumeist der vaterländischen Geschichte entnommenen Beispiele hervorragender Kriegsthaten, gaben auch diesem Buche ein ganz eigenartiges scharfes Gepräge, das auf den Leser eine entschiedene Wirkung üben musste, mochte er auch mit ganz andern Gesinnungen an dasselbe herangetreten sein. Die gänzlich veränderten politischen Verhältnisse und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht haben über manche Ansichten St. Quentin's veränderte Anschauungen gebracht, aufrecht bestehen aber bleiben seine Anforderungen an den Officiersgeist und an tüchtige Soldaten und darum werden diese Bücher des begeisterten Militärschriftstellers und hervorragenden Generals, welche auch vielfach als militärische Evangelien bezeichnet wurden, ihre volle Berechtigung behalten und als ein ehrenvolles Denkmal österreichischen Soldatengeistes gelten, so lange es wackere und tapfere Krieger geben wird. Deshalb würde es sich auch sehr empfehlen, sie in einer neuen, den Zeitverhältnissen rechnungtragenden Ausgabe wieder erscheinen zu lassen. Für junge Officiere und Kadetten, sowie für Militär-Akademiker kann es keinen bessern und treuern Wegweiser für die Einführung in die militärische Laufbahn geben, als des GdC. Graf St. Quentin's genannte zwei Bücher.*)

Albin Freiherr zu Teuffenbach.

*) Dieser Wunsch ist seither erfüllt worden, bei Seidel & Sohn in Wien ist eine neue Auflage dieser beiden kostbaren Bücher erschienen.

Franz Liszt,

Clavier-Virtuos und Compositeur.

Am 22. October 1811 wurde in dem kleinen ungarischen Dorfe Raiding bei Ödenburg ein Knäblein geboren, das mit seinem Ruhme den ganzen Welttheil erfüllen sollte, obzwar es weder große Schlachten zu schlagen, noch unvergängliche Werke zu schaffen berufen war. Der Vater des Kindes, Adam Liszt, ein tüchtiger Rechnungsbeamter im Dienste des kunstfreundlichen Fürsten Eszterházy, ahnte, als er seinem Söhnlein die erste Unterweisung in der Musik gab, nicht, dass er damit dessen ganze glanzvolle Lebenslaufbahn bestimmend beeinflussen sollte. Im Gegentheile, die fieberhafte Glut, mit der das körperlich schwächliche Kind sich den musikalischen Übungen hingab, flößte dem besonnenen Manne Bedenken und Besorgnisse ein und veranlasste ihn, diesen Unterricht ganz einzustellen, der für seinen nur allzu gelehrigen und lernbegierigen Schüler aufreibend zu werden drohte. Aber in dem Kinde schlummerte der mächtige Drang, der die echten Genies über alle Hindernisse, welche ihnen äußere Lebensverhältnisse entgegenstellen, siegreich hinwegsetzen lässt, wie ein Gebirgsstrom Dämme und Wehren, die seinen Lauf aus dem natürlichen Bette drängen wollen, in wuchtigem Anprall wegspült. Der kleine Liszt litt unter der Beschränkung, die man seinem musikalischen Triebe auferlegen wollte, mehr als unter der Arbeit und Aufregung des Lernens und so fügten sich denn die liebevollen Eltern, wiewohl widerstrebend, diesem wunderbaren Zuge und boten dem Talente, das zu erkennen es ihnen nicht an Einsicht gebrach, die Mittel zu ernster Ausbildung. Dem wackeren Vater genügte nicht, wie so vielen durch Eitelkeit oder Gewinnsucht Verblendeten, der äußere Erfolg, den der neunjährige Sohn erzielte, als er in Ödenburg und Pressburg in öffentliche Concerte sich als Clavierspieler und Improvisator vor eine größere Zuhörerschaft wagte; er wollte kein „Wunderkind“ zu Markte bringen und ausbeuten und verstand sich erst dann dazu, seinen Sohn der musikalischen Laufbahn ganz zu widmen, nachdem er die Bürgschaft erlangt hatte, ihn durch eine ernste, gediegene Schule führen zu können. Diese Bürgschaft dem seiner Verantwortlichkeit bewussten Vater geboten und hiedurch einem phänomenalen Talente die freie, von niedriger Sorge unbehelligte Entfaltung seiner Schwingen ermöglicht zu haben, ist das Verdienst einiger kunstbegeisterter Magnaten, welche, an ihrer Spitze die Grafen Amadei und Szapáry, die Mittel aufbrachten, um dem hoffnungsvollen jungen Landsmann durch 6 Jahre ein ansehnliches Stipendium zu gewähren. Da Hummel, der damals in Pressburg wirkte, sich nicht bereit fand, diesen Schüler unter seine Obhut zu nehmen, wandte man sich an Karl Czerny, der in Wien als Lehrer des Clavierspieles eine geradezu bahnbrechende Thätigkeit entwickelte. Schon nach $1^{1}/_{2}$-jähriger Schülerschaft konnte der junge Liszt im Jahre 1823 in Wien, der Musikstadt par excellence, in zwei Concerten mit einem solchen Erfolge auftreten, dass selbst der sonst nicht so leicht zugängliche Beethoven sich des bezaubernden Eindruckes nicht zu erwehren vermochte und den Knaben in seine Arme schloss und küsste. Nun sollte der viel verheißende Kunstjünger, ausgerüstet mit dem Freibriefe, den der Beifall Wiens damals in der Musikwelt bedeutete, seine Lehrjahre in Paris fortsetzen. Dort weigerte sich jedoch der Director des Conservatoriums, Cherubini, dem „Ausländer“ Aufnahme in dieses Institut zu gewähren. Dessenungeachtet, oder vielleicht Dank dieser Weigerung, wusste sich Liszt durch seine Leistungen dermaßen Ruf und Ansehen zu verschaffen, dass er schon im nächsten Jahre 1824 der erklärte und verhätschelte Liebling der Hauptstadt Frankreichs wurde. Von diesem Zeitpunkte datiert der Triumphzug, den Liszt zwei Jahrzehnte lang mit wenigen Unterbrechungen, die ihm lediglich durch gewisse Phasen seines reichen Gemüthslebens auferlegt wurden, durch ganz Europa antrat, allenthalben überschüttet mit Ehren und Huldigungen, mit Reichthum und Frauengunst. Aber sein edles Naturell, sein gutes Herz verleugnete sich nie und der größte Gewinn

an Auszeichnungen und Ehren galt ihm nichts, wenn die Nächstenliebe darunter leiden sollte. Schon damals, kaum dass es ihm gelungen war, seiner Kindespflicht zu genügen und seiner — seit 1827 verwitweten — Mutter ein sorgenfreies Alter zu sichern, kannte seine Dankbarkeit für seine Lehrer und Vorbilder, seine Anhänglichkeit an seine Heimat keine Rücksichten, sobald es darauf ankam, dieselbe durch Wohlthun zu bethätigen. Heute galt es der Errichtung eines Beethoven-Denkmals, morgen der Linderung des Unheils, das eine Überschwemmung hevorgerufen und immer war Liszt hilfebereit und der mitunter übertriebene Enthusiasmus, die ihrer lächerlichen Seite nicht entbehrende Abgötterei, die mit dem Clavierheros getrieben wurde, mussten ihren reichen Tribut an Werke der Humanität und Barmherzigkeit abstatten. Liszt als Clavierspieler hat, um es kurz anzudeuten, die Technik dieses seither nur allzusehr missbrauchten Instrumentes in neue Bahnen gelenkt, durchgeistigt und geadelt. In dieser Hinsicht stände er noch heute unerreicht und unangefochten da. Wenn sich gleichwohl an sein Wirken auch die leidige Polemik geknüpft hat, so gilt dieselbe der neuen Bahn, die er im zweiten Drittel seines Lebens einschlug, als er 1848 die Stelle eines Kapellmeisters in Weimar annahm, in welcher er durch die Heranziehung ausgezeichneter Kräfte (darunter Ferdinand Laub aus Prag und Josef Joachim aus Pest) und die stylgerechte Aufführung von Meisterwerken förmlich Schule machte. Die Begeisterung und Ritterlichkeit, mit der er die Sache Richard Wagner's, der damals noch unter dem Gegentheil der seither in Schwung gerathenen Überschätzung litt, zu der seinigen machte, dazu die Aufdringlichkeit, mit der Epigonen und Schmarotzer Wert und Bedeutung seiner eigenen Tondichtungen emporschraubten und zum Gegenstande eines kaum berechtigten Cultus machten, zogen den sanftmüthigen, edelgearteten Mann in das hässliche Parteigetriebe hinein, dem seine sonst so vornehme Natur ganz und gar widerstrebte. Blieb ihm doch noch bis ins Greisenalter jene geradezu rührende Duldsamkeit eigen, die es ihm unmöglich machte, Freibeuter abzuweisen, die auf diese Eigenschaft hin sündigend, sogar seinen Namen missbrauchten Aus der Weimarer Epoche datieren seine „zwölf symphonischen Dichtungen," deren Wirkung jedoch keine so nachhaltige sein dürfte, wie jene seiner „ungarischen Rhapsodien" und der zahllosen Transcriptionen, mit denen er die Clavierliteratur bereicherte. Auch schriftstellerisch war er sehr productiv und zeichnete sich durch eine sorgfältig gewählte und den Mann von feinen Formen verrathende Schreibweise aus. Von actuellem Interesse ist seine Schrift über die Zigeunermusik. Im Jahre 1859 gab Liszt die Stellung in Weimar auf, übersiedelte nach Rom, wo er, den seiner Mutter Wunsch ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt hatte und der sogar mitten im Strudel des Pariser Lebens sich mit dem Bibelstudium und religiösen Fragen befasste, 1865 die niederen Weihen empfieng. Auch seine Schaffenskraft stand fortan unter dem Einflusse dieser Wandlung, nicht zum Nachtheile seines Componisten-Ruhmes, zu dessen Erhöhung jedenfalls das Oratorium „Elisabeth" und die Messe, die aus Anlass der Krönung Sr. apostolischen Majestät in Ofen aufgeführt wurde, beigetragen haben. Die Liebe zum Vaterlande lebte in dem weltläufigen Manne, dem das Französische zur Umgangssprache geworden, trotz alldem ungeschwächt fort und als in Pest eine Musik-Akademie gegründet wurde, folgte er willig und opfermuthig dem Rufe des Monarchen und der Nation und stellte sich, ein hochbetagter Greis, in den Dienst seines Vaterlandes, das seinen gefeierten Sohn durch die größte Popularität ehrte. Der Tod ereilte ihn auf seinem Felde der Ehre, mitten in dem musikalischen Feldlager zu Bayreuth am 31. Juli 1886. Dem großen Künstler, dem wahrhaft kunstbegeisterten Genie, dem „Ritter vom Geiste," aber auch dem Mann von Herz und edler Gesinnung, die manche Schwäche entschuldigt, und dem treuen Sohne seines Vaterlandes, dessen Namen er, ein Sieger in seiner Weise, zu Ehren brachte in fremden Landen, gebürt ein Blatt im „Vaterländischen Ehrenbuche." *)

Ludwig Przibram.

---

*) In dem von Kriehuber 1838 lithographiertem Bilde von Liszt ist das folgende Gedicht des bekannten Dichters und Humoristen M. D. Saphir unter der Aufschrift „An Liszt's Bild" abgedruckt, das als Brustbild mit den Armen, aber ohne die Hände dargestellt ist:

Franz Graf Folliot de Crenneville-Poutet,

k. k. Feldzeugmeister. *)

Dieser, als General, oberster Hofwürdenträger und Förderer der Kunst und Literatur gleich hervorragende Mann wurde am 22. März 1815 in Ödenburg als Sohn des nachmaligen GdC. Ludwig Grafen Crenneville, dem in diesem Buche ebenfalls eine Lebensbeschreibung von berufener Seite gewidmet ist, **) geboren. Nach der häuslichen Erziehung erhielt er die militärische Ausbildung im Marine-Collegium in Venedig, wurde 1839 Unterlieutenant im Tiroler Jäger-Regimente, durcheilte die Chargen bis zum Hauptmanne sehr rasch und kam 1840 als Dienstkämmerer zum Kaiser Ferdinand, ward 1842 Major, 1847 Oberstlieutenant und im folgenden Jahre Oberst und Flügel-Adjutant dieses Monarchen.

Während dieser Verwendung ward dem Grafen Crenneville die besondere Auszeichnung, dem Feldmarschall Grafen Radetzky, das ihm für den glänzenden Sieg bei Custoza verliehene Großkreuz des Maria Theresien-Ordens überbringen zu dürfen. Er durfte im Hauptquartier des Heldengreises den Schluss des glorreichen Feldzuges 1848 mitmachen, erhielt bei seiner Rückkehr auf seinen Posten den eisernen Kronen-Orden II. Classe, begab sich mit Kaiser Ferdinand nach Olmütz, wo er wohl auch der denkwürdigen Thronentsagung dieses gütigen Herrschers beigewohnt haben wird. Über eigene Bitte noch in dem gleichen Monate seiner ehrenvollen Stellung enthoben und mit dem Commando des Grenadier-Bataillons des Infanterie-Regiments Erzherzog Leopold Nr. 53 betraut, wurde ihm dadurch die erwünschte Gelegenheit, mit dem Säbel in der Faust den glänzenden Feldzug 1849 in Italien mitzukämpfen, nach dessen raschem Abschlusse er auch an dem Zuge in die Romagna theilnahm. Im Sommer desselben Jahres war Graf Crenneville zum Commandanten des hervorragend tapfern Infanterie-Regiments Graf Kinsky (jetzt Br. Beck) Nr. 47, dem selbst der vielfordernde FZM. Baron d'Aspre öffentlich hutabnehmend gehuldigt hatte, ernannt. Das Wirken Graf Crenneville's in diesem Regimente währte nicht lange, wird aber bei demselben in dankbarer Erinnerung erhalten. Im März 1850 wurde er General-Major und Brigadier in Toscana und behielt das Regiment, zur gegenseitigen großen Freude, in seiner Brigade. Bei der 1853 erfolgten Herabsetzung der in diesem Lande befindlichen österreichischen Besatzungstruppen wurde General Crenneville zu deren Commandanten ernannt und damit eine vorzügliche Wahl getroffen, da er sich durch sein weltmännisches, mit den Anforderungen des Hoflebens wohlvertrautes Wesen, durch seine umfassenden Kenntnisse, sowie Liebe für Künste und Wissenschaften für diesen Posten besonders eignete und er auch beim großherzoglichen Hofe und bei allen Gutgesinnten — im Gegensatze zu spätern verleumderischen Behauptungen — im höchsten Ansehen stand.

Während des Krimkrieges wurde Graf Crenneville als Militär-Bevollbemächtigter in besonderer Mission nach Paris gesandt und nach deren befriedigenden Beendigung kam er als Brigadier nach Parma. In dieser durch die politischen Verhältnisse nach Ermordung des

---

„Zum Spielen ähnlich Ausdruck, Geist und Haltung!
Allein die Hand? die Hand voll Wunderwaltung,
Ich frage, wo die Hand, die Zaubervolle ist?
Die schafft Natur ihm ähnlich nicht mehr wieder,
Darum legt auch die Kunst den Griffel nieder
Und schweigt von ihr, das ist List — gegen Liszt."

Fräulein Janka Wohl, deren Familie Liszt nahegestanden, hat aus dessen Leben unter dem Titel „Franz Liszt, Erinnerungen einer Landsmännin" 1888 bei Costenoble in Jena sehr interessante Schilderungen veröffentlicht, worin insbesondere dessen echte Religiösität hervorgehoben ist. — Die Musik- und Theater-Ausstellung in Wien (1892) gibt in den auf derselben ausgestellten Gaben, Widmungen, Diplome, Medaillen, sowie Ehrungen und Auszeichnungen jeder Art, die Liszt für sein musikalisches Wirken zutheil wurden, das glänzendste Zeugnis von dessen allgemeinster Würdigung. Siehe Seite 442. A. d. H.

*) B. C. I. 598, 671, 899, 929, 925. II. 476, 820, 879.

**) Siehe Seite 181.

Herzogs Karl III. sehr schwierig gewordenen Stellung vertrat er die österreichischen Interessen mit Wärme und Entschiedenheit, kam jedoch mit dem die Geschäfte dieses Landes leitenden Ministern in manchen Gegensatz, welcher schwierigen Stellung er durch seine 1857 erfolgte Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant und Truppen-Divisionär in Klausenburg entrückt wurde.

Der Feldzug 1859 fand Crenneville an der Spitze einer Truppen-Division in Italien, Bei Montebello deckte er den Rückzug des von dem tapfern Feldmarschall-Lieutenant Grafen Stadion befehligten 5. Armee-Corps, in der Schlacht bei Solferino verlor er ein Pferd unter dem Leibe, wurde verwundet und contusioniert. Sein tapferes Benehmen in dieser Schlacht ward durch Verleihung des Ritterkreuzes des Leopold-Ordens belohnt, überdies wurde er im August 1859 zum Chef des Präsidial-Bureau des Armee-Ober-Commandos und 2 Monate später unter Verleihung der Würde eines Geheimen Rathes zum Ersten General-Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers und der Armee, sowie zum Chef des bald darauf zur Auflösung gelangten Adjutanten-Corps ernannt.

In dieser hochwichtigen Stellung war er nicht nur das Vorbild eines „treuen Dieners seines Herrn", sondern auch ein gewissenhafter und warmer Vertreter der Interessen der Armee, nahm an den großen Reformen derselben Antheil und bewies durch die vorzügliche Wahl seiner zumeist dem Generalstabe entnommenen militärischen Umgebung, dass er hervorragende Kräfte zu finden und zum Besten des Allerhöchsten Dienstes zu verwerten wusste.

Die in weiteren Kreisen begreiflicher Weise herrschende Unkenntnis von dem eigentlichen Wirkungskreise und dem Umfange der Stellung des damaligen Ersten General-Adjutanten und der ihm untergeordneten General-Adjutantur Sr. Majestät, sowie das oft scharfe Auftreten Crenneville's waren wohl die Hauptursache manches abfälligen Urtheils über sein Wirken und die ihm von einzelnen hämischen Stimmen zugeschriebene Mitschuld an den Ereignissen des Jahres 1866, auf die er jedoch eben nach seiner, die größte Zurückhaltung auferlegenden Stellung, auch wenn er es gewollt, keinen bestimmenden Einfluss hätte ausüben können, ohne die sehr berechtigte Einsprache der für die Leitung der Heeres-Angelegenheiten Sr. Majestät als Obersten Kriegsherrn in erster Linie verantwortlichen militärischen Persönlichkeiten gegen sich hervorzurufen.

Das volle Vertrauen Sr. Majestät blieb denn auch dem FML. Grafen Crenneville während der ganzen Zeit seiner Thätigkeit als General-Adjutant ungeschmälert erhalten und als äußere Zeichen desselben erschienen die 1860 an ihm erfolgte Verleihung der Inhaberwürde des neugebildeten 75. Infanterie-Regiments und des Großkreuzes des Leopoldsordens, dessen Kanzler er 10 Jahre später wurde.

Die größte Auszeichung erfuhr Graf Crenneville aber durch die 1867 erfolgte Ernennung zum Oberstkämmerer, der höchsten Obersten Hofwürde nach jener des Ersten Obersthofmeisters Sr. Majestät, die seit mehr als 25 Jahren von Crenneville's bewährtem Freunde Prinz Constantin zu Hohenlohe bekleidet wird. Kurz nach dieser so ehrenvollen Berufung ernannte Seine Majestät den Grafen Crenneville zum Feldzeugmeister und zum Ritter des goldenen Vließes.

In dankbarster Würdigung aller dieser besonderen Allerhöchsten Gnadenacte war Graf Crenneville mit dem größten Eifer und bei Aufbietung aller seiner reichen geistigen Kräfte bestrebt, sein neues Amt erfolgreich zu versehen und so die auf ihn gefallene Wahl zu rechtfertigen. Er fasste die Stellung als Oberstkämmerer in ihrer weitesten Bedeutung auf, erkannte aber deshalb auch mit richtigem Blicke, dass ihr Umfang eine bestimmte Abgrenzung auf das Gebiet der bildenden Künste erfahren müsse, um sich vor einer Zersplitterung der Aufgaben zu bewahren. Über Graf Crenneville's Bitte wurde daher die Ausscheidung der k. k. Hoftheater aus dem Wirkungskreise des Oberstkämmerer-Amtes und bei Unterordnung unter das Obersthofmeister-Amt Sr. Majestät Allergnädigst bewilligt.

Nach dieser engern Begrenzung der Thätigkeit des Oberstkämmerer-Amtes vereinbarte Graf Crenneville mit den Vorständen der verschiedenen Hofsammlungen ein vollständiges Programm über deren Thätigkeit und die Art der Ergänzung dieser Sammlungen. Als

oberster Grundsatz wurde ausgesprochen, dass nach Erbauung der Hofmuseen die sämmtlichen kunstgeschichtlichen Sammlungen in diesen großartig anzulegenden Gebäuden zu vereinigen und in denselben gruppenweise derart aufzustellen seien, dass dadurch sowohl deren Besichtigung und Benützung durch das Publicum, wie auch deren leichtere Verwertung zu wissenschaftlichen Zwecken ermöglicht würde.

So verlockend es wäre, ein übersichtliches Bild der großen vielseitigen Thätigkeit, sowie des unermüdlichen Schaffens des Grafen Crenneville, der die bildenden Künste und die Entwicklung der vaterländischen Literatur mit gleicher Liebe förderte, zu schildern, so muss sich doch bei der Knappheit des zugewiesenen Raumes darauf beschränkt werden, nur die vorzüglichsten Schöpfungen, die ihm zu verdanken sind und die seine rastlose Thätigkeit scharf kennzeichnen, hervorzuheben.

Abgesehen von den neuen Kämmerer-Statuten, die auf Graf Crenneville's Veranlassung nach den von ihm gezogenen wesentlich geänderten Grundlagen verfasst und von Sr. Majestät genehmigt wurden, sowie der Neu-Ordnung des Kämmerer-Archivs verdankt man der Anregung und Einflussnahme des Oberstkämmerers die Schöpfung einer Restaurierschule für die Belvedere-Gemälde-Galerie, die Herausgabe eines auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Katalogs dieser Galerie durch deren Director Eduard Ritter von Engerth, die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses an vaterländischen Kupferstechern und Medailleurs, die Verleihung von Reisestipendien an junge Künstler, die Veröffentlichung einer Reihe künstlerischer Werke unter der gediegenen Leitung des frühern Schatzmeisters Hofrath Quirin Ritter von Leitner, sowie des seither forterscheinenden Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, dann die vollständige Neuaufstellung der als Privatbesitz des Allerhöchsten Kaiserhauses unter dem Namen „Habsburg-Lothringischer Hausschatz" vereinigten Schmuck- und Kunstgegenstände durch den genannten frühern Schatzmeister. Nur wer eine nähere Kenntnis von diesen Schöpfungen und der Entwicklung der heimischen Kunst auf dem Gebiete der Malerei, Bildhauerei, Kupferstecher- und Medaillierkunst, sowie nicht minder des Kunstgewerbes hat, deren rasches Erblühen auf die Gnade und die großartige Förderung Sr. Majestät, dann aber auch auf die verständnisvolle Einwirkung seines pflichttreuen Oberstkämmerers zurückzuleiten ist, vermag zu beurtheilen, wie groß und nutzbringend die in den letzten 25 Jahren in unserem Reiche in der Kunst erzielten Fortschritte sind.

Auf den damit in engster Verbindung stehenden, nur diesen Zwecken dienenden größern Kunstreisen des Grafen Crenneville nach Italien, Spanien, Deutschland, Frankreich, England und Dänemark wurde er in Livorno im Jahre 1869 von Meuchelmördern überfallen und im Gesichte verwundet, während sein ihn begleitender Freund, der k. k. General-Consul und Major Fay von Inghirami, an seiner Seite getödtet wurde. Ein dessen Andenken in der Hauskapelle des Grafen Crenneville im Bergschlössel zu Gmunden gewidmeter Stein erinnert an die treue Hingebung Inghirami's für seinen Freund.

Während Graf Crenneville als Oberstkämmerer eine ebenso mannigfaltige Thätigkeit entwickelte, wurde er von Sr. Majestät auf Lebensdauer in das Herrenhaus des Reichsraths berufen, und anläßlich der Feier vollendeter 50-jähriger Dienstzeit mit dem Großkreuz des St. Stephans-Ordens ausgezeichnet.

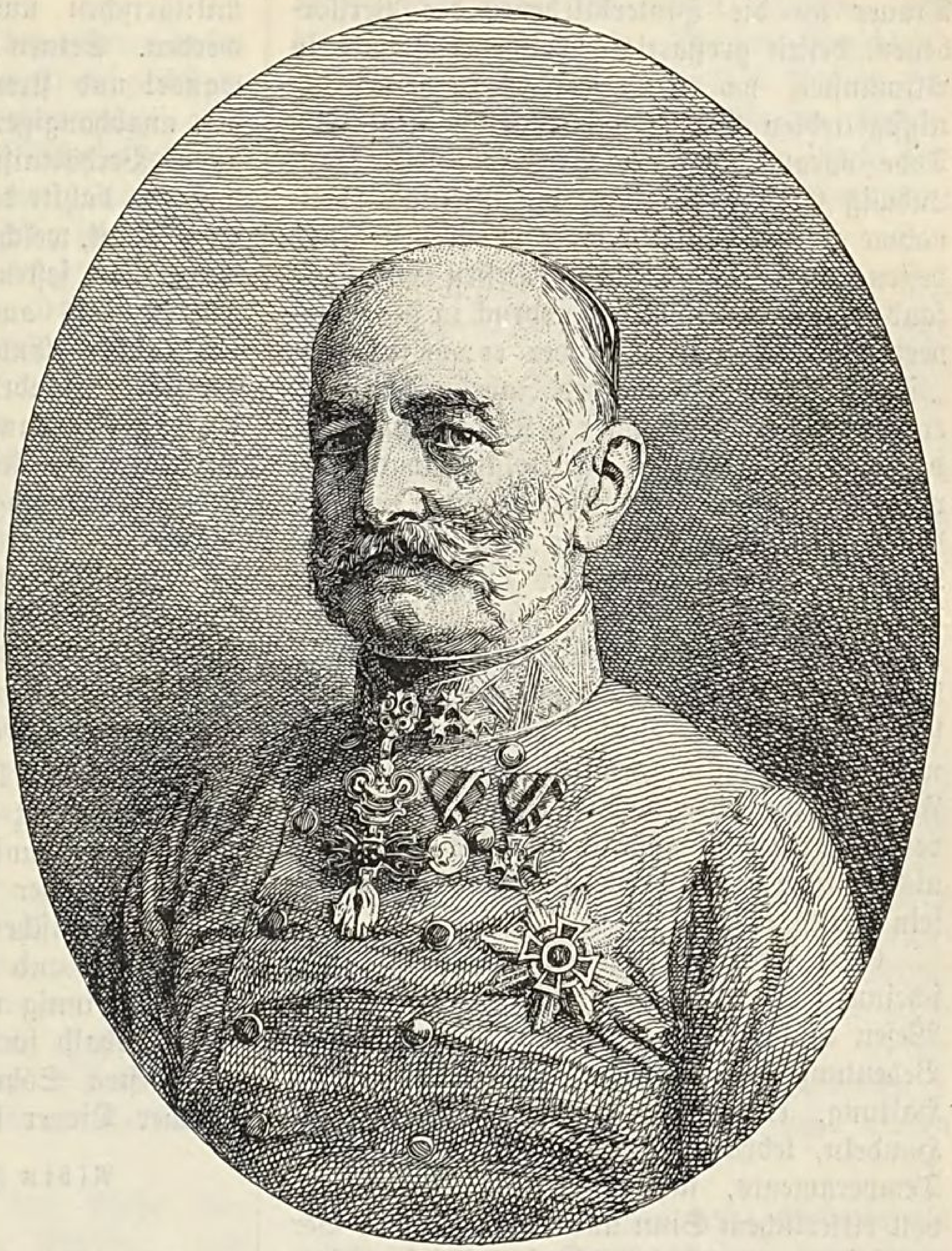
Der 1882 erfolgte Tod seiner geliebten Gattin Hermine, gebornen Gräfin Chotek, die ihn mit den in der Diplomatie, Kriegsmarine und Cavallerie dienenden Söhnen Victor, Heinrich und Franz beschenkt hatte, wirkte auf den nunmehr vereinsamten Graf Crenneville nachhaltig ein. Er beschäftigte sich viel mit seinem Ende, verfasste noch im gleichen Jahre sein eigenes Todten-Parte, nahm schriftlich Abschied von seinen Angehörigen und Getreuen und ordnete seine Verlassenschaft, worunter eine gewählte Bibliothek und eine Sammlung von Kunstwerken, insbesondere zahlreichen vorzüglichen Kupferstichen, sowie die umfangreiche wichtige Privat-Correspondenz, die dadurch der Nachwelt vollständig erhalten blieb.

Die zunehmende trübe Stimmung reifte in Graf Crenneville den Entschluss zum Rücktritt aus seiner ihm so lieb gewesenen wichtigen Stellung, der ihm im Jahre 1884 von Sr. Apo-

stolischen Majestät unter Versetzung in den Ruhestand in der ehrenvollsten Weise mit dem Ausdrucke des kaiserlichen Dankes und unter vollster Anerkennung seiner auf verschiedenen Posten mit seltener Pflichttreue, Hingebungsvollster Anhänglichkeit und reichem Erfolge geleisteten ausgezeichneten Dienste Allergnädigst bewilligt wurde.

Bei dem Scheiden aus dieser Stellung war es dem Grafen Crenneville ein Trost, durch die Ernennung des Präsidenten des Herrenhauses, Ferdinand Grafen Trauttmansdorff, zu seinem Nachfolger, die Überzeugung in sein nun zum dauernden Aufenthalte erwähltes Bergschlössel in Gmunden mitnehmen zu können, dass seine Schöpfungen einer guten Hand anvertraut seien, gewiss auch sorgfältig gepflegt und im ursprünglichen Geiste zeitgemäß fortentwickelt werden würden.

Sein als „Einsiedler vom Bergschlössel" verbrachter Lebensabend wurde noch durch einen Besuch Sr. Majestät verschönert, dessen beglückende Anwesenheit in diesem Landsitze durch eine Marmortafel verewigt ist. Als Trauerboten kamen dagegen die Nachricht über den Tod des GdC. Graf St. Quentin, seines besten Freundes, dem er einen in diesem Buche veröffentlichten weihevollen Nachruf widmete*) und 1887 über das Hinscheiden der fast 98-jährigen Mutter, der letzten Freiin von Poutet, deren Namen Graf Crenneville mit kaiserlicher Bewilligung an den eigenen anfügte. Die Schatten des Todes zeigten sich nun auch bei dem immer mehr zur Einsamkeit hinneigenden, in düsterer Stimmung befindlichen Grafen Crenneville. Leider sollte es ihm nicht mehr gegönnt sein, die Übersiedlung der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses in die neuen Hofmuseen, an deren Entstehen und Ausbau er einen sehr großen Antheil hatte, sowie die Enthüllung des Radetzky-Denkmals in Wien,



Franz Graf Crenneville.
Nach einem Kupferstiche. Michalek del. et sc.

zu dessen ersten Anregern und eifrigsten Förderern er gehörte, zu erleben. Durch einen Biss seines Hundes am rechten Fuße verwundet, litt er sehr heftige Schmerzen, der Zustand verschlimmerte sich und nach 6 Wochen hauchte er nach Empfang der heiligen Sterbesacramente am 22. Juni 1888 in den Armen seines rechtzeitig eingetroffenen Sohnes, Franz, seine edle Seele aus. Groß und aufrichtig war das Leid um den Verlust

*) Siehe Seite 545.

dieses hervorragenden Mannes. Von den Majestäten und den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses, den Hofwürdenträgern, dem Heere, den namhaftesten Vertretern der Künste und Wissenschaften, aber auch aus bürgerlichen Kreisen kamen vielerlei Kundgebungen wahrer Trauer an die Hinterbliebenen des Verstorbenen, dessen großartiges Leichenbegängnis in Altmünster, wo er an der Seite seiner innigstgeliebten Gattin und zunächst seines im Tode vorangegangenen Bruders GdC. Graf Ludwig Crenneville ruht, die allseitige Theilnahme an dem Hintritte eines der treuesten und besten Österreicher bekundete. Dessen Gesinnung fand auch den schönsten Ausdruck in der selbstverfassten Grabschrift, in der er von sich sagt: „Diente über ein halbes Jahrhundert mit ererbter Pflichttreue unter 3 Kaisern im Frieden und im Kriege. Er folgte freudig der vorangegangenen vielgeliebten Gattin, mit den besten Segenswünschen für seine Söhne, das Kaiserhaus und sein theures Österreich." In diesen wenigen Worten ist aber auch der Inbegriff des Lebens und Wirkens dieses wahrhaft edlen Mannes klar ausgesprochen, denn sein ganzes Sein, Denken und Schaffen galt nur der Dynastie, dem Vaterlande und der Familie, für diese höchsten Güter eines braven Unterthanen opferte er alles und setzte als tapferer, unerschrockener Soldat wiederholt sein Leben ein.

Graf Crenneville war in der äußern Erscheinung ebenso wie nach seinem innern Wesen Soldat und Edelmann in der schönsten Bedeutung des Wortes. Stramm in seiner Haltung, entschieden in seinem Denken und Handeln, lebhaften, manchmal selbst heftigen Temperaments, sich aber stets beherrschend, voll ritterlichem Sinn und daher jede Art Verweichlichung verabscheuend, strenge in seinen Anschauungen und daher auch strenge gegen andere, noch viel strenger aber gegen sich, wahrhaft katholisch, aber niemals unduldsam, freigebig und großmüthig, gerecht gegen jedermann ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung, war Graf Crenneville unablässig bemüht, seinen vielseitigen Pflichten mit nie ermüdendem Eifer nach jeder Richtung vollständig zu genügen und seinen Untergebenen ein Vorbild in Ausübung aller militärischen und bürgerlichen Tugenden zu werden. Seinen auf reinem, sittlichen Lebenswandel und strengste Pflichterfüllung fußenden unabhängigen Charakter wusste er unter allen Verhältnissen, in allen Stellungen zu wahren, buhlte deshalb auch nicht um öffentliche Gunst, welche selbst auf die Unabhängigkeit eines sonst festen Charakters einen nachtheiligen Einfluss ausübt und war kein Freund des raschen Entgegenkommens und der allgemeinen Händedrücke. Wenn seine Zurückhaltung so manchen Tadler fand und sein Charakter wie sein Wirken nicht so allgemeiner Anerkennung begegneten, wie sie es verdienten, so ist dies eben nur seiner ablehnenden Haltung gegenüber des leider immer mehr um sich greifenden Haschens nach öffentlichem Lobe und nach Volksgunst zuzuschreiben, die ihm aber in den Augen aller hellblickenden, charakterfesten Männer nur zur Ehre gereicht.

Jedenfalls bleibt der Name des Grafen Crenneville mit der Geschichte des glänzenden Aufschwungs unserer vaterländischen bildenden Künste und der erfreulichen Entwicklung unserer patriotischen Literatur, der er einer der mächtigsten und überzeugungstreuesten Förderer war, innig verbunden und sein Andenken wird deshalb fortleben, als eines der edelsten und besten Söhne unseres Reiches und als „treuer Diener seines Herrn."

Albin Freiherr zu Teuffenbach.

Quellen: Als Grundlage diente des Herausgebers Nachruf an FZM. Graf Crenneville in der „Wiener Zeitung" vom 10. und 11. August 1888, auf den diejenigen Leser verwiesen werden, die eine ausführlichere Beschreibung über sein Leben und Wirken lesen wollen.

Die beiden weltberühmten schlesischen Bauern. *)

Motto: „Duobus si faciunt idem, non est idem."
(Wenn Zwei das Gleiche thun, so ist es nicht das Gleiche.)

Wir stehen vor einer der allermerkwürdigsten Erscheinungen auf geistigem Gebiete: Zwei Bauernjungen gleichen Alters und auf derselben Scholle geboren, nur mit den geringen elementaren Kenntnissen ausgestattet, welche sie gleichzeitig in derselben „Trivial"-Schule erwarben, wagen es gleichzeitig, aber dennoch jeder für sich selbständig eigene Wege wandelnd, in ein von den Männern der Wissenschaft eifersüchtig gehütetes und von den Behörden auch geschütztes Feld einzudringen und nach manchem harten Kampf, in welchem weniger zähe Naturen wahrscheinlich unterlegen wären, an ein Ziel zu gelangen, dessen Erreichung sonst nur den hervorragendsten Leuchten der Wissenschaft beschieden ist.

Vincenz Prießnitz und Johann Schroth, sie werden jetzt von Tausenden und aber Tausenden als Wohlthäter der Menschheit gepriesen. Jedes dieser beiden Naturkinder hat aus sich selbst heraus, nur auf die Gabe scharfen Beobachtens gestützt, durch folgerichtige Entwicklung der einmal gewonnenen Erkenntnisse, ein Heilverfahren begründet, welches anfänglich verlacht und verhöhnt, sich doch in verhältnismäßig kurzer Zeit eine mächtige Zahl von Freunden gewann und endlich auch die Anerkennung wissenschaftlich gebildeter Fachmänner auf den ganzen Erdenrunde verlängerte.

Wie verschieden auch die Pfade sein mochten, die Schroth und Prießnitz einschlugen, ihr Ausgangspunkt war genau derselbe: die Überzeugung von der Unzulänglichkeit, ja der absoluten Schädlichkeit der Mixturen aus der lateinischen Giftküche jener Tage. Und auch das von Beiden angewendete Hauptmittel, die Einwicklungen in von frischem Wasser durchfeuchtete Tücher, die sogenannte Einpackung, ist das gleiche. Der heute, wie schon seit vielen Jahren, von jedem Arzte verordnete „Prießnitz-Umschlag" könnte ebensogut mit Schroth's Namen bezeichnet werden, ja mit größerem Rechte, wenn er längere Zeit, z. B. über Nacht liegend, bestimmt ist, feuchte Wärme hervorzubringen.

Hier scheiden sich aber die Wege der beiden „Bauern-Doctoren." Welches ist nun der richtigere? Diese Frage wird in den beiden blühenden Natur-Heilanstalten Gräfenberg und Lindewiese, welche ja nur einen Büchsenschuss weit von einander sind, gar oft und mitunter leidenschaftlich discutiert. Allein erfolglos, denn jede der beiden Methoden hat ihre überzeugten, unerschütterlichen Anhänger. Prießnitz's Erfolge sind glänzender, ja wahrhaft großartig in Hinsicht auf die Verbreitung, welche sein allerdings oft verballhorntes System in den Kaltwasser-Heilanstalten aller Länder gefunden hat. Schroth's Verfahren hingegen, welches obgleich auch vielfach nachgeahmt, seiner herberen Natur entsprechend, nothwendigerweise auf engeren Grenzen beschränkt bleiben muss, wirkt intensiver, denn es wird doch nur in verzweifelt scheinenden Fällen angerufen und der Speculation gibt die Schroth'sche Cur, welche nicht geringe Charakterstärke des Patienten in Anspruch nimmt, weniger günstigen Boden als die Kaltwasser-Methode.

Alles in allem müssen beide Systeme als vollberechtigt anerkannt werden, denn beide haben ganz außerordentliche, unzweifelhafte Resultate aufzuweisen.

Wird die Wissenschaft einst zwischen beiden Methoden entscheiden, oder dieselben in eklektischer Weise verschmelzen?

Vielleicht. Bis dahin aber und auch nachher wird die Medicin die Namen der Beiden, von ihren Jüngern so oft geschmähten und verfolgten schlesischen Bauern, wohl oder übel aufnehmen müssen in die Zahl ihrer Unsterblichen.

*) Durch ein Versehen ist der Aufsatz über Vincenz Prießnitz in der chronologischen Ordnung nicht eingereiht worden, dagegen wurde derselbe nun durch jenen über seinen nicht weniger berühmten Landsmann Johann Schroth bereichert und in lichtvoller Weise Beider erfolgreichstes Wirken nach Verdienst gewürdigt. A. d. H.

I.

Johann Schroth.

„In feuchter Wärme gedeiht Holz, Getreide, Wein, ja selbst Fleisch und Bein." Diese aus der Heilung eines schweren Schadens am eigenen Körper gewonnene Erkenntnis, bildete für den einfachen Sohn der schlesischen Berge den Ausgangspunkt zur Begründung einer Heilmethode, welche, nachdem sie die Prüfungszeit fast eines ganzen Jahrhunderts unerschüttert bestanden hat, in vielen Fällen selbst von ärztlichen Autoritäten als letzter Rettungsanker betrachtet wird.

Als Kaiser Josef II. wenige Jahre vor der, in einer bäuerlichen Hütte zu Böhmischdorf bei Freiwaldau am 11. Februar 1798 erfolgten Geburt Johann Schroth's Schlesien besuchte, da fand er im Thale des Staritza-Baches noch überaus primitive Zustände. Damals liefen die Kinder der zahlreichen Thalbewohner noch splitternackt auf der Heerstraße hin und selbst heute, trotzdem der Dampfwagen das Thal durchbraust, arbeiten des Abends die fleißigen Landleute, welche mit der kärglichen Bodencultur, zu der sich das Weib mit der Kuh an den Pflug spannt, gerne eine Hausindustrie verbinden, bei dem unsteten Scheine von Kienspänen. Solche Verhältnisse dürfen bei Beurtheilung der bewundernswerten Geistesthätigkeit eines Schroth und Prießnitz nicht unbeachtet bleiben, denn sie zeigen, welche ursprüngliche Kraft in dem tüchtigen Volke der schlesischen Berge wohnt.

Nach kurzem Schulbesuch musste Johann Schroth, der seinen Vater verloren hatte, als er erst sieben Jahre zählte, schon frühzeitig zur Arbeit. Als Bursche von 17 bis 19 Jahren zog er, das Fuhrwerk eines Verwandten leitend, mit Frachten im Lande umher. Hiebei wurde ihm durch einen Hufschlag das rechte Kniegelenk zerschmettert. Nur unvollkommen geheilt, hinkte er dem Verdienste des täglichen Brotes nach, als ihm eines Tages ein mitleidiger Bettelmönch mit der üblichen Zuthat eines sympathetischen Hokuspokus rieth, sein steifes, durch eine Knochen-Auftreibung verunstaltetes Bein mit oftmaligen Waschungen zu behandeln. Schroth befolgte den Rath, doch in dem Drange seiner Kärrnerzüge gerieth er bald auf den Gedanken, den durch eine warme Umhüllung feucht erhaltenen Kaltwasser-Umschlag über Nacht auf dem kranken Beine zu lassen. Der Erfolg war überraschend; die Auftreibung der Knochen verschwand allmählich und die Heilung war endlich so vollkommen, dass er ein Jahr später zu einem Kürassier-Regimente assentiert wurde.

Nach kurzer Militär-Dienstzeit konnte er in die Heimat zurückkehren, um die ihm von seinem Stiefvater übertragene Wirtschaft in Lindewiese zu führen.

Hier fand er nun auch sehr oft Gelegenheit, den an sich selbst erprobten Umschlag hilfreich an Mensch und Thieren zu verwerten und bei einem Manne von Schroth's ganz ungewöhnlicher natürlicher Begabung, war ein Stehenbleiben auf demselben Flecke unmöglich. Er ward aber auch zum Fortschritte auf der einmal eingeschlagenen Bahn förmlich gedrängt, als eine stetig wachsende Zahl von Leidenden mit Gebresten jeglicher Art seinen Beistand suchten. Er that den scheinbar kühnen Schritt, von seinen erfolgreichen Heilungen von Wunden, Quetschungen und steifen Gelenken, zu Versuchen an innerlich Kranken zu gehen und auch solche gelangen ihm bald in überraschender Weise. Der Schluss, welchen Schroth auf die an Knochenbrüchen erwiesene tiefeingreifende Kraft des Umschlags zog, war logisch richtig.

So, von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreitend, legte Schroth auch bald die letzten Stadien zur vollkommenen Ausgestaltung seines originellen Systems zurück. Für diese letzte Phase seiner Gedankenarbeit hatte er sich den zweiten Grundsatz: „Ohne Reinigung keine Heilung" aufgestellt und diese von ihm angestrebte Reinigung lief eigentlich auf die Umgestaltung, die Regeneration des Blutes und der Lymphe hinaus. Um diese zu erreichen, entzog er seinen Patienten die gewöhnliche Nahrung, die er auf altgebackene Semmeln beschränkte und gab den Kranken, die in der allnächtlichen Einpackung vielen Schweiß verlieren mussten, auch keinen Tropfen Wasser, sondern nur jeden zweiten oder dritten Tag eine mäßige Quantität unverfälschten Weines als Kräfte erhaltenden und belebenden Trunk.

Es war eine wahre Rosscur, aber die Erfolge waren auch staunenerregend. Kranke Menschen besitzen jedoch selten die Charakter-

festigkeit und die Entsagungskraft, mit welcher Schroth bei willenlosen Thieren nicht zu rechnen hatte, und als er das Unglaubliche leistete, indem er ein sehr wertvolles Pferd des nachmaligen berühmten Generals der Cavallerie Grafen Schlick vom bösartigen Koller in einer Force-Cur heilte, da gewann ihm das aufsehenerregende Zeugnis, welches ihm der überraschte Besitzer ausstellte, wenig Freunde.

Schroth aber war nicht nur ein gedankenstarker, sondern auch ein überzeugungstreuer Mann; er ließ sich nicht irre machen; weder die Anfeindungen, noch die Rücksichten auf Vortheile, welche ihm durch eine, der Weichlichkeit rechnungtragende Modification seiner Cur leicht erwachsen wären, konnte ihn zu geringerer Strenge vermögen. So blieb denn die bescheidene Cur-Anstalt, die er zu Lindewiese errichtet hatte, nur das Mekka solcher Leidenden, welche alle anderen Mittel vergeblich versucht hatten. In seinem Heimatsgau aber ward er als Wunderthäter verehrt. Man muss gleich dem Schreiber dieser Zeilen in vielmonatlichem Aufenthalte in der Gegend, aus eigener Erfahrung geschöpft haben, um das unbegrenzte Vertrauen zu begreifen, welches das Landvolk auf Johann Schroth setzte und auch auf dessen Sohn Emanuel, welchem er seine Erfahrung, sowie seine seltene Geschicklichkeit in Einrichtung jeglichen Knochenbruches und jeder Verrenkung übertrug. Die Bauern rings um Lindewiese fahren auf ihren mit Holz überladenen Gleitschlitten hängend, über die schneebedeckten Berghänge geradezu tollkühn zu Thal; macht man ihnen eine Vorstellung, dann erwidern sie gleichmüthig: „Wir haben ja den Schroth.“

Wo hatte der schlichte Landmann, dem nur so geringfügiger Schulunterricht zutheil geworden war, die anatomischen Kenntnisse, die manuelle Fertigkeit, die er in zahllosen Fällen bethätigte, hergenommen? Unzweifelhaft aus dem geheimnisvollen Borne, aus welchem jedes echte Genie seine Kraft schöpft. Keine dogmatische Kritik kann die Thatsache erschüttern, dass Schroth, dessen Cur Fieber hervorruft, dieses als die heilsame Reaction des Organismus gegen die Krankheitsstoffe erkannte, und zwar um ein halbes Jahrhundert früher als die, heute zu der gleichen Anschauung gelangten ärztlichen Facultäten. Ebenso scharfsinnig war, in einer Zeit, da die Wissenschaft noch keine Ahnung von der antiseptischen Methode besaß, Schroth's Wunden-Behandlung. Für diese liegt ein wahrhaft classisches Zeugnis vor, welches auch historisches Interesse einschließt, daher wir uns nicht versagen können, es mitzutheilen.

Herzog Wilhelm von Württemberg, damals Infanterie-Hauptmann, wurde von wiederholten ärztlichen Concilien gedrängt, sich das Bein, welches ihm bei Novara zerschmettert worden war, abnehmen zu lassen. Der tapfere Prinz aber achtete den Tod, welchen die Ärzte bei einer Verweigerung der Amputation für unausweichlich hielten, für ein geringeres Übel als die Gewissheit, dem Waffendienste entsagen zu müssen. Da meinte eines Tages der Militärbursche des Prinzen, sein hoher Herr würde gewiss gerettet werden, wenn er sich dem Bauerndoctor in Lindewiese anvertraute.

Herzog Wilhelm erkundigte sich des Näheren, gieng in seiner verzweifelten Lage auf den Vorschlag seines schlesischen Burschen ein und wenige Monate später erließ er im „Soldatenfreund“ Nr. 49, vom Jahre 1850, folgendes offene Schreiben:

„An die Herren Kameraden in der Armee! Der Unterzeichnete hält es für seine Pflicht, durch diese Zeilen seine verwundeten Kameraden auf eine Heilungsmethode aufmerksam zu machen, welche sicherer zur Genesung führt, als alle bisher bekannten und von den Ärzten angewandten Mittel.

Der Bauer Johann Schroth zu Nieder-Lindewiese bei Freiwaldau in Österreichisch-Schlesien, behandelt frische und veraltete Wunden schon seit vielen Jahren auf eine ganz besondere Weise und hat dadurch die glänzendsten Resultate erzielt, die aber leider zu wenig bekannt sind. — Seine Cur ward von Vielen die Semmelcur genannt und verspottet, weil man meint, er heile Wunden mit trockener Semmel. Doch dies ist keineswegs der Fall. Schroth's Princip ist, dass den verwundeten Theilen möglichst wenig schlechte Säfte zugeführt werden, und er bezweckt dies, indem er seine Patienten zur strengsten Diät anhält. So verbietet er ihnen das Wasser ganz und gar und sucht die Nahrung der Kranken womöglich auf Wein und Semmel, um zu nähren und dabei zu stärken, zurückzuführen. Gleich-

zeitig wendet er locale nasse Umschläge an, die nach Art der Verwundung länger oder kürzer liegen bleiben.

Die Cur kann nicht leicht genannt werden, sie ist aber auch nicht übermäßig anstrengend und gewiss kein zu schweres Opfer für die sichere Wiedererlangung der Gesundheit.

Um einige Beispiele anzuführen, fange ich mit dem meinigen an. Eine Spitzkugel hatte mir das Schienbein dicht unter dem Knie durchbohrt, ich lag bereits 9 Monate und es war kaum Hoffnung, dass mein Bein erhalten werden könnte. Da wandte ich mich an Schroth und er stellte mich in drei Monaten vollkommen her.

Der pensionierte Oberst Tschebulz litt bereits seit 1809 an den Folgen mehrerer Wunden, im Laufe der Jahre brauchte er die Cur 19 Wochen lang und ward von allen verjährten Übeln befreit.

Eine veraltete Wunde braucht freilich längere Zeit, um sich zu reinigen und zu heilen, als eine frische. Bei letzterer ist aber der Erfolg ein erstaunend rascher und glänzender. Ich führe nur zwei Beispiele an, die ich selbst gesehen: Ein Bauernmädchen brach sich den Arm und zersplitterte das Gelenk. Bloß durch kalte, nasse Umschläge und angemessene Diät brachte sie Schroth in 9 Tagen so weit, dass sie den Arm ganz wie einen gesunden biegen und gebrauchen konnte. Ein älterer, kräftiger Bauer zerschlug sich mit der Axt das Schienbein so, dass die Tibia fast ganz durchgehauen und mehrere Flechsen durchschnitten waren. In 14 Tagen war er geheilt und nach 3 Wochen sah ich ihn wieder so rüstig arbeiten als sonst.

Diese Beispiele mögen genügen.

Es wird mir jederzeit eine Freude sein, meinen verwundeten Kameraden nähere Auskunft über die Cur zu geben, der ich meine Herstellung verdanke und die hoffentlich noch manchen anderen heilen wird. Wien, im April 1850. Wilhelm Herzog von Württemberg, Hauptmann bei Erzh. Sigmund-Inf. Nr. 45."

Seitdem sind mehr als vierzig Jahre verstrichen und der edle Feldzeugmeister, Herzog Wilhelm von Württemberg, der seitdem noch manchen Feldzug glorreich mitkämpfte und manche schwere Verwundung erlitt, ist noch noch heute ein rüstiger Mann.

Aber auch Johann Schroth's Werk blüht noch segensreich fort, trotzdem sein Schöpfer schon am 26. März 1856 einem Herzleiden erlag und heute steht des Begründers Enkel als Doctor der gesammten Heilkunde an der Spitze der von dem einfachen Landmann begründeten Heilanstalt, in der 1890 die verhältnismäßig sehr bedeutende Zahl von 648 Leidenden Zuflucht suchte und in welcher hoffentlich der Geist Johann Schroth's und seines, gleichfalls einem Herzfehler erlegenen hochbegabten Sohnes Emanuel fortwirken wird bis in ferne Zeiten.

Wilhelm du Nord.

II.

Vincenz Prießnitz.

„Mit jedem Trunke frischen Wassers trinken wir neuen Lebensreiz. Im frischen Wasser liegt eine ungleich höhere Kraft, als wir bisher geahnet haben — eine wunderbare belebende Kraft."

Dr. Hufeland.

Die Wiedereinführung der Wasserheilkunde als eines der kräftigsten Heilmittel gehört unstreitig zu den wichtigsten, wohlthätigsten und folgereichsten Errungenschaften der neueren Zeit; gleich einem Verheißungsstern steht sie am medicinischen Horizonte. Tausende von Menschen verdanken ihr Leben und Gesundheit; und der Mann, welcher durch die praktische Anwendung seiner Heilmethode der Welt den vollgiltigsten Beweis von der wunderbaren, unvergleichlichen Heilkraft des kalten Wassers gab, bewirkte in der gesammten Medicin eine Krisis, deren Folgen noch nicht abgeschlossen sind.

Dieser Mann ist der weltbekannte Naturarzt Vincenz Prießnitz, Sohn des Franz Prießnitz, bürgerlichen Wirtschafters bei der Stadt Freiwaldau in Schlesien. Er wurde im väterlichen Hause am Gräfenberge den 5. October 1799 geboren, erhielt den gewöhnlichen Unterricht in der Trivialschule zu Freiwaldau und wurde dann für die einstige Bewirtschaftung des väterlichen Besitzes erzogen. Als Jüngling zeichnete sich derselbe schon vor vielen seines Gleichen durch vorzügliches Gedächtnis, gesunde, natürliche Urtheilskraft und eine besondere Beobachtungsgabe aus. Er erkannte schon frühzeitig mit hellem Blicke, wie durch Abweichung von der

natürlichen Lebensweise die Menschen sich in ein naturwidriges Verhältnis gesetzt und vielfache Leiden zugezogen haben, durch welche sie in ihren geistigen und körperlichen Verrichtungen gehindert werden, deren Abwendung aber nur dann möglich ist, wenn die schädlichen Gewohnheiten gemieden werden und die Rückkehr zu den allbelebenden Kräften der Natur, besonders zu dem von ihr in so reichlicher Fülle verbreiteten Elemente erfolgt.

Von solcher Ansicht geleitet, stellte er vielfache Versuche an, sowohl an sich selbst als an anderen Menschen, und auch an Thieren; er vollbrachte auf diese Weise durch Anwendung des Wassers sehr viele glückliche Heilungen und erwarb sich dadurch bei seinen ländlichen Nachbarn den Ruf eines geschickten Naturarztes. Mit uneigennütziger Bereitwilligkeit half nun Prießnitz allen denen, bei welchen er überzeugt war, dass die Anwendung seiner Heilmethode gute Wirkungen hervorbringen müsse, und ungeahnt waren die Erfolge des von ihm benützten Verfahrens, welches bloß in Beobachtung einer naturgemäßen Diät, in fleißigem Wassertrinken und in Waschungen an den leidenden Theilen oder dem ganzen Körper bestand. Sein Ruf verbreitete sich hiedurch über die Grenzen seiner Heimat hinaus, und der Zudrang zum sogenannten Wunderdoctor wurde von Jahr zu Jahr immer größer. Auf diese Art vermehrten sich auch seine Beobachtungen und Erfahrungen. In stiller, menschenfreundlicher Weise und größter Zurückgezogenheit wirkte dieser bescheidene Mann viele Jahre und heilte veraltete Leiden, bei denen die Anwendung aller übrigen Arzneien erfolglos geblieben und die Kunst erfahrener Ärzte gescheitert war. Die Ärzte der alten Schule sahen jedoch mit Missgunst auf den Bauer des schlesischen Gebirges, wie sie ihn zu nennen pflegten, welcher so Unerhörtes vollbrachte, und verklagten ihn bei den Behörden wegen Curpfuscherei. Allein da die angeordneten Untersuchungen erwiesen, dass Prießnitz keinerlei Arznei in Anwendung brachte und in uneigennützigster Weise verfuhr, ließ ihn die Regierung gewähren und setzte dem Andrange von Kranken nach Gräfenberg keine Schranken. Im Jahre 1827 erbaute er die erste Bretterhütte, welche außer einem Locale für Wannen, das nothdürftigste Obdach bot, womit der Grund zur ersten Wasserheilanstalt gelegt war. Dann führte er nach und nach weitere Bauten auf, wie sie die dringendste Nothwendigkeit erheischte. Bis zum Jahre 1833 bestellte Prießnitz noch selbst seine Felder, allein da die Zahl der Badegäste bedeutend zunahm, fand er sich veranlasst, sich ganz seinen Kranken zu widmen und feste Methode in sein Heilverfahren zu bringen. Wie edel Prießnitz dachte und handelte, wie er sich mit dem Bewusstsein, eine gute That vollbracht zu haben, begnügte, dafür könnten wir viele Beispiele anführen. Wie wenig er auf seinen materiellen Vortheil bedacht war, möge uns eine Tagesordnung seiner Heilanstalt vom Jahre 1837 belegen, der wir entnehmen, dass für die ganze Beköstigung wöchentlich 3 fl. 30 kr. C.-M. für die Wohnung 40 kr. bis 1 fl. 50 kr. und für Badebedienung 30 kr. bezahlt wurden; selbst für die damalige Zeit beispiellos niedere Preise. Prießnitz's Erfahrungen über den früheren Stand der Medicin und viele Anfeindungen vonseite der Ärzte, machen dessen Abneigung gegen dieselben erklärlich. Manche von ihnen suchten seinen Ruhm dadurch zu schmälern, dass sie ihm jede besondere Befähigung absprachen. Es gab aber auch erleuchtete Männer der Wissenschaft, welche den hohen Wert der Prießnitzschen Heilmethode rechtzeitig erkannten; so liegt uns das Urtheil eines hervorragenden Wiener Arztes vor, welcher sich im Jahre 1836 längere Zeit in Gräfenberg aufhielt, um über die Prießnitz'sche Heilmethode Studien zu machen, und dann aber unter anderm schrieb: „Wer die wahre Kraft des Wassers mit den Kämpfen der Natur und die daraus entspringenden günstigen Erfolge bewundern will, muss die Behandlung in Gräfenberg sehen, und der größte Arzt, sollte er auch der erbittertste Feind des Prießnitz sein, so muss er ihn als ein unerklärliches Phänomen am medicinischen Horizont erkennen, dem wahres Genie als scharfsinniger und umsichtiger Naturarzt im vollen Maße zutheil ist."

Medicinalrath Dr. Siegler zu Königstein, Wiesbaden, schreibt 1879: „Prießnitz ist eine providentielle Erscheinung gewesen, eine Tausendjahrpflanze, er erschien, als die Welt unter der Pestseuche der Medicin am lautesten stöhnte; — wenn sein Einfluss noch nicht alles umgestaltet hat, so liegt der Grund zum

Theil darin, dass die Interessen der Ärzte und des Publicums nicht dieselben sind; dennoch ist sein Einfluss unberechenbar. — Es wird noch lange währen, bis Prießnitz als das anerkannt wird, was er wirklich war: der medicinische Columbus."

In diesem Ausspruche eines anerkannt tüchtigen Mannes der Wissenschaft wird man leicht auch die Erklärung finden können für die enthusiastische Bewunderung, welche in jüngster Zeit Sebastian Kneipp's Verfahren, des verdienstvollen Menschenfreundes und Pfarrers zu Wörishofen in Bayern, gefunden hat, dessen körperliche Heilslehre, auf welche heute hunderttausende Menschen, aus allen Theilen der Welt, vertrauensvoll bauen, eigentlich nur eine neue, allerdings den Fortschritten der Zeit und Erfahrungen entsprechend umgeänderte Auflage derjenigen von Prießnitz ist.

Allein solche Anschauungen theilten damals nur wenige Ärzte, manche weil sie sich in ihrer Existenz bedroht sahen.

Heutzutage ist es jedoch anders geworden. Die Wissenschaft anerkennt die Prießnitz'sche Heilmethode, und sehr viele von Doctoren der Medicin geleitete Wasser-Heilanstalten sind entstanden, in denen alljährlich Tausende und Tausende von Kranken Heilung suchen und auch finden; der Prießnitz'sche Umschlag aber ist universell.

„Die Gesundheit ist ja das höchste Gut des Menschen, was nützen ihm alle Schätze der Welt, wenn ihm der Genuss derselben versagt ist," pflegte Prießnitz oft zu sagen, und gab entlassenen Geheilten den weisen Rath auf den Heimweg mit, „in Zukunft mit ihrem Organismus besser zu wirtschaften." Armen drückte er bei dieser Gelegenheit noch einen Zehrpfennig in die Hand. Leider wurde dieser begabte und hochherzige Mann schon am 28. November 1851, im 52. Lebensjahre durch den Tod seiner außerordentlichen Wirksamkeit entrissen. Dieser große Wohlthäter unzähliger Leidenden, dessen unsterbliche Verdienste nicht genug gewürdiget werden können, erfreut sich jedoch eines wohlverdienten Weltrufes und einer Verehrung, wie wenige unter den Sterblichen. Ihm gebürt daher mit vollstem Rechte eine Stätte in Österreichs Ruhmeshalle im „Vaterländischen Ehrenbuche.*)

Karl Nebopil.

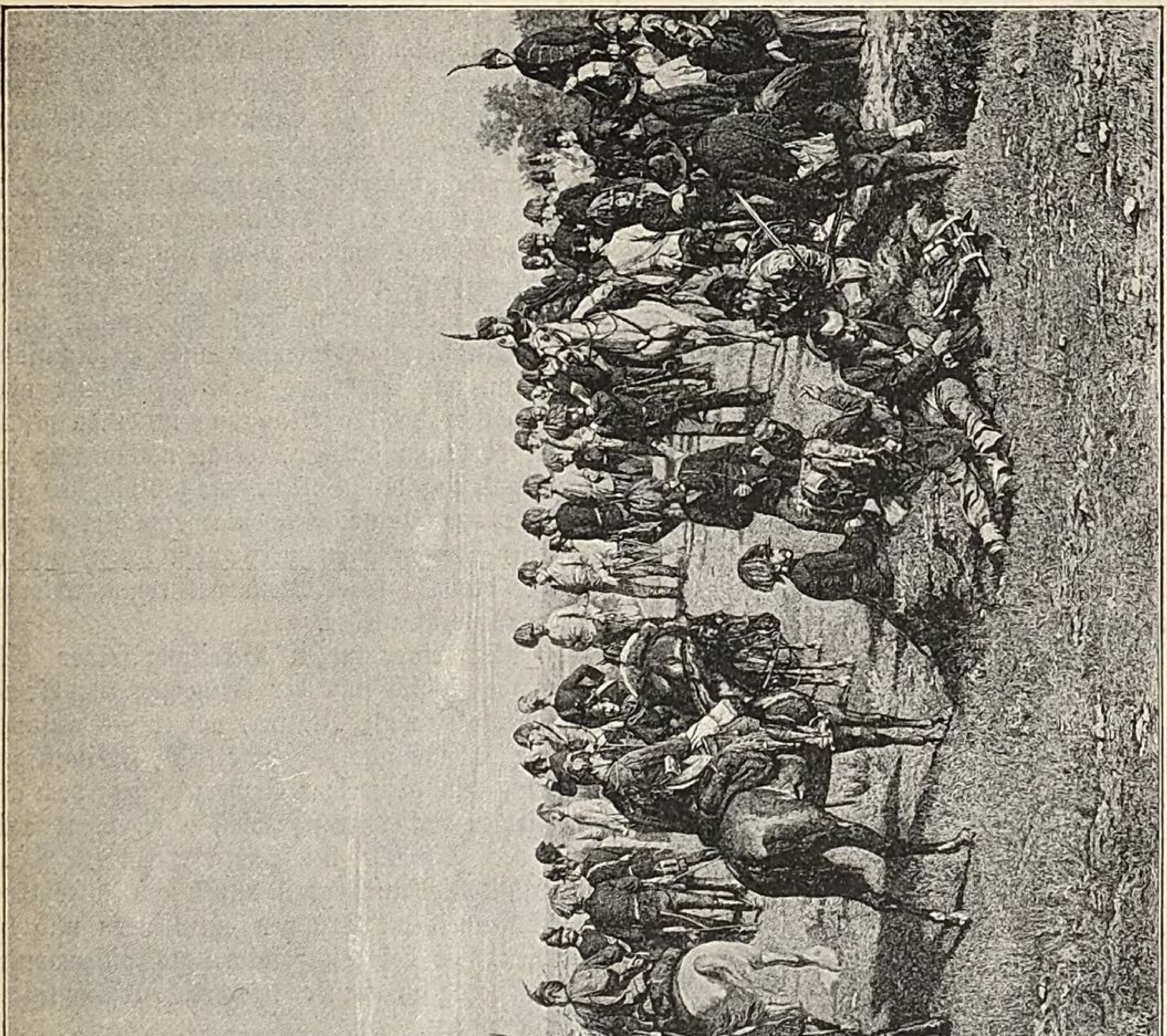
*) Die Wiener medicinische Wochenschrift widmete im December 1851 Prießnitz unter dem Spruche „De te facta loquuntur" (Dich preisen Deine Thaten) einen überaus ehrenden Nachruf, der mit den Worten seine Verdienste zusammenfasste: „Ganz Gräfenberg, ganz Schlesien, Tausende von Verehrern seiner Heilmethode betrauern den Verlust dieses wackern und redlichen Mannes, der, was auch der Kastengeist der Wissenschaft dagegen ankämpfen mag, nicht das letzte Blatt in der Geschichte der Medicin füllen wird. Und wenn in Äsculaps schattigem Reiche die großen aufgeklärten Geister von van Swieten, Frank, Boerhave, Sydenham u. a. dem schüchternen und ungelehrten Geiste ihren bäuerlichen Collegen begegnen werden, so werden sie ihn nicht nach Diplom und Doctorhut fragen, sondern sie werden ihrer ewig neuen und ewig jungen großen Lehrerin Natur in einem ihrer eifrigsten und schlichtesten Jünger ihren Dank, ihre Huldigung darbringen." A. d. H.

Erzherzog Albrecht.*)

Sohn eines großen Feldherrn, selbst als Sieger mit Ruhm bedeckt, steht Erzherzog Albrecht im vollsten Sinne des Wortes an der Spitze des Heeres und in der öffentlichen Meinung gilt es als selbstverständlich, dass im Falle eines Krieges niemand anderer als er zum Führer der Armee berufen werden könne.

Erzherzog Albrecht ist der erstgeborene Sohn des Erzherzogs Karl, der bei Aspern den Ruf der Unüberwindlichkeit Napoleons zerstörte und durch seine großartigen Reformen im Heereswesen die Siege von 1813 und 1814 vorbereitete. Erzherzog Karl hatte sich 1815 mit der edlen Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg vermählt, und dieser Ehe entspross am 3. August 1817 Erzherzog Albrecht (Friedrich Rudolf). Unter den Augen der liebevollen Eltern sorgfältigst erzogen,

*) Siehe Seite 390. V. E. I. 678—693, 722, 809, II. 890, 896.



Erzherzog Albrecht und sein Stab in der Schlacht bei Custoza 1866.
Gemalt 1868 von S. l'Allemand, gestochen von J. Klaus.

entwickelten sich dessen Herz, Charakter und Geist in schön harmonischer Weise.

Vereinten sich doch zur Erziehung des jungen Prinzen so viele und seltene Vorzüge in der Person seines hohen Vaters!

Ein gütiges, edles Herz, Pflichttreue und Hingebung, willige Unterordnung und Selbstüberwindung, Bescheidenheit und Mäßigung im Glücke, fester Muth im Unglücke, unermüdliche Arbeitslust im Streben nach nützlichen und hohen Zielen, reiche Lebens- und Kriegserfahrung, gesammelt im Laufe höchst stürmischer und gefährlicher Zeiten und im Kampfe gegen den Kriegsmeister Napoleon durch einen scharfen und stets klaren, zu Nutzanwendungen geschickten Geist; dies alles konnte Erzherzog Karl seinem Sohne nicht nur als Lehrer bieten, sondern ihm auch darin — und was wäre wirkungsvoller? — als leuchtendes Beispiel dienen!

Und thatsächlich traten diese hohen Eigenschaften und Fähigkeiten, jedoch bei mehr Glück, nach und nach mit den fortschreitenden Jahren schön zu Tage und besonders frühzeitig die treffliche militärische Begabung.

Kaum 20 Jahre alt, trat der Erzherzog — dem schon 1830 das 44. Linien-Infanterie-Regiment verliehen worden war — in den praktischen Dienst und zwar wurde er zuerst als Bataillons-Commandant dem Infanterie-Regiment Nr. 13 zugetheilt, und dann 1839 zu dem Kürassier-Regimente Nr. 4 (seit 1875 führt dasselbe als Dragoner-Regiment den Namen des Erzherzogs) übersetzt, um den praktischen Dienst dieser beiden Hauptwaffengattungen sich eigen zu machen.

Im Jahre 1840 erfolgte die Beförderung des Erzherzogs zum Generalmajor und seine Übersetzung als Brigadier nach Graz, 1843 die Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant und Ablatus beim General-Commando in Brünn; Ende 1844 wurde er zum commandierenden General von Nieder- und Ober-Österreich berufen.

In diesen Stellungen widmete Erzherzog Albrecht alle Sorge der Ausbildung der ihm unterstehenden Truppen. Er verfasste selbst ein Werk zum Unterrichte im praktischen Vorposten-, Lager- und Feld-Dienst, das als mustergiltig bezeichnet wurde. Seine eingehenden Kenntnisse, seine Leutseligkeit und Fürsorge für das Wohl der Soldaten erwarben ihm die anhängliche Liebe seiner Untergebenen.

Gerade diese Beliebtheit bei der Armee zog ihm jedoch die Gegnerschaft der Männer zu, welche die Bewegung im Jahr 1848 leiteten; man verbreitete die widersinnigsten Märchen, so z. B. die Behauptung, Erzherzog Albrecht habe am 3. März den Befehl gegeben, auf das Volk zu feuern, welche als Lüge bereits wiederholt nachgewiesen worden ist.

Ein so scharfblickender und zielbewusster Mann, wie Erzherzog Albrecht, konnte aber unmöglich die der Bewegung in Wien gestattete Richtung billigen, welche nothwendig zur Schädigung des Volkes, wie des Reiches führen musste und ebensowenig seine Person und seinen Namen damit verflochten sehen, und er legte deshalb seine Stelle als commandierender General nieder.

Nach einer kurzen Bereisung seiner Güter, begab sich nun der Erzherzog zur Armee Radetzky's nach Italien, wo er — anfangs ohne Commando — nur als Freiwilliger, gleich dem damaligen Erzherzog, jetzt dem allgeliebten Kaiser Franz Josef, Gelegenheit fand, in der Schlacht bei Santa Lucia (6. Mai) durch todesverachtenden Muth und kalte Entschlossenheit die Truppen anzufeuern und bei diesen, wie bei den Führern große Erwartungen bezüglich seiner kriegerischen Tüchtigkeit zu erwecken.

Wie bekannt, endete der Sommerfeldzug 1848 nach dem glänzenden Siege von Custoza und der Einnahme Mailands mit einem Waffenstillstande, den König Albert von Sardinien erbeten hatte. Erzherzog Albrecht, dem Marschall Radetzky hohes Lob spendete, wurde zum Commandanten der ersten Truppen-Division des II. Corps, Baron d'Aspre, ernannt.

Am 16. März 1849 kündigte Karl Albert den Waffenstillstand und nun begann jener ebenso kurze, als glänzende Feldzug, der wohl zu den rühmlichsten in der Geschichte der österreichischen Armee zählt. An den beiden entscheidenden Siegen von Mortara und Novara *) hatte Erzherzog Albrecht hervorragenden Antheil; hatte er bei Mortara seine Truppen wiederholt persönlich zum Sturme geführt, so hatte er an dem Erfolg von Novara einen hervorragenden Antheil durch seine rich-

*) Siehe Seite 302—306.

tigen Dispositionen und seine heldenmüthige Ausdauer.

Am 20. März überschritt die österreichische Armee den Ticino bei Pavia und in dem dabei stattgehabten kleinen Gefechte am Gravellone zeigte Erzherzog Albrecht neuerdings hohen Muth. Am folgenden Tage stieß die vom Erzherzog geführte Division, welche als Vorhut an der Spitze der Armee marschierte, nächst Mortara auf den Feind. Die Überraschung der Piemontesen sollte ausgenützt werden.

Falls der Angriff auf die Stadt misslingen sollte, als der Erzherzog erfuhr, dass der kühne Oberst Benedek mit einem Bataillon Graf Gyulai-Infanterie in die Stadt eingedrungen sei, aber von feindlichen Colonnen in den Flanken und von rückwärts gefasst werde.

Darauf ordnete der Erzherzog einen nochmaligen Angriff des Centrums an, der zum Siege und zur Gefangennahme von 2000 Mann mit 5 Kanonen führte.

Dem einen Ruhmestage sollte bald der



(Zu Seite 561:) Das Hauptquartier des FM. Erzherzog Albrecht in der Schlacht bei Custoza, den 24. Juni 1866.

a) S. Rocco di Pallazolo; b) Monte-Godi; c) Cascina; d) la Bagolina; e) Österr. Batterie am Bosco dei Fitte; f) Italien. Batterie am Monte-Croce; g) Casa di Monte-Torre; h) Große Italien. Batterie am Monte-Torre; i) Höhe des Belvedere; j) Italien. Batterie am Cipressenhügel; k) Österr. Brigade Töply v. Welsersheimb in der Vorrückung gegen die Höhe des Belvederes; l) Österr. Batterie bei S. Lucia.

1. Se. k. Hoh. FM. Erzh. Albrecht, Armee-Comdt.
2. Se. k. Hoh. FML. Erzh. Rainer.
3. GM. Freih. v. John, General-Stabs-Chef.
4. GMc. Pürker v. Pürkhain, Chef d. Dir.-Kanzlei.
5. Obst. v. Stubenrauch, Chef d. Operat.-Kanzlei.
6. Obst. Vécsey de Vecse.
7. Obst. Freih. v Rueber.
8. FML. Gf. Braida, Oberst-hofm. d. Erzh. Albrecht.
9. Obst. Gf. Cappy, Adjt. des Erzh. Albrecht.
10. Mjr. Frh. v. Hennet, Flügel-Adjt.
11. Mjr. Gf. Welsersheimb, Flügel-Adjt.
12. Rittm. Br. v Löhneisen, Uhl. Nr. 12, Ordz.-Ofc.
13. Rittm. v. Máriássy, Hus. Nr. 3. Ordz.-Ofc.
14. Rittm. Gf. Sickingen Hus. Nr. 11. Ordz.-Ofc.
15. Oblt. Br. Redtwitz, Hus. Nr. 13. Ordz.-Ofc.
16. GM. Kutschenreiter,
17. Mjr. Leypold,
18. Hptm. Schwihlik, } Feld-Artill.-D.
19. GM. v. Radó,
20. Hptm. Lott.
21. Hptm. Turetschek, } Feld-Genie-D.
22. Obstl. v. Hopfinger, Chef der Kundschafter.
23. Obstl. Rainer, Ritter zu Harsbach.
24. Mjr. Machek,
25. Hptm. Aresin,
26. Hptm. Edler von Döpfner,
27. Hptm. Petrusi,
28. Hptm. Hold,
29. Hptm. Albrecht,
30. Hptm. Gerstel, } Generalstab.
31. Hptm. David, Edl. v. Rhonfeld,
32. Hptm. Haager,
33. Hptm. Paarman,
34. Ltnt v. Benedek,
35. Obltnt. Ritter v. Görger,
36. Ltnt. Hübner, Jäger-Baon. Nr. 10. } Generalstab.
37. Obltnt. Ritter v. Thielen, Stabs-Wagenmeister.
38. Obltnt. Zeibig, Leibgarde-Gendarmerie.
39. C.-Adm. Freih. v. Pöckh.
40. Obstlt. Wasserthal, Pioniercorps.
41. Mjr. Gf. Wurmbrand, Adj. d. Erzh. Rainer.
42. Rittm. Schimmer von Trani-Uhl., Stabs-C.
43. Mjr. Pasquali, General-Gewaltiger.
44. FML. Baron Rodich, Comdt. d. V. Armee-Corps.
45. Leibgarde-Gendarm, Körber.
46. Leibgarde-Gendarm, Wurzian.

Erzherzog Albrecht bildete aus seinen beiden Brigaden Sturm-Colonnen und stellte sich an die Spitze der mittleren, welche er persönlich commandierte. Die Brigade Graf Kolowrat nahm das Kloster Sant' Albino, aber die feste Stellung des Feindes, welcher den hartnäckigsten Widerstand leistete, Staub und die eintretende Dunkelheit, welche die Übersicht hinderten, bewirkten, dass die Flügelcolonnen hinter dem Centrum zurückblieben und dass der Erfolg zweifelhaft erschien.

Der Corpscommandant hatte schon befohlen, in die frühere Stellung zurückzugehen

zweite folgen. Die piemontesische Hauptmacht hatte sich bei Novara gesammelt, auf welchen Punkt die Österreicher in drei Colonnen anmarschierten. Am 23. März stieß die Vorhut der Division des Erzherzogs auf den Feind. Man glaubte es nur mit der Nachhut des auf dem Rückzug befindlichen Gegners zu thun zu haben, während dessen ganze Armee hier einem österreichischen Corps gegenüber stand. Erzherzog Albrecht hatte nach Recognoscierung der Gegend die Überzeugung gewonnen, dass der von Novara nach Nibbiola streichende, theilweise bewaldete Höhenzug dem

Vertheidiger Novaras große Vortheile biete, weil er die Hauptstraße beherrscht.

Entgegen dem Befehle des Corpscommandanten Baron d'Aspre, welcher die ganze Division auf der Straße vorrücken lassen wollte, entsandte der Erzherzog einen Theil derselben nach jenen Höhen und der Verlauf des Tages zeigte bald, wie wichtig und entscheidend für den Erfolg diese Maßregel war.

Der Kampf drehte sich um das gleich zu Beginne der Schlacht von den Österreichern eroberte Bicocca und nur dem rechtzeitigen Erscheinen jener Abtheilung unter Oberst Graf Kielmansegg war es zu danken, dass eine Umgehung der Flanke des Erzherzogs und damit der Verlust Bicocca's verhindert wurde, welches die Truppen durch einen dreistündigen Kampf erschöpft, bei dem Mangel jeglicher Reserven sonst nicht länger hätten halten können.

Während des Ringens um Bicocca hatte der Erzherzog wiederholt persönlich eingegriffen und wie einst sein Vater bei Aspern die weichenden Abtheilungen geordnet und im Augenblicke höchster Gefahr mit Todesverachtung dem Feinde entgegengeführt.

Vier Stunden schon hatte der heiße Kampf gewährt ehe die andern Corps, von Feldmarschall Graf Radetzky in Eilmärschen nach Novara beordert, herankamen. Um 4 Uhr begann dann der allgemeine Angriff, der mit einer vernichtenden Niederlage des Feindes schloss.

Die Abdankung des Königs Karl Alberts und der von dessen Nachfolger Victor Emanuel erbetene Waffenstillstand beendeten den kurzen, aber glorreichen Feldzug.

Erzherzog Albrecht, dessen umsichtige Dispositionen und Ausdauer den Sieg ermöglicht und gesichert hatten, erhielt das Commandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens vom Ordenscapitel einstimmig zuerkannt. Die rasche Auffassung der Lage, die unbeugsame Thatkraft, welche unbeirrt das Ziel anstrebt, hatten den Untercommandanten und Soldaten rückhaltloses Vertrauen in die Führung des Erzherzogs eingeflößt. Er stellt die höchsten Anforderungen an die Truppen, er setzt den letzten Mann und die letzte Patrone an die Erreichung seines Zieles, aber er ist auch immer der Erste und kennt keine Schonung seiner selbst. Ist der Kampf vorüber, dann sorgt er wahrhaft väterlich für das Wohl seiner Tapferen.

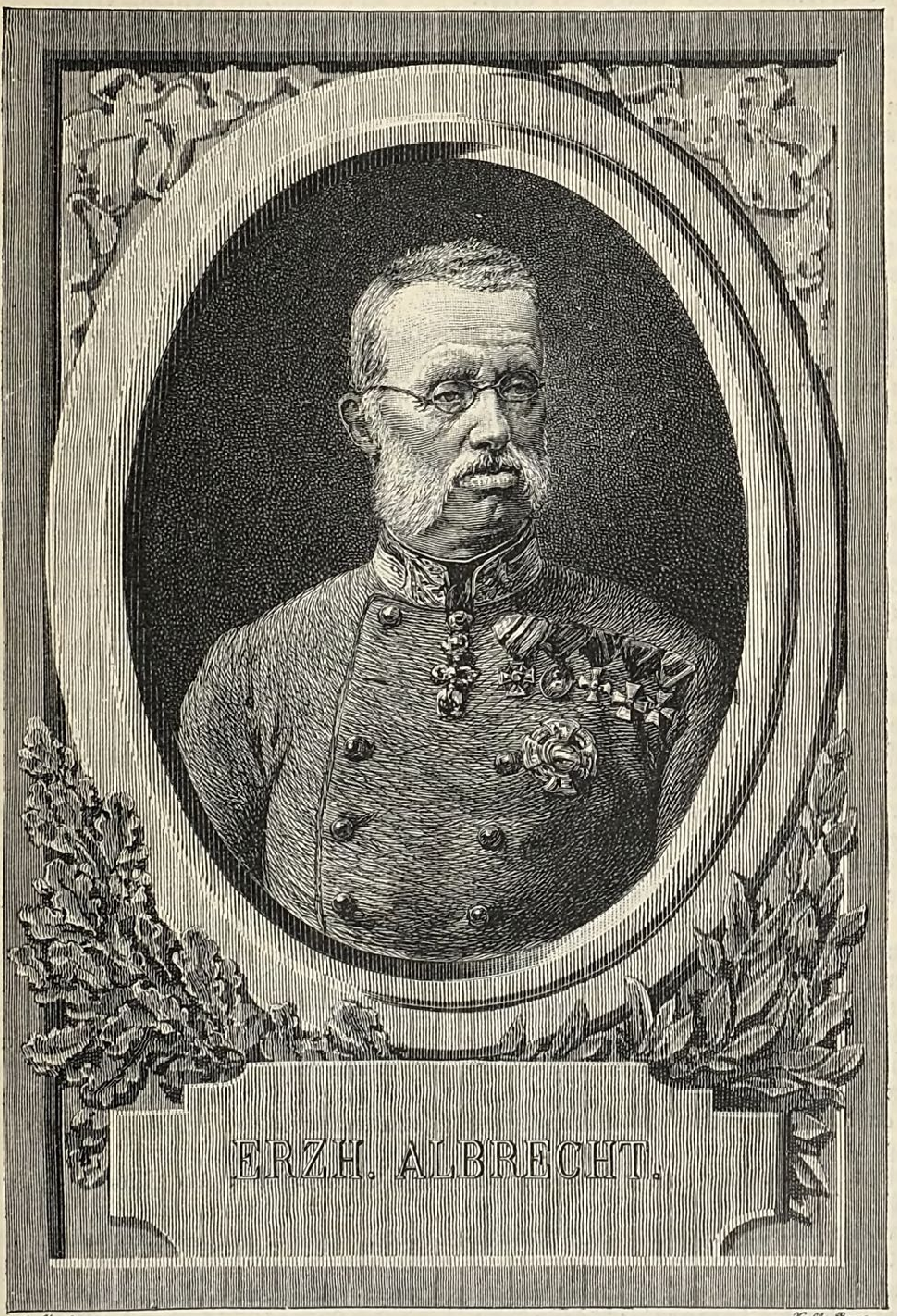
Ruhmbedeckt kehrte Erzherzog Albrecht aus dem fünftägigen Feldzuge heim. Im October 1849 gieng er als Gouverneur nach der deutschen Bundesfestung Mainz, 1850 wurde er mit dem Landes-Militär-Commando in Böhmen — bei gleichzeitiger Beförderung zum General der Cavallerie — betraut und 1851 übernahm er den schwierigen Posten des Civil- und Militär-Gouverneurs von Ungarn und wurde Commandant der III. Armee, mit welcher er zur Zeit des russisch-türkischen Krieges 1854 Siebenbürgen und die Bukowina besetzte.

Zwar trat Österreich nicht in den Krieg ein, aber der Erzherzog hatte doch Gelegenheit, in den Vorbereitungen zum Kriege und in der Erhöhung der Schlagfertigkeit der Armee seine Umsicht und Thatkraft glänzend zu bewähren.

Zurückgekehrt, blieb der Erzherzog in seiner Stellung in Ungarn bis zum Jahre 1860, eifrig darauf bedacht, die materielle Wohlfahrt des Landes zu heben, gerecht, aber auch milde und bestrebt, einen Ausgleich der Gegensätze herbeizuführen. Als er schied, nahm er den Dank des musterhaft verwalteten Landes und die Sympathien der Bevölkerung mit sich, die er sich trotz der sehr schwierigen Verhältnisse zu erwerben gewusst hatte.

Im Jahre 1859 war der Erzherzog nach Berlin entsendet worden, um Preußen, beziehungsweise den deutschen Bund zur Hilfeleistung zu bestimmen und hätte er auch die Bundes-Armee commandieren sollen.

Die Unterhandlungen blieben jedoch fruchtlos und dem Erzherzog fiel nun die wichtige Aufgabe zu, als „Armee-Commandant" in Wien für die Ergänzung und Verstärkung der Feld-Armee zu sorgen. Auch dieser schwierigen Aufgabe widmete er sich mit vollster Hingebung und seltenem Eifer. Als nach dem Waffenstillstande von Villafranca der Krieg nochmals auszubrechen drohte, übernahm der Erzherzog im Jahre 1860 das ihm über eigene Bitte verliehene Commando des VIII. Armee-Corps und unterordnete sich freiwillig dem Oberbefehle des FML. von Benedek, der noch 1849 in der Division des Erzherzogs Oberst gewesen war; — ein seltenes Beispiel von patriotischer Selbstverleugnung.



FM. Erzherzog Albrecht.

Im Sommer 1860 wurde der Erzherzog mit der Inspicierung der Truppen in mehreren Gebieten der Monarchie beauftragt; 1863 zum Feldmarschall befördert, zum Vorsitz in Commissionen über Heeresorganisation und militärisch-wichtige Angelegenheiten berufen und mit fallweisen Truppen-Inspicierungen in verschiedenen Generalaten betraut.

Die vielseitige Thätigkeit, welche der Erzherzog seiner neuen Stellung gemäß zum Besten des Heeres entwickelte, wurde durch den Krieg 1866 unterbrochen, in welchem er als Commandant der Südarmee endlich seine höchsten Gaben, sein ausgezeichnetes Feldherrntalent und seinen kühnen, felsenfesten Charakter zeigen und bewähren konnte und zwar unter Verhältnissen, welche seine kleine Streitmacht, die einem mehr als dreifach überlegenen Feinde gegenüberstand, dann die politische und die militärische Gesammtlage der Monarchie, ausnehmend schwierig machten.

Der glorreiche Sieg bei Custoza, *) welchen die Verleihung des Großkreuzes des Maria Theresien-Ordens und die Bewunderung der Zeitgenossen lohnte, gehört zu den schönsten Thaten, deren Vollbringung einem Feldherrn beschieden sein kann und welche die Nachwelt, unvergessen, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert.

Nicht allgemein bekannt und noch weniger gewürdigt ist jedoch das Verhalten des Erzherzogs, als die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Königgrätz eintraf. Was andere lähmte und bedrückte, erhob ihn, sein Geist und Muth wuchsen in ihren Äußerungen mit der Größe des Unglücks, dem der Erzherzog, nunmehr zum Obercommandanten sämmtlicher Streitkräfte ernannt, mit unvergleichlicher Thatkraft, mit ermunternder Zuversicht und bewunderswerter Raschheit zu begegnen suchte und wobei sein kühner Sinn nicht an die bloße Abwehr, sondern an die Erringung entscheidender Siege dachte.

Hiezu sollte es nicht mehr kommen, aber die blitzartige Versetzung der Armee aus Italien an die Donau, wo auf des Erzherzogs Befehl auch die Nordarmee eintraf, schuf eine so gewaltige Macht, von welcher die Energie und das Talent des Feldherrn die höchsten Kraftäußerungen erwarten ließen, so dass Preußen zu einem ehrenvollen Frieden gerne bereit war.

*) Siehe Seite 390.

Eine ähnliche Wirkung erzielte der Erzherzog auch gegen Italien, wohin die im Norden entbehrlich gewordenen Truppen mit gleicher Raschheit befördert wurden und seiner unblutigen Thätigkeit verdankte Österreich die möglichste Einschränkung der nachtheiligen Folgen dieses Krieges.

Nach dem Friedensschlusse eröffnete sich für Erzherzog Albrecht wieder — und in größerem Maße — das Feld der Thätigkeit, das er infolge des Krieges verlassen musste.

Noch im Jahre 1866 zum Armee-Ober-Commandanten, und 1869 zum General-Inspector des k. u. k. Heeres ernannt, widmete der Erzherzog seine ganze Kraft den Anforderungen seiner Stellung.

Er erwarb sich unvergängliche Verdienste um die Armee, die durchgreifende Änderung und Umgestaltung der Wehrverfassung, die vorzügliche Einrichtung des Heereswesens und jene treffliche Ausbildung der Truppen, welche sich in Bosnien so glänzend bewährt hat, ist zum größten Theile sein Werk.

Immer bedacht — wie dies die großen österreichischen Feldherren Prinz Eugen, Erzherzog Karl und Graf Radetzky stets waren — nicht nur todte Formen, Zahlen und Maschinen in der Armee anzuhäufen, sondern auch bestrebt, wahren Kriegersinn und jede Soldatentugend zu pflanzen und zu verbreiten, tritt Erzherzog Albrecht zuvörderst mit seinem Beispiele, aber auch mit Wort und Schrift ein, wo es gilt, richtige Auffassungen und den guten militärischen Geist zu fördern. Dem verdanken z. B. die, aus seiner eigenen Feder stammenden Schriften: „Über die Verantwortlichkeit im Kriege“ und „Wie soll Österreichs Heer organisiert werden?“ ihr Entstehen.

Unermüdlich und staunenswert ist die Thätigkeit, welche Erzherzog Albrecht zu entfalten vermag.

Alljährlich unternimmt er Reisen nach fast allen Theilen der Monarchie, um die Truppen zu inspicieren und die großen Manöver, welche zur Heranbildung tüchtiger Truppenführer so hohe Wichtigkeit haben, finden zumeist unter seiner Oberleitung statt.

Im Jahre 1877 begieng der Erzherzog sein 50-jähriges Dienstjubiläum unter wahrhaft allgemeiner Theilnahme; man feierte ihn in seiner „doppelten Eigenschaft als Feldherr und als Förderer der bürgerlichen Wohlfahrt.“

Im Jahre 1887 konnte er das wahrhaft seltene Fest seines 60-jährigen Dienstjubiläums begehen, aus welchem Anlasse er zum Oberstinhaber des 5. Corps-Artillerie-Regimentes ernannt wurde. Dass bei beiden Gelegenheiten Se. Majestät seinen erlauchten Oheim durch herzlichste Handschreiben ehrte, dass zahllose Deputationen der ganzen Armee und anderer Körperschaften ihre Glückwünsche darbrachten und diese Tage zu erhebenden Festen für das ganze Reich sich gestalteten, ist selbstverständlich und allgemein bekannt.

Einen neuen Anlass zur Ehrung des großen Feldherrn bot die Enthüllung des Radetzky-Denkmals in Wien (24. April 1892). Erzherzog Albrecht war Präsident des Denkmal-Comités und hielt als solcher die Ansprache an Seine Majestät; in seiner Erwiderung dankte der Kaiser vor allem dem „ruhmreichen Nachfolger des greisen Feldherrn," dessen Initiative das Denkmal seine Entstehung verdankt, und bei dem Galadiner galt dem Erzherzog der Trinkspruch des Kaisers, der in den Wunsch ausklang: „dass Gott uns den Erzherzog noch viele Jahre erhalte, unser hochverehrter, unser geliebter Feldmarschall lebe hoch."

Erzherzog Albrecht ist durch und durch Habsburger und Soldat im besten Sinne des Wortes.

Von den Eigenschaften des erlauchten Geschlechtes besitzt er das Gottvertrauen, die Geduld, Uneigennützigkeit und lautere, selbstlose Gesinnung, die Großmuth bis zur Schädigung des eigenen Vermögens. Die Bescheidenheit und Einfachheit des Wesens, das staunenswerte Gedächtnis und die Naturanlage zur Erlernung fremder Sprachen.

Vom Soldaten besitzt er den stahlfesten Körper, den eisernen Willen, die größte Ausdauer bei Überwindung von Schwierigkeiten. Der Erzherzog ist edel, geistreich, gutmüthig, theilnahmsvoll für das Wohl des Ganzen wie jedes Einzelnen besorgt.

Tapfer vor dem Feinde, scheut er keine Gefahr; wo es rasches Handeln gilt, ist er kühn und schnell entschlossen. Nicht nur den militärischen Angelegenheiten widmet er eingehendste Aufmerksamkeit, alle gemeinnützigen und patriotischen Bestrebungen finden in ihm einen hochherzigen Gönner und Förderer, wie er auch unermüdlich im Wohlthun ist. Es sei in dieser Beziehung nur an die einzig in ihrer Art dastehende Albertina erinnert, sowie an die großherzige Stiftung des Erzherzog Albrecht-Fondes.

Wie sehr er Kunst und Wissenschaft fördert, ist bekannt, wie Vielen er in Noth und Bedrängnis geholfen, weiß Gott allein.

Erzherzog Albrecht spricht alle Weltsprachen und Hauptsprachen der Monarchie geläufig. Sein Familienleben ist mustergiltig und seine innige fürsorgliche Liebe für seine Angehörigen ist bekannt. Des Erzherzogs edle Gemahlin, das Engelsherz Prinzessin Hildegard (vermählt 1. Mai 1844)*) wurde ihm leider früh entrissen, die geistvolle gütige Frau starb am 2. April 1864. Von den beiden Töchtern, welche dieser so überaus glücklichen Ehe entsprossen, vermählte sich Erzherzogin Maria Theresia mit dem Prinzen Philipp von Württemberg, die zweite Tochter Erzherzogin Mathilde erlag einem entsetzlichen Unglücke.

Der Erzherzog ist einer der ersten Großgrundbesitzer und der erste Industrielle der Monarchie. Seine Güter sind mustergiltig bewirtschaftet, seine Fabriken die bestgeleiteten in ihrer Art.

In Erzherzog Albrecht sieht der Österreicher, wie der Ungar nicht nur das Musterbild eines hochgesinnten liebenswürdigen Fürsten, sondern auch den Bannerträger unserer Ehre und des Ruhmes unserer Armee. Er ist die Hoffnung des Vaterlandes, wenn diesem eine Gefahr drohen sollte, und in den Tagen des Friedens wirkt er für dasselbe hochherzig und thatkräftig durch Förderung alles Guten.

Dr. Johannes Emmer.

Quelle: Dr. Emmer, „Unsere Helden. I. Bd. Feldmarschall Erzherzog Albrecht." Verlag von H. Dieter in Salzburg.

---

*) Erzherzogin Hildegard war die dritte Tochter des Königs Ludwig I. von Bayern, der 1844 an ihren Bruder König Otto I. von Griechenland schrieb: „Deine Schwester Hilde ist verliebt geworden in ihren in sie verliebten Bräutigam Erzherzog Albrecht, der recht brav ist. Eine glückliche Ehe verspricht's zu werden, sowie die Luitpolds mit Prinzessin Auguste von Toscana." (Siehe Seite 369) Dr. Hans Reidelbach, Luitpold Prinz-Regent von Bayern Festschrift zu allerhöchst dessen 70sten Geburtstagsfeier. A. d. H.

Kaiser Franz Josef I. während seiner 44jährigen Regierungszeit. *)

Hoheitsvoll und Ehrfurcht erweckend, aber zugleich auch herzgewinnend, tritt Franz Josef I. Herrschergestalt den Zeitgenossen entgegen.

Die Annalen der Geschichte werden der Nachwelt lehren, was dieser Monarch seinen Völkern war, mit welcher Milde, Güte und Weisheit Er die Millionen der so verschieden gearteten Stämme des weiten Reiches hinüber leitete in eine neue Zeit und mit welch' unvergleichlicher Selbstverleugnung Er dem Staatswohle sein ganzes reiches Leben geweiht hat.

Die vorliegende kurze Skizze versucht es nur, das Bild des erhabenen Herrn festzuhalten, wie es dem lebendigen Auge des Zeitgenossen in dem Wandel der Jahre, während seiner, an geistiger Entwicklung und Cultur-Fortschritten so überaus fruchtbaren Regierung erschien.

Schon in der Knabenzeit des am 18. August 1830 geborenen Prinzen, richteten sich die Blicke aller Völker der Monarchie auf den hoffnungsreich erblühenden Spross des Kaiserhauses, denn als der älteste Sohn Erzherzog Franz Karls, des einzigen Bruders des kinderlosen Kaisers Ferdinand I. erschien er ja auserkoren, dereinst die schwere Bürde all der glänzenden Kronen des Hauses Habsburg zu tragen.

Als aber dem Reiche verkündet wurde, dass am 2. December 1848 in drangvollster Zeit das altehrwürdige Scepter wirklich in die jugendfrische Hand des geistig wie körperlich gleich vollkommen entwickelten Prinzen gelegt worden war, da mischte sich in den allgemeinen Jubel auch die tiefe Empfindung der Edelsten des Volkes über die ungeheuere Aufgabe, die nun auf dem achtzehnjährigen Herrscher lastete. Wusste man doch, dass Kaiser Franz Josef nach der feierlichen Thronentsagung seines gütigen Oheims und seines milden Vaters, im erzbischöflichen Palast zu Olmütz ausgerufen hatte: „Ade meine Jugend!"

Indessen zeigte der kaiserliche Jüngling zum Staunen der ganzen gebildeten Welt gar bald, wie sehr er der gewaltigen Aufgabe gewachsen war.

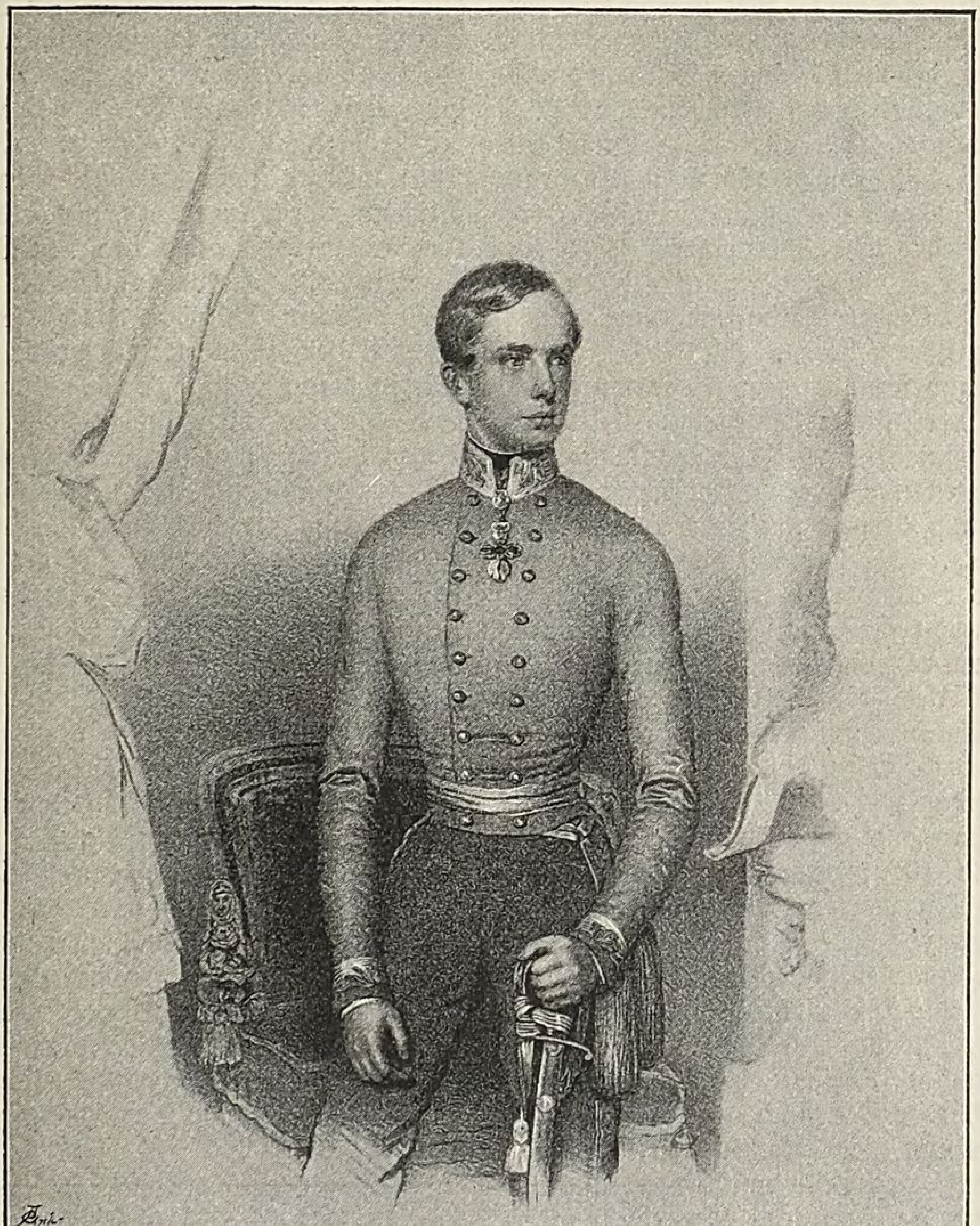
Die nächste, dringendste Sorge galt den Waffen, denn der junge Monarch musste sich, gleich seinem Ahnherrn Rudolf von Habsburg, die Sicherung seiner Herrschaft erst erkämpfen. Körperlich wohlgebildet, gewandt in allen ritterlichen Übungen, mit der jugendlichen Geschmeidigkeit den Ernst des Mannes und die ungesuchte Würde des kaiserlichen Prinzen verbindend, hatte Erzherzog Franz Josef die Herzen der tapfern Krieger in Radetzky's Lager alsbald gewonnen, als er im Hauptquartier zu Verona im April 1848 erschienen war.

In der Schlacht von Santa Lucia empfieng er die Feuertaufe mit einer bei den Sprossen seines glorreichen Geschlechtes selbstverständlichen Kaltblütigkeit, deren Bethätigung durch den siebzehnjährigen Thronerben die Truppen mit Stolz und Freude erfüllte. Allzufrüh für seinen Thatendrang musste er der aus Besorgnis um seine persönliche Sicherheit verfügten Abberufung aus dem Lager, in welchem nach Grillparzer's Worte „Österreich war," folgen. Allein selbst Oberster Kriegsherr geworden, konnte ihn auch die höchste Staatsrücksicht nicht zurückhalten, seinen Theil zu holen an den Gefahren der Getreuen, die ihm ein Königreich wieder erobern sollten. In den Schlachten bei Raab und Acs bewunderten selbst die alten Krieger aus der napoleonischen Zeit die Tapferkeit ihres thaufrischen Kaisers.

Als aber der Feind in West und Ost niedergerungen war und es galt, das Reich auf der neugewonnenen Grundlage wieder aufzurichten, zu festigen und zu entwickeln, da entfaltete der gekrönte Jüngling die umfassendste Hingabe an die Staatsgeschäfte mit einer Vielseitigkeit und Thatkraft, welche Alle, die das Glück hatten, mit dem kaiserlichen Herrn zu arbeiten, staunen machte, aber auch anspornte, beflügelte.

*) Siehe Seite 298—309. B. E I, 621, 670, 708—722, 826, 831, 842, 933—939, — II. 813, 838, 846, 852, 857—861, 870—877, 881—883, 926—932, 948—972.

So, unablässig arbeitend, lernte der junge Herrscher unablässig. Sein klarer Intellect durchdrang bald auch die schwierigsten Materien. Mit einer seltenen Gabe der Intuition ausgestattet, erfasste der Kaiser alle die mannigfachen, oft ganz unvermittelt an ihn herantretenden Aufgaben mit Raschheit und Schärfe, so dass ehe wenige Jahre vergiengen, er in jedem Zweige der verwickelten Staatsgeschäfte, in jeder Richtung des Staatslebens, seine festbegründete eigene Anschauung und Meinung gewonnen hatte.



Kaiser Franz Josef I.

In Olmütz 1. December 1848 nach der Natur gez. und lithogr. von Prinzhofer.

Die nimmer rastende Schaffensfreudigkeit, in welcher Franz Josef I. warm pulsierender Lebens-Odem immer neue Kraft zu schöpfen scheint, erfüllte also auch seine ersten Regierungsjahre. Doch nicht nur aus den Acten und den Berichten der Minister und Generale unterrichtete er sich, sondern immer wieder zog er hinaus in die Gaue des weiten Reiches,

um durch eigene Erfahrung und persönliche Berührung Wohl und Weh seiner Völker kennen zu lernen. Alle Provinzen wurden in kurzer Aufeinanderfolge, mehrere derselben auch wiederholt besucht. Wie unermüdlich der Kaiser den körperlichen und geistigen Anstrengungen, der unausgesetzten Bewegung und Repräsentation zu trotzen vermochte, dies läßt sich am besten an der vom 4. Juni bis 14. August 1852 durch alle Theile Ungarns und Siebenbürgens ausgeführten Reise ermessen. Mehr als 1500 Meilen legte der Monarch in 70 Tagen zurück, bei den damaligen Verkehrsverhältnissen eine ganz außerordentliche Leistung.

Doch nur scheinbar im Fluge durcheilte der nach persönlicher Anschauung dürstende Herrscher seine Lande. In den Städten, an allen bedeutenderen Punkten trat der Kaiser in unmittelbaren Verkehr mit allen Ständen der Bevölkerung. Überall erschien er als Gnadenspender, vor allem aber auf seinen Reisen in das lombardo-venetianische Königreich und nach Ungarn, wo er seine Machtfülle immer wieder nur durch Acte der Milde, der Verzeihung und Versöhnung zum Ausdruck brachte.

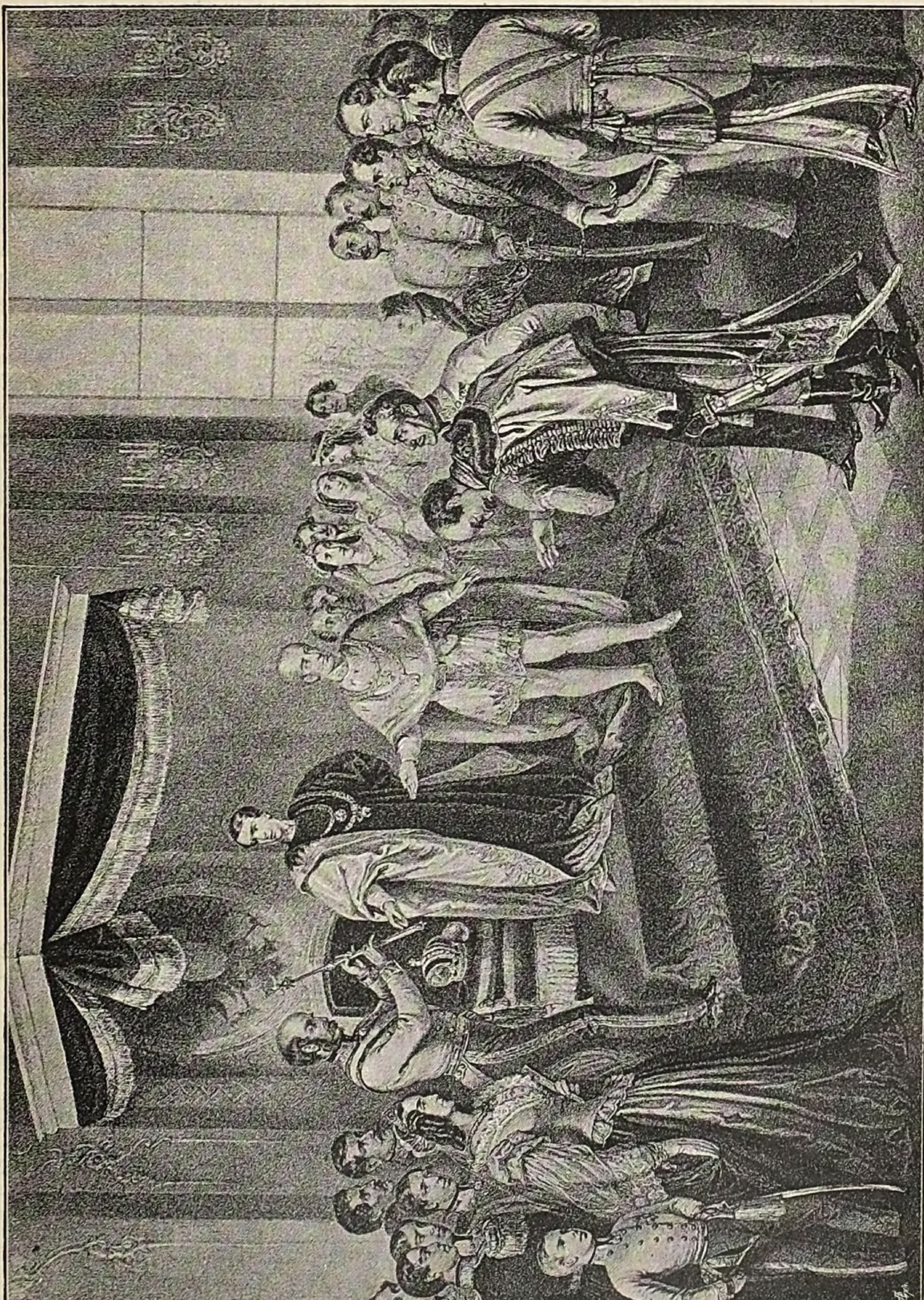
Zwei hohe Gaben befruchteten des kaiserlichen Herrn mühevolle Reisen durch sein Reich. Ein ganz ungewöhnliches Sprachentalent und ein wahrhaft wunderbares Gedächtnis. Mit vollster Geläufigkeit beherrscht Kaiser Franz Josef die verschiedenartigsten Idiome. Immer entzückt, begeistert sein wohltönendes helles Wort, wenn er Deputationen, Truppen, Bittende oder Beglückte in deren Muttersprachen čechisch, polnisch, kroatisch, magyarisch oder italienisch anredet. Höchster eigener Gewinn aber erwächst dem Kaiser für die Kenntnis von Land und Leuten, Institutionen und Verhältnissen, aus seinem fabelhaften Erinnerungsvermögen. In der schier verwirrenden Fülle der sich unablässig herandrängenden Eindrücke, verblasst kein einmal vom Kaiser empfangenes Bild. Niemand im Reiche kennt alle Details des Räderwerks der großen Staatsmaschine besser, niemand die Zustände in sämmtlichen Theilen des Reiches, in allen Bedingungen des öffentlichen Lebens genauer als der Monarch und seine Personen-Kenntnis, die sich zugleich mit der klaren Erinnerung an den Ort und die Umstände einer vor manchem Jahrzehnt stattgehabten Begegnung verknüpft, müsste geradezu erdrückend sein für einen weniger stählernen Organismus.

Außergewöhnliche Fähigkeiten gesellten sich also zu dem unbeugsamen Willen des jungen Herrschers und bald lag sein großes Österreich vor ihm wie ein offenes Buch. Aber auch der Herzschlag seiner Völker hallte wider in der Brust des Kaisers. Mit aller Lebendigkeit seiner zwanzig Jahre empfand er das Gähren, Drängen und Ringen der vielgliedrigen Nationalitäten des Reiches in jener Periode des Überganges. Gleichwohl ließ sich der Nachkomme Maria Theresias durch die Liebe für seine Völker zu keiner Schwäche verleiten. Nur in einem milden, für alle Stämme gleich wohlwollenden Absolutismus, lag in jenen Tagen die Kraft zu des Reiches neuer Consolidierung und mit Festigkeit verfolgte Franz Josef den ihm durch seine klare Erkenntnis vorgezeichneten Weg. Selbst als eines der traurigsten Ereignisse in Österreichs Geschichte tief eingriff in des jungen Kaisers Gemüths- und Geistesleben, änderte sich kein Zug seines Charakters. Es ist dies eine der psychologisch merkwürdigsten Phasen in dem an Seelenstürmen leider so reichen Dasein des kaiserlichen Herrn. Der tückische Meuchelmord war an das mit aller Glorie der Majestät umstrahlte, hoffnungsreiche Leben herangeschlichen. Der Stahl eines bis zur Tollheit fanatisierten ungarischen Schneiders hatte ihn beinahe tödtlich getroffen. Dreißig Millionen Herzen waren erschüttert, aufgewühlt; ernste Männer, Radetzky's tapfere Krieger, weinten wie Kinder. Nur der Kaiser selbst blieb äußerlich unbewegt; er blieb sich gleich und treu.*) Ganz wie zuvor

---

*) Der Herausgeber dieses Werkes ist in der Lage, folgende authentische, absichtlich ganz schmucklos gehaltene Darstellung von dem fluchwürdigen Attentate und der bewunderungswürdigen Haltung Sr. Majestät bei demselben zu geben:

Der Kaiser hatte im Winter die Gepflogenheit, nach 6-stündiger Arbeit von 12—2 Uhr in Begleitung des diensthuenden Flügel-Adjutanten einen Spaziergang um die Bastei der innern Stadt Wien zu machen. Am 18. Februar 1853 war er, vom Oberst Maximilian Graf O'Donell begleitet, bereits oberhalb des Kärntner-Thores angelangt, als dieser wegen einer Pfütze etwas abseits Sr. Majestät trat. In demselben Augenblicke sah Graf O'Donell einen Mann mit hocherhobenem Arme, in der Hand ein langes Messer, unter einem widerlichen Schrei auf den Kaiser stürzen. Graf O'Donell fasste diesen Mann sofort mit beiden



Franz Josef I. Thronbesteigung.
Nach einer Lithographie von Kollarz.

erschien er, als seine Wunde verharscht war, kein Hauch seiner Furchtlosigkeit, seines Edelsinnes war abgestreift.

Wie sehr sich die Liebe des Volkes für den jungen Kaiser durch den Angriff auf dessen theures Leben vertieft hatte, dies zeigte sich so recht ursprünglich und vom Herzen quellend, als ein Jahr nach der Trauer die als wahre Freudenbotschaft begrüßte Nachricht durch die Lande flog: Der Kaiser habe das allerholdeste Mädchen Europas zu seiner lieben Braut erkoren; das „Grüß Gott Franzl,“ mit welchem Elisabeth von Bayern den kaiserlichen Verwandten bei der ersten Begegnung empfieng, entzückte in seiner gemüthlichen Einfachheit den gleichgestimmten, empfänglichen Sinn aller Österreicher und als am 24. April 1854 unter dem Segen der Kirche die Hände des herrlichen, lebensfrischen Paares sich bis zum Tode verschlangen, da gab es im weiten Reiche allüberall nur hoffnungsvolle Bewunderung, aufrichtigsten Jubel.

Schon am 5. März des nächsten Jahres erblühte eine reizende kleine Prinzessin aus des Kaisers Liebesehe.

Das Vaterglück schien das Maß des Segens voll zu machen, mit dessen reichster Fülle das Geschick des Monarchen erste Regierungsjahre umgoss. Indes gerade aus den Freuden des Vaters sollte dem kaiserlichen Herrn der erste, wie drei Jahrzehnte später der herbste Seelenschmerz seines Daseins erwachsen. Die kleine Erzherzogin Sophie starb am 29. Mai 1857 zu Ofen, als der Kaiser im Begriffe stand, auf einer neuen Reise durch das Gebiet der Stephanskrone, die

---

Händen bei den Schultern, derselbe hatte aber schon die Möglichkeit gehabt, einen Stoß auf das Hinterhaupt Sr. Majestät zu führen, der von da abprallend, die Schnalle der Halsbinde traf und eine Wunde am Halse verursachte. Zum Glück war durch O'Donell's Erfassen des Mörders der Stoß unsicher und daher nicht sehr gefährlich geworden. O'Donell warf im Ringen den Mörder zu Boden, dem das Messer dabei entfiel, stürzte aber mit ihm und sie hielten sich gegenseitig fest. Aus dieser Lage befreite der inzwischen herbeigeeilte Wiener Bürger Ettenreich den wackern Grafen O'Donell, indem er den Mörder bei den langen Haaren ergriff und seinen Kopf mehrmals auf den Boden aufschlug.

Graf O'Donell, dadurch von der Umklammerung des Mörders ledig, sprang auf, zog seinen scharfgeschliffenen Säbel, den aber der Mörder mit beiden Händen ergriff und sich daran verwundete. Seine Majestät, der während dieser kurzen, aber schrecklichen Scene ganz ruhig geblieben war, rief nun seinem Adjutanten wiederholt zu: „O'Donell versorgen Sie den Säbel.“ Diesen Befehl ausführend, trat derselbe nun wieder an die Seite des Kaisers, jetzt erst bemerkend, dass Seine Majestät verwundet sei, der allein nach Hause gehen wollte und die Verhaftung des Mörders ihm übertrug. Graf O'Donell bat, Seine Majestät begleiten zu dürfen, da herbeigeströmte Leute ja ohnedies schon nach einer Patrouille der Wache des Kärntner-Thores gerufen hatten. Der Kaiser, diese Bitte gewährend, stützte sich nun auf den ihm dargebotenen Arm seines Adjutanten und begab sich mit ihm in das nahe Palais des Erzherzogs Albrecht. Am Wege dahin sagte er zuerst zu O'Donell die den Edelsinn Sr. Majestät und die Fürsorge für seine brave Armee in rührendster Weise kennzeichnenden Worte: „Jetzt geht es mir wie meinen armen Soldaten in Mailand“ (von denen kurz vorher mehrere durch meuchlerische Überfälle auf offenen Straßen getödtet, andere verwundet worden waren). Bald darauf fügte der Kaiser diesen Worten hinzu: „O'Donell, ich sehe nichts mehr.“ Nun war aber der Kaiser schon beim Thore des Palais Erzherzog Albrecht angekommen. O'Donell führte ihn in das Vorzimmer, ließ gleich frisches Wasser kommen, wusch ihm Gesicht, Kopf und Hals, worauf sich Seine Majestät sichtlich erholte. In der Besorgnis, das Messer des Mörders könne vergiftet sein, bat O'Donell, die Wunde Sr. Majestät aussaugen zu dürfen und that dies nach dazu erhaltener Bewilligung.

Graf O'Donell wurde von Sr. Majestät selbst als sein „Lebensretter“ bezeichnet und für diese That mit dem Commandeurkreuz des Leopold-Ordens belohnt; er erhielt fast von allen regierenden Fürsten Ordens-Auszeichnungen und Handschreiben, unter denen das hier zum erstenmale abgedruckte des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Inhalt wohl das hervorragendste ist und dessen persönliche Zuneigung für unsern erlauchten Kaiser in das hellste Licht stellt.

„Mein lieber Oberst Graf O'Donell!

Eingedenk des treuen Schutzes, welchen Sie Sr. k. k. Apostolischen Majestät, Ihrem Herrn, im Augenblicke drohender Gefahr hingebend und entschlossen gewährt haben, finde Ich Mich bewogen, Ihnen das Comthurkreuz Meines Hohenzollerischen Hausordens zu verleihen, dessen Decoration anbei erfolgt.

Ich habe diesen Orden einem Ausländer noch nie gegeben, denn hauptsächlich ist derselbe bestimmt, zum Lohne der Treue gegen Meine Person seit dem Jahre 1848. Dass Ich diese Ausnahme für Sie mache, geschieht, weil Ich jede Aufopferung zum Schutze der erhabenen Person des Kaisers in Meinem Herzen betrachten und gelten lasse, als wäre sie an Mir Selbst geübt. Charlottenburg, den 8. März 1853.

Friedrich Wilhelm.

An den Grafen O'Donell, k. k. Obersten und Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers von Österreich zu Wien.“

strahlende, alle Herzen erobernde Anmuth seiner Gemahlin auch den Völkern der östlichen Reichshälfte zu zeigen.

Wohl war den trauernden kaiserlichen Eltern schon ein Trost geschenkt in der am 12. Juli 1856 geborenen Prinzessin Gisela. Allein das erste Erscheinen des Todes in der Familie wirft so düstere Schatten in Herzen voll reicher Empfindung, dass es mancher Jahre bedarf, sie wieder aufzuhellen.

Der Kaiser aber trug dieses sein erstes Leid wie so unsäglich viel Weh späterer Tage, mit wahrer Gottergebung und mit derselben ruhigen Würde, die er im Glücke bewahrte. Heil und Unheil ließen keinen Hauch zurück auf seines Charakters blankem Schilde. Nur neue Kraft, neue Hingebung an seine großen Pflichten, schöpfte der Monarch aus den mächtigen Schicksalsstürmen, die sein Mannesalter durchtobten. Zweimal fielen verbündete mächtige Feinde Habsburgs Reich an. Beidemale kämpften des Kaisers treue Regimenter tapfer und todesfreudig, aber — unglücklich. Beidemale löste der edle Monarch ein Juwel aus seiner Krone um seinen Völkern den Frieden wiederzugeben.

Kein Zweifel! Auch in Kaiser Franz Josefs sehnenstarkem Körper, in seinem scharfen hoheitsvollen, überzeugungstreuen Geiste, wohnt dieselbe Zähigkeit, welche seinen Großvater befähigte, sich dem größten Kriegsmeister der mit seinen schlachtentrunkenen Legionen Europa als Gottesgeißel durchtobte, immer wieder entgegen zu werfen, bis der endliche Sieg errungen war. In dem Gemüthe des Enkels überwog jedoch der Abscheu vor den Greueln des Krieges, die wahre Menschenliebe, alle Rathschläge zur Fortführung des Kampfes.

Als 1859 Österreichs Waffen durch die Schuld eines unfähigen Heerführers in schwerwiegenden Nachtheil gebracht worden waren, da eilte der Kaiser auf den Kriegsschauplatz, um sich persönlich einzusetzen, die Verantwortung zu übernehmen. Auch gegen ihn selbst wendete sich das Kriegsglück, aber sein warmes Herz blutete weniger über den erlittenen Misserfolg, als über die Verheerungen, die ein einziger großer Schlachttag in den Reihen seiner Braven anrichtete. Die Armee, unge-



Kaiserin Elisabeth.
Nach dem Gemälde von Franz Winterhalter Louis Jacoby sculp.

brochen und thatenlustig, hätte den Kampf mit Begeisterung fortgeführt. Gleichwohl brach ihn des Kaisers Majestät aus höchsteigenem Willen ab, in der Erkenntnis, dass ein Act großherziger Selbstverleugnung das Blutvergießen beendigen könne.

Mit voller Überzeugung brachte der Kaiser zweimal das gleiche Opfer, ein Stück des ererbten Gebietes hinzugeben, um seinen übrigen Landen den Frieden zu sichern. Allerdings war dies Aufgeben einer aus überholten politischen Verhältnissen hervorgegangenen Machtstellung jenseits der Alpen, eher eine Entlastung des Reiches als ein Verlust. Gleichwohl wird die unparteiische Geschichte diese Opfer, welche Franz Josef I. dem Wohle seiner Völker brachte, als seltenste Bethätigungen wahrer Menschenliebe verzeichnen müssen. Die Geschichte hat gar wenige Beispiele solch heroischer Entsagung aufzuweisen. Und unter welch' außerordentlichen Verhältnissen vollbrachte sie Österreichs Kaiser! Er kämpfte den Stolz eines Habsburgs nieder, die heilige Überzeugung des eigenen Rechtes und all' die aufreizend bitteren Gefühle über die Treulosigkeit seiner Feinde. Mit den glänzendsten, von seiner Armee wohl gekannten und bewunderten militärischen Eigenschaften ausgestattet, verzichtete er darauf, durch Kämpfen und Wagen mit dem Einsatze von Menschen-Hekatomben, die sich ihm begeistert darboten, das Kriegsglück für seine Fahnen erzwingen zu wollen. Seinem Vaterherzen erschien das persönliche Opfer leichter und wie seines Wesens Güte entscheidend war für des Reiches innere Gestaltung, so war es auch seine Seelengröße, welche die ihm von äußern Feinden aufgedrungenen Kämpfe durch rasche Entschlüsse voll Selbstverleugnung beendigte.

Wenn aber auch Franz Josef als ein echter Friedensfürst den Krieg mit all seinen Greueln verabscheut, so liebt er doch mit dem ganzen vollen Herzen eines Soldatenvaters sein treues Heer. Ihm hat er einen guten Theil seines Lebens gewidmet. Wie in den Jünglingsjahren, so ist der Kaiser auch an der Schwelle des Alters rastlos bemüht, es zu entwickeln, seine Ausbildung persönlich zu überwachen und zu prüfen, für das Wohl des großen Ganzen wie jedes Einzelnen zu sorgen. Kein Detail ist dem kaiserlichen Kriegsherrn zu gering, keine Strapaze zu hart. Heute beräth er eine scheinbar unerhebliche, doch als Rädchen in der großen Heeresmaschine wichtige reglementarische Verordnung, um morgen den ganzen Tag im Sattel, vielleicht in einer entfernten Provinz, den Manövern der Truppen mit dem geübtesten Kennerauge zu folgen, wo dies Noth thut wohlwollenden Tadel, aber mit Vorliebe gerechtes Lob spendend.

Ungezählt und ungeahnt sind die Wohlthaten, mit welchen der Kaiser Heeresangehörige jeglichen Grades begnadet. Wie seine Fürsorge, so ist auch seine Großmuth unerschöpflich.

Begeistert gibt die Armee die ihr vom Allerhöchsten Kriegsherrn geweihte Liebe zurück. Todesfreudig wird sie seinem Rufe zur That folgen. Der Führung seiner Hand würde sie unbedingt vertrauen und wenn ein Bedauern in dem Heere lebt, so ist es auf die Befürchtung gegründet, dass der Kaiser selbst sich nicht das Feldherrn-Talent beimisst, das er nach der Überzeugung aller derer, welche ihn berathen, urtheilen oder befehlen hörten, zweifellos besitzt.

Die gesetzgeberische Thätigkeit Franz Josefs zeigt in den ersten zwei Jahrzehnten mannigfache, tiefeinschneidende Wandlungen. Jede derselben erweckte sowohl in des Kaisers Reiche, wie im Auslande böswillige Kritik und überschwängliches Lob zugleich. Es ist eben der Parteien Gunst und Hass, welche die Blicke verwirrt. Wohl gab es der Schwankungen gar viele. Glückliche, aber auch unheilvolle Maßnahmen der Minister, welche des Monarchen Zustimmung gewonnen hatten und auf die dringenden Bitten der berufenen Rathgeber unterzeichnete Acte der Majestät selbst, deren Wirksamkeit jedoch schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder aufgehoben werden musste. Allein nicht Details, nicht einzelne, der scheinbaren Nothwendigkeit des Augenblicks angepasste Maßnahmen, können von Bedeutung sein für das Urtheil über eine, Jahrzehnte umfassende politische Periode.

Überblickt man hingegen das Gesammtbild der in ihrer Fülle schier erdrückenden Thätigkeit des Kaisers auf jeglichem Gebiete des Staatslebens, so fallen uns sogleich drei große Züge in die Augen; ausschlaggebende Züge, welche weder durch die Noth der Zeiten hervorgerufen, noch durch der Minister Rath beeinflusst, aus dem ureigenen Charakter des edlen Kaisers entstammen.

Die opferfreudige Liebe zu seinen Völkern ist der erste dieser Charakterzüge, denn jede Handlung des Kaisers ist derselben entsprungen und zwar in Verbindung mit dem zweiten Zuge und dem aufrichtigen, heißen und unentwegten Bestreben zum Fortschritte im Geiste des Jahrhunderts. Der dritte große Zug aber zeigt sich in der von der ganzen Welt bewunderten constitutionellen Treue. Als der Kaiser, erfüllt von der Jugend Idealen den Thron bestieg und seine Herrschaft durch die Waffen festigte, da waren alle alten Rechte der einzelnen Glieder des Reiches verwirkt, untergegangen in den Fluten der Empörung, verhallt mit dem Geschützdonner blutiger Schlachten. Der Augenblick zur Begründung des Einheitsstaates, wie ihn der geisteshohe, unglückliche Kaiser Josef II. gedacht, schien gekommen. Was Wunder, dass der junge Kaiser den idealen Gedanken seines Vorfahren zur lebendigen That machen wollte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber zu den Hemmnissen, die sich dem Werke Josef II. unüberwindlich entgegengethürmt hatten, gesellte sich nun auch der neuerwachte Nationalitätengeist, der das alte Europa mit elementarer Gewalt aufwühlte, alte Throne stürzend und neue Staaten bildend. Ungleich seinem, trotz unbegrenzter Menschenfreundlichkeit doch autokratisch denkenden Vorbilde, stellte Kaiser Franz Josef der geistigen Bewegung, welche die Völker erfasst hatte, keinen Starrsinn entgegen. Nicht eigener Wille und Meinung waren jemals maßgebend für dieses gütigen Herrschers Entschließungen, sondern seine wohlwollende und entgegenkommende Einsicht. So ist denn auch gerade die Wandlung in den staatsrechtlichen Principien des Monarchen einer der mächtigsten Grundsteine für seinen unvergänglichen Ruhm. Aus eigener Wahl gab er die Selbstherrschaft auf, aus eigener Machtvollkommenheit gab er der Monarchie ihre verfassungsmäßigen Freiheiten. Niemals ließ sich des Kaisers männliche Festigkeit ein Zugeständnis abtrotzen, allein den Forderungen, den Strömungen der Zeit, kam er selbst stets auf halbem Wege entgegen. Solche politische Weisheit wird von der Nachwelt gewürdigt werden, für und für.

Schon heute, da Kaiser Franz Josef noch in vollster Manneskraft wirkt, erscheint sein Name als einer der allerhervorragendsten Marksteine in der langen Geschichte des altehrwürdigen Reiches der Habsburger. Hoffentlich reihen sich noch viele gesegnete Jahre ein in diese glänzende Regierungs-Periode, die jetzt schon einzig ist in der Fülle gedeihlicher Reformen, in der Größe und Mannigfaltigkeit neuer Schöpfungen, in dem ungeheueren Fortschritt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

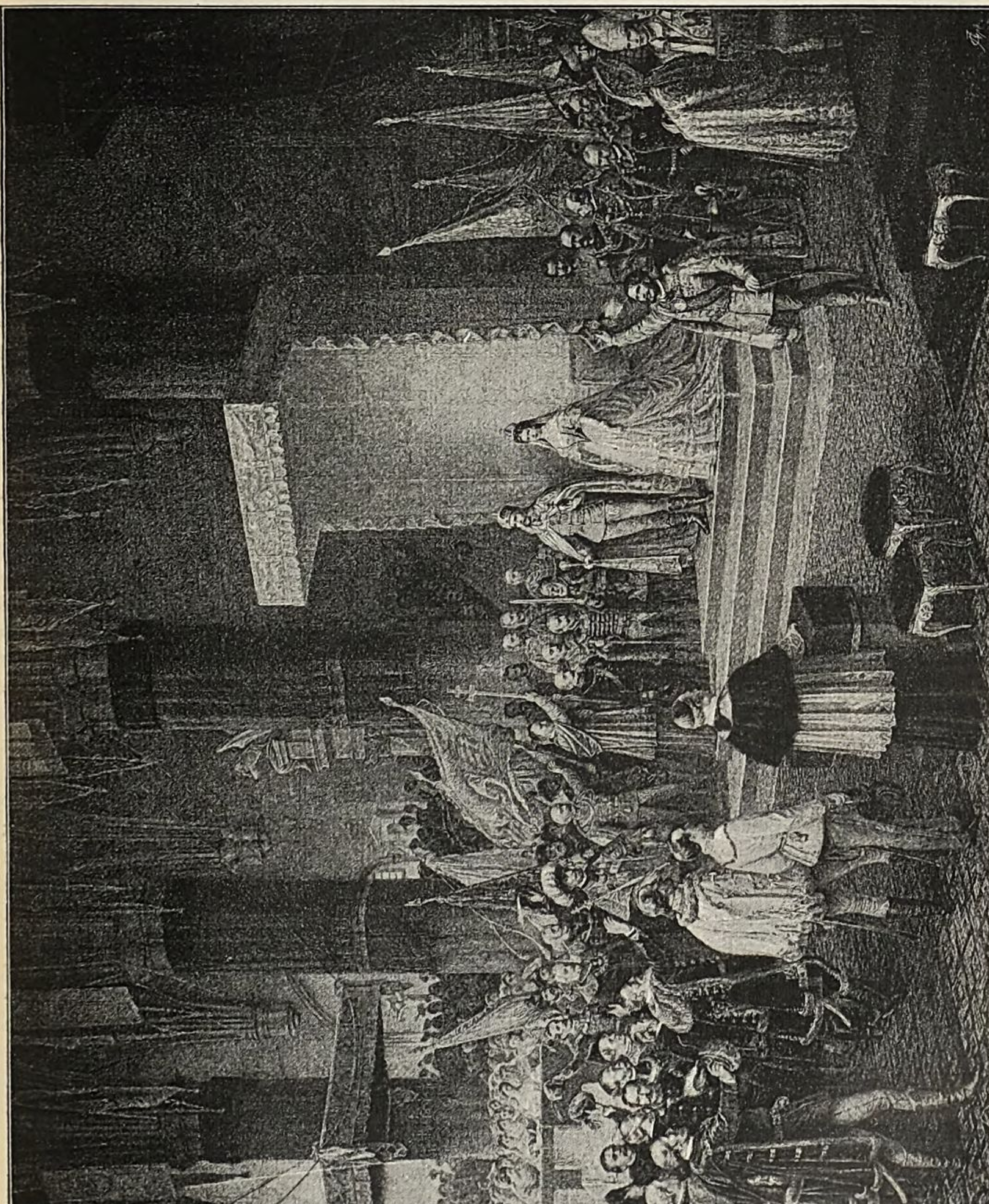
Wie die beiden Staaten der seit 1867 dualistisch gegliederten österreichisch-ungarischen Monarchie und deren hauptsächlichste Institutionen, so wurden auch alle geistigen und culturellen Lebensbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft auf neue Grundlagen gestellt und allüberall ist des Kaisers thätige Mitwirkung, sein Einfluss zu erkennen.

Alle die mächtigen Errungenschaften der Technik, mit denen der Kaiser ebenso vertraut ist wie mit den Fortschritten aller anderen Wissenschaften, wurden für die österreichisch-ungarischen Lande nutzbringend gemacht, so daß das Reich auch in dieser Beziehung sich den vorgeschrittensten Staaten ebenbürtig anreiht.

Mit dem ungeheueren Schienennetze das sich, die großen Ströme, die Alpen und Karpathen übersetzend, während der Regierung Franz Josefs I. über die Länder seiner Krone legte, jeglichem Verkehr neue Bahnen eröffnend, entwickelte sich auch die Productionskraft der Völker mit der vollkommenen Ausnützung der Naturschätze des Bodens. Ackerbau, Waldcultur und Viehzucht blühen wie nie zuvor und erhalten durch die vom Kaiser 1872 begründete Hochschule für Boden-Cultur in Wien unablässig neue Anregungen zum Fortschritte. In der Erkenntnis, wie wichtig für sein, vorzugsweise auf die Landwirtschaft angewiesenes Reich, eine eigene Behörde zur Pflege dieses Theiles der Nationalökonomie sein müsse, gieng der junge Kaiser allen übrigen Culturstaaten schon 1849 durch die Errichtung eines Ministeriums für Boden-Production voran. Dieses führte in neun Jahren vor allem die Riesenaufgabe der Grundentlastung durch; hiemit wurden die letzten Reste mittelalterlicher Feudalrechte in Österreich wie in Ungarn hinweggeräumt und dem kleineren Ackerbauer war nun die volle Freiheit gegeben. Der Großgrundbesitz der Monarchie aber erhielt zugleich durch diesen Act der Gerech-



Eidesleistung des Kaisers Franz Josef als König von Ungarn in Pest am 8. Juni 1867.
Nach einer Lithographie von Kaßler.



Krönung Ihrer Majestäten in Ofen.
Nach einem Gemälde von E. Engerth. Doby sculp.

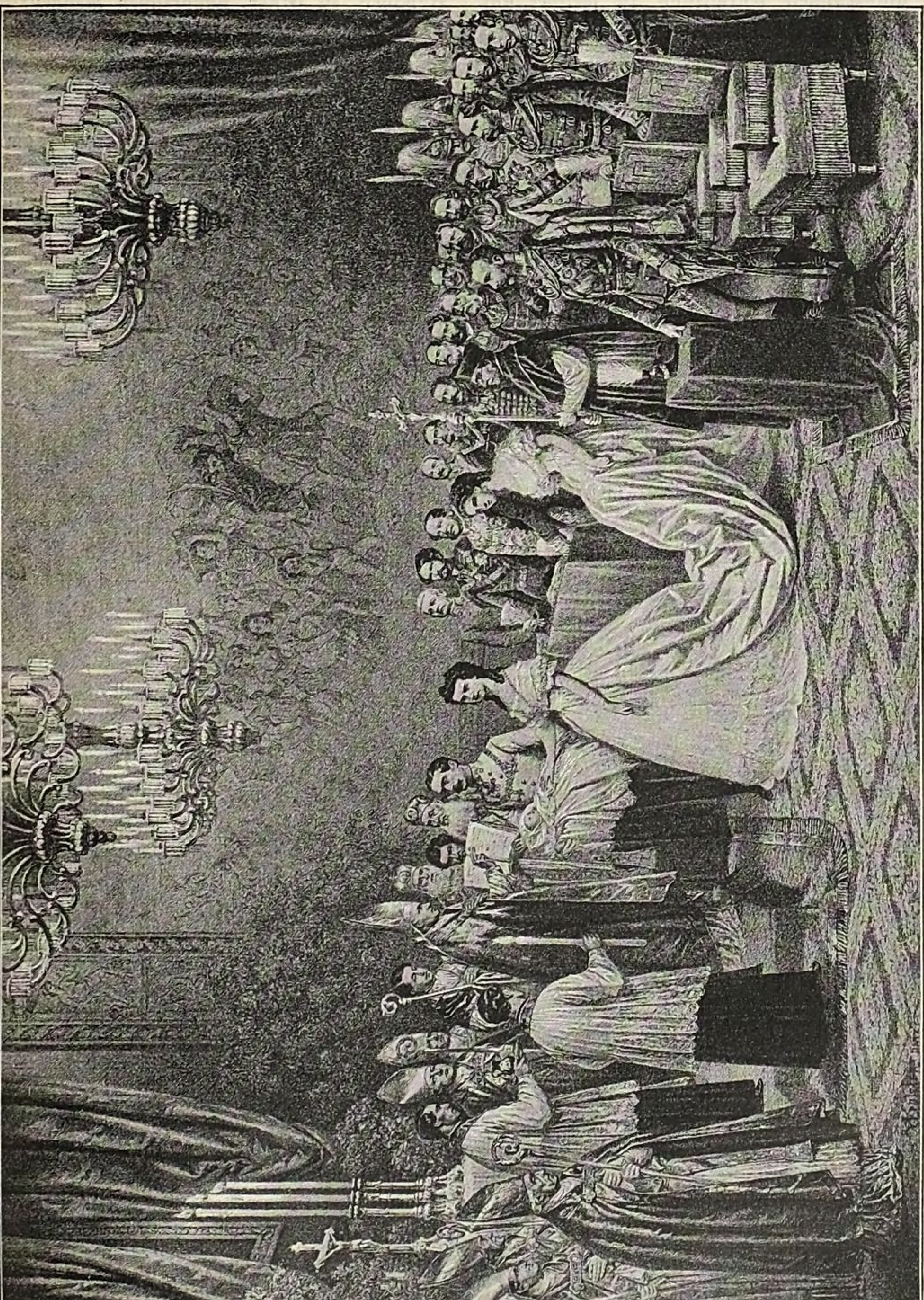
tigkeit volle 550 Millionen, welche ihm reiche Mittel boten zum Aufschwunge, insbesondere durch die Anlage von Fabriken für die unmittelbare Verarbeitung der Boden-Producte. Auch der Feldschutz wurde schon 1860 gesetzlich geregelt.

An die Hochschule zu Wien reihen sich zahlreiche land- und forstwirtschaftliche Mittel- und bäuerliche Fortbildungs-Schulen, deren Thätigkeit durch Wanderlehrer unterstützt und gefestigt wird. An das schon Ende 1852 erlassene einheitliche und folgewichtige Forstgesetz, werden spätere Generationen, besonders in den Gebirgsländern, noch manchen Segenswunsch für den Regenten knüpfen, welchem dasselbe zu danken ist. Denn der Schutz und die Erhaltung des Waldes erfordert zu Gunsten der Nachkommen Opfer von den Lebenden, ebenso wie das von Franz Josef I. angeordnete gewaltige und forstwirtschaftlich epochale Werk der Wiederbewaldung der Karstländer. Heute schon bilden ausgedehnte, bis zu dreißig Jahre alte Schwarzkiefern-Bestände ein fortzeugendes Denkmal für das wahrhaft kaiserliche Beginnen, die Sünden der Vorfahren zu tilgen und für Zukunfts-Geschlechter zu sorgen. In sicher zu berechnender Zeit werden weite Strecken der bislang wie unter einem Gottesfluche gestandenen zerklüfteten Steinwüsten in Krain, dem Küstenlande, Istrien und Dalmatien, im Schmucke dunkler Föhrenwälder und frischgrünender Wiesen prangen und die Anwohner werden dankbar des Monarchen gedenken, welcher diese neuen Cultur-Bedingungen schuf. Gleiche Natur-Denkmale hat sich der Kaiser in den Hochgebirgsländern gesetzt. Widmete er doch bereits im Jahre 1852 aus seiner Privatcasse namhafte Beträge als Preise für gelungene Aufforstungen, nachdem er erkannt hatte, dass erst hiedurch die in Angriff genommene Wildbachverbauung wahrhaft gedeihlich werden könne, um den periodisch wiederkehrenden Hochwasser-Verwüstungen Einhalt zu thun. So legte der Kaiser den Grund zu dem titanischen Unternehmen, die Alpen-Torrenten zu bändigen. Durch den in Österreich 1884 geschaffenen Meliorationsfonds, welcher dem segensreichen Schutzbau jährlich eine halbe Million Gulden zuführt, ist die unzweifelhafte Vollendung und die dauernde Widerstandskraft des Werkes gesichert, welches schon in den Jahren 1885, 1888 und 1890 die Machtprobe gegen die wilden Hochfluten erfolgreich bestand.

Von hoher Bedeutung ist auch das 1869 erlassene Gesetz für die Benützung, Leitung und Abwehr der Gewässer, welches ein allen ähnlichen Institutionen anderer Länder voranstehendes, mustergiltiges Wasserrecht bildet, das ebensosehr den Interessen der Industrie wie der Landwirtschaft dient.

Unermesslich ist der industrielle Aufschwung der habsburgischen Länder während der Regierungszeit Franz Josef I. Der intensive Betrieb von Bergbau und Hüttenwesen hat sich großartig entfaltet. Immer neue Kohlenschätze werden erschlossen und speisen die Feuerherde zahlloser Fabriks-Unternehmungen jeglicher Art. In fast allen Productionszweigen haben die neuentstandenen heimischen Werkstätten den Kampf mit den Erzeugnissen ausländischer Einfuhr erfolgreich aufgenommen. Zugleich haben aber österreichische und neuerlich auch ungarische Fabrikate sich viele Absatzgebiete, besonders in orientalischen Ländern, errungen. Luxus-Artikel sowohl als solche für den täglichen Gebrauch, finden lohnende Verwertung auf den entferntesten überseeischen Märkten, wo die vom Kaiser eingesetzten und durch fachmännisch vorzüglich gebildete Eleven der k. u. k. orientalischen Akademie ergänzten Consular-Vertretungen die Interessen der Reichs-Angehörigen wahren und pflegen. Für alle lebensfähigen Gewerbe, ja zur Festigung der Hausindustrien, wurden Fachschulen ins Leben gerufen, vornehmlich aber der Kunstindustrie, welche den Talenten der Völker Österreich-Ungarns so nahe liegt, durch Fachinstitute sowohl, als vom Kaiser direct ausgehende Anregungen eine neue Richtung gegeben, die heute schon goldene Früchte bringt.

Hochgerühmt ist des Kaisers Kunstsinn, seine Empfänglichkeit für das wahrhaft Schöne, welche auch die für Natur, Poesie und besonders für die Werke hellenischer Antike warmfühlende, hochsinnige Kaiserin mit ihrem Gemahle theilt. Als echter Mäcen, dessen Urtheil niemals fehl geht, dessen großmüthige Hand stets offen ist, wird der Monarch von Künstlern jeglicher Richtung gepriesen. Namentlich aber die hohe Architektur, welche ja alle anderen bildenden Künste mit sich empor-



Taufe der Erzherzogin Valerie.
Nach einer Lithographie von Kayser.

trägt, verdankt dem Monarchen einen Abschnitt der glänzendsten Entfaltung, in welcher auf dem Boden der Reichshauptstadt nicht nur herrliche Bauwerke in vollendeten Nachbildungen der classischen Formen erstanden, sondern auch der, auf dem heiteren Eklekticismus des Wiener Gemüthes beruhende neue Wiener Stil sich herausbildete.

Niemals hat ein Erdensohn ein fruchtbareres schöpferisches „Werde“ gesprochen, als Kaiser Franz Josef, da er Wiens alte Wälle weichen hieß, um neuen Ideen und frischer Arbeit Raum zu schaffen. Wohl mit Bedauern opferte der Kaiser das historische Wahrzeichen des Heldenmuthes von Wien, dessen Rettungsgürtel aus der Sturmflut der osmanischen Horden. Allein der prächtige Ring, der an der Stelle der nutzlos gewordenen Bastionen emporwuchs, er ist ein Monument für den Geist, mit welchem des Kaisers eigenster Entschluss die Zeitgenossen erfüllte, mitten in drangvollen Tagen.

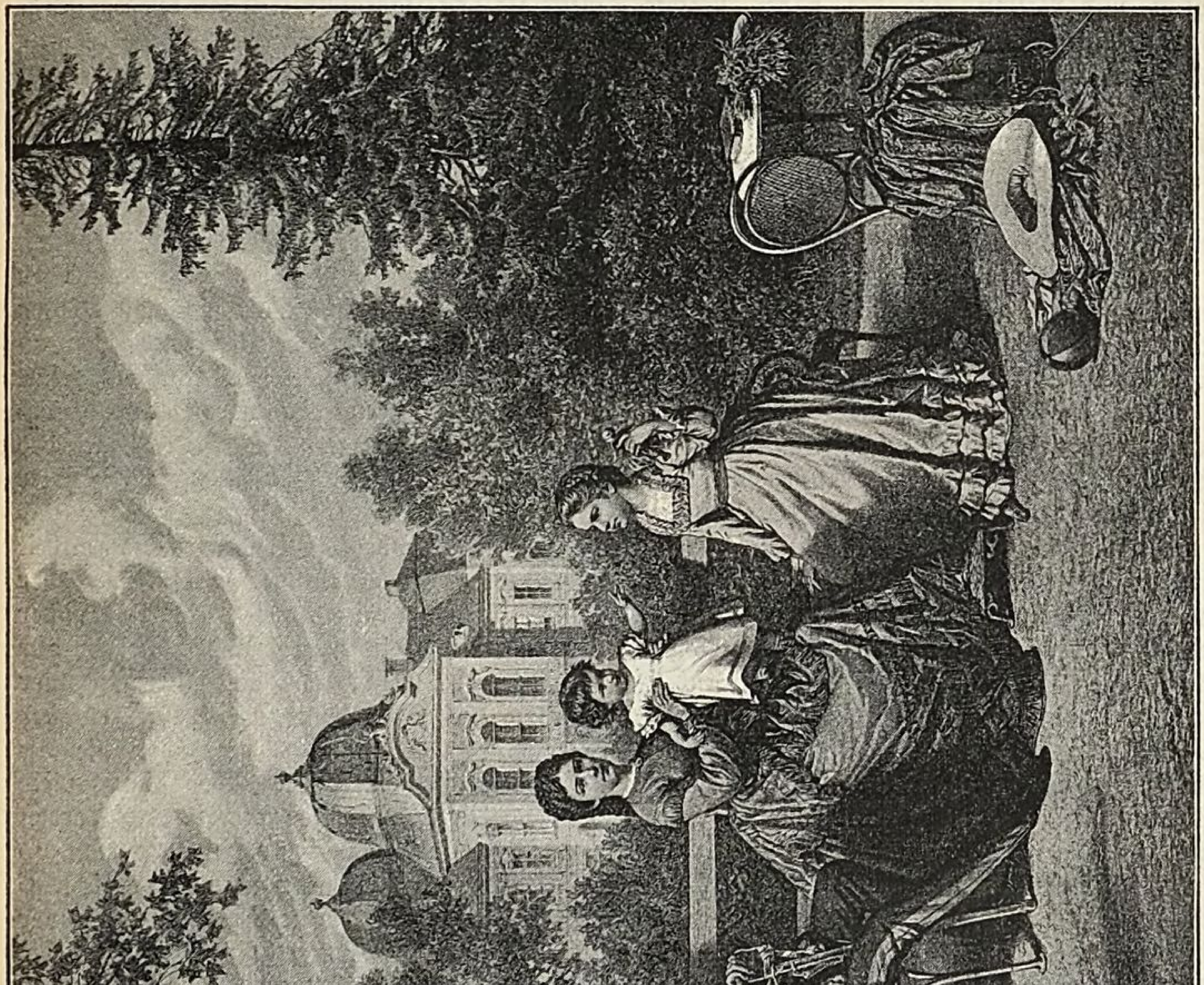
Wie prächtig sich aber auch das Wien Kaiser Franz Josefs darstellt, den vollen Eindruck von seiner Umgestaltung kann man erst durch eine graphische Gegenüberstellung von einst und jetzt gewinnen, wie eine solche zu der Jubiläums-Ausstellung 1878 angefertigt worden war. Doch wie rasch veraltete auch dieses beredte Zeugnis, da ein neues schöpferisches Herrscherwort auch den, die Vorstädte umschließenden Kreis der Linienwälle sprengte und so die Millionenstadt mit einem einzigen Federzuge zusammenfügte. Auf dem weiten Gebiete der neuen Großgemeinde ist aber zugleich der fruchtbare Boden gegeben für die weitere rastlose Thätigkeit von hunderttausenden fleißiger Hände während vieler kommenden Jahrzehnte.

Die Neuentfaltung der österreichischen Hauptstadt wird gleichwohl fast noch übertroffen von dem überraschenden Aufschwunge, welchen Ungarns Hauptstadt gewann. Als Franz Josef das Scepter mit Jugendmuth ergriff, war Pest noch, abgesehen von einem kleinen Kerne, eigentlich nur eine ausgedehnte, ungepflegte Bauernstadt. Heute sehen wir diese, mit der alten Königsstadt Ofen zu einem reichen und großen Gemeinwesen vereinigt, an Pracht und Glanz erfolgreich wetteifern mit den Großstädten des Westens. Der die Thatkraft und den Patriotismus seines magyarischen Volkes anerkennende König hat Budapest zu seiner ungarischen Residenzstadt erhoben und auch hiedurch wieder einen neuen Impuls zu der Fortentwicklung der, schon durch ihre Lage herrlichen Donaustadt gegeben, auf deren Territorium Luxus- und Nutzbauten ebenso wie öffentliche Monumente in unablässiger Folge emporwachsen.

Budapest ist aber auch zugleich zum industriellen und commerciellen Mittelpunkte der Länder der Stephanskrone geworden, ein Mittelpunkt, von welchem die Radien weit hinausreichen in die Kreise des Welthandels. Des Kaisers gütiger Wille hat dem Gebiete der Stephanskrone auch die Bezirke der ehemaligen Militärgrenze, sowie den an Bewegung reichen Seehafen von Fiume beigelegt, und wie von hier aus Ungarns Producte den Weg durch die Atlantis nehmen, so wird das eben in Durchführung befindliche Gigantenwerk der Felsen-Zermalmung am Eisernen Thore, den Erzeugnissen Österreich-Ungarns den Weg nach dem Osten erleichtern.

Allüberall in den von der Natur gesegneten Landen, welchen der Monarch das Selbstbestimmungsrecht wiedergab, blüht und gedeiht der Fortschritt und trägt alljährlich neue Früchte, zu welcher sich auch noch mancher Same entwickelt, den der Kaiser schon in den Jahren der Selbstherrschaft legte.

So ist es denn selbstverständlich, dass das ungarische Volk in begeisterter Dankbarkeit emporblickt zu seinem geisteshohen und entsagungsstarken Könige. Der fünfundzwanzigste Gedenktag der Krönung, welchen Franz Josef in der Ungarn Mitte am 8. Juni 1892 festlich begieng, ließ diese Dankbarkeit in einer glühenden Exaltation ausströmen, welche Fürst-Primas Vaszary in die Worte zusammenfasste: „Was die größten Feldherren mit dem Schwerte, mit der Tapferkeit nicht erkämpfen konnten, zu dessen Eroberung jedes Mittel, jedes Heer, jeder Schatz der Herrschermacht zu gering ist, diesen Sieg erkämpfte Deine Majestät bei der Nation von Tag zu Tag mit den väterlichen Gefühlen des guten Herzens, mit der die Constitution, die Gesetze achtenden Treue der königlichen starken Seele“ — — „Du machtest den Thron zum Altar der unermüdlichen Arbeit,“ — Worte, welche im ganzen Lande den lautesten Widerhall fanden, ebenso wie die der abwesenden Königin Elisabeth ge-



Die kaiserliche Familie in Gödöllö.
Nach einer Lithographie von V. Katzler.

widmeten Segenswünsche, deren „große Liebe Thron und Nation einander näher brachte und die Aussöhnung mit weiblicher Zartheit und mütterlicher Güte beförderte."

So wurde durch die wechselseitige Treue des gütigen gekrönten Königs und der beglückten Nation „den Missverständnissen schwerer Zeiten ein Ende bereitet und durch traurige Verhältnisse geschaffene Wunden geheilt."

Der jugendliche Herrscher hatte in den Tagen der Empörung sein Königreich mit dem Schwerte unterworfen, als reifer Mann eroberte er es auch wieder mit dem Herzen.

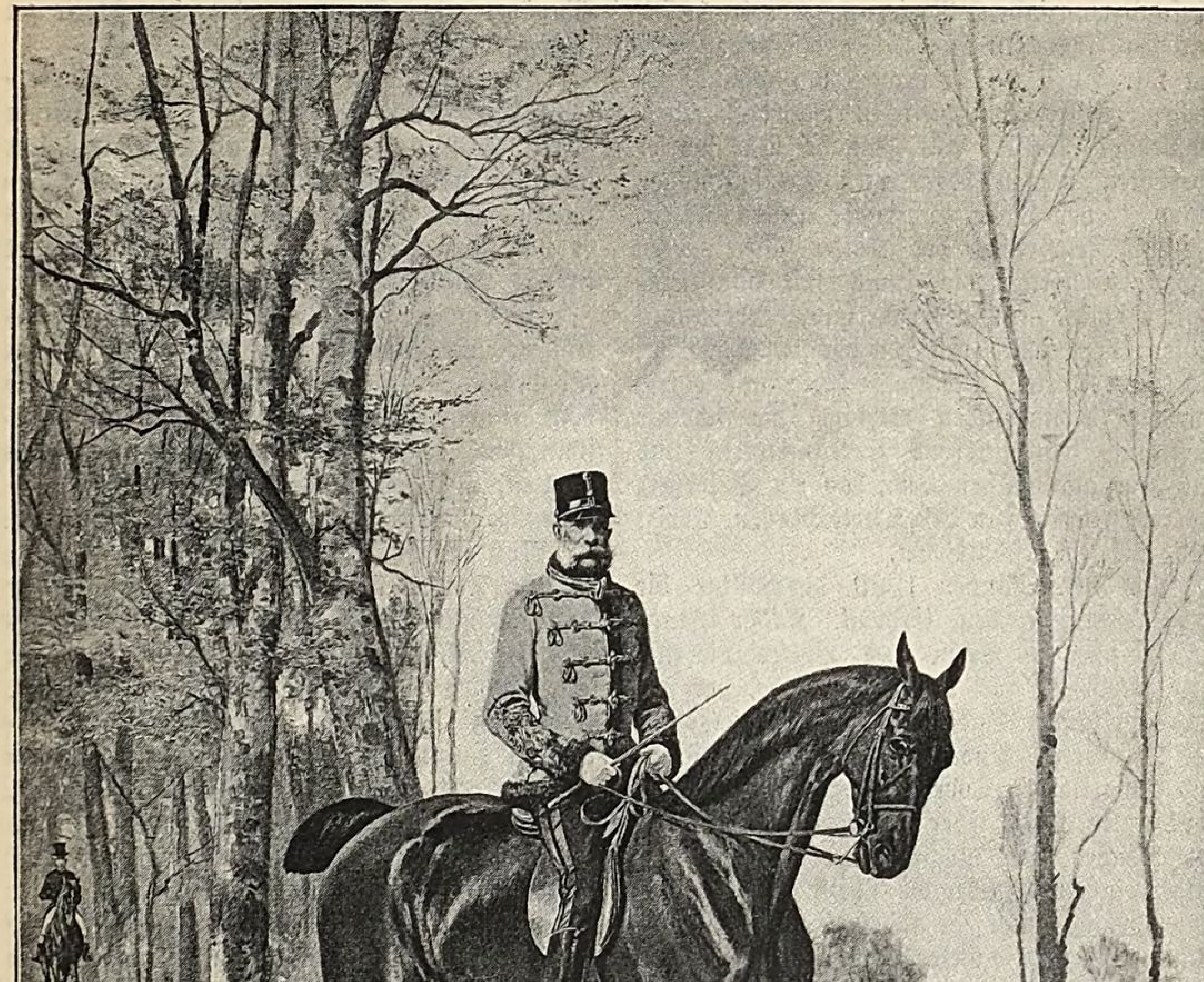
In der Zeit so großer Wandlungen im Innern, blickte aber des Monarchen hellsehendes Auge auch sorglich nach Außen, in dem heißen Bestreben, seinen Völkern den Frieden zu wahren. Die Geschichte wird einst die seltene Großherzigkeit preisen, mit welchem Maria Theresias Enkel, auch den leisesten grollenden Gedanken verscheuchend, den Friedensbund schloss mit den bisher der habsburgischen Monarchie traditionell feindlichen Nachbarmächten. So werden auch erst spätere Geschlechter die That der Besetzung von Bosnien und der Herzegowina voll und ganz zu würdigen vermögen. Durch die unaufhaltsame Zerbröckelung des Osmanen-Reiches war die Südgrenze der Monarchie und zugleich die Ostgrenze des verhältnismäßig so schmalen dalmatinischen Küstengebietes gefährdet, in dessen Hinterland eine staatliche Neubildung unausweichlich die schwersten Folgen herbeigeführt hätte. Denn der neue Staat hätte naturnothwendig nach dem Meere drängen müssen und die 1866 zur See so glänzend vertheidigten Küsten, das Band, welches der Monarchie die Bewegungsfreiheit auf der Salzflut vermittelt, wäre unablässig vom Lande aus bedroht worden.

Darum breitete Franz Josef seine milde Vaterhand auch über diese Länder. Kaum drei Lustren sind seitdem verstrichen und jedes unparteiische Urtheil bewundert die in diesen 900 Quadratmeilen vollbrachte ungeheuere Cultur-Arbeit. Das einheimische, in so viele einander seit Jahrhunderten in Hass und Zwietracht gegenüberstehende Confessionen getheilte Volk, preist einmüthig die Gerechtigkeit, das Wohlwollen der kaiserlichen Verwaltung und die aus den tüchtigen Landeskindern gebildeten Bataillone jubeln ihrem neuen Kriegsherrn begeistert zu.

Auf dem durch die Vernachlässigung von mehr als drei Jahrhunderten fast wieder jungfräulich gewordenen Boden, auf dem es nur Herren und Knechte gab, blüht jetzt neben der individuellen Freiheit auch der Wohlstand empor. Wälder werden gerodet, Flüsse reguliert, Straßen gebaut, Bergwerke erschlossen, Ackerbau, Viehzucht und Industrie gefördert und entwickelt. Über Berge und Schluchten in denen nur nomadisierende Hirten oder Räuberbanden sich die Wege bahnten, ziehen heute die Schienenstränge, und Hochbauten an allen Enden tragen dieselben Initialen, welche die neuen Herrscherburgen zu Wien und Budapest schmücken werden bis in späte Tage, des edlen Kaisers „F. J.", welche ein gelehrter Ungar als „Felix Ingenium" deutet.

In ihrer überwältigenden Gesammtheit überstrahlen die Werke der Technik und der Kunst, welche Franz Josefs Namen hinüber tragen werden in späte Jahrhunderte, alle Schöpfungen, welche das Andenken einzelner Cäsaren des Alterthums oder prunkliebender Fürsten des Mittelalters und der Renaissance lebendig erhalten. Aber noch viele Tausende von Denkmalen anderer Art werden den Namen unseres, für seine Person so prunklosen Herrschers den kommenden Geschlechtern leuchtend überliefern: Werke echter, reiner Menschenliebe, wärmster Fürsorge für die Leidenden und Bedrängten, für die Krankenpflege, die Hebung des Volksunterrichtes, die Festigung des religiösen Sinnes, die Unterstützung des Gewerbefleißes und die Förderung von Wissenschaft und Kunst. An großartige Stiftungen, aus des Kaisers eigenen freigebigen Spenden errichtet, schließt sich die unabsehbare Reihe derjenigen, welche von Privaten und Gemeinden in allen Gauen des Reiches geschaffen wurden, als Liebeswerke im Sinne und zur Ehrung des geliebten Monarchen.

Sein Hauch leitete den Bürgersinn immer wieder auf die Wege edler humanitärer Wohlthätigkeit, die sich in schönster Freudigkeit und in tausendfältiger Richtung entfaltete, als der Kaiser bat, sein vierzigjähriges Herrscher-Jubiläum nicht durch glanzvolle Feste, zu denen man allenthalben rüstete, sondern durch Acte des Wohlthuns zu begehen. Bei dieser seltenen Feier am 2. December 1888, ebenso wie bei den vorangegangenen Jubelfesten des vollendeten



Kaiser Franz Josef I.

Gemälde von Julius Blaas. Nach der Heliogravure von H. Blechinger.

fünfundzwanzigsten Regierungsjahres 1873, und der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares am 24. April 1879, erwies sich des Monarchen Volksthümlichkeit in wahrhaft überquellender Weise. Alle Stände und Völker überboten sich in begeisterten Kundgebungen echter, treuer Liebe, rührender Anhänglichkeit.

Wie sehr aber der Kaiser alle Herzen gewonnen hatte, wie innig sich alle seine Völker mit dem Herrscherhause verbunden fühlen, dies erhielt erst den höchsten Ausdruck, als die dunklen Schicksalsmächte mit einem einzigen vernichtenden Schlage die schönste Hoffnung seines Lebens zertrümmerten und mit dem qualvollsten Leid, das ein Vaterherz zerpressen kann, sein Leben voll Mühen, Arbeit und Sorgen erschütterten.

Am 30. Jänner 1889 durchblitzte die Schreckenskunde den Erdball, Kaiser Franz Josefs einziger Sohn, des Volkes Liebling und Zuversicht für kommende Tage, der mit den herrlichsten Gaben des Geistes ausgestattete Kronprinz Rudolf, sei von einem jähen und gewaltsamen Tode hinweggerafft worden. Da fühlte wohl jeder Einzelne der Bürger des Reiches, wie ungeheuer der Verlust der Allgemeinheit sei, aber die Theilnahme für den Vater drängte doch jede andere Empfindung zurück und das Leid so vieler Millionen klang immer wieder nur in den aus tiefster Seele kommenden Worten aus: „Armer Kaiser!“

Wohl schien der kaiserliche Vater vernichtet, doch siehe! gewaltiger noch als sein Schmerz war sein Pflichtgefühl. An diesem und an der Liebe der edlen, willensstarken Kaiserin, die in dieser schweren Zeit nicht von seiner Seite wich, richtete er sich bald in männlicher Entsagung empor, um für seine Völker zu leben und zu wirken nach wie vor. Unentwegt, mit der ganzen Kraft, ja mit dem Feuer der Jugend, arbeitet der Kaiser schon, wenn der Sonne erste Strahlen die Morgennebel durchbrechen, bringt er die Nacht im dahinsausenden Bahnwagen zu, um den nächsten Tag, trotz Sonnenbrand oder Unwetter, zu Pferde oder an Bord eines Schiffes den Manövern der Truppen oder der Flotte zu folgen.

In der vollen Hingebung an die vielfachen Herrschersorgen findet der Kaiser seinen besten Trost, in seiner wahren Gläubigkeit die Zuversicht, dass sich alles zum Heile gestalten werde für sein gesegnetes Reich, das er mit dem Scepter der Liebe hinüberführt in das zwanzigste Jahrhundert.

Die ganze gebildete Welt hatte bei des Kaisers vierzigjährigem Regierungsjubiläum für dessen in sympathischester Einfachheit und doch in majestätischer Würde leuchtende Persönlichkeit, sowie für sein aufopferungsvolles Walten, nur den Ausdruck aufrichtiger Anerkennung, überzeugter Bewunderung.

Nur zu oft irrt die öffentliche Meinung in dem Urtheil über einen Zeitgenossen unter dem unmittelbaren Eindrucke seines Thuns und Lassens. Allein vier Jahrzehnte des vollen Tageslichtes das den Höchststehenden umfließt, sind gewiss hinreichend, um ein Charakterbild in ganzer Schärfe zu zeigen und bleibend festzuhalten. Durch keine Rücksicht gehemmt, konnten die fremden Nationen zu unseres Kaisers Jubelfest ihrer Anschauung Ausdruck verleihen. Darum waren die Herzen seiner Unterthanen doppelt freudig bewegt, als sie von überallher nur das Echo ihrer eigenen Gefühle vernahmen. In allen Sprachen wurde unseres Herrschers Ritterlichkeit, Großmuth und Seelenstärke, seine dem Scheine abholde anmuthige Anspruchslosigkeit, der Zauber seiner Erscheinung und seines Wortes, seine Willensstärke und sein erhabener Ernst, seine ausdauernde Kraft und seine hoheitsvolle Vornehmheit gepriesen.

So manche Stimme aus republikanischen Landen nannte ihn „den Weisen.“ Die Nachwelt aber wird — soferne die Geschichte wirklich das Weltgericht ist, — ihm einen selteneren Beinamen geben müssen, um ihn richtig zu charakterisieren. Unsere Enkel erst werden des Kaisers vollen Wert erkennen und ihn nennen: Franz Josef der Hochherzige.

Wilhelm du Nord.

Auswärtige Zeitungsstimmen über die Jubelfeier der 40jährigen Regierung des Kaisers.

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung."

Berlin, 2. December 1888:

„Die Völker Österreich-Ungarns begehen heute in begeisterter Feststimmung den vierzigsten Jahrestag der Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef. Dem ausdrücklichen Wunsche des Monarchen gemäß, ist von jeder äußeren Feier des Tages Abstand genommen und wird das Andenken an denselben, wie es dem edlen, bescheidenen Sinne des Herrschers entspricht, auf Acte mit humanitärem Zwecke beschränkt. Keine glanzvolle Veranstaltung, kein Prunk gibt Kunde von diesem Gedenktag, der für das verbündete Nachbarreich eine Epoche lebenskräftiger und inhaltsreicher Entwicklung abschließt; eine Epoche, welche als eine der bedeutsamsten in der Geschichte Österreich-Ungarns bezeichnet werden muss und in der gerade die Person des Souveräns ausschließlich den bewegenden, vermittelnden und leitenden Mittelpunkt bildet. In unserer vom Streite der Parteien und Anschauungen bewegten Zeit geht unter dem Lärm des Tages die Würdigung und Wertschätzung der stetigen und zielbewussten Arbeit, deren es bedarf, um dem politischen und wirtschaftlichen Organismus eines großen Staatswesens ein festes Fundament zu sichern und die fortschreitende Entwicklung dieses Organismus in gesunden Bahnen zu halten, für den Augenblick verloren. Um stets den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung der Leistungen zu wahren, welche von denjenigen gefordert werden, in deren Händen die Leitung der Geschicke der Völker ruht, dazu bedarf es eines weiteren Ausblickes. Einen solchen Ausblick gewährt für Österreich-Ungarn der heutige Jahrestag, an dem Land und Volk auf eine Spanne von vier Jahrzehnten einer milden und wohlwollenden Regierung zurückblicken. Als Kaiser Franz Josef am 2. December 1848 die Regierung des angestammten Reiches übernahm, da war dasselbe mitten in den Geburtswehen einer neuen Entwicklungsepoche, deren herbe Schale es schon damals in mannigfach schmerzlicher Weise durchgekostet hatte, während alle möglichen denkenswerten Folgen des neuen Lebens noch im Schoße der Zukunft schlummerten. Wie anders ist das Bild dagegen, welches der Kaiserstaat heute, nachdem vier Decennien unter der Ägide des erlauchten Herrschers verflossen, darbietet. Auf allen Gebieten materieller und intellectueller Lebensthätigkeit sind dem von der Vorsehung mit allen Existenzbedingungen so glänzend ausgestatteten Reiche die Bahnen einer segensreichen Entwicklung erschlossen und seinem Fortschreiten und Gedeihen nach den verschiedensten Richtungen hin Fortgang und Förderung gegeben. In rastloser Weise hat das vorsorgliche landesväterliche Walten des Herrschers über der Wohlfahrt Seiner Völker gewacht und denselben die Segnungen Seines milden und gerechten Regiments in hohem Maße zutheil werden lassen. Wie die großen, in der Geschichte der Menschheit zu Trägern erhabener Aufgaben bestimmten Reiche oft nur in schweren Prüfungen zur Erfüllung ihrer Mission gelangen, so ist die Regierungszeit Kaiser Franz Josefs der Markstein geworden, an dem bedeutungsvolle und tiefgreifende Wandlungen ihren ruhmvollen Abschluss gefunden haben. Näher und inniger denn je sind die Völker in heutiger Zeit solidarisch mit einander verbunden zur Erhaltung und Pflege der reichen Segnungen an Gütern, welche eine hochentwickelte Geistescultur geschaffen und deren weitere Ausbreitung und Befestigung im Geiste und im Streben unseres humanitären Zeitalters liegt. In selten hohem Grade ist Österreich-Ungarn unter der Führung seines edlen und hochsinnigen Fürsten zu einem Gliede dieser solidarischen Gemeinschaft der Staaten geworden und hat eine nie nachlassende Empfänglichkeit für die hohen idealen Bestrebungen, die in dieser Gemeinschaft ihre Verkörperung finden, bethätigt. Dafür hat es den Dank der Nationen geerntet, welche in der stetigen Kräftigung und Pflege der culturellen Interessen des Kaiserstaates einen Schutz und einen Rückhalt für gleichartige Bestrebungen fanden. Vor allem aber gebürt Österreich dafür der

Dank des verbündeten Deutschland, dessen intellectuelle und materielle Wohlfahrt eine so wesentliche Stütze findet in den freundschaftlichen Beziehungen, die zum Wohle beider Reiche die österreichisch-ungarische Monarchie und Deutschland jetzt so innig mit einander verbinden. Von solchen Empfindungen bewegt und in diesem Sinne nimmt das gesammte deutsche Volk an dem heutigen Ehren- und Gedenktage des erlauchten österreichischen Herrscherhauses den regsten Antheil und vereinigt sich mit der österreichischen Nation in den Gefühlen ehrfurchtsvoller Sympathie und Hochachtung für dasselbe. Es vereinigt sich außerdem mit jener in dem Wunsche, dass dem Kaiser Franz Josef noch eine lange und gesegnete Regierung beschieden sein möge, in welcher Er zum Heile Seiner Völker dem Gedeihen und dem Aufschwunge Österreich-Ungarns neue Bahnen weise, dem verbündeten Deutschland ein treuer Bundesgenosse und damit der Welt ein fester Hort des Friedens und der Wohlfahrt der Nationen sei."

„Berliner Tagblatt" vom 2. December 1888:

In vollster Manneskraft, von der Schwelle des Greisenalters noch weit entfernt, blickt Kaiser Franz Josef auf vollendete vierzig Herrscherjahre zurück. Am 2. December 1848 auf den Thron der Habsburger gelangt, begeht er heute sein vierzigjähriges Regierungs-Jubiläum. Von öffentlichen Festlichkeiten, von lärmenden Kundgebungen, von pomphaften Veranstaltungen aus diesem Anlass ist jedoch keine Rede. Wohl hatten die Völkerschaften Österreich-Ungarns die Absicht, den seltenen Tag würdig und glänzend zu feiern. Frühzeitig bereits hatte man allerorten in der Monarchie Vorkehrungen dazu getroffen. Allein kaum war die Kunde davon bis in die Hofburg gedrungen, als der Kaiser öffentlich erklären ließ, dass er für die gute Absicht danke; er sei von der Loyalität der Bevölkerung überzeugt, er wünsche jedoch, dass nur solche Unternehmungen stattfinden möchten, welche geeignet seien, dem allgemeinen Besten zu dienen. Was Kunst und Industrie, Handel und Verkehr fördert, was der Armut steuert, das Elend der niedrigsten Schichten lindert, dem Wohl der Massen zugute kommt, war dem Kaiser willkommen; nutzlose Ausgaben aber, kostspielige Huldigungen, Aufzüge und Festlichkeiten jeglicher Art, die nicht von praktischem Nutzen sind, die keinen bleibenden Wert haben, lehnte er in der bestimmtesten Weise ab. Selbst Glückwünsche, durch Abordnungen oder auch schriftlich dargebracht, wollte er nicht empfangen. So weit gieng er dabei, dass er sich entschloss, den vierzigsten Jahrestag seines Regierungsantrittes fern von der Residenz im engsten Familienkreise und in stillster Zurückgezogenheit zu begehen. Sogar den Theatern wurde mitgetheilt, dass sie die von ihnen für den 2. December geplanten Festvorstellungen unterlassen möchten.

. . . .

. . . .

Damit haben die Völker Österreichs-Ungarns ohne Zweifel den Gesinnungen des Kaisers Franz Josef am besten entsprochen. Denn sein ganzes Denken und Trachten war und ist auf das Wohl seiner Völker gerichtet. In welchem politischen Lager man auch stehen mag, man wird Franz Josef I. unbedingt die edelsten Herrscherabsichten zuerkennen müssen. Seine Hingebung an die Aufgaben, welche ihm die Krone auferlegt, ist groß, seine Pflichttreue ist mustergiltig und sprichwörtlich geworden. Er betrachtet sich selbst als den ersten Beamten des Reiches, er ist gegen sich am strengsten in allen Anforderungen des Dienstes. Kaiser Franz Josef ist ein schönes Vorbild für unermüdliche Erfüllung dessen, was das Interesse des Reiches heischt. Diesem Interesse zu dienen, seine höchste Kraft anzuspannen in allem und jedem, was seinen Unterthanen nützen kann, was ihr Wohl fördert, ist das oberste Gebot, dem er ohne Unterlass zu dienen bereit ist. Wie vollständig ihn dieses Streben beherrscht, geht aus der allbekannten und in mehreren kritischen Momenten seiner Regierungszeit erhärteten Thatsache hervor, dass er selbst seine innersten Empfindungen, seine natürlichsten und berechtigtsten Gefühle in den Hintergrund zu drängen und zu verleugnen über sich gewann, wenn die Staatsnothwendigkeit dies erheischte. Mit diesen Herrschertugenden verbindet Kaiser Franz Josef ein

selten reiches Maß der edelsten rein menschlichen Eigenschaften. Seine wahrhaft ritterliche Gesinnung, die sich in keiner Lebenslage verleugnet, ist unbestritten. Sein weiches Herz, sein Mitgefühl für jedes Leiden manifestieren sich bei allen Gelegenheiten. Er ist ungemein leutselig, freigebig, nachsichtig bis zur Großmuth, der Kunst ist er ein froher Förderer, er ist wahrhaft fromm und doch auch tolerant im besten Wortsinne. Ganz besonderes Gewicht legen wir auch auf die tiefe Ehrlichkeit seiner Natur, auf die unerschütterliche Treue seines Gemüths. Wem Kaiser Franz Josef einmal ein Freund ist, dem bewahrt er die Freundschaft rein und voll; wem er ein Versprechen gibt, der darf darauf bauen, kann damit rechnen. Sein Wort ist ihm heilig, er ist darum auch der verläßlichste Bundesgenosse.

Wenige seiner Vorfahren sind bei dem bunten Völkergemisch dieses Kaiserstaates so allgemein populär gewesen, wie es Franz Josef I. ist. Selbst die mannigfachen tiefgehenden politischen Schwankungen, denen das Reich unterworfen war und im Innern jetzt noch ist, konnten seiner Volksthümlichkeit kaum dauernden Abbruch thun.

Von den Wandlungen, die sich früher vollzogen haben, braucht man heute nicht mehr zu sprechen. Die aus den ehemaligen Kämpfen und Wirren entsprungenen unangenehmen Verhältnisse verstand der Kaiser zu bannen, er überwand furchtbare Krisen, er gab seinen Völkern eine Verfassung, deren gewissenhaftester Hüter er seither geblieben, und damit bahnte er sich den Weg zu den Herzen seiner Völker, damit besiegte er unbesiegbar scheinende Schwierigkeiten, hob er seinen sturmumbrausten Thron in sichere Höhen empor, zu welchen die Wogen der Parteikämpfe, wie wild sie auch toben mögen, nicht mehr hinaufragen.

Diese That Kaiser Franz Josefs allein würde es rechtfertigen, dass auch wir zu seinem vierzigjährigen Regierungs-Jubiläum ihm unsere bescheidenen, aber aufrichtigen Glückwünsche darbringen. Wir bringen sie jedoch auch gern und warm dem Freunde, dem Verbündeten Deutschlands dar. Dass Kaiser Franz Josef der Freund, der Verbündete Deutschlands geworden, macht seiner staatsmännischen Einsicht alle Ehre und kann nur zum Heil Österreichs ausschlagen.

Aus dem Eigenberichte des Londoner „Standard" vom 1. December 1888.

(Freitag Nacht.)

„Man feiert sein fünfundzwanzig und sein fünfzigstes Jahr, aber sein vierzigstes zum Jubiläum zu machen, ist etwas Ungewöhnliches." Mit diesen Worten, zu seinem Jugendfreund dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten Grafen Taaffe gesprochen, soll der Kaiser jede Feierlichkeit zur Erinnerung seiner am 2. December vollendeten 40-jährigen Regierungszeit abgelehnt haben.

Große Vorbereitungen waren im ganzen Reiche bereits dazu gemacht worden, die größten natürlich in Wien; sie alle wurden jedoch durch einen kaiserlichen Erlass in den amtlichen Zeitungen eingestellt, wodurch verfügt wurde, dass keine Deputationen empfangen, keine Glückwunschtelegramme angenommen werden; dass weder die Schulen vom Unterrichte befreit, noch Festvorstellungen in den Theatern stattfinden dürfen, ja selbst der Gottesdienst in den Kirchen einen officiellen Charakter nicht haben sollte und die einzige Art, den Jahrestag dem Wunsche Sr. Majestät gemäß, entsprechend zu feiern, der sei, dass während des gewöhnlichen Gottesdienstes, da der Tag an einem Sonntage fällt, Gebete für den Kaiser verrichtet werden, und man sich der Armen und Bedürftigen durch Gründung bleibender Stiftungen erinnere.

Von dem Augenblicke an, wo der Wunsch Sr. Majestät in so bestimmter Form bekannt wurde, war fast kein Tag vergangen, an welchem nicht Anmeldungen von Vereinen, Körperschaften oder Privatpersonen stattgefunden hätten, welche größere oder kleinere Beträge, von 100 bis 50.000 Pfund*) zum Unterhalte der Armen, der Kranken und Alten, für die Erziehung von Kindern, zur Unterstützung hilfsbedürftiger Arbeiter oder sonstiger Angestellter widmeten. Es waren dies Gründungen, deren geringste tausend Gulden betrug, deren Gesammtbetrag jedoch 15—20 Millionen Gulden erreichte.

An dem bedeutungsvollen Tage, an dem alle diese mildthätigen Stiftungen als gegründet können betrachtet werden, an dem

*) Pfund Sterling gleich 10 fl. ö. W. in Gold, 20 Mark oder 25 Francs.

jene Glücklichen, welche von deren Ergebnissen bedacht, einen ganz besonderen Grund haben werden, sich des gütigen Monarchen zu erinnern; an dem Tage, an welchem aus jeder der Tausenden von Kirchen, Kapellen oder Synagogen des großen Reiches von dem dicht gedrängten Volke heiße Gebete zum Himmel werden gesendet werden, um für das Wohl und Glück des Kaisers und Königs den Segen zu erflehen, den Segen für einen Herrscher, der durch seine persönlichen Vorzüge und Eigenschaften sich einer Volksthümlichkeit erfreut, die unübertroffen ist von allen jetzt lebenden Monarchen; an diesem Tage wird der Gegenstand all' dieser Wünsche, all' dieser Gebete entfernt weilen von seiner Residenzstadt, entfernt von seinen Ministern, den Hofwürdenträgern und Generalen seiner Armee und von den anderen Persönlichkeiten, die seinen Thron umgeben. Er wird diesen großen Tag in stiller Zurückgezogenheit in einem Schlosse zubringen, welches die Adria beherrscht (Miramare), nur umgeben von seiner treuen Gefährtin, der Kaiserin Elisabeth, welche seit 34 Jahren theilgenommen hat an den guten, sowie an den bösen Tagen des Reiches.

Manch ein Bild der Vergangenheit wird sich dem Geiste des erlauchten Paares an diesem Tage entrollen. Aus weiter Ferne wird die Erinnerung auftauchen, wie dem Kaiser, damals ein Jüngling von 18 Jahren die Eröffnung gemacht wurde, dass sein Onkel, der unglückliche Kaiser Ferdinand, dem Throne entsagt, dass sein Vater, der nächste Erbe, darauf verzichtet habe und er nun der berufene Nachfolger einer Krone sei, auf welcher das Glück von sechs Jahrhunderten ruht, die jedoch in jenen Tagen gerade von dem jugendlichen Träger als eine sehr dornenvolle erkannt werden musste. Er übernahm die Zügel der Regierung nach einer Revolution und während Bürgerkriegen in den verschiedensten Theilen des Reiches, welche ein allgemeines Chaos hervorriefen und die jede Autorität untergraben hatten.

Die Wiederherstellung der Ordnung, welche Jahre erforderte, war mit Vorkommnissen solcher Art erfüllt, die dem jungen Herrscher einen unauslöschlichen Eindruck müssen gemacht haben. Schwierige Aufgaben, die einen raschen Entschluss erheischten, waren auf die Schultern des Monarchen gelegt, der nicht einmal sein vierundzwanzigstes Jahr erreicht hatte und diese schwere Aufgabe konnte ihm in keiner Weise erleichtert werden, bis zu dem Tage, an welchem der junge Kaiser der reizenden Tochter des bayrischen Herrscherhauses in Possenhofen begegnete, mit welcher er am 24. April 1854 eine eheliche Verbindung eingieng, welche eine der glücklichsten in Fürstenhäusern genannt werden konnte. Obwohl während einer an Wechselfällen reichen langen Reihe von Jahren, schwer heimgesucht und in einer so langen und ereignisvollen Regierungszeit stets mit dem auf- und absteigenden Glücke kämpfen müssend, blieb Kaiser Franz Josef immer derselbe Herr mit den einfachen Gewohnheiten, der raschen Entschlossenheit, dem kühnen Scharfblick und sicheren Urtheile; der Mann von Herz und tiefem Gemüthe, wie er eben beschrieben wird in den Aufzeichnungen königlicher Besucher oder von Diplomaten, welche in den ersten Jahren seiner Regierung ihn zu beobachten Gelegenheit hatten. Dem ungarischen Bischofe Rónay, dem Erzieher des Kronprinzen Rudolf und der Erzherzogin Valerie, gab der Kaiser die Weisung „Lehren Sie die Wahrheit und beharren Sie stets auf Ihrer Überzeugung," und der Bischof, der dies in seinen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet hat, erzählt darin auch, dass der Kaiser, als er die Nachricht über den großen Menschenverlust bei dem Brande im Ringtheater erhielt (er befand sich damals in Gödöllö inmitten seiner erlauchten Familie) in Thränen ausbrach und kein Schlaf in der darauf folgenden Nacht über seine Augen kam. Ein Gemälde in der Industrie-Ausstellung, die erst vor wenig Wochen geschlossen ward (Herbst 1888), erinnert das jetzige Geschlecht an die Opferwilligkeit und den Muth des Kaisers als Lebensretter bei der Überschwemmung in Wien (im Jahre 1862), und auch der persönliche Muth, welchen der Kaiser in Szegedin (1878) an den Tag legte, wird allen lebenden Ungarn stets im Herzen eingeprägt bleiben.

Kann es etwa einen herrlicheren Mann geben als diesen Monarchen, der, ein ebenso berühmter und kühner Reiter auf dem Manöverfelde, wie auch ein leidenschaftlicher Verfolger der Gemsen auf schneeigem, schlüpfrigem Pfade der Alpen, der gelernt hat, dem Tode furchtlos in die Augen zu schauen und der

durch tausende von Wohlthätigkeitsacten, zu deren Bestreitung Millionen seiner Privatschatulle entnommen werden, fortwährend die rührendsten Beweise gibt, dass er für die von ihm regierten Völker auch die wärmsten Gefühle hegt!

Kaiser Franz Josef ist sozusagen durchtränkt vom Pflichtgefühl und dadurch, ganz abgesehen von seiner erhabenen Stellung, ein Beispiel für Minister sowohl, als wie für die Tausende von niederen Beamten in seinem großen Reiche. Er setzt seine Unterschrift unter kein Schriftstück, das er nicht geprüft, nicht genau gelesen hat. Vor einigen Jahren wurde mir von einem ungarischen Minister das Original eines solchen Schriftstückes von 3—400 Paragraphen gezeigt. Fast bei jedem dieser Paragraphe hatte der Kaiser eine markige Note hinzugefügt. Diese Bemerkungen umfassten entweder Fragen, Hinweise auf bestehende Gesetze, oder irgend einen Vorschlag zu einer Verbesserung; auch Bemerkungen und Zusätze, welche dem Minister als Fachmann Staunen entlockten über die Gesetzeskenntnisse und den praktischen Sinn des Kaisers. Ein bewundernswertes Gedächtnis, wovon eine große Menge von bekannten Anekdoten Zeugnis ablegen, steht dem Kaiser bei Ausübung seiner Regierungsthätigkeit hilfreich zur Seite, aber die größten Erfolge erzielt er doch durch unermüdliche Arbeit und Mühe. Auch begünstigt ihn hiebei sein regelmäßiges Leben mit der genauesten Zeiteintheilung für alle ihm obliegenden mannigfachsten Pflichten, denen er sogar an Tagen, an denen er, wie es nicht selten vorkömmt, 100—150 Personen empfängt, in gleicher Weise nachkommt. Der Kaiser steht das ganze Jahr um 6 Uhr auf, sehr häufig jedoch wird er von seinem Dienstespersonale selbst um 4 Uhr schon an seinem Schreibtische arbeitend getroffen und zwischen den Stunden des Aufstehens und denen des Niederlegens, gewöhnlich um 10 Uhr Abend, liegt ein Tag von oft aufreibenderer Thätigkeit, als die eines angestrengten Arbeiters, nur unterbrochen durch einige Lecture, welche, gleichwie das Theater und die Jagd in den Bergen des Monarchen einzige Erholung bilden. Se. Majestät kann ebenso herzlich lachen bei Betrachtung eines Bildes einer illustrierten Zeitung, als wie in einem Lustspiele des Burgtheaters; er findet ebenso Gefallen an der naiven Bemerkung eines steirischen Bauern, der den Rang des Jägers in der Kleidung, die der seinen gleicht, vergisst, als er sich ergötzen kann, an der freien Sprache eines stolzen ungarischen Landmannes, der mit seinem König frei und offen zu sprechen sich berechtigt fühlt. Der Kaiser ist auch ganz besonders heiteren Gemüthes in Mitte seiner Familie, in Gesellschaft seiner Kinder, als sie noch Kinder waren und nun in der seiner Enkelin, der Tochter Rudolfs und Stephanies. Mit diesem Prinzesschen, nun 5 Jahre alt, spielt der Kaiser gleich einem Kinde und das Glück spiegelt sich in seinem Ausdrucke noch Stunden lang, sogar oft nach Tagen noch. Obwohl von kräftiger Gesundheit, fühlt Se. Majestät doch die Last mannigfaltiger Arbeit einer 40-jährigen Thätigkeit; aber regelmäßiges Leben, Bewegung in guter Luft, die er unternimmt, sobald die Staatsgeschäfte es ihm erlauben, erhalten ihn gesund und kräftig. Ein Volk von beinahe 40 Millionen Seelen, dankbar seinem Kaiser für dessen weise Regierung, wird sich am nächsten Sonntage im Gebete vereinigen, damit das theure Leben Kaiser Franz Josef, sowie das seiner erhabenen Gemahlin und seiner Kinder, noch lange Zeit bewahrt bleibe und damit es ihm vergönnt sei, ein wirkliches Jubiläum zu feiern, am 50. Jahrestage seiner segensreichen Thronbesteigung.

Aus dem Englischen übersetzt von Valerie Freiin zu Teuffenbach.

„Wiener Abendpost“ vom 5. December 1888:

Der Pariser „Temps“ widmete dem Gedenktage einen besonderen Artikel, in welchem er die Geschichte der Regierung Sr. Majestät des Kaisers anführt und dann schließt: „Niemand hat die Lehren der Geschichte besser begriffen und loyaler befolgt als Kaiser Franz Josef. Darin wie in Seinem Pflichtgefühle und Seiner Herzensgüte liegt das Geheimnis der unvergleichlichen Popularität des Kaisers und jenes innigen Verhältnisses, welches die Völker jeden Stammes und jeder Sprache im Reiche mit dem Herrscherhause unauflöslich verbindet.“

Das Pariser Wochenblatt „Mémorial Diplomatique“ hebt in seinem dem Gedenktage gewidmeten Artikel zuerst den bekannt gege-

benen Wunsch Sr. Majestät hervor, dass die Ausgaben für beabsichtigte Festlichkeiten zu gemeinnützigen oder wohlthätigen Zwecken verwendet werden möchten, und fährt dann fort: „Der Souverän hat damit aufs neue den feinen Takt und das tiefe Gefühl für edle Bescheidenheit bewiesen, welche Ihm einen der hervorragendsten Plätze unter den zeitgenössischen Monarchen anweisen. Indessen hat Kaiser Franz Josef den Jahrestag seiner Thronbesteigung durchaus nicht vor dem Urtheile der Geschichte zu verbergen. Wenn man die fast riesenhafte Aufgabe betrachtet, welche Ihm bei Seiner Thronbesteigung zufiel, und die vielgestaltigen Hindernisse, mit welchen Er zu kämpfen hatte, so muss man anerkennen, daß Kaiser Franz Josef Sich Seiner Mission gewachsen gezeigt hat und mit Befriedigung zurückblicken kann auf die Zeit von 1848 bis 1888. Er hat Sich einen berechtigten Anspruch auf die Dankbarkeit Seiner Völker und die Hochachtung von ganz Europa erworben."

Die Mailänder „Perseveranza" schreibt zum 2. December: „Kaiser Franz Josef begeht heute den vierzigsten Jahrestag Seiner Thronbesteigung, und dieses Ereignisses wurde gestern von den Präsidenten beider Häuser des Reichsrathes mit Worten der Huldigung und Ergebenheit und einer Aufzählung der Hauptereignisse dieser vierzigjährigen Regierungszeit gedacht, welche eine der schicksalsreichsten, aber auch eine der glücklichsten war. Auf diese Vergangenheit von vierzig Jahren zurückblickend, kann Kaiser Franz Josef freudig und stolz auf eine Gegenwart blicken, in welcher Sein Reich, wie der Präsident Dr. Smolka sagte, mehr als je geachtet ist, gesucht als Freund und gefürchtet wegen seiner Kraft."

Die in Rom erscheinende „Italie" widmet der Feier einen Leitartikel, in welchem sie in einem geschichtlichen Rückblicke sagt: „Selten hat Sich ein neuer Herrscher von so großen Schwierigkeiten umringt gesehen wie Kaiser Franz Josef bei Seiner Thronbesteigung. Allein der jugendliche Kaiser überwand alle Schwierigkeiten, und man kann sagen, dass das Reich an Kraft und Zusammenhang nur gewann. Österreich stellt heute einen bedeutenden Machtfactor dar, und das Gewicht seines Ansehens fällt schwer in die Wagschale der Geschicke Europas. Wir schließen uns von ganzem Herzen den Glückwünschen an, welche heute dem Kaiser in Seinem ganzen Reiche dargebracht werden. Italien kann von allen Gesichtspunkten aus nur die Erstarkung eines Reiches wünschen, welches ein Element des Friedens ist. Unsere politischen Interessen fallen vollständig mit den seinigen zusammen, und wir sagen mit dem Präsidenten Dr. Smolka, dass „Kaiser Franz Josef mit Stolz auf Seine vierzig Regierungsjahre zurückblicken kann, an der Spitze eines Reiches, welches mehr als je geachtet und gesucht wird als starker und treuer Freund, welcher den Frieden sichert und gestützt auf die Liebe Seiner Völker, die Gefahren nicht fürchtet."

Die Londoner „Daily News" gedenken in folgender Weise der patriotischen Feier in Österreich-Ungarn: „Die lange und glückliche Regierung des Kaisers Franz Josef und Sein edles, offenes, großmüthiges Wesen haben ihn außerordentlich populär gemacht bei einem Volke, das von Natur aus loyal ist. Der Wunsch Sr. Majestät, dass alles, was zur Feier des Tages Seiner Thronbesteigung aufgewendet werden wollte, wohlthätigen Zwecken zugewendet werden möge, wird buchstäblich erfüllt. Viele Millionen Gulden wurden in barem Gelde gegeben und ebenso viel in Form von Vermächtnissen; Spitäler, Kirchen und Schulen werden zur Erinnerung an diesen Tag erbaut und mehr als tausend Avenuen und Parks angelegt. . . Es liegt nahe, den Tag mit dem Regierungs-Jubiläum der Königin Victoria zu vergleichen, und manche Parallele ist auch zwischen den beiden Souveränen gezogen worden. Sie haben vieles gemein, das ausgezeichnete Herz, den festen und gerechten Charakter, die liebevolle Sorgfalt für ein loyales Volk und die lange Erfahrung in der Regierung eines großen Reiches."

Der „Daily Telegraph" läſst sich vom 2. December aus Wien telegraphieren: „Nachrichten aus allen Theilen der Monarchie über die Feier des 2. December bezeugen die große Anhänglichkeit der Bevölkerung der österreichisch-ungarischen Monarchie an das Herrscherhaus. Nichts kann einem Fremden die richtige Vorstellung von der Liebe und Verehrung geben, welche Kaiser Franz Josef den verschiedenen Stämmen und Nationalitäten Seiner

Länder einflößt. Er ist einer jener Herrscher in Europa, der stets in voller Sicherheit von einem Ende Seines Reiches zum andern wandern könnte. Er wäre überall des begeistertsten Empfanges sicher."

„Bukarester Tagblatt" vom 4. December 1888:

Das „Bukarester Tagblatt" äußert sich folgendermaßen: „Die Völker Österreich-Ungarns begehen in feierlicher Weise den Gedenktag der vierzigjährigen Regierung des Kaisers Franz Josef I. Dem edlen humanen Sinne des weit über die Grenzen Seines Reiches geliebten Monarchen entsprechend, wird der Tag nicht jenes rauschende Gepränge zeigen, welches bei solchen Anlässen an der Tagesordnung ist. Kaiser Franz Josef hat Sich alle Huldigungen verbeten. Die herzgewinnende Humanität des österreichischen Kaisers wendete sich von den rauschenden Festen ab, welche die Völker Österreichs-Ungarns planten; die fürsorgliche Liebe für die Enterbten im Bereiche Seiner Krone ließ Kaiser Franz Josef von Seiner erhabenen Persönlichkeit gänzlich absehen, und mit dem unermesslichen Schatze an thatenvollem Mitleid gedachte Er in wahrhaft majestätischer Weise der Armen und aller jener, auf welche in ihrem düsteren Geschicke ein warmer Strahl der Krone fallen soll. Wäre es möglich gewesen, die Liebe und Treue Seiner Unterthanen noch zu steigern, so hätte dies der hohe Jubilar auf keine menschlich edlere Weise erreichen können, als durch Seine Haltung gegenüber den projectierten Festlichkeiten. Nicht bloß in Seinem Reiche erfreut Sich Kaiser Franz Josef jener Liebe, welche an Rauschebart's Worte, dass Er Sein Haupt getrost in den Schoß eines jeden Unterthanen legen könne, erinnert, auch außerhalb der Grenzen Seines Reiches genießt Er ein so hohes Ansehen wie wenige Monarchen vor Ihm. Deshalb wird der heutige Gedenktag allerorten in seiner ganzen Tragweite gewürdigt, deshalb schlagen auch überall, wo man Regententugenden hochzuschätzen weiß, dem Jubilar die Herzen entgegen." *)

---

*) Wie in den vorstehenden und vielen andern gleichzeitigen Zeitungsstimmen aus allen Welttheilen, wurde und wird Seine Apostolische Majestät unser allverehrter Kaiser und Herr als edler Friedensfürst gepriesen. Eine Thatsache aus den letzten Tagen gelte dafür als ein vollgiltiger Beweis. In der jetzt in Wien unter dem Protectorate des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig stattfindenden wahrhaft großartigen und epochemachenden Musik- und Theater-Ausstellung fand in der Musikhalle nächst der Rotunde zu Ehren des New-Yorker Gesangsvereins „Arion" unter dem Vorsitze des bekannten Präsidenten des weltberühmten Wiener Männer-Gesangsvereins K. von Olschbaur am 18. Juli (1892) ein Commers statt, an dem 58 Wiener Gesangsvereine mit den Frauen und Töchtern ihrer Mitglieder theilnahmen. Bei diesem schönen und gemüthvollen Familienfeste — ein solches war es ja doch für die große Familie, welche der edlen Gesangskunst huldigt, — brachte der Secretär Urchs des New-Yorker „Arion", wie die „Neue freie Presse" vom 19. Juli berichtet, folgenden Trinkspruch auf den Kaiser Franz Josef I. aus, der mit allseitigsten stürmischen Hochrufen unter den Klängen der Volkshymne, den ewig schönen und erhebenden Tönen unseres unsterblichen Haydn, aufgenommen wurde:

Nachdem Herr Urchs zuerst erwähnt hatte, „dass der Name des Kaisers Franz Josef nicht nur in dem Herzen eines jeden Österreichers, sondern auch jedes Amerikaners eingeschrieben ist," fuhr er in seiner Rede fort:

„Es ist Ihr erlauchter Herrscher Kaiser Franz Josef I., der als edler und ritterlicher Fürst auch unter den Bürgern aller Nationen, welche in den Vereinigten Staaten von Amerika vertreten sind, geschätzt ist. Als eingeborener Amerikaner, der seinen Fuß zum erstenmal auf europäischen Boden gesetzt, gereicht es mir zur ganz besonderen Ehre, diesen Toast ausbringen zu dürfen, da zumal ich als Bürger einer friedliebenden Republik eines Fürsten zu gedenken habe, der durch sein ganzes Leben und Wirken gezeigt hat, dass er die Palme des Friedens höher hält als den Lorbeer des Kriegers. (Stürmischer Beifall.) Mögen die durch Se. Majestät den Kaiser Franz Josef gesicherten Segnungen des Friedens Ihrem Lande noch recht lange erhalten bleiben. (Erneuter Beifall.) Ein jeder meiner Sangesbrüder wird aus seines Herzens Grunde mit mir einstimmen in den Ruf: Gott erhalte, Gott beschütze das Haus Habsburg und Ihren vielgeliebten Kaiser! Er, der Erhalter des Friedens, der Mäcen der Künste, der Beschützer der Wissenschaft, Er, der begeistert für alles eintritt, was gut, schön und groß ist, Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. lebe hoch!"

A. d. H.

Minister während der fast 44jährigen Regierungszeit Sr. k. k. apost. Majestät des Kaisers Franz Josef I.

K. k. Minister der österreichischen Monarchie.

1848.

Ministerium Felix Fürst Schwarzenberg, der Präsident des Ministerrathes ist. Graf Stadion, Inneres und Unterricht. Baron Philipp Krauß,*) Finanzen. FML. Baron Cordon, Krieg. Baron Bach, Justiz. Baron Bruck, Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Baron Thinnfeld, Bergwesen und Landes-Cultur. Das Ministerium war seit 22. November im Amte.

2. December: Baron Kulmer, Minister ohne Portefeuille.

1849.

5. Juni: FZM. Graf Gyulai, Krieg. Baron Cordon enthoben.

28. Juni: Baron Bach, Inneres. Ritter von Schmerling, Justiz. Graf Leo Thun, Cultus und Unterricht. Graf Stadion, Minister ohne Portefeuille.

1850.

16. Juli: FML. Baron Csorich, Krieg. FML. Graf Gyulai enthoben.

1851.

23. Jänner: Baron Karl Krauß, Justiz. Ritter von Schmerling enthoben.

23. Mai: Baron Baumgartner, Handel, übernimmt am 26. December auch die Finanzen.

23. Mai: Baron Bruck und am 26. December Baron Philipp Krauß enthoben.

1852.

5. April: FML. Felix Fürst Schwarzenberg †.

11. April: Graf Buol-Schauenstein, Minister des Äußern.

1853.

17. Jänner: Das Ministerium für Landes-Cultur und Bergwesen wird aufgelöst. Baron Thinnfeld enthoben.

*) Auf das Datum der von Kaiser Franz Josef I. geadelten oder in den Freiherrnstand erhobenen begnadeten Minister ist keine Rücksicht genommen.

1. Juni: Statt des aufgehobenen Kriegs-Ministeriums wird das Armee-Ober-Commando geschaffen. FML. Erzherzog Wilhelm wird Armee-Ober-Commandant.

1855.

14. Jänner: Baron Baumgartner enthoben.

7. Februar: Ritter von Toggenburg, Handel.

10. März: Baron Bruck, Finanzen.

1857.

17. Februar: FML. Graf Grünne, als Erster General-Adjutant Sr. Majestät des Kaisers und der Armee wird Mitglied der Minister-Conferenz. FML. Baron Kempen wird Chef der wiederhergestellten Obersten Polizeibehörde.

18. Februar: Graf Nádasdy, Justiz. Baron Karl Krauß enthoben.

1859.

17. Mai: Graf Rechberg, Äußeres und am 21. Mai: Präsident des nach ihm benannten Ministeriums. Graf Buol am erstern Tage enthoben.

21. August: Graf Goluchowski, Inneres. Baron (seit 1888 Graf) Hübner, Polizei.

Das Ministerium für Handel, Gewerbe und für öffentliche Arbeiten wird aufgelöst. Baron Bach, FZM. Baron Kempten und Ritter von Toggenburg werden enthoben und der Armee-Ober-Commandant (FML. Erzherzog Wilhelm) als Vertreter des Militärwesens in den Ministerrath berufen.

21. October: Baron Thierry, Polizei-Minister. Graf Grünne als Erster General-Adjutant Sr. Majestät und Baron Hübner enthoben.

1860.

22. April: Baron Bruck †.

23. April: Ignaz Edler von Plener, Leiter des Finanz-Ministeriums.

20. October: Ministerium Graf Goluchowski. Dieser wird Staatsminister. Graf Rechberg bleibt Minister des Äußern. Baron Mecséry, Polizei. Baron Lasser wird Leiter

des Justiz-Ministeriums. Baron Vay, ungarischer Hofkanzler, Graf Szécsen, Minister ohne Portefeuille. Die Ministerien des Innern und der Justiz, dann das Armee-Ober-Commando werden aufgehoben, das Staatsministerium übernimmt die oberste Leitung aller administrativen Angelegenheiten. Hofkanzleien, Handels-Ministerium und Kriegs-Ministerium werden errichtet und FZM. Graf Degenfeld provisorisch mit dem letztern betraut und am 12. November zum Kriegs-Minister ernannt. Erzherzog Wilhelm, dann die Grafen Leo Thun und Nádasdy, sowie Baron Thierry enthoben.

9. December: Baron Kemény wird provisorischer siebenbürgischer Hofkanzler.

15. December: Edler von Plener wird Finanzminister. Graf Goluchowski als Staatsminister enthoben und Ritter von Schmerling dazu ernannt.

19. December: Baron Mazuranić, Präsident der kroatischen Hofkanzlei.

1861.

4. Februar: Ministerium Erzherzog **Rainer-Ritter von Schmerling**, Ersterer als Präsident des Ministerrathes, Letzterer als Staatsminister. Graf Rechberg Äußeres. FZM. Graf Degenfeld Krieg. Baron Mecséry Polizei. Baron Lasser, Verwaltungs-Minister. Edler von Plener Finanzen. Baron Pratobevera Leiter des Justiz-Ministeriums. Graf Wickenburg Handel. Graf Szécsen Minister ohne Portefeuille. Baron Vay ungarischer Hofkanzler.

18. Juli: Graf Forgách ungarischer Hofkanzler. Baron Vay enthoben.

19. September: Graf Moriz Eszterházy Minister ohne Portefeuille. Graf Szécsen enthoben.

7. November: Graf Nádasdy Minister und siebenbürgischer Hofkanzler. Baron Kemény enthoben.

21. November: Baron Mazuranić kroatischer Hofkanzler.

1862.

26. Februar: Errichtung eines Marine-Ministeriums, Graf Wickenburg mit dessen Leitung provisorisch betraut. Erzherzog Ferdinand Max als Marine-Ober-Commandant enthoben.

12. August: Baron Burger Marine-Minister. Graf Wickenburg als Leiter des Marine-Ministeriums enthoben.

18. December: Baron Hein Justiz-Minister. Baron Pratobevera enthoben.

26. December: Baron Kalchberg mit der Leitung des Ministeriums für Handel und Volkswirtschaft betraut. Graf Wickenburg als Handels-Minister enthoben.

1864.

19. Februar: FML. Ritter von Franck Kriegs-Minist. FZM. Graf Degenfeld enthoben.

22. April: Graf Hermann Zichy ungarischer Hofkanzler. Graf Forgách enthoben.

5. Juni: Baron Holzgethan wird Minister-Stellvertreter im Finanz-Ministerium.

27. October: FML. Graf Mensdorff (seit 1869 Fürst Dietrichstein zu Nikolsburg) Minister des Äußern. Graf Rechberg enthoben.

1865.

26. Juni: Georg von Mailáth, ungarischer Hofkanzler. Die Grafen Zichy und Nádasdy enthoben.

27. Juni: Erzherzog Rainer beurlaubt und am 22. Juli vom Ministerraths-Präsidium enthoben. Graf **Mensdorff** provisorisch Minister-Präsident seit 27. Juni.

27. Juli: Ministerium Graf Richard **Belcredi**, der Präsident des Ministerrathes, Staatsminister und provisorischer Polizei-Minister wird. Graf Mensdorff, Äußeres. FML. Ritter von Franck Krieg. Graf Larisch Finanzen. Baron Komers Justiz. Graf M. Eszterházy Minister ohne Portefeuille. G. v. Mailáth ungarischer, FML. Graf Haller siebenbürgischer, Baron Mazuranić kroatischer Hofkanzler. Ritter von Schmerling, Baron Mecséry, Edler von Plener, die Barone Lasser, Burger und Hein werden enthoben. Das Marine-Ministerium wird aufgelöst.

20. September: Sistierung der Verfassung.

23. September: Baron Wüllerstorf, Handels-Minister. Baron Kalchberg enthoben.

1. November: FML. Br. Kussevich, provisorischer Leiter der kroatischen Hofkanzlei. Baron Mazuranić enthoben.

1866.

6. September: FML. Baron John Kriegs-Minister. FZM. Ritter von Franck enthoben.

30. October: Baron (seit 1868 Graf) Beust Minister des Äußern. FML. Graf Mensdorff enthoben.

1867.

21. Jänner: Baron Becke, provisorischer Finanz-Minister. Graf Larisch enthoben.

7. Februar: Ministerium Baron **Beust**, der Minister-Präsident wird. Graf Belcredi und G. von Mailáth enthoben.

17. Februar: **Beginn des Dualismus. Schaffung eines eigenen ungarischen Ministeriums.**

2. März: Aufhebung des Staats-Ministeriums. Schaffung des Ministeriums des Innern und jenes für Cultus und Unterricht.

7. März: Graf Taaffe Minister, Leiter des Ministeriums des Innern und provisorischer Leiter des Cultus- u. Unterrichts-Ministeriums. Baron Becke, Minister und Leiter des Finanz-Ministeriums.

18. April: Baron Becke, provisorischer Leiter des Ministeriums für Handel und Volkswirtschaft. Baron Wüllerstorf enthoben.

11. Mai: Das Polizei-Ministerium endgiltig aufgehoben.

23. Juni: Baron **Beust**, Reichskanzler.

27. Juni: Graf Taaffe, wird Stellvertreter des Minister-Präsidenten. Baron Komers enthoben.

28. Juni: Baron Hye Justiz und Leiter des Cultus- und Unterrichts-Ministeriums.

Minister für die österreichisch-ungarische Monarchie.

I. Reichs- (gemeinsame) Minister.

1867.

24. Juli: Schaffung der Reichs-Ministerien. Baron Beust Äußeres und kaiserliches Haus. FML. Baron John Reichs-Kriegs-Minister. Baron Becke Reichs-Finanz-Minister.

1868.

18. Jänner: FML. Baron Kuhn Reichs-Kriegs-Minister. FML. Baron John enthoben.

1869.

4. März: Vice-Admiral von Tegetthoff Chef der Marine-Section.

1870.

15. Jänner: Freiherr von Becke †. Graf Beust prov. Reichs-Finanz-Minister.

21. Mai: Melchior von (seit 1871 Graf) Lónyay Reichs-Finanz-Minister.

1871.

7. April: Vice-Admiral von Tegetthoff †. Vice-Admiral Baron Pöck Chef der Marine-Section.

14. November: Graf J. Andrássy, Minister des Äußern und des kaiserlichen Hauses. Graf Beust und Graf Lónyay enthoben.

1874.

14. Juni: GdC. Baron Koller Reichs-Kriegs-Minister. FZM. Baron Kuhn enthoben.

1876.

21. Juni: FML. Graf Bylandt-Rheidt Reichs-Kriegs-Minister. GdC. Baron Koller enthoben.

1877.

14. August: Baron L. Hoffmann, Reichs-Finanz-Minister. Baron Holzgethan †.

1879.

8. October: Baron Haymerle Minister des Äußern und des kaiserlichen Hauses. Graf Andrássy enthoben.

1880.

8. April: J. von Szlávy Reichs-Finanz-Minister. Baron Hoffmann enthoben.

1881.

20. November: GM. Graf Kálnoky Minister des Äußern und kaiserlichen Hauses. Baron Haymerle †.

1882.

4. Juni: von Kállay Reichs-Finanz-Minister. von Szlávy enthoben.

1883.

17. November: Vice-Admiral Baron Sterneck Chef der Marine-Section. Admiral Baron Pöck enthoben.

1888.

16. März: FZM. Baron Bauer Reichs-Kriegs-Minister, FZM. Graf Bylandt-Rheidt enthoben.

II. K. k. Minister für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder.

1867.

30. December: Ministerium Fürst **Karl Auersperg**, mit demselben als Präsidenten. Graf Taaffe bei Enthebung vom Ministerium

des Innern wird Stellvertreter des Minister-Präsidenten, sowie Minister für Landes-Vertheidigung und öffentliche Sicherheit. Giskra Inneres. Hasner Cultus und Unterricht. Brestel Finanzen. Edler von Plener Finanzen. Herbst Justiz. Graf Potocki Ackerbau. Berger Minister ohne Portefeuille. Baron Hye enthoben.

1868.

26. September: Fürst Karl Auersperg enthoben. Graf Taaffe provisorischer Minister-Präsident.

1869.

17. April: Ministerium Graf **Taaffe**, der Minister-Präsident wird und Minister für Landes-Vertheidigung und öffentliche Sicherheit bleibt.

1870.

15. Jänner: Edler von Plener provis. Minister-Präsident. Graf Taaffe, Graf Potocki und Berger enthoben.

3. Februar: Ministerium **Hasner**, mit ihm als Präsidenten. FML. Ritter von Wagner Landes-Vertheidigung. Giskra Inneres. Brestel Finanzen. Herbst Justiz. von Stremayr Cultus und Unterricht. Baron Banhans Ackerbau.

21. März: Giskra enthoben.

12. April: Ministerium Graf **Potocki**, mit ihm als Präsidenten und Ackerbau-Minister. Graf Taaffe Inneres und Leiter des Landes-Vertheidigungs-Ministeriums. Ritter von Tschabuschnigg Justiz und Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht. Baron Distler Leiter des Finanz- und Baron Pretis Leiter des Handels-Ministeriums. Das gesammte Ministerium Hasner enthoben.

6. Mai: Graf Widmann-Sedlnitzky Landes-Vertheidigung. Baron Holzgethan Minister und Leiter des Finanz-Ministeriums. Baron Petrinó Minister und Leiter des Ackerbau-Ministeriums.

28. Juni: Graf Widmann-Sedlnitzky enthoben. Graf Potocki provisor. Landes-Vertheidigungs-Minister.

30. Juni: Baron Holzgethan Finanz-Minister. Baron Petrinó Ackerbau-Minister. von Stremayr Cultus- und Unterricht. Ritter von Tschabuschnigg von der Leitung dieses Ministeriums enthoben.

23. November: Das gesammte Ministerium Graf Potocki tritt zurück.

1871.

4. Februar: Ministerium Graf **Hohenwart**, mit ihm als Präsidenten und Minister des Innern. GM. Baron Scholl Landes-Vertheidigung. Baron Holzgethan Finanzen. Habietinek Justiz. Ritter von Jireček Cultus und Unterricht. Schäffle Handel und Leiter des Ackerbau-Ministeriums.

11. April: Ritter von Grocholski Minister ohne Portefeuille (für Galizien).

30. October: Ministerium Baron **Holzgethan**, Präsident und Finanzen. Als Leiter der Ministerien, die Sections-Chefs Baron Wehli für Inneres, Fidler für Cultus und Unterricht, Baron Mitis für Justiz, Ritter von Wiedenfeld für Handel, Baron Possinger für Ackerbau.

25. November: Ministerium Fürst **Adolf Auersperg**, mit ihm als Präsidenten. Oberst Baron Horst Leiter des Landes-Vertheidigungs-Ministeriums. Baron Lasser Inneres. von Stremayr Cultus und Unterricht. Baron Holzgethan (provisorisch) Finanzen. Glaser Justiz. Baron Chlumecky Ackerbau. Baron Banhans Handel. Unger Minister ohne Portefeuille.

1872.

15. Jänner: Baron Pretis Finanz-Minister. Baron Holzgethan wird Reichs-Finanz-Minister.

1873.

21. April: Baron Ziemiałkowski Minister ohne Portefeuille (für Galizien).

1875.

19. Mai: Baron Banhans enthoben. Baron Chlumecky Handel. Graf Colloredo-Mannsfeld Ackerbau.

1878.

5. Juli: Nach zweiter Demission des Gesammt-Ministeriums wird Baron Lasser enthoben und Fürst Adolf Auersperg mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraut.

1879.

15. Februar: Ministerium von **Stremayr**, der Vorsitzender im Ministerrath und Cultus und Unterricht behält. GM. Baron Horst Landes-Vertheidigung. Graf Taaffe Inneres. Baron Pretis Finanzen. Glaser Justiz. Baron Chlumecky Handel. Graf Colloredo-Mannsfeld Ackerbau. Baron Ziemiałkowski ohne Portefeuille (für Galizien).

1879.

10. August: Das Ministerium von Stremayr demissioniert.

12. August: Ministerium Graf Taaffe mit Vorsitz im Ministerrathe und Leitung des Ministeriums des Innern. GM. Baron Horst Landes-Vertheidigung. von Stremayr Justiz und Leiter des Cultus und Unterrichts-Ministeriums. Sections-Chef Chertek Leiter des Finanz-Ministeriums. Baron Korb-Weidenheim Handel. Graf Falkenhayn Ackerbau. Baron Ziemiałkowski und Baron Pražák beide Minister ohne Portefeuille (für Galizien und Böhmen).

1880.

10. Februar: Baron Conrad Cultus und Unterricht. Baron Kriegsau Finanzen. von Stremayr als Leiter des Cultus- und Unterrichts-Ministeriums und Baron Chertek als Leiter des Finanz-Ministeriums enthoben, der Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht wird.

26. Juni: Baron Dunajewski Finanzen. Ritter von Kremer Handel. Baron Streit Justiz. FML. Graf Welsersheimb Landes-Vertheidigung. Die Barone Korb-Weldenheim Horst und Chertek, letzterer als Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht enthoben.

1881.

14. Jänner: Baron Pino Handels-Minister. Baron Pražák Leiter des Justiz-Ministeriums. Ritter von Kremer und Baron Streit enthoben.

1885.

5. November: Baron Gautsch Unterricht und Cultus. Baron Conrad enthoben.

1886.

16. März: Baron Pusswald Handel. Baron Pino enthoben.

26. Juni: Graf Bacquehem Handel. Baron Pusswald enthoben.

1888.

11. October: Graf Schönborn Justiz-Minister. Baron Pražák von der Leitung des Justiz-Ministeriums enthoben. Ritter von Zaleski Minister ohne Portefeuille (für Galizien). Baron Ziemiałkowski enthoben.

1891.

2. Februar: Dr. Steinbach, Finanz-Minister und Baron Dunajewski enthoben.

23. December: Graf Khuenburg, Minister ohne Portefeuille.

9. August 1892 Baron Pražák enthoben.

III. Königl. Minister für die Länder der ungarischen Krone.

1867.

20. Februar: Ministerium Graf Julius **Andrássy**, der Minister-Präsident und Leiter des Landes-Vertheidigungs-Ministeriums wird. Graf G. Festetics Minister am Allerhöchsten Hoflager. Baron Wenkheim Inneres. von Lónyay Finanzen. Baron Eötvös Cultus und Unterricht. Balth. Horváth Justiz. Graf Mikó Communicationen. Gorové Handel.

1868.

8. December: Baron Bedekovich Minister für Kroatien.

1869.

21. October: P. Rainer Inneres. Baron Wenkheim enthoben.

1870.

21. Mai: von Lónyay wird Reichs-Finanz-Minister.

23. Mai: Kerkápoly Finanz-Minister.

24. Mai: von Szlávy Handel. Gorové Communicationen. Graf Mikó enthoben.

1871.

2. Februar: Baron Eötvös †.

10. Februar: W. von Tóth Inneres. Pauler. Cultus und Unterricht. Graf Pejacsevics Minister für Kroatien. Baron Bedekovich Banus von Kroatien. Rainer enthoben.

10. Mai: Baron Wenkheim Minister am Allerhöchsten Hoflager. Graf Festetics enthoben.

5. Juni: von Bittó Justiz. B. Horváth enthoben.

21. Juni: Ludwig von (seit 1883 Graf) Tisza Communicationen. Gorové enthoben.

8. November: Graf J. Andrássy wird Minister des Äußern und des kaiserlichen Hauses.

14. November: Ministerium Graf **Lónyay**. Dieser wird Minister-Präsident und Leiter des Landes-Vertheidigungs-Ministeriums. Baron Wenkheim Minister am Allerhöchsten Hoflager. von Tóth Inneres. Kerkápoly Finanzen. Pauler Cultus und Unterricht. L. von Tisza Communicationen. von Bittó Justiz. von Szlávy Handel. Graf Pejacsevics Minister für Kroatien.

1872.

4. September: von Tréfort Cultus und Unterricht. Pauler Justiz. Bittó enthoben.

4. December: Ministerium von **Szlávy**, der Präsident und Leiter des Landes-Vertheidigungs-Ministeriums wird. Graf Josef Zichy jun. wird Handels-Minister. Die übrigen Minister bleiben in ihren Stellen.

15. December: von Szende Landes-Vertheidigungs-Minister.

1873.

5. März: Graf Julius Szapáry Minister des Innern. von Tóth enthoben.

19. December: von Szlávy Leiter des Finanz-, Josef Graf Zichy, Leiter des Communications-Ministeriums.

1874.

21. December: Ministerium Stephan von **Bittó**, der dessen Präsident wird. Baron Wenkheim Minister am Allerhöchsten Hoflager. von Szende Landes-Vertheidigung. Graf Jul. Szapáry Inneres. Kol. von Ghyczy Finanzen. von Tréfort Cultus und Unterricht. Pauler Justiz. Graf Josef Zichy Communicationen. von Bartal Handel. Graf Pejacsevics Minister für Kroatien.

1875.

2. März: Ministerium Baron Béla **Wenkheim**, der Minister-Präsident wird und Minister am Allerhöchsten Hoflager bleibt. Koloman von Tisza Inneres, von Perczel Justiz. von Széll Finanzen. Baron L. Simonyi Handel. von Péchy, Communicationen. von Tréfort, von Szende und Graf Pejacsevics bleiben. Die Grafen Szapáry und Zichy, dann von Ghyczy und von Bartal werden enthoben.

20. October: Ministerium Koloman von **Tisza** wird Präsident und bleibt Leiter des Ministeriums des Innern. Die übrigen Minister behalten ihre Portefeuilles.

1878.

4. October: Ministerium Koloman von Tisza demissioniert, führt jedoch die Geschäfte fort.

13. October: Der Minister-Präsident K. von Tisza wird provisorischer Leiter der Finanzen. Baron Wenkheim provisorischer Leiter des Ministeriums des Innern. von Széll enthoben.

5. December: Neubildung des Ministeriums K. von Tisza, der Präsident bleibt und wieder Leiter des Innern wird. Baron Wenkheim Minister am Allerhöchsten Hoflager. von Tréfort Cultus und Unterricht. von Szende Landes Vertheidigungs-Minister. von Péchy Communicationen. Pauler Justiz. Graf Julius Szapáry Finanzen. Baron Gab. Kemény, Handel. Baron Bedekovich Minister für Kroatien. Graf Pejacsevics enthoben.

1879.

11. Juli: Baron Wenkheim †. Kol. von Tisza prov. Minister am Allerhöchsten Hoflager.

26. September: Baron Orczy Minister am Allerhöchsten Hoflager.

1880.

28. April: von Ordódy Communication. von Péchy enthoben.

1882.

9. August: Baron G. Kemény prov. Leiter des Communications-Ministeriums. von Ordódy enthoben.

18. August: von Szende †. Baron Orczy prov. Leiter des Landes-Vertheidigungs-Ministeriums.

8. October: Graf Gedeon Raday jun. Landes-Vertheidigungs-Minister.

14. October: Graf Paul Széchényi Handels-Minister. Baron Kemény dieser Stelle enthoben, wird Communications-Minister.

1883.

27. December: Graf Raday †. Baron Orczy wieder prov. Leiter der Landes-Vertheidigung.

1884.

18. October: FML. Baron Fejérváry Landes-Vertheidigungs-Minister.

1886.

30. April: Pauler †.

16. Mai: von Fabinyi Justiz-Minister.

27. September: Baron Orczy prov. Leiter des Communications-Ministeriums. Baron Kemény enthoben.

30. December: von Baroſs Communications-Minister.

1888.

22. August: von Tréfort †. von Baroſs prov. Leiter des Cultus und Unterrichts-Ministeriums.

22. September: Graf Albin Csáky Minister für Cultus und Unterricht.

1889.

9. April: Graf Szapáry Handel. von Szilágyi Justiz. Weckerle Finanzen. Koloman von Tisza und von Fabinyi als Leiter des Finanz-, beziehungsweise Justiz-Ministeriums enthoben.

19. Juni: Graf Teleky Minister des Innern. von Baroſs von der Leitung des Innern enthoben.

10. August: Baron Bedekovich †.

23. August: von Josipović Minister für Kroatien.

1890.

15. März: Ministerium Graf Julius Szapáry, mit ihm als Präsidenten und Leiter des Ministeriums des Innern. von Baroſs Handel. Graf Bethlen Ackerbau. Koloman von Tisza und Graf Teleky enthoben. Die übrigen Minister bleiben.

1891.

24. December: von Szögyény-Marich Minister am Allerhöchsten Hoflager.

1892.

9. Mai: von Baroſs †. Weckerle mit der Leitung des Handels-Ministeriums betraut.

18. Juli: Lukács Handels-Minister. Weckerle von der Leitung dieses Ministeriums enthoben.

Albin Freiherr zu Teuffenbach.

Kaiser Franz Josef I.

als Wiederbeleber von Österreich-Ungarns Kunst und Kunstgewerbe.

Die Nennung der Namen eines Kaiser Leopold I., Josef I., Karl VI., goldene Früchte im Stammbaume der Kunst und Cultur fördernden Habsburger, bedeutet nicht nur in politischer, sondern auch in cultureller Hinsicht eine Epoche, deren Errungenschaften jeden Österreicher mit gerechtem Stolze erfüllen. Denn Österreich wurde in jener Zeit der treue Hort Deutschlands, der alleinige Schützer des Christenthums. Das mächtige Schwert des Habsburgers schlug in jener Zeit nicht nur Deutschlands, sondern auch der Christenheit und jeglicher Cultur Erbfeind, und Leopold I. erfüllte, was das ganze Deutsche Reich von ihm heiß sehnend erhoffte: Die Vertreibung der cultur- und glaubensfeindlichen Türken, die Befreiung deutschen Bodens von den mordbrennerischen französischen Banden und die Demüthigung des rücksichtslosesten Verächters heiliger Rechte, Louis le grand. Die Größe der Thaten, der Heroismus Österreichs und die pflichttreue Durchführung der ihm weltgeschichtlich zugefallenen Aufgaben, sie hatte auch ihre Wirkung nach innen. Denn fester und fester thaten sich durch Nationalität scheinbar Verschiedene im gemeinsamen Streben ihrer hohen culturellen Mission zusammen, immer deutlicher wuchs seit jenen Heldentagen das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit aller österreichischen Kronländer, die Idee eines Gesammt-Österreich. Was Wunder, dass gerade im „Ausland" die Rettung aus doppelter Noth am stärksten empfunden wurde, und Denker wie Leibnitz und Hoernigk diesem Gefühle Ausdruck verliehen. Die Worte jenes, welche als Motto unserem „Vaterländischen Ehrenbuche" vorgesetzt sind: „Als das Reich zu sinken begann, hat Gott an Österreich eine neue Macht erweckt. Ich halte es für gerecht, diesem Hause Österreich es beizumessen, dass Deutschland noch aufrechtsteht, dass der Name des Reiches noch nicht

untergegangen ist,“ finden ihre Ergänzung im dem Ausspruche dieses: „Österreich über Alles, wenn es nur will“, und in dem Wunsche Leibnitzens, dass ein Nationalepos das Haus Österreich feiern solle. Das Nationalepos blieb zwar aus; aber was der Dichtkunst versagt blieb, die österreichische bildende Kunst hat es erfüllt in der Raumdichtung. Die Kunst jener Tage, in welchen Deutschlands Sicherheit durch Österreichs Kraft, Entschiedenheit und Opferwilligkeit wieder gewonnen wurde, kündet in ihrer majestätischen Entfaltung, dass Österreich, wie es in jenen ruhmvollen Zeiten den Krieg als culturelle Mission zu führen, die Idee des Gesammtstaates zu entwickeln verstand, auch einer Kunst in Deutschland zuerst Leben gab, welche international, dem österreichischen Wesen vollends entsprach. Unleugbar ist das Verdienst Österreichs, der Entfaltung der Barockkunst in Deutschland die Wege geebnet zu haben. Und wer sie richtig versteht diese Steine, dem erzählen sie den Ruhm seiner erhabenen Fürsten. Denn der Satz: „saxa loquuntur,“ erweitert sich im Hinblick des Aufschwunges der Künste unter Leopold I., Josef I. und Karl VI. in: „te saxa loquuntur.“

Kaum schien es möglich, dass diese Glanzepoche österreichischer Kunst, welche in gleicher Weise Architektur, Plastik, Malerei und die verwandten Kunstzweige zu herrlicher Entfaltung gebracht hatte, welche aber in ihrer weiteren Entwicklung durch traurige und schwere Zeiten, die über unser Vaterland hereinbrachen, unterbrochen wurde, jemals könnte übertroffen werden. Und dennoch geschah es durch den Werderuf eines Fürsten aus dem durch Lothringen verjüngten Habsburgerstamme, unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn Franz Josef I., dass die Tage jener herrlichen Förderung der Künste, in der Kunst unserer Zeit sich erneuerten, in der beharrlichen Förderung und allseitigen Pflege unserer Kunst und Kunstgewerbe noch übertroffen wurden und künstlerische Ideen der damaligen Zeit, heute ihrer Verwirklichung entgegengeführt werden.

Zu schwer waren die Wunden, welche der Krieg gegen den gekrönten Jacobiner geschlagen hatte und die milde Regierung Kaiser Ferdinand I. hatte es sich zur nächsten Aufgabe gesetzt, den materiellen Wohlstand der Unterthanen zu fördern, einen Wohlstand, der eine neue Grundlage zum Erblühen der Künste geschaffen hätte, wenn friedliche Zeiten, zum Gedeihen der Kunst unentbehrlich, geblieben wären. Erst als der jugendliche Fürst durch die Übernahme der Krone jenen Markstein in der Entwicklung Österreichs setzte, welcher den Anfang der Verjüngung des Reiches kündete, konnte auch im Kunstleben ein erhöhtes Pulsieren fühlbar werden.

Wie dieses Kunstleben immer weitere Kreise zog, wie es sich radienförmig in die entlegensten Kronländer bis an die Peripherie des Reiches verbreitete, wie es in neugewonnenen Provinzen, welchen Österreich eine höhere Cultur erschloss, neues Streben hervorbrachte und im Kunstgewerbe, anschließend an den in diesen Ländern vorhandenen primitiven Stil der Hausindustrie, auch diesen in der Entwicklung der gegebenen Motive veredelte; diesen ganzen Process in seiner Entwicklung zu verfolgen, wäre ebenso anziehend wie geboten. Es würde die Erstellung dieses Bildes mit seiner richtigen Vertheilung von Vorder-, Mittel- und Hintergrund Bücher füllen, welche den Rahmen des vorliegenden Werkes übersteigen, seine populäre Bestimmung erschweren würden.

Nicht das farbenprächtige Bild, sondern nur eine Umrisszeichnung soll daher das vorliegende Essay bilden über eine Zeit, in welcher die That- und Willenskraft unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn ein großes culturgeschichtliches Ganzes, einen außerordentlichen Aufschung der Kunst und des Kunstgewerbes geschaffen hat.

Jene Epoche, welche aus den milden Händen Kaiser Ferdinand I. das Scepter dem jugendlichen Erzherzog Franz Josef übergab, wandelte die bürgerlich bureaukratische Richtung in die constitutionelle, welche Wandlung auch für die Künste maßgebenden Einfluss gewann. Aber zur Zeit dieser Wandlung bot das Kunstleben Österreichs kein erfreuliches Bild. Die Traditionen jener herrlich entwickelten Barockkunst waren schon in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts fast gänzlich erloschen und der kahle nüchterne Classicismus, der seine Schüler das Empfinden vergessen und nur am todten Modell studieren lehrte, war eingezogen, begünstigt durch ein kurzsichtiges Bureaukratenthum, dessen kunstkennende Thätigkeit endlich von dem Referenten

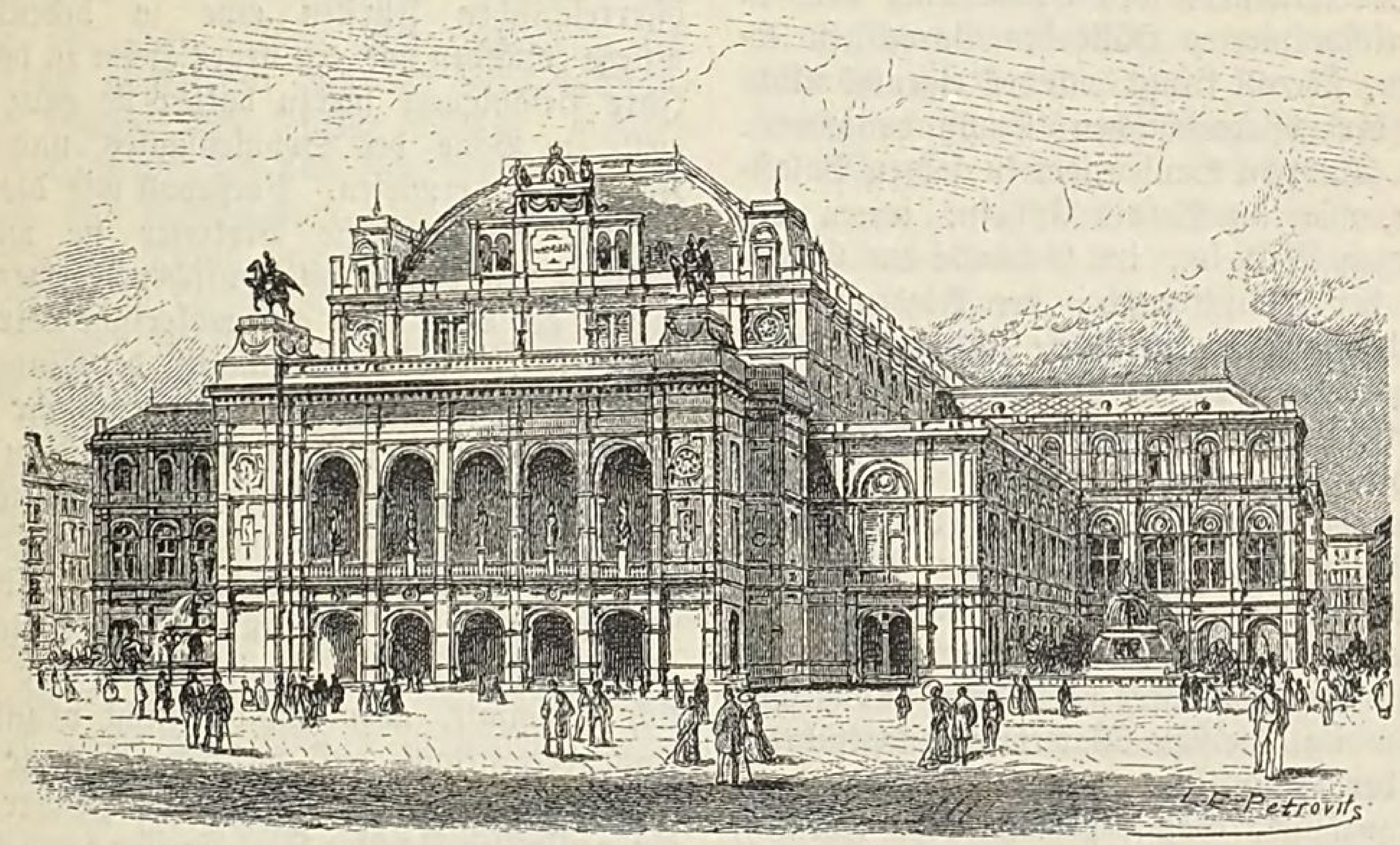
für Kunstangelegenheiten im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht Franz Graf v. Thun durch seine Denkschrift*) unterbrochen wurden. In Architektur, Plastik, Malerei und den Kleinkünsten trat eine Verflachung ein. Und aus dessen Kunstwüsten blickt nur eine Oase hervor, das Wiener Genrebild. Gefördert und gepflegt durch Peter Krafft, Peter Fendi, Karl Schindler, Georg Ferdinand Waldmüller und den genialen Josef Danhauser, repräsentiert es die einzige gesunde, weil aus dem Empfinden des österreichischen Volkes genährte Ader im Organismus der damaligen Kunst. Das Wiener Genrebild war der Vorfrühling unserer heutigen Kunst. Bedeutungsvoll genug für die Stellung unseres Kaisers zur Kunst, war es, dass er selbst als jugendlicher Prinz Figuren und Scenen aus dem Volke mit großer Vorliebe zeichnete. Dies erweist das aus dem Jahre 1846 stammende Skizzenbuch, einer Reise nach Italien, jenem Lande, in welchem der fürstliche Schilderer des Volkes, kurz nachher im Feuer der Schlacht seinen Heldenmuth zeigte.

Wie nach dem Jahre 1683 eine erhöhte Kunstthätigkeit jene herrlichen Paläste des Barockstiles hervorzauberte und damit allen Künsten eine erhöhte Thätigkeit verlieh, so war es auch in unseren Tagen der Architektur vorbehalten, den Schwesterkünsten das Haus zu bauen, in dessen Räumen es dem vereinten Streben der schaffenden Geister gegönnt war, dem neuerwachten Geistesleben auch die congeniale Formensprache zu schaffen. Dieser bewunderungswürdige Aufschwung der Architektur in Österreich wäre aber nie möglich geworden, hätte unser Kaiser sich trotz der schweren Sorgen, welche die erste Zeit seiner glorreichen Regierung trübten, nicht mit aller Liebe der in voraufgegangenen Zeiten bestvernachlässigten Kunst angenommen, und ihrem Schaffen nicht freie unbeengte Entwicklung geboten.

Während in jener bürgerlich bureaukratischen Epoche die Malerei und in gewissem Sinne auch die Plastik doch einigermaßen durch die Forderungen des privaten Lebens und des Cultbedürfnisses Anregung fanden, „erschöpfte sich die Architektur einerseits in dem Geschäftsleben des Bauhandwerkes, andererseits in dem Bureauleben der Baubeamten.“ Erst die Studien unserer Wiener Architekten, Leopold Oescher's und Leopold Ernst's nach der constructiven und decorativen Seite der romanischen und gothischen Baustile, und der zielbewussten Lehrthätigkeit der genannten und der mittlerweile an die Wiener-Akademie berufenen Architekten Eduard van der Nüll und August von Siccardsburg ist es zu danken, dass die Architektur und mit ihr das Kunstgewerbe von der Gleichgiltigkeit und Unklarheit der Stilprincipien zum klaren Erfassen derselben geführt wurde. Damit war der Anstoß gegeben sich von der Bevormundung des Sprenger'schen Bureaukratismus loszusagen. Ein Sohn der Schweizer Berge J. Georg Müller hat als Mitglied des eben ins Leben getretenen österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines diesem Streben in seiner Denkschrift über die „neu zu erbauende Altlerchenfelderkirche“ Ausdruck verliehen. Seine warmen begeisterten Worte fanden Anklang und die im gewohnheitsfrohen armseligen Zopfstile entworfenen Pläne wurden verworfen und zum erstenmale an Stelle der amtlichen Vergebung von Bauten eine freie Concurrenz ausgeschrieben, bei welcher die Pläne des Verfechters freier Kunstentwicklung den Sieg errangen. Die Altlerchenfelderkirche, deren Vollendung nach des Meisters frühem Tode, in die Hände Franz Sitte's und van der Nüll's gelegt wurde, bedeutet nicht nur für Wien den Beginn einer neuen Ära in der Architektur, sondern sie ist für die ganze österreichische monumentale und decorative Kunst überhaupt ein Markstein einer neuen Kunstblüte. Wie dieses Gotteshaus, an welchem unser Kaiser mit eigener Hand den Schlussstein festgemauert hat, dem Dienste des Ewigen geweiht ist, so bildet es bezüglich der Wandlung des Kunstgeistes ein ewiges Wahrzeichen. Nicht minder epochemachend für die Entwicklung der monumentalen Architektur wurde der im Jahre 1849 begonnene Bau des k. k. Arsenales von der einstmaligen Belvedere-Linie, gemeinsam von den Architekten van der Nüll, Siccardsburg, L. Förster, Theophil Hansen und Rösner ausgeführt und vom romantisch-byzantinischen Stilgedanken beherrscht. Entsprach der Romanticismus vor-

*) Diese Denkschrift erschien im Jahre 1861 in Prag als Brochure unter dem Titel: „Vorschläge zur Reorganisirung des öffentlichen Baudienstes in Österreich.“

nehmlich der Richtung, welche von der Nüll, Siccardsburg und Rösner verfolgten und welche sie in der Ausführung des Commandantur-Gebäudes und der sonstigen Nebenbauten zum Ausdruck brachten, so leistete Förster und Hansen, welche in der Handhabung des altchristlichen Basilikenstiles in der von ihnen gemeinsam erbauten protestantischen Kirche in Gumpendorf, eine Probe ihres Talentes abgelegt hatten, in dem Entwurfe des Waffenmuseums Vortreffliches. Hansen blieb die Ausführung allein vorbehalten, dessen



Opernhaus.

üppige Phantasie in dem graziösen Luxus und der Mannigfaltigkeit der Decoration mit der Erfindungsgabe der Baumeister der Alhambra wetteiferte. Auch für seine Kapelle des protestantischen Friedhofes suchte Hansen seine Muster in entlegenen Jahrhunderten des byzantinischen Stiles.

Wenngleich alle diese Werke für jenen gewaltigen Wendepunkt zeugen, welcher in der Entwicklung der Architektur eingetreten war, so sind sie doch als die ersten freien Schritte einer Kunst zu betrachten, die erst später ihre volle Entfaltung finden, und sich zu einer monumentalen Kunstepoche emporarbeiten sollte. Erst als für eine erhöhte allgemeine Kunstthätigkeit von den Lippen unseres Kaisers der Wenderuf erscholl, am 20. December 1857 die Stadterweiterung beschlossen war, erhob sich eine, in der Geschichte selten dastehende Kunstthätigkeit, welche aus getrennten Theilen ein einheitlich Schönes zu gestalten sich zur Aufgabe setzte. Van der Nüll, Siccardsburg, L. Förster und Friedrich Stache waren die preisgekrönten Sieger, welchen die Ausarbeitung der Pläne dieser Aufgabe zugefallen war. Der vor Feindesgefahr schützende Mauergürtel, welcher die Entwicklung der Stadt und deren Verbindung mit den Vorstädten, ohne der neuen Kriegsführung dienlich sein zu können, gehemmt hatte, fiel, und ein juwelengeschmücktes Palastband umfieng Vindobonas altehrwürdige Gewandung. Früher schon wurde der zuerst von Ernst und Oescher angeregte Gedanke des Studiums der mittelalterlichen Baustile fruchtbar in den stilgerechten Restaurierungen, welche das alte Wahrzeichen Wiens, der Stephansdom, erfuhr.

Die durch die Stadterweiterung gewonnenen Plätze wurden nun Glanzpunkte nicht nur für die monumentale Architektur, sondern auch für die künstlerische Gestaltung des Wohnhauses gegenüber dem früher herrschenden Zinskasernensystem, welches gebrochen zu haben das Verdienst van der Nüll's, Siccardsburg's und Ferstel's ist. Eine vorher nicht erreichte Leistung im Zinshause ist Hansen's Heinrichshof geworden, indem es der Architekt verstand,

einen großen Complex einzelner Häuser in ein Ganzes zu vereinen und durch eine der Renaissance nachgefühlte Gliederung seiner Theile dem Ganzen ein graziöses, jede Eintönigkeit benehmendes Wesen zu geben.

Die Ringstraße selbst bietet in ihren Bauten das wechselvolle Bild der Bethätigung mannigfacher Stile. Mag aber die neue Wiener Architektur im formschönen Gewande des Hellenen, im Rocke des nordischen Gothikers, im bunten Costüme des Orientalen, in der malerischen Tracht des Florentiners und Oberitalieners des Cinquecento oder in der reichdrapierten Hülle des Barockisten erscheinen, überall klingt doch der eigenthümliche Reiz der österreichischen Empfindungsweise durch. Theophil Hansen, der in seinen Palastbauten, wie im Palais Epstein, jenem des Erzherzog Wilhelm, im Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde, der Akademie der bildenden Künste, der Börse und des Reichsrathsgebäudes sich der antiken Formensprache bediente, hat gezeigt, welch' herrlichen Wohllaut diese Sprache birgt, wenn der Künstler des ganzen Idioms mächtig ist. Und Heinrich Ferstel, der sich im Baue der Börse als Meister des romanischen Stiles bewährt hatte, brachte den Dankjubel der Völker Österreichs ob der Rettung ihres geliebten Monarchen in der im edelsten Materiale ausgeführten Bau der Votivkirche, mit ihren leichten, an die französische Gothik gemahnenden Formen, in der Fülle und Schönheit der Ornamentik und der Kühnheit der Construction, zum vollen Ausdrucke.

Der Nachfolger Ernst's im Dombaumeisteramte Friedrich Freiherr von Schmidt, hat durch seine geniale Begabung nicht nur im Kirchen-, sondern auch im Palast-, wie Nutzbau die Gothik mit neuem Leben erfüllt. Seine Kirchenbauten, wie die Lazaristenkirche, und der durch seine Gewölbeconstructionen so interessante Centralbau der Fünfhauser Pfarrkirche wiesen dem Ziegelrohbau neue Bahnen, während er uns in den seinen Fortschritt bekundenden Profanbauten des akademischen Gymnasiums, des Rath- und des Sühnhauses wie mit einem Zauberschlage in das rührige Leben mächtiger deutscher Bürger des scheidenden Mittelalters versetzt.

Während Schmidt der Gothik sich vollends hingibt und in seinen Gestaltungen die Fortbildungsfähigkeit dieses Stiles erstrebte, wandte sich Heinrich Ferstel mit derselben Originalität, mit welcher er die französische Gothik zu handhaben wußte, der Früh- und Hochrenaissance zu, wie dies der Bau des österreichischen Museums, das Palais des Erzherzogs Ludwig Victor und die grandiose Gestaltung der Universität erweisen.

Den Vollendern von Müller's epochemachendem Bau der Altlerchenfelderkirche war es beschieden der Oper, welche in Wien Dank der Kunstliebe und des Verständnisses der österreichischen Fürsten eine so bedeutende Pflege gefunden hat, ein neues Heim zu bauen. Ihre Befähigung hierzu hatten sie ganz speciell im Baue des Sophiensaales und des Karltheaters erwiesen. Poesievoll wie die Romantik, deren edelste Vertreter sie waren, spielend mit den architektonischen Formen erscheint der Bau mehr auf malerische Wirkung abzuzielen. In der Anmuth der Innengestaltung haben die Architekten und ihr congenialer Nachfolger Josef Stark geradezu Bewunderungswürdiges geleistet. Dadurch wurde das Dioscurenpaar österreichischer Architektur van der Nüll und Siccardsburg wirklich Pfadfinder nicht nur für den Theaterbau überhaupt, sondern speciell für eine festlich gestimmte, aber dennoch nicht prunkende Innendecoration, auf welchem Gebiete sich Ferdinand Fellner und Hermann Helmer und ihr genialster Schüler Karl Freiherr von Hasenauer, die ersteren im Baue des nun umgestalteten Stadttheaters und mancher Provinztheater, letzterer in der Vollendung des Hofburgtheaters als ebenbürtig erwiesen, und die angebahnte Richtung zu hoher Vollendung brachten.

Mehr von der französischen Renaissance beeinflußt erscheint Hasenauer. Welchen Weg er wandelte, dafür zeugen die imposanten von G. Semper entworfenen und von ihm ausgeführten Bauten der Hofmuseen, welche die von den Habsburgern aufgespeicherten Schätze der Kunst und Wissenschaft bergen und des Burgtheaters. Der deutschen Renaissance huldigt Alexander Wieleman Edler von Monteforte in seinem Justizpalaste und seinem zierlichen Eckhause am Stock im Eisenplatz, welches der figürlichen Wandmalerei neue Impulse gab.

Die langgemiedene Barocke erhielt eine neue verständnisvolle Pflege durch Karl König in seiner das emsige Studium Fischer's von Erlach erweisenden Musterleistung des Ziehrerhofes und durch Heinrich Adam's keusche Behandlung der decorativen Formen dieses Stiles. Die Anregungen, welche nun gegeben waren, wurden emsig gepflegt von einer großen Zahl hervorragender Architekten, eines Neumann, Roth, Tietz, Streit, Abel, Tischler, Rumpelmayer, Korompay, Claus, Wagner, Schuhmann, Hiser u. a., deren Werke der Stadtphysiognomie der Centrale ein so prächtiges, reizendes Ansehen verliehen. Aber auch außerhalb der Residenz, abgetrennt von ihr durch blumenreiche Wiesen und duftige Wälder, ergötzen die Fortschritte in den Neuschöpfungen von Villen und Landhäusern, welche sich der sie umgebenden Natur einzuordnen wussten. Der Höhepunkt in dieser Richtung wurde hier in der Lainzer kaiserlichen Villa erreicht. Wie dieses Juwel, welches Hasenauer schuf, so dankt auch jener Krystallpalast, welchen Franz Segenschmid als würdiges Heim der exotischen Pflanzen in Schönbrunn erbaute, derselben kaiserlichen Munificenz seine Entstehung. Wie hier der schöne Linienfluss der Conturen sich in volle Harmonie zur Umgebung schmiegte, verstand es Lothar Abel die Gartenarchitektur wieder in gesunde Bahnen zu lenken.

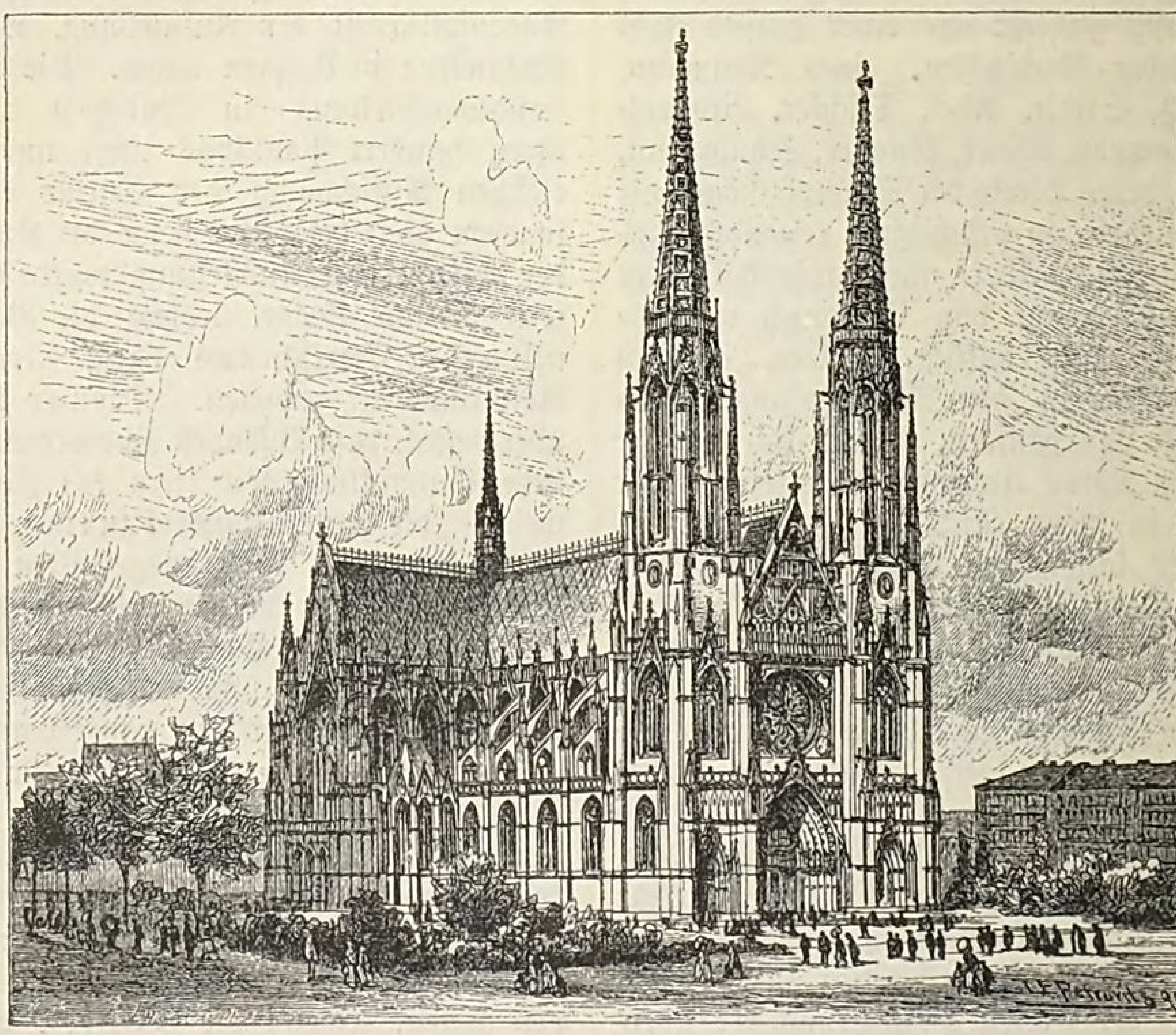
Während aber die Architektur in rastlosem Ringen in der freien Verwertung der überkommenen Stile stets neue Gedanken fand und die Formensprache mit neuen Reizen ausgestaltete, vergaß man nicht der Monumente voraufgegangener Zeiten. Auf kaiserlichen Befehl wurde die Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale berufen, das Interesse an den Denkmalen unserer Vorfahren in den einzelnen Ländern wachzuerhalten, dieselben allgemein bekannt zu machen und vor Verfall zu behüten. Was Ernst und Oescher angestrebt hatten, erfüllte sich in dieser Institution, indem sich der Künstler und der Gelehrte die Hände reichen zum Bunde der Erhaltung und Conservierung der ewig mustergiltigen Vorbilder, zur Klärung und Aufhellung von Klio's Tafeln.

Der gewaltige Aufschwung, welchen die Architektur in Wien und dessen nächster Umgebung nahm, die stetig vorwärtsschreitende Verschönerung der Metropole des weiten achtunggebietenden Reiches, wirkte auch auf die Kunstentwicklung der einzelnen Länder Österreich-Ungarns ein. Je nachdem diese vermöge ihrer voraufgegangenen Cultur vorbereitet waren, ergriffen sie auch die Anregungen, welche von der Residenz des Reiches kamen. Augenfällig ist der Aufschwung, welchen die Architektur in Ungarn nahm. Die ungarische Landesausstellung in Budapest zeugte in ihren hundert Pavillons nicht nur für den riesigen Aufschwung der Cultur überhaupt, sondern ganz besonders jener der Kunst. Und der Besucher der Ausstellung wurde beim Eintritt in die Stadt, welche die Beweise des culturellen Fortschrittes barg, geradezu auf die Architektur gewiesen. Denn er konnte sich überzeugen, dass Budapest eine bedeutende bauliche Entwicklung seit circa 30 Jahren hat, welche „die Provinzialstadt zu einer Stadt der Paläste" erhob. Die ausgestellten Entwürfe boten aber auch die Gewähr, dass bei dem Aufschwunge der Hauptstadt die Provinzen nicht zurückblieben und die ungarische jüngste Architektur sich über das ganze Land verbreitete. Im Kirchen- wie im Profanbaue sah man von einseitiger Bevorzugung eines besonderen Baustiles ganz ab, sondern verwendete in freiem Ermessen alle Stilgattungen. Ein Blick auf jene Prachtbauten, welche den Donauquai und die Hauptstraßen von Budapest zieren, erweist die Wahrheit des ausgesprochenen Satzes.

Was ein Nicolaus Ritter von Ybl, dieser Altmeister der Architektur in Ungarn, schuf, stellt sich würdig der Wiener Architektur an die Seite. Im Profan- wie im Kirchenbau leistete er Treffliches, von einfachen, aber stets vom vollen künstlerischen Geiste durchwehten Profan- und Kirchenbauten, mit welchen er nicht nur Budapest, sondern das Land schmückte, bis zur feingegliederten im romanischen Stile gehaltenen Kirche zu Fóth und seinem Juwel im Profanbau, jener Treppe im Budapester Opernhaus, erweist er sich als feinfühliger Künstler, der auch das Kunstgewerbe zu erziehen verstand. Nicht minder rührig erwiesen sich die Architekten Pollak, Josef Hild, Zitterbarth, Fessl und Kiemnach, Julius von Bukovics und Haußmann, Friedrich Schulek und die Erbauer des Industriepalastes Christian Ulrich, Edmund Lechner und Julius Pártos.

Ganz abgesehen von der eleganten zierlichen Gothik, welche Professor Schulek handhabt und Pfaff, welcher im Villenbau, sowie S. Quittner, welcher im Krauß'schen Palaste, eines der schönsten Gebäude der Andrássystraße, Hervorragendes geleistet haben, zeugen Professor Emerich Steindl's Werke für einen originellen Künstler, dessen Parlamentsbau einen vollen harmonischen Eindruck eines in der Gothik geschulten Meisters macht, der mit Verleugnung seines künstlerischen Ich insbesondere in der Restaurierung der Kirchen von Bártfa und Máriafalva, sowie des Domes zu Kaschau seine volle Hingabe an fremdes Schaffen und für dessen stilgerechte Wiederherstellung oder Vollendung bewiesen hat.

Wie in Ungarn so hat auch in den übrigen Kronländern das Beispiel der Metropole zur Nachfolge angeeifert, nicht nur Neues im Sinne der Zeitforderung zu schaffen, sondern auch das Überkommene zu conservieren. Böhmen, welches von jeher verstanden hat, den Kunstsinn zu pflegen, Mähren, Oberösterreich und Salzburg förderten die Architektur oder suchten mit allen Mitteln das früher Begonnene zu Ende zu führen, historisch und künstlerisch Interessantes früherer Perioden zu erhalten. Es würde den Rahmen dieser Darstellung überschreiten, wollte man auch nur der Hauptwerke, so in Böhmen der Thätigkeit des Architekten V. Grueber, Mocker und Schmoranz, der umfassenden Herstellung der Teynkirche, der Mauritiuskirche in Olmütz, des regen architektonischen Lebens in Brünn unter Prokop, der Restaurationsthätigkeit Krakaus bezüglich der Katharinenkirche und des Wiederaufbaues der Dreifaltigkeitskirche; der Restauration der Stiftskirche zu Innichen, des Domes von Trient unter Essenwein, der Friedhofkirche von St. Peter und des Domes in Salzburg, des St. Wolfgang-Altares und der Kirche zu Wolfgang durch Bergmann, des Mariendomes zu Linz×, des Domes zu Spalato gedenken.



Votivkirche.

Wie der Bau der Altlerchenfelder und in gewisser Hinsicht jener der Johanneskirche in

×Plan u. Ausf. von Vinzenz Statz in Köln

der Jägerzeile und des Arsenals so folgenschwer für die reiche Entfaltung und kräftige Entwicklung der Architektur wurde und eine neue prächtige Bauepoche einleitete, wie sich von da an immer merklicher die freie und geistvolle Verwertung aller Stilnuancen kundgibt, so ebneten diese Bauten auch den Schwesterkünsten Pfade, welche die österreichische Kunst seit lange nicht betreten hatte; es ergaben sich Aufträge für die monumentale Plastik und Malerei. Am meisten hatte die Plastik, jene bisher in Österreich fast unbeachtete und geradezu stiefmütterlich bedachte Kunst, der Monumentalarchitektur zu danken. Wie diese der decorativen Plastik bedurfte, so begünstigte das freie constitutionelle Leben, und der mehr und mehr durch das Nationalgefühl erwachende historische Sinn die Denkmalplastik. Wie die decorative Plastik dem Künstler neue Aufgaben in Bezug auf die Einordnung seiner Kunstwerke unter den beherrschenden architektonischen Gedanken stellte, wie in fein abgewogener Weise diese Sculptur dem Bauwerke erhöhtes Leben gab, ohne die Schönheit der Baulinie, wie die Arbeiten Friedl's und Weyr's beweisen, zu stören, so bot der Wunsch, der Tüchtigkeit ein mit dem Andenken an die Persönlichkeit verknüpftes Denkmal zu setzen, der Monumentalplastik die Gelegenheit, sich in das Studium der Charakteristik der Einzelerscheinung zu versenken und den Boden gesunder Realistik zu gewinnen, auf welchem sich von den bildenden Künsten zum Beginn der Regierung unseres Kaisers nur das Genrebild bewegte.

Waren auch die ersten Arbeiten, jene zwei großen Statuen des heil. Rudolf und der heil. Anna an der genannten Johanneskirche von Franz Bauer und das Marmorrelief: „Die Anbetung der heiligen drei Könige“ im Tympanon derselben Kirche von F. Dietrich keine hervorragenden Leistungen, so bewiesen diese den romantischen Einfluss nicht verleugnenden Arbeiten doch eine tüchtige Schule, der es eben zur Vervollkommnung in früherer Zeit an Aufgaben gefehlt hat. Hatte man ja in unserer Heimat zu jener Zeit leider nur zu Ausländern Vertrauen, welchen man dann die wenigen Arbeiten, welche sich ergaben, übertrug, um dann so gänzlich missglückte Monumente zu empfangen, wie des vielgepriesenen Pompeo Marchesi's Kaiser-Franz-Denkmal am Burgplatze in Wien. Mehr unmittelbares Leben zeigen dann schon Johann Preleuthner's „Fischer,“ „der todtgefundene Liebesbote“ und sein nach van der Nüll's Entwurfe ausgeführter Engelbrunnen vor der Paulanerkirche. Mehr realistisch ist seine Auffassung im „David“ und den Statuen der Apostelfürsten für die Façade der Altlerchenfelderkirche. Einen neuen Weg betrat er dann auf dem Gebiete der religiösen Plastik durch die Polychromierung der Figuren im Triumphbogen der genannten Kirche, welche er, angeregt von van der Nüll, mit feinem Formgefühle zur Anwendung brachte.

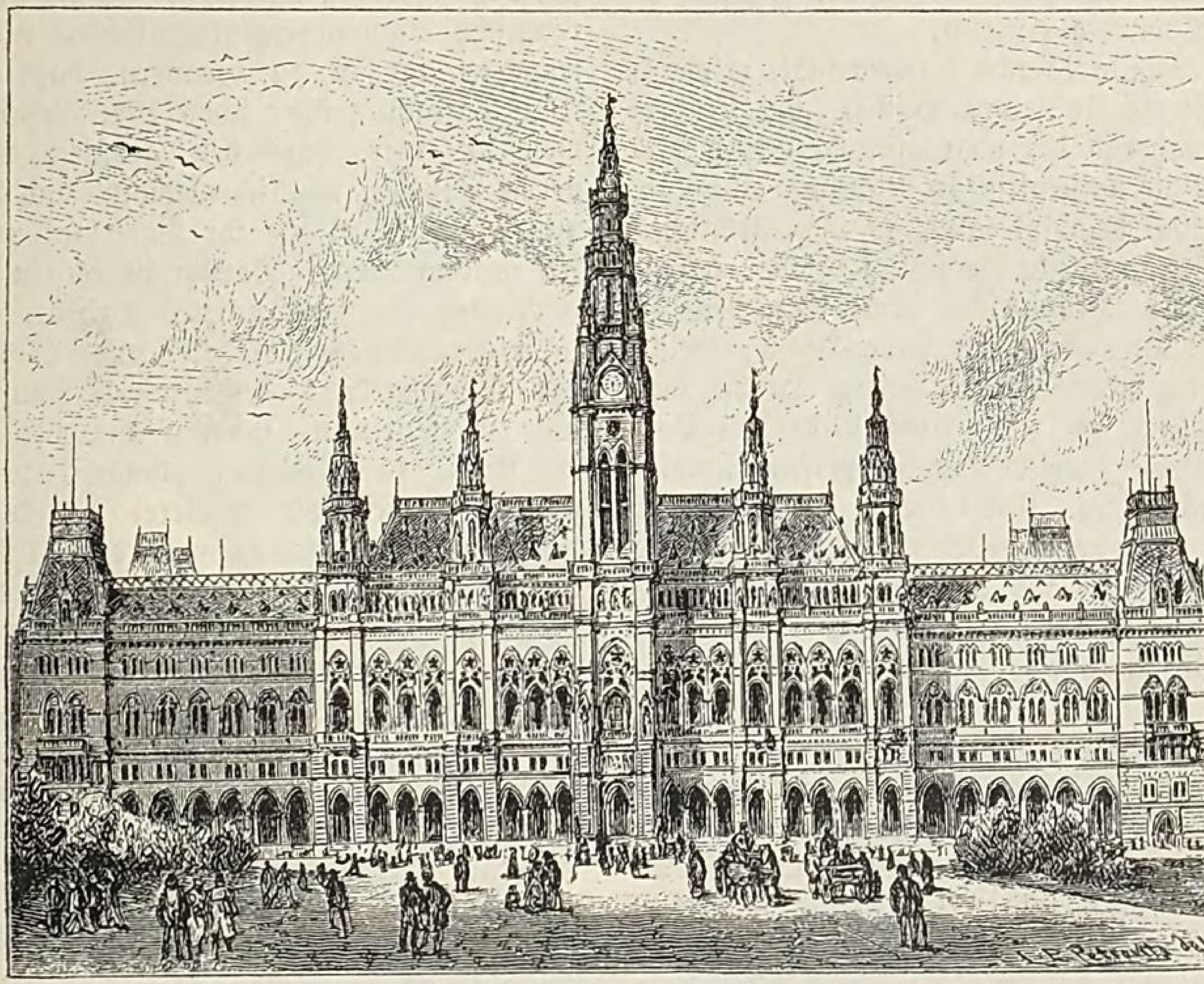
Neues Leben brachte in die Wiener Plastik Hans Gasser. Aus der Schule der kärntnerischen Herrgottschnitzerei hervorgegangen, gewohnt, flott und schnell zu arbeiten, erklären sich aus dieser Richtung alle Vorzüge und Mängel dieses begabten Künstlers, dessen Canon tiefe Empfindung und frische Naturauffassung, dessen höchstes Ziel treffende Charakteristik war. Daher gelangen ihm jene Schöpfungen am besten, wo der Phantasie völlig freier Spielraum gegönnt war, und diese durch keine Rücksichten des Locales oder der Bestimmung gebunden war. Dafür zeugt sein „Donauweibchen“ seine „Träumende Muse“ und seine lebenswahren Porträts Rahl's, Jenny Lind's u. a. Einen noch energischeren Zug brachte ein anderer Schüler Schwanthaler's in die österreichische Plastik, Anton Dominik Fernkorn, welcher zugleich das Verdienst der Neubelebung des Kunstgusses in Anspruch nehmen kann. Von seinen ersten Arbeiten, welche er in Wien ausführte, wie das Relief: „Der heilige Georg im Kampfe mit dem Lindwurm“ und „Hagen versenkt den Schatz der Nibelungen in den Rhein,“ welche Werke den genialen Romantiker verrathen, bis zu seinen Reiterdenkmalen des Erzherzog Karl und des Prinzen Eugen, insbesondere in der Art wie er diese Denkmale auszuführen Willens war,*) können wir die aufsteigende Richtung dieses Meisters bis zur lebensvollen Energie verfolgen. Wie Gasser und Fernkorn so war auch Zumbusch ein Schüler der Münchner, während aber jene ihre Anregung aus Schwanthaler's romanti-

*) Fernkorn's Modell zum Erzherzog Karl-Monument bewahrt die Graf Czernin'sche Gallerie in Wien. Es zeigt die vier Ecken des Monumentes mit Statuengruppen, welche die Tugenden des Kriegerstandes und den Opfermuth verherrlichen.

scher Schule nahmen, wurde dieser in Halbig's realistischer Schule gebildet. Er schmückte, nachdem er für sein Maximilian-Denkmal gerechten Beifall geerntet hatte, die Residenzstadt mit Monumenten, welche in der Großartigkeit der Composition und der Sorgfalt der Durchführung hervorragend sind. Wie sein Beethoven-Denkmal der Ausdruck der titanenhaften Gewalt und der Kraftgenialität Beethoven'scher Musik ist, so erscheint sein Maria Theresia-Monument nicht nur als eine Verherrlichung der großen und allgeliebten Kaiserin, sondern in der Geschlossenheit der figurenreichen Composition als Epopöe des neuen Geisteslebens, welches Österreich der segensvollen Regierung der erhabenen Frau dankt, während er im Radetzky-Denkmal die ganze herzgewinnende Schlichtheit und imponierende Größe dieses Siegers verherrlicht. Die Schule dieses Meisters zählt ausgezeichnete Kräfte und die Namen eines Swoboda, Neuner, Rumel, Unterkahnsteiner haben guten Klang in der Kunstwelt Österreichs. Zumbusch hat mit Karl Kundmann das Verdienst, nicht nur als Lehrer, sondern auch als Reorganisator des akademischen Unterrichtes vielseitig gewirkt zu haben. Kundmann, mehr dem antiken Ideale zugewandt, entzückt nicht nur durch seine poesievolle Auffassung, den bezaubernden Linienfluss, durch die Anmuth der Formgebung, welche er in Hähnel's, des Meisters des Schwarzenberg-Denkmal, Schule gelernt hat. Insbesondere versteht es Kundmann in den weiblichen Gestalten stets die Lebensfrische des Wiener Dialectes in feiner Nuancierung zu betonen. Die Gefühlstiefe der Heimat sie klingt in seinem Relief „Mutterliebe" und im Grabmal der Gräfin Széchényi-Erdödy durch, während er in seinem „Schubert" und „Grillparzer" diesen localen Zug mit der treuen charakteristischen Darstellung und der prägnanten Auffassung der Individualität des Dargestellten zu verschmelzen versteht. Seine Tegetthoff-Monumente, seine Statuen für das naturhistorische Hofmuseum, seine genrehafte Darstellung des „neugierigen Pagen," sowie seine religiösen Werke verrathen alle den feinfühligen großen Künstler. Die Schule Kundmann's weist tüchtige Kräfte mit bedeutenden Werken in allen Kronländern auf, so hat Richard Kauffungen für Temesvár das Scudier-Denkmal, für Prag die gelungenen Statuen für das Rudolfinum, Heinrich Fuß das Tegetthoff-Denkmal in Marburg, das originelle Grabmal Dr. Gaßner's in Innsbruck geschaffen, und obliegt mit allem Eifer in Innsbruck nicht nur seiner anregenden Lehrthätigkeit, sondern pflegt hier das Porträt. Auch dankt der Schule Kundmann's die Marmorsculptur ihre Wiederbelebung und es ist erfreulich, wie Meister, welche den Ruhm ihres Namens, wie Josef Tautenhayn der Medailleurkunst danken, in der Marmorplastik dieselbe Meisterschaft bekunden. Der Giebelschmuck der Wiener Universität dieses Meisters, der Mittelgiebelschmuck des Parlamentsgebäudes von Edmund Helmer künden am besten den Aufschwung, den diese Technik genommen hat. In besonderer Weise hat sich auch die Grabsculptur, Dank der vorzüglichen Leistungen unserer Künstler, in der Verklärung unserer heimgegangenen Lieben, und der elegischen Stimmung, ohne Gefühlsduselei neue Bahnen gemacht. Was hier Natter, Weyr, Wielemans, Hauser, Herdtle geleistet, zeugt nicht nur für die edle Auffassung der Bestimmung des Grabdenkmals, sondern auch für die Neubelebung eines Stiles in der hohen antiken Weise.

Wie hier, so hat auch die Vorliebe für Barocke einer längst nicht mehr verwendeten Technik neues Leben gegeben, nämlich der Stuccodecoration, welche mit feiner Geschmeidigkeit und Eleganz von Schönthaler, Lavigne, Müller, Pokorny, Schindler und Völckel gehandhabt wird. Wie Kundmann aus der Schule des zuerst genannten Bauer hervorgegangen ist, so bildete dieselbe Schule den trefflichen Darsteller von gelungenen Wiener Typen: Costenoble, dann Silbernagel, den vielseitigen Anton Schmidgruber, Alois Johannes Benk, den formvollendeten Meister der Austriagruppe und Alois Düll. Das Porträt erhielt durch die gesunde naturalistische Richtung, welche Victor Tilgner einzuschlagen wusste, das Ziel geistvoller Charakteristik in mehr malerischer als streng plastischer Auffassung. In ähnlicher Weise wirkt Vincenz Pilz. Die religiöse Plastik nahm einen neuen Aufschwung dadurch, dass die neuere Architektur mit jenen fabriks- und schablonenhaft erzeugten kirchlichen Plastiken aufräumte und diesen Zweig der Sculptur in die Hände bedeutender Künstler legte, von welchen der streng kirchlichen Richtung

Josef Gasser huldigt, der mit Bauer's Schüler Franz Erler jene wirklich andachterweckenden, aus tiefer religiöser Empfindung stammenden Werke schuf, welche die Votivkirche und andere kirchliche Gebäude Österreichs zieren. In der Kleinplastik wirkt Otto König durch seine fein-



Neues Rathhaus.

gegliederten Brunnengruppen, Tafelaufsätze, der Ciseleur Stephan Schwarz vortrefflich, während H. Klotz die Holzschnitzerei zu neuem Aufschwung brachte. Die Schule, welche in der Kleinkunst Josef Daniel Böhm begründete, lebt in seinem begabten Schülern, wie den tüchtigen Medailleuren Ant. Scharff, Josef Tautenhayn und E. Radnitzky, um nur der vorzüglichsten zu gedenken, fort. Nennen wir noch Eduard von Hoffmann, welcher in der Brunnengruppe für das Schloss Hellbrunn, durch einen gesunden Naturalismus dem Streben nach barocker Gestaltung Ausdruck gibt, dann Pendl, Seidar, Sterzer, Brandstetter, Leisek, Lax so ist bei weitem die Reihe jüngerer aufstrebender Kräfte nicht geschlossen und bewahrheitet sich in dieser gedrängten Darstellung der Satz, dass dort wo Aufgaben sind, die Kunst erblüht und eine große Schar von edlen Priestern dieser Göttin dienen.

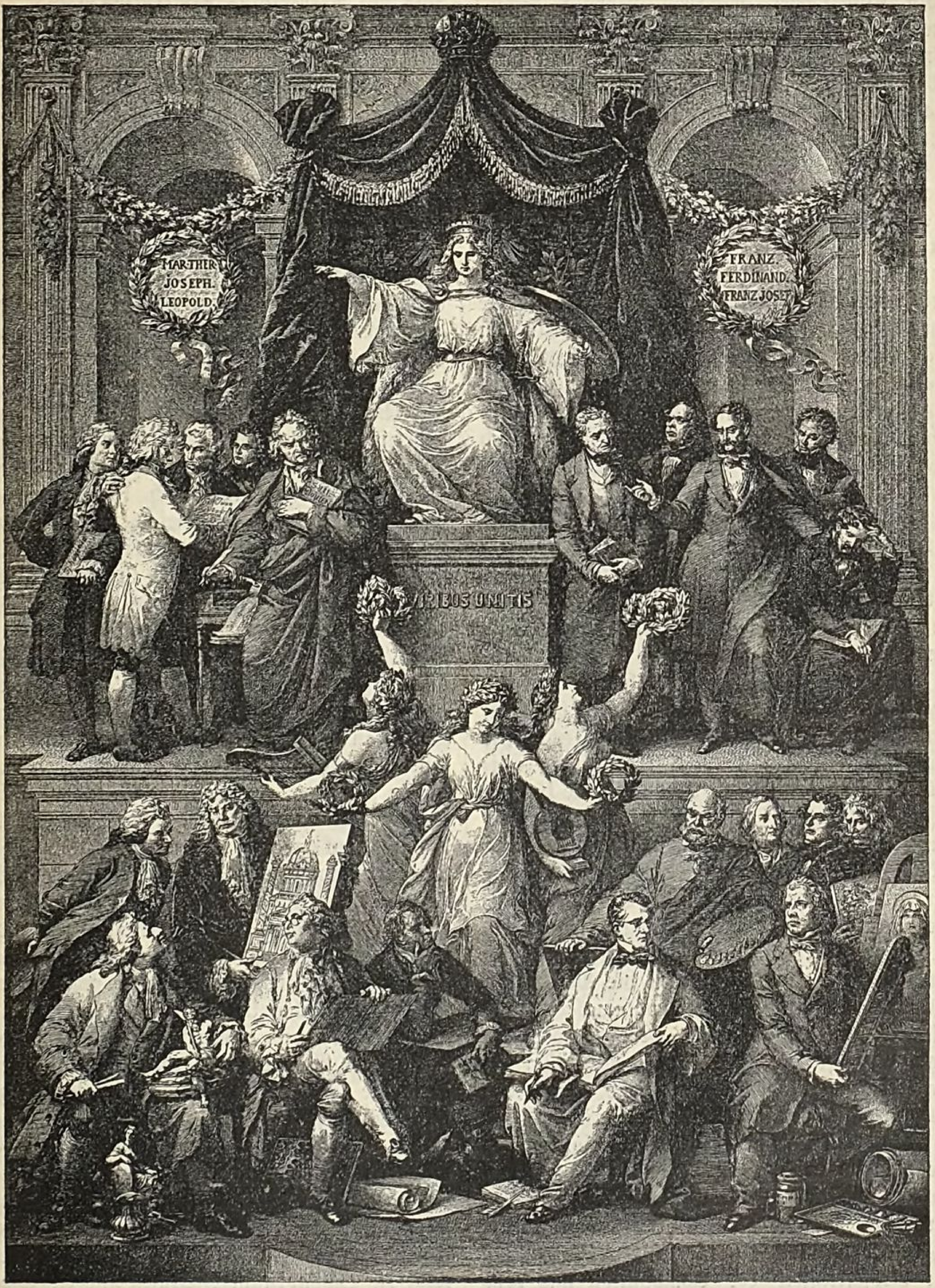
Dass die Plastik eine lange Zeit unfreiwilliger Muße durchzumachen hatte, erklärt es auch, dass sie in der Provinz eine junge Pflanze ist, die wenn wir zunächst nach Ungarn blicken, ihr Gedeihen vor allem dem warmen Interesse dankt, welches unser Herrscherhaus der ungarischen Metropole entgegenbrachte. Erst die Pflege, welche der Kunst in Ungarn durch dessen König entgegengebracht wurde, weckte die Aristokratie und das große Publicum zu erhöhter Kunstpflege und ganz speciell der Plastik. Erst seit dieser Zeit begann man der decorativen Plastik in künstlerischer Verwerthung zu gedenken, begann man die Plätze der Hauptstadt mit Standbildern zu zieren. Einer der ältesten, dessen weitere Ausbildung der Tod unterbrach, war wohl Nicolaus Izsó, von welchem eine Reihe Porträtbüsten stammen, und Ferenczy, welcher eine nationale Richtung einschlug, die eine eigenthümliche Blüte der ungarischen Genre- und Monumentalplastik in Engel und Hußár

hervortrieb. Von dem ersteren stammt jene reizende „Eva“ welche ein streng classisches Streben bekundet, von diesem die Statue Josef Eötvös und die den Dichter der Revolution so scharf markierende Bildsäule Petöfi's, sowie das figurenreiche Deák-Monument, welches sich den edelsten Schöpfungen der Monumentalplastik würdig einreiht.

Der Schule Tilgner's zugewandt, erscheint Alois Strobl in seinen Büsten und Kinderköpfen, während der phantasievolle Georg Kiss ebenfalls die naturalistische Richtung einschlug, welche ihn befähigt auch in der kirchlichen Kunst, das Göttliche menschlich fassbar darzustellen, das Himmlische dem Irdischen zu nähern. Dies beweisen seine Werke, welche er in Graz schuf, wie die heilige Helene, dies seine Figuren der zwölf Apostel für den Dom in Fünfkirchen, welche Dombaumeister Schmidt so sehr entzückten. Und daneben erweist er sich als prächtiger origineller Genreplastiker und Satyriker, wie sein „Pferdedieb, sein ungarischer Bacchus“ erweisen. Ein hervorragendes Talent ist auch Zala, der Meister des Monumentes der „dreizehn Märtyrer von Arad.“ Nicht minderen Aufschwung nahm die Bildhauerei in den übrigen Kronländern des weiten Reiches. Wie könnten hier auch kaum die hervorragendsten Namen genannt werden, sollte das Essay nicht zum Buche werden. Welche edeleinfache mit tiefster Empfindung gepaarte Compositionen hat in Prag Josef Myslbek in seinem Grabdenkmal, welch' stürmisch bewegte Gestalten hat er in „Záboy und Slavoy“ für die Palacky-Brücke geschaffen, wie spricht sich in dem Polen Walery Gadomski ein ganz eigenartiges Talent aus.

Gleich der Plastik, wurde auch die Malerei zur Entfaltung einer monumentalen Thätigkeit durch die Architektur emporgeführt. Wo es galt, das unmittelbare Leben, sei es der Gesellschaft, wie im Genrebild, sei es des Individuums, wie im Porträt, sei es der umgebenden Natur, wie in der Landschaft zu erfassen, da hatte die österreichische Malerei herrliche Blüten entfaltet. Anders verhielt es sich mit der Monumentalmalerei, welche in Maulbertsch, den letzten genialen Schüler der bravourösen Barockmalerei hatte. Um dieser Kunst würdige Probleme zu geben, bedurfte es eines Mäcen im besten Sinne des Wortes. Und ein solcher, der mit aller Liebe und vollem Verständnis begabt, zuerst erkannte, was den vorhandenen tüchtigen Talenten Beding zur Verwertung ihrer Kräfte sei, das war unser Kaiser. Wenn man bedenkt, welche tüchtigen Kräfte Österreich in allen Gattungen der Malerei besaß, welche selbst in ihrer romantischen Schule die österreichische Stammeseigenthümlichkeit nicht verleugneten, so ist zu bedauern, dass manche Künstler nicht früher schon zum Schaffen kamen, so zwar, dass den größten Meistern neben Führich, nämlich Schwind und Steinle, nur je ein Werk für ihr Vaterland zu schaffen gegönnt war. Darum ist es ein unauslöschliches Verdienst unseres Kaisers, dass er in seiner Weisheit Mittel und Wege fand, den Wirkungskreis der großen Kunst nicht nur zu erweitern, sondern auch den Inhalt der Kunst zu vertiefen. Zunächst wohl empfand die religiöse Malerei die Wohlthat. Hatte Josef Führich schon in dem Cyklus der Leidensgeschichte Christi in der Johanneskirche sein Talent bewiesen, so gewinnt er erst in dem Gemäldecyklus der Altlerchenfelderkirche seine volle Höhe, indem er von der strengreligiösen zur kirchlich-historischen Kunst übergeht und auf diesem Wege eine treffliche Schule ausbildete.

Zur Durchführung der ihm in der genannten Kirche gestellten Aufgabe zog er jene Künstler heran, welche sich schon früher um ihn als das Haupt der religiösen Historienmalerei geschart hatten. Es waren dies Leopold Schulz und Kupelwieser, Josef Binder, Franz Dobiaschofsky, Eduard R. von Engerth, Karl Mayer, Josef Schönmann und Karl Blaas, deren Thätigkeit durch zahlreiche Altarbilder in verschiedenen Wiener und Provinzkirchen von der Entwicklung der religiösen Malerei ein beredtes Zeugnis geben. Führich erscheint in den monumentalen Bildern im Concept durch Gedankenfülle und Phantasiereichthum hervorragend, während die ausführenden Schüler durch edle Linienführung und eine tüchtige Technik für die Trefflichkeit der Schule zeugen, der sie entstammten. Was Führich in classischer Formenanmuth vermochte, das zeigen sein poesievoller „Gang Mariens über das Gebirge,“ welches Kaiser Franz Josef ankaufte, und seine Zeichnungen zum „Verlornen Sohn.“ In religiöser Überzeugung mit Führich übereinstimmend, aber



Huldigung der österreichisch-ungarischen Künstler und Gelehrten für den Kaiser Franz Josef I.
Entworfen und radiert 1877 von Karl Geiger.

an Energie des Ausdruckes überlegen, ist Leopold Kupelwieser, während Leopold Schulz mehr den genialen Eklektiker, Eduard Ritter von Engerth sowohl in seinen religiösen, noch mehr aber in seinen profanen Gemälden den Coloristen zeigt. Derselben coloristischen Richtung ist auch Franz Dobiaschofsky zugethan. Die spätere Richtung der religiösen Malerei, welche insbesondere in der Auszierung der neueren gothischen Kirchen Hervorragendes leistete, ist wohl am besten durch Trenkwald's, von innigster Religiosität durchwehten Compositionen charakterisiert. Dafür sprechen seine cyklischen, im zarten Freskenton gehaltenen Malereien im Kapellenkranze der Votivkirche, welche die Entwicklung des Mariencultus darstellen. Ihm schloss sich sein begabter Schüler Aug. v. Woerndle an. — Doch auch die Glasmalereien, welche entweder für die neuen gothischen Kirchen oder für den Stephansdom anlässlich seiner Restauration als Stiftungen kunstsinnigen Adels oder Bürger geschaffen wurden, regten die Künstler, wie Steinle, Klein, Laufberger, die Gebrüder Jobst zu einer neuen Thätigkeit an, welche auch dem Kunstgewerbe, welches in dieser Hinsicht in den von Geyling und Neuhauser trefflich geleiteten Anstalten gepflegt wurde, Gelegenheit zu weiterer Ausbildung und technischer Vollendung bot. — Den Aufschwung religiöser Miniaturmalerei bezeichnet die künstlerische Ausstattung eines Missale, welches im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers von den Malern Blaas, Emler, Führich, J. N. Geiger, Kupelwieser, C. Mayer, Christ. Ruben, Schulz und Trenkwald ausgeführt wurde.

In noch erhöhterem Maße zeigt sich der gewaltige Fortschritt, welchen die Monumentalmalerei machte, in der Profanmalerei. Wie Führich auf dem Gebiete der religiösen, so war auf jenem der profanen Historienmalerei Karl Rahl epochemachend. Wie die religiöse Historienmalerei sich im großen Stile in der Altlerchenfelderkirche, so sollte sich die profane in der Ausschmückung des Arsenales bethätigen. Karl Rahl war hierfür der einzig begabte Künstler, weil er zur classischen Formenanmuth im ruhigen Linienfluß, zur Großartigkeit der Composition und dem Sinnenreiz des Colorites, die Meisterschaft poetischer Erfindung zu gesellen wusste. Leider kamen seine Entwürfe, welche eine Epopöe der hohen Mission Österreichs, des Schutzes und der Verbreitung der Cultur waren, nicht zur Ausführung. War es ihm nicht vergönnt, das Heldengedicht seiner Heimat zu singen, so verherrlichte er in dem bisher unausgeführten Fries der Universität in Athen die gesammte Entwicklung des griechischen Geisteslebens, womit er formal und stofflich von der von ihm früher gepflegten romantischen Richtung sich ab- und der classischen sich vollends zuwandte, welche ihr Höchstes im Paris-Cyklus im Palais Todesco dadurch erreichte, dass er ganz abgesehen von den Vorzügen in Zeichnung und Colorit, zum erstenmale diese tiefsinnige Mythe in ihrem ganzen Umfange erschöpfte, und dadurch in der Behandlung des antiken Stoffes noch höher steht als in seinem Vorhange für die Hofoper. Dass er aber auch die religiöse Geschichte dichterisch und doch kirchlich zu erfassen wusste, das beweist seine „Maria Trauung“ und noch mehr sein „heil. Josef Calasanz“ der Josefstädter Kirche, in deren Wohlthäterbuch er als Spender des letzteren Bildes eingetragen erscheint. Welche Bedeutung Karl Rahl als Lehrer hatte, das bekundet die Tüchtigkeit seiner Schüler, von welchen, ganz abgesehen von jener Pflanzstätte seiner Kunst in Ungarn, nur Eduard Bitterlich, Eisenmenger, Griepenkerl, Gustav Gaul, Georg Mayer genannt sein sollen. Ein weiterer Bau, der nicht nur die Schüler Rahl's, sondern auch andere Meister der Palette vereinigte, war das Hofoperntheater bezüglich seiner inneren Ausschmückung. Während Griepenkerl und Bitterlich in die Herstellung des von ihrem Meister entworfenen Vorhanges für die tragische Oper sich theilten, führte Dobiaschofsky und nach seinem Hingange Rieser die allegorischen Gemälde der Decke und Wände im Treppenhause, E. Engerth die Bilder im Kaisersaale, C. Geiger die Wandgemälde des Vestibules, F. Laufberger den Vorhang zur komischen Oper, C. Madjera die Deckengemälde im Salon der Kaiserin und die Allegorien im Hoffestlogensalon aus. Moriz von Schwind zierte mit seinen poesievollen Fresken die Loggia, während J. Schönbrunner, Sturm und C. Swoboda in den ornamentalen Malereien Treffliches leisteten. Die Landschaftsmalerei ist in dem von Albert von Zimmermann im

Hoflogensalon der Kaiserin ausgeführten „Possenhofen" und „Hohen Salzburg" auf das Würdigste repräsentiert. Nächst Rahl machte wohl auch Christian Ruben Schule, schon durch seine zwanzigjährige verdienstliche Thätigkeit als Director der k. k. Akademie der bildenden Künste. Aus dieser Schule entwickelten sich bedeutende Künstler sowohl des Genrefaches, wie der decorativen Malerei.

Verwandt in der Gedankentiefe, wie im coloristischen Streben, welche Rahl's Schule bekundet, ist der geniale Eklektiker der Rubenschule Hans Canon (Hans von Straschiripka) in seiner „Loge Johannis" und dem der Frescotechnik sich nähernden „Kreislauf des Lebens." Als Künstler von monumentaler Gestaltungskraft erwies sich Anselm Feuerbach mit seinem „Titanensturz." Seine Schule ist repräsentiert in Albert Hynais, der die Plafondbilder im Zuschauerraume des neuen Hofburgtheaters geschaffen hat, in welchen ein Anklingen an die französische Schule fühlbar wird, das auch Ed. Charlemont's Compositionen im Foyer bekunden. Eine größere Composition, deren Stoff der vaterländischen Geschichte entnommen ist, hat der Schüler Kupelwieser's Ludwig Mayer in aller Gediegenheit der Zeichnung und Farbe in seinem Fries an den Stirnseiten des Gemeinderathssaales des neuen Wiener Rathhauses, welche den Fortschritt der Cultur in Österreich von den Zeiten des Herzogs Rudolf IV. bis Kaiser Leopold II. schildert, in höchst ansprechender Weise durchgeführt.

Die volle Herrschaft der Farbe bekunden Hans Makart's Schöpfungen. Von seiner Jugendarbeit „Lavoisier im Gefängnis" bis zu seinem figurenreichen Gemälde „Huldigung vor Katharina Cornaro„ lauft eine schillernde prunkende Kette freiwaltender, in subjectivem Belieben alle Schranken durchbrechende Phantasie, welcher der Zauber der Farbe, ein berauschender Duft der Genussfreude, das Ausdrucksmittel wurde. Sein Einfluss auf die Entwicklung der decorativen Kunst durch sein phantastisch eingerichtetes Atelier, erschien im hellsten Lichte im Festzuge der Stadt Wien. Die Geschmacksrichtung Makart's, nur in etwas zahmerer Form, hat Berger in seinem Plafond im Hause Reichert's und in den decorativen Arbeiten im großen Saale des neuen Justizpalastes befolgt.

Auf dem Gebiete der eigentlichen Schlachtenmalerei und des militärischen Genre herrscht mit voller Meisterschaft Sigmund Christoph L'Allemand und August von Pettenkofen. Der erstere hat auch im Porträt Hervorragendes geleistet und sich in diesem Fache würdig Amerling, welchem das moderne Porträt, insbesondere was die coloristische Seite desselben anbelangt, den Aufschwung verdankt, zur Seite gestellt. Heinrich von Angeli hat als Porträtmaler der höchsten und hohen Kreise in gewisser Hinsicht die Genannten durch seine schlichte, wahre und geschmackvolle Auffassung noch übertroffen. Noch wären im Porträtfache Karl von Blaas, Gustav Gaul, Franz Rumpler, Eugen Felix, Victor Stauffer, Raab und Georg Decker zu nennen, von welchen insbesondere der letztere Entzückendes in seinen anmuthigen Kinderporträts schuf. Der große Fortschritt aller dieser Künstler liegt darin, dass sie sich von der theatralischen Auffassung in den Gesten frei gemacht haben und die Wirkung durch individuelle Wahrheit, coloristische Gesammtwirkung und feine künstlerische Ausführung erzielen.

Dem heiteren Wesen der Barocke verwandt ist Franz Lefler in seinen reizend gehaltenen Kindergruppen, während Gilbert Lehner in seinen Malereien des Zuschauerraumes des deutschen Volkstheaters in Wien in die Bahnen der großen decorativen Barockmalerei einlenkt.

Auch die Genremalerei hat seit den tiefdurchgedachten Werken Gauermann's und den gemüthreichen Schilderungen Fendi's seit dem Jahre 1848, den veränderten Verhältnissen entsprechend, neue Pfade betreten. Der genannte Pettenkofen hat mit seinem lebhaften Erzählertalent aus dem Soldaten- und Zigeunerleben in seinen fein empfundenen Bildern in charakteristischer Weise das Treiben der Gesellschaft längst vergangener Zeiten erfasst, während Friedrich Friedländer, wie Anton Ebert, die Schüler Waldmüller's mit aller Treue und zwar der erstere das gemüthliche Soldatenleben („Invaliden in der Cantine," „Morgenpfeifchen") und schwäbisches Volksleben, dieser die Kinder- und Atelierwelt zur Anschauung bringen. Eduard Kurzbauer's so reichangelegtes Talent hemmte ein frühzeitiger Tod an seiner vollen Entfaltung. Leopold Karl Müller († 4. August 1892) ergötzte mit seinen anziehenden Schilderungen und der

geistvollen Wiedergabe des orientalischen Volkslebens. Ihm schließt sich Ludwig Hans Fischer mit seinen orientalischen Architekturbildern an.

Das Architektur- und Interieurbild hat wohl mit vollster Meisterschaft Jakob Alt gepflegt und seine Schule gieng auf seinen genialen Sohn Rudolf Alt über. Mag er in duftigen Aquarellen oder farbenfrischen Ölbildern die ernsten Dome des Mittelalters, die prächtigen Paläste der Renaissance, das heiterprunkende Barockgemach, oder den orientalischen, goldschimmernden Prachtbau conterfeien, überall, bis in das letzte Figürchen trifft er charakteristisch Zeit und Ort.

Dieser Schule entstammt auch unter den jüngeren Architekturmalern der so reich begabte Aquarellist Edmund Krenn. Das Leben Venedigs spiegeln in gelungenen Volkstypen Ludwig Passini's Schöpfungen, während uns Herdtle durch seine coloristisch höchst wirksamen Aquarelle Einblick in die prächtigen Repräsentationssäle des reichen Florenz der Renaissance gestattet.

Die Landschaftsmalerei hatte schon in früherer Zeit bedeutende Meister aufzuweisen in Mößmer, Höger und Thomas Ender. Trotz der Bemühungen eines Josef Hoffmann, Albert Zimmermann und Josef Selleny, der stylistischen, idealen Landschaft in der österr. Malerei Feld zu gewinnen, trotz der virtuosen Darstellungen, welche sogar Rahl bewogen, sich auf diesem Gebiete zu versuchen, gieng diese Strömung in Österreich und speciell in Wien wirkungslos vorüber. Dagegen wurde die Stimmungslandschaft, welche so recht dem Wesen des Österreichers entspricht, die populärste Kunst und ihre Vertreter selbst vom Auslande eifrig begehrt. Wie verstand es Anton Hansch die Reize der österreichischen Alpenwelt mit feinem Geschmack und voller Empfindung zur Anschauung zu bringen, wie naturalistisch wirkt Gottfried Seelos mit seinen klaren Landschaften, während uns August Schäffer mit seinen ernsten Tannenwäldern des Hochgebirges, seinen heitergestimmten Gebirgsseen und seinen technisch vollendeten Herbstlandschaften die ganze Schönheit unseres so reizenden Vaterlandes offenbart, die in ihren großartigen Scenerien Eduard von Lichtenfels durch seine mächtig wirkenden Dolomitgruppen mit voller Meisterschaft noch erhöht. Nennen wir noch den emsig schaffenden Nowopacky, L. Halauska, Varrone, Eug. Jettel, Josef Holzer, J. Hlavaček, Schindler, Robert Ruß mit seinen durch hellen sonnigen Ton entzückenden architektonischen Motiven, Tina Blau mit ihren reizenden Darstellungen des Bauernhauses, so rundet sich das Bild der glänzenden Entfaltung, welche die Landschaftsmalerei nahm. Wer könnte der Landschaft, ohne des Blumenteppiches, welchen die Natur vor sie hingebreitet hat, gedenken, wer hierbei des Fortschrittes vergessen, welchen die Blumenmalerei gemacht hat. Nicht minder bedeutend ist der Aufschwung der Stillebenmalerei, in welchen Fächern die moderne Kunst durch Hugo Charlemont, Josef Schuster, Camilla Friedländer und Karoline Pönninger bestens vertreten ist. Doch auch im Thierstück, auf welchem Felde Friedrich Gauermann so mächtige Impulse gegeben hat, leisten Rudolf Huber, Alois Schrödl, Julius von Blaas und in Hochwildbildern besonders Franz von Pausinger Bedeutendes.

Auch die Theater-Decorationsmalerei nahm seit den Tagen der großen phantasievollen Barockmaler dieses Faches, ganz abgesehen von dem verdienstlichen Wirken Josef Hermann Neefe's, einen neuen Aufschwung durch die erhöhten Anforderungen, welche auf diesem Gebiete seit der Eröffnung der neuen Hoftheater gestellt wurden. Diesen Anforderungen entsprachen in reicher künstlerisch vollendeter scenischer Ausgestaltung der Bühne Carlo und Anton Brioschi, Kautsky, Burghart, Josef Hoffmann und J. Fux, denen sich als Meister des Costüms und jener reizenden Farbenharmonien in den Balletgruppen Gaul würdig anschließt.

Es ist das hohe Verdienst der Gesellschaft für vervielfältigende Künste, die ungünstigen Verhältnisse, welche die Grabsticheltechnik, theilweise durch die Erfindung der Lithographie, wie nicht minder durch jene der Photographie in ihrer Pflege und weiteren Entfaltung gehindert haben, größtentheils beseitigt zu haben. Doch wäre selbst bei dem Aufschwunge, welchen die Radierung durch William Unger's vollendete Arbeiten nahm, und selbst durch die eminenten Kräfte, wie Jakoby und später Johannes Sonnenleiter, welche an die k. k. Akademie berufen wurden, nicht der erwünschte Erfolg erzielt worden, hätte nicht das k. und k. Oberstkämmereramt den jüngeren Kräften Aufgaben

gestellt, welche diese zu erhöhter Leistung anspornten. Gedenken wir nun der vollendeten Blätter, welche Jakoby mit seiner „Schule von Athen," Sonnenleiter mit seinen „ereilten Flüchtlingen," Jasper mit seinem „Allerheiligenbild" Michalek in seinen Porträts und mythologischen Darstellungen lieferten, so ist auch hier der zunehmende Fortschritt nicht zu verkennen. Blättern wir in dem umfassenden Werke, welches Kronprinz Rudolf ins Leben rief, so finden wir auch, dass der Holzschnitt, welchen einst Blasius Höfel in namhafter Weise gepflegt hat, in W. Hecht eine geradezu herrliche künstlerische Vollendung erlangt hat. Und die jüngste Schwarzkunst, die Photographie, ist Dank den Bemühungen des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht aus ihren ursprünglich dilettantischen Anfängen in wissenschaftliche und künstlerische Bahnen gelenkt worden.

Die k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren hat seit ihrem kurzen Bestande durch ihres Directors Dr. Josef Maria Eder umsichtige Leitung, durch Erweiterung ihres Lehrgebietes nicht nur auf dem Gebiete der eigentlichen Photographie, sondern auch auf dem des Reproductionsverfahrens und in der zielbewussten Unterstützung einzelner auf die Photographie oder Reproduction angewiesener Wissenszweige Erfolge zu verzeichnen, welche einzig dastehen.

Und blicken wir hinaus in die weiten Lande, welche die Liebe unseres Kaisers mit gleicher Innigkeit, wie die reigenführende Residenz umfängt, so finden wir überall die Spuren mächtiger Erhebung der Kunst; ja gerade die im Reichscentrum geförderten Kunstbestrebungen haben in den Provinzen einen regen Wetteifer geschaffen. Des Aufschwunges der Architektur und Plastik in den Kronländern wurde schon kurz gedacht, ein noch lebendigeres Bild gibt der Aufschwung der Malerei. Denn diese war in einzelnen Ländern schon frühzeitig eifrig gepflegt worden. Fast gleichzeitig mit der Stiftung des Vereines der bildenden Künste in Wien, im Jahre 1830, entstand in Böhmen die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde und neun Jahre darnach in Ungarn die Gesellschaft von Kunstfreunden, welche die Liebe zur Kunst zu nähren und den Geschmack zu veredeln, als Motiv nahmen.

Böhmens ständischer Adel, welcher in seinem Eifer des Sammelns von Kunstwerken aller Art durch das nicht vergessene große Beispiel Rudolf II. und Karl VI. angeregt wurde, hat ja frühzeitig das erste Beispiel eines durch freiwillige Beiträge ermöglichten Museums gegeben, und im Jahre 1800 bereits eine Kunstschule in Prag errichtet, an deren Spitze Josef Bergler, der Schüler Knoller's, stand. In dieser Schule fanden Kadlik und Führich ihre erste Anregung. Die Thätigkeit dieser Kunstschule bis zu Kadlik's im Jahre 1840 erfolgten Tode war eine einseitige und führte zu einer Reorganisation und zur Berufung Christian Rubens, der es verstand, zu den jährlichen Kunstausstellungen auch Ausländer, wie Achenbach, Lessing, Zimmermann u. a. heranzuziehen und dadurch auf dem Kunstgebiete die so verderbliche Scheidewand von Deutschland niederzureißen. Es entwickelte sich unter Ruben's Leitung ein Aufschwung, der nicht nur der Hauptstadt, sondern auch den größeren Landständen Böhmens zugute kam. Bedeutende Talente haben sich unter ihm voll und schön entwickelt, wie Kandler und Lhota, Josef und Guido Manes, Josef Trenkwald, Havranek, Karl Swoboda, Fr. Čermak, Brožik, G. Poppe, Liehm; Namen, welche alle Gattungen der Malerei von dem religiösen und profanen Historienbilde bis zum komischen Genre, von dem Landschaftsbilde bis zur feinen Blumenmalerei vertreten. Und als unser Kaiser in der Residenz der monumentalen Kunst neues Leben gab, folgte Prag in bewunderungswürdiger Weise nach, durch Hervorrufung monumentaler, dem Volke gewidmeter öffentlicher Kunstwerke, durch die Förderung der Kunst in ihrer höchsten Richtung. Früchte dieser Richtung sind, abgesehen vom Radetzky-Denkmal, die nach Ruben's Cartons von seinen Schülern Lhota, Swoboda und Trenkwald ausgeführten Wandgemälde aus der böhmischen Geschichte im Belvedere in Prag und die Fresken Trenkwald's in der Apsis der Karolinenthaler-Kirche. Ein hervorragender Künstler im Aquarell ist der in der Prager Schule gebildete Leopold Schauer, der mit einem Aquarellcyklus des „Hohen Liedes" sich einen geachteten Namen erwarb. In Raphael's Richtung wandelt Franz Ženišek mit seiner Božena. In Mähren ist Emil Pirchan zu nennen, der sowohl im religiösen, wie im profanen Bilde, insbesondere aber im Porträt sich als würdiger Schüler

Karl Rahl's erweist. Wenn wir die Namen eines Matejko, Siemiradzki, Brandt nennen, werden wir auch des erfreulichen Wirkens der Krakauer Kunstschule gemahnt und kann des Schülers dieser Anstalt, des feinfühlenden Franz Streit, der in meisterhafter Weise die verschiedensten Gemüthsstimmungen zum Ausdruck zu bringen versteht und des trefflichen Schilderers polnischer Typen, Thadeus von Rybkowski und des gemüthvollen Anton Kozakiewicz nicht vergessen werden.

Auch in Ungarn hat zunächst der Kunstverein durch seine unausgesetzten Bestrebungen die Liebe zur Kunst zu nähren verstanden und durch sein Bemühen, „der Historienmalerei durch Begünstigung vaterländischer Geschichtsstoffe würdige Aufgaben vorzuzeichnen", wesentlich der neueren Kunstbewegung vorgearbeitet. Wenn man die älteren Künstler Ungarns in wenigen Namen zusammenfassen kann und bedenkt, dass auf der Pariser Weltausstellung (1867) acht Maler und ein Kupferstecher, auf der Wiener Weltausstellung (1873) schon 42 Maler und 2 Kupferstecher in vornehmer Weise vertreten waren, so zeugen diese Zahlen allein schon für den raschen Aufschwung, wenn auch das von Ungarn erstrebte Ziel, einen einheitlichen Kunstcharakter zu schaffen, zunächst nicht erreicht wurde. Dass die Kunst in Ungarn so recht ins Volk drang, ist das unbestreitbare Verdienst des Siebenbürgers Nicolaus Barabás, der im Porträt Hervorragendes für jene Zeit leistete.

Durch Markó's Beispiel gebildet, hat Anton Ligeti, berühmt durch seine orientalischen Landschaften, sich in glücklicher Weise der Schilderung der heimatlichen Natur zugewandt. In der monumentalen Malerei haben die Schüler Rahl's, Moritz Than und Karl Lotz sich als treffliche Frescomaler in ihren Wandgemälden der Redoutensäle, der Josefstädter Kirche, des Nationalmuseums und des Opernhauses hervorgethan, während Michael Munkácsy und Michael Zichy den Ruhm der ungarischen Kunst, jener nach Paris, dieser nach Petersburg trugen. Julius Benczur, der als Porträtmaler in der Münchener Schule gebildet wurde und lebenswahre Auffassung mit warmer Coloristik verbindet, hat als Vorstand der Meisterschule den Versuch gewagt, der jüngeren Künstlergeneration eine nationale Richtung zu geben, welche wohl nicht zu einer erlahmenden Abgeschlossenheit führen wird. Im Historiengemälde profanen und kirchlichen Inhaltes hat bedeutende herzerfreuende Kunstwerke in warmer Erfassung der Nationalgeschichte Bartholomäus Székely geschaffen. Im Kinderporträt leistet Alexander Liezenmayer, in packender Schilderung des ungarischen Volkslebens Johann Temple, und Roskovics, im Thierstück Pálik, in der Landschaftsmalerei außer dem genannten Ligeti, Mészölyi, Spany, Árpád Feszty und Mednyánßky Treffliches.

Gedenken wir noch Keleti's, durch dessen Verdienst der höhere Zeichenunterricht in Ungarn blüht, und der jüngeren aufstrebenden Kräfte, eines Böhm, Agghàzy, Patzka und der trefflichen Genremaler Baditz und Margittay, erinnern wir uns des bedeutenden Fortschrittes, welchen die graphischen Künste nehmen, der Kupferstiche Eugen Doby's, welcher durch eine meisterhafte Handhabung der Radiernadel, durch Stiche voll Kraft und Tiefe hervorragt, so kann Ungarns Kunst mit Zuversicht in die Zukunft schauen, denn der culturelle Fortschritt, welchen ja die Kunst am besten und kräftigsten widerspiegelt, kann verschwiegen, — nimmer mehr geleugnet werden.

Hat die Fürsorge unseres Kaisers den von seinen erlauchten Vorgängern angehäuften Kunstschätzen ein würdiges, allgemein bewundertes Heim geschaffen, so hat auch dieselbe Umsicht dafür gesorgt, dass die herrlichen Schätze unserer Gemäldegallerien, falls sie mit der Zeit Schaden leiden sollten, in richtiger Weise restauriert werden. Es wurde eine eigene Restaurierschule ins Leben gerufen, deren erster Leiter Schellein mit voller künstlerischer Selbstverleugnung und liebevoller Hingabe an das zu restaurierende Object der schwierigen stilgetreuen Restaurierung die Wege gewiesen hat.

Ihm folgten seine fleißigen Schüler Weber und Custos Gerisch an der k. k. Akademie der bildenden Künste in verständnisvoller Handhabung der so wichtigen und schwierigen Kunst nach.

Mit dem Aufschwunge, welchen die Architektur in Österreich nahm, ist auch die Läuterung des Geschmackes im Kunstgewerbe eng verknüpft. War wohl zunächst nur an eine Hebung der Gewerbe in technischer Hinsicht zu denken, und fanden meist nur jene Gewerbe Berücksichtigung, welche der Decoration und

dem Mobiliar dienten, so kamen in diese Gewerbe doch neue Richtungen durch die Bemühungen van der Nüll's. Das Verdienst van der Nüll's war es, dass er das Gewerbe zum vergleichenden Studium der alten Stile anregte und wenn er auch zunächst nur auf einem Gebiete der Industrie, nämlich auf dem der Buchbinder- und Galanteriearbeiten der Werkstatt Girardet's die Wege des künstlerischen Vorgehens wies, so waren er und seine Schüler Ferstel, Storck und Gugitz mit der inneren Ausstattung der neuen Altlerchenfelderkirche, des Hofoperntheaters und des Bankgebäudes gezwungen, das Kunstgewerbe in umfassenderer Weise heranzuziehen, ja manche Techniken, wie die des geschmiedeten und getriebenen Eisens neu zu finden. Das was diese Architekten, was der österreichische Gewerbeverein als Nothwendigkeit empfanden, brachte Ritter von Eitelberger in beredten Worten, sowie Jakob von Falke in der „Wiener Zeitung" zum Ausdrucke, während neue Anregungen durch die Publicationen der k. k. Centralcommission für Kunst und historische Denkmale, für das kirchliche Kunstgewerbe kamen. So erfreulich nun, geringer Verirrungen abgesehen, der Aufschwung war, welchen einzelne Techniken, wie die Goldschmiedekunst, Eisentechnik, Möbelindustrie, Kirchen-Paramentik durch einzelne künstlerisch angeregte Gewerbetreibende, wie Brix und Anders, Berndt, Schönthaler und Giani nahmen, so musste sich doch jedem Klarblickenden die Nothwendigkeit der Schaffung einer Bildungsanstalt für jüngere kunstgewerbliche Kräfte aufdrängen. Diesen Gedanken ins Praktische übersetzt zu haben ist das unvergängliche Verdienst Rudolf von Eitelberger's, welchem als Beispiel das South-Kensington-Museum und die damit verbundene Kunstschule vorschwebte. Die Nützlichkeit zur Hebung des Kunstgewerbes hat ein Prinz des habsburg-lothringischen Hauses, Erzherzog Rainer zuerst mit Eitelberger erkannt; der Idee Realität in hochherzigster Weise gegeben zu haben, ist der Munificenz unseres erhabenen Monarchen Franz Josef I. zu danken, der nicht nur die Gründung eines solchen Museums anbefahl, sondern auch dasselbe dadurch, dass dieser weise Herrscher die Sammlungen des kaiserlichen Hauses, soweit sie den Zwecken dieser Anstalt dienlich wären, zur Verfügung stellte, in ihrem Beginnen thatkräftig unterstützte und anderen Besitzern von mustergiltigen Kunstgegenständen ein leuchtendes Beispiel zur Hebung des vaterländischen Kunstgewerbes gab. Damit war aber auch bezüglich der Stilfrage ausgesprochen, dass jeder Stilgattung Pflege werden solle. Und wenn auf keinem anderen Gebiete, so hat sich auf dem der allseitigen Pflege des Kunstgewerbes die Idee Bahn gebrochen, dass nicht dieser oder jener Stil, welcher von einer düftelnden Ästhetik begnadet und bevorzugt ist, sondern jeder, vom ernsten Dorismus bis zum prickelnden Rococo seine künstlerische, weil historische Berechtigung, als der bestimmte Ausdruck einer culturellen Zeitrichtung hat. Dem im Jahre 1864 eröffneten Museum für Kunst und Industrie konnte es zur Freude gereichen, dass im Publicum die Idee, welche demselben zu Grunde lag, sofort erfasst wurde und die Räume desselben für die fleißigen Arbeiter, welche sich hier Rath erholten, bald zu klein wurden. Um nun auch nicht nur durch das Beispiel, sondern auch durch systematischen Unterricht vertiefend zu wirken, wurde 1867 die Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums eröffnet, an welcher die besten Kräfte, von denen manche den Werdeprocess mitmachten, als treffliche Lehrer wirken. Und als die ursprünglichen engen Räume die große Zahl der Lernbegierigen nicht zu fassen vermochten, da entstand das neue von Ferstel so prächtig gestaltete Haus, das mit einer Ausstellung der österreichischen Kunstindustrie eröffnet wurde, welche einen reichen Beweis für den großen Wert der Anstalt erbrachte. Ein weiterer Schritt in der Läuterung des Geschmackes wurde bis zum Jahre 1873 gemacht und boten die Gegenstände der Kunstindustrie auf der Weltausstellung das erfreuliche Bild, dass die künstlerische Ausbildung des Kunstgewerbes immer weitere Kreise zog, welche Fortschritte, was die Wiener Industrie anbelangt, bis zu dem heutigen Tage die jährlich veranstalteten Weihnachtsausstellungen des Museums, sowie Specialausstellungen, klar erweisen, und der Wiener Industrie auch auf ausländischen Ausstellungen vielfache Anerkennung erwarb. Es ist hier nicht der Raum, detaillierend auf die einzelnen Zweige einzugehen und zu zeigen, wie technische Tüchtigkeit und künstlerische Behandlung in den verschiedenen Gewerben zu einer früher ungeahnten Bedeutung gelangten.

Und wenn auf einem Gebiete dem Wiener aus Unkenntnis der Verhältnisse der Vorwurf des Phäakenthums gemacht wurde, so ist er durch die Veredlung der von Haus aus tüchtigen Industrie in die Kunstindustrie vollständig widerlegt. Das mit so vielen Lebensgütern gesegnete heitere und genussfreudige Volk hat sich dieses Segens würdig erwiesen. Denn unsere Industriellen und ihre Hilfskräfte versanken in günstigen Verhältnissen nicht in Trägheit und Versumpfung, nicht in ein Vergeuden des Erworbenen, sondern vervollkommneten sich und erwiesen sich treu ergeben der weisen Führung ihres aus tiefstem Herzensgrunde geliebten Kaisers. Was ein Eduard von Haas im Bunde mit Storck, ein Giani, ein Hlawatsch und Isbary und als Lehrer und Leiter der Textilschule F. Lieb auf dem Gebiete der Weberei, was ein Richter an der Hand der Kunststickereischule, was ein Gillar, ein Milde, Schwarz u. a. im Gebiete des Kunstschmiedes, was ein Hollenbach auf dem Gebiete der Bronzewaren, ein Bollarth in der Spitzenindustrie, was ein Lobmeyr in der Glasindustrie, im Silberniello Karl Lustig, in Silberarbeiten V. Meyer's Söhne und in der Möbelindustrie Bernhard Ludwig, L. Schmitt, Irmler, Michel und viele andere fleißige Hände auf den übrigen industriellen Gebieten geleistet haben, blieb in den Wirkungen nicht allein auf die österreichische Residenzstadt beschränkt, sondern erstreckte sich in hunderten von Strahlen auf Ungarn und die Kronländer unseres Reiches.

Kaum eine größere Stadt gibt es, welche nicht, sei es durch die Munificenz Seiner Majestät, sei es durch die Thätigkeit der Staatsverwaltung oder durch die Opferwilligkeit der Länder und der Stadt selbst, Anstalten zur Pflege der Kunstindustrie hätte; Budapest, Brünn, Graz, Innsbruck, Krakau, Lemberg, Linz, Prag, Salzburg, Triest und fast alle größeren Städte sind dem Beispiele, das von Wien ausgieng, gefolgt. So trachten sie und alle die Völker Österreich-Ungarns auf den Pfaden, welche die Liebe ihres kaiserlichen Herrn geebnet hat, fortzuschreiten zum Ruhme ihres achtunggebietenden Vaterlandes, in der Erkenntnis, dass Kunst und Wissenschaft nicht bloß ein völkererziehendes, sondern auch ein völkerverbindendes Element bilden.

Die Kunst bildet jenen heiligen Tempel, in dessen Grenzen all' der künstlich heraufbeschworene Hader der Nationalität und Confession in ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Throne des ewig Schönen schweigt. Diesen Raum hat die alle Völker seines weiten Reiches gleich umfassende Liebe unseres Kaisers geweiht, sie bildet den Altar, an dessen Stufen der Bund brüderlicher Einheit, der Bestrebungen Aller zur Erreichung einer ästhetischen Gesellschaft, wahrer Freiheit, zur Größe unseres Vaterlandes geschlossen wurde, unter der Devise: Viribis unitis!

Dr. Cyriak Bodenstein.

V. Abtheilung.

Aufsätze geschichtlichen und literarischen Inhalts über längere Zeitabschnitte.

Aufsätze geschichtlichen und literarischen Inhalts über längere Zeitabschnitte.

Das Kaiserhaus Habsburg und Habsburg-Lothringen
in seinen Beziehungen zu Kunst, Wissenschaft und Literatur. *)

Den Sinn für Künste und Wissenschaften zu wecken, sie zu schützen und zu fördern, bildet eine der Hauptaufgaben der Fürstenwürde. Sie wurde auch von edlen und sich ihrer heiligen Regentenpflichten bewusten Fürsten immer in bald größerer, bald geringerer Ausdehnung ausgeübt. In Erfüllung dieser Aufgabe haben seit dem Bestande civilisierter Staaten Thron und Kirche gewetteifert und wie in letzterer vornehmlich Capitel und Klöster die Pflanzstätten der Cultur und Wissenschaft wurden, so wurden auf der Fürsten Geheiß und durch ihr werkthätiges Zuthun die Universitäten und Akademien als Pflanzschulen zur Bildung der Völker, zur Pflege der Sprache, der Künste und Wissenschaften ins Leben gerufen. Während aber die hohen und höchsten Würdenträger der Kirche nicht selten selbstthätig auf dem Felde der Wissenschaft wirkten und Werke schufen, welche noch heute als Grundpfeiler menschlichen Wissens betrachtet und als die Hauptquellen desselben von den Gelehrten der verschiedenen Zeiten benützt wurden, tritt diese hohe Eigenschaft bei den weltlichen Fürsten seltener hervor; staatsmännische Geschäfte, Schulung und Führung ihrer Heere zum Schutze der ihrer Regierung anvertrauten Staaten ließen ihnen nur wenig Muße, den Künsten und Wissenschaften selbst obzuliegen und so gehört es denn zu den Ausnahmen, wenn das Haupt des Fürsten nicht bloß mit der Krone des Herrschers, sondern auch mit dem Lorbeer der Dichtung umwunden erscheint. Doch aber finden sich einzelne gottbegnadete Regentenfamilien, in welchen dieser schöpferische Sinn für Wissenschaft und Kunst besonders lebendig hervortritt und unter dessen Sprossen wir hervorragende Geistesheroen gewahren. Es ist nicht unsere Aufgabe, alle diese Fürstenhäuser zu nennen, deren Mitglieder es nicht verschmähten, ihre Rechte nicht nur nach dem Schwerte, diesem Schutzsymbol des Königthums, auszustrecken, sondern auch nach dem Lorbeer zu langen, mit dem man Dichter- und Denkerstirnen zu umkränzen pflegt. Aber eines von ihnen ragt in besonders herrlicher Weise hervor, eines von ihnen schmückt die Tempel der Wissenschaften und Künste mit Namen, die uns mit gerechtem Stolze erfüllen und uns das anerkennende Wort abringen: sie waren nicht nur Fürsten des Thrones von Gottes Gnaden, sondern auch gottbegnadete Geistesfürsten. Wir meinen das erlauchte Fürstenhaus H a b s b u r g, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch

*) Es ist nur ein Essay (Versuch) in des Wortes knappster Bedeutung, was ich hier biete; ich muste mich in den engsten Schranken halten, denn je mehr ich suchte und forschte, umso reicher flossen die Quellen, umso verlockender wurde es, sich gehen zu lassen; aber zuletzt muste der Zweck der Arbeit im Auge behalten und Maß gehalten werden. Ich that hier nichts dazu, im Gegentheil, ich nahm hinweg, um dem Ganzen den gleichförmigen Charakter einer kleinen Studie zu geben, die gleichsam die Grundlage bildet für eine spätere Arbeit, die den verlockenden Gegenstand in seinem ganzen Umfang ohne sich Schranken aufzulegen, umfasst. Es liegt mir nur noch die angenehme Pflicht ob des innigen Dankes dem Herausgeber, der diese Arbeit nicht nur anregte, sondern auch reiche Materialien in Notizen und gedruckten Quellen beigesteuert hat.

Verbindung der letzten Erbtochter aus habsburgischem Geschlechte, der großen Maria Theresia mit dem erlauchten Sprossen des lothringischen Fürstenhauses Franz Stephan, Habsburg-Lothringen genannt.

Wir würden die uns gestellten Grenzen um ein bedeutendes überschreiten, wollten wir ein nur einigermaßen vollständiges Bild entwerfen, wie im Kaiserhause Habsburg-Lothringen immer Kunst und Wissenschaft geblüht haben und zur Stunde blühen; wie seine Sprossen dieselben nicht nur weckten, förderten und schützten, sondern es nicht verschmäht haben, auch schöpferisch in deren Kreis zu treten und gleichsam den berühmten Künstlerruf zu bethätigen: Anch' io son pittore. (Auch ich bin ein Maler.) Dabei gewahren wir, dass die Fürstinnen dieses Geschlechtes ihren männlichen Vorbildern nicht nachstehen und wir im Gebiete der Dichtung und Kunst ebenso weiblichen Namen begegnen wie männlichen.

Bereits im 14. Jahrhundert erscheint ein Habsburger, der das Schwert an der Linken, das Saitenspiel in der Rechten führt. Es ist dies Herzog Albrecht IV., das Weltwunder († 1404), der Drechslerarbeiten verfertigte. Über ihn steht Johannes II., Graf von Habsburg und Rapperschwyl, von der Lauffenburger Linie, ein Sohn Johannes I., Grafen von Habsburg, Landgrafen im Klettgau aus seiner Ehe mit Agnes, Tochter Simons Landgrafen im Nieder-Elsaß. Graf Johann II. († 1380), mit dessen Sohne Johann III. († 1395) diese Seitenlinie erlosch, war ein Minnesänger, und schrieb in der Gefangenschaft zu Wellenburg das reizende Lied: „Ich weiß ein blaues Blümelein," welches wohl die Urgroßmama der berühmten blauen Blume der Romantik sein mag.

Wenn eben nicht in sich den Drang zu dichten, wohl aber den, sich überhaupt zu vertiefen und in sein geistiges Ich zu versenken, fühlte der kaiserliche Vetter des vorgenannten Minnesängers, Friedrich IV. (III.) (geb. 21. Sept. 1415 † 19. Aug. 1493). Lambecius, unter Kaiser Leopold I. Vorsteher der Hofbibliothek in Wien, berichtet in seinem Diarium sancti itineris Cellensis, welches 1666 im Druck erschien, von einem Tagebuche, das Kaiser Friedrich eigenhändig geschrieben, welches der Geschichtsforscher J. Chmel herausgegeben und das im Original in der genannten Bibliothek aufbewahrt wird, in welchem unter andern auch seine verschiedenen Deutungen der berühmten Devise, die er sich gewählt, und welche in den fünf bekannten Vocalen A. E. J. O. U. besteht, und meist mit den Worten „Aller Ehren Ist Österreich Voll" erklärt wird, sich befinden. *)

Einen hohen poetischen Flug aber nimmt schon des Kaisers Friedrich IV. berühmter Sohn, Kaiser Maximilian, dessen Andenken, wenn es nicht in seinen Thaten fortlebte, in der Culturgeschichte sich durch den Beinamen des „letzten Ritters", den Österreichs Freiheitssänger Anastasius Grün verewigte und in der Geschichte der Dichtung durch seine eigenen Schöpfungen erhalten hat, die einen Cyklus von mehreren Prachtwerken umfassen. Den Anfang dieser Dichtungen bildet eine Darstellung der ritterlichen Minnefahrt des Kaisers um Maria zu Burgund, welche in dem Werke „Freydal" enthalten, daran schließt sich als Schilderung die Hochzeitsfahrt nach Burgund der „Theuerdank," welchem dann im „Weißkunig" Maximilians Lebens- und Regierungsgeschichte, im „Triumph" die Verherrlichung seiner Thaten durch einen allegorischen Siegeszug und endlich in der „Ehrenpforte" sein und seines Hauses Ruhmes Denkmal, folgen. Diesen erhabenen Dichterfürsten, an der Grenze stehend des Mittelalters und der Neuzeit, der vom himmlischen Schmucke der Dichtung bekleidet noch heute auf uns einen gar wunderbaren Zauber ausübt, charakterisiert ein Schriftsteller,**) der des Kaisers Wirken als Kunstfreund darstellt, zutreffend, als „denjenigen, in welchem sich noch der letzte Ritter austummelt, der aber dabei schon mit Jubel die Morgenröthe der neuen Zeit begrüßt; der das Alte dahinsterben, das Neue emporblühen sieht und selbst eine wunderbare Mischung von Altem und Neuem, von Frohsinn und Verstand, von Poesie und Prosa ist." Auch hier können wir nur mehr andeuten als ausführen, weil uns der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes Beschränkung auferlegt, welchem wir uns freilich bei der reizen-

*) Austria. Universal-Kalender. (Wien, Klang.) Jahrg. 1842, S. 106. „Kaiser Friedrichs IV. Devise: A. E. J. O. U."

**) Die Grenzboten (Leipzig, Herbig. 43. Jhg. 1884, Nr. 3, S. 124; Nr. 4, S. 184 „Kaiser Maximilian I. als Kunstfreund" von Richard Muther.

den Fülle des gebotenen Stoffes nur mit Widerwillen fügen. Schauen wir uns denn das Wirken und Schaffen des Kaisers auf den angedeuteten poetischen und geschichtlichen Gebieten näher an. Die vorgenannten Werke sind nicht in der Ordnung, in welcher wir sie angeführt haben, welche aber von den Forschern als die richtige ist festgesetzt worden, erschienen, auch ist der Antheil des Kaisers an denselben ein ungleicher. Das erste Werk, dessen Ausführung der Kaiser im Sinne hatte, war der „Theuerdank." In allegorischer Form schilderte er darin die Abenteuer, welche er zu bestehen hatte, ehe er in den Besitz seiner geliebten ersten Gemahlin, der schönen Maria von Burgund, gelangte. In den Jahren 1505—1508 hatte Max den ersten Plan zu dem Gedicht gefasst, und im Jahre 1512 war ein großer Theil desselben von ihm vollendet. Dann erhielt Melchior Pfinzing in Nürnberg den Auftrag, den Versbau zu ordnen und das Ganze zu überarbeiten. Die erste auf Pergament gedruckte Ausgabe dieses Prachtwerkes, mit Zeichnungen meist von Hans Schäufelein, war ausschließlich für den Kaiser bestimmt, welcher die Absicht hatte, sie als besondere Zeichen seiner Huld nach seinem Tode an den Adel austheilen zu lassen. Von dem zweiten Werke: „Der Weißkunig," welcher des Kaisers Lebens- und Regierungsgeschichte in historischer Weise darstellt, hatte bis zum Jahre 1512 Maximilian die Hälfte seinem Geheimschreiber Treitzsaurwein dictiert. Aber zur Vollendung kam es nicht, 1514 blieb die Arbeit für den Text liegen und als der Kaiser 1519 starb, war der „Weißkunig" ein Torso geblieben. Auch der Plan, den König Ferdinand 1526 gefasst, das Werk ganz herauszugeben, kam nicht zur Ausführung. Erst im Jahre 1775 sollte sich derselbe erfüllen. Josef Kurzboeck in Wien veröffentlichte es in einer sorgfältigen Folio-Ausgabe, welche freilich im 3. und letzten Theil, in dem die Verwirrung des dunklen Textes nicht zu lösen war, ganz unverständlich ist und alles zu wünschen übrig läßt. Die 237 Blätter dieser Ausgabe tragen die Monogramme von Hans Burckmair, Hans Schäufelein, Hans Springinklee und des unbekannten Meisters L. B. Aber in diese Ausgabe sind nicht alle Holzstöcke, die dazu gehören, aufgenommen, da drei Bücher vorhanden sind, welche die Holzschnitte ohne Text enthalten und in denen 250 Holzschnitte, also 13 mehr als in der Ausgabe von 1775 vorkommen. Das dritte Werk, welches des Kaisers Turniere und Mummereien berichten und darstellen sollte, der „Freydal", wurde von ihm schon im Jahre 1502 geplant, aber erst im Jahre 1512 gieng man daran, den Text in Ordnung zu bringen und die Zeichnungen anzufertigen. Als dann der Kaiser starb, gerieth das Werk fast in völlige Vergessenheit, die Zeichnungen kamen in die Ambraser Sammlung und erst im Jahre 1881 veranstaltete der Hofrath Quirin Ritter von Leitner nach Vorschlag des damaligen Oberstkämmerers FZM. Grafen Crenneville mit Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef Genehmigung die Veröffentlichung einer Prachtausgabe. Die zwei großen Holzschnittfolgen „Die Ehrenpforte," und „Der Triumphzug" bilden den Schluss der Werke, welche Maximilians Leben verherrlichen. Die Blätter zum „Freydal", welche stets ein Rennen, ein Stechen, einen Kampf und eine Mummerei an den vierundzwanzig Turnierhöfen, an denen sie stattfanden, darstellen, hat des Kaisers Hofschneider Martin Trummer, der die Costüme zu den Mummereien anfertigte, im Auftrage seines kaiserlichen Gebieters malen lassen. Quirin Leitner, der Herausgeber des „Freydal" will 26 verschiedene Künstler bei der Ausführung der Platten unterscheiden. — Was nun den schon erwähnten Triumphbogen des Kaisers, die sogenannte „Ehrenpforte" betrifft, so wurde der wissenschaftliche Entwurf von Johann Stabius ausgearbeitet; die künstlerische Ausführung aber rührt von niemand geringerem her als von Albrecht Dürer. Diese Ehrenpforte bildet einen zehneinhalb Schuh hohen und neun Schuh breiten Riesenbau, der in 92 Holzstöcke zerlegt, einzeln geschnitten und dann beim Drucke zusammengesetzt wurde. Der bekannte und verdiente Künstler und Kunstschriftsteller Adam Bartsch veranstaltete im Jahre 1799 eine neue Ausgabe, welche die 92 Holzstöcke einzeln in Buchform enthielt.

„Der Triumphzug" endlich oder wie er auch genannt wird „Der Triumphwagen" ist vollständig in allen Einzelheiten vom Kaiser Max selbst erfunden und im Jahre 1512 von dem Geheimschreiber Maximilians, Marx Treitzsaurwein endgiltig umgearbeitet; dann wurde wieder Albrecht Dürer mit der Aus-

führung der Zeichnungen betraut. Wir übergehen die verschiedenen Wandlungen, welche das Werk bis zu seiner endgiltigen Ausgabe durchzumachen hatte, und auch die Schicksale der einzelnen Tafeln nach vollendetem Abdrucke; die Zeichnungen der 137 Holzstöcke sind von Hans Burckmair, Albrecht Dürer und von unbekannten Meistern, so dass 66 Tafeln auf ersteren, 24 auf letzteren und der Rest von 47 Tafeln auf die unbekannten kleinen Meister sich vertheilen. Auch von dem „Triumphzuge" veranstaltete Adam Bartsch 1796 die erste wissenschaftliche Ausgabe in Querfolio. Jene, welche sich über diese im Auftrage des Kaisers Maximilian dargestellten fünf Prachtwerke nach dem geschichtlichen und bibliographischen Detail genau unterrichten wollen, verweisen wir auf die schon erwähnte treffliche Darstellung von Richard Muther in den Grenzboten. Ein anderes Werk, dessen Herausgabe auf des Kaisers Max Befehl zustande kam, sind die „Österreichischen Heiligen," in welchem alle Verwandten des Hauses Österreich von den ältesten Zeiten in Bildern von Heiligen dargestellt werden sollten; damit wurde der gelehrte Sebastian Brant, Verfasser des vielgenannten und bekannten „Narrenschiffes" betraut. Ein in der Hofbibliothek befindliches Exemplar zählt 124 Tafeln, an welchen neben Burckmair, Schäufelein, Springinklee noch andere Künstler mit gearbeitet haben. Dann ist auch noch des lateinischen Gebetbuches zu gedenken, das der Kaiser für sich entweder selbst abgefasst, oder hat abfassen lassen. Der Druck ist von Johann Schönsperger auf Pergament ausgeführt. Die Randzeichnungen rühren von Dürer und Lucas Cranach her. Muther nennt die Randzeichnungen im Gebetbuche des Kaisers Maximilian die „vaticanischen Loggien der deutschen Kunst."

Wir sehen also aus Vorstehendem, welch' reges Interesse für Kunst und Dichtung Kaiser Maximilian besessen und wie er zeitlebens damit beschäftigt gewesen, sein reiches und wechselndes Imperatorenleben poetisch und künstlerisch zu verherrlichen. Sein rastloses vielbewegtes Leben gönnte ihm nicht die Zeit, große monumentale Bauten ins Leben zu rufen; und die einzige einem solchen Vorhaben verwandte Idee, sein Prachtgrabmal in der Franziskanerkirche zu Innsbruck, welches der Kaiser noch bei Lebzeiten, im Jahre 1509 beginnen ließ, wurde erst von seinem Enkel dem Kaiser Ferdinand I. beendet.*) Aber durch die kleineren, sein Leben verherrlichenden Prachtwerke, gab der Kaiser den Anstoß zur Entwicklung einer Kunst, nämlich des Holzschnittes, die zu seiner Zeit das Herrlichste leistete, was überhaupt in diesem Kunstzweige je ins Leben gerufen wurde. Es entstanden über seine Anregung illustrierte Prachtwerke, die soweit sie nach des Kaisers Absichten vollendet wurden, für alle Zeiten als Muster typographischer und künstlerischer Meisterwerke gelten werden. Aber auch noch nach anderer Seite lernen wir des Kaisers schriftstellerische Thätigkeit kennen. So bewahrt die kaiserliche Hofbibliothek ein Buch seiner Hand: Die Gartnerey, welches also beginnt: „Du Herzog von Österreich hast in deinem Land hundertundvierzig Lustgarten. Zu denselben Garten soltu halten zehn Obristgartner, die solich Garten reformiern, pflanzen und die treffendlichisten in ir Gewaltsam haben, und die andern zu befehlen, deinen Pflegern und Amptleuten, doch in Gehorsam den hiernach angezeigten Gartenmeister." Schließlich hat Maximilian noch Aufsätze über Artillerie, Jäger, Falknerei, Baukunst hinterlassen, welche von seinen so vielfach ausgebreiteten Kenntnissen staunenswertes Zeugnis ablegen.**)

Wenn sich Maximilian, sobald es Staatsgeschäfte galt, mit Männern umgab, wie es der Hofkanzler Cyprian Särentheiner, Tiroler von Geburt, ein Mann von außergewöhnlicher Arbeitskraft, Geschäftskenntnis und Moltke'scher Schweigsamkeit und der Salzburger Bischof Matthäus Lang von Wellenburg waren, ein Mann, wie ihn ein Historiker zeichnet, der einfältig wie die Eulen, aber klug wie die Schlangen zu sein verstand, so bildeten auch nach anderen Richtungen nur Männer von großer Bedeutung und seltenen Geistesgaben seine Umgebung, so ein Agricola, Cuspinian, Konrad Celtes, Johann Dalberg, Jason Mainus, Jacob Manlius, Konrad Peutinger, Willib. Pirkheimer, Reuchlin, Bischof Christoph Stadion, Stabius; Namen, die in der Geschichte

*) Siehe darüber in dem Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses Band XI, den hochinteressanten Aufsatz des kaiserlichen Rathes Ritter von Schönherr. A. d. H.

**) v. Mosel, Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien (1835) S. 16 u. ff. und S. 315 u. ff.

der Dichtung und des Humanismus zur Zeit des Überganges des Mittelalters in die neue Zeit als Männer ersten Ranges glänzen. Selbst Poet, liebte der Kaiser die Poesie, Freund der Kunst, förderte er dieselbe und Männer wie Melchior Pfinzing, Propst zu St. Sebald in Nürnberg, Marx Treitzsaurwein, Kanzler des Kaisers, Hans Burckmair, Albrecht Dürer bildeten seinen bevorzugten Umgang, in welchem namentlich Dürer obenan stand.

Von Maximilians Nachfolgern wird zunächst die Musik gepflegt, so verstand Kaiser Karl V. (1519—1558) und schätzte Musik gründlich, wusste aber auch die Malerei zu würdigen, wie es seine große Vorliebe für Tizian*) beweist, von dem er sich mehreremale abconterfeien ließ und dessen Manier ihm so außerordentlich zusagte, dass er von keiner anderen Hand als der Tizian's gemalt sein wollte. Er ernannte ihn zum Ritter mit einem Einkommen von 2000 Kronen von der Kammer zu Neapel. Noch höher aber stand ihm die Musica; er hatte nicht weniger als drei Privatkapellen: eine in Wien, die zweite in Madrid, während die dritte ihn auf seinen Reisen begleitete. Ebenso waren Ferdinand I., Maximilian II. Beförderer und Beschützer dieser Kunst. Die beiden ersten förderten die verbesserte Herausgabe des Dioscorides, welche Maximilians II. Leibarzt Peter Andreas Mattioli besorgte.**) Die erste Übersetzung mit Commentar war 1544 in Venedig erschienen; die zweite verbesserte kam 1557 heraus. Ebenso waren Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolph II. Beförderer und Schützer der Musik und Wissenschaft. Kaiser Maximilian II., welcher mit besonderer Vorliebe das goldene Prag bewohnte und mit mehreren Prachtbauten schmückte, beschäftigte mehrere Künstler nach dieser Richtung. Sein Sohn, Kaiser Rudolph II., war, wie sein Vater, ein großer Musikfreund, sein Hoforganist Karl Luyton (gest. 1611) besaß das erste in Wien gebaute Clavichord, also über ein volles Jahrhundert früher als dessen Erfindung in der Musikgeschichte (1711) angegeben wird. Der Kaiser selbst verfertigte ein prachtvolles Schachspiel, denn er war ein sehr geschickter Kunstdrechsler und auch einer der größten Förderer der Künste. Überdies war er auch ein großer Sammler von Kunstgegenständen, Naturmerkwürdigkeiten und Kunstwerken. Seine unter dem Namen Rudolphinische Sammlung bekannte Collection von Kunstobjecten aller Art besaß einen europäischen Ruf und wurde leider nach des Kaisers Tode in alle Winde hin zerstreut und verschleudert. Des Kaisers Ferdinand I. zweitgeborener Sohn Erzherzog Ferdinand II. Graf von Tirol, der Gemahl der berühmten Philippine Welser, besaß wie alle Habsburger Liebe für die Künste und verband mit allen ritterlichen Tugenden auch die Gabe der Dichtung. Julius Jung in seiner untengenannten Festschrift entwirft folgendes Bild von dem Erzherzog: „Ein kräftiger Mann, von dem man wohl rühmte, wie nachher von August dem Starken, der Hufeisen mit der Hand zu zerbrechen vermochte; ein glücklicher Feldherr; hochangesehen als Freund der Künste und Wissenschaften: die Ambraser Sammlung erstand, das Mausoleum Maximilians I. ward vollendet von Collin's Meisterhand ward hier in der Hofkirche des letzten Ritters, der Philippine, des Nasus Grabmal errichtet." Der Erzherzog selbst versuchte sich wohl auch in der Dichtung; einer der diesbezüglichen Versuche, die des Mannes Lebensanschauung deutlich genug widerspiegelt, ist seine Dichtung: Eine schöne Komödie: „Speculum vitae humanae," deutsch: „Ein Spiegel des menschlichen Lebens genannt," welche im Jahre 1584 von Johann Pawer (Pauer) in Innsbruck gedruckt wurde. Der schon genannte Julius Jung gibt eine ausführliche Analyse dieser Dichtung. *)

Auch Erzherzog Albrecht, sowie seine hochbegabte, willenskräftige Gemahlin, Erzherzogin Isabella, Stathalterin der Niederlande, die sie ihm als Heiratsgut zubrachte, förderten die damals im Aufblühen befindliche Antwerpener Malerschule und allen voran Rubens **) durch Ermunterung, Beifall, Lohn und große Bestellungen. Das Wirken dieses fürstlichen Ehepaares ist mit der großartigen und über-

*) Siehe I. 342.

**) Siehe I. 361.

*) Jung Julius: Zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol, Festschrift zu Ehren der 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Innsbruck. 28. Sept. — 1. Oct. 1874 (Innsbruck, 1874).

**) Guhl Ernst, Künstlerbriefe (1880), Bd. II., S. 113, 2. Aufl.

raschenden Entwicklung dieser berühmten Schule auf das Innigste verknüpft. In J. Vatout „Catalogue hist. et descriptif des tableaux appartenant à S. A. R. Mgr. le duc d'Orléans“ (Paris, 1823) S. 284, ist ihre Lebensbeschreibung enthalten und darin auch das Urtheil des Cardinals Bentivoglio angeführt, das er in günstigster Weise in seiner Relazione delle provincie unite di Fiandra über sie abgibt.

Ferdinand III. war nicht bloß ein Gönner und Beförderer der Musik, sondern auch schöpferisch in derselben thätig, so erwähnt Athanasius Kircher in seiner „Musurgia“, dass der Kaiser außer mehreren Litaneien auch ein größeres Tonstück für 4 Stimmen mit Generalbass, eine Art Motette, welche den Titel „Melothesia Caesarea“ führte, componiert hatte. Sein Hoforganist Wolfgang Ebner, ein Augsburger, ließ 1648 eine Arie mit 36 Variationen, welche der Kaiser componiert hatte, in Prag prächtig drucken und die „Allgemeine Leipziger musikalische Zeitung“ theilte in ihrem 28. Jahrgange einen Psalm Miserere, auch ein Werk Ferdinands mit. Aber auch poetisch und schriftstellerisch thätig war der Kaiser. So berichtet F. X. Quadrio in seiner Schrift: „Della Storia e della ragione d'ogni Poesia „(Mailand 1749), dass der Kaiser in italienischer Sprache gedichtet habe und eine Sammlung seiner Poesien in einem Bande unter dem Namen des Accademico occupato erschienen sei; gedenkt dann ferner einer von dem Kaiser ausgeführten italienischen Übersetzung der Philippiken des Demosthenes. Auch Kaiser Ferdinand verfertigte Drechslerarbeiten *) und war überhaupt ein großer Gönner der Künste vornehmlich der Malerei, die er selbst ausübte und sich besonders an Joachim von Sandrart's Geschicklichkeit sehr erfreute, mit dem er auch in persönlichem Verkehr stand, und ihn auch in seinem Schlosse Stockau besuchte. Als ein wenig bekanntes Curiosum aus dieses Kaisers Leben können wir Folgendes berichten: Im Jahre 1657, also in seinem Todesjahre, gründete er eine italienische literarische Akademie, deren Sitzungen in der kaiserlichen Burg gehalten wurden. Diese Akademie widmete sich der Pflege der italienischen Dichtkunst und dann wurde in jeder Sitzung, welcher der Kaiser und die Kaiserin in Person beiwohnten, irgend ein Thema aufgegeben, über welches von den Mitgliedern für und wider gesprochen wurde; auch Musik wurde gemacht und wurden theils von Akademikern, theils von Fremden verfasste italienische Gedichte vorgetragen. Unter den Mitgliedern finden wir den Baron Buccelini, den Grafen d'Elci, die beiden Marchese Gilbert Pio und Mattei, den Grafen Raimund Montecucculi, den toscanischen Gesandten Marchetti, den Grafen Franz Piccolomini, den Abate Spinola und den Baron Vertemate. Dichterisch thätig war auch des Kaisers jüngerer Bruder, der Hoch- und Deutschmeister Leopold Wilhelm (1614—1662), der dem Urtheile von Literarhistorikern zufolge als italienischer Poet von einiger Bedeutung ist. Als Akademiker nannte er sich den Wachsenden (Crescente) und führte die Devise crescit eundo über einem von Felsgestein herabfließenden Bach. Seine Gedichte sind 1656 in Brüssel unter dem Titel „Diporti del Crescente“ im Druck erschienen und der Erzherzog hat sie seinem Bruder dem Kaiser gewidmet. Sie zerfallen in vier Abtheilungen: Rime morali, devote, heroiche, amorose, zeichnen sich durch Einfachheit, Klarheit des Stils, seltene Reinheit der Sprache und manche neuen Gedanken aus. Viel hervorragender ist aber das Wirken des Erzherzogs Leopold Wilhelm als Förderer der Künste, insbesondere der Malerei, wozu ihm seine Stellung als Statthalter der Niederlande, eine besonders günstige Gelegenheit bot. Nicht nur, dass er selbst malte, er schnitzte auch hübsch in Elfenbein und die Pfarrkiche in Chanowitz bewahrt noch ein von ihm verfertigtes Elfenbein-Crucifix. Dann war er ein kunstsinniger Kenner und Sammler von Gemälden, legte eine eigene Gallerie an, ernannte seinen künstlerischen Beirath, den berühmten Teniers den Jüngern, zu seinem Kämmerer Hofmaler und Director der Gallerie, welche er an seinen Neffen Kaiser Leopold I. vererbte. Sie wurde mit ihren vielen Schätzen ein wichtiger Theil der Belvedere-Gallerie. (Vergleiche über Erzherzog Leopold Wilhelm den schon erwähnten Catalogue hist. et descriptif von J. Vatout. tom III., p. 394, 395.)

---

*) Schultz Albin Einführung in das Studium der neuen Kunstgeschichte. (Tempsky, Prag, 1887), S. 199.

Kaiser Leopold hatte gleich Erzherzog Leopold Wilhelm auch Liebe für die Kunst, verfertigte Drechslerarbeiten und trieb wie er Poesie und Musik. So ist von ihm ein italienisches Madrigal bekannt auf die vorerwähnte von seinem Vater gestiftete Accademia, der er wohl auch angehört haben mag, und in der kaiserlichen Hofbibliothek finden sich in Handschrift mehrere italienische Madrigale des Kaisers, unter denen eines: „Die Mutter Gottes auf den Tod Jesu," durch seine eigenthümliche Form besonders hervorsticht. Leidenschaftlich aber liebte der Kaiser die Musik, welche er auf jede mögliche Art förderte und in der er auch schöpferisch thätig war. In jedem seiner vier Paläste, welche er jährlich nacheinander zu bewohnen pflegte, befand sich ein kostbares Spinett in einem seiner Gemächer, auf welchem er in Stunden der Muße sich zu ergötzen liebte. Der Kaiser selbst spielte mehrere Instrumente, vornehmlich aber und mit großer Vollendung das Clavier. Er componierte Arien, Cantaten, Kirchenstücke; kaum wurde eine Oper in Wien aufgeführt, für welche er nicht eine oder mehrere Arien gesetzt hätte. Er hatte ein so feines Gehör, dass er in einem Orchester, das über fünfzig Mann zählte, sofort denjenigen herausfand, der fehlgegriffen hatte. Pikant ist es, wie seine zweite Gemahlin Claudia Felicitas seine Vorliebe für die Oper geschickt zu ihren Zwecken auszunützen verstand. So ließ sie manche gute Erinnerung an den Hof an passende Stellen der Oper einschalten. Einmal ließ sie sogar eine ganze Oper unter dem Titel „La Lanterna di Diogene" componieren, worin Diogenes dem ganzen Hofstaat seine Fehler vorhielt und dem Kaiser selbst, in der Rolle Alexanders des Großen sagte: „dass er mit allzu milder Gnade, nicht ohne Schaden des gemeinen Wesens, die Laster nicht genug bestrafe." Der Vorwurf, dass der Kaiser statt der deutschen die italienische Oper bevorzugt habe, widerlegt sich einfach dadurch, dass die deutschen Sänger der damaligen Zeit ganz untergeordneter Art waren, und die italienische Musik überhaupt jeder andern den Rang ablief. Der Kaiser sammelte mit aller Sorgfalt die Werke der ersten Kirchen- und Theatercomponisten und ließ sie in Pergament binden und jeden Band mit dem kaiserlichen Wappen schmücken. Diese Sammlung, einzig in ihrer Art, mit des Kaisers eigenen Compositionen, bildet einen Theil des Musikschatzes, den die Wiener kaiserliche Hofbibliothek bewahrt. Von des Kaisers eigenen Compositionen sind daselbst in Handschrift vorhanden: neun Oratorien, u. z. 7 italienische, 2 deutsche, eine Festmusik, zwei Sammlungen von Arien zu deutschen Lustspielen, Zwischenmusiken zu drei spanischen, einem italienischen und drei deutschen Schauspielen, sowie drei vollständige italienische Opern. Man erzählt von Kaiser Leopold, dass er der Aufführung jeder Oper mit der Partitur vor sich beiwohnte, um den Gang der Musik nach der Partitur verfolgen zu können; öfters spielte er selbst den ersten Flügel, während sein Oberkapellmeister Fux hinter ihm stand, um die Notenblätter umzuwenden.

Die Genauigkeit, welche der Kaiser in seinem Spiele beobachtete, veranlasste Fux*) einmal zu dem Ausrufe: „Schade, dass Euer Majestät kein Virtuose geworden," worauf Leopold sich zum Kapellmeister umwendend, entgegnete: „Ich danke für eure gute Meinung, aber ich steh mich halt so besser," eine Anekdote, welche mit veränderter Pointe auch von Kaiser Karl VI. und Veitel Trautson erzählt wird, als dieser des Kaisers stetiger Begleiter auf seinen Jagden, über einen Meisterschuss desselben entzückt, den Ausruf that: „Wär meiner Seel g'scheidter, Euer Majestät wär'n ein Jäger wor'n," worauf der Kaiser schmunzelnd entgegnete: „Geh weiter, Veitl, wir hab'n a so a z'leben." Kaiser Leopold bewahrte seine Liebe für die Musik bis zu seinem Tode und man erzählt sich von ihm, dass er beim Herannahen desselben seinem Orchester befohlen habe, im Vorzimmer versammelt zu bleiben, damit er die ihm so theuren Klänge noch im Sterben hören könne. Gewiss, wem es nicht vergönnt ist, den Heldentod im Kampfe für's Vaterland zu sterben, die erhebendste Trennung der Seele vom menschlichen Körper. Leopolds Sohn Josef I. erbte des Vaters Musikliebe und unterhielt gleich ihm eine ausgezeichnete Kapelle. Unter ihm wurde das italienische Opernhaus erbaut, welches damals als eines der schönsten Gebäude seiner Art betrachtet wurde. Die Musikwerke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Josef I. sind erst jüngst

*) Siehe I. 643.

bei Artaria in Wien in einer Prachtausgabe erschienen.*)

Auch Kaiser Josef I. jüngerer Bruder Karl, nach Josef frühzeitigem Tode dessen Nachfolger auf dem Kaiserthrone als Karl VI., war ein großer Musik- und Theaterfreund und ein Mäcen der Theaterdichter, welche die sogenannten Drammi per musica schrieben. Pietro Pariati lebte als kaiserlicher Kammerdichter von 1714—1733 in Wien; ihm folgte der berühmte Apostolo Zeno, den Kaiser Karl zum Historiographen und Hofpoeten ernannte, da er aus Rücksicht für seinen Freund Pariati den Titel erster kaiserlicher Dichter nicht annehmen wollte; Claudio Pasquini, der die Erzherzoginnen in der italienischen Sprache unterrichtete, lebte von 1726 bis 1740 als kaiserlicher Hofpoet in Wien, und seit 1730 dichtete auch Metastasio**) am kaiserlichen Hofe, an welchem er auch unter Karls Nachfolgerin, der großen Maria Theresia und unter Kaiser Josef II. bis zu seinem am 12. April 1782 erfolgten Ableben verblieb. Das Streben des Kaisers Karl gieng sichtlich dahin, die Besten seiner Zeit um sich zu sammeln, der Wissenschaft und Poesie eine Stätte in seinem Reiche zu schaffen. Die von ihm begünstigten Poeten waren keine Dichter ersten Ranges, aber Italien und Deutschland besaßen zu seiner Zeit keine besseren und nicht jedes Jahrhundert bringt einen Dante oder Goethe und Schiller hervor. Treffend schildert Landau†) des Kaisers Liebe zu Kunst und Poesie mit folgenden Worten: „Da die italienische Literatur damals auf einer höheren Stufe stand als die deutsche, so wendete sich ihr der Kaiser mit Vorliebe zu; aber er hat auch die deutschen Gelehrten wohl zu schätzen gewusst und hat mehr für Literatur und Wissenschaft gethan, als die anderen deutschen Fürsten jener Zeit. Während Friedrich Wilhelm I. überall nach Riesen für seine Garde, August von Sachsen nach schönen Frauen für seinen Harem fahndete, suchte der Habsburger Karl überall Bücher, Manuscripte, Medaillen, berief Gelehrte und Dichter an seinen Hof. Die kaiserliche Hofbibliothek, welche Zeno bei seiner Ankunft in Wien schon einen unvergleichlichen Schatz genannt hatte, stieg durch die Munificenz des Kaisers von 60.000 auf 100.000 gedruckte Bände und 10.000 Manuscripte. Der Kaiser kaufte die Hohendorff'sche Bibliothek für 60.000 fl., die des Erzbischofs von Valenzia, welche diesem 120.000 fl. gekostet hatte, für 8000 Ducaten und die ebenso zahlreiche und kostbare, als zierliche und wohlerhaltene Bücher- und Kupferstichsammlung des Prinzen Eugen von Savoyen, um eine an dessen Erbin Victoria von Savoyen, vermählte Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, lebenslang jährlich auszuzahlende Rente von 10.000 fl. Er ließ für die Bibliothek neben der Burg ein prächtiges Gebäude aufführen, die Wände der Haupttreppe mit vielen ausgegrabenen römischen kostbaren Monumenten austäfeln, im großen Saal sechzehn Colossalstatuen habsburgischer Fürsten, welche für Werke Anton Corradini's gehalten werden, aufstellen, und die Kuppel von Daniel Granreich mit Gemälden schmücken; dann sagte der Kaiser: „Ein rechter Herr kann ohne die Wissenschaft gar nicht bestehen, darum habe ich mir die Hofbibliothek dicht in Eins mit der Hofburg gebaut.“ Auch erwies der Kaiser Künstlern ganz besondere Ehren. Als die berühmte Pastellmalerin Rosalba Carriera sich in Wien aufhielt, war sie von Seite des Kaisers und der kaiserlichen Familie der Gegenstand der schmeichelhaftesten Aufnahme. Vergleiche J. Vatout's mehrerwähnten „Catalogue,“ tom III, p. 235.) Wie Karl VI. Tochter, die große Maria Theresia im Geiste ihrer Ahnen fortgewirkt, übergehen wir an dieser Stelle, weil wir die habsburgischen Frauen in ihren Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft zusammenfassen wollen und wir gehen gleich zum ersten Habsburg-Lothringer, zu Maria Theresiens Gatten Franz I. Stephan über, mit dem sozusagen ein neues und gar kräftiges Reis der Kunstliebe und des Dichterdranges zu sprossen und den alten Kaiser- und Heldenstamm zu umranken beginnt. Franz I. Stephan selbst hatte sein Bestes in seinem Stammlande Toscana gethan, in welchem er eine solche Regentenweisheit entfaltete, dass A. Zobi in seiner „Storia civile della Toscana,“ der nichts we-

*) „Allgemeine Zeitung“ München, Cotta Nr. 209, 29. Juli, 1892, im Feuilleton von Richard Heuberger: „Internationale Ausstellung für Musik und Theater in Wien.“

**) Siehe I. 809.

†) Landau Marcus, die italienische Literatur am österreichischen Hofe. (Wien, 1879, Gerold's Sohn, 8°.) S. 60.

niger als dem Fürstenhause Habsburg-Lothringen wohlgesinnt ist, nicht umhin kann, einzugestehen: „Dass Franz den Grund zu dem von dem edlen Leopold aufgeführten Gebäude bürgerlicher Weisheit legte." Als Gemahl der großen Kaiserin war es ihm aber bei der umfassenden, Alles überblickenden, in Alles mit seltener Thatkraft und Frauenweisheit eingreifenden Thätigkeit seiner erlauchten Gattin weniger gegönnt, in dieser Richtung sich besonders bemerkbar hervorzuthun, doch in allen seinen Thaten zeigt sich sein großes Interesse für Kunst und Wissenschaft und seine Vorliebe für die Musik offenbart sich aber in der Sorgfalt, mit welcher er die musikalische Ausbildung seiner Kinder, im Einklange mit ihrer weisen Mutter anordnet, überwacht und fördert, hingegen wandelt sein erstgeborner Sohn Josef II. ganz in den überkommenen Traditionen des Hauses Habsburg, welches mit dem kriegerischen Waffenschmuck des Heldenthums die Liebe zur Kunst und Wissenschaft verbindet. Nicht lange war es diesem edlen Fürsten vergönnt, zu herrschen und die Durchführung, der in schwerer Zeit und widerstrebenden Völkern gegenüber begonnenen durchgreifenden Reformen nehmen des Kaisers ganze Thatkraft in Anspruch, aber nichtsdestoweniger danken ihm Kunst und Wissenschaft eine reiche und sorgfältige Pflege. Die kaiserliche Bibliothek erhielt über seinen speciellen Auftrag kostbare Zuwächse aus der Bibliothek des Prinzen Karl v. Lothringen, welche im August 1781 zu Brüssel versteigert wurde; ferner wurden im December 1783 die Beamten der kaiserlichen Hofbibliothek Strattmann und Adam Bartsch nach Paris gesendet, um wichtige Einkäufe bei der Versteigerung der berühmten Bibliothek des Herzogs de la Vallière und einer Rembrandt-Sammlung zu machen. Aus ersterer wurden über siebenthalbhundert kostbare Werke um weit über 4000 Ducaten angekauft. Von der Rembrandt-Collection, deren Ankauf in Aussicht genommen ward, hatte es jedoch sein Abkommen, weil dieselbe mittlerweile für das Kupferstich-Cabinet des Königs erworben wurde, aber dafür wurden das aus 2727 Stücken bestehende Werk des Nic. Cochin, die Oeuvres de Rigaud, de Baillie, Le Prince und Chedel und viele einzelne Rembrandt-Blätter erworben, welche bis dahin in der kaiserlichen Sammlung gefehlt hatten, und welch' letztere die vorhandene Rembrandt-Sammlung zur größten Vollständigkeit brachten. Später wurde durch die Municifenz des Kaisers die Kupferstich-Sammlung noch durch die completen Werke von Rode und Adam und mehrere schöne Blätter von Bartolozzi bereichert. Der Gedanke, die Gründung einer Akademie der Wissenschaften, schon einmal von Leibnitz, unter Kaiser Karl VI. geplant, wurde von Kaiser Josef wieder aufgenommen; auch hatte van Swieten zu diesem Zwecke die Reglements vieler bestehender Akademien gesammelt und wollte in einer Audienz dem Kaiser seine Ideen über den Plan einer solchen in Wien vortragen, aber des Kaisers bewegte Regierungsepoche und sein frühzeitiges Ende vereitelten auch diesmal den Plan, der erst ein halbes Jahrhundert später sich verwirklichen sollte. Auch die Musik liebte der Kaiser, war selbst ein trefflicher Violoncellspieler und Sänger der italienischen Schule und spielte außerdem auch das Piano. Regelmäßig nachmittags hatte er ein kleines Privatconcert, an welchem sein jüngerer Bruder, der Erzherzog Maximilian, nachmaliger Kurfürst von Köln, theilnahm. Sogar in der Composition hatte sich der Kaiser versucht und für seine schöne Bassstimme mehrere Arien geschrieben. Einmal wagte er sich an eine größere, welche dann in einer auf dem Privattheater zu Schönbrunn aufgeführten Operette vorgetragen wurde. Doch wurde das als großes Geheimnis, u. zw. als eines derjenigen, das alle Welt kennt, bewahrt. Nun fragte der Kaiser Mozart um seine Meinung über diese Composition und dieser in seiner freien, offenherzigen Weise erwiderte: „Die Arie ist gut genug, der aber, der sie componiert hat, ist noch besser." Josef war ein besonderer Gönner Mozart's, der in des Kaisers Auftrag die Opern „La finta semplice," „Il Seraglio," „Den Schauspieldirector" und den „Don Juan" componierte, über welch' letzteren Josef den denkwürdigen Ausspruch that: „Diese Oper ist prachtvoll, vielleicht schöner als „Figaro" aber kein Futter für die Zähne meiner Wiener." Nun, sie wurde es doch, nachdem Mozart's Antwort: „Wir werden ihnen Zeit zum Kauen geben" in Erfüllung gieng. — Von Josef II. Nachfolger, seinem jüngern Bruder Leopold II. bewahrt der gegenwärtige Chef der toscanischen Secundo-

genitur, Großherzog Ferdinand IV. in seinem Archive mehrere Bände in die Feder dictierter Schriften, worin er seinem Nachfolger auf dem toscanischen Throne, dem Großherzog Ferdinand III., zur Orientierung eine gründliche und sehr zutreffende Schilderung von Land und Leuten Toscanas gibt. Dass Leopold mit Geschick die Radiernadel führte, erfahren wir aus Nagler's Monogrammisten (IV. 346), in welchen zwei Blätter des Erzherzogs: Ein einen Hügel hinaufreitender Bauer mit einem zweiten Pferde an der Hand (Fol.) und ein mit dem Rücken dem Beschauer zugekehrter Bauer, welcher ein Lamm trägt (kl. Fol.) angeführt werden. Von ihm und seinem Bruder Josef ist aber auch eine Denkmünze vorhanden, welche beide im Jahre 1764, ersterer als römischer König, letzterer als Erzherzog, zu Kremnitz eigenhändig geprägt wurden. Wir wollen dieses Curiosum näher beschreiben. Die Avers-seite zeigt die Brustbilder des Kaisers (Franz I.) und der Kaiserin (Maria Theresia) mit der gewöhnlichen Umschrift: Franciscus, M. Theresia Aug. Die Reversseite weist oben in einer aus verschiedenen Bergwerkzeugen gebildeten Einrahmung folgende Inschrift: Optimis parentibus in tesseram gratitudinis aeternae cuderunt Joseph: II. Rom: Rex, Leopoldus A. A. Cremnitii MDCCLXIV. (Zum Andenken ihrer ewigen Dankbarkeit gegen die allerbesten Eltern haben Josef II., römischer König und Leopold, Erzherzog von Österreich, diese Schaumünze mit eigenen Händen zu Kremnitz geprägt im Jahre 1764.*) Beide hatten nämlich im Juli 1764 den Kaiser Franz I. Stephan auf seiner zweiten Reise in die ungarischen Bergstädte begleitet. Dass Kronprinz Josef sich eine Privatdruckerei errichten ließ und die Buchdruckerkunst selbst übte, diese Thatsache ist uns durch ein treffliches Holzschnittblatt von Exter erhalten, dieser tüchtige Xylograph hat es nach einem Bilde von Leander Ruß ausgeführt und ist dasselbe in verkleinerter Copie in Faulmann's illustrierte Geschichte der Buchdruckerkunst übergegangen. Der Kronprinz ist auf demselben dargestellt im Momente, wie er ein Festgedicht, welches er zum Geburtstage seiner Mutter selbst gedichtet und auch in 2 Columnen selbst gesetzt, auf der Druckerpresse selbst abzieht. Diese befindet sich aber zur Zeit im Besitze der kaiserlichen Staatsdruckerei in Wien, wo sie Besuchern derselben als eine Merkwürdigkeit gezeigt wird. Auch des Kaisers Josef zwei jüngere Brüder Ferdinand Karl, nachmaliger Gouverneur und General-Capitän der Lombardei und der obenerwähnte Erzherzog Maximilian beschäftigten sich mit der Prägung von Denkmünzen. Als sie beide besondere Lust am Münzprägen zeigten, wurde ihnen eine kleinere Maschine, ein sogenanntes Presswerk, in ihr Zimmer gestellt, wo sie sich im Prägen verschiedener Schaustücke versuchten. Was sie damit wollten, beweist die Devise auf einer dieser Denkmünzen, welche auf ihrer Aversseite die Brustbilder beider Erzherzoge mit dem goldenen Vlies zeigt, während wir auf der Reversseite die Prägmaschine mit der Umschrift: Instruit et recreat 1768 (Sie unterrichtet und ergötzt) erblicken. Die Prinzen haben noch einige Stücke geprägt, welche man in dem Werke der Erzherzogin Maria Anna: „Schau- und Denkmünzen, welche unter der glorwürdigen Regierung der Kaiserin-Königin Maria Theresia geprägt worden sind." (Wien, 1782, Paul Krauß'sche Buchhandl.) verzeichnet findet.

Haben wir bisher mit mehr oder minder gewichtigen Belegen dargethan, welch' regen Antheil die Sprossen des Hauses Habsburg stets an allem Edlen genommen, was Menschenbrust durchbebt und an allem Hohen, was Menschenherz erhebt, jetzt treten wir an einen Heros heran, der eben so groß als Held auf dem Schlachtfelde, wie als geistiger Kämpe gewesen, wenn es galt seinen Ideen Worte zu geben. Wir meinen Josef II. und Leopold II. Neffen, den glorreichen Sieger von Aspern, den ersten, der den Wahn der Unbesiegbarkeit Napoleons vernichtet, den Erzherzog Karl. Die Kriegsgeschichte hat die Thaten des Helden verzeichnet, daran hier zu erinnern, ist nicht unsere Aufgabe und auch überflüssig. Aber seiner Thätigkeit auf kriegswissenschaftlichem Gebiete, die ihn den Ersten dieses Faches würdig zur Seite stellt, wollen wir als hierher gehörig gedenken. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, über die umfassenden Arbeiten des Erzherzogs nach dieser Richtung hin vollends den Schleier zu lüften: denn bisher waren uns ja nur seine „Instruction für die Ge-

*) Siehe diese Münze in Band I, S. 828 und Kaiser Josef II. als Buchdrucker I. Seite. 827 abgebildet. A. d. H.

nerale," sowie „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde für Officiere," dann die in der kriegsgeschichtlichen Literatur unübertroffenen „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges 1796 in Deutschland" und seine „Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland" bekannt. Aber dem rastlosen Eifer des durch die Gründung der „österreichischen militärischen Zeitschrift" um Österreichs kriegswissenschaftliche Literatur hochverdienten und bleibender Erinnerung würdigen Generalkriegs-Commissärs von Streffleur verdanken wir die Veröffentlichung des wissenschaftlichen Nachlasses des Erzherzogs in den Jahrgängen 1860 bis 1862 der genannten Zeitschrift. Wir ersehen daraus, dass der berühmte und erlauchte Stratege über den Geist des Kriegswesens — von dem Einflusse der Cultur auf die Kriegskunst — von den Irrthümern der Ableitung allgemeiner Grundsätze aus einzelnen Erfahrungen geschrieben, dass er eingehend, die einzelnen Waffengattungen: die Cavallerie, das Geschütz, dann die Formation der Truppen, die Umgehungen behandelte; die Bildung der Subalternofficiere bei den Regimentern, den Wert zufälliger Einzelheiten im Kriege, die Stellungen, die Art des Unterrichts im Gebiete der Taktik und Strategie erörterte; die Vertheidigung und den Angriff eines Passes und die strategische Übersicht des österreichischen Kaiserstaates seinen Studien unterzog. Im Jahrgang 1865 dieser Zeitschrift wurden dann diese Mittheilungen aus dem erzherzoglichen Nachlasse mit der „Geschichte des 1. Krieges der französischen Revolution von 1792—1797 geschlossen. Die Fachkritik hat den hohen kriegswissenschaftlichen und kriegsgeschichtlichen Wert dieser Schriften anerkannt, mit welchen der Held den Doppelkranz des Siegers und Waffengelehrten sich selbst ums Haupt geschlungen. Auch die Söhne des Siegers von Aspern: die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm leisteten der Erstere der ernsten Wissenschaft, der Letztere der heitern Muse der Tonkunst ihren Tribut. Der greise Feldmarschall ist als Militärschriftsteller wohlbekannt und mehrere, die Reformen unseres Heeres betreffende Schriften stammen aus seiner Feder; Erzherzog Wilhelm aber ist Virtuos auf dem Clavier und genießt in Hof- und musikalischen Kreisen den Ruf eines tüchtigen Musikkenners. Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch seines Neffen, des Erzherzogs Eugen, gedenken. Dieser, der jüngste Sohn des Erzherzogs Karl Ferdinand, Bruders des Feldmarschalls Albrecht, wird als Claviervirtuos und zugleich als sehr guter Sänger gepriesen; die Budapester Blätter der neueren Zeit waren voll Lobes über seinen Concertgesang.

Von den zahlreichen Brüdern des Erzherzogs Karl gedenken wir vor allem des Kaisers Franz, der nach der bewegten Kriegsepoche, welche nahezu die ersten zwei Decennien seiner Regierung ausfüllt, die nächstfolgenden Friedensjahre den Arbeiten eines alle Gebiete der Cultur und Kunst umfassenden Fortschrittes widmet.

Ein noch zwanzigjähriger Jüngling wendete der Kaiser als Erzherzog bereits den beobachtenden Blick den kriegerischen Ereignissen zu, welche das blutige Vorspiel bildeten der darauf folgenden vieljährigen Kriegsepoche. Unter den Aufzeichnungen, welche sich im Nachlasse des Kaisers vorfanden, war vorhanden ein „Journal der Campagne von 1788" in fünf Foliobänden, und dass er schon damals die Aufmerksamkeit auf die Lande richtete, deren Regierung er so bald übernehmen sollte, erweist sich aus einer Abtheilung dieses Journals, welche die Aufzeichnungen des Erzherzogs über eine Reise enthielt, die er damals im Banat, Siebenbürgen, Bukowina, Galizien, durch Ungarn und zurück ins Banat gemacht; andere Aufzeichnungen enthalten in 3 Bänden sein „Journal der Campagne im Jahre 1789;" ferner führte er anlässlich der Krönung seines Vaters des Kaisers Leopold II. zum Könige von Ungarn in Pressburg ein Krönungsjournal vom Jahre 1790 und schließlich fanden sich von ihm, aus den Jahren 1791, dem damals 23-jährigen Erzherzog, Arbeiten über militärische Gegenstände und Vorschläge *) vor. Überblicken wir aber nur, mit Übergehung der großen, den ganzen vielgliederigen und bei der Verschiedenheit der Provinzen und polyglotten Bewohner derselben complicierten Verwaltungsapparat umfassenden Reformen, dasjenige, was für Veredlung des Geistes, die Förderung des Humanismus, die Hebung und Vervollkommnung der Cultur und Wissenschaften der Kaiser

---

*) Allgemeine deutsche Biographie. VII. Bd., S. 290 von Felgel. — Dr. Meynert Hermann, Kaiser Franz I. Zur Geschichte seiner Regierung und seiner Zeit. (Wien, 1872.)

gethan, so ergibt sich eine Summe von Thatsachen, welche mit dem von den Feinden dieses Monarchen ihm gemachten Vorwurfe geistiger Unterdrückung und Fesselung des Fortschrittes nicht in Einklang zu bringen ist. Wir nennen nur die Errichtung einer Centralstudien-Hofcommission, die Einrichtung der Prüfungs-Commissäre an den Universitäten und Lyceen der kaiserlichen Erbstaaten, einer Hofcommission in Wohlthätigkeits-Angelegenheiten, der ersten technischen Lehranstalt in Prag, der großartigen Veterinär-Anstalt in Wien, der neuen Anstalt zur Bildung von Wundärzten in Prag, die medicinische Bildungs-Anstalt in Klagenfurt und des Krankenhauses in Neutitschein; zur Förderung der Landescultur und des landwirtschaftlichen Betriebes im Allgemeinen gründete der Kaiser landwirtschaftliche Schulen in Wien und in anderen Städten der Monarchie, die Forstschule zu Maria-Brunn bei Wien, das praktisch-ökonomische Lehrinstitut zu Vösendorf, mehrere Oberforst-Inspectorate und das Ludoviceum in Ungarn; das Theresianum in Wien wurde erweitert, die nautische Schule in Zengg errichtet; was die Förderung der Wissenschaft und alle mit ihm vereinten Disciplinen betrifft, so trat das theologische Centralseminar in Pest ins Leben und die bischöflichen Seminarien wurden hergestellt, in Wien selbst wurde ein höheres theologisches Bildungsinstitut, ebenda auch die protestantische theologische Lehranstalt, in mehreren größeren Städten philosophische Lehrcurse und verschiedene Fachschulen gegründet und die Schulen der Juden wesentlich verbessert; im Jahre 1815 hat der Kaiser mit eigener Hand den Grundstein des polytechnischen Institutsgebäudes in Wien gelegt. Zur Förderung der Geschichtsforschung, der Kunst und der Naturwissenschaften fanden statt: die Gründung des Nationalmuseums in Pest, des Franzensmuseums in Brünn, des böhmischen Museums in Prag, des Joanneums in Graz; das kaiserliche Naturalien-Cabinet wurde mit einer grönländischen und brasilianischen Naturaliensammlung, das kaiserliche Antiken-Cabinet mit einer ägyptischen Sammlung ausgestattet und die berühmte Ambraser Sammlung im unteren Belvedere aufgestellt; in der Akademie der bildenden Künste in Wien wurden seit 1815 periodische Kunstausstellungen eröffnet und ein Kunstverein gegründet, dessen Thätigkeit das Kunstleben im Kaiserstaate mächtig förderte. Zur Vervollkommnung der Kunstgewerbe wurden Realschulen errichtet und technische Sammlungen aufgestellt, zur Ermunterung der Industrie kaiserliche Privilegien eingeführt; es fanden namhafte Verschönerungen der Residenz statt, so die Gartenanlagen vor der kaiserlichen Hofburg mit dem äußeren imposanten Burgthore, die Aufstellung des Theseustempels mit dem classischen Standbilde des Theseus von Canova's Meißel, die Aufstellung des herrlichen Denkmals für Kaiser Josef II. Dies sind nur sozusagen andeutungsweise die Schöpfungen des Kaisers zur culturellen und sittlichen Hebung der seinem Scepter unterthänigen Völker. — Auch der jüngeren Brüder des Kaisers, der Erzherzoge Johann Baptist und des Cardinalerzbischofs von Olmütz, Erzherzog Rudolf, müssen wir hier gedenken. Ersterer, der als zweiter Landesvater Steiermarks noch im dankbaren Andenken der Bevölkerung lebt, stand mit einem ganzen Kreise von Männern der Wissenschaft im lebhaften gelehrten Verkehr. Wir nennen nur die berühmten Historiker den Freiherrn von Hormayr, den Ritter von Kaldberg und den Orientalisten Hammer-Purgstall. Er war ein hervorragender Förderer von Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe, besonders aber auch des Bergbaues und war überdies ein äußerst gebildeter Militär. Seine hinterlassenen, seither von Doctor Ritter von Krones veröffentlichten Tagebücher, stellen ihn als einen Prinzen von seltener Bildung und vielseitigen gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen dar. Sein jüngerer Bruder, der Erzherzog Cardinal Rudolf ist wieder ein großer Kenner und Förderer der Musik; nicht nur spielte er mit künstlerischer Vollendung das Piano, in welchem Beethoven sein Lehrer war, er wurde auch dieses großen Tonheros großmüthiger Mäcen; er sammelte mit ebenso großem Eifer als Sachkenntnis kostbare Musikalien und hinterließ seine reiche musikalische Bibliothek mit letztwilliger Verfügung der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, deren erster Protector er war. Auch ist er bei seinen hervorragenden musikalischen Anlagen der Composition nicht fremd geblieben, jedoch besitzt man von seinen Compositionen nur ein Heft Variationen für Clavier, welche ein Beethoven'sches Thema behandeln,

im strengen Stile gehalten und dem Meister gewidmet sind, dessen Thema ihn zum Selbstschaffen begeisterte.

Auch unter des Kaiser Franz Nachfolger Kaiser Ferdinand blühte die Kunst in nicht gewöhnlicher Weise und die Schöpfungen der lange Zeit förmlich todtgeschwiegenen Wiener Malerschule kommen erst in der Gegenwart zu ihrer wahren Geltung. Um nur einige Namen zu nennen, führen wir die Hauptvertreter derselben an: Füger, Führich, Danhauser, Fendi, Lampi, Gauermann, Ranftl, Kupelwieser, Krafft, Markó, Waldmüller, Kriehuber, Pettenkofer, deren Arbeiten den Kenner noch heute entzücken.


So sind wir nach einem im Ganzen, nur flüchtigen Überblick bis zur Gegenwart gelangt. Da aber ragt vor allen Seine Majestät Kaiser Franz Josef hervor. *) Noch als siebzehnjähriger Jüngling auf einer im Jahre 1847 unternommenen Reise nach Venedig wirkte der Zauber der Lagunenstadt auf den für alles Schöne begeisterten Prinzen so mächtig, dass er Scenen aus dem dortigen Volks- und Schifferleben zeichnete, die später wiederholt vervielfältigt und wegen ihrer treuen Wiedergabe des Venezianer Lebens und Treibens mit Recht gepriesen wurden. Später, nachdem er als Kaiser in jungen Jahren die Regierung des Kaiserstaates in bedrängten Zeiten angetreten, fand er nicht mehr Muße, seine geistigen Ideen in Bild, Wort und Schrift zu fassen, aber sie sprechen nicht minder laut in steinernen und ehernen Lettern seinen unvergänglichen Antheil aus, an allem, was auf Kunst und Wissenschaft im Kaiserthum Bezug hat, wie es des Kaisers Ausspruch, den eine Äußerung des Oberbaurathes Freiherrn von Schmid in einem Vortrage der Fortschrittsfreunde der innern Stadt Wien am 8. Mai 1887 aufbewahrt hat, in den geflügelten Worten: „Der Kunst muss geholfen werden," bethätigt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alles, was uns in dieser Richtung vorliegt, aufzählen. Die Ringstraße der Reichshauptstadt Wien mit der neuen Universität, den beiden Museen für Kunst und Naturwissenschaft, dem Parlamentsgebäude, dem Justizpalaste, dem Schauspiel- und Opernhause, dem an der Stelle der abgebrannten komischen Oper erbauten Asyl der Wohlthätigkeit, dem österreichischen Gewerbemuseum; das sind nur einige der steinernen Lettern in dem Riesenbuch, das wir der Hand des Monarchen verdanken, als er mit kais. Handschreiben am 20. December 1857 die Stadterweiterung Wiens anordnete und dieser Befehl mit Beginn der Niederlegung des Stadtwalles am 20. März 1858 in Wirklichkeit trat. Nicht lange nach seinem Regierungsantritte kennzeichnete sein kais. Handschreiben vom 13. März 1849 den Beginn der neuen Ära, als er mit demselben dem Dichter Franz Grillparzer den Leopolds-Orden verlieh, eine Auszeichnung, wie sie bis dahin nur einem österreichischen Dichter und Schriftsteller, Heinrich v. Collin, verliehen worden war. Nun aber folgen sich in ununterbrochener Reihe die kaiserlichen Acte, welche die Förderung der Wissenschaft und Kunst nach allen ihren Richtungen zum Zwecke haben. Schon in den ersten Tagen des August desselben Jahres befiehlt der Monarch die Organisierung eines meteorologischen Beobachtungssystems, welchem 2 Jahre später der Aufbau der Centralanstalt für meteorologische und magnetische Beobachtungen folgt; daran reihen sich die Organisation der Gymnasien und Realschulen in einer den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Weise, die Regelung des Studienwesens der juridischen, staatswissenschaftlichen, medicinischen, philosophischen Facultäten, die Errichtung der geologischen Reichsanstalt, die Reorganisation der Wiener Kunstakademie, welche anderthalb Jahrzehnte später ein ihr würdiges Heim erhielt; die Aufstellung der Centralcommission für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Baudenkmäler, zu welchem Zwecke die Ernennung von eigenen Conservatoren in

---

*) Siehe den Aufsatz des Dr. Bodenstein: „Kaiser Franz Josef als Wiederbeleber von Oesterreich-Ungarns Kunst und Kunstgewerbe." — Aus des Kaisers Franz Josef Jugendtagen. Wien, 1888. Gerolds Sohn. — (Engels) Unser Kaiser in seiner Jugend — als Regent (1848—1880) — als Held — auf seinen Reisen und als Gastfreund — als Jäger und Schütze — als Beschützer der Kunst und Wissenschaft — als Wohlthäter — als Mensch — im Glanze festlicher Ereignisse. 9 Hefte. Wien, 1888. Manz. Das vorgenannte Werk ist von dem Verfasser dieses Artikels; das folgende, unter seiner unmittelbaren Leitung und Beischaffung sämmtlicher Quellen von Engels, der während des Winters 1881 und ff. eigens zu diesem Zwecke seinen Aufenthalt in Berchtesgaden nahm, verfasst.

allen Kronländern stattfindet; die Organisation des gewerblichen Unterrichts und die Errichtung von Realschulen, welche später in der Gründung des kais. österreichischen Museums für Kunst und Industrie ihren organischen Abschluss fand. Der Wissenschaft in allen ihren Zweigen wurde in der Reichshauptstadt in dem Prachtbau einer neuen Universität eine würdige Stätte bereitet. Ein gleiches fand statt in der entlegensten Provinz des Kaiserstaats, durch Gründung der Universitäten in Klausenburg und in Czernowitz. In anderen Richtungen förderten den geistigen und gemeinnützigen Fortschritt die Errichtungen von Ackerbauschulen in allen Theilen der Monarchie, die Stiftung der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg, des Reichsforstvereins, die Grundsteinlegung des Lloyd-Arsenals, des Marine-Arsenals zu Pola und der Marine-Akademie in Fiume, die Organisierung der Militär-Bildungs-Anstalten, die Errichtung der ersten Kornhalle in Pest; die Anordnung von Berathungen zur Bewaldung des Karstes. Zur Belebung des Eifers in der Pflege der Wissenschaften, Kunst und Gewerbe, sowie der Belohnung hervorragender militärischer Dienstleistungen im Kriege und im Frieden erfolgt die Stiftung des Franz Josefs-Ordens, sowie des Militär-Verdienstkreuzes und der goldenen und silbernen Verdienstkreuze, dann kürzlich der Militär-Verdienst-Medaille, der Erlass eines neuen Privilegien-Gesetzes; es wird die Weltumseglung der Novara decretiert, es werden zahlreiche Stiftungsplätze im Theresianum, Stipendien für Künstler, Pensionsplätze für die Hinterbliebenen verdienter Staatsangehörigen ins Leben gerufen; zum Frommen der leidenden Menschheit entstehen die großartige Rudolf-Anstalt und das neue Irrenhaus zu Ybbs; dem sprichwörtlich gewordenen Elende der dramatischen Dichter steuert das kaiserliche Handschreiben, welches den Tantièmenbezug für neue, zur Aufführung angenommene Theaterstücke anordnet. Die Helden des Vaterlandes und die Heroen der Künste und Wissenschaften der Heimat wie der Fremde erhalten in großartigen Denkmälern die herrlichen Ehrenzeichen bleibender Erinnerung; wir nennen nur die Denkmäler der Helden Kopal, Hentzi, Losy v. Losenau, Rukavina, Erzherzog Karl, Kaiser Max, Prinz Eugen von Savoyen, Schwarzenberg, Tegetthoff, Radetzky, Kaiserin Maria Theresia, Titian in der Kirche ai frari in Venedig, Metastasio bei den Augustinern in Wien, H. von Collin in der Karlskirche, Schiller, Beethoven, Schubert, Grillparzer u. s. w. Wir sehen, es sind nicht Leistungen in Wort und Schrift, aber die Leistungen, die eine nicht minder beredte Sprache, sondern jene zu den künftigen Jahrhunderten sprechen und den Ruhm eines Monarchen verkünden, der in einer politisch bewegten Zeit, während blutige Kriege den Bestand des Gesammtstaates bedrohten, beutegierige Nachbarvölker Bündnisse schlossen, welche der Freiheit seines Reiches gefährlich wurden, nie die hohen geistigen Interessen vergaß, deren Förderung zu den heiligsten Vorrechten der Fürstenkrone zählt.

Und wieder in Wort und Schrift, in Tönen der Poesie und in Schilderungen seiner Weltfahrten spricht des Kaisers jüngerer Bruder zu uns, Erzherzog Maximilian, der nachmalige unglückliche Kaiser von Mexico. Ein erst 18-jähriger Jüngling, unternahm er im September und October 1850 die erste Orientreise nach Griechenland und Smyrna, darauf folgten fast Jahr um Jahr theils längere, theils kürzere Fahrten zu Land und zur See, auf welchen er bis 1859, nachdem er im Herbst 1854 Marine-Ober-Commandant, im folgenden Sommer Commandant einer Escadre von 17 Schiffen geworden, ganz Europa, dann den Orient und zuletzt Brasilien besucht hatte. Im Jahre 1857 wurde er General-Gouverneur der Lombardei und von Venedig. Am 10. April 1864 trat er als Kaiser Maximilian I. von Mexico die verhängnisvolle Herrschaft des bis dahin vom Bürgerkriege zerrissenen Landes an, wo er durch französischen Verrath und Kopflosigkeit der Gesandten und Seemächte den tragischen Tod auf dem Cerro de la Campana bei Queretaro am 19. Juni 1867 fand. Aber von seinen Jünglingsjahren an gab er Beweise seiner Begeisterung für alles, was mit Kunst und Wissenschaft im Zusammenhange steht. So war es seine Fürsorge, welche während seines General-Gouvernements in der Lombardei-Venedig die Herausgabe der Monumenti storici ed artistici, der Memoiren des Grafen Quirini bewerkstelligte und die Vereinigung der Kunstakademie in Mailand und Venedig durchführte. Die Monumentalbauten des Kaiserstaates bereicherte



Österreichische Herrscher aus dem Hause Habsburg als Beschützer der Kunst.

Nach dem Ölgemälde vom Professor Julius Berger.

Die Mitte des Bildes nimmt Kaiser Maximilian I. ein. Er ist von Dürer, Burckmair, den Hofhistoriographen Stabius und anderen Künstlern umgeben. Links sieht man Kaiser Karl V., Kaiserin Isabella, Maria Königin von Ungarn mit Tizian, Cellini, Giovanni da Bologna, Vermayen. Auf der Balustrade sind gruppiert Erzherzog Ferdinand II., Graf von Tirol mit Terzio und Piccinino. Die äußerste Gruppe links bilden Kaiser Rudolf II. mit Attemstetter, dem Verfertiger der Oesterreichischen Kaiserkrone, Jacopo Strada und Kaspar Lehmann. Rechts ist neben Kaiser Maximilian zu sehen Kaiser Karl VI. mit Fischer von Erlach, Raphael Donner, Prinz Eugen von Savoyen, Prandauer und Daniel Gran. Auf der Balustrade der rechten Seite befinden sich Erzherzog Leopold Wilhelm mit Teniers d. J. und Ostade, sowie Erzherzog Albrecht VII. mit seiner Gemahlin Erzherzogin Isabella, dann Rubens, van Djik, Jean Calot u. s. w. Das Gemälde ist 15 *m* lang und über 5 *m* hoch.

er mit der herrlichen Votivkirche in Wien und mit dem am Strande der Adria, zunächst Triest gelegenen Schloss Miramar, das er zu seinem Aufenthalt erkor, nachdem Österreich durch das 1859 zwischen Sardinien und Frankreich abgekartete Intriguenspiel in hinterlistiger Weise der Lombardei beraubt worden war. Schon als 18-jähriger Jüngling war er schriftstellerisch thätig und es erschien als Manuscript gedruckt sein Werk: „Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland." Später als ihn die ernste Aufgabe beschäftigte, Österreich unter den europäischen Seestaaten die ihm gebürende Rolle zu sichern, veröffentlichte er die Schrift: „Die österreichische Marine. Von einem österreichischen Seemann," in welcher er mit der vollen Sachkenntnis des Fachmannes für die Vergrößerung der österreichischen Flotte eintrat. Während seiner vielen und ausgedehnten Reisen zeichnete er alles auf, was sich seiner Beobachtung aufdrängte und diese während einer langen Reihe von Jahren gewonnenen Eindrücke, Erlebnisse, Erfahrungen und Ideen bilden das Hauptwerk seines Lebens, das in acht Bänden (7 Bde. und 1 Suppl.) unter dem schlichten Titel: „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte," 1867 bei Duncker & Humblot in Leipzig erschienen ist. Das kritische Moment liegt diesen Essays ganz ferne, wir führen nur die Worte eines deutschen Schriftstellers Dr. Herm. Ethé an, der in Maximilians Schriften die Gewandtheit und Sicherheit in der Ausdrucks- und Darstellungsweise, die Formvollendung des Stils und die ebenso feine wie scharfe Beobachtungsgabe, wie sie wohl kaum ein anderer deutscher Schriftsteller in so jungen Jahren an den Tag gelegt, hervorhebt. In den Gedichten des Kaisers findet er aber, dass durch sie ein schwärmerischer Hang geht, aber auch ein eminentes Naturgefühl; das Leben und Weben, Wirken und Schaffen der Elemente im weiten Schöpfungskreise, allüberall in Höhen und Tiefen, zu Land und Wasser, im Urwald wie auf der Heide bilden die Lieblingsgegenstände seines romantischen Sinnens und Träumens und überall tritt ein gesundes Urtheil und ein scharfer Blick zutage. Was hätte uns diese Feder noch geboten, wenn sie dem, der sie führte, nicht meuchlings der Mord — denn seine Verurtheilung ist geradezu ein Mord — aus der Hand gerissen hätte! Noch haben wir des Kaisers zwei jüngere Brüder, die Erzherzoge Karl Ludwig und Ludwig Victor zu erwähnen, welche, wenn sie auch nicht selbst schaffen, doch mit ungewöhnlicher Theilnahme die hohen Interessen der Kunst verfolgen und auf das regste befördern. So sind beide Erzherzoge seit Jahren oftmalige Protectoren von Kunst- und Gewerbeausstellungen, ersterer hat auch das Protectorat der großartigen und in seiner Weise einzigen Musik- und Theaterausstellung in Wien 1892 übernommen; beide Prinzen bethätigen ihr Interesse durch kostbare Kupferstichsammlungen, die sie angelegt haben und durch den Ankauf von wertvollen Gemälden fast auf jeder Ausstellung, wodurch sie in nicht geringem Maße die vaterländische Kunst fördern.

Der nächste, der nun unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselt, ist des Kaisers Maximilian jugendlicher Neffe der verewigte Kronprinz Erzherzog Rudolf. Frühzeitig hat er schon schöne Proben nicht nur seines ernsten Wissensdranges, sondern auch wissenschaftlicher Gründlichkeit gegeben in den wenigen Arbeiten, welche er veröffentlicht hat. Insbesondere sind es die Naturwissenschaften und unter diesen vor allen die Ornithologie, welcher der kaiserliche Prinz sich mit Vorliebe zugewendet, und zu diesem Zwecke sich mit Männern umgeben hatte, welche zu den ersten Autoritäten in diesem Fache zählen. Kaum 20 Jahre alt, veröffentlichte der Kronprinz in naturwissenschaftlichen Fachblättern schon mehrere Aufsätze, meist seine ornithologischen Studien und Beobachtungen. Seine vielen, seit Jahren unternommenen Reisen, hatten nicht bloß das leidige Vergnügen im Auge, vielmehr dienten sie ihm zu Beobachtungen der Natur, zu Thierstudien, über welche er dann seine gewonnenen Ergebnisse in anziehender Form niedergeschrieben hat. Sein erstes Buch, das sich schlicht „Fünfzehn Tage auf der Donau" betitelt und seinem Schwager, dem Prinzen Leopold von Bayern gewidmet und auch schon von Ernesto Jóry in die italienische Sprache übersetzt wurde, erschien im Jahre 1878. Er schilderte darin in lebendiger Weise einen Jagdausflug in die Gebiete der unteren Donau, auf welchem ihn nebst dem genannten Prinzen-Schwager der berühmte Ornithologe Brehm, der Präsident der Berliner ornithologischen

Gesellschaft Eugen v. Homeyer und die beiden Hodek, Vater und Sohn, begleitet haben. Die Jagdgesellschaft durchzog auf ihren Beutezügen die noch wenig durchforschten Donau-Auen-Wälder, durchschiffte auf Kähnen die von zahllosen Wildvögelschwärmen belebten Sumpfauen von Mohács, und unternahm zuletzt einen Ausflug in das malerische Waldgebirge der klosterreichen Fruska gora. Die „Adlerfrage" bildete den wissenschaftlichen Zweck der Expedition und es wurde denn auch nach den Horsten der Stein-, Schrei- und Seeadler fleißige Suche gehalten.*) In dem drei Jahre später herausgegebenen Buche: „Einige Jagdreisen in Ungarn," schilderte der erlauchte Verfasser zuerst Winterjagden in den Karpathen auf den Jagdgründen des Grafen Schönborn im Jahre 1879 und dann die im Spätherbst 1880 unternommenen Waidfahrten nach Südungarn und Slavonien, auf den Jagdgründen der Brüder Otto und Rudolf Grafen Chotek und in den ungarischen Staatsforsten der Mármaros. Wieder war Prinz Leopold sein Jagdgefährte, aber außer diesem auch des Kronprinzen erlauchter Oheim, der Großherzog Ferdinand IV. von Toscana und der Maler von Pausinger. In den letzten Wintermonaten und im ersten Frühlingsmonat des Jahres 1881 unternahm der Kronprinz die erste Reise nach Ägypten und Palästina, über welche er in einer zuerst nur als Manuscript gedruckten Schrift: „Eine Orientreise" berichtete. In des Kronprinzen Begleitung auf dieser Reise, welche am 9. Februar 1881 angetreten wurde, waren der obenerwähnte Großherzog von Toscana, Burgpfarrer Abt Meyer, die Grafen Ludwig Waldburg und Josef Hoyos, der seither als Generalmajor verstorbene Major und Flügel-Adjutant von Eschenbacher und wieder der geistvolle Thiermaler Franz von Pausinger. Die Reise gieng über die jonischen Inseln nach Alexandria, dann nilaufwärts bis zur Insel Philä und von dort zurück nach Cairo; nun wurden mehrere Deltastädte besucht, das Wasserjagdrevier des Menzaleh-Sees durchstreift und der Suez-Canal besichtigt. Am 28. März betrat der Kronprinz in Jaffa den asiatischen Orient. Nun gieng er nach Jerusalem, das heilige Sion mit der Grabeskirche und der großen Omermoschee betrat des Kronprinzen Fuß, von dort gieng er nach Bethlehem, nach dem Felsenkloster Mons Saba, den vordern Gestaden des Todten Meeres, nach dem Tabor, nach Nazareth und dann wurde längs Candia über die jonischen Inseln, die Bocche di Cattaro und Ragusa die Heimreise angetreten. „Sei gegrüßt, du goldener, farbenprächtiger, sonnendurchglühter Orient!" mit diesen Worten schloss der erlauchte Verfasser seine „Orientreise," welche, wie erwähnt anfänglich als Manuscript gedruckt, nur in die Hände weniger Auserwählter gelangte, 1884 aber als illustriertes Prachtwerk eines der schönsten Erzeugnisse des heimischen Buchhandels wurde. Dem erlauchten Schilderer seiner Fahrten, der, wie ein feiner Beurtheiler dieses Werkes treffend bemerkt, bei aller Freude für das Detail nie das Ganze aus dem Auge verliert, aber auch unter dem Ansturm überwältigender Eindrücke den kleinsten Moment festzuhalten versteht, der mit begeistertem Streben, praktischem Lebenssinn, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, eine lichte Weltanschauung verbindet, steht auch der Künstler, der aus den sich ihm darbietenden Scenerien nur das Schönste, Charakteristischeste, sei es in Gestalten, sei es in Naturbildern herauszugreifen und in bestrickender Treue wiederzugeben versteht, der Maler Pausinger würdig zur Seite. Das Werk alles mit inbegriffen, Autor, Zeichner, Radierer, unser wackere F. Klaus, und der treffliche Xylograph Bader, nimmt eine erste Stelle ein unter den Illustrationswerken der Gegenwart. Die bisher angeführten Werke waren aber nur die Vorboten von des Kronprinzen würdigster Arbeit, mit welchem er sich selbst und dem Reiche, an dessen Spitze dereinst zu stehen er berufen war, ein Denkmal errichtet, dauernder als Erz und Stein, wir meinen das noch im Erscheinen begriffene Prachtwerk „Österreich-Ungarn in Wort und Bild."

Mit Hilfe eines literarischen und eines künstlerischen Comités, welches dem Kronprinzen zur Seite stand, und in welchem für die Abtheilung der ungarischen Länder der berühmte Dichter Maurus Jókai gewonnen worden ist, geht die Ausführung des Werkes, einem sorgfältig durchgearbeiteten Plane gemäß, stetig vorwärts. Bisher sind 163 Lieferungen in 11 Bänden ausgegeben. Nach des Kronprinzen Tode übernahm die Kronprinzessin Witwe Erz-

*) Vergleiche Münchner Allgemeine Zeitung 25. Mai 1884, Beilage Nr. 145: Kronprinz Rudolf und die Wissenschaft. Von v. B.

herzogin Stephanie das Protectorat über das monumentale Werk. Se. Majestät, des Herausgebers erlauchter Vater, Kaiser Franz Josef, haben des Sohnes Widmung, der das Werk seinem Vater, dem Förderer und Begründer so vieles Guten, Schönen und Würdigen ehrfurchtsvoll zu Füßen legte, anzunehmen geruht. Nach den bisher erschienenen Lieferungen zu urtheilen, dürfte das vollendete Werk eines sein, wie keine Literatur ein ähnliches bisher zu verzeichnen hat. — Der Kronprinz trug sich mit einem großgedachten neuen Unternehmen „Unsere Jäger" und noch mit mancherlei literarischen Plänen und Arbeiten. Mancher Aufsatz in Wiener Blättern stammte aus seinen Federn, ohne dass die sich dafür interessierenden Leser davon eine Ahnung hatten. Mit Liebe und Eifer hat der Kronprinz der Wissenschaft gedient, er war wie es in einem ihm gewidmeten Nachruf heißt „einer ihrer eifrigsten Jünger und wäre bei längerer Lebensfrist wohl auch einer ihrer Meister geworden," denn er besaß vor allem das, was das höchste in dem Gesammtorganismus des Volkslebens ist, Geist und Liebe zur Sache und mit diesen Eigenschaften wäre er auf den Höhen, auf welche ihn die Geburt gestellt, auch ein großer Mensch geworden. Welch' ein Leben versank mit seinem am 30. Jänner 1889 erfolgten plötzlichen Tode in die unerforschliche Tiefe des Grabes!*)

Ehe wir zu den erlauchten Sprossen der Secundogenitur unseres Kaiserhauses übergehen, gedenken wir noch des Erzherzogs Otto, der als Maler eine vielversprechende Zukunft haben dürfte, und des Erzherzogs Josef, des Sohnes des unvergesslichen einstigen Palatins von Ungarn gleichen Namens. Der Erzherzog hat sich dem Sprachenstudium zugewendet und in diesem ist seine Wahl auf ein ebenso geheimnisvolles als von den Sprachforschern noch lange nicht durchforschtes Idiom gefallen, nämlich auf die Sprache der Zigeuner. Der erlauchte Verfasser hat seine Arbeit der ersten Classe der Budapester Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Es ist eine Grammatik des Zigeuner-Idioms und führt den Titel: „Romano csibakero sziklaribe." Es ist ein Manuscript von nahezu 240 Folioseiten, und behandelt in 13 Abschnitten die Buchstaben, das Zeitwort, die Nennwörter, die Beiwörter, das Fürwort, die Bestimmungswörter, das Bindewort, das Empfindungswort, den Zusammenhang der Buchstaben mit denen der indischen Sprache, Dialect-Abweichungen, Wortbildungen und ein vergleichendes Wörterbuch. Das Manuscript stammt von des Erzherzogs eigener Hand. — Schließlich sei noch an dieser Stelle des Erzherzogs Rainer, eines Vetters Sr. Majestät des Kaisers und Sohnes des ehemaligen Vicekönigs der Lombardei-Venedig, dessen milde und segensvolle Wirksamkeit in genanntem Königreiche noch heutzutage in Mailand in lebengigem Andenken lebt, gedacht. Erzherzog Rainer hat durch Erwerbung des nach ihm benannten kostbaren Papyrus sich in gelehrten Kreisen einen klangvollen Namen gemacht und wirkt als Curator der k. k. Akademie der Wissenschaften, sowie als bekannter Förderer des Kunstgewerbes in gleich segensreicher Weise.

*　*
*

Es wurde in diesem Essay schon zu wiederholtenmalen der Sprossen der toscanischen Secundogenitur gedacht, wir schließen nun unsere Darstellung über das Schaffen und Wirken unseres Kaiserhauses auf geistigem und Kunstgebiete, ehe wir auf die Frauen des erlauchten Kaiserhauses übergehen, mit einem kurzen Blick auf die Thätigkeit zeitgenössischer Sprossen desselben, nämlich vor allem des Chefs dieser Secundogenitur des Großherzogs Ferdinand IV., der ein verständnisvoller Liebhaber der Malerei, der Architektur, des Marinewesens und der Schiffsbaukunst ist, mit großer Vorliebe naturwissenschaftliche Studien treibt und auf diesem Gebiete manche gleichartigen Interessen mit dem Kronprinzen Rudolf verfolgte und sich für dessen gediegene tüchtige Leistungen als Ornithologe sehr interessierte. In neuester Zeit wendete sich der Großherzog der im Aufblühen begriffenen Amateur-Photographie zu, deren Nutzen für die Wissenschaft so vielverheißend, ja geradezu unabsehbar ist. Auf der im Sommer 1890 und 1891 stattgehabten Amateur-Ausstellung befanden sich auch einige Lichtbilder des Groß-

*) Über Land und Meer 1888/89, 9. Heft S. 1210: Kronprinz Rudolf als Schriftsteller. Von Gustav Karpeles.

herzogs, die mit solcher technischen Vollendung und künstlerischem Geschmacke ausgeführt waren, dass dem erlauchten Herrn schon für die erste Ausstellung die Medaille zuerkannt wurde. — In hervorragender Weise auf wissenschaftlichem Gebiete schöpferisch thätig ist auch des Großherzogs Bruder der Erzherzog Ludwig Salvator und der schon erwähnte jüngste Bruder der frühere Erzherzog (als Johann Orth verschollen) Johann. Wie seine kaiserlichen Vettern der verewigte Kaiser von Mexico Erzherzog Ferdinand Max und der Kronprinz Rudolf, so liebt auch Erzherzog Ludwig Salvator das Reisen, aber mit der Lust, zwischen Wasser und Himmel auf seiner Yacht „Nixe“ zu schweben, verbindet er einen Forschungsdrang, der uns nach dem, was uns bereits vorliegt, Bewunderung abringt. Über jede Reise, die der Prinz unternommen, gibt er mit von eigener Hand ausgeführten Zeichnungen reichausgestattete Berichte, aus denen wir eine Fülle des Neuen und Interessanten erfahren. Gleich mit seinem ersten Buche: „Excursions artistiques dans la Vénétie et le Littoral“, das er im Alter von erst 21 Jahren in Prag herausgab, erwies er sich als Kenner der Kunstgeschichte und feiner Beobachter der besichtigten Denkmale der Kunst. Geradezu Staunen und Bewunderung erregte er mit dem nachfolgenden großen Werke. Es betitelt sich „Die Balearen. In Wort und Bild geschildert.“ (Leipzig, 1869, Brockhaus. Groß-Royalquart.) 9 Bde mit vielen Tafeln nach Original-Aufnahmen des Erzherzogs von den Malern Bubak, Ender, Lauffer, Manes, Marzak, Nowopacky, Perko, Schäffer, Seelos, Varrone und Wachsmann, dann mit zahlreichen Farbendrucken und in den Text eingedruckten Holzschnitten. Ein Fragment daraus: „Die Stadt Palma“ ist auch in einem Sonderdrucke ausgegeben. Das großartige, wahrhaft monumentale Werk hat der Erzherzog Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich in tiefster Verehrung und Ergebenheit gewidmet. Das Werk ist das Ergebnis persönlichen Verweilens des Prinzen auf den Balearen im Sommer und Herbst 1867, eigener Anschauungen an Ort und Stelle und amtlicher Erhebungen, welche dann von ihm sorgfältig geprüft und in anschaulichster Weise für den Text benutzt wurden. Verfasser dieses Essays hat über dieses, wie überhaupt über sämmtliche bis October 1882 herausgegebenen Werke des Erzherzogs im XLVI. Bande seines biographischen Lexikons Österreichs (S. 203—211) ausführlichen Bericht erstattet und kann also nur darauf hinweisen, aber hier kann er nur wiederholen, dass ihn obgleich er glaubt, ein Bücherkenner zu sein und ebenso kostbare als seltene und großartige Werke in seinen Händen gehabt zu haben, die Monographie über die Balearen mit Staunen ohne Gleichen erfüllte und dass sich kaum ein Land sämmtlicher sechs Welttheile, in Umfang und Seelenzahl den Balearen entsprechend, einer so eingehenden, umfassenden, gründlichen und zugleich anziehenden Behandlung rühmen dürfte. Das Werk ist nur in einer kleinen Anzahl Exemplaren gedruckt und nicht in den Handel gekommen und bietet für Statistiker, Geo- und Ethnographen, Geologen, Naturforscher, Cultur- und Lierarhistoriker, Musiker, Archeologen und Nationalökonomen eine geradezu unerschöpfliche Fülle der interessantesten Details. Und wie schon im Lexikon beklagen wir es auch hier, dass dasselbe nicht in einer billigen Herausgabe dem Studium des gelehrten und der Lectüre des für geographische Darstellungen sich interessierenden und täglich zunehmenden Publicums zugänglich ist. — Den „Balearen“ folgten das prachtvolle Costümwerk: „Die Serben an der Adria. Ihre Typen, ihre Trachten.“ (Leipzig und Wien, 1870 gr. 4°.) — „Tunis. Ein Bild aus dem nordafrikanischen Leben.“ (Prag, 1870. Mercy. 898 S. mit 7 nach Photographien der Originalskizzen des Erzherzogs ausgeführten Abbildungen. 8°. — „Der Golf von Buccari-Porto Rè.“ Bilder und Skizzen. (Prag, 1871. Mercy, 4° mit 30 Tafeln, 14 Plänen, Karte und Plan des Golfs Buccari und 22 in den Text gedruckten Holzschnitten. Die 30 Bilder und 22 Holzschnitte sind nach Originalskizzen des Erzherzogs xylographiert. Das Werk ist Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth gewidmet. — „Der Djebel Esdoum (das Salzgebirge von Sodoma.“) Wien, 1873, Finsterbeck. Karte und 8 S. Text, dieses vorher in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien (XX. Bd. neue Folge VI) mitgetheilte Schriftchen ist das einzige, das des Erzherzogs Namenchiffre L. L. S. trägt. — „Yachtreise in den Syrten 1873“ (Prag, 1874. Mercy, 4°. 400 S., 30 Tafeln, 34 Holzschnitte und 1 Ansicht), in diesem Werke schildert der er-

lauchte Verfasser eine Reise, die er auf der österreichisch-ungarischen Yacht „Nixe" im Frühling 1874 von Alexandrien bis Cap Bon unternahm. — „Levkosia. Die Hauptstadt von Cypern." (Prag, 1873. Mercy, 4°. 89 S. 12 Tafeln, 3 Holzschn.). In Form von Tagebuchaufzeichnungen berichtet der Erzherzog seinen Aufenthalt im December 1872 und Jänner 1873 in der cyprischen Hauptstadt Levkosia. — „Einige Worte über die Kaymenen. Juli 1874." (ebenda 1874. 4°, 22 S.). Die Kaymenen sind die im Centrum des Golfs von Santorin entstandenen vulcanischen Inseln. Der Erzherzog hat sie im Juni 1874 besucht und von dieser merkwürdigen Naturerscheinung an Ort und Stelle selbst die Aufnahmen gemacht, welche in facsimilierten Holzschnitten die Beilagen der Schrift bilden. — „Eine Spazierfahrt im Golfe von Korinth" (ebenda, 1876, 4°. XIV. 291 S. 60 Tafeln, 70 eingedruckte Holzschnitte). Gründliche geschichtliche Studien und ein umfassendes Wissen charakterisieren dieses inhaltreiche Werk, das dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf gewidmet wurde. Darin macht auch der Erzherzog auf die Wichtigkeit des Durchstichs des Isthmus, wodurch der korinthische Meerbusen seine einstige Bedeutung in politischer und commercieller Hinsicht wieder erlangen könnte, aufmerksam. — „Eine Blume aus dem goldenen Lande oder Los Angeles" (ebenda, 1878, XII. 257 S., 13 Holzschnittafeln und 3 reizende Holzschnitte). Los Angeles ist eine der sieben Grafschaften von Süd-Californien, welche der Prinz im Jahre 1876 besucht hat. Mit der ausführlichsten topographischen Darstellung verbindet der Erzherzog Schilderungen der Thier- und Pflanzenwelt, der Jagd, des Fischfanges, des Ackerbaues und der Viehzucht und gelangt zu dem durch klimatologische Beobachtungen gewonnenen Ergebnis, dass diese „Blume aus dem goldenen Lande" ein trefflicher klimatischer Curort ist; und dass dieser „gesegnetеste Winkel Californiens" für Auswanderer bei Fleiß und Ausdauer eine Quelle des Wohlstandes und Reichthums werden könne und gibt auch im 21. Capitel für Auswanderer darauf bezügliche wichtige Anweisungen. — „Die Karawanenstraße von Ägypten nach Syrien" (ebenda, 1879, X. 88 S. gr. 8°. 23 Tafeln Ansichten), ein Bericht über einen im Herbst 1879 vom Erzherzog unternommenen Ausflug nach Ägypten. — „Bizerta und seine Zukunft" (ebenda 1881, 48 S. kl. 8° mit 12 in den Text eingedruckten Holzschnitten). Im Sommer 1880 brachte der Erzherzog einige Zeit in der in der gleichnamigen Bucht im Gebiete von Tunis gelegenen Stadt zu; er schildert nun die Wichtigkeit dieser alten syrischen, später jonischen Colonie für Tunesien, beschreibt genau die Stadt, ihre Bewohner, den Canal, die Inseln u. s. w. und außer einigen mit eigener Hand gezeichneten Illustrationen, fügt er einem Situationsplan der Küstenstrecke bei nach einer Aufnahme von Hesse-Wartegg. — „Um die Welt ohne zu wollen" (ebenda, 1881, 387 S. 8°) die einzige von des Erzherzogs bisher erschienenen Schriften, welche keine illustrative Ausstattung hat, jedoch fehlen sie nur dem Buche, in Wirklichkeit aber hat der Prinz nicht weniger denn 200 Ansichten während der ganzen Fahrt aufgenommen; mit den im Mai 1886 bei Hölzel in Wien erschienenen „Losen Blättern aus Abbazia," die mit 32 landschaftlichen Federzeichnungen ausgestattet sind, schließen vorderhand die schriftstellerischen Arbeiten des Prinzen ab.*) In diesen Reisewerken bekundet ihr hoher Verfasser nicht nur ein scharfes Beobachterauge, sondern eine mit seltener Gewissenhaftigkeit verbundene wissenschaftliche Gründlichkeit. Gewöhnliche Betrachtungen und Erwägungen, um Seiten zu füllen, vermeidend, bietet er uns dafür historische Erinnerungen in Hülle und Fülle; fasst die Verhältnisse der besuchten Ortschaften und Gegenden mit vorurtheilslosem, aber strenge und sicher prüfendem Blicke auf und gibt in klarer und zutreffender Weise die Ergebnisse seiner Studien. Seine Reisen waren nichts weniger als reine Lustfahrten, im Gegentheil, er ertrug oft genug die Qualen sengender Sonnenhitze, wenn er die Ansichten der Küstenpunkte oder Aufnahmen im Innern eines Landes ausführte. Dabei besuchte er nicht Gegenden, die längst von allen Touristen und Reisenden gekannt sind, sondern solche, wo-

*) Seither sind von dem erlauchten Verfasser noch erschienen: 1887 „Hobartstown oder Sommerfrische in den Antipoden," dann „Paxos". Nach gütiger Mittheilung ist Seine kaiserliche Hoheit gegenwärtig mit dem Drucke der Schilderung der Liparischen Inseln beschäftigt, an der er schon seit Jahren arbeitet. Dieses neue Werk wird in dem Formate der Balearen herausgegeben werden.
A. d. H.

hin sich bisher gar nicht oder nur äußerst selten der Fuß des Topo- und Ethnographen verirrte; seine Schriften bilden im Gebiete der Völker- und Länderbeschreibung wahre Eroberungen und füllen wirklich geographische Lücken aus. Der Erzherzog ist ein geographischer Gelehrter ersten Ranges, welcher mit diesem geographischen Wissen einen staunenswerten Reichthum der mannigfaltigsten Kenntnisse verbindet. Die Sprache in seinen Schriften ist einfach, klar, das rechte Wort findet sich immer an rechter Stelle und der Stil ist gediegen; wo es die Schilderung erfordert, schwungvoll. Sämmtliche Werke des Erzherzogs, deren mehrere als Geschenk des erlauchten Verfassers ich zu besitzen das Glück habe, bei denen nur das Eine zu bedauern, dass ihre reiche Ausstattung sie wenigstens dem großen Publicum schwer zugänglich macht, gehören zu dem Bedeutendsten, was die geographische Literatur der Neuzeit aufzuweisen hat. Der erlauchte Verfasser, zur Zeit (1892) 45 Jahre alt, also in einem Alter, welches für die Zukunft noch viele gediegene Früchte seines stets schaffenden Genius verheißt, lebt viel auf seiner reizend gelegenen Villa Zindis bei Triest, welche einen herrlichen Anblick gewährt auf die gewaltige Adria, die fernen Alpen und die panoramaartig von der hohen nach dem Strande sich erstreckenden Hafenstadt.

Nach einer anderen Richtung war des Erzherzogs jüngster Bruder Johann thätig. Dieser hatte sich seinen Großoheim den Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, zum Vorbilde genommen und das Studium der Waffen und des Krieges erkoren. Er eröffnete seine kriegswissenschaftliche Thätigkeit mit einer anonymen Flugschrift: „Betrachtungen über die österreichische Artillerie" (Wien, 1875). Obwohl kein Autor genannt war, bezeichnete die öffentliche Meinung ganz ausdrücklich denselben und wenn noch ein Zweifel darüber obgewaltet hätte, der Verfasser der in der „Allgemeinen Zeitung" noch im nämlichen Jahre veröffentlichten „Stimmungsbilder aus Berlin" hätte auch den letzten verwischt, so außer Rand und Band war er gerathen, über den Freimuth, mit dem der Verfasser in seiner Broschüre Farbe bekannte und den Blick in die Zukunft leiten ließ. Die halb militärische, halb politische Schrift erregte nicht nur in Österreich und in militärischen Kreisen, sondern auch weit über Österreich-Ungarns Grenzen großes Aufsehen und rief sogar eine Gegenschrift hervor, in welcher wohl Ansichten ausgesprochen waren, welche mit denen der ersten Schrift nicht übereinstimmten, die aber Gewicht und Bedeutung der in derselben dargelegten Anschauungen nicht abzuschwächen vermochten. Mit einer zweiten Arbeit, welche dieser ersten folgte und auf deren Titel sich der Erzherzog ausdrücklich als Verfasser nannte, betrat derselbe das kriegsgeschichtliche Gebiet. Es ist die „Geschichte des k. k. Linien-Infanterie-Regiments Erzherzog Wilhelm Nr. 12," 2 Theile (Wien, 1877—80. Seidel gr. 8⁰. X, 653, 854 S. und CCCXVI, Anhang). Das Regiment, bald 200 Jahre alt, ist eines der berühmtesten der kaiserlichen Armee, das namentlich in der Schlacht bei Kolin (18. Juni 1757) sich unvergänglichen Ruhm erkämpfte und in der Schlachtrelation den Feldmarschall Graf Daun zu der denkwürdigen Äußerung veranlasste: „Man sollte dem Regimente den Orden (der Kaiserin Maria Theresia) in die Fahnen sticken."

Es ist das nämliche Regiment, welches in der denkwürdigen Schlacht bei Rocoux (11. October 1746) im Kampfe gegen eine sechsfache Übermacht ein Fahnenband erhielt mit der stolzen Devise: un contre six. (Einer gegen Sechs.) Mit der Geschichte dieses berühmten Regiments hat der Verfasser seine Aufgabe in so trefflicher Weise gelöst, daß eine kritische Stimme den Ausspruch that: „Der Verfasser dieses Werkes wäre in Hinblick auf Stil, Darstellung und die höchst übersichtliche Gruppierung des Stoffes berufen, eine populär gehaltene Geschichte des Kaiserstaates zu schreiben, wonach das Bedürfnis ein in der Armee allgemein gefühltes ist." — Als im Winter 1884 der Spiritist Bastian auch in Wien seine spiritistischen Vorstellungen gab und die Zahl der Anhänger mit jeder neuen Vorstellung wuchs, unternahm es Erzherzog Johann in Gemeinschaft mit dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf den Hocuspocus des Spiritisten zu enthüllen, was auch vollends gelang. Über den ganzen Vorgang wie über die Richtigkeit des Spiritismus, dessen Nichtberechtigung als Wissenschaft wie als Glaube nachzuweisen sich der Erzherzog zur Aufgabe gestellt, veröffentlichte er die schon vorerwähnte

Schrift unter den Titel: „Einblicke in den Spiritismus“ (Linz, 1884) mit dem Motto: „Wir leben in einer Welt, wo ein Narr viele Narren, aber ein Weiser nur wenige Weise macht.“ Für die rege Theilnahme des Erzherzogs für die Kunst glauben wir zum Schlusse noch die interessante Thatsache verzeichnen zu sollen, dass er als Schloss Runkelstein nächst Bozen, dessen Fresken die Aufmerksamkeit der Kunstforscher in hohem Grade erregten, mit dem Abbruche bedroht war, der Erzherzog es durch Ankauf davor bewahrte, und nachdem er dies gethan hatte, er das Schloss, um eine vollständige Restauration desselben zu ermöglichen, Sr. Majestät dem Kaiser zur Verfügung gestellt, auf dessen Anordnung auch die Restaurationsarbeiten mit großen Kosten begonnen und vollendet wurden. — Der erlauchte Neffe der beiden vorgenannten Erzherzoge, der Erzherzog Leopold Ferdinand, früher Zögling der Marine-Akademie in Fiume, jetzt Schiffsfähnrich und für die Rettung eines Matrosen vom Tode des Ertrinkens durch Seine Majestät mit dem Militär-Verdienstkreuz ausgezeichnet, hat mit seinem ehemaligen Erzieher, dem nunmehrigen Corvetten-Capitän Leopold Ritter von Jedina bereits eine größere See-Campagne auf dem Schiffe „Fasana“ in den Jahren 1887, 1888 und 1889 gemacht, auf welcher der Prinz mehrere asiatische Höfe besucht und Herr von Jedina Tagebuchblätter dieser Reise in dem hochinteressanten Werke: „An Asiens Küsten und Fürstenhöfen.“ (Wien und Olmütz, Hölzel, 1891. 4°. XII. und 732 S. mit 1 Karte) veröffentlicht hat. Zu diesem Werke, welches mit Illustrationen (63 Voll- und 197 Textbilder) geschmückt ist, hat Erzherzog Leopold Ferdinand auch seine selbst aufgenommenen Lichtbilder zur Verfügung gestellt.

* *
*

Nicht minder wie die erlauchten männlichen Sprossen unseres Kaiserhauses ihren mächtigen Antheil für Wissenschaft, Kunst und Literatur seit Jahrhunderten bekunden, gewahren wir auch an den Frauen dieses Fürstengeschlechts ein reges Interesse für diese heiligen Güter der Menschheit, die aller Fürstenweisheit und Regentengröße erst den höchsten Glanz und den reinsten Zauber verliehen. Freilich liegen nach dieser Richtung namentlich aus den früheren Jahrhunderten nur sehr spärliche Nachrichten vor, da die Frauen überhaupt und in den fürstlichen Geschlechtern nur ausnahmsweise in die Öffentlichkeit treten und mehr im Stillen des häuslichen Kreises zu walten liebten, was nun zwar die Beschäftigung mit der Kunst und mit den Wissenschaften nicht ausschließt, doch aber nur wenigen Auserwählten ist es gegönnt, zufolge ihrer Stellung oder ihres hohen Ranges, diesen gottbegnadeten Frauen zu nahen, so dass nur ganz ausnahmsweise über sie Näheres dem größeren Publicum bekannt wird. Aber auch hier hat die Forschung und die Chronik des Hauses allmählich den Schleier gelüftet und uns nach dieser Richtung hin manche interessante Kunde gebracht. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück reichen die ersten Spuren schriftstellerischer Thätigkeit habsburgischer Frauen und zwar ist es des Erzherzogs Sigismund des Münzreichen von Tirol Gemahlin, Eleonore, von der wir wissen, dass sie den französischen Roman „Pontus und Sidonia“ ins Deutsche übersetzte. Erzherzogin Eleonore († 1480) ist eine Tochter Jacobs I. Königs von Schottland aus seiner Ehe mit Johanna Beaufort Gräfin Sommerset, die erste Gemahlin des Erzherzogs Sigismund, der sich 1468 mit ihr vermählte und sie nach 12-jähriger Ehe durch den Tod verlor. Sie und ihr Gemahl liebten geistigen Genuss und beide waren Gönner des Ulmer Arztes Heinrich Steinhöwel,*) der die erste Weltchronik schrieb und mehrere Erzählungen und Schwänke von Poggio, Einiges von Boccaccio, den Roman „Apolonius von Tyrus“ aus dem Lateinischen des Gottfried von Viterbo übersetzte, vornehmlich aber durch die Übersetzung von Aesop's Fabeln literarisches Verdienst besitzt. — In Kaiser Karl V. Schwester Maria, nachmaligen Königin von Ungarn (geb. 17. Sept. 1505, † 18. Oct. 1558) begrüßen wir geradezu eine gelehrte Frau des 16. Jahrhunderts. Man rühmte ihr einen vorherrschend männlichen Geist nach, wie auch eine solche Kenntnis der lateinischen Sprache, dass sie dieselbe ebenso fertig schrieb als sprach. Sie war

*) Groß Heinrich, Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen (Wien, 1882. Gerold.) Zweite Aufl. S. 12. — Kurz Heinrich, Geschichte der deutschen Literatur (Leipzig, 1853 Lex.-8°.) Bd. I. S. 743.

die Gemahlin des bei Mohács gebliebenen Königs Ludwig II. von Ungarn. Die Literaturgeschichte erzählt uns auch von ihr, dass sie geistliche Lieder gedichtet. — Eine ungemein geistvolle und durch ihre Schicksale und Schriften gleich interessante Fürstin ist die Erzherzogin Margaretha (geb. 10. Jänner 1480, † 1. Dec. 1530), Tochter des „letzten Ritters", des Kaiser Max, aus seiner ersten Ehe mit der im schönsten Jugendglanz ihm zu früh entrissenen Maria von Burgund. Im Alter von drei Jahren wurde sie dem Könige Karl VIII. von Frankreich verlobt, der, als sie 14 Jahre alt, im fränkischen Übermuthe aus politischen Gründen das Eheversprechen löste und sie ihrem Vater zurückschickte. Maximilian vermählte sie nun mit dem Infanten Don Juan von Spanien, den sie schon nach einer Ehe von wenigen Monaten am 2. October 1497 durch den Tod verlor. Nun heiratete sie zum zweitenmale den Herzog Philibert von Savoyen, den ihr auch nach erst dreijähriger Ehe am 10. September 1504 der Tod entriss. Nun, seit 1513, leitete die zweimal verwitwete Fürstin mit männlichem Geiste und staatsmännischer Klugheit die Regierung in den Niederlanden, nicht ganz ohne Schwierigkeiten, die ihr von ihrem eigenen, ihr zur Erziehung anvertrauten Neffen, dem Erzherzog Karl, nachmaligen Kaiser Karl V. bereitet wurden. Neben ihren Regierungsgeschäften fand sie noch immer Muße zur Pflege der schönen Künste und Wissenschaften, welche sie mit Eifer, Liebe und Verständnis betrieb. Die Erzherzogin hielt ihren Hof in Mecheln, und ihr Palast glich einem wahren Museum. Seine Wände waren von den herrlichsten Gemälden von Memling, Rogier van der Weyden, Michael van Coxie, Bernard von Orlay, Gerhard Horenbout, Jean Vermeyen u. A. geschmückt. Sie stellten Scenen aus der hl. Schrift, Bildnisse von Fürsten und den berühmtesten Zeitgenossen vor. Überall in ihren Gemächern begegnete man den kostbarsten Marmor-, Gold- und Elfenbeinarbeiten; ihre Bibliothek war eine der reichsten an kostbaren Werken und herrlichen Manuscripten mit den köstlichsten Miniaturen. In diesem Heiligthum des Geistes liebte die Fürstin ihre Einsamkeit zuzubringen und den Eingebungen der Muse ein horchendes Ohr zu leihen, oder mit ihrem Geliebten, dem Amant vert (grünen Geliebten) zu schäkern, der niemand höherer, als ihr grüner Papagei war, den Erzherzog Sigismund einst ihrer Mutter Maria von Burgund geschenkt hatte. In diesen durch die Kunst verschönten Räumen schrieb Margaretha ihre Aufzeichnungen nieder, welche ihr Historiograph Le Maire, nebst ihren vor den Ständen gehaltenen Reden gesammelt und unter dem einfachen Titel: „Discours de ses infortunes et de sa vie" (Gespräche über ihre Unglücksfälle und ihr Leben) herausgegeben hat. Auch hat Le Maire die Gedichte dieser Fürstin unter dem sinnigen, auf ihren Namen anspielenden Titel „Couronne Margaritique" (Margarethen-Krone) (Mecheln, 1530) herausgegeben.

Ihre Klagen über den Tod ihres Bruders Philipp des Schönen, Königs von Castilien (25. September 1506), der in der Blüte seines Lebens, im Alter von erst 28 Jahren starb, nahm derselbe Le Maire unter dem Titel: „Les regrets de la dame infortunée Marguerite Auguste fille de l'empereur Maximilien sur la mort de son frère le roy Philippe de Castille" (Die Klagen der unglücklichen Frau Margaretha, der erlauchten Tochter des Kaisers Maximilian über den Tod ihres Bruders Philipp, Königs von Castilien) in seine Legende „Des Vénitiens, autrement leur chronique abregée" (Lyon, 1549. 8°) (Von den Venetianern oder von ihrer auszugsweisen Geschichte) auf. Ein anderes steinernes Denkmal ihrer Kunstliebe ist die berühmte Kirche zu Brou, an der 25 Jahre gebaut und für welche über 2 Millionen Gulden, eine Summe, welche heutzutage einer zehnmal größeren gleichkommt, verausgabt wurde. Diese Kirche ist ihr und ihres Gatten Philibert Mausoleum. Wie hoch aber das Andenken dieser Habsburgerin in Belgien gehalten wird, beweist der Umstand, dass obgleich 319 Jahre dahin gegangen, seit diese große und geistvolle Fürstin gestorben, man ihr Andenken festlich erneuerte, als man im Jahre 1849 zu Mecheln ihr Standbild aufstellte. Dr. Ernst Münch in seiner Monographie: „Maria von Burgund" (Leipzig, 1832) widmete ihr mit wenigen, aber sprechenden Worten eine charakteristische Erinnerung, wenn er schreibt: „Margaretha von Österreich", Tochter des Kaisers Max I. und Marias von Burgund war zuerst

Verlobte und dann Gemahlin zweier Könige, sodann die eines dritten Fürsten, Statthalterin der Niederlande, die Gentille Demoiselle mit ihren geistreichen Balladen und Tänzen, mit ihrem politisch-wichtigen Briefwechsel, mit den Gedichten und Lobreden ausgezeichneter Schriftsteller an Sie, und der so äußerst selten gewordenen Couronne Margaritique mit Nachrichten über Dichter, Musiker und Künstler ihres Hofes und Notizen über die berühmte Bibliothek zu Burgund.*) — Die Erzherzogin Maria Elisabeth (geb. 23. December 1680, † 26. August 1741), Tochter Kaiser Leopolds I. aus dessen 3. Ehe mit Eleonore Magdalene von Pfalz-Neuburg setzt de Luca in seinem „Gelehrten Österreich“ (Bd. II, S. 435) unter die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, bleibt uns aber leider der Nachweis über die schriftstellerische Thätigkeit der Prinzessin schuldig. — Wenn wir nun in unserer Übersicht zu der großen Kaiserin Maria Theresia gelangen, so wollen wir weder ihren Sinn für Kunst hervorheben, indem wir des Bildes des heil. Franziskus Salesius gedenken, welches die Kaiserin als zwölfjährige Prinzessin, im Jahre 1729 im Monat September selbst gezeichnet, das lange im Lesezimmer der Stadtbibliothek zu Wien aufbewahrt wurde — und vielleicht noch aufbewahrt wird, ebenso wenig soll uns ihr, in neuerer Zeit herausgegebener Briefwechsel mit ihren Töchtern verleiten, sie deshalb unter die Schriftsteller aufzunehmen, obwohl in diesen Briefen Gedanken ausgesprochen sind, die wir in dickleibigen Büchern patentierter Schriftsteller vergebens suchen, doch aber hatte die große Kaiserin alle Gaben dazu, auch in dieser nicht immer unbedenklichen Sphäre — obgleich nur eine Frau — auch ihren Mann zu stellen. Schon der eben zur Zeit als wir diese Zeilen schrieben, ins Jenseits abberufene große Historiker Leopold v. Ranke († 23. Mai 1886) schreibt von der Kaiserin „man hatte an ihr bis zu ihrem Regierungsantritt besonders jugendlich aufblühende Frauenschönheit und eine ruhig fortschreitende Bildung nach dem Maße des ihr zutheil gewordenen Unterrichtes bewundert. Sie hatte auch Latein gelernt und ihr Lehrer wenigstens versicherte, sie wisse in den Autoren, die er mit ihr lese, deren Eigenthümlichkeit zu unterscheiden.“ Aber aus einer Quelle,*) welche uns freilich auch den Nachweis schuldig bleibt, erfahren wir etwas, das uns, mögen wir wollen oder nicht, gebieterisch die Pflicht auferlegt, die Kaiserin auch unter den Schriftstellern und zwar unter die theologischen aufzunehmen, indem ihr die Autorschaft von 2 oder 3 Andachtsbüchern zugeschrieben ist, deren eines im Jahre 1774 in Wien das Licht der Welt erblickte. Aber sehen wir von dem allen ab und werfen wir nur einen ganz flüchtigen Blick auf das unter ihrer Regierungsperiode durch die große Kaiserin im Gebiete der Wissenschaften und Künste Veranlaßte und Ausgeführte; 1745: van Swieten wird Hofbibliothekar und die Hof-Bibliothek wird durch Einverleibung anderer Bibliotheken großartig bereichert; 1746: Freiherr Petrasch in Olmütz gründet die Societas eruditorum (Die gelehrte Gesellschaft); in diesem Jahre erscheint die erste gelehrte Monatschrift in Österreich, die monatlichen Auszüge alter und neuer gelehrten Sachen;“ 1752: Freiherr Sperges stiftet zu Roveredo eine Akademie; 1753: die Kaiserin errichtet die seither so berühmt gewordene Militär-Akademie in Wiener-Neustadt; 1754: die Kaiserin stiftet die Ingenieur-Akademie in Gumpendorf; 1756: van Swieten führt in sämmtlichen k. k. Staaten die Studienreform durch; 1767: wird die Graveur- und Poussierschule; 1768: die Zeichnungs- und Kupferstecher-Akademie in Wien gegründet; 1771: entsteht die Real-Handlungs-Akademie in Wien; 1773: werden sämmtliche Akademien in eine k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien vereinigt; 1776: Aufstellung der Studien-Hofcommission. Das sind nur die besonders hellen Lichtpunkte in der angedeuteten Richtung während der Regierung der Kaiserin, von späteren Studien-Reformen, Stiftungen, von Unterrichts- und Bildungsanstalten gar nicht zu reden. Von den Künstlern, welche zu ihrer Zeit im Zenith ihres Ruhmes standen, nennen wir Donner, Knoller, Oeser, Schmutzer, Strudel, Troger, Wagenseil, in der Musik: Gluck, Gaßman und Mozart in

*) L'Illustration, Paris, 1855, Nr. 599, „Maximilien, Marguerite, Charles V.“ — L'Indépendance belge, 2. Juillet 1849, ein Feuilleton „Marguerite d'Autriche.“

*) Walhalla oder Biographien der berühmtesten Deutschen aus allen Jahrhunderten. Verfaßt von König Ludwig I. von Bayern.

seinen Anfängen, von den Dichtern: Ayrenhof, Denis, Gebler, Mastalier, Sperges, Locella und Metastasio. Und nun vergesse man nicht, dass die Kaiserin, kaum nachdem sie den Thron ihrer Väter bestiegen, geradezu hinterlistig von ihren nächsten Nachbarn und anderen Fürsten angegriffen worden und von der ersten Schlacht bei Molwitz am 10. April 1741 bis zum Abschluss des Hubertsburger Friedens am 15. Jänner 1763 das Reich und mit ihm zum Theil einzelne Provinzen Österreichs mit nur wenig Unterbrechungen ein ständiger Kriegsschauplatz gewesen sind. Und trotz alledem und alledem ist unter ihrer glorreichen Regierung in allen Gebieten und auch auf jenen der Künste und Wissenschaften Großes geschehen, weit mehr als zuvor in Jahrhunderten, obgleich sie nur drei wirklich große Männer in ihrem Rathe hatte; den großen Staatsmann Kaunitz, den großen Feldherrn Loudon, und den großen Humanisten des 18. Jahrhunderts, Gerhard van Swieten.

Von den Töchtern der großen Kaiserin haben wir zunächst zu nennen die Erzherzogin Maria Anna (geb. 6. October 1738, † 19. October 1789), die wir ebenso auf dem Gebiete der Wissenschaft wie auf jenem der Kunst werkthätig finden. Die Prinzessin war eine große Freundin der Numismatik und Mineralogie und nach diesen beiden Richtungen fleißige Sammlerin. Einen Theil ihrer kostbaren Sammlung beschrieb sie selbst und gab diese durch eigenhändige Zeichnungen der Medaillen ergänzte Beschreibung mit dem Titel: „Schau- und Denkmünzen, welche unter der glorreichen Regierung der Kaiserin Maria Theresia geprägt worden sind“, 2 Abtheilungen in deutscher und französischer Sprache zugleich (Wien, 1782 und 1783 Fol.) heraus. Dieser Beschreibung der Prinzessin verdanken wir die Nachrichten über einige Schaumünzen, welche von ihren erlauchten Brüdern geprägt und deren in dieser Skizze an betreffender Stelle gedacht worden. Große Liebe zeigte die Erzherzogin für die Malerei und Ätzkunst. Ihr Lehrer war der Akademie-Professor Friedrich Brand, ein ganz geschickter Künstler, der eines Tages, als die Erzherzogin nach einer üblen Angewöhnung den Pinsel wieder in unrichtiger Lage hielt, im Unwillen über seine öfteren, aber immer vergeblichen Rügen ausrief: „So bleiben Sie doch einmal mit dem verflixten — durchlauchtigsten Finger weg.“ Als im Jahre 1766 die kaiserliche Kupferstecher-Akademie errichtet wurde, erklärte sich die Erzherzogin als Mitglied derselben und schickte eine von ihr ausgeführte Röthelzeichnung dem Director Jakob Schmutzer. Im Jahre 1769 erhielt die Erzherzogin das Diplom eines Mitgliedes der Kunstakademie zu Florenz. Die Erzherzogin dankte für diese Auszeichnung durch eine von ihr ausgeführte sehr schöne Zeichnung, welche sie in ihrem Namen der Akademie überreichen ließ. Im Jahre 1772 erschienen aber von ihrer Hand: „Sechzehn radierte Blätter“ mit der Unterschrift „Gemalet und geätzet von Ihrer königl. Hoheit Erzherzogin Maria Anna;“ sämmtlich Originale: Landschaften, Seestücke, aufgefangenes Geflügel, Stilleben, in verschiedenen Manieren die berühmtesten Bombacciadenmaler enthaltend, von denen ein Paar Schwarzkunstblätter: ein nächtlicher Brand in der Manier des van der Pool und eine Mondscheinlandschaft, in der Manier des van der Neer, von Kennern ganz besonders gerühmt werden. Die Bibliothek, die Mineralien- und Münzen-Sammlung der Erzherzogin fielen nach ihrem Tode größtentheils der Pester Bibliothek zu. Aber nicht bloß auf dem Gebiete der zeichnenden Künste war die Erzherzogin schöpferisch thätig, sie schrieb auch mehrere gelungene Theaterstücke in deutscher, französischer und italienischer Sprache, welche die kaiserlichen Kinder im Familienkreise zur Aufführung brachten. — Ihre Schwester, Erzherzogin Charlotte, die ebenfalls eine gute Zeichnerin war, sandte der Wiener Kupferstecher-Akademie eine Zeichnung auf grauem Papiere, welche einen alten Mann mit sinkendem Haupte und mit dem Rosenkranze in der Hand darstellte, ein, und ließ fast zugleich mit der Erzherzogin Maria Anna sich zum Mitgliede dieser Akademie aufnehmen. Wenn ihre jüngste Schwester Maria Antoinette, die unglückliche Königin von Frankreich (geb. 2. November 1755, † 16. October 1793), unter den Memoiren-Schriftstellern erscheint, so beruht das auf einen literarischen Irrthum, denn Maria Antoinette hat keine Memoiren geschrieben, doch sind desto mehr über sie geschrieben worden. Wohl aber sind einige Briefe von ihr gedruckt herausgegeben und zwar „Lettre à Madame Elisabeth“ (Paris, 1827), welcher Brief sich auch mit dem

Testament Ludwig XVI. zusammen gedruckt vorfindet; dann brachte die Bibliothèque choisie du Constitutionnel, die Briefe der Königin aus den Jahren 1787—89 und die Revue retrospective im 1. und 2. Bande ihren geheimen Briefwechsel mit Leopold II., Burke und anderen Personen vor und nach ihrer Fluchtreise nach Varennes. Nebenbei sei des ihr zugeschriebenen Briefwechsels erwähnt, den zu gleicher Zeit Paul Vogt Graf Hunolstein unter dem Titel: „Correspondance inédite de Maria Antoinette" (Bisher nicht veröffentlichter Briefwechsel Marie Antoinettens.) mit einem Supplement (Paris, 1864, Dentu) und M. F. Feuillet de Conches unter dem Titel: „Louis XVI. Maria Antoinette und Madame Elisabeth, lettres et documens inédits." 2 Bde. (Paris, 1864, Henri Plon) herausgegeben haben.*) Beide Forscher waren schon im besten Zuge, den Ruhm für ihren Fund einzuheimsen; die politischen und literarischen Zeitungen berichteten darüber, als auf einmal zwei deutsche Geschichtsforscher, deren Einen wir mit Stolz den Unsrigen nennen, Herr von Arneth, während der Andere der preußische Geschichtsschreiber Herr v. Sybel ist, den Schwindel bloslegten und die ganze Fälschung in handgreiflicher Weise nachwiesen.**) Das nähere Detail dieser Fälschungsgeschichte, welche mit jenen des berüchtigten Armeniers Simonides und des Herrn von Gerstenbergk ein interessantes Kleeblatt in der Geschichte der „Gelehrten-Fälschungen" bildet, einem neuen Band des „Neuen Pitaval" überlassend, gehen wir zu zwei erlauchten Damen der Gegenwart über, deren eine wir mit vollem Fug und Recht die Ehre haben, zu den Unsern zu zählen, nämlich zu den Schriftstellern.

Die eine ist die Kaisertochter, die Erzherzogin Valerie, die Gemahlin des Erzherzogs Franz Salvator und jüngere Schwester unseres verewigten Kronprinzen Rudolf, die andere dessen Gemahlin die Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie. Wir haben in dieser Skizze des Werkes gedacht, das unter der Ägide des Erzherzogs Kronprinzen, der zugleich als Autor daran mitthätig war, zu erscheinen begann, wir meinen nämlich „Die Österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild." Der erlauchte Prinz hat Schwester und Gattin als Mitarbeiter für sein großartiges Unternehmen gewonnen. Die Erzherzogin Valerie hat nämlich die Beschreibung des Schlosses Gödöllö, auf welchem sie mit ihrer erlauchten Mutter, der Kaiserin, einen großen Theil des Herbstes zu verleben pflegte, und dessen nächster Umgebung übernommen. Wir können daher einer Arbeit gewärtig sein, in welcher sich die ganze Innigkeit und Liebe, die jeder Mensch den Stätten seines öfteren Aufenthalts widmet, widerspiegeln; daß Erzherzogin Valerie auch eifrig die Dichtkunst pflege, war lang schon bekannt und haben einzelne ihrer poetischen Schöpfungen auch den Weg in die Tagespresse gefunden. Doch war dies immer ohne den Willen der erlauchten Verfasserin, gleichsam hinter ihrem Rücken geschehen; auch waren die mitgetheilten Stücke rein privater Natur. Später hat die Erzherzogin selbst den Pfad den Öffentlichkeit betreten und im Jahrgange 1885, der auch schon hingegangenen beliebten Jugendschriftstellerin Isabella Braun († im Mai 1886) redigierten „Jugend-Blätter" befindet sich ein Gedicht unserer Kaisertochter, betitelt „Der junge Rhein," in welchem anmuthiges poetisches Empfinden in edler Formgewandtheit zum Ausdrucke kommt.

Auf anderem Gebiete bethätigt ihre Schwägerin die Frau Kronprinzessin Stephanie ihre Mitwirkung an dem genannten Werke. Die Kronprinzessin ist bekanntlich eine treffliche Zeichnerin und Malerin. Sie hat für das genannte Werk eine Reihe von Zeichnungen nach der Natur aus der Umgebung von Laxenburg ausgeführt. Dem für den künstlerischen Theil des kronprinzlichen Werkes aufgestellten Comité wurden nun diese Blätter der Erzherzogin vorgelegt und drei aus demselben zur Veröffentlichung im Werke ausgewählt. Doch mit dieser Auswahl war es nicht abgethan; das Comité hatte nun auch beschlossen, der Kronprinzessin das festgesetzte Künstlerhonorar, wie jedem anderen Mitarbeiter, zuzuerkennen. Da beantragte der bereits verstorbene Hofrath Ritter von Weilen, der für den Text der cisleithanischen Abtheilung aufgestellte damalige, nun durch Hofrath Ritter von Zeißberg ersetzte Präses, daß dasselbe in Form eines Sparcassebuches

*) Journal des Débats 1. November 1864. — Le Nord 1864, Nr. 30.

**) Neue Freie Presse 1866, Nr. 498: Die Correspondenz Maria Antoinettens.

auf den Namen der kleinen Erzherzogin Elisabeth, der Tochter der Kronprinzessin, übermittelt werde. Und nun begaben sich, nachdem die Bewilligung zu dem Vorgange bei dem Kronprinzen eingeholt und ertheilt wurde, Graf Wilczek als Präses des Künstlercomités mit Ritter v. Weilen nach Laxenburg und überreichten der Erzherzogin das Sparcassabuch, das dieselbe ebenso überrascht als gerührt huldvollst entgegennahm. Erzherzogin Stephanie gab auch ein Buch über Lacroma in diesem Sommer heraus.

Auch Erzherzogin Clotilde hat Ansichten, aufgenommen aus dem Alcsuter Park, für „Österreich-Ungarn in Wort und Bild" gezeichnet.

Auf der im October 1888 in Wien stattgefundenen photographischen Ausstellung von Amateuren wurden vorzügliche Bilder der Erzherzogin Maria Theresia und ihres Stiefsohnes Erzherzogs Otto viel bemerkt.

Fern von ihrem österreichischen Heimatlande bethätigt die allverehrte Königin Christine, Regentin von Spanien, ihren hochentwickelten Sinn für Künste und Wissenschaften in fruchtbringender Weise. Ihrer persönlichen Vermittlung ist es auch zu danken, dass die jetzige (Herbst 1892) Columbus-Ausstellung in Madrid von unserem Reiche durch Schätze der größten Seltenheit geziert ist.

Aus der Secundogenitur verdienen noch ehrenvolle Erwähnung die 1857 verstorbene Erzherzogin Louise, Schwester des Großherzogs Leopold II. als vortreffliche Zeichnerin mit Bleistift und Kohle, die sie so vortrefflich zu handhaben verstand, dass ihre Porträte Kupferstichen bester Art täuschend ähnlich sehen, dann Großherzogin Maria Antoinette und deren Tochter, die Erzherzogin Ferdinande Auguste, die leider viel zu früh verstorbene Gemahlin des bayrischen Prinzregenten Luitpold, als tüchtige Aquarellistinnen. *)

* *
*

Noch bleibt uns eine wehmüthige Pflicht zu erfüllen, und diesem Kranze aus Lorbeerblättern, einen Cypressenzweig beizufügen, zur Erinnerung an eine gottbegnadete, im vollsten Schmucke der Jugend den Ihrigen entrissene Prinzessin: nämlich Marie Antoinette von Toscana (geb. 10. Jänner 1858, † 13. April 1883.) Einer ihrer Lehrer, selbst Poet, Schulrath Dr. Adolf Bekk, hat ihr im literarischen Jahrbuch „Die Dioskuren" einen warmen Nachruf gewidmet.

Wir verweisen daher auf denselben, der in wenigen Exemplaren auch im Separatabdruck erschienen ist. Die Erzherzogin war eine tiefpoetisch angelegte Natur, die frühzeitig ihrem Empfinden dichterischen Ausdruck zu geben gewöhnt war. So entstanden nach und nach kleinere und größere Gedichte wechselnden Inhalts, welche gesammelt in einem Bande unter dem einfachen Titel „Lieder von Arno," welchen Pseudonym sich die hohe Verfasserin wählte, zu Salzburg im Jahre 1881 erschienen sind. An diese Sammlung reiht sich noch das Festblatt anlässlich der Anwesenheit des hohen Brautpaares, des Kronprinzen Erzherzog Rudolf und Prinzessin Stephanie in Salzburg (5. Mai 1881).*) Wenn schon in der obenerwähnten Sammlung reizende Stücke sich befinden, viel des Schönen birgt ihr Nachlass, der wohl einer Veröffentlichung würdig wäre. Als einige ihrer Gedichte im Jahrgange 1882 der „Dioskuren" veröffentlicht wurden — das erstemal, dass die Erzherzogin an die Öffentlichkeit trat — verglich das Journal des Débats (1. März 1882) diese Gedichte: comme des gouttes de rosée s'epanouissant au grand soleil sur la corolle d'une fleur (gleich Thautropfen, die im Sonnenglanze die Krone einer Blume erschliessen. Dieses zarte Urtheil hat Geltung für alle Dichtungen der hohen Verewigten.

Erst unserer Zeit war es vorbehalten, in einer Apotheose die Mäcene der Kunst und Wissenschaft aus dem Hause Habsburg darzustellen. Dieses hat in einem Kolossalgemälde, welches für den Goldsaal des Kunstmuseums bestimmt ist, Professor Julius Berger ausgeführt. Es ist ein Deckenbild, fünfzehn Meter lang und fünf Meter breit. Indem es die habsburgische Kunstförderung verherrlicht, stellt es sich an die Seite der demselben Zwecke gewidmeten Kolossalgemälde von Delaroche, Kaulbach, Overbeck u. A. Das Bild umfasst

*) Siehe Seite 369.

*) „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" (Berlin, 7. April 1883, im Feuilleton: „Fürstliche Schriftstelle."

zweiundvierzig habsburgische Kunstfürsten, welche der Maler — theils Ganz-, theils Halbfiguren — in sieben Gruppen versammelt hat. Das Programm entwarf der als Kunstkenner bekannte Regierungsrath Dr. Albert Ilg, welcher auch in der Gruppe Albrecht VII. die Züge jenes Gelehrten trägt, mit welchem der Erzherzog in ein Gespräch vertieft ist.*)

*) Eine ausführliche Beschreibung dieses Monumentalbildes liefert die Münchner „Allgemeine Zeitung" Nr. 183, Morgenblatt vom 3. Juli 1892, im Feuilleton: „Die Kunstmäcene im Hause Habsburg."

Und so hätten wir Lorbeerblatt um Lorbeerblatt aneinander gereiht und vor uns liegt der mächtige Lorbeerkranz, der die Sprossen unseres erlauchten Kaiserhauses umschließt. Haben sie alle nicht nach demselben gerungen, im unmittelbaren Empfinden, im Seelendrange nach diesem Einen das wir zu der Erdengüter höchsten zählen, ist er einem und dem anderen Mitgliede desselben, ja dem überwiegend größeren Theile selbst in den Schoß gefallen, diese Fürsten von Gottes Gnaden, haben sich als Ritter des Geistes, als Fürsten von Geistesgnaden in herrlicher Weise bewährt.

Dr. Constant Ritter von Wurzbach.

Habsburg mit dem Schwerte.

. . . tu, felix Austria nube! . . . *) Wahr ohne Frage. Habsburg dankt großen Besitz glücklichen Heiraten. Aber der solch Denkspruch erdacht, wird gewiss der Wahrheit das Recht nicht versagt und einbekannt haben, dass auch großer Besitz durch das Schwert errungen und durch das Schwert erhalten werden musste; — durch das Schwert, geführt von den erlauchten Trägern dieser Herrscherfamilie, welche das eigene Leben und das persönliche Wohl nicht höher achteten als das ihrer Unterthanen und ohne Zaudern dort einsetzten, wo es galt zu schützen, was sie im rechtlichen Kampfe erstritten und in Familienverbindungen erworben hatten.

Mahnt doch die Gründung der Monarchie, die Schöpfung der Hausmacht, an das persönliche Eingreifen des großen Ahnherrn des Hauses, Kaiser Rudolf I., in heißer Schlacht auf den blutgetränkten Gefilden des Marchfeldes, der schon als Graf von Habsburg manch' kühnen Strauß bestanden, sein kostbares Leben wiederholt in vorderster Reihe den todbringenden Streichen ausgesetzt und mit seinen Kriegern stets Noth und Gefahr getheilt hatte.

„Es wogt die Schlacht, noch schwankt der Sieg, doch vor dringt das Reichsbanner Habsburgs." Das war die kritische Stunde, denn das Leben dessen, von dem des Hauses Zukunft abhängt, ist bedroht. Schon ist der Kaiser vom Rosse gestürzt, das der Thüringer Valens getödtet, schon fällt die Sturmhaube von seinem Haupte und nur mühsam vermag er dasselbe gegen die Streiche der Feinde zu decken, da erscheint Hilfe zu äußerster Zeit um den hohen Einsatz zu retten, den Rudolf der Erste geboten hatte, seinen Kindern und Kindeskindern gewaltige Machtstellung zu erringen! das eigene Leben! *)

Und nur wenige Jahre darauf, setzen zwei Nachkommen des erlauchten Stifters im Ringen um die deutsche Krone, überwältigt von der Übermacht im Kampfe das kostbarste Gut, welches dem Menschen beschieden, die persönliche Freiheit ein. Selbständiger Willensäußerung freiwillig entsagend, doch schwerbedrängt, solche dennoch zum Nachtheil seines Hauses geltend zu machen, hält Friedrich der Schöne fest an dem Grundsatz, seinem siegreichen Gegner Ludwig dem Bayer, der ihn im Schloße Traußnitz gefangen hielt und von ihm große Zugeständnisse als Bedingung des Friedensschlußes verlangte, nichts zu gewähren, was Habsburgs Macht schädigen könnte auf die Gefahr hin, dafür als Los den Tod oder stete Gefangenschaft einzutauschen.**) —

*) Seite 649.

*) Band I, Seite 100—104.
**) Band I, Seite 136—142.



Herzog Leopold III. Heldentod bei Sempach 1386.
Für das N. F. B. C. entworfen und gezeichnet von Hermann Bergmeister.

Und mahnen nicht die Tage „am Morgarten und bei Sempach“ an einen Kampf Mann gegen Mann! Zwei Leopolde halten hier die Ehre des Hauses aufrecht; der „Biedere“ fällt im Kampfe als Opfer für das gute Recht, ein leuchtendes Beispiel den tapferen Streitgenossen, deren Schicksal er edelmüthig theilen wollte. *)

Wer mag wohl ritterlichen Muths gedenken und des Namens „Maximilian“ entrathen. Hat doch des Kaisers Kühnheit als Ritter und Weidmann tief Wurzel gefasst in dem Bewusstsein des deutschen Volkes und geben nicht zahlreiche Züge Zeugnis, dass der „letzte Ritter des Mittelalters“ jeder Gefahr fest ins Auge zu blicken wüsste. „Was erzählt man sich alles von seinen Jagden: wie er im Land ob der Enns einen gewaltigen Bären im freien Hag allein bestanden, wie er in Brabant im hohlen Weg einen Hirsch, der schon einen Anlauf wider ihn genommen, noch rechtzeitig erlegt; wie er im Brüssler Wald von einem wilden Schwein übereilt, ehe er von dem Pferde gestiegen, es zu seinen Füßen erstochen habe; besonders von den Gefährlichkeiten seiner Gemsenjagd in höchstem Gebirg, wo er zuweilen wohl den Jäger, der ihm beigegeben war, selber vor dem Sturze errettet hat. Er zeigt in allem behenden Muth, gleichsam eine elastische Gegenwart des Geistes. So erscheint er dann auch vor dem Feinde. Im Bereiche feindlicher Geschütze setzt er ans Land, bildet seine Schlachtordnung und gewinnt den Sieg: im Scharmützel nimmt er es wohl mit Vier oder Fünfen allein auf; in den Schlachten muss er sich oft eines gerade gegen ihn ausgeschickten Feindes in zweikampfartigem Zusammentreffen erwehren: denn immer voran findet man ihn, immer mitten im Getümmel der Gefahr.“ Möge statt der reichen Zahl allgemein bekannter, ruhmvoller Kämpfe der Tag von „Mengenbach“ — **) weil fast verschollen — hier noch eine Stelle finden. „Der Kaiser ritt gegen die Böhmen, welche unter Kolowrat die Höhen des Ortes hielten. Begeistert folgen ihm Ritter und Landsknecht. In den vordersten Reihen glänzt sein Schwert. Von feindlichen Spießen bedroht, aus dem Sattel gehoben, in Gefahr, von dem Gegner getödtet oder vom Rosse zu Tode geschleift zu werden, rettet Erich von Braunschweig das kostbare Leben. Mit den lebenslänglichen Einkünften der Grafschaft Görz dankt der Kaiser Erichs rettende That“.

*) Band I, Seite 177—182.

**) Band I, Seite 263—273, sowie B. E. I, Seite 167.

Werfen wir einen Blick in jene Zeit, wo die Häupter des Habsburgischen Hauses über unermessliche Länderstrecken gebieten und dem Welttheil ein Feind erstanden war, welcher drohte Glaube, Wohlstand und Civilisation zu vernichten, so treffen wir wieder auf einen Fürsten des erlauchten Geschlechtes, welcher Retter in dringender Gefahr, jenen blutigen Sieg erringt, den die Geschichte, den von „Lepanto“ nennt. Nicht für das Herrscherhaus allein, für die gesammte Christenheit wurde der Kampf gewagt und bezeichnend für die Größe der That mag König Philipp II. von Spanien Ausruf gelten, als ihm die Kunde ward, von dem Siege seines heldenhaften, verwundeten Bruders: „Don Juan hat viel gewagt!“ *)

Fest stand das Haus Habsburg und muthig ward es vertheidigt, auch dann, als ein dreißigjähriges Ringen den Umsturz des Bestehenden fürchten ließ. Bis in die Gemächer der Hofburg dringen die Gegner, Freiheit und Leben des Kaisers Ferdinand II. bedrohend. Standhaftigkeit und der Glaube an seine Mission retten den Fürsten, geben ihm Kraft jene grauenhafte Zeit mannhaft zu bestehen und lassen ihm die Freude und Genugthuung erleben, dass dem eigenen Sohne, „König Ferdinand“ der Lorbeer des Sieges zutheil wird, bei Nördlingen, der blutigsten Schlacht, welche der Krieg gesehen. Gewaltig lichtet der Tod die Reihen jener, welche den König in gefahrvoller Stunde umgeben. Piccolomini, Achaz, Aldobrandino — manch' andere der ihm zunächst haltenden Getreuen sterben an seiner Seite. Nur ihn verschont ein gnädiges Geschick, ungebrochenen Muth mit dem Bewusstsein lohnend, dass durch den Sieg die schwedische Sache verloren sei in Deutschland.**)

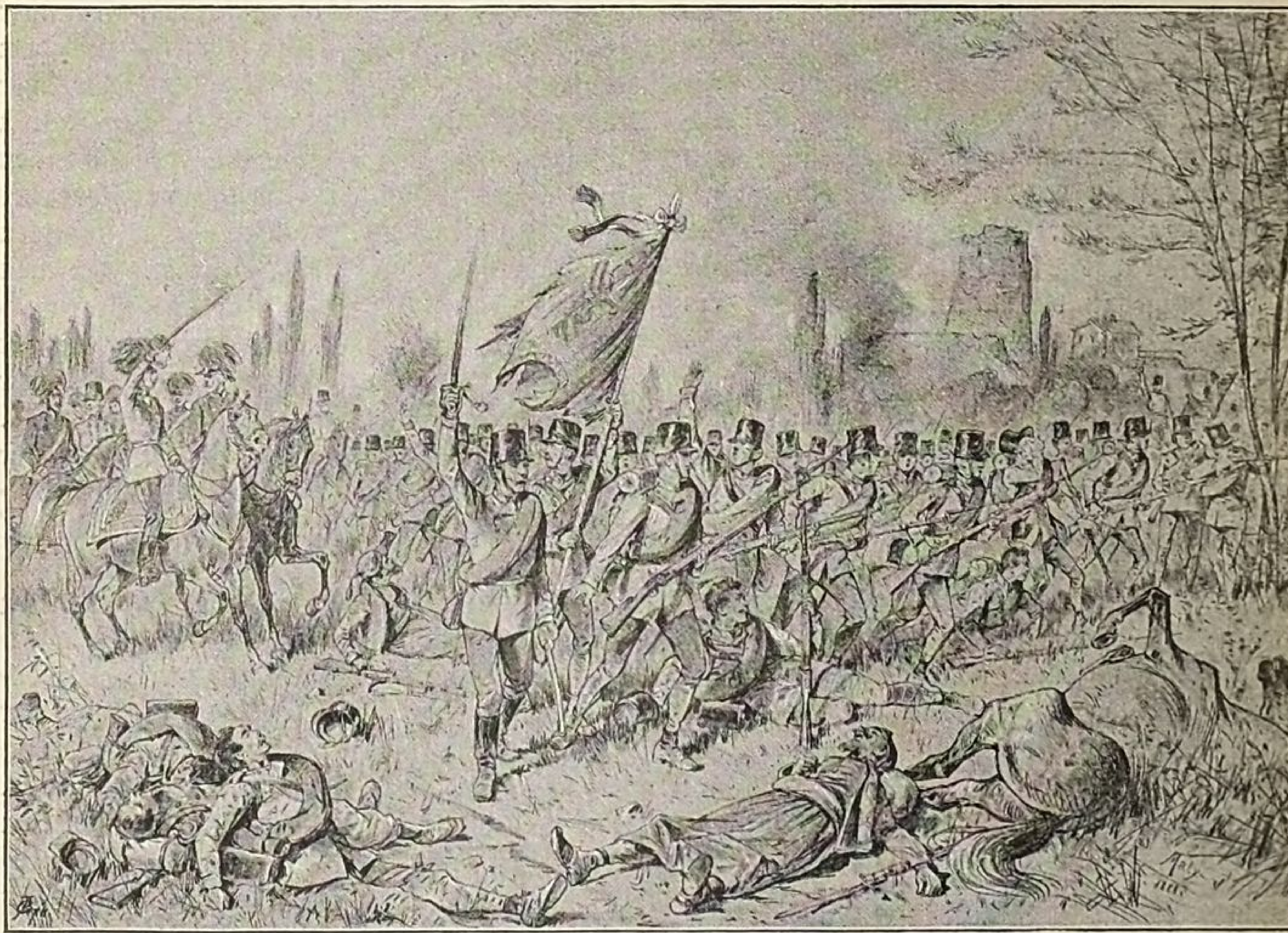
Und wie ihren Ahnherrn sehen wir die erlauchten Nachkommen Gut und Leben einsetzen für die allgemeine Sache, für die Größe des Reiches, für die Erhaltung erstrittener

*) Ranke Leop. von, Maximilian I., Seite 234 und ff.

**) Band I, Seite 452—459.

Macht. Gleich Ferdinand III. kämpft Josef I. bei Landau, die vom ritterlichen Gegner angebotene Schonung seines Hauptquartieres während der Beschießung der Belagerungstruppen ablehnend, hält Karl VI. bei Saragosa gerechte Erbansprüche auf das gesammte spanische Erbe mit dem Degen in der Faust aufrecht, führt Josef II. die siegenden Truppen auf die Wälle von Sabacz, feuert Franz I. bei Belgrad die erste Kanone auf die belagerte Festung ab und erwirbt im Türkenkriege — damals noch Kronprinz — das Großkreuz des Theresien-Ordens, das höchste Zeichen, der Tapferkeit gestiftet.*)

Ja sie sind gleich geblieben, die hehren Männer aus Habsburgs Hause; gleich in früher wie in später Zeit; gleich in guten wie in bösen Tagen, gleich als Lenker des Staates, als Führer im Kriege, als Streiter im Kampfe. Es ist derselbe Mann, welcher den Schlachtplan von Aspern entwirft, die großen Massen lenkt, der Unbesiegbarkeit des ersten Feldherrn seines Jahrhundertes ein Halt gebietet und der — im heißen Kampfe ganz Soldat — die Fahne des Zach'schen Regimentes ergreift und den Heldenhaufen durch die feindlichen Geschosse dem Siege zuführt: Erzherzog Karl! Und dem Vater gleicht der Sohn. — Mortara, Novara, Custoza. — Drei Lichtpunkte in trüber Zeit von Bürgerkrieg und militärischem Missgeschick. Krieger, an der Seite seines zukünftigen Herrn und Kaisers auf dem Felde von Lucia, Führer in den Entscheidungsschlachten von Mortara und Novara, Feldherr in dem Siegeskampfe bei Custoza! Und floss nicht habsburgisches Blut an den opferreichen Tagen von Königgrätz? Zwei Prinzen des Hauses — Wilhelm und Josef — von feind-



Kaiser Franz Josef bei Solferino, die Soldaten zum Kampf aneifernd. „Vorwärts, ihr Braven, auch ich habe Weib und Kind zu Hause!"
Nach einer Handzeichnung von A. Ritter von Malý 1888.

*) Dr. Hirtenfeld's Maria Theresien-Orden. Band II, Seite 1734.

lichen Geschossen getroffen, mehren die Reihen der Verwundeten.

Und wenn Österreichs Fürsten Opfer heischten von ihren Völkern, zu deren Wohle und für das gemeine Beste, so haben sie auch nie geschwankt, wo es galt solche zu bringen, das eigene Leben einzusetzen im Dienste des Vaterlandes. „Auch ich habe Weib und Kind zu Hause," ruft der Kaiser Franz Josef den von Geschossen überschütteten sturmbereiten Grenzersöhnen am Tage von Solferino zu, *) und wenn ein gütiges Geschick des Kaisers Majestät beschirmt, wenn der Lenker Aller solch hehres Opfer zurückgewiesen hat, so waren es Österreichs Völker, die er begnadete durch Erhaltung des Vaters in den Tagen schwerer Noth und harten Missgeschicks. Und wie sie Jenem gleich blieben, ganz und voll, welcher ihnen als Erster vorangegangen, — Rudolf I., — so werden Habsburgs Fürsten auch immerdar bleiben: Den treuen Völkern gnädige Herrscher, den Freunden des Reiches verlässliche Genossen, den Feinden des Landes aber gefürchtete Gegner.

*) Vergleiche V. E. I. 670.

Von einem alten Soldaten.

Die habsburgischen Erbheiraten.

Bella gerant alii, tu, felix Austria nube!
Krieg sei Anderer Zweck, du glückliches Österreich, schließ' Ehen!

Aus unscheinbaren Anfängen ist der österreichische Kaiserstaat hervorgegangen. Aber nicht das Recht des Stärkeren hat die Vereinigung der großen Ländermasse zustande gebracht: wenn wir von einigen absehen, so sind die meisten Länder auf friedlichem Wege, größtentheils durch Erbverträge und die glückliche Heiratspolitik des Hauses Habsburg, dem Kerne des habsburgischen Reiches, dem Stammlande, angereiht worden.

Vornehmlich diese klugberechneten Verbindungen habsburgischer Fürstensöhne mit Töchtern anderer mächtiger benachbarten Fürstenhäuser und die ebenso wohl berechneten Verbindungen habsburgischer Prinzessinnen mit anderen Fürsten, Verbindungen, denen meist Erbschaftsverträge zu Gunsten des überlebenden Hauses folgten, im Bunde mit dem Glücke des Hauses Habsburg, das durch alle diese Verträge stattlichen Länderbesitz gewann, durch keinen aber auch nur ein Stück seines Besitzthums verlor, haben Veranlassung gegeben zu dem lateinischen Spruche:

Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube! Seine Entstehung verdankt der Spruch freilich viel späterer Zeit, dem Ende des XV. und dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, als das Haus Habsburg durch die Ehen Maximilian I., Philipp I. und Ferdinand I. ein Gebiet gewann, in dem die Sonne nicht untergieng; aber schon unter den ersten Habsburgern bewährte der Spruch seine Geltung. Überblicken wir aber Habsburgs Hauspolitik, so finden wir die auch anderwärts gerühmte Gleichförmigkeit der Grundsätze, denen dieses Haus seine Größe und die Kraft, die größten Gefahren siegreich zu bestehen, verdankt, auch hier von allem Anfange bewährt; schon Kaiser Rudolf I. Hauspolitik umspannt fast alle jene Länder, welche heute den Bestand der Großmacht Österreich bilden.

Als Rudolf Graf von Habsburg 1273 auf den deutschen Königsthron berufen wurde, war er keineswegs der arme Graf, für den man ihn hie und da noch heute ausgibt, wenn er sich auch an Macht und Eigenbesitz mit den großen Reichsfürsten nicht messen konnte. Durch die Heirat seines Vaters mit der Gräfin Hedwig von Kyburg war ihm die Anwartschaft auf ein reiches Erbe eröffnet worden, das nach dem kinderlosen Tode des Mutterbruders Hartmann von Kyburg, (1263) Rudolf auch beanspruchte und gegen seine Mitbewerber behauptete. *)

Ausgestattet mit bedeutendem Eigengute zwischen der Aar und Reuß und im Elsass im Besitze der Grafschaften Baden, Lenzburg und Kyburg, als Träger von Reichs- und

*) Siehe I. Seite 11.

Klosterlehen, sowie als Schirmvogt mehrerer Schweizer Gemeinden bestieg Rudolf den deutschen Königsthron.

Wollte er das stark gesunkene königliche Ansehen wiederherstellen, so bedurfte er einer bedeutenden Hausmacht. Zwei Wege boten sich ihm dar, Einziehung erledigter Reichslehen und Übertragung derselben auf sein Haus, ferner Heiraten seiner Söhne mit Erbtöchtern. Er selbst betrat zunächst den ersten Weg, indem er von König Ottokar II. von Böhmen die Zurückgabe der babenbergischen Länder, Österreich, Steiermark und Krain, sowie Kärntens verlangte, dann mit Gewalt durchsetzte (1276) und 1278 durch die siegreiche Marchfeldschlacht glücklich behauptete.

Die Übertragung der drei ersten Länder auf seine Söhne (1282) Rudolf und Albrecht war die nothwendige Folge der ersten glücklichen Schritte.

Aber auch den zweiten Weg schlug Rudolf fast gleichzeitig ein; ja die Politik der Reichsfürsten drängte ihn fast auf denselben; wir wissen, dass die weltlichen Kurfürsten die Vermählung mit Töchtern Rudolfs geradezu zur Bedingung ihrer Stimmabgabe machten, und so sehen wir denn gleich nach der Krönung in Aachen Mechthild mit dem Herzog Ludwig von Bayern, Agnes mit dem Herzog Albrecht von Sachsen vermählt; später fällt die Heirat Katharinas mit Otto von Bayern, Hedwigs mit Otto von Brandenburg.

Waren die Aussichten auf Vergrößerung des Hausbesitzes bei Vermählung von Töchtern mit anderen Fürsten nur gering, ja brachte die Ausstattung derselben vielmehr Verlust an Eigengut durch Verkauf oder Verpfändung mit sich (Otto v. Bayern erhielt als Pfand des Brautschatzes der Katharina Oberösterreich), so bahnte Rudolf unmittelbar nach Ottokars Demüthigung eine Doppelheirat mit dem Přemyslidenhause an, deren Grundlage ein gegenseitiger Erbvertrag bildete: Rudolfs Kinder, Hartmann und Jutta sollten mit Ottokars Kindern, Kunigunde und Wenzel, vermählt werden. Ottokar freilich reute der Vertrag bald, und er suchte denselben aufzulösen; doch Rudolf hielt, auch als er Ottokar ein zweitesmal zu bekämpfen hatte, daran fest und schloss nach Ottokars Tode, als er nach Böhmen eingerückt war, mit Wenzel II. Vormund den Sedlecer Vertrag, kraft dessen Graf Rudolf von Habsburg mit Agnes von Böhmen — Kunigunde war Nonne geworden — Jutta von Habsburg mit König Wenzel II. 1278 feierlich verlobt wurde; die zweite Ehe wurde 1285, die erste 1289 geschlossen.

Zunächst war diese Doppelheirat freilich eine Quelle arger Misshelligkeiten zwischen Habsburg und den Přemysliden, denn König Wenzel II. war fast sein ganzes Leben lang wegen der Aussteuer seiner Gemahlin, Jutta, die auf Österreich links von der Donau pfandweise lastete, mit seinem Schwager Albrecht verfeindet und Jutta hatte fortwährend zu schlichten; ja aus der Ehe Rudolf II. mit Agnes von Böhmen gieng jener unselige Herzog Johann Parricida hervor, der, von Wenzel gegen den eigenen Oheim stets aufgestachelt und im Glauben, König Albrecht verkürze ihn und die mütterliche Morgengabe, 1308 seinen eigenen Oheim ermordete. Aber für die Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht hatte dieselbe trotzdem eine ungeheure Bedeutung: Als 1306 mit Wenzel III. das Haus Přemysl im Mannsstamme erlosch und Kaiser Albrecht I. die Böhmen zur Wahl seines Sohnes Rudolf III. bewog, mag die bestehende Verschwägerung des ausgestorbenen mit dem überlebenden Herrscherhause gewiss von Einfluss gewesen sein. Dass jene Wahl, die der deutsche Kaiser den böhmischen Herren gestattete, nicht auf den unmittelbaren Abkömmling des Přemysliden, Ottokars Enkel, Herzog Johann, fiel, hatte seinen Grund in der Jugend und geringeren Eignung desselben gegenüber dem in der Verwaltung Österreichs bereits glänzend bewährten Herzog Rudolf III. Durch die Heirat mit Wenzel II. Witwe Elisabeth sicherte sich Rudolf der neu erworbenen Throne, durch Erbverträge mit seinen Brüdern wahrte er seinem Hause die Ansprüche auf Böhmen im Falle des Aussterbens seiner Linie.

Der frühe Tod König Rudolf III., 1307, vereitelte freilich zunächst alle Hoffnungen, die sich an Rudolf I. Heiratsstiftung geknüpft hatten, doch werden wir das Haus Habsburg in Bezug auf Böhmen noch zweimal den Weg der Heiratspolitik, das letztemal mit dauerndem Erfolge, betreten sehen.

Früher noch als mit Böhmen hatte Kaiser Rudolf I. mit Ungarn ein Ehebündnis gestiftet. Schon nach dem Wiener Frieden von

1276, als König Ottokar Schwierigkeiten machte, die babenbergischen Länder herauszugeben, näherte sich Rudolf dem Árpádenhause, und König Ladislaus IV. Bruder Andreas, ward mit Clementine von Habsburg verlobt. Andreas Tod aber hinderte die Verbindung; doch sicherte die Annäherung Rudolfs die kräftige Unterstützung des Ungarkönigs beim Entscheidungskampfe gegen Ottokar 1278; bald darauf wurde Clementine mit dem muthmaßlichen Thronerben von Ungarn, Ladislaus Neffen, Karl Martel, aus dem Hause Anjou, verlobt und 1284 verheiratet. Die Absicht, mit dem jeweilig in Ungarn regierenden Hause in Verschwägerung zu treten, gibt auch Albrecht I. nicht auf, denn als nach Ladislaus IV. Tod (1290) Andreas, der Venetianer, gegenüber Karl Martel sich behauptete (1290—1301), vermählte Albrecht demselben seine Lieblingstochter Agnes (1297).

Auch dasjenige Land, mit dessen Erwerbung für das Haus Habsburg am Ende des XV. Jahrhunderts die weltbeherrschende Stellung dieses Hauses ihren Anfang nimmt, zog schon König Rudolf I. in die Kreise seiner Heiratspolitik. Burgund hatte seit den fränkischen Zwischenkaisern zum Reiche gehört, war aber während des Zwischenreiches in einzelne theils unabhängige, theils nur lose mit dem Reiche zusammenhängende, theilweise schon stark nach Frankreich hinneigende Landestheile, Herzogthümer und Grafschaften zerfallen. Um dem Reiche dieses schöne Land wieder zu sichern, entschloss sich der bereits 66 Jahre zählende König, die 14jährige Schwester des Herzogs Robert von Burgund 1284 zu heiraten, sein Sohn Hartmann sollte Burgund einst erhalten, fand aber 1290 den Tod im Rheine und Albrecht I. hat weder als Herzog noch als Kaiser größere Anstrengungen für die Gewinnung jenes Landes machen können. Vielmehr fiel dasselbe später an einen Seitensprossen des französischen Königshauses und sollte erst dreihundert Jahre später, mit schönen Ländern, besonders der Niederlanden vermehrt, durch die Erbtochter Karls des Kühnen dem Kaiser Maximilian, I., zutheil werden.

II.

Es ist bekannt, dass Kaiser Rudolf I. schon vor seiner Wahl mit einem der mächtigsten Dynasten des südöstlichen Deutschland, dem Grafen Meinhard II. von Görz und Tirol in Verbindung getreten ist, dass dieser ihn im Kampfe gegen König Ottokar auf das Kräftigste unterstützte und sich dafür die Belehnung mit Kärnten, sowie die pfandweise Überlassung Krains ausbedang, die 1286 auch stattfand. Auch mit diesem Hause, das zu Meinhards Zeit bereits in zwei Linien eine tirolisch-kärntnerische und eine görzische, getheilt war, trat Habsburg frühzeitig in ähnliche Verbindungen, die schließlich beim Aussterben beider Linien zur Vereinigung ihres Besitzes mit den österreichischen Ländern führten. Schon Meinhard II. Tochter Elisabeth war mit König Albrecht I. vermählt. Als infolge der Wahl Heinrich I. von Kärnten (Meinhards II. Sohn) zum Könige Böhmens nach Rudolf III. Tode eine Spannung zwischen Habsburg (Albrecht I. und Friedrich dem Schönen) und Kärnten-Tirol eintrat, knüpfte Albrechts I. Sohn, Friedrich I., der nachmalige Gegenkönig Ludwigs des Bayers, Verbindungen mit der görzischen Linie an, indem er seine Tochter Anna mit Johann Heinrich Graf von Görz 1335 vermählte. Der Erbe dieses Johann Heinrich († 1338), sein kinderloser Vetter Albert IV., schloss im Jahre 1353 mit Herzog Albrecht II. den Weisen von Österreich, einen Erbvertrag, der 1364 mit Herzog Rudolf IV. dem Stifter, Albrecht II. Sohne erneuert ward. Infolge dessen fiel nach Albert IV. Tode (1374) dessen Besitz, Gebiete im südlichen Krain und Istrien, an das Haus Habsburg.

Auch mit Albert IV. Bruder, Meinhard VII., Grafen von Görz, sollte eine eheliche Verbindung geschlossen werden; doch wurde die Verlobung zwischen Herzog Leopold III. dem Biederen, und Katharina, Meinhard VII. Tochter, wieder gelöst; ebensowenig kam es zur beabsichtigten Ehe zwischen Heinrich IV. von Görz, Meinhard VII. Sohne, mit einer Tochter dieses Herzogs Leopold III., da die Braut noch vor der Verheiratung 1392 starb. Die Erbeinigung zwischen Habsburg und Görz war aber 1385 erneuert worden. Die Frucht desselben war beim Tode des letzten Görzergrafen, Leonhard, im Jahre 1500 der Heimfall von Görz an Kaiser Maximilian I. aus dem Hause Habsburg.

Geraume Zeit früher war der Besitz der kärntnerischen Linie des Hauses Görz, nämlich

Kärnten, Krain und Tirol, an das Haus Habsburg gekommen. Da Meinhard II. Sohn, Herzog Heinrich I. (1295—1335), eine Zeitlang (1308—1310) auch König von Böhmen, keine männlichen Erben besaß, so durften die Habsburger hoffen, nach dessen Tode nicht bloß das Pfandland Krain, sondern auch Kärnten und Tirol gewinnen zu können; allein zwei Umstände schienen diese Hoffnung für lange zu vernichten, nämlich, dass Kaiser Ludwig der Bayer dem Herzog Heinrich die weibliche Erbfolge in Kärnten und Tirol 1329 zusagte, sowie, dass das aufstrebende Haus Luxemburg, das bereits Böhmen gewonnen hatte, König Johann 1310—1346), die Hand der zwölfjährigen Erbtochter Heinrichs, Margaretha, für den neunjährigen Johann Heinrich von Luxemburg, König Johanns Sohn (1330), erwarb. Doch die Furcht vor der Ländergier des Luxemburgers brachte Kaiser Ludwig den Habsburgern wieder nahe: in einem Geheimvertrage (1330) versicherte er diesen die Belehnung mit Kärnten und Krain, sowie mit Südtirol für den Fall von Herzog Heinrichs Tod; er selbst wollte Nord-Tirol für sich gewinnen. Als Heinrich 1335 starb, belehnte in der That Kaiser Ludwig am 2. Mai 1335 zu Linz die Herzoge Albrecht II. und Otto den Fröhlichen mit den genannten Ländern, und der letztere nahm unmittelbar darauf fast widerstandslos Kärnten und Krain für sich und seinen Bruder in Besitz.

Nicht so glücklich wie die habsburgischen Brüder war Kaiser Ludwig gewesen, er hatte seine Ansprüche auf Tirol nicht durchzusetzen vermocht; so betrat denn auch er den Weg der Heiratspolitik, aber wenig glücklich. Mit Benützung der Abneigung Margarethens gegen ihren fast knabenhaften Gemahl und des Hasses der Tiroler gegen denselben, erregte er einen Aufstand im Lande, dessen Folge Johann Heinrichs Vertreibung (1341) und die Lösung der Ehe Margarethens kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit, sowie die Vermählung derselben mit Herzog Ludwig von Bayern, Markgrafen von Brandenburg (1342), war. Der Papst aber verwarf die Scheidung, erklärte die neue Ehe für ungiltig, bannte das Paar und belegte Tirol mit dem Interdicte. In dieser auf die Länge nicht zu ertragenden Nothlage Margarethens trat Herzog Albrecht II. helfend ein; er versöhnte dieselbe und ihren Gemahl mit dem Papste, bewirkte die Anerkennung ihrer Ehe, sowie die Aufhebung des Interdictes 1357 und verlobte 1358 seine Tochter Margaretha mit dem Erben der Gräfin von Tirol, Meinhard III. Nach Herzog Albrechts II. Tode fand die Vermählung statt und unmittelbar daran schloss sich ein Erbvertrag (1359, 2. Sept. München), kraft dessen nach dem kinderlosen Tode Meinhard III. Tirol an Österreich kommen sollte. Die Wirren nach Markgraf Ludwigs Tode (1361) und der bald (1363) darauf erfolgte Tod des noch nicht 20jährigen Meinhard III. brachten Herzog Rudolf IV. dem Stifter schon in diesem Jahre die Erfüllung seines Herzenswunsches, indem ihm Margaretha das Land Tirol abtrat und sich nach Wien zurückzog, wo sie in „Margarethen" auf ihrem Witwensitze 1375 starb.

III.

Was den Habsburgern durch unmittelbare Verbindungen mit den Přemysliden und den Árpáden nicht gelungen war, nämlich Böhmen und Ungarn für ihr Haus zu erwerben, das sollte eine neuerliche Anknüpfung mit den Erben jener nationalen Dynastien, mit dem Hause Luxemburg, ermöglichen.

Die ersten Berührungen der Häuser Habsburg und Luxemburg waren feindselig: Kaiser Heinrich VII., der Nachfolger Albrecht I., der Begründer der Größe seines Hauses, sah in Albrechts Söhnen nur eifersüchtige Nebenbuhler und beeinträchtigte sie allenthalben; auch dass er nach der Verdrängung Heinrichs von Kärnten aus Böhmen die Stände dieses Königreiches bewog, die Krone Böhmens mit der Hand der jüngsten Tochter Wenzel II., Elisabeth, seinem Sohne Johann zu übertragen (1310—1346), musste Herzog Friedrich von Österreich und dessen Bruder verstimmen, die nach der Znaimer Belehnungsurkunde Kaiser Albrecht I. vom 8. Jänner 1307 nähere Ansprüche auf das durch ihres Bruders Rudolf III. Tod erledigte Königreich zu haben glaubten; endlich verfeindete der Versuch des Königs Johann, die Erbtochter Heinrichs von Kärnten, Margaretha, für seinen Sohn Johann Heinrich und hiemit auch Kärnten und Tirol für sein Haus zu gewinnen, jenen völlig mit den Habsburgern (1330) und trieb diese zum Bunde mit ihrem bisherigen Gegner, Kaiser

Ludwig IV., dem sie die Erwerbung Kärntens verdankten.

Derselbe Herzog Albrecht II. der Weise, der die Margaretha Maultasch bewog, Tirol dem Hause Österreich zu verschreiben, trat auch den Luxemburgern, den bisherigen Gegnern seines Hauses näher. Bald nach der Wahl des Luxemburger Karl IV. (1477—1378) zum römischen König, wird der sechsjährige Sohn Albrecht II., Rudolf IV. der Stifter, mit der dreijährigen Katharina, Kaiser Karl IV. Tochter, verlobt und 1353 (Rudolf 14, Katharina 11 Jahre) vermählt; nach mehrjähriger, oft bis zum Zusammenstoße der Waffen gesteigerter Spannung schließen 1364 zu Brünn Kaiser Karl IV. und Herzog Rudolf IV. der Stifter einen gegenseitigen Erbvertrag. Noch enger wurde das Band zwischen beiden Häusern geschlungen, als sich nach Rudolf IV. Tode (1365), dessen Bruder Albrecht III. mit Karl IV. Tochter Elisabeth 1373, dessen Schwester Margaretha, Meinhard III. von Tirol Witwe, mit Karl IV. Bruder, Johann Heinrich (dem ersten Manne der Margaretha Maultasch), vermählte. Offenbar hat Kaiser Karl IV. diese Bündnisse abgeschlossen in der sicheren Erwartung, dass sein Haus, wie es die Länder im Elbe- und Odergebiet bereits erworben hatte, auch das Donaugebiet, von den Habsburgern dereinst erben werde. Dass es anders gekommen und fünfzig Jahre nach Karl IV. Tode das ganze große Erbe seines letzten Nachkommen an eben jene Habsburger übergieng, berechtigt eben von jenem Glücke des Hauses Habsburg zu sprechen, das in dem bereits erwähnten Spruche zur Anerkennung kommt.

Die entscheidende Ehe, welche Ungarn zum ersten- und Böhmen zum zweitenmale an das Haus brachte, war jene zwischen Herzog Albrecht V. von Österreich mit Elisabeth, Tochter Sigismunds von Luxemburg und Königs von Ungarn und Böhmen. Im Jahre 1378 hatte Kaiser Karl IV. seinen zweiten Sohn Sigismund mit Maria der Erbtochter König Ludwig I., des Großen von Ungarn und Polen (seit 1370 durch Personalunion mit Ungarn verbunden) verlobt, und bei Ludwig I. Tode 1382 war Sigismund von Luxemburg die Anwartschaft auf die Regierung Ungarns an der Seite seiner künftigen Gemahlin Maria gesichert; mit der Vermählung 1385 und der Krönung 1387 trat Sigismund in deren Besitz. Während seiner langen und stürmischen Regierung in Ungarn fand Sigismund an Herzog Albrecht IV. von Österreich einen treuen Freund und Helfer; diesem suchte Sigismund schon 1403 die Nachfolge in Ungarn zu sichern und blieb auch nach dessen Tode (1404) dem Sohne desselben, Albrecht V., ein väterlicher Freund und Beschützer; zu dessen Gunsten erneuerte er 1409 den luxemburgisch-habsburgischen Erbvertrag von 1364 und verlobte 1411 den 14-jährigen Herzog Albrecht V. mit seiner Erbtochter, der 2-jährigen Elisabeth; da Sigismund damals bereits als Gegenkönig gegen seinen unfähigen Bruder Wenzel in Deutschland gewählt war und beide Luxemburger, Wenzel und Sigismund, keine männlichen Erben hinterließen, so stand dem jungen Habsburger, der kürzlich erst um sein eigenes Erbe, das Herzogthum Österreich, gegen seine Vormünder und Vettern aus der leopoldinischen (steirischen und tirolischen) Linie des Hauses Habsburg sich hatte wehren müssen, die Aussicht auf drei Kronen (Deutschland, Böhmen, Ungarn) offen. Am 26. April 1422 fand die Vermählung statt, und als Kaiser Sigismund 1437, am 9. December starb, folgten Albrecht und Elisabeth sowohl in Böhmen als Ungarn dem letzten Luxemburger nach, und auch die deutsche Königskrone, seit Friedrich III. dem Schönen dem Hause Habsburg entfremdet, kehrte auf Kaiser Albrecht II. Stirne zurück; letztere Krone blieb von da an bis zum Aussterben des habsburgischen Mannsstammes dem Hause, die beiden Königreiche Ungarn und Böhmen giengen aber noch einmal verloren und konnten erst wieder unter Maximilian I. Enkel, König (später Kaiser) Ferdinand I. infolge eines Ehebündnisses und diesmal dauernd gewonnen werden. Denn schon 1439 starb Kaiser Albrecht II., seinem nachgebornen Sohne Ladislaus blieb Österreich und Böhmen unangefochten, Ungarn nach dem Tode des Wahlkönigs Wladislaw II. (1440—1444); doch nach Ladislaus Posthumus frühem Tode (1457) vermochte dessen Oheim, Kaiser Friedrich IV. (III.), die Kronen von Böhmen und Ungarn trotz den bestehenden Verträgen nicht festzuhalten, indem die Böhmen Georg Poděbrad (1458—1471), die Ungarn Mathias Hunyady Corvinus (1458—1490) zu ihrem Könige wählten.

Ehe noch die folgenschwere Heirat zwischen Habsburg und Luxemburg geschlossen wurde, hatte einem anderen Habsburger, Wilhelm dem Freundlichen, der Besitz der Krone Polens gewinkt. Dieses Wahlkönigthum war, wie erwähnt, von 1370—1382 mit der Krone Ungarn durch Personalunion verbunden; während König Ludwig I. der Große die eine Tochter dem Luxemburger Sigismund verlobte, versprach er 1374 seine Tochter Hedwig dem österreichischen Herzoge; nach Ludwigs Tode 1383 eröffnete sich dem Habsburger die Aussicht, mit der Hand Hedwigs die Krone Polens zu erlangen; allein der Adel Polens, der die Wahl von Hedwigs Bräutigam für sich selbst in Anspruch nahm, löste die Verlobung trotz Hedwigs Widerstreben und dem großen Wohlgefallen, das diese an ihrem Verlobten fand, als er 1385 in Krakau erschien, und vermählte dieselbe mit Wladislaw Jagello, dem Stammvater der Jagellonen (1386), dessen Nachkommen später Böhmen und Ungarn zum drittenmale durch Erbschaftsvertrag dem Hause Habsburg überließen (1526); aus demselben Hause Jagello stammt aber die ebenso schöne als starke Cimburgis von Massovien, die Gemahlin Ernst des Eisernen von Steiermark, Mutter Kaiser Friedrichs IV. (III.) und infolge des Aussterbens aller übrigen Linien des Hauses Habsburg, die zweite Stammmutter des Geschlechtes (vermählt 1412).

IV.

Kaiser Friedrich IV. (III.), der während seiner mehr als 50-jährigen Regierung oft nicht hatte, wohin er in den eigenen Erblanden sein Haupt legen sollte, hat durch Ausdauer und Festigkeit, sowie durch den Willen, nie sich selbst aufzugeben, nicht bloß über alle seine Gegner und Nebenbuhler schließlich triumphiert; er erlebte auch die Wiedervereinigung des ganzen habsburgischen Besitzes in der Hand seines Sohnes, sowie die Errichtung einer habsburgisch-burgundischen Macht in Westeuropa durch Maximilians Heirat mit Maria von Burgund. Die Ohnmacht des Kaisers im Reiche und die drohende Türkengefahr bewogen Kaiser Friedrich, seine Hausmacht soviel als möglich zu vermehren; dahin zielten seine Versuche, die seit Albrecht III. und Leopold IV. zwei- und dann dreimal getheilten Erblande zu vereinigen, dahin seine Versuche, Ungarn und Böhmen wieder zu gewinnen, dahin der Plan, seinen Erben Maximilian mit einer länderreichen Erbin zu vermählen. Papst Pius II. (Äneas Silvius) legte ihm schon 1463 den Gedanken nahe, für denselben die Enkelin Philipps des Guten aus dem Hause Valois, Herzogs von Burgund und Herrn der Niederlande, zu gewinnen; der Plan schien nicht aussichtslos, da Herzog Philipp schon 1448 an den Kaiser die Zumuthung gestellt hatte, ihm die Königskrone für sein den Umfang eines Königreiches übersteigendes Gebiet, das gleich wohl theils von Deutschland, theils von Frankreich zu Lehen gieng, zu verleihen. Höher strebte Philipps Nachfolger Karl der Kühne (1467—1477), der Vater der begehrten Braut: auf den Vorschlag des Böhmenkönigs Georg von Poděbrad, der den Kaiser als unfähig zur Abdankung zwingen und sich selbst auf den römisch-deutschen Kaiserthron setzen wollte, gestützt, verlangte der hochstrebende Burgunderherzog, zum römischen Könige gewählt zu werden. Dieser 1470 an ihn gestellten Zumuthung stellte Kaiser Friedrich IV. eine ebenso entschiedene Weigerung entgegen, wie der Forderung desselben, Friedrichs Nachfolger auf dem Kaiserthrone durch des Kaisers Abdankung oder nach dessen Tode zu werden, hinwiederum Erzherzog Max zum römischen Könige und zu seinem eigenen Nachfolger auf dem Kaiserthrone zu befördern. Friedrich, der die Heirat Maxens sehnlich wünschte, brachte das verlangte Opfer auch dann nicht, als Herzog Karl seine Tochter 1472 mit dem Herzog von Calabrien-Lothringen verlobte, ein Schritt, den der Herzog bald wieder zurücknahm, als er dessen Wirkungslosigkeit bemerkte; immer mehr gab Karl nach; erst wollte er nur nach des Kaisers Tode auf dem deutschen Throne nachfolgen, dann begnügte er sich mit der Erhöhung zum König, endlich wollte er den Kaiser in Trier persönlich aufsuchen.

Die persönliche Begegnung, zu der Karl mit fast herausfordernder Glanzentfaltung, Friedrich schlicht und einfach, erschien, wie es seinem Wesen zusagte und seine Geldverhältnisse geboten, dauerte vom 29. September bis zum 25. November 1473; Friedrich war ganz bereit, Karl zum Könige von Burgund zu erhöhen, umso mehr, als Rang und Macht des neuen Königs ja dereinst auf seinen eige-

nen Sohn, Max, übergehen sollten; da jedoch der Herzog das Ehegelöbnis an die Einwilligung der Kurfürsten zu seiner Erhöhung knüpfte und der Kaiser diese nicht erwirken konnte, so machte er der fruchtlosen Verhandlung ein Ende, indem er am 24. November ohne Abschied abreiste, nicht ohne Fortsetzung der Verhandlungen an einem anderen Orte in Aussicht gestellt zu haben. In der nächsten Zeit schien allerdings jedes Band zerrissen, denn Karl ließ sich in seinem Grolle gegen den Kaiser sogar zu offener Feindseligkeit gegen das Reich fortreißen (1475), doch vermittelte der Papst Sixtus IV. den Frieden, dem ein geheimer Artikel angehängt wurde, das Eheversprechen zwischen Max und Maria enthaltend. Mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt, gieng der Herzog an die Lösung seiner Lebensaufgabe, Errichtung des alten lothringischen Reiches vom Mittelmeere bis zur Nordsee: da traten ihm die Schweizer Eidgenossen entgegen; die Schlacht von Granson 1476 kostete ihm seine Schätze, die von Murten 1476 den Besitz von Lothringen, die von Nancy 6. Jänner 1477 aber das Leben. Die schweren Schicksalsschläge des Jahres 1476 machten Karls stolzes Herz weich; nicht mehr um den Preis der Standeserhöhung oder eines äußeren Machtzuwachses im Gegentheile, trotz augenblicklicher Einbuße an Bundesgenossen und Landbesitz sucht er den Kaiser beim Worte zu halten, denn in des Kaisersohnes Hand schien ihm die Zukunft seines Kindes, dessen Hand er bisher wiederholt als wirksame Unterstützung seiner Politik verwertet hatte, am besten gesichert. Deshalb schloss er auf der Flucht von Granson in Lausanne mit dem kaiserlichen Gesandten das Eheversprechen ab, und aus dem Lager von Nancy forderte er den Kaiser auf, mit dem Erzherzog Max unverzüglich nach Köln oder Aachen zu kommen; dort wolle er Maria mit demselben vermählen. Das Schlachtenschicksal benahm ihm die Möglichkeit, selbst sein Wort zu erfüllen; aber Maria hielt sich nach ihres Vaters Tode an den heldenhaften Jüngling gebunden, zu dem sie auch des eigenen Herzens Stimme zog. Schon am 26. November 1476 hatte sie dem Erzherzoge ihren Entschluss kundgethan, seine Gemahlin zu werden, nach dem Tode des Vaters bat sie am 26. März 1477 ihren Bräutigam dringend, schleunig zu kommen, um sie aus den Händen ihrer Dränger, der aufständischen Bürger, des französischen Königs und lästiger Freier zu erretten. „Ich will dem nachgehen," schreibt sie, „was mein Vater geordnet hat und Euch eine getreue Gemahlin sein... Ich bitte Euch, dass Ihr nicht ferne bleibt um Trost und Hilfe, die Ihr meinen Landen thun werdet, wenn Ihr kommt — und kommt Ihr nicht, dadurch ich vielleicht Sachen thun müsste, die ich nimmer thun würde, außer ich sei von Euch verlassen und dazu gezwungen."

So schnell es des Kaisers Noth im eigenen Lande und die kärglichen Geldmittel gestatteten, war der Zug gerüstet; voraus gieng eine Gesandtschaft, und am 21. April 1477 fand die Vermählung durch Procuration des Herzogs von Bayern statt. Dieser folgte am 19. August 1477 die Trauung zwischen Max und Maria mit großer Pracht in Gent. Nur kurz war die Freude der jungen Gatten, schon am fünften Tage zog Max persönlich in den Kampf gegen den König von Frankreich, der Herzogthum und Freigrafschaft Burgund als erledigte Lehen Frankreichs beansprucht und auch gleich besetzt hatte. Maxens Thatkraft führte schon am 18. September zu einem Waffenstillstande mit Frankreich.

Maxens burgundische Heirat ist der schönste Erfolg in der an Demüthigungen und Misserfolgen so reichen Regierung Kaiser Friedrich IV. sie ist die Grundlage von Habsburgs Großmachtstellung und Weltherrschaft geworden. Sie befriedigte aber nicht bloß den Ehrgeiz und den hochfliegenden Sinn des jungen Habsburgers, sondern sie that auch seinem Herzen Genüge. Die Worte, mit denen Maria ihren Bräutigam begrüßte: „Nun sei willkommen das edelste deutsche Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt!" sie bleiben der Grundton des Bundes, den Politik angeknüpft und wahre innige Liebe besiegelt hat.

Wenn es nur zu häufig das Schicksal der Fürstentöchter ist, um der oft noch so landesväterlichen Gesinnungen der Väter willen einem kaum gekannten, oft nicht geliebten Gatten zu folgen und in Erfüllung der Gatten- und Fürstenpflicht Trost für die entschwundenen Ideale der Jugendträume zu erlangen, so hat in Maxens Bund mit seinem „schönen, frommen, tugendhaften Weibe" auch die Stimme der reines Glück fordernden Menschenherzen Gehör gefunden. Doch als wollte das Schicksal

seinen oft bewährten Neid auch an den Höchsten üben, war Maxens Glück nur kurz: 5 Jahre nach seiner Vermählung, 23 Jahre alt (1482), war Max Witwer; ein Sturz vom Pferde bei der Falkenjagd hatte Maria das Leben gekostet. Maximilian hat die schöne Burgunderin sein Lebenlang nicht vergessen; noch im „Theuerdank“, seiner poetischen Lebensgeschichte vom Jahre 1517 setzt er ihr ein schönes Denkmal, indem er die allegorische Darstellung aller seiner zahlreichen Abenteuer im Krieg und auf Jagden, zu Wasser und zu Lande, zu Hause und in der Fremde an seine Brautfahrt nach „Königin Ehrenreich“ anknüpft.

Der Ehe Maximilians mit Maria entstammen zwei Kinder, Philipp der Schöne, geboren 24. Juni 1478, und Margaretha, geboren 10. Jänner 1480.

Das Erbe seiner Gemahlin wusste Maximilian trotz der Ränke Frankreichs und der Unbotmäßigkeit der Niederländer seinem Sohne zu erhalten.

V.

Maximilian I. seit 1493 deutscher Kaiser, suchte in der Verbindung mit dem mächtigen, seit 1479 unter Ferdinand von Arragonien und Isabella von Castilien geeinigten Spanien ein Gegengewicht gegen die seit der Erwerbung Burgunds stets drohende Feindschaft Frankreichs. Schon 1488 bewarb er sich um die Hand der ältesten Tochter Ferdinands und Isabellas, da aber diese bereits seit 1479 dem portugiesischen Thronerben versprochen war, so stellte Ferdinand die Vermählung einer seiner drei jüngeren Töchter mit Maxens Sohn Philipp in Aussicht. Am 21. October 1496 fand zu Lille die Vermählung der Infantin Johanna mit dem 18-jährigen Herzog Philipp von Burgund, und am 3. April 1497 zu Burgos die Trauung Margarethas, Philipps Schwester, mit Johann, dem Erben von Spanien statt. Zunächst eine Doppelheirat, abgeschlossen zur Befestigung des freundschaftlichen Einvernehmens zwischen dem Kaiser und dem König von Spanien, eröffnete dieser Bund durch den Tod des spanischen Thronerben (1497) dem Ehepaare Philipp und Johanna die Aussicht auf die Throne von Castilien und Arragonien, die durch den frühzeitigen Tod des Gatten Alonso († 1491) und des Sohnes Miguel († 1500) der nach Portugal verheirateten Isabella, einer anderen Tochter Ferdinands, zur Gewissheit ward. Philipp der Schöne selbst sollte freilich nicht mehr in den Besitz aller Kronen treten, die ihm die Hand seiner Gemahlin gebracht. Castilien fiel ihm wohl zu, als 1504 Ferdinands Gemahlin, Isabella, starb, und er behauptete für sich und seine Gemahlin das Königreich gegenüber dem eigenen Schwiegervater König Ferdinand, der die damals bereits zutage tretende Geistesstörung seiner Tochter Johanna benützen wollte, um Philipp die Verwaltung Castiliens zu entreißen und denselben auf Neapel zu beschränken. Ferdinand gieng in seiner Abneigung gegen Philipp, der den von dem aragonischen Könige gehassten castilischen Adel begünstigte, soweit, mit Frankreich sich zu verbünden und eine Nichte des Königs Ludwig XII. von Frankreich, Germaine von Foix, zu heiraten, musste aber doch schließlich im Vertrage von Villafasila (27. Juni 1506) Philipps und Johannas Anrecht auf Castilien und dessen Nebenländer anerkennen. König Philipp I. von Castilien überlebte diesen Vertrag nicht lange; der Kummer über den Gemüthszustand seiner Gemahlin, die einerseits kranken Geistes und sorglos, anderseits leidenschaftlich bis zur Rücksichtslosigkeit, durch wilde Ausbrüche von Eifersucht und peinliche Scenen vor Verwandten, Cortes und Umgebung ihn wiederholt tief verletzte, und ihm den Gedanken nahelegte, sie in eine Burg in Obhut zu geben, nagte an seinem jungen Leben; ein hitziges Fieber warf ihn aufs Krankenlager; am 25. September desselben Jahres verschied er zu Burgos; Johanna trennte sich Jahrelang nicht von der Leiche, überallhin musste ihr dieselbe folgen erst im Jahre 1555 erlöste sie, der Tod aus der Nacht des Wahnsinns.

Aus der Ehe Philipps mit Johanna stammen Eleonora geb. 1498, Karl geb. 1500, Isabella geb. 1501, Ferdinand geb. 1503, Maria geb. 1505 und Katharina geb. 1507. Die beiden Söhne wurden die Begründer der spanischen und der österreichischen Linie des Hauses Habsburg. Als König Ferdinand von Arragonien starb, folgte Karl I. unangefochten in sämmtlichen Reichen seinen Eltern und Großeltern; er trat, da nebst Neapel und Sizilien auch die durch Columbus entdeckte neue Welt ihm gehörte, einen

Besitz an, in dem die Sonne nicht untergieng und 1519 wurde er auch deutscher Kaiser.

König Friedrich IV. (III.) hatte nach dem Tode seines Neffen und Mündels des Königs Ladislaus Posthumus (1457, 23. Nov.) gegründete Hoffnung gehabt, gleich dem Erzherzog er auch Mathias Corvinus als lebenslänglichen König Ungarns anerkennen; doch sicherte ihm der Ödenburger Vertrag von 1463 den Titel eines Königs von Ungarn und das Erbrecht nach Mathias Tod.

Die Entwicklung der Ereignisse rückte je-

CONVENTV CVM HVNGARIÆ AC POLONIÆ REGIBVS VIEÑÆ HABITO, CONTRACTIS Q; HINC INDE MATRIMONIIS, NEPOTIBVS IPSIVS VIA ACQVIRENDIS AMPLISS: HVNGARIÆ AC BOHE: REGNIS, STRATA.



Relief am Denkmal Kaiser Max I. in der Hofkirche in Innsbruck.

Von Alexander Colin.

zogthum Österreich auch die Königreiche Böhmen und Ungarn seinem Hause zu erhalten. Doch zwangen ihn die Verhältnisse, bereits 1459 Georg Poděbrad auf Lebenszeit als König von Böhmen anzuerkennen; und ebensowenig nutzte es ihm, dass ihn im Februar desseben Jahres eine Partei in Ungarn zum König wählte und er sich zu Wiener-Neustadt mit der Krone des heil. Stephan zum Könige von Ungarn krönen ließ; nach mehrjährigem Kampfe musste doch die habsburgische Erbfolge in beiden Ländern in unabsehbare Fernen. Denn als König Georg von Böhmen 1464 als Husite in den päpstlichen Bann verfiel, schickte sich König Mathias von Ungarn an, das päpstliche Urtheil zu vollziehen, und eroberte 1467/69 Mähren und Schlesien, ja ließ sich zum Könige Böhmens wählen. König Georg suchte den verhassten Gegner, sein früherer Schwiegersohn, dadurch zu verdrängen, dass

er den polnischen Prinzen Wladislaw 1469 zu seinem Nachfolger in Böhmen wählen ließ, musste sich aber doch schließlich zu einem Vergleiche herbeilassen, der dem König Mathias die Anwartschaft auf den böhmischen Thron nach König Georgs Tod eröffnete. Als dieses Ereignis 1471 am 22. März eintrat, war von König Friedrichs Ansprüchen auf Böhmen keine Rede, vielmehr stritten sich Wladislaw und Mathias von 1471—1474 und verglichen sich endlich dahin (1478) dass beide den Königstitel von Böhmen führten, Mathias aber lebenslänglich Mähren und Schlesien behielt. Als dann 1490 König Mathias starb, trat zwar Erzherzog Maximilian als Thronwerber in Ungarn auf und eroberte einen Theil Ungarns; doch die Ungarn wählten den Böhmenkönig Wladislaw auch zu ihrem König, Maximilian musste sich 1491 zu Pressburg mit einem Vertrage begnügen, der ihm den Königstitel von Ungarn, sowie die Nachfolge nach Wladislaws ohne männlichen Erben erfolgtem Tode zusicherte. Der Widerstand der Partei des Johann Zápolya gegen die habsburgische Thronfolge bestimmten Maximilian, und den König von Ungarn und Böhmen, eine Wechselheirat zwischen den Häusern Habsburg und Jagello zu verabreden (1506); neun Jahre später wurde dann zu Pressburg und zu Wien (1515) in Gegenwart des Kaisers, sowie der königlichen Brüder von Polen und Ungarn, Sigismund und Wladislaw, das Eheversprechen erneuert zwischen Ludwig, dem gekrönten Thronfolger von Böhmen und Ungarn, mit Maria, der Enkelin des Kaisers, und zwischen einem Habsburger und der dreizehnjährigen Anna Jagellona; noch war Kaiser Max nicht fest entschlossen, sollte er selbst Anna heiraten, oder ihr einen seiner beiden Enkel Ferdinand, Erzherzog von Österreich oder Karl, Herzog von Burgund und Prinz von Spanien, zum Manne geben; erst im folgenden Jahre 1516 wurde die Verlobung Annas mit Ferdinand vollzogen; gleichzeitig wurde ein Erbvertag abgeschlossen, nach welchem das überlebende Haus das aussterbende beerben sollte. Erst durch diese Doppelehe wurden die langjährigen Ansprüche des Hauses Habsburg auf Böhmen und Ungarn gesichert; die Absicht des Kaisers, auch den polnischen Zweig des jagellonischen Hauses mit sich zu verschwägern, kam nicht zustande, da König Sigismund, seit 1815 Witwer, die ihm angebotene Hand der Enkelin des Kaisers, Eleonore zugunsten einer mailändischen Prinzessin 1518 ausschlug.

Die Hochzeit ihrer Enkel und Brüder haben weder Maximilian noch Wladislaw erlebt; am 26. Mai 1521 fand die Trauung Ferdinands mit Anna in Linz, am 13. Jänner 1522 die des jungen Königs Ludwig II. mit Maria statt.

Die Schlacht von Mohacs am 29. August 1526 kostete dem jungen Ungarnkönig das Leben; da er keine Kinder hinterließ, so trat der Erbvertrag von 1515 in Wirksamkeit und Erzherzog Ferdinand, Besitzer der österreichischen Länder des Hauses Habsburg, trat die Erbschaft der Jagellonen an, entschlossen dieselbe sowohl gegen die siegreich vordringenden Türken als gegen seinen Gegenkönig und türkischen Söldling, Johann Zápolya, zu vertheidigen.

Mit der Vereinigung der österreichischen Lande, Böhmens und Ungarns ist der **Großstaat Österreich** in seinen Grundzügen ausgeprägt; den Trägern der vereinigten Kronen oblag es nunmehr, die durch das Glück erfolgreicher Heiratsverbindungen und Erbverträge gebildete Monarchie festzuhalten und zu einem Ganzen zu verbinden.*)

Die Geschichte der folgenden Jahrhunderte zeigt, dass die Enkel das Ziel, das Rudolf I. in der Zukunft bereits geschaut, Max I. sicheren Schrittes angestrebt, stets im Auge behalten und die Aufgabe, die ihnen die Väter gestellt, glücklich zu lösen verstanden haben. „Der königliche Geist, der Geist der Größe war es, der den Habsburgern ermöglichte, das Glück, welches kluggeschlossene Ehebündnisse ihnen gebracht, an ihr Haus zu fesseln und in dauernden Besitz zu verwandeln."

VI.

Mit dem Zeitalter Maximilian I. hat die österreichische Heiratspolitik den Gipfelpunkt ihrer großen Erfolge erreicht.

Allerdings wurden auch in den späteren Jahrhunderten noch Versuche gemacht, durch geschickt eingeleitete Ehebündnisse dem Hause neuen Ländererwerb zu gewinnen; doch der Erfolg blieb aus.

---

*) Siehe I. Seite 266 u. 281.

Dies zeigte sich unter König Maximilians II. Regierung, als 1572 Sigismund August, der letzte jagellonische Erbkönig Polens, starb; er war mit Katharina, des Kaisers Schwester vermählt gewesen. Kaiser Max II. hoffte, die Krone Polens, gestützt auf die Verschwägerung seinem Sohne Ernst zuwenden zu können; allein Heinrich von Anjou, der Bruder des Königs Karl IX. von Frankreich, gewann ihm den Vorrang ab. Noch einmal winkte die Krone Polen, als dieser Fürst nach dem Tode seines Bruders 1574 Polen im Stiche ließ, um den Thron Frankreichs als Heinrich III. einzunehmen: Kaiser Max selber war von einer Partei gewählt worden, er hoffte, durch Vermählung seines Sohnes Ernst mit der Schwester des letzten Jagellonen, Anna, Polen seinem Hause zu sichern — doch wieder vergebens: Stephan Báthory, der Wojwode Siebenbürgens, war gewählt und behauptete sich als König (1576). Besser gesicherte Aussichten schienen die Ehebündnisse mit der spanischen Linie des Hauses Habsburg zu eröffnen. Schon 1522 und 1525, als Karl V. und Ferdinand I. die ererbten Länder theilten, waren Erbverträge geschlossen worden, die der überlebenden Linie den vollen Länderbesitz der aussterbenden gewährleisteten; auch wurden wiederholt Heiraten geschlossen, die jene Verträge stützen sollten. Mehrere spanische Herrscher haben österreichische Prinzessinnen heimgeführt; ungleich wichtiger sind die Ehen österreichischer Erzherzoge mit spanischen Prinzessinnen.

So heiratete 1599 der Sohn Kaiser Max II., Erzherzog Albrecht, die Tochter Karl Philipp II. von Spanien, Isabella Clara Eugenia, und ward mit den spanischen Niederlanden, mit Burgund und Charolais belehnt.

Kaiser Ferdinand III. hatte Maria Anna, Tochter Philipp III., zur Gemahlin; aus dieser Ehe stammte Kaiser Leopold I., der selbst wieder mit Margareta Theresia, der zweiten Tochter König Philipp IV. von Spanien vermählt war; Philipp IV. aber hatte Maria Anna, König Ferdinand III. Tochter und Leopold I. Schwester zur Frau. Leopold hätte eigentlich Philipps IV. erste Tochter Maria Theresia, heiraten sollen; doch erzwang Cardinal Mazarin, der Leiter der französischen Politik, die damals schon die Absicht hatte, das spanische Erbe beim Aussterben der spanischen Habsburger den Bourbonen zuzuwenden, die Verheiratung der ersten Tochter Philipp IV. mit Ludwig XIV. von Frankreich (1659) und Leopold I. mußte sich mit der Hand der zweiten Tochter, Margareta Theresia, begnügen (1665). Allerdings hatte Maria Theresia für sich und ihren Gemahl auf die Nachfolge in Spanien verzichten müssen, während Leopold und seiner Gemahlin ein solcher Verzicht nicht abgenommen worden war.

Auf Grund dieser Ehebündnisse forderte bekanntlich Ludwig XIV. von Frankreich beim bevorstehenden Ende Karl II., des letzten Habsburgers auf dem Throne Spaniens, das ganze spanische Erbe für seinen Enkel Philipp von Anjou, Kaiser Leopold aber für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl. Das dem halb unzurechnungsfähigen Könige Karl II. am 3. October 1700 abgelockte Testament, verursachte nach dessen Tode den unseligen spanischen Erbfolgekrieg, der schließlich infolge des frühzeitigen Todes Kaiser Josef I. mit der Theilung der spanischen Monarchie endete, durch welche dem Hause Österreich Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien zufielen, Erwerbungen, die theils schon in Karls VI. Tagen, theils in den Franzosenkriegen und in unserer Zeit wieder verloren gegangen sind.

Überschauen wir die ehelichen Verbindungen des Hauses Habsburg, so müssen wir, wie das bei Fürstenehen nur zu häufig der Fall ist, betonen, daß in der Regel äußere Rücksichten die Verbindungen geknüpft und häufig Paare von ungleichem Alter, entgegenstehender Gesinnung oder doch ohne Herzensneigung verbunden worden sind. Daß gleichwohl keine dieser Ehen eine seltene Ausnahme, wenn wir die andern Regentenhäuser Europas damit in Vergleich ziehen — Schiffbruch gelitten hat, ist das Verdienst der pflichttreuen Gesinnung, welche die Erziehung in den Traditionen des Hauses den Gliedern derselben eingepflanzt und alle, gleichviel ob männliche oder weibliche, gelehrt hat, die Stelle, an welche das Gebot des Oberhauptes der Familie sie hingestellt hat, würdig auszufüllen.

Der von uns eingangs angeführte Spruch bezieht sich zunächst allerdings nur auf das Glück der äußeren Erfolge in den österreichischen Ehen; doch fehlt es in der Geschichte des Hauses auch nicht an glänzenden Beispielen inneren Glückes, in wahrer Herzensneigung begründeter Ehen; solche waren, um nur

die hervorragendsten zu nennen, der Bund Albrecht I. mit Elisabeth von Kärnten, Max I. mit Maria von Burgund.

Diese aber und noch manche andere Musterehen, die sich unserer Betrachtung entziehen, überstrahlt der Ehebund Maria Theresias mit Kaiser Franz I. (Stephan) Herzog von Lothringen, den Begründer des jetzt in Österreich herrschenden Hauses.

Wie wenigen Fürstentöchtern war es Karl VI. großen Tochter gegönnt, durch die Wahl des Gatten nach ihrem Herzen das stärkste und edelste Gefühl des Frauenherzens zu befriedigen und den festen Halt in einem glücklichen Familienleben zu finden.

Von ihrer Liebe zu dem schönen, stattlichen, gemüthlichen und lebensfrohen Manne berichtet ein Zeitgenosse: „Trotz ihrer starken Seele hegt sie eine zärtliche Liebe zu dem Herzoge von Lothringen. Des Nachts sieht sie ihn im Traume, am Tage unterhält sie ihre Hofdamen nur von ihm, so dass es nicht wahrscheinlich ist, dass sie den Mann jemals vergessen wird, den sie für sich geboren glaubt.“

Die am 12. Februar 1736 abgeschlossene Ehe hat Maria Theresia in den Leiden ihrer Regierung aufrecht gehalten, ihre heiteren Tage geschmückt, und als der Tod ihr im Jahre 1765 den Gatten, den Vater ihrer 16 Kinder entriss, wurde eine Lücke in ihrem Herzen zurückgelassen, die selbst die Freude an ihrem großen Sohne nicht ganz auszufüllen vermochte.

Dr. K. F. Kummer.

Habsburgische Prinzessinnen auf dem polnischen Königsthrone.

Seit der glänzenden Aufnahme, welche der deutsche Kaiser Otto III. bei seiner Wallfahrt zu dem Grabe des hl. Adalbert an dem Hofe des polnischen Herzogs Boleslaws des Tapferen fand, sind Deutschland und Österreich Ungarn in vielfachen Beziehungen — mitunter in feindlichen, oft aber auch in freundschaftlichen — zu dem großen Slavenreiche gestanden.*) Ich weise nur auf die tiefe Neigung der Polenkönigin Jadwiga (Hedwig) zu Wilhelm,**) dem Sohne des Herzogs Leopold III. von Österreich, hin, eine Neigung, welche nur deshalb nicht zu dem bereits in ihren Kinderjahren von den beiderseitigen Vätern beschlossenen Ehebunde führte, weil das Wohl von Kirche und Staat ihre Verbindung mit dem Großherzoge von Lithauen Jagello erheischte. Auch die berühmte Cimburga (gest. 1429), die Tochter des Herzogs von Masowien und Schwester des Königs Jagello, trug durch ihre Heirat mit dem Herzoge Ernst den Eisernen von Steiermark nicht wenig zur Annäherung der sich sonst fremden Staaten und ihrer Fürstenhäuser bei und ist als die zweite Stammmutter des Habsburgischen Hauses anzusehen.

Verbindungen zwischen dem Habsburgischen und dem Jagellonischen Hause wurden fortan herkömmlich. Im Jahre 1454 reichte die österreichische Prinzessin **Elisabeth**, eine jüngere Tochter des Kaisers Albrecht II., dem Könige von Polen, Kasimir IV. die Hand und lebte mit ihm 38 Jahre in glücklichster Ehe.

Später folgten nicht weniger als sieben österreichische Erzherzoginnen diesem Beispiele. Sie haben durch ihre Geistesgaben und Herzensvorzüge den Ruf deutscher Größe und Frauenwürde bis an die entferntesten Ufer des Niemen und Dnieper getragen.

Die erste der Erzherzoginnen, von welchen in dieser historischen Skizze die Rede sein soll, war **Elisabeth**, Tochter des Kaisers Ferdinand I. Sie wurde am 21. April 1543 an Sigismund II. August, König von Polen, vermählt, starb aber schon nach zwei Jahren, ohne ihrem Gemahle einen Nachkommen zu lassen. Dieser heiratete nun die berühmte Barbara Radziwill, welche ein Opfer der Ränke ihrer Schwiegermutter Bona wurde. Sodann gieng er eine dritte Ehe ein und zwar mit der Schwester seiner ersten Gemahlin, mit **Katharina** Erzherzogin von Öster-

*) Kaiser Albrecht I., Sohn Herzog Rudolf III. von Österreich, verehelichte sich 1306 mit Elisabeth (Richza), Tochter des ersten polnischen Königs Premyslaus II., Witwe nach König Wenzel II. von Böhmen, wodurch er im gleichen Jahre König von Böhmen wurde. Siehe Band I. 126. A. d. H.

**) Siehe Seite 969.

reich. Als zweite Tochter Kaiser Ferdinand I. am 25. September 1533 geboren, war sie, ehe sie den polnischen Königsthron bestieg, mit Franz III. von Gonzaga, Herzog von Mantua vermählt, der 1550 starb. Ihre Heirat mit Sigismund II. August erfolgte am 5. Juli 1553. Auch diese 19-jährige Ehe Sigismunds mit seiner dritten Gemahlin blieb kinderlos wie die mit seinen übrigen Frauen. Katharina zog sich im Jahre 1566 nach Linz zurück, wo sie nach ihrem Tode am 28. Februar 1572 in St. Florian begraben wurde. Sie kam von Linz häufig dahin und schenkte dem Stifte nebst anderem das Psalterium Davidicum svilique. Es gehörte Hedwigs (der polnischen Königin) Schwester, der schönen und unglücklichen Königin Maria von Ungarn, Gemahlin Sigismunds, Königs von Böhmen, späteren deutschen Kaiser, deren Chiffre M überall angebracht ist. Von Katharina ist auch jener wohlmeinende Brief vorhanden, welchen sie wegen des Lesens der Bibel und der Frauengeschäfte am 16. October 1563 an Judith von Polheim schrieb. *)

Die nächste österreichische Erzherzogin auf dem polnischen Königsthrone war:

Anna, die Tochter des Erzherzogs Karl II. von Inner-Österreich und der Erzherzogin Maria, einer Prinzessin von Bayern. Anna wurde im Jahre 1573 geboren und neunzehn Jahre später, also im Jahre 1592, von dem polnischen Könige Sigismund III. zur Gemahlin begehrt. Obgleich die polnischen Magnaten diese Heirat zu verhindern suchten, so lag sie doch so sehr in dem Willen des Königs, dass er alle Hindernisse bewältigte und am 1. Juni desselben Jahres sich mit Anna vermählte. Die Trauung und Krönung fand in Krakau mit großer Pracht statt. Volle acht Tage dauerten die aus diesem Anlasse veranstalteten glänzenden Festlichkeiten und Ritterspiele. Keine sechs Jahre später sollte eine ernste Todtenfeier den tiefergreifenden Gegensatz zu diesen rauschenden Freudentagen bilden. Anna beschenkte ihren Gatten erst mit einer Tochter, dann im Jahre 1595 mit einem Sohne, dem nachmaligen Könige

*) (Jahrbücher der Lit. 1827, Cr. 435. — LXVII. 1834, S. 157. — Preuerhuber 498. — Conterfei zum Leben Kaisers Ferdinand II. N. 45. — Pillwein, Linz, Einst und Jetzt. S. 144).

Ladislaus IV. *) und als sie im Jahre 1598 zum drittenmale ihrer Entbindung entgegensah, wurde sie von einem seuchenartigen Katarrhfieber befallen, dem sie in kürzester Zeit erlag. Ihr Söhnchen, welches den Namen Christoph erhielt, folgte ihr nach einigen Athemzügen ins Grab. Ruhig, ohne Todeskampf, mit allen Tröstungen der Religion versehen, war sie verschieden. Nicht unerwartet hatte die Todesstunde an ihr Ohr geschlagen. Ein halbes Jahr vor ihrem Tode hatte sie gemeinsam mit ihrem Gemahle eine Wallfahrt nach unserer lieben Frau von Czenstochau verrichtet und damals schon zu Sigismund gesagt: „Bald müssen wir uns trennen; der Tod wird unser Liebesband lösen." Seit dieser Zeit war ihr Leben nur mehr eine Vorbereitung zum Tode gewesen.

Gottesfurcht, Sittsamkeit und Arbeitsamkeit bildeten die drei Grundkräfte dieser seltenen Frau, Grundwurzel alles inneren und äußeren Lebens waren ihr Religion und Kirche. Ihre Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Dass das Hinscheiden einer solchen Frau Alle mit Trauer erfüllte, ist begreiflich. Alle Stände des Reiches, von den Magnaten bis zum Volke, fühlten den Schlag, der das Königshaus so unvermuthet getroffen, in empfindlicher Weise nach, denn in verhältnismäßig kurzer Zeit hatte die verstorbene Königin die Herzen aller Polen erobert.

Der Schmerz des Königs selbst war unbeschreiblich. Lange konnte er den Gedanken an eine Wiedervermählung nicht fassen. Und als er endlich sich dazu entschloss, da fiel seine Wahl auf niemanden anderen, als auf Anna's Schwester, denn in der tiefen Frömmigkeit dieser Erzherzogin, in deren Wohlwollen gegen die Untergebenen, in ihrer Sanftmuth hieß es, habe er das Ebenbild der verlorenen Gemahlin wiedergefunden. Seine Unterthanen die ihrer geliebten, dahingeschiedenen Landesmutter gedachten, priesen des Königs Wahl.

Constantia hieß die Erzherzogin, welche ihrer Schwester auf dem polnischen Königsthrone folgte. Im December des Jahres 1605 hielt sie ihren feierlichen Einzug in Krakau und auch diesmal wurde die Hochzeit mit wahrhaft königlichem Pompe gefeiert. Con-

*) Er war von 1610—1612 auch Czar von Moskau war. A. d. H.

stantias Ehe mit Sigismund war so glücklich wie diejenige ihrer Schwester, glücklicher darin, dass sie 26 Jahre dauerte. Auch sie wusste sich rasch die Liebe der ihr in Sitten und Gebräuchen so fremden Nation, der sie nun als Mutter und Königin vorstand, zu gewinnen. Nie werden es ihr die Polen vergessen, wie sie einst in Wilna nach einer Feuersbrunst die dabei geretteten Kleinodien verkaufte, um ihre Leute damit zu ernähren, wie sie einst zu Warschau während der Pest drei Monate lang bei 500 Arme mit Lebensunterhalt und Kleidung bedacht hat. Sie gebar ihrem königlichen Gemahle vier Söhne und eine Tochter. Sie starb in verhältnismäßig jungen Jahren zu Warschau im Jahre 1631, wenige Tage nach dem Frohnleichnamsfeste, an welchem sie — wie die Chronik erzählt — an der Procession theilgenommen und durch das weite Gehen bei der großen Hitze, „zumahlen da sie corpulent war," sich eine Entzündung mit tödlichem Ausgange zuzog. Ihr Gemahl konnte der Traurigkeit in die er über ihren Verlust sank, nicht entrissen werden. Kein volles Jahr später folgte er ihr in das Grab.

Bald darauf sendet abermals das österreichische Kaiserhaus eines seiner schönsten weiblichen Kleinodien, um damit den polnischen Königsthron zu schmücken.

Es ist dies **Cäcilia Renata**, die Tochter des Kaisers Ferdinand II. und mithin eine Nichte der polnischen Königinnen Anna und Constantia, welche sich im J. 1637 mit ihrem Vetter, dem Könige Ladislaus IV. von Polen, verheiratete. Von ihr wird berichtet, dass sie Gottesfurcht und alle Tugenden in hohem Grade geübt und daher nicht nur vom Könige, sondern von allen Ständen des Landes geliebt und geehrt worden sei, wie sie es verdiente. Zur großen Freude des Königreiches Polen gebar sie dem Könige im Jahre 1640 einen Sohn, der Sigismund Kasimir genannt wurde, aber schon nach sieben Jahren starb. Sie selbst verschied im Alter von 34 Jahren zu Wilna und wurde von ihrem Gatten, der sie schmerzlich betrauerte, nach Krakau mit königlicher Pracht geleitet und dort in der Königsgruft beigesetzt.

Der zweite Nachfolger des Königs Ladislaus, der polnische König Michael Korybut Wisniowiecki, lenkte gleichfalls auf eine Habsburgerin seine Wahl und zwar auf **Eleonora Maria**, die Tochter Kaiser Ferdinand III. und Schwester des Kaisers Leopold I. Als er seinen Heiratsplan dem Senate vortrug, da bewirkte es insbesondere die Erinnerung an das Verhalten der beiden letzten Königinnen aus dem Hause Habsburg, dass sich alle einstimmig dafür erklärten. Ein königlicher Abgesandter wurde demnach nach Wien abgeschickt, um beim Kaiser um die Hand seiner Schwester anzuhalten, und nach erhaltener Einwilligung am 27. Februar 1670 die Trauung zu Czenstochau vollzogen. Drei Jahre später, im 38. Jahre seines Lebens, starb dieser Fürst, und wenn er auf dem Throne einige ruhige Stunden gehabt hat, so sind es nur diejenigen gewesen, die er an der Seite seiner frommen Gemahlin zubrachte. Innere Zwistigkeiten und ein Krieg mit der Türkei haben seine Regierung zu einer höchst unglücklichen gemacht. *) Da er keine Erben hatte, so vermachte er in seinem letzten Willen alle seine beweglichen Güter seiner Gemahlin, ein Beweis, wie dankbar er der letzteren für ihren treuen Beistand in so leidvollen Zeiten gewesen war.

Nun kehrte die verwitwete Königin nach Österreich zurück. Dort wurde sie von ihrem Bruder, dem Kaiser Leopold I., dem Herzoge Karl V. von Lothringen, (dem Ahnherrn des Habsburg-Lothringischen Kaiserhauses) im Jahre 1678 zur Gemahlin gegeben. Die Königin Eleonora wohnte fast immer in Innsbruck und verschaffte sich auch dort, so wie ehemals in Polen, die Ehrfurcht ihrer Unterthanen, die Liebe des ganzen Vaterlandes. Ihre Demuth, ihr Gottvertrauen und ihre Geduld im Leiden wurden allbekannt. Im Jahre 1685 empfieng sie aus der Hand des Franziskaner Ordensgenerals auch das Kleid des dritten Ordens des hl. Franziskus. Ihrer großen Tugenden wegen verglich man sie schon im Leben mit der hl. Elisabeth, mit der hl. Brigitta, und verewigte dieses wohlverdiente

---

*) Viele Polen hatten sich gegen den König empört und rückten auf Warschau. Die Königin, ihren Gemahl gegenüber der großen Gefahr rathlos sehend, begab sich schnell entschlossen in das Lager der Aufständigen, versammelte deren Häupter um sich, hielt an sie eine längere Ansprache und führte sie dadurch zu ihrer Pflicht zurück. Vatout, Notices historiques sur les tableaux de la galerie de Mgr le duc d'Orléans. II. 418. A. d. H.

Lob auch auf ihrem Todtensarge. Sie starb zu Wien am 17. December 1697 und wurde in der kaiserlichen Gruft beigesetzt.

Noch einer österreichischen Erzherzogin war es beschieden, jene Krone zu tragen, welche schon fünf Frauen aus dem Hause Habsburg vor ihr getragen hatten, wir meinen **Maria Josefa**, die älteste Tochter Kaiser Josef I., welche, da sie den Kurfürsten von Sachsen Friedrich August III. im Jahre 1719 heiratete, nach seiner Erwählung zum Könige von Polen mit ihm in Krakau im Jänner des Jahres 1734 feierlich gekrönt wurde. Maria Josefa behauptete längere Zeit und zum Besten ihres Gemahls ihren Einfluss auf denselben und verlor ihn erst allmählich durch die listigen Ränke des schlauen und habsüchtigen Ministers Grafen Brühl, der den König ganz für sich einzunehmen wusste. Immerhin aber war sie so viel als möglich thätig und unter ihrem Einflusse insbesondere entstanden 1744 und 1756 die Bündnisse Sachsens mit Österreich.

Ganz besonders verdient die Rolle erwähnt zu werden, welche diese tapfere Königin im Jahre 1756 bei Gelegenheit des Einfalles der Preußen in Sachsen spielte. Ihr Gemahl König Friedrich August III. hatte nämlich mit den sächsischen Truppen ein Lager bei Pirna bezogen, die Königin aber in Dresden zurückgelassen. Während nun 36.000 Mann Preußen sich nach Pirna wandten, um das sächsische Heer einzuschließen, rückte Friedrich II., der König von Preußen, in Dresden ein. Die wichtigste Beute, die den König dorthin lockte, waren die in dem kursächsischen Archiv befindlichen Originale der gegen Preußen gerichteten geheimen Artikel des Petersburger Bündnisses, da die Bekanntmachung dieser Schriften Preußens Unternehmungen rechtfertigen sollte. Der König gab also Befehl, sich derselben zu bemächtigen. Sie waren alle bereits eingepackt und im Begriffe nach Polen geschickt zu werden. Den Schlüssel zum Archiv hatte indessen die in Dresden weilende Königin Maria Josefa. Standhaft weigerte sie sich nun, sie herauszugeben, ja sie erklärte, dass sie die Eingangsthür im äußersten Falle mit ihrem eigenen Körper decken würde. Erst als der General Wylich versicherte, dass er Gewalt brauchen müsste, sah sich die heldenmüthige Fürstin zum Nachgeben gezwungen. Andere Nachrichten sagen, dass die Preußen wirklich Gewalt brauchten.

Mit Polen selbst stand die Königin wenig in Berührung, weil der König mit ausgesprochener Vorliebe in seinem Erblande Sachsen weilte, wo er seinem ausgebildeten Kunstgeschmacke und seiner Leidenschaft zur Jagd huldigte. Auch als der König bald nach der Einschließung bei Pirna und der Capitulation von Königstein sich nach Polen begab, ließ er seine Gemahlin in Dresden.

Die Königin, ohnehin schon kränkelnd, brachte der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Rossbach ins Grab; auf dieser hatten alle ihre Hoffnungen geruht, ihren Verlust überlebte sie nicht lange; nach zwölf Tagen fand man sie todt im Bette (7. Nov. 1757). König Friedrich von Preußen verlor in ihr eine seiner vier ärgsten Gegnerinnen.

Königin Maria Josefa gebar ihrem Gemahle fünfzehn Kinder, von denen fünf Söhne und fünf Töchter, welche den Titel königliche Prinzen und Prinzessinnen von Polen führten, ihn überlebten.

Mit dieser Fürstin schließt die Reihe der österreichischen Erzherzoginnen auf dem polnischen Königsthrone ab. Im österreichischen Kaiserhause hat man jedoch die innigen Bande nicht vergessen, die einst beide Länder mit einander geschlossen haben. Die alten Sympathien wurden aufrecht erhalten, dem Schicksale eines Volkes, welchem einst so viele österreichische Prinzessinnen als Königinnen vorgestanden, schenkte man auch in Zukunft ein besonderes Interesse. Als daher gerade hundert Jahre nach Michael Korybuts Tode, im Jahre 1773, Polen gezwungen wurde, den größten Theil seines Landes an seine drei mächtigen Nachbarn Preußen, Russland und Österreich abzutreten, als die zwei ersten Mächte schonungslos über die willkommene Beute herfielen, da war es niemand anderer als die große Kaiserin Maria Theresia, welche warnend ihre Stimme gegen diesen Gewaltact erhob. Sie konnte sich der Unterzeichnung des Vertrages nicht entziehen, aber sie schrieb dazu die denkwürdigen Worte: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“

Also hat bis zu seinem Untergange das große, katholische Slavenreich im österreichischen Fürstenhause warme Freundesherzen besessen — über sein Schicksal hat das Herz Maria Theresiens geblutet — den Traditionen ihrer Ahnen, der Sympathie für Polen, ist die große Kaiserin treu geblieben! *)

Alexander Halka.

Benützte Quellen: Hurter, Geschichte Ferdinands II.; Daniel Ernst Wagner, Allgemeine Weltgeschichte; P. Gaudentius Beiträge zur Kirchengeschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts; Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren u. F. A. Ukert. Michael Ignaz Schmidt's Neuere Geschichte der Deutschen. Ulm, 1805.

*) Siehe Band I. Seite 666.

Der Orden vom goldenen Vliese.

Nicht nur unter den österreichischen Orden, unter welchen er als eigentlicher Haus- und Familien-Orden den ersten Rang einnimmt, sondern überhaupt unter allen weltlichen Ritterorden ragt der Orden vom goldenen Vliese — nach dem Französischen gewöhnlicher Toison-Orden genannt — wie nur wenig andere noch, durch Alter, hohes Ansehen und eine lange Reihe edler und berühmter Ordensmitglieder hervor, und bietet durch die vielen mit demselben verknüpften historischen Erinnerungen vielfältige Anregung und reichen Stoff zu lohnender Forschung.

Gestiftet von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, am 10. Jänner 1429 als dem Tage seiner zu Brügge vollzogenen Vermählung mit der Prinzessin Isabella von Portugal, seiner dritten Gemahlin, erscheint als Zweck dieses Ordens die Beschützung der Kirche, Förderung des christkatholischen Glaubens und Wahrung unbefleckter Ehre der Ritterschaft. Er wurde deshalb der Jungfrau Maria (Notre Dame de Bourgoigne) gewidmet und bekam den hl. Andreas als Schutzpatron.

Nebenbei mag aber den Stifter wohl auch die Absicht geleitet haben, durch diesen Orden, der eine Art Bruderschaft (Confraternité) bildete, mächtige Dynasten und edle und einflussreiche Geschlechter zu Schutz und Trutz zu gewinnen und näher an seine Person zu fesseln, was deutlich aus der Fassung des von den Rittern zu leistenden Eides, an dessen Stelle in neuer Zeit eine schriftliche eidesstättige Erklärung trat, hervorleuchtet.

Diesem innigen Bande zwischen dem Chef und Souverän und den Mitgliedern des Ordens entspricht auch die noch heutigentags in Anwendung stehende Ansprache „mon cousin,“ womit der Ordenschef die Ritter apostrophiert. Besondere Ordens-Abstufungen oder Grade kennt dieser Orden nicht. Nach den aus Lille den 27. November 1431 datierten Ordens-Statuten erklärte Philipp der Gute sich zum Chef und Souverän des Ordens und bestimmte, daß diese Würde auf die ihm nachfolgenden Herzoge von Burgund überzugehen habe.

Nicht lange blieb der Toison-Orden bei Burgund, denn schon nach Karl dem Kühnen, dem Sohne Philipps des Guten, welcher in der verhängnisvollen Schlacht bei Nancy am 5. Jänner 1477 fiel, kam durch die Vermählung seiner einzigen Tochter Maria mit Kaiser Maximilian I. mit der burgundischen Erbschaft auch der Toison-Orden an das Haus Habsburg und blieb dann bei dessen älterer, in Spanien regierenden Linie, die mit König Karl II. im Jahre 1700 erlosch.

Im darauf gefolgten spanischen Erbfolgekriege bildete auch der Toison-Orden ein Streitobject, indem Österreich denselben aus dem älteren Titel der Erwerbung durch die Heirat Maximilians I. beanspruchte, Spanien aber den factischen Besitz geltend machte.

Als nach Beendigung des Krieges Karl III., nachheriger Kaiser Karl VI., das Ordensarchiv und den Schatz aus Spanien fortbringen ließ und in Wien die Erneuerung des Toison-Ordens feierte, legte Spanien auf dem Con-

*) In Ludwig Guicciardini's noch heute wertvoller 1566 in italienischer und 1580 in deutscher Sprache veröffentlichten „Niderlands-Beschreibung,“ sind die Geschichte der Stiftung dieses Ordens, und dessen Satzungen enthalten und sind alle bis 1559 ernannten Ritter des goldenen Vlieses angegeben. A. d. H.

gresse von Cambray im Jahre 1721 dagegen Verwahrung ein, da jedoch hierüber im Wiener Frieden vom Jahre 1725 eine Einigung nicht erzielt werden konnte, verliehen Österreich sowohl wie Spanien den Vliesorden.

Da Kaiserin Maria Theresia nach dem Tode ihres Vaters Karl VI. die Würde des Chef und Souveräns des Toison-Ordens ihrem Gemahl Franz I. übertrug, wurde hiedurch ein neuer Protest hervorgerufen, über den im Frieden zu Aachen im Jahre 1748, abermals, aber ebenfalls erfolglos, verhandelt wurde.

So blieb denn diese Frage bis zum heutigen Tage ungelöst und wird der Orden seither von den Kai ern von Österreich-Ungarn und von den Königen von Spanien verliehen, mit dem Unterschiede jedoch, dass erstere, strenge an den Statuten festhaltend, denselben nur an Katholiken verleihen, Spanien aber mitunter von dem Religionsbekenntnisse absieht.

Nach den Ordens-Statuten war die Zahl der Ritter, den Stifter eingerechnet, auf 31 beschränkt und erfolgte deren Ernennung auf den Ordens-Capiteln durch Wahl nach der Stimmenmehrheit der anwesenden Ritter.

Die Capitel, auf welchen neben der Wahl neuer Ritter auch eine strenge Censur über die Ordensmitglieder geübt wurde, sollten alljährlich am St. Andreastage abgehalten werden, fanden aber thatsächlich nur in größeren Zwischenräumen statt und werden in neuester Zeit nur ausnahmsweise, aus besonderen Anlässen einberufen.

Kaiser Karl V. erhöhte mit Zustimmung des Papstes Leo X. die Zahl der Ritter von 31 auf 50 und König Philipp II. erwirkte im Jahre 1577 vom Papste Gregor XIII. das Recht, an Stelle verstorbener Ritter ohne Capitel, aus eigener Machtvollkommenheit, neue Mitglieder zu ernennen, was seither und zwar ohne Beschränkung auf eine bestimmte Zahl von Rittern, als Regel gilt.



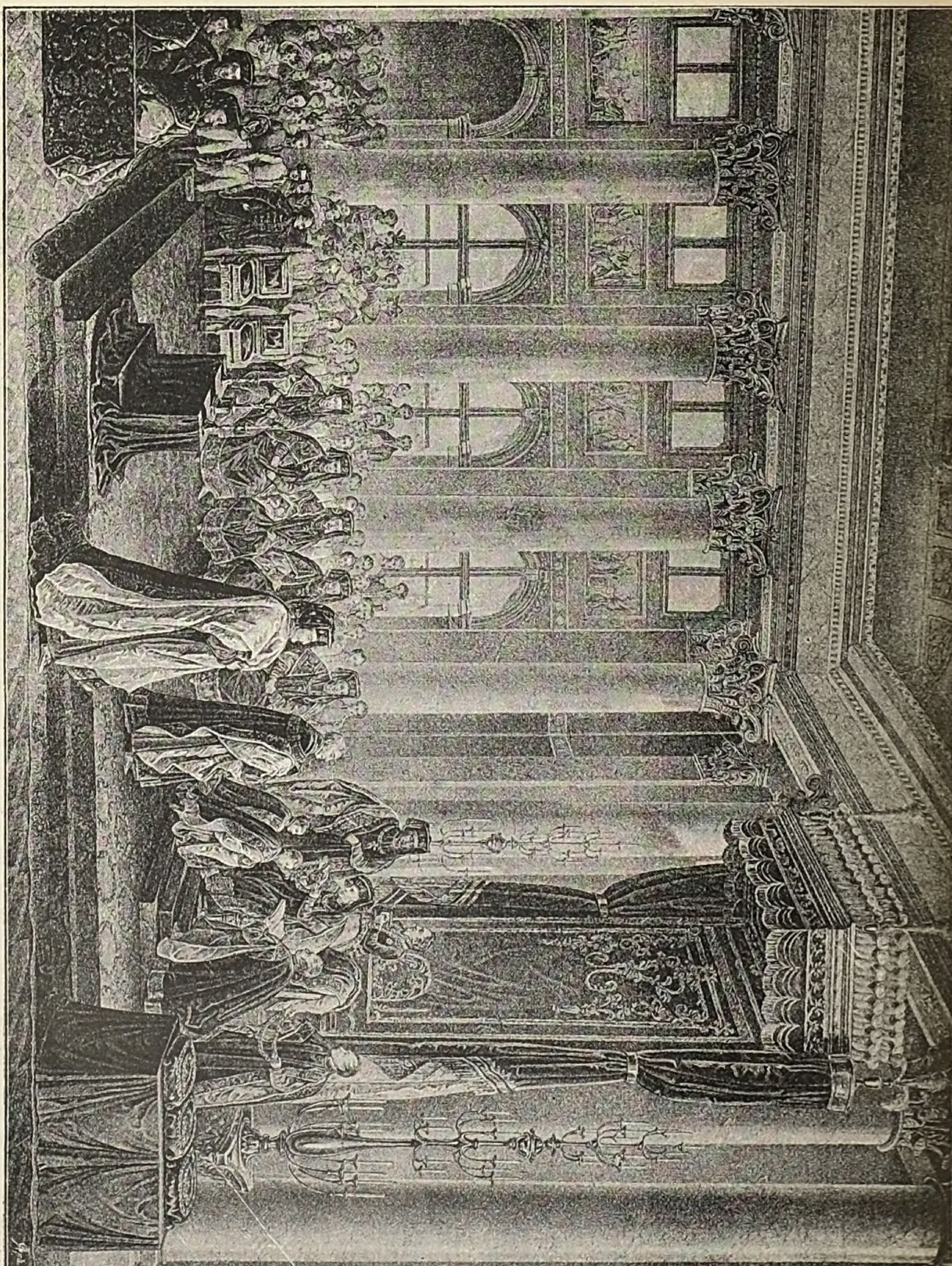
Orden des goldenen Vlieses.
Nach einer Lithographie.

Für die Ordensgeschäfte wurden 4 Ordensofficiere bestellt, nämlich ein Kanzler, ein Schatzmeister, ein Greffier und ein Wappenkönig, welch' letzterer Roi d'armes du toison genannt wird. Als Kanzler fungierten in den ersten Zeiten nur Bischöfe.

Über die Symbolik und den Zusammenhang dieses auf streng katholischer Grundlage errichteten Ordens mit dem Mythos von Jason und dem katholischen Vliese bestehen die verschiedenartigsten, mitunter abenteuerlichsten Erklärungen und während die Einen das Vlies auf die blonden Haare Isabellens, der Gemahlin Philipps beziehen, wollen Andere dadurch den Reichthum Burgunds an Wolle und Wollmanufacturen ausgedrückt sehen, eine Deutung, die keinesfalls dem Geiste der damaligen Zeit entspricht.

Wahrscheinlicher klingt die Annahme, dass Herzog Philipp bei der Stiftung seines Vaters, Johann des Kühnen, gedenken wollte, der einst von den Türken in Kolchis gefangen gehalten wurde, an welchem Orte der, vielleicht eben deshalb als Schutzpatron gewählte, hl. Andreas das Evangelium gepredigt hatte. Das Ordens-Abzeichen, welches den Rittern verliehen wird, besteht in einer breiten, um den Hals zu tragenden goldenen Colane, deren Glieder wechselweise 2 verschlungene Feuereisen und einen in schwarzer, weiß gesprenkelter Emaille ausgeführten, Funken sprühenden Feuerstein (Achat) darstellen, und an welchem vorne in der Mitte ein goldenes, mittels einer knotenartig verschlungenen Schnur befestigtes Widderfell herabhängt.

Nach den Statuten dürfen die Colanen



400jährige Feier der Ordensverleihung des goldenen Vließes 1830.*)
Nach einer Lithographie von Wolff.

*) Dieses Jubelfest wurde durch ein Generalcapitel gefeiert. Kaiser Franz I. gründete bei demselben eine Stiftung für 12 verarmte Personen des älteren Adels und ernannte die Erzherzoge Albrecht und Stephan, die Fürsten Rudolf Colloredo-Mansfeld, Karl Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Alphons Porzia, Josef Rospigliosi und Alfred Fürsten Windischgrätz, dann den Grafen Alois Contarini, zu Rittern des goldenen Vließes. A. d. H.

weder mit Edelsteinen noch sonst wie verziert werden.

Die sogenannte Decoration, deren Tragen den Rittern für gewöhnlich gestattet ist und die sie sich selbst anzuschaffen haben, besteht im Wesentlichen aus einem an scharlachrothem Bande zu tragenden schwarz- weiß emaillierten Feuersteine, welcher nach rechts und links, in rother Emaille dargestellte, Feuerstrahlen entsendet und unter dem das goldene Widderfell angebracht ist.

Diese an keine bestimmte Form gebundenen Decorationen werden in den verschiedensten Größen und mit verschiedenem Beiwerke getragen, bald mit einem emaillierten Andreaskreuze, bald mit einer Art Spange oder Schnalle und der Inschrift: Praetium non vile laborum, *) und können beliebig auch mit Edelsteinen verziert werden.

Die Ordenskleidung besteht aus einem scharlachroth-sammtenen, enganliegenden Talar als Unterkleid, einem weiten, radförmig geschnittenen, carmoisinroth-sammtenen, mit weißem Atlas gefütterten und am unteren Rande einviertel Meter breit in Gold gestickten Mantel, und einem in Stoff und Farbe gleichen goldgestickten Barette, von welchem an der linken Seite ein Meter langer, handbreiter, gleichfarbiger Sammtstreifen, Schleppe genannt, herabhängt. Die Stickerei des Mantels stellt Feuereisen und Feuersteine unter Funken dar und trägt am unteren Rande auf weißatlassenem Untergrunde die sich wiederholende Devise Philipps des Guten „Autre n'aurai" **) oder jene Karls des Kühnen „Je l'ai empri." ***)

Die Kleidung der Ordens-Officiere, mit Ausnahme jener des Wappenkönigs, ist jener der Ritter gleich, nur minder reich gestickt. Der Wappenkönig trägt an Stelle des Mantels ein in reicher Stickerei mit dem Wappen des ersten Ordens-Chef geziertes Heroldsgewand und um den Hals die von Karl V. herrührende breite goldene Wappenkönigs-Colane, Potence genannt, auf welcher über einer typischen Ritter-Colane in zwei Reihen und 52 viereckigen Feldern das Wappen und die Devise Karls V. und 50 Wappen von Toisonisten in kunstvoller Ciselierung und Emaillierung dargestellt sind.

Seit der Gründung hatte der Toison-Orden 16 Chef und Souveräns, nämlich:

1. Herzog Philipp der Gute von Burgund.
2. Herzog Karl der Kühne von Burgund.
3. Kaiser Maximilian I.
4. König Philipp der Schöne von Castilien.
5. Kaiser Karl V.
6. König Philipp II. von Spanien.
7. " " III. " "
8. " " IV. " "
9. " Karl II. *) " "
10. Kaiser Karl VI.
11. " Franz I.
12. " Josef II.
13. " Leopold II.
14. " Franz (II.) I.
15. " Ferdinand I.
16. " Franz Josef I.

Die Gesammtzahl der während des 456-jährigen Bestandes des Toison-Ordens ernannten Ritter beträgt nach unserer Zählung 1001.

Von unserem allgeliebten Kaiser Franz Josef I. wurden während seiner bald 44-jährigen Regierung bisher 159 Ritter ernannt.

Der Orden zählt gegenwärtig neben dem Chef und Souverän 85 Ritter und zwar 21 Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses, 18 fremde Souveräns und Prinzen regierender Häuser, dann 5 ausländische und 41 inländische Ritter.

Anton Freiherr Pachner von Eggenstorf.

*) Ein nicht geringer Preis der Mühen.

**) Diese mehrdeutige Devise wäre, je nachdem man sie auf die Gemahlin Philipps oder auf den Toison-Orden, neben welchem kein anderer Orden getragen werden sollte, bezieht, mit: „Ich werde keine Andere" oder „keinen Anderen haben."

***) Ich habe es unternommen.

*) Vom Tode König Karl II. bis zu Kaiser Karl VI. blieb die Würde des Chef und Souverän des Vlies-Ordens streitig, daher die beiden habsburgischen Herrscher, Leopold I. und Josef I., welche in jener Zwischenzeit regierten, dieselbe nicht bekleideten.

Einfluss der neueren Erziehungstheorien auf das österreichische Schulwesen.

Mit dem Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia bricht das Morgenroth einer neuen Zeit für die österreichischen Erblande herein. Schon während des Kampfes, welchen die Tochter Kaiser Karl VI. um ihr Erbe führen musste, begann die erhabene Frau mit umsichtiger Hand die Neugestaltung ihres Reiches, welche die Grundlage des heutigen Österreichs werden sollte. Aber nicht bloß die Reform der Staatsverwaltung und der Rechtspflege bildeten den Gegenstand ihrer Fürsorge; das unvergänglichste Verdienst erwarb sich die edle Kaiserin auf dem Gebiete der geistigen Cultur, insbesondere des Schulwesens; denn hier galt es nicht sowohl das Bestehende zu fördern, als vielmehr mit schöpferischem Geiste Neues zu schaffen.

Zwar hatte schon die Regierung des Kaisers Karl VI. manche Übelstände des höheren Studienwesens beseitigt und dieses unter die Aufsicht des Staates gestellt; die Organisation des gesammten, alle Volksschichten umfassenden Schulwesens blieb aber seiner großen Tochter vorbehalten.

Schon zu Beginn ihrer Regierung war Maria Theresia bedacht, durch Gründung von Ritter- und Militärakademien für Bildungsstätten ihrer künftigen Staatsdiener und Truppenführer zu sorgen; die Verwaltung des „gemeinen Schulwesens" blieb in den ersten drei Jahrzehnten ihrer Regierung noch der Kirche und den Gemeinden allein überlassen. Aber die Fürsorge, welche das menschenfreundliche Jahrhundert durch Gründung von Armenschulen und Waisenhäusern den Kindern der Armen zuwendete, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Volksschulwesen und bald konnte auch die Regierung sich nicht länger der Einsicht verschließen, dass die Sorge für das Volksschulwesen eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsverwaltung bilde.

I.

Gerade zur Regierungszeit Maria Theresias war durch den Einfluss neu auftauchender Erziehungstheorien ein so allgemeines Interesse für die Erziehung und den Unterricht geweckt worden, wie niemals vorher. Dem Formalismus, welcher seit dem Mittelalter das Schulwesen beherrscht hatte, trat mit Baco und Locke ein gesunder Realismus entgegen, welchem die Schule der Pietisten durch ihre praktisch-christliche Richtung erst allseitige Geltung verschaffte. Der Pietismus stellte die Forderung einer allgemeinen, wahrhaft volksthümlichen Bildung auf und erklärte alles Schulwesen als ein organisches Ganze, dessen Grundlage die Volksschule bilden sollte. Für den Unterricht forderte er eine praktische Richtung, die Herbeiziehung der Realien und wurde so der Begründer nicht bloß der heutigen Volksschule, sondern auch der Realschule. Das pädagogische Haupt dieser Schule, A. H. Francke hatte schon zu Ende des 17. Jahrhunderts ein Pädagogium und ein Waisenhaus zu Halle gegründet. Francke bahnte hiedurch eine Reform der Waisenerziehung an, welche bisher nur als ein Theil der Armenpflege gegolten hatte und regte die Gründung von Waisenhäusern in Deutschland und Österreich an.

Christoph Semler errichtete 1738 die erste Realschule zu Halle, Johann Julius Hecker, ein Schüler Franckes, 1747 eine solche zu Berlin, an welcher Johann Friedrich Hähn eine neue Unterrichtsmethode, „die Tabellarmethode" in Anwendung brachte.

Johann Ignaz Felbiger (geb. 1724 zu Breslau) war als Stiftsabt zu Sagan bestrebt, die Mängel des Schulwesens auf seinem Boden zu beheben, reiste 1762 selbst nach Berlin, um sich die Kenntnis der Methode Hähn's zu erwerben und errichtete 1764 ein Lehrerseminar in Sagan nach der neuen Unterrichtsweise. Bald drang der Ruf dieser (nunmehr sogenannten) „saganischen" Lehrart Felbiger's auch nach Österreich, wohin sie schon 1768 durch den Lehrer des Wiener Waisenhauses, A. Felkel, der selbst nach Sagan gereist war, verpflanzt wurde.

Doch noch von anderer Seite her nahmen die Theorien des Pietismus auf das Schulwesen Österreichs Einfluss: Um die Mitte des Jahrhunderts entstanden in Wien zwei

Armenschulen durch Stiftungen edler Menschenfreunde, 1747 durch private Wohlthätigkeit, von der Großmuth der Kaiserin reichlich unterstützt, ein Waisenhaus in Wien, welches 1759 in dem Jesuitenpater Parhamer einen tüchtigen Leiter erhielt. Parhamer sorgte sogleich für geeigneten Unterricht seiner Pflegebefohlenen, ließ die Mädchen auch in Handarbeiten unterrichten und übte die Knaben militärisch ein. Dieselbe praktische Richtung, welche Parhamer der Erziehung im Wiener Waisenhaus gegeben hatte, schlug die Waisenerziehung auch in den übrigen, in der Zeit Maria Theresias entstehenden Waisenhäusern Österreichs ein.

Zur selben Zeit wurde die Aufmerksamkeit der Regierung durch die damals auftauchenden Pläne zur Gründung von Gewerbeschulen ebenfalls auf das Elementarschulwesen gelenkt. Schon 1751 hatte der mährische Manufacturenamts-Inspector, von Rabstein, in seinem Vorschlage zur Errichtung einer „mechanischen Lehrschule" auf die Verbesserung des Elementarunterrichtes als nothwendige Vorbedingung der Errichtung von Gewerbeschulen hingewiesen. 1770 gelang es dem früheren Schulrector von Lörrach in Baden, J. G. Wolf, der 1765 nach Österreich gekommen war, um hier seine Entwürfe für ein Realinstitut anzubieten, für die Gründung einer Realhandelsschule in Wien die Genehmigung der Kaiserin zu erhalten.

Rabstein's Plan der „Anfangsschulen" war ebenso, wie ein 1766 an die Kaiserin gelangter „Entwurf zur Verbesserung der Trivialschulen" beiseite gelegt worden, doch damit nicht aufgegeben. 1769 wurde er wieder aufgenommen durch die Denkschrift, des Fürstbischofs von Passau, Leopold Ernst Graf Firmian, welcher der Kaiserin die Nothwendigkeit der Verbesserung des Schulwesens im Interesse des Staates und der Religion empfahl.

Nun legte Freiherr von Gebler im Staatsrathe einen Entwurf zur Einrichtung des Schulwesens von dem Schulrector zu St. Stephan in Wien, Josef Mesmer, vor. Durch die Genehmigung dieses Planes (1770) war die Grundlage der Schulreform gewonnen. In Ausführung desselben verfügte die Kaiserin noch im selben Jahre die Einsetzung einer Schulcommission und Errichtung einer Normalschule zur Heranbildung geeigneter Lehrkräfte. Am 2. Jänner 1771 wurde die Wiener Normalschule, welche nach dem Vorbild der saganischen Schule eingerichtet und von Lehrern geleitet war, die mit der saganischen Methode wohl vertraut waren, feierlich eröffnet.

Die Eröffnung der Wiener Normalschule rief in jener Zeit „jugendlicher Frische und Begeisterung" in allen österreichischen Ländern die freudigste Theilnahme an dem Neubau der Volksschule hervor, am erfolgreichsten aber in Böhmen, wo der Pfarrer von Kaplitz, Ferdinand Kindermann (geb. 1740 zu Königswalde in Böhmen) schon beim Antritte seines Pfarramtes die Sorge für die Jugenderziehung als eine der ersten Pflichten des Seelsorgers erkannte, 1771 sebst nach Sagan reiste und nach seiner Rückkehr die neue Lehrart in seinem Pfarrbezirke, bald aber über ganz Böhmen verbreitete.

1775 zum Oberaufseher des gesammten deutschen Schulwesens in Böhmen ernannt, gab Kindermann, angeregt durch einen Besuch der Francke'schen Stiftung in Halle, zehn Jahre früher, als in Deutschland der Gedanke daran auftauchte, den Anstoß zur Verbindung der Volksschule mit dem Industrieunterrichte durch Einführung der Handarbeit für Mädchen und Knaben. Kindermann's Industrieschule war also eine Fortbildung der Ideen Francke's, welche aber nicht an einer Anstalt mit größerem Kostenaufwande, sondern ohne nennenswerte Hilfsmittel in einem ganzen Lande verwirklicht werden sollten. Kindermann starb 1801 als Bischof von Leitmeritz; die heilsamen Folgen seiner Schöpfung aber zeigen sich, wie Helfert hervorhebt, noch heute in der ausgebreiteten Industriethätigkeit Böhmens.

Die Aufhebung des Jesuitenordens drängte zur Neugestaltung des bisherigen Studienwesens und damit im Zusammenhange auch der Volksschule. Die von der Kaiserin genehmigten „Grundzüge" zur Entwerfung eines allgemeinen Studienplanes von dem berühmten Hofrathe Ritter (später Freiherr) von Martini stellten den Grundsatz auf, dass jedem Unterthan nach seinem Stande der nöthige Unterricht zutheil werde. — Aber noch fehlte es an einem geeigneten Organisationsplan für das Volksschulwesen; keiner der bisherigen Entwürfe hatte die Billigung der Kaiserin erhalten. Da war es naheliegend, dass die Blicke der umsichtigen Regentin sich jetzt auf

den oft genannten Begründer des Elementarunterrichtes in Schlesien, Abt Felbiger, wandten. Im Mai 1774 traf Felbiger, einem schmeichelhaften Rufe folgend, in Wien ein und begann, durch das besondere Vertrauen der Kaiserin gestützt, die Einrichtung des deutschen Schulwesens. Zu den ersten Aufgaben des nunmehrigen obersten Leiters des deutschen Schulwesens gehörte die Abfassung der nöthigen Schulbücher und der Entwurf einer Schulordnung. Diese am 6. December 1774 von der Kaiserin genehmigte „allgemeine Schulordnung" in 24 Artikeln, eingeleitet durch die denkwürdigen Worte: „Die Erziehung der Jugend ist die wichtigste Grundlage der wahren Glückseligkeit der Nationen," blieb das herrschende Schulgesetz bis zum Jahre 1805. Den Erziehungs-Grundsätzen des Pietismus entsprechend, verfolgte auch diese Schulordnung eine vorwiegend praktische Richtung, indem sie anordnete, dass jedem der seinem Stande angemessene Unterricht ertheilt werde und (im Artikel V.) Lehrgegenstände aufnahm, welche als Vorbereitung für bestimmte Berufszweige dienen sollten.

Die Schulordnung von 1774 ist eine der größten Thaten der großen Kaiserin; durch diese Schulordnung wurde erst eine allgemeine Volksbildung in den österreichischen Ländern ermöglicht, die Volksschule als Glied in das gesammte Bildungswesen eingefügt und ein Lehrstand geschaffen, welcher mit der nöthigen Bildung ausgestattet, eine geachtete und gesicherte Stellung in der Gesellschaft einzunehmen befähigt war.

Der Sagan'schen Methode aber, welche von der Schulordnung als die allein geltende festgesetzt wurde, gebürt, obgleich sie schon zu Lebzeiten Maria Theresiens vielfach angegriffen ward, das Verdienst, durch die Förderung des „Zusammenunterrichten" erst einen gedeihlichen Unterricht in der Volksschule ermöglicht zu haben.

Die neue Schulordnung, welcher Felbiger 1775 in dem „Methodenbuche" erläuternde Bestimmungen für Schulbehörden und Lehrer beigegeben hatte, brachte die Entwickelung des deutschen Schulwesens in vollen Gang; in allen Erblanden wurden Schulcommissionen eingesetzt, in den Landeshauptstädten Normalschulen, an Stelle der aufgelassenen Lateinschulen Hauptschulen und auf dem Lande zahlreiche Trivialschulen eingerichtet.

So war die österreichische Volksschule durch Maria Theresia begründet worden; sie hat es ja selbst ausgesprochen und unvergessen mag der Nachwelt dieser Ausspruch der erhabenen Frau bleiben, dass von allen Dingen, um die sie sich als Regentin zu kümmern habe, keines ihrem Herzen näher stehe, als die Volksschule!

Felbiger's Wirksamkeit aber war bald nach dem Tode Maria Theresiens zu Ende; an dessen Stelle trat als Generaldirector des deutschen Schulwesens G. A. Gall, der nachmalige verdienstvolle Bischof von Linz, und Verwandte des berühmten Schädellehrers. Felbiger starb 1788 als Propst des Collegialstiftes zu Pressburg.

II.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts tritt uns in J. Bernhard Basedow und seinen Anhängern ein neues pädagogisches System entgegen, der Philanthropinismus, welcher eine durchgreifende Umgestaltung der Erziehung und des Unterrichtes bezweckte, das Ziel der Erziehung in die Humanität, nicht in Vorbereitung für den Einzelberuf setzte, statt der bloßen Gedächtnisübung die Bildung der Sinne, die Cultur des Verstandes und die Verdeutlichung der Begriffe forderte und die bisher vernachlässigte Erziehung des Leibes wieder in ihre Rechte einsetzte. Der Philanthropinismus bildet somit den Übergang zu Pestalozzi und dem Erziehungswesen der Gegenwart.

Auf das öffentliche Unterrichtswesen hat die philanthropische Erziehungstheorie schon wegen ihrer unkirchlichen Richtung und da sie vorzugsweise die Erziehung der höheren Stände im Auge hatte, weniger Einfluss genommen, als der Pietismus, aber der Wirksamkeit Pestalozzis erfolgreich vorgearbeitet.

Wenn auch Basedow mehr auf das protestantische Deutschland gewirkt, so ist doch nicht anzunehmen, dass der Philanthropinismus im katholischen Süden, sowie in Österreich zu keinem praktischen Erfolge geführt habe. Schon der Umstand ist von nachhaltiger Bedeutung, dass Basedow der Erste war, welcher mit seiner „Vorstellung an Menschenfreunde" (1768) die allgemeine Aufmerksamkeit, auch

der Fürsten und Staatsmänner auf Erziehungsfragen lenkte. Wie die meisten hervorragenden Geister Deutschlands, richtete auch Basedow damals seine Blicke nach Wien, *) übersendete 1771 Josef II. ein Exemplar seines „Agathokrator," wofür er eine Schaumünze mit des Kaisers Bildnis erhielt und widmete (1774) sein „Elementarwerk" und (1776) das „philanthropische Archiv" vier Regenten, „erstlich Josef II., dem Landesvater Germaniens."

Mit welchem Interesse die maßgebenden Kreise in Österreich seither die Fortschritte des Schulwesens in Deutschland verfolgten, zeigten die Verhandlungen, über den Schulplan, welchen der Staatsminister Johann Anton Graf Pergen 1770 der Kaiserin vorlegte. Pergen schlug darin die Einsetzung eines Schul-Oberdirectoriums vor, welches tüchtige Männer mit einer eigenen Instruction zur Beobachtung des Schulwesens in Deutschland und den benachbarten Ländern abordnen und durch Correspondenz mit den bekanntesten Schulvorständen aller Orten die auswärtigen Erfahrungen im Schulwesen den österreichischen Ländern nutzbar machen sollte. In das Schuldirectorium sollten nach Pergen's Plane auch fremde Gelehrte berufen werden und dafür waren, neben Felbiger und Semler, auch die Philanthropinisten Weiße und Basedow, wenn auch nur vorübergehend, ins Auge gefasst worden.

Als die Aufhebung des Jesuitenordens die Einrichtung des Schulwesens dringlicher machte, erließ der Staatskanzler Fürst Kaunitz im Auftrage der Kaiserin (am 3. Februar 1774) ein Rundschreiben an die kaiserlichen Gesandten mit dem Auftrage, über die in den verschiedenen Ländern herrschenden Studiensysteme und deren Fortschritte regelmäßige Berichte einzusenden.

Das Philanthropin, welches 1774 unter Basedow's Leitung in Dessau entstanden war, gab den Anstoß zur Gründung ähnlicher Anstalten in Deutschland und der Schweiz. War auch keine dieser Anstalten von langer Dauer, so war doch ihr Einfluss auf die Sorge für die physische Erziehung und Pflege der Leibesübungen *) und des Spieles in den Schulen umso nachhaltiger.

Auch in Österreich entstand (1792—1816) ein Philanthropin von der menschenfreundlichen Gräfin Maria Walburga Truchseß von Waldburg-Zeil auf dem Schlosse Kunewald in Mähren errichtet, welche die Knaben auch in Leibesübungen und die Mädchen in Handarbeiten unterrichtete. In Brünn unterwies der Director der protestantischen Schule, Ch. K. André, früher Lehrer an Salzmann's Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, die Schüler in Handarbeiten, Exercitien und Spielen. — Generalmajor (Feldzeugmeister) Graf Franz Josef Kinsky**), später Director der Militärakademie in Wr.-Neustadt, welcher dem Erziehungswesen, insbesondere dem militärischen seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, besuchte 1777 die nach philanthropischen Grundsätzen eingerichtete Karlsschule in Stuttgart, das Philanthropin zu Marschlins und Pestalozzi's Anstalt in Neuhof und betonte in der Schrift: „Erinnerungen über einen wichtigen Gegenstand" (1773) den Wert der Erziehung des Körpers.

Auch Ärzte und Schulmänner traten jetzt für die Leibespflege in Erziehung und Schule ein; von Ärzten: Simon André Tissot, der eine Zeitlang Professor an der Universität Pavia war und Johann Peter Frank, seit 1785 in österreichischen Diensten, welcher in seinem „System der medicinischen Polizei" das Schulwesen in den Bereich der Medicinalpolizei zog und der Gesundheitspflege der Schuljugend und der Wiederherstellung der Gymnastik einen Band seines Werkes widmete. Pädagogen, wie Fr. M. Vierthaler in Salzburg***), erhobenihre Stimme für Wiederbelebung der gymnastischen Bildung, insbesondere des Spieles. Wir sehen daher auch in Österreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine reiche Literatur der Leibespflege und der Jugendspiele sich entwickeln.

Selbst in der Dichtung fanden die Erziehungsgrundsätze der Philanthropinisten ihren Ausdruck in dem politischen Romane des österreichischen Hauptmannes W. F. von Mayern „Dya-Na-Sore" oder „Die Wanderer" (1787

*) Im „Methodenbuche" berichtet Basedow, er habe seine Schulschriften an Abt Felbiger übersandt und über sein Vorhaben an Herrn von Sonnenfels in Wien geschrieben.

*) Guts-Muths „Gymnastik" fand zahlreiche Verbreitung in Österreich, 1805 sogar Nachdruck in Wien.

**) Siehe Seite 22.

***) Siehe Seite 160.

bis 1791). Heute mit Unrecht fast verschollen, hat das Werk auf seine Zeit große Wirkung geübt durch die glühende Vaterlandsliebe, von welcher es durchweht ist*). „Die ganze Fabel," urtheilte Schiller in der Jenaer Literaturzeitung," dient einer reinen und schönen Sittenlehre zur Hülle." „Zum Heile des Vaterlandes ist es die allgemeine Pflicht, das Volk zu bilden; Spiele müssen dem Knaben seine künftige Bestimmung zu eigen machen, kriegerische Erziehung den Geist zur körnichten Denkart führen," wie Mayern fordert. Der Vater des deutschen Turnwesens, Fr. L. Jahn bekennt, dass ihm bei der Lectüre dieses Buches eine neue Welt aufgegangen; er preist noch in seinem „deutschen Volksthum" den hohen „Volkssinn Mayerns." Ihm verdankt Jahn sein volksthümliches Streben und den Gedanken, durch gymnastische Erziehung des ganzen Volkes in Wehrhaftmachung der Nation zu ermöglichen.

Aber auch im österreichischen Schulwesen äußerten die philanthropinistischen Ideen ihre Wirkung: in der Milderung der Schulzucht, Sorge für die physische Erziehung, Verbesserung der Methode, Einführung des Lesebuches und Begründung der Jugendliteratur. — Josef II. führte das große Werk seiner Mutter weiter, indem er neue Schulen gründete, den Schulzwang und das Schulpatronat einführte und die Schulverwaltung mittelst Bestellung von Kreisschulcommissären ordnete. Für die innere Seite des Schulwesens begann mit Felbiger's Nachfolger J. A. Gall ebenfalls eine neue Epoche.

Hatte schon Felbiger's „Methodenbuch" entehrende körperliche Strafen in der Schule untersagt, so wurde jetzt (1782) die körperliche Züchtigung und das Knien in der Schule nur für äußerste Fälle und für Schüler der untersten Classen gestattet und das Beispiel des Lehrers als der mächtigste Hebel zur moralischen Bildung der Schüler hingestellt. Gall's Nachfolger, Josef Spendou (geb. 1757 zu Möschnach in Krain, Schulenoberaufseher 1789—1816) verwarf die körperliche Züchtigung vollends.

Spendou veranstaltete seit 1789 die Abhaltung von Vorträgen über physische Erziehung für die Lehramtscandidaten der Wiener Normalschule. In den Feiertagsschulen machten Lehrer und Geistliche beim Unterrichte von Faust's „Gesundheitskatechismus," welchen A. Hyl noch 1812 in seinem „Methodenbuche" dringend allen Schulmännern zur Lectüre empfahl, Gebrauch; die Errichtung öffentlicher Badeanstalten wurde angeordnet und die Jugend zum Besuch derselben verhalten, den Mädchen das Miedertragen in der Schule untersagt und Spiele der Schüler im Freien unter Aufsicht gestattet. Die politische Schulverfassung stellte unter die Pflichten der Lehrer auch die Sorge für die Gesundheit der Schüler durch Belehrung und Warnung.

Statt der Saganischen Methode führte Gall die von den Philanthropinisten so hoch gepriesene sokratische Lehrart und auch den Gesang in den Schulen Österreichs ein.

Hatte schon Felbiger statt des Katechismus das Lesebuch in den Schulen Österreichs eingeführt und dazu Rochow's „Kinderfreund" benützt, so entstand jetzt in Nachahmung Rochow's eine Reihe von Lesebüchern von A. Jais, Fr. M. Vierthaler, J. Glatz, L. Chimani, J. M. Leonhard, G. Spendou und A. Hyl.

Durch Campe und Chr. F Weiße war eine deutsche Jugendliteratur entstanden, welche auch in Österreich zahlreiche Verbreitung und bald auch Nachahmung fand. Wir finden hier die Kinderschauspiele und Kinderzeitschriften der philanthropischen Schule durch J. B. Koller, Armbruster und Fr. Gaheis ebenso, wie die moralischen Erzählungen durch Jais, Vierthaler, Glatz, J Miller, L. Chimani u. A. nachgeahmt. Wenn auch nicht der Schule des Philanthropinismus angehörig, so doch mit seinen Bestrebungen verwandt ist die Sorge für den Taubstummen- und Blindenunterricht. Kaiser Josef II hatte 1777 in Paris die Taubstummenschule des edlen Abbé de L'Epée kennen gelernt; der große Menschenfreund beschloss, eine gleiche Anstalt in seinen Staaten zu gründen und beauftragte den Lehrer Josef May und den Weltpriester Friedrich Stark, sich in Paris im Taubstummenunterrichte auszubilden. Nach deren Rückkehr begann 1779 der Taubstummenunterricht in Wien.

Der berühmte Mechaniker Wolfgang von Kempelen in Wien war einer der ersten, welche an besondere Lehrmittel für den Unter-

---

*) Siehe Seite 163.

richt der Blinden dachte. Er erfand für die blinde Tonkünstlerin Maria Theresia von Paradis*) eine Handpresse mit gegossenen, Lettern, deren sich Fräulein von Paradis in ihrem Briefwechsel mit dem blinden Weißenburg in Mannheim bediente. 1785 kam Fräulein von Paradis auf einer Kunstreise nach Paris. Dort lernte sie der Lehrer Valentin Hauy kennen und entlehnte von ihr seine Idee einer allgemeinen Blindenbildung. So war es also Wien, wo die Keime des Blindenbildungswesens zur Entwicklung kamen. Schon 1802 gab der Pädagoge Gaheis den Anstoß zur Gründung einer Blindenanstalt, welchen aber erst 1805 der Armendirector J. W. Klein in Wien, der einst an der Karlsschule seine Ausbildung genossen hatte, zur Ausführung brachte.

III.

Mit Johann Heinrich Pestalozzi beginnt eine neue Epoche der Erziehungsgeschichte, in welcher die Gegensätze des Pietismus und des Philanthropinismus ihren versöhnenden Abschluss finden. Das Ziel der allgemeinen Menschenbildung, als deren Grundlage Pestalozzi die Familienerziehung erkennt, ist ihm ein wahrhaft sittlicher und religiöser Sinn; der Unterricht soll, mit der Erziehung in organische Verbindung gebracht, auf unmittelbarer Anschauung beruhen und alle menschlichen Kräfte zur höchsten Entwicklung bringen.

Obwohl Pestalozzi's Name erst seit 1781 durch sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud" bekannter geworden, hatte doch schon 1777, wie oben erwähnt, der österreichische Generalmajor Graf Kinsky seine Anstalt auf dem Neuhofe besucht und um dieselbe Zeit war Graf Sigismund Hohenwart (der spätere Erzbischof von Wien) als Professor am Theresianum durch den Züricher J. K. Hirzel, der damals in Wien weilte, auf Pestalozzi aufmerksam gemacht worden. Als Hohenwart 1778 als Erzieher der Prinzen von Toscana nach Florenz berufen wurde, trat er im Auftrage des Großherzogs Leopold mit Pestalozzi in Briefwechsel. Pestalozzi sollte den Plan einer Volksbildungsanstalt entwerfen und der Großherzog beabsichtigte, ihn zur Leitung einer solchen Anstalt nach Florenz zu ziehen, aber der Tod Josef II. und die Erhebung Leopolds auf den Kaiserthron machten diesem Plane und dem Briefwechsel ein Ende.



Joh. J. v. Felbiger.
Nach einem Kupferstiche. J. E. Mansfeld sc.

Auch an Kaiser Josef II. hatte Pestalozzi nach dem Erscheinen von „Lienhard und Gertrud" eine Denkschrift über seine Erziehungsideen gerichtet und stand seit 1783 mit dem Präsidenten des Reichsrechnungshofes in Wien, Grafen Karl Zinzendorf in lebhaftem Briefwechsel über Erziehungsfragen, aus welchem wir ersehen, dass auch Graf Franz Rosenberg, der Oberstkämmerer Josef II., sich für Pestalozzi's Ideen interessierte. Zinzendorf vermittelte gleichfalls die Überreichung einer Denkschrift Pestalozzi's über die Verbindung mit dem Volksunterrichte an Kaiser Leopold II. (1790). Ebenso stand Pestalozzi mit anderen Kreisen Österreichs in Verbindung: Baron Paul Herbert, der bekannte Verehrer der Philosophie Kant's, hatte Pestalozzi in Zürich kennen gelernt und unterhielt mit ihm einen Briefwechsel. Als Pestalozzi die Erziehungsanstalt in Ifferten übernommen hatte, pilgerten die Gebildeten aus allen Theilen Europas zu ihm, aus Österreich: die schon erwähnte Gräfin Truchsess-Zeil, ferner Fürst Dietrichstein, Fürst Eszterházy und Gräfin Brunswick-Korompa, die Gründerin der Kinder-

*) Siehe Seite 146.

bewahranstalten in Ungarn*). Selbst als Lehrer finden wir 2 Österreicher an Pestalozzi's Erziehungsanstalt: Josef Schmidt aus Vorarlberg und den Siebenbürger-Sachsen, Ludwig Stephan Roth, den Begründer des Schulturnens im Sachsenlande.

„Unter der Regierung Leopolds II." berichtet Freiherr von Eggers **), „ward die Erwartung der gelehrten Welt auf das höchste gespannt. Er war selbst ein Gelehrter; er hatte die weitschauendsten Entwürfe über die Verbreitung nützlicher Kenntnisse gefasst und war Willens, alles anzuwenden, um ausländische Gelehrte aus allen Fächern, namentlich Garve, Herder, Volta, Saussure u. a. m. in seine Staaten zu ziehen. Aber die Zeitumstände vereitelten ihm seine großen Absichten, durch die Besorgnisse, welche die französische Revolution in ganz Europa erregt hatte, ward dieser gelehrte Fürst ganz von seinen Lieblingsgegenständen: Gesetzgebung und Wissenschaften, abgezogen."

Die bald nach dem Regierungsantritte Kaiser Franz I. eingesetzte „Studien-Revisions-Commission" stellte in ihrem Entwurfe zur Umgestaltung des Schulwesens und in der daraus hervorgegangenen „politischen Schulverfassung" (vom August 1805) der österreichischen Volksschule engere Grenzen: die Pflege des Gedächtnisses, die Bildung des Willens durch Autorität wurde nun vorangestellt, die Bildung des Verstandes und Herzens dagegen nur nach Bedürfnis der Umstände gefordert. Die von Gall eingeführte sokratische Methode wurde daher beseitigt; die Schulzucht sollte wieder verschärft und der sparsame Gebrauch körperlicher Züchtigungen abermals zugelassen werden.

Dessenungeachtet machte sich der Einfluss der Pädagogik Pestalozzi's auf das österreichische Schulwesen bald fühlbar. Obwohl das System des Elementarunterrichtes durch die politische Schulverfassung, insbesondere aber durch die Unthätigkeit der Patrimonialämter, welche die unterste Schulbehörde bildeten, im Ganzen auf vier Jahrzehnte hinaus in Stillstand gekommen war, so ergaben doch schon vor 1848 einzelne Maßnahmen der Regierung, und der werkthätige Antheil, welchen sowohl das Herrscherhaus, insbesondere in Person der edlen Kaiserin Karolina Augusta, als andere Schulfreunde wie Erzbischof Milde, *) Schulenoberaufseher J. M. Leonhardt, Gubernialrath Jaksch und Consistorialrath Maresch der Volksbildung erwiesen, nicht unwesentliche Fortschritte.

Der „Geist der Rüstigkeit und Rührigkeit," welchen Schmidt (in seiner Geschichte der Pädagogik) auf unmittelbaren oder mittelbaren Einfluss Pestalozzi's zurückführt, kam auch in Österreich zunächst den Humanitätsanstalten zu Gute: Der Blinden- und Taubstummenerziehung, wie der Kleinkindererziehung. Der Gründer des Blindenwesens in Deutschland, Armendirector J. W. Klein in Wien hatte für seine Privatblindenanstalt seit 1808 Unterstützung von Seite der Regierung gefunden, welche 1816 die Anstalt als Staatsanstalt erklärte. 1826 gründete Klein einen Verein für Versorgung erwachsener Blinder, als dessen Protector zuerst Erzherzog Anton, dann Erzherzog Franz Karl an der Spitze stand. Wien bildete nun den Ausgangspunkt für Erweiterung des Blindenunterrichtes und die Pflanzstätte der Blindenanstalten im übrigen Österreich. — Klein erfand für seine Zöglinge einen Schreibapparat mit Stachelbuchstaben und suchte den Blindenunterricht mit dem Schulunterrichte zu verbinden. Zu diesem Zwecke verfasste er über Auftrag der Studienhofcommission ein „Lehrbuch zum Unterricht der Blinden" (Wien, 1817) und 1836 eine „Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder." Die politische Schulverfassung verordnete im §. 307 die Schulbeschreibung auch für die blinden Kinder, welche, insoweit es möglich, zum Besuch der öffentlichen Schule zu verhalten seien. Im Reichsvolksschulgesetz von 1869 (im §. 29 und 30), wurde im Geiste der Forderung Klein's die Aufnahme des Blindenunterrichtes in die Lehrgegenstände der Lehrerbildungsanstalten, wo sich hiezu Gelegenheit bietet, verfügt.

Im Wiener Taubstummeninstitute, das die Pflanzschule für die Anstalten in München, Kopenhagen, St. Petersburg, Waitzen, Linz, Prag und St. Pölten geworden, suchte der

*) Siehe Seite 348.

**) Eggers, Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österr. Staaten. Tübingen, 1808.

*) Siehe Seite 267.

Katechet, Piarist Franz Hermann Czech (im Vereine mit dem Director M. Venus) die deutsche Unterrichtsmethode, welche sich auf die Tonsprache gründete, mit der französischen, auf der Geberdensprache begründeten, zu vereinigen; Czech schlug in seiner „Denk- und Sprachlehre“ (1836) die Errichtung von Lehrstühlen für die Taubstummenbildungs-Wissenschaft an Hochschulen und Seminarien vor und nahm den Versuch des Pädagogen J. B. Graser, den Taubstummenunterricht in die Volksschulen durch die Ortsgeistlichkeit unter Mitwirkung der Lehrer einzuführen, wieder auf in seinem „Religionslesebuch für gebildete Taubstumme“ (1821). Die politische Schulverfassung und ein Hofkammerdecret von 1842 forderten den Klerus und das Lehrpersonale auf, sich die geistige Ausbildung der taubstummen Kinder nach Möglichkeit angelegen sein zu lassen. Aber erst im Reichsvolksschulgesetze von 1869 fand die von Czech geforderte Verbindung des Seminarunterrichtes mit dem Taubstummenunterrichte, in gleicher Weise, wie die des Blindenunterrichtes Berücksichtigung. — Der Director des Taubstummeninstitutes zu Prag, P. Wenzel Frost bildete das System des Taubstummenunterrichtes weiter aus, indem er für den Religionsunterricht ausschließlich die Geberdensprache, für den übrigen Unterricht aber die Anwendung der Lautsprache forderte. Neben Czech und Frost waren für das Taubstummenwesen in Österreich auch literarisch thätig A. H. Jarisch in Wien und Aichinger in Linz.

Schon 1802 war der Salzburger Domherr, Graf Friedrich Spaur in der Schrift: „Über die Pflicht des Staates, die Arbeitsamkeit zu befördern“ für Reform der Waisenpflege und Pestalozzi's Idee eingetreten, Anstalten für Kinder vom dritten Lebensjahre an zur Pflege und Unterweisung in nützlichen Beschäftigungen zu gründen. Den vereinzelten Versuchen zur Errichtung von Kinderbewahranstalten, welche in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gemacht wurden, steht die großartige Schöpfung der englischen „infant-schools“ für geistige und körperliche Ausbildung der Kinder durch Lord Brougham gegenüber. Der Wiener Humanist, Josef von Wertheimer hatte auf seinen Reisen die englischen Kleinkinderschulen kennen gelernt und verfasste 1826 eine mit Zusätzen vermehrte deutsche Übersetzung der Schrift des Inspectors der Londoner Anstalten, Samuel Wilderspin und eine Denkschrift an die Regierung über die Nothwendigkeit der Bewahranstalten. Nun errichtete die edle Gräfin von Brunswick-Korompa, durch den Besuch der Londoner Kleinkinderschulen angeregt, von Wertheimer's Rathschlägen unterstützt, in ihrem Hause zu Ofen 1828 die erste Kinderbewahranstalt Österreichs; 1830 entstand eine zweite in Wien durch Pfarrer J. Lindner und Josef von Wertheimer; bald folgte auch die Gründung des Centralvereines für Kinderbewahranstalten in Wien, dessen Protectorat die Kaiserin Karolina Augusta übernahm.

1849 gelang es der unermüdeten Thätigkeit des Dr. K. Helm, Beamten im k. k. Handelsministerium, welcher auf einer Amtsreise durch Deutschland, Frankreich und Belgien die Krippe zu St. Josse ten Noode in Belgien gesehen hatte, die 1. Krippe Deutschlands auf dem Breitenfelde in Wien zu errichten und bald erfolgten in Dresden, Hamburg, Berlin, Pest und Graz die Gründung gleicher Anstalten.

Pestalozzi's Schüler, Friedrich Fröbel hatte 1840 der Kleinkindererziehung eine neue Richtung gegeben durch den „Kindergarten,“ welcher Leib und Geist des Kindes gleichmäßig erziehen, das Kind in Form des Spieles zur Selbstthätigkeit führen und für die Schule vorbilden sollte. Die ersten Kindergärten in Österreich entstanden schon 1863 in Wien durch G. Hendl und 1864 in Prag durch den verdienten Pädagogen Josef Heinrich, denen bald gleiche Anstalten in allen Theilen des Reiches folgten. In Österreich wurde das Kindergartenwesen zuerst gesetzlich geregelt, indem schon 1863 ministerielle Bestimmungen für Errichtung von Kindergärten erlassen wurden. Ein Ministerialerlass von 1872 ordnete die Einrichtung und Beaufsichtigung der Kindergärten und übrigen Kleinkinderanstalten. Durch den §. 5 dieser Verordnung wurde die Ausgestaltung des Kindergartens zum „Volkskindergarten,“ d. h. zur Vereinigung von Kindergarten und Bewahranstalt, welche die Kinder im Sinne Fröbel's erzieht, aber auch tagsüber beaufsichtigt und pflegt, ermöglicht. — Zugleich betonte dieselbe Verordnung das Princip der Verbindung zwischen Volksschule und Kindergarten durch Bestellung der gleichen Aufsichtsorgane und Verbindung der

Kindergärtnerinnencurse mit den Lehrerinnen-Bildungsanstalten. 1868 gründete der Director der israelitischen Kinderbewahranstalt in Wien, A. S. Fischer den 1. Kindergärtnerinnencurs in Österreich, 1872 Dechant Dr. M. Hörfarter einen 2. in Kufstein und 1875 entstand ein 3. Curs für Kindergärtnerinnen an den vom Lehrer G. Ernst ins Leben gerufenen Kindergarten-Verein des Bezirkes Neubau in Wien.

Die Elementarclasse der Volksschule aber wird zum Mittelgliede zwischen Kindergarten und der eigentlichen Schule, wenn sie die Formenarbeiten aufnimmt, welche für Mädchen die Vorschule des Handarbeitsunterrichtes, für Knaben die Vorschule der Schulwerkstätte bilden sollen. In der That finden sich die ersten Anfänge der Arbeitsschule schon vor 1869 in der Erziehungsanstalt des D. Georgens „Levana" bei Wien. Georgens und H. Deinhardt traten auch in Zeitschriften zuerst für die Idee der Arbeitsschule auf; Director Dr. Schwab richtete in der österreichischen Musterschule auf der Wiener Weltausstellung von 1873 eine Schulwerkstätte für Knaben ein; der Ministerialerlass vom 18. Mai 1874 nahm das Modellieren unter die nicht obligaten Fächer der Knabenbürgerschule auf, das Organisationsstatut für Lehrerbildungsanstalten von 1874 gestattete die Einführung des Unterrichtes in Formenarbeiten für die Lehramtszöglinge.

„Österreich blieb es vorbehalten, die Idee des orts- und zeitgemäßen Schulgartens zu entwickeln," wie Dr. Erasmus Schwab im Berichte über das österreichische Unterrichtswesen aus Anlass der Wiener Weltausstellung hervorhebt. Schon seit 1848 hatte das Unterrichtsministerium zahlreiche Verordnungen bezüglich des Unterrichtes in der Landwirtschaft, dem Obstbau, der Bienen- und Seidenzucht an Landschulen erlassen; in Böhmen, Mähren und Schlesien war die Betheiligung der Lehrer am landwirtschaftlichen Unterrichte eine lebhafte; die Zahl der Obstgärten bei Schulen im Wachsen, in Schlesien auch die Bienenzucht in raschem Aufschwunge. 1856 veröffentlichte das Salzburger Diöcesan-Schulblatt einen Vortrag des Lehrers der Naturgeschichte M. Zetter über Errichtung von Schulgärten; 1865 errichtete Josef Heinrich den ersten Schulgarten Österreichs an seiner Knabenschule in Prag. Das Reichsvolksschulgesetz und die Wiener Weltausstellung brachten eine raschere Verbreitung der Schulgärten, für welche Director Dr. Schwab in Wien und Schulinspector Wranitzky in Iglau in Wort und Schrift eintraten.

Wie Pestalozzi bei Einführung von Handarbeit und Gartenbau nicht sowohl den praktischen Nutzen, als vielmehr die leibliche Entwicklung seiner Zöglinge im Auge hatte, so suchte er auch durch das Spiel und die Gymnastik, welche er zuerst in die Form der Gemeinübung brachte, eine harmonische Ausbildung des Körpers zu erzielen.

Sein Schüler Ludwig Stephan Roth versuchte, nach Siebenbürgen zurückgekehrt, dem Grundsatze des Meisters, die Schule solle den Menschen nach allen seinen Kräften und Anlagen ausbilden, schon 1822 durch Einführung des Turnunterrichtes am Gymnasium zu Mediasch, auch in Österreich praktische Anwendung zu geben. — Bald nach diesem Versuche Roth's finden wir die Gymnastik an öffentlichen und Privaterziehungs-Anstalten Österreichs eingeführt, zuerst an der k. k. Militäranstalt in Mailand durch Oberst Ed. Joh. von Young, dann an der theresianischen Ritterakademie durch den Curator Ludwig Grafen Taaffe, an der k. k. Ingenieurakademie durch den Generaldirector Erzherzog Johann. Am Wiener k. k. Blindenerziehungs-Institute hatte J. W. Klein schon 1819 einen Spielplatz eingerichtet und ließ seit 1846 die Zöglinge durch einen Exerciermeister in Frei- und Ordnungsübungen unterweisen. 1852 genehmigte ein Ministerialerlass die bleibende Einführung eines geregelten Turnunterrichtes für die Blindenanstalt. — Seit 1847 unterrichtete der Turnlehrer des Theresianums, Rudolf Stephany, auch die Zöglinge des Stadtconvictes und die Knaben im k. k. Waisenhause im Turnen; 1848 findet sich dasselbe bereits für die Hochschulen, sowie für die Schulpräparanden in Wien eingeführt, seit Ende der Fünfziger Jahre auch im k. k. Taubstummeninstitute.

Bald fand der Turnunterricht auch in die Volksschule Eingang und zwar von vereinzelten Versuchen abgesehen, zuerst in Böhmen, wo Fr. V. Marschner in Leitmeritz bereits 1857 einen „Leitfaden" für das Volksschulturnen verfasste, welchen das Ministerium 1860 den Lehrerbildungs-Anstalten zur Heranbildung der Präparanden empfahl.

1861 beginnt mit der Durchführung des Turnunterrichtes an den Wiener Volksschulen durch den Gemeinderath — die allmähliche Einbürgerung dieses lange vernachlässigten Zweiges der Erziehung auch in der österreichischen Volksschule. Nachdem Minister von Hye 1867 den Turnunterricht an den Lehrerbildungsanstalten und 1868 an jenen Volksschulen, welche hiefür befähigte Lehrkräfte besaßen, angeordnet hatte, vollzog das Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai 1869 die Einfügung dieses Gegenstandes in den Organismus der Volksschule.

Fast gleichzeitig erfolgte die Einführung des Turnens an den Realschulen der meisten Kronländer als obligatorischer Gegenstand, an den Gymnasien als freier Gegenstand; in Oberösterreich und Salzburg ist der Turnunterricht seit 1872 auch an den Gymnasien ein obligater Unterrichtsgegenstand.

So blieb von den Forderungen, welche der Geist Pestalozzi's an das Erziehungswesen unseres Jahrhunderts stellt, in Österreich nur eine bisher unerledigte: Die Schaffung von Rettungsanstalten für sittlich verwahrloste Kinder*); obwohl die Schul- und Unterrichtsordnung von 1870 solche Anstalten (im §. 24) geradezu voraussetzt. Die allgemeinen österreichischen Lehrertage von 1874 und 1879 beschäftigten sich mit dieser Angelegenheit; 1877 legte der steiermärkische Lehrerbund die Nothwendigkeit von Rettungshäusern in einer Petition an den Reichsrath dar, worauf das Unterrichtsministerium (1878) entschied, dass „bei dem hinsichtlich der Fürsorge für Volksschulen bestehenden Systeme" diese Angelegenheit nur Sache der einzelnen Länder sein könne und die Landesschulräthe aufforderte, die Aufmerksamkeit der Landesausschüsse darauf zu lenken.

Nachdem der schlesische Landtag seit 1878 diese Erziehungsfrage in Verhandlung genommen, werden gewiss auch die übrigen Länder der Monarchie eine Lösung derselben baldigst anstreben müssen.

Die Volksschule selbst sollte von der Pädagogik Pestalozzi's bald fruchtbringende Anregung erhalten. Die Regierung Kaiser Franz I. errichtete öffentliche Lehrstühle für die Erziehungskunde an den österreichischen Hochschulen und berief 1805 den Katecheten der Wiener Normalschule, Vincenz Eduard Milde zum Professor der Pädagogik an die Universität in Wien. Um dem Mangel eines systematischen Werkes über Pädagogik in der katholischen Literatur abzuhelfen, entschloss sich Milde, für seine Schüler „ein Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde" zu verfassen, welches auf Kant und Pestalozzi aufbauend, die Psychologie und die Grundsätze der neueren Pädagogik zur Grundlage nahm und der Erziehung „die allgemeine Bestimmung des Menschen und die bürgerliche Brauchbarkeit" als Ziel setzte, indem die Entwickelung der physischen und geistigen Anlagen des Zöglings diesen zur Selbstbildung befähigen sollte. Die materielle Bildung des Geistes durch den Unterricht gründet Milde auf die Anschauung. Zu den nothwendigen Kenntnissen jedes Menschen rechnet er neben Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen auch die gelegentliche Belehrung über den Menschen selbst und die ihn umgebende Natur, sowie über die Staatsgesetze. Eine zweckmäßige Methode soll den Gegenstand interessant gestalten und den Zögling zur Selbstthätigkeit anregen.

Die Grundsätze der Pädagogik Milde's finden ihre volle Anwendung in dem Methodenbuche, welches der Normalschuldirector Josef Peitl zur Erläuterung der neuen Schulverfassung im Auftrage der Regierung verfasste. Das Methodenbuch rechnet die bloße Gedächtnisübung zu den fehlerhaften Methoden, verlangt, dass der Unterricht interessant und anschaulich gemacht werde und durch geschickte Fragen die Selbstthätigkeit des Schülers errege. Der eigentliche Unterricht soll vorbereitet werden durch angemessene Übungen des Denkens und Sprechens über Gegenstände der Umgebung. Von dem Unterrichte ist der Begriff der Erziehung nicht zu trennen; der Lehrer soll daher trachten, sich Menschenkenntnis und insbesondere Kenntnis der Kindesseele zu erwerben und für gute Schulzucht Sorge tragen.

Wenn auch der Entwicklung der Volksschule die dürftige Bildung und Besoldung der Lehrer, sowie das Festhalten an der bisherigen Unterrichtsmethode hinderlich im Wege standen, so deuten einzelne Einrichtungen doch schon vor 1848 auf Besserung der Verhält-

*) Eine Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben entstand in Österreich schon 1852 durch die hochherzige Kaiserin Karolina Augusta und zwar in Salzburg in der sogenannten „Edmundsburg."

nisse: 1816 erfolgte die Einrichtung des Wiederholungsunterrichtes, welcher bis zum vollendeten 15. Lebensjahre obligatorisch wurde. 1835 forderte eine Regierungsverordnung den Clerus und den Lehrstand auf, für die Fortbildung der Jugend gute Volksschriften*) zu verfassen, um den „katechetischen Bücherverlag“ mit Prämienbüchern auszustatten. Infolge dieser Verordnung weist der katechetische Bücherverlag schon in den Vierziger Jahren neben den Erbauungsbüchern auch erzählende und realistische Jugendschriften von Chimani, Podlaha, Hardtmuth, Hermann, Kankoffer und Morhamer auf.

Schon 1840 war die Regierung auch für Verbesserung der Lehrbücher der Volksschule bedacht, welche durch mehr als drei Jahrzehnte die nämlichen geblieben waren. 1842 begründete J. Kaiser in Wien die erste pädagogische Zeitschrift in Österreich.

Doch erst der Regierungsantritt Kaiser Franz Josef I. und die Neugestaltung Österreichs förderten wieder das Werk der großen Kaiserin. Schon 1848 war für das Schulwesen Österreichs ein eigenes Ministerium geschaffen worden; der Unterstaatssecretär des Unterrichtsministeriums, Ernst Freiherr von Feuchtersleben verfasste einen „Entwurf der Grundzüge der Reorganisation sämmtlicher Schulen,“ in welchem er die Volksschule als das erste und wichtigste Glied im System des öffentlichen Unterrichtes erklärte, Vermehrung der Schulen und ihres bisher allzu ärmlichen Lehrstoffes und höhere Bildung der Lehrer forderte. — Eine Verordnung vom 2. September 1848 rief die Lehrerconferenzen ins Leben und gab den Volksschullehrern die Freiheit in der Wahl ihrer Unterrichtsmethode. Unterrichtsminister Graf Leo Thun bekämpfte in seinen Verordnungen den Lehrmechanismus in den Volksschulen und schuf für dieselben in dem neuen Amte der Volksschulinspectoren eine entsprechende Schulaufsicht. Treffliche Normalschuldirectoren und Lehrerbildner, wie F. Schubert, J. Strehl in Wien und Fr. Herrmann in Prag, wirkten erfolgreich an der Ausbildung der Lehrer. An Stelle der im Methodenbuche beibehaltenen Buchstabiermethode wurden neue Lesemethoden eingeführt, (die Lautiermethode durch Joh. Herrmann und Vincenz Prausek, die Schreiblesemethode schon 1849 durch Jak. Spitzer und erfolgreicher 1869 durch Josef Heinrich in Prag). Josef Kaiser errichtete schon 1849 die erste Bürgerschule in Wien, an welcher er zuerst den obligaten Turnunterricht einführte. — Das Ministerium Thun nahm 1849 auch die Reform der Schulbücher vor, welche den Elementarunterricht und die bisher getrennten Zweige des Sprachunterrichtes zu einem einheitlichen Ganzen gestalten sollte. Die Lesebücher sollten jetzt neben den „moralischen Erzählungen“ auch Stoffe aus der Naturkunde und der vaterländischen Geschichte enthalten. Schulrath M. A. v. Becker und Prof. Th. Vernaleken bearbeiteten im Auftrage des Ministers die Fibel und die Lese- und Sprachbücher. Die neue Fibel ermöglichte durch den „Stoff zum Anschauungsunterrichte,“ welchen sie enthielt, auch die Einführung dieses Unterrichtes. Buchhändler F. Tempsky in Prag gab 1854 den ersten österreichischen „Anschauungsunterricht in Bildern“ heraus, zu welchem der Lehrerbildner Fr. Herrmann eine „Anleitung“ schrieb. Die von Vernaleken eingeführte Methode des anlehnenden Sprachunterrichtes beseitigte den Lehrmechanismus des bisherigen Sprachunterrichtes, für welchen eine Ministerialverordnung (seit 1855) den Gebrauch eines besonderen Sprachbuches nicht mehr gestattete.

1854 war die Errichtung von Schulbibliotheken zur Fortbildung des Lehrstandes angeordnet worden; „eine Schulliteratur entstand jetzt in immer reicherem Maße, die innere Seite des Schulunterrichtes gestaltete sich immer freudiger und hiedurch gewann auch die Schule an Achtung und Anerkennung bei dem Volke.“ *) Die Betheiligung des österreichischen Schulwesens an den Weltausstellungen zu London (1863) und Paris (1867) gab ruhmvolles Zeugnis von den Fortschritten der österreichischen Volksschule.

Der gewerbliche Aufschwung, welcher durch Österreichs Anschluss an dem deutschen Zollverein (1865) hervorgerufen worden war, hatte

*) 1849 entstand in Wien der „Verein zur Verbreitung von Volksschriften,“ (begründet durch Ferd. Ritter von Mitis) der sich zur Aufgabe stellt, die sittliche Bildung des Volkes, wie die Vaterlandsliebe durch Verbreitung guter Schriften zu fördern.

*) A. Ficker in Schmid's Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Band V. S. 284.

die Nothwendigkeit einer realen Bildung selbst der unteren Volksschulen gezeigt; die Gewerbeordnung von 1859 führte eine Reorganisation der Wiederholungsschulen herbei.

Die auf den ersten allgemein-österreichischen Lehrertagen zu Wien (1867) und Brünn (1868) als dringlich geforderte Umgestaltung des Volksschulorganismus fand daher ihre Verwirklichung in dem Reichsvolksschulgesetze vom 14. Mai 1869, welches die, durch zahlreiche Verordnungen längst hinfällig gewordene „politische Schulverfassung" beseitigte und die Volksschule Österreichs auf gleiche Stufe mit dem Schulwesen der übrigen Culturstaaten Europas brachte. Die österreichische Unterrichtsausstellung bei Gelegenheit der Wiener Weltausstellung von 1873 und der aus gleichem Anlasse vom Unterrichtsministerium herausgegebene „Bericht über das österreichische Unterrichtswesen" gaben ein beredtes Bild dieser Entwicklung, die in den letzten Jahren noch bedeutende Fortschritte auf allen desselben gemacht hat.

Hermann Wagner.

Das Bildungswesen im österreichischen Heere
vom 30jährigen Kriege bis zur Gegenwart.

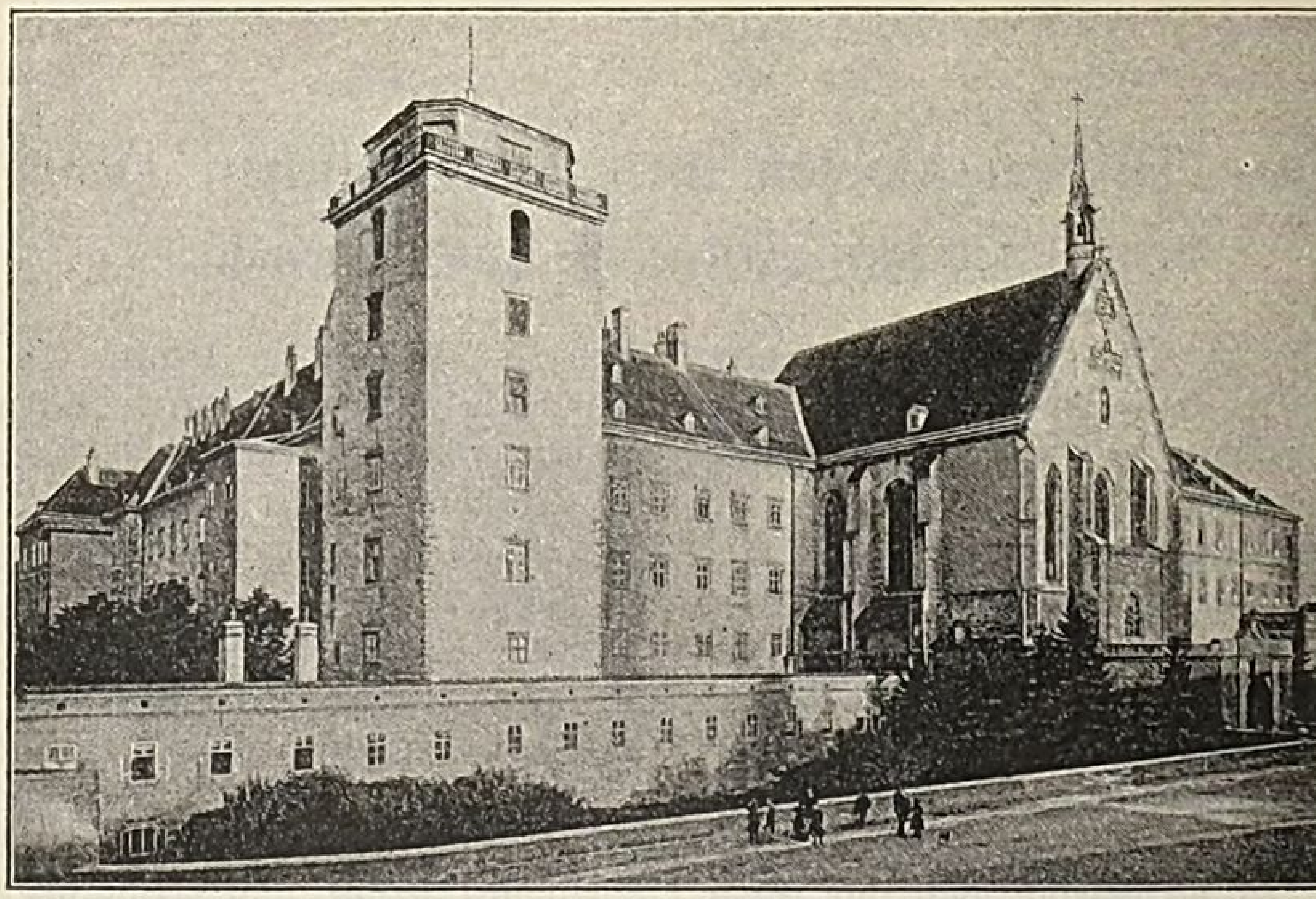
Schon vor der Errichtung stehender Heere kam die Erkenntnis zum Durchbruche, dass, um größere Streitmassen richtig führen zu können, auch die untergeordneten Befehlshaber besonderer Eigenschaften bedürfen. Wallenstein als Oberfeldherr der kaiserlichen Armee gründete deshalb 1624 zu Gitschin eine militärische Schule, welche den Namen „Friedländische Akademie" führte. Aber Wallenstein's tragisches Ende (1634) setzte nicht bloß dieser Schöpfung ein Ziel, sondern es verschwand auch ihre Spur in der unmittelbar folgenden Zeit. Als Kaiser Leopold I. die Zügel der Regierung ergriff (1657), musste Österreichs politischer Ausbau unter blutigen Kriegen erfolgen, und diese hinderten die culturelle Entwicklung der Erblande. Im Heerwesen hatten Leopold I. und noch mehr Josef I. (1705) Reformen angebahnt. Montecucculi, hauptsächlich aber Prinz Eugen gaben den Generalen und Officieren in Bezug auf den Geist der Kriegführung eine Richtung, die zu stetigem Fortschritte führen musste. Die Generale Grafen Wirich Daun, Regal, Khevenhüller u. a. waren bestrebt, die Basis des Heereswesens zu befestigen. Zur Verbreitung der Theorie der Kriegswissenschaften gab es aber keinen Anlass, denn des Kaisers Heer befand sich in einer vieljährigen praktischen Schule. — Dringend nöthig erschien es nur, Ingenieure heranzubilden, nachdem im spanischen Erbfolgekriege Frankreichs Geld die bezüglichen Kräfte des Auslandes fast völlig aufgezehrt hatte. Kaiser Karl VI. ordnete mittelst Patent vom 24. December 1717 die Errichtung einer „förmlichen Ingenieur-Akademie" an, und das Institut wurde am 8. Jänner 1718 eröffnet. Als die große Kaiserin Maria Theresia Hand ans Werk legte, die von blutigen Kriegen völlig erschöpften Erblande materiell und geistig wieder emporzuheben, fühlte sie in ihrem mütterlichen Herzen, dass auf allgemeiner Volksbildung des Staates Wohlfahrt beruhe. Die persönliche Theilnahme der Kaiserin an dem bezüglichen Wirken leistete dem energischen Fortgange der Schulverbesserung mächtigen Vorschub. Kaiser Josef II. fester Wille steigerte in kurzer Zeit Zahl und Besuch der öffentlichen Unterrichtsanstalten. Die geistige Ausbildung der Glieder des Heeres wurde auf das allgemeine staatliche Unterrichtswesen gegründet. Viele der unter Maria Theresia und Josef II. errichteten Bildungsanstalten reichen segenbringend bis in die Gegenwart, insbesondere das 1746 gestiftete, nach ihr benannte Theresianum*) und die im Jahre 1852 errichtete Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt**).

---

*) Aus dem in früherer Zeit viele Zöglinge in den Militärdienst übergetreten sind.

**) Diese hervorragende Anstalt ward nach dem von Kaiser Franz I. (Stephan) entworfenem Plane in der alten Kaiserburg der allzeit getreuen Wiener-Neustadt 1752 zuerst als Cadettenhaus errichtet

Gegen Ende des 18. und mit Beginn des 19. Jahrhunderts hatten sich die politischen und socialen Verhältnisse Österreichs wesentlich verändert, und auch das Heereswesen trat in einen anderen Abschnitt. Auf den Geist des kaiserlichen Heeres übten die scharf ausgeprägten Unterschiede der anderen Stände keinen Einfluss. Die Glieder desselben waren zu einem einzigen von dem nämlichen Geiste beherrschten Körper verschmolzen. Der intellectuelle Unterschied aber machte sich bei der Ausbildung der Armee fühlbar; denn mit Beginn des 19. Jahrhunderts konnte nur mehr nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen Krieg geführt werden. Erzherzog Karl, ehe er noch 1801 zum Hofkriegsraths-Präsidenten und Kriegsminister ernannt worden war, that den Ausspruch: „dass unverwandte Aufmerksamkeit auf Militär-Akademien, Schulen und dahin gehörige Etablissements" gerichtet werden müsse, um der Armee den so nöthigen Nachwuchs von geschickten Officieren, tüchtigen Unterofficieren zu verschaffen." Insoweit des kaiserlichen Prinzen Einfluss reichte, folgte dem Worte die That, denn das Bildungswesen im Heere erfuhr eine wesentliche Erweiterung. Dies war umso nothwendiger, als zu Beginn unseres Jahrhunderts Größe, Stärke und Zusammensetzung der Wehrmacht den staatlichen Hilfsquellen und Kräften entsprechend eingerichtet werden mussten und dabei nothwendig war, das Verhältnis der verschiedenen Truppen- (Waffen) Gattungen und Heeresanstalten zu einander mit Rücksicht auf mögliche Kriegsfälle richtig anzubahnen. Nahezu ein halbes Jahrhundert blieben nun die neugeschaffenen militärischen Institute unverändert.



Militär-Akademie in Wiener-Neustadt.

Nach einer Photographie von Anton Mayer 1892.

Nach den Jahren 1848 und 1849 trat eine entschiedene Wendung zum Besseren ein. Die aus den Kämpfen rühmlichst hervorgegangene Armee, verjüngt durch ihren jugendlichen Obersten Kriegsherrn Kaiser Franz Josef I. bedurfte, bei den völlig veränderten staatlichen Verhältnissen, im Unterrichts- und Bildungswesen dringend der Reformen. Unter den Männern,

und erhielt 1769 den amtlichen Titel „k. k. Theresianische Militär-Akademie". Zum ersten Ober-Director wurde der F.-M. Graf Leopold Daun ernannt, der diese Würde bis zu seinem Tode bekleidete. Erster Local-Director war von 1752—1756 der G.-M. Franz Ludwig Graf Thürheim. Ewig denkwürdig bleiben die Worte der großen Kaiserin Maria Theresia mit denen sie dem Feldmarschall Graf Daun das Programm für die Erziehung der Zöglinge dieser Anstalt in klarster und bündigster Weise zum Ausdruck brachte: „Mache er aus den Zöglingen tüchtige Offiziere und rechtschaffene Männer". A. d. H.

welche der erleuchtete Monarch in seinen Rath berief, um die geistige Entwicklung des Heeres auf richtige Basis zu stellen, befand sich unter anderen auch Feldmarschall Freiherr von Heß. Und darin allein schon lag die Bürgschaft für das Gelingen des bedeutungsvollen, aber außerordentlich schwierigen Werkes. Die obenangeführten Einrichtungen waren zu verschiedenen Zeiten und aus sehr verschiedenen Ursachen ins Leben gerufen worden, und konnten darum nicht gleiches Ziel anstreben. Eine Centralleitung wurde gegründet, und die Trennung des elementaren von dem höheren Unterrichte festgesetzt. Das 1852 in solcher Weise gelegte Fundament war ein richtiges, dem wahren Bedürfnisse entsprechendes, denn nur Befähigte wurden nunmehr der höheren Ausbildung zugeführt. Die Reformen ermöglichten die heute in Kraft stehende Heeresorganisation und das richtige Functionieren der zahlreichen Glieder des zu riesiger Größe angewachsenen Heeres-Apparates.

Die neue Entwicklung des Reiches trug nicht wenig dazu bei, auch im Heere das Bedürfnis größerer Verbreitung der höheren Bildung zu wecken und zu nähren. Außerdem wirkte die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht tief einschneidend auf das militärische Bildungswesen zurück. Das staatliche Unterrichtswesen, in allen seinen Zweigen auf ein einheitliches Princip fußend, hatte seinen Höhepunkt erreicht. Naturgemäß musste auch das Militär-Bildungswesen den früheren eigenartigen Charakter verändern. Der Elementar-Unterricht, welcher ehemals viel Zeit und Geld erforderte, wurde für die militärische Ausbildung überflüssig und dadurch war es möglich, dieser reichere Mittel zuwenden zu können. Abgesehen von der Vereinfachung und von der Erweiterung des militär-wissenschaftlichen Unterrichtes charakterisiert sich das Militär-Bildungswesen der Gegenwart in dem Bestreben, die allgemein giltigen pädagogischen Hauptprincipien: bei der Jugend, die moralischen Kräfte zu heben, zu ihrer vollen Entwicklung zu bringen. Im allgemeinen ist Österreichs Militärbildungswesen nun in jeder Beziehung ein richtiges, naturgemäßes geworden, denn nicht bloß das Berufswissen, sondern auch die Pflege des gesellschaftlichen Elements fand seine vollste Berücksichtigung. Die Heeresleitung war sich dessen bewusst, dass der Officier in der Gegenwart nicht bloß ein kenntnisreicher, sondern nach jeder Richtung hin gebildeter Mann sein müsse und wie gerade in der moralischen und in gediegenen Charaktereigenschaften die reinmilitärischen Tugenden: „Ehr- und Pflichtgefühl, Muth und Tapferkeit“ ihre sichere Grundlage finden.

Josef Ritter von Rechcron.

Das Wiedererwachen der čechischen Literatur.

Mit dem Verlust der politischen Selbständigkeit hörte in Böhmen auch die nationale Literatur auf. Durch nahezu anderthalb Jahrhunderte tritt uns nicht eine schriftstellerische Leistung von Belang entgegen, und das wenige, was geschrieben wurde, gehört zu der Kategorie der Moral- und Erbauungsschriften, die keinen literarischen Wert besitzen. Die schöngeistige und wissenschaftliche Literatur fand in diesem Zeitraum keinen namhaften Vertreter. Die Gelehrten und Gebildeten sprachen und schrieben deutsch, das in Amt und Schule ausschließlich üblich war. So kam es, dass die čechische Sprache zur Mundart der Bauern und Dienstboten herabsank, und sich selbst überlassen, der Verwilderung anheimfiel. In diesem traurigen Zustande, verblieb sie bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo edle Männer, in deren Brust das patriotische Gefühl erwachte, sich der Verlassenen annahmen. Der Mährer Hanke von Hankenstein war der erste, der in einer Denkschrift an die Studienhofcommission in Wien 1772 auf die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der čechischen Sprache hinwies. Die Folge war, dass ein Jahr darauf an der k. k. theresianischen Akademie ein Lehrstuhl für čechische Sprache errichtet und mit dem Mährer Zlobický besetzt wurde. In Böhmen suchte der hochgebildete General Graf Franz Kinský, ein glühender Patriot, die adeligen Kreise für die nationale Sache zu interessieren. In seiner

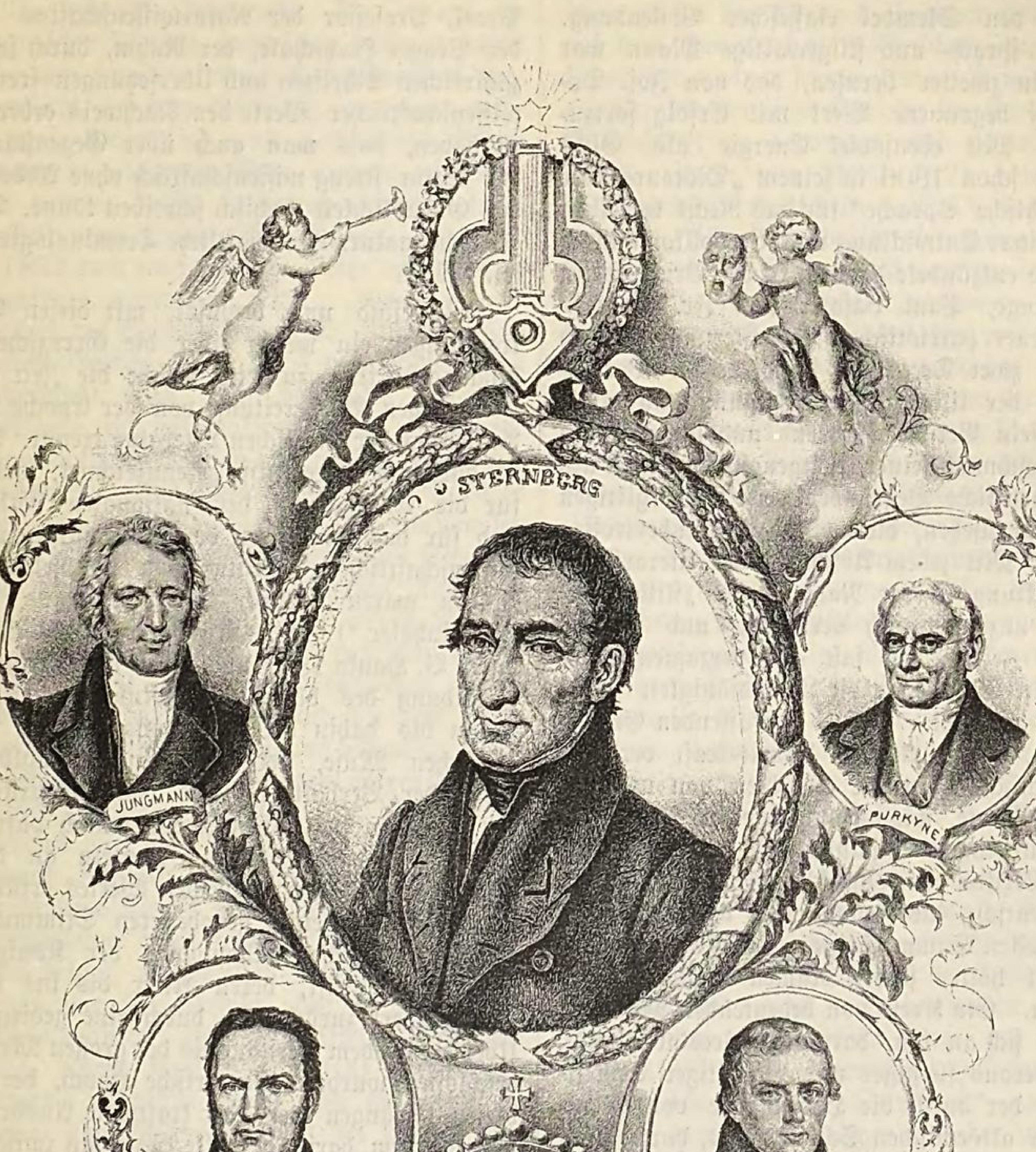
Schrift: „Erinnerung eines Böhmen über einen wichtigen Gegenstand" setzte er in warmem und eindringlichem Tone die Bedeutung und Schönheit der čechischen Sprache auseinander, und betonte die Nothwendigkeit einer nationalen Erziehung des einheimischen Adels. Dieser Weckruf einer so hochgestellten Persönlichkeit, sowie die im patriotischen Geiste gehaltenen Vorlesungen der Prager Universitätsprofessoren J. Cornova, Franz Pelzel und anderer trugen viel zur Erweckung des Nationalgefühls in der čechischen Jugend bei. In dieser Zeit erwachte auch die literarische Thätigkeit. Allerdings bewegte sich diese in sehr bescheidenen Grenzen und beschränkte sich vorerst auf grammatikalische und lexikalische Versuchsarbeiten. So gab 1774 Fr. Pelzel „Balbins dissertatio apologetica pro lingua slavonica, praecipue bohemica" heraus, ihm folgte Tham mit seiner Schrift: „Obrana české řeči" (Vertheidigung der čechischen Sprache). Bald darauf finden wir denselben Pelzel mit V. Kramerius, Faust und Procházka auf Anregung des Abbé Dobrovský mit der Sammlung von Materialien für ein böhmisches Wörterbuch beschäftigt. Andere literarische Versuche fielen dürftig aus und waren keineswegs geeignet, bessere sprachliche und literarische Verhältnisse anzubahnen. Einem kräftigeren Aufschwung des čechischen Schriftthums stand noch immer ein wesentliches Hemmnis im Wege: der Mangel einer Schriftsprache mit feststehender allgemein anerkannter und allgemein verständlicher Terminologie.

Das Verdienst, diesen Übelstand erkannt und auf dessen Behebung mit Erfolg hingearbeitet zu haben, gehört unstreitig dem Abbé Josef Dobrovský. Dieser Altmeister kritischer Geschichtsforschung und Vater der Slavistik war der erste Wiedererwecker der čechischen Sprache und Literatur. Durch seine gründlichen, vergleichenden Studien über alle slavischen Dialecte gewann er einen klaren Einblick in den organischen Bau der čechischen Sprache und legte die praktischen Ergebnisse seiner einschlägigen Forschungen in verschiedenen Abhandlungen, unter anderen auch in dem „Vorwort" zu dem von Fr. J. Tomsa herausgegebenen böhmisch-deutschen Wörterbuche nieder. Verwertet erscheinen sie in seiner Grammatik der böhmischen Sprache, welche er 1819 unter dem Titel: „Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache" veröffentlichte. Allein obgleich Dobrovský seine besten Kräfte der Verbesserung und Läuterung der čechischen Sprache und der Hebung und Bekanntmachung der altčechischen Literaturschätze widmete, und andere Männer, wie Kramerius, Procházka, Tham und Tomsa bei ihren sprachlichen und literarischen Arbeiten mit Rath und That förderte, und später selbst ein čechisches Lexikon herausgab, glaubte er doch nicht an die Möglichkeit einer Wiederbelebung der čechischen Literatur und hatte für derartige Bestrebungen nur ein mitleidiges Achselzucken. Freilich waren die schriftstellerischen Versuche jener Periode nicht darnach angethan, besondere Hoffnungen zu erwecken. Alle Achtung vor dem Fleiße und patriotischen Eifer der bereits erwähnten Männer; allein sie alle waren sehr bescheidene Talente, unfähig etwas selbständiges zu schaffen. Dazu fehlte es an „Schule" und auf dem Gebiete der Poesie an nachahmenswerten nationalen Vorbildern. Was indes dem einzelnen nicht gelingen wollte, das suchte man nunmehr mit vereinten Kräften zu erreichen. An die Spitze des dichterischen Vereins trat Puchmayr, der schon im Jahre 1795 ein Bändchen Gedichte unter dem Titel: „Gesammelte Dichtungen und Lieder" veröffentlicht hatte. Im Jahre 1797 folgte ein zweites Bändchen mit neun Dichternamen, darunter Jos. Rautenkranz, Fr. Pelzel, Fr. Tomsa, Ad. Nejedlý, und später ein drittes mit Beiträgen von Sebast. Hněvkovský und Jos. Jungmann. Mögen nun diese poetischen Schöpfungen den Maßstab strenger Kritik in keiner Beziehung vertragen, so war doch, was unter den gegebenen Verhältnissen das schwierigste war, der Anfang gemacht und das Interesse für die Pflege der schöngeistigen Literatur in čechischer Sprache in weiteren Kreisen erweckt.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts trägt noch immer das Gepräge der schriftstellerischen Unselbständigkeit und wird vorwiegend durch Wiedergabe und Übersetzungen aus fremden Literaturen beherrscht. Während aber den meisten diesbezüglichen Versuchen noch immer die sprachlichen und stilistischen Gebrechen ihrer Zeit anhaften, tragen die gleichzeitigen Arbeiten Jungmann's*) (Chateaubriand's Atala

---

*) Siehe Seite 245.



Čechische Schriftsteller und Dichter.

1805, Milton's Verlorenes Paradies 1811) bereits den Stempel classischer Vollendung. Dieser sprach- und stilgewaltige Mann war wie kein zweiter berufen, das von Jos. Dobrovský begonnene Werk mit Erfolg fortzusetzen. Mit ebensoviel Energie als Glück trat er schon 1806 in seinem „Discours über die čechische Sprache" für das Recht derselben auf weitere Entwicklung und Vervollkommnung ein und entzündete dadurch in der Brust zweier Jünglinge, Paul Šafařik und Fr. Palacký das Feuer patriotischer Begeisterung. Durch nahezu zwei Decennien stand er im Vordergrunde der literarischen Bewegung und wirkte durch sein Beispiel fördernd und läuternd auf den Geschmack seiner Zeitgenossen. Er ist als der eigentliche Begründer einer mustergiltigen Prosa anzusehen, die noch heute unübertroffen dasteht. Mit jedem Abschnitte der literarischen Entwicklung ist der Name dieses „stillen Genius" unzertrennlich verknüpft, und in kritischen Zeiten, wo fast alle verzagten, hielt ihn sein Glaube an die Lebensfähigkeit seines Volkes aufrecht. Seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seiner riesigen Arbeitskraft verdankt die čechische Literatur ein Werk von unschätzbarem Werte, wie es nur gelehrte Akademien zu vollbringen imstande sind, das fünfbändige „Lexikon der böhmischen Sprache" (čechisch und deutsch), die Frucht eines dreißigjährigen mühevollen Sammelfleißes, welches allein hingereicht hätte, seinen Namen unsterblich zu machen. Ein Kreis von bedeutenden Männern schloss sich an ihn, darunter Václav Hanka, ein überaus fleißiger und vielseitiger Schriftsteller, der durch die Herausgabe von Denkmälern altčechischen Schriftthums, durch historische, sprachliche und archäologische Arbeiten und Monographien das patriotische Bewusstsein zu wecken und zu nähren suchte. Er war ein hervorragender Kenner der slavischen Sprachen, Verfasser mehrerer slavischen Grammatiken, und war der erste, in dem der Gedanke der slavischen Wechselseitigkeit aufkam. Ein anderer, Purkyně,*) hatte der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen. Obwohl in der Fremde, — er war Professor der Physiologie in Breslau, — verlor er sein Vaterland keinen Augenblick aus dem Auge, und war mit J. Presl bemüht, die čechische Sprache in die Hallen der Wissenschaft einzuführen. Namentlich gebürt J. Presl, Professor der Naturwissenschaften auf der Prager Hochschule, der Ruhm, durch seine zahlreichen Schriften und Übersetzungen fremdwissenschaftlicher Werke den Nachweis erbracht zu haben, dass man auch über Gegenstände der Natur streng wissenschaftlich ohne Abbruch der Gründlichkeit čechisch schreiben könne. Die čechische naturwissenschaftliche Terminologie ist sein Werk.

Wir sind uns bewusst, mit diesen Betrachtungen ein wenig über die Grenzscheide hinausgeschritten zu sein, welche die Zeit der literarischen Vorbereitung von der Epoche des Auflebens der čechischen Literatur trennt. Sie ist durch zwei Ereignisse gekennzeichnet, welche für die Entwicklung der nationalen Cultur und für das Aufblühen der schöngeistigen und wissenschaftlichen Literatur von unabsehbaren Folgen waren: Durch die Auffindung der Königinhofer *) und Grünberger Handschrift durch V. Hanka 1817 und 1818 und durch die Gründung des böhmischen Museums 1820. Wenn bis dahin die Bedeutungslosigkeit der čechischen Muse, der noch immer fühlbare Druck der Verhältnisse und das Misstrauen der leitenden politischen Kreise manch patriotisches Herz mit bangen Zweifeln an dem Gelingen des unternommenen Werkes erfüllte, so wichen diese einer gehobeneren Stimmung, als die herrlichen Rhapsodien der Königinhofer Handschrift, deren Alter bis ins IX. Jahrhundert zurückreicht, durch eine gediegene Übersetzung dem Verständnis der großen Menge erschlossen wurde. Der frische Hauch, der in diesen Gesängen weht, der kraftvolle Ausdruck, mit welchem darin der alte Gegensatz zwischen Germanenthum und Slaventhum geschildert wird, wirkte belebend auf den gesunkenen Muth der čechischen Nation und erfüllte sie mit patriotischem Stolze. Unter dem mächtigen Eindrucke dieser alterthümlichen Funde traten zwei Dichter ersten Ranges auf, welche durch ihre poetischen Schöpfungen den Geist der

*) Siehe Seite 422.

*) Über die vielbestrittene Königinhofer Handschrift enthält der Artikel Hanka in Wurzbach's Biographischem Lexikon, dann Freiherr von Helfert's Studie: „Die ältesten Denkmale böhmischen Schriftthums und der Streit über deren Echtheit," veröffentlicht in dem großen Sammelwerke die Völker Österreich-Ungarns, 8. Band: „Die Čzecho-Slaven" alle wünschenswerten Aufschlüsse. A. d. H.

čechischen Poesie dauernd beherrschten, Jan Kollár und Fr. Čelakovský. Der erstere, ein ungarischer Slovake, hatte schon während seiner Lehrjahre in Jena einen Sonettencyklus veröffentlicht, in dem die Liebe (zu seiner nachmaligen Gemahlin) und patriotische Begeisterung in seltsamem Reize verwebt erscheinen und den er 1824 bedeutend erweitert in 3 Abtheilungen (Saale, Elbe, Donau), zu denen er 1832 noch zwei Gesänge, Lethe und Acheron hinzufügte, unter dem Titel: „Slávy dcera“ (Tochter des Ruhms) herausgab. Dieses episch-lyrische Gedicht, in welchem das Slaventhum verherrlicht wird, war das erste Originalwerk von echt nationaler Färbung und wurde in patriotischen Kreisen mit großem Jubel aufgenommen. Das Geheimnis seines Erfolges liegt wohl hauptsächlich in der nationalen Richtung und in den mustergiltigen Sonetten voll sprachlicher Melodie. Gleichen Ruhm erwarb Franz Čelakovský mit seinen Liedern, die unter dem Titel: „Echo russischer Volkslieder“ 1829, und „Echo čechischer Volkslieder“ 1830 erschienen, und die den Höhepunkt künstlerischer Vollendung bekunden. Diese wahrhaft geniale Wiedergabe namentlich der russischen Lieder machten den Namen des Dichters weit über die Grenzen seiner engeren Heimat bekannt, es fand insbesondere die wunderbare Kunst, mit welcher er darin das Gefühlsleben eines fremden Volkes zum Ausdruck bringt, ungetheilten Beifall. Nicht geringer war der Erfolg, den er mit seiner „Růže stolistá“ (Hundertblättrige Rose) erzielte, einem Cyclus von 100 herzinnigen Liedern, in denen Liebe und philosophische Natur- und Weltbetrachtung sich lieblich verschlingen und die sich durch hohe Formschönheit und Gediegenheit der Gedanken auszeichnen. Kein Wunder, dass so reizende Schöpfungen das slavische Bewusstsein der Čechen mächtig förderten und manches dichterisch angelegte Talent zur Nachahmung spornten. Unter den Dichtern jener Zeit schätzt man besonders Mácha, den Sänger des „Mai,“ einer reizvollen formvollendeten Elegie. Die Balladendichtung fand einen genialen Vertreter in J. J. Erben, die Lyrik in Hanka, die Lehrdichtung in Jablonský, das Epos in Wocel, das Drama in Klicpera 2c.

Der mächtige Eindruck, den Kollár's und Čelakovský's Dichtungen in den weitesten Kreisen hervorgerufen hatten, ließen nur umso schmerzlicher den Mangel ähnlicher Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft empfinden. Zwar hatte es zu keiner Zeit an Bemühungen gefehlt, die čechische Sprache im Dienste der Wissenschaft zu verwerten und es wurde zu diesem Zwecke von Presl 1821 sogar eine encyklopädische Zeitschrift („Krok“) ins Leben gerufen. Allein die darin niedergelegten Abhandlungen, an sich vielleicht wertvoll, waren doch nicht geeignet, eine „nationale Wissenschaft“ vorzustellen. Erst mit der vom Grafen Kaspar Sternberg*) auf Anregung des Oberstburggrafen Franz Kolovrat erfolgten Gründung des böhmischen Museums trat auch hierin eine Wendung zum bessern ein. In diesem gewann das čechische Schriftthum ein mächtiges Förderungsmittel seines Gedeihens, die Patrioten den lang ersehnten Sammelpunkt für ihre literarischen Bestrebungen. Der Kreis der Mitarbeiter wurde mittlerweile erweitert durch zwei hochbegabte junge Männer, denen bald nach ihrem Erscheinen in Prag die literarische Führerrolle infolge ihrer geistigen Überlegenheit und thatkräftigen Energie von selbst zufiel. Es waren dies der Slovake P. J. Šafařik und der Mährer Franz Palacký.**) Sie hatten sich schon 1818 durch die gemeinsame Schrift: „Anfangsgründe der czechischen Dichtkunst und Prosodie,“ zu der auch Jungmann Beiträge lieferte, vortheilhaft bekannt gemacht, gleichzeitig aber unter den Anhängern der Dobrovský'schen Theorie (vom accentuierenden Verse) einen Sturm von Unwillen erregt, der erst im Jahre 1825 in der Gegenschrift Hučokovský's: „Bruchstücke čechischer Dichtkunst“ austobte, zwischen dem edlen Jungmann aber und dem heftigen Nejedlý zum dauernden Bruche führte. Palacký nahm sich der patriotischen Sache besonders kräftig an. Vor allem galt es, dem „böhmischen Museum“ eine der Förderung der nationalen Zwecke entsprechendere Gestaltung zu geben. Zwar bestand bereits an dem Museum eine eigene Abtheilung für die Pflege der čechischen Sprache und Literatur, aber es mangelte ein geeignetes Organ, die einschlägigen Arbeiten aufzunehmen und sie weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Graf K. Sternberg weigerte sich lange, der von Palacký

*) Siehe Seite 179.
**) Siehe Seite 492.

geplanten Herausgabe einer „Museumszeitschrift“ seine Zustimmung zu geben, mit Hinweis auf die geringen Mittel des Museums; endlich gab er den entschiedenen Vorstellungen dieses Mannes nach, und die „Museumszeitschrift“ trat 1824 ins Leben. Indes hatten sich die Erwartungen, die man an das Erscheinen dieses Organs geknüpft, nur im bescheidenen Maße erfüllt. Der Grund lag in dem rein wissenschaftlichen Charakter der Zeitschrift, welcher die Pflege der schöngeistigen und volksthümlichen Literatur ausschloss. Es war klar, dass für eine gedeihlichere Entwicklung des čechischen Schriftthums eine breitere Grundlage geschaffen werden musste, und dass dieselbe nur in der Heranziehung der weitesten Kreise für das nationale Interesse gefunden werden konnte. So wurde infolge eines im Jahre 1831 erschienenen und von Jungmann, Presl, Palacký und Fürst Rud. Kinský gezeichneten Aufrufes „an alle Freunde der čechischen Literatur, sich mit Beiträgen für einen Fond zur Herausgabe von Werken, sei es populären, schöngeistigen oder wissenschaftlichen Inhalts“ zu betheiligen, die „čechische Mutterlade,“ (Matice česká) gegründet. Die Zahl der Mitglieder war anfangs gering, aber es befanden sich darunter viele aristokratische Namen, auf deren Unterstützung unter allen Umständen zu rechnen war. Wir nennen hier bloß den glühenden Patrioten Fürst Rud. Kinský, die Grafen Kaspar Sternberg, Hanuš Kolovrat-Krakovský, Anton und Leo Thun; die Fürsten Lobkowitz, Schwarzenberg u. a. m. Die Zahl der Mitglieder wuchs indes von Jahr zu Jahr und mit ihr die Bedeutung dieses Institutes nicht nur für das wissenschaftliche, sondern auch für das politische Wiedererwachen des čechischen Volkes. Die „Matice česká“ war und blieb das Herz, das den reich zuströmenden geistigen Stoff allen Gliedern des Volkes zuführte und seine nationale und moralische Gesundung bewerkstelligte.

Das erste bedeutende wissenschaftliche Werk, welches im Verlage und auf Kosten der „Matice“ gedeckt wurde, war Jungmann's großes Wörterbuch der čechischen Sprache (1835—1839), dessen Bedeutung für die čechische Literatur bereits oben gewürdigt wurde. Geradezu epochemachend war aber das Hervortreten von P. Šafařík und Franz Palacký, um welche glühende Vaterlandsliebe und gleiches Streben das Band innigster Freundschaft geschlungen hatte. Sie waren von der Vorsehung berufen, das Werk der nationalen Wiedererweckung, an dem hervorragende Männer mit der größten Selbstaufopferung so mühsam jahrelang gearbeitet hatten, endgiltig zu vollenden. Šafařík hatte seine Professur in Neusatz aufgegeben, um sich der hohen Aufgabe zu widmen; aus demselben Grunde schlug er, als sein Name bereits als Stern erster Größe an dem wissenschaftlichen Himmel strahlte, den ihm angebotenen Lehrstuhl für slavische Sprache und Literatur in Berlin aus. Dieser wahrhaft geniale Gelehrte, dessen Lebensgeschichte nur „ein Inhaltsverzeichnis bedeutender Werke“ ist, bereicherte die čechische Literatur mit den wertvollsten Gaben seines Geistes, und widerlegte damit den Vorwurf übelwollender Gegner und lauer Freunde des čechischen Volkes, dass dessen Sprache für die Aufgaben der Wissenschaft nicht die nothwendige Eignung besitze. Nach vielen gründlichen Vorarbeiten gab er 1833 seine „Slavischen Alterthümer“ (Staro-žitnosti slovanské) heraus, durch welche das Dunkel, welches über der Geschichte der slavischen Stämme und somit über einem großen Theile der östlichen Länder Europas lagerte, zum erstenmale aufgehellt wurde. Der Erfolg war ein beispielloser; das Werk wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und der Verfasser mit Auszeichnungen gelehrter Körperschaften und Akademien der ganzen gebildeten Welt förmlich überhäuft. Šafařík ist nächst Dobrovský die höchste Autorität auf dem Gebiete der Slavistik. Seine Arbeiten verbreiteten sich mit gleicher Gründlichkeit über alle Zweige der slavischen Literatur und legten den Grund zu dem sogenannten wissenschaftlichen Panslavismus, dessen begeisterte Apostel unter andern die Dichter Kollár und Čelakovský waren. Von viel nachhaltigerer Wirkung war die Thätigkeit seines Freundes Palacký, der von Freund und Feind als der eigentliche Wiedererwecker des čechischen Volkes angesehen wird. Den Funken patriotischer Begeisterung hatte Jungmann in seiner Brust entzündet, und Dobrovský ihn auf die Bahn der Geschichtsforschung gewiesen, auf der er so großes leisten sollte. Eine vortreffliche Übersetzung des „Ossian“ war sein Erstlingswerk, dem eine ganze Reihe von gediegenen Arbeiten folgte, die großentheils in der Zeit-

schrift des böhmischen Museums, welche er von 1827—1838 redigierte, erschienen. Im Jahre 1827 übertrugen ihm die böhmischen Stände die Fortsetzung der „Böhmischen Geschichte" Pubičeks. Palacký lehnte nicht ab, legte aber seinen eigenen Plan vor, der von den Ständen angenommen wurde. Wie glänzend er sich seiner Aufgabe entledigte, ist wohl ziemlich bekannt. Er schuf ein Nationalwerk im wahrsten Sinne des Wortes, das an quellenmäßiger Gründlichkeit, an Schönheit und Gediegenheit der Darstellung alles in dieser Art vorhandene weit übertraf. Das farbenprächtige Gemälde einer großen Vergangenheit, das er darin entrollte, rüttelte das nationale Bewusstsein mächtig auf und wirkte nachhaltig auf die Erstarkung des politischen Sinnes der Nation. Die Stürme des Jahres 1848 schoben ihn in den Vordergrund der politischen Bewegung und das dankbare Volk fügte sich willig seiner Leitung bis zu dem Augenblicke, wo die Führerrolle im sanften Tode seiner Hand entfiel.

Das Werk der literarischen und nationalen Wiedererweckung war vollbracht. Auf dem gründlich vorbereiteten Felde schoss eine üppige Saat auf, deren Früchte die jetzige Generation in dem erhebenden Gefühle gesicherten Volksthums genießt. Der enge Rahmen dieser Skizze gestattet indes nicht, auch den gegenwärtigen Stand der čechischen Literatur in den Kreis unserer Erörterung zu ziehen. Es galt ja nur, an dem Streben und Ringen der hervorragendsten Vertreter der behandelten Periode zu zeigen, welch' großes Werk sie unternommen und mit welchen Mitteln sie dasselbe zu Ende geführt haben. Wer denkt da nicht an die Worte des Dichters Vergil:

„Tantae molis erat, Romanam condere gentem!" (So schwer war es, das römische Volk zu schaffen.)

Franz Schmied.

Das čechische (böhmische) National- und Landes-Theater in Prag.

Selten hat eine nationale Kunst nach langem, mühevollem und vergeblichem Ringen in kurzen Jahrzehnten, beinahe plötzlich, einen so kräftigen und glücklichen Aufschwung genommen, als die dramatische Kunst und das čechische Theater, das heute vernehmlich durch den imposanten Palast des Prager čechischen Landes- und Nationaltheaters repräsentiert ist und in diesem Außerordentliches geleistet und errungen hat. Noch vor 50 Jahren war das theatralische Leben Prags fast ausschließlich deutsch, vor 100 Jahren bedeutete das „böhmische oder čechische Theater" nichts als eine harmlose, wenig beachtete Spielerei in und neben den großen, weltbekannten Pflegestätten deutscher Kunst in Böhmens Hauptstadt.

Die erste regelmäßige Vorstellung in čechischer Sprache fand, wie ich in meiner „Geschichte des Prager Theaters" zum erstenmale nachzuweisen vermochte, am 20. Jänner 1785 in dem von einem hochsinnigen böhmischen Edelmann Franz Anton Graf Nostitz-Rieneck 1783 auf dem Prager Obstmarkte der deutschen Kunst errichteten Musentempel statt; sie brachte eine Bearbeitung des seinerzeit vielgespielten „Deserteur aus Kindesliebe" von Stephanie dem Jüngeren. Der Übersetzer war Karl Bulla, ein Bruder des damaligen, wenig glücklichen Oberregisseurs oder artistischen Schauspiel-Directors Bulla im Nostitz-Theater. Die nächsten Vorstellungen im April und Mai brachten gleichfalls Bearbeitungen beliebter deutscher Repertoirestücke, des Singspiels „Der Bettelstudent" und des Weidmann'schen Trauerspiels „Stephan Fadinger." Nur ein kleines Häuflein sogenannter „vlastenci" oder „Patrioten" förderte diese Versuche künstlerischer Veranstaltungen in dem von den breiten Volksschichten Prags gesprochenen, von der besseren Gesellschaft aber belächelten čechoslavischen Idiom. Aber jene kleine Schar war rührig und im Jänner 1786 sah man bereits ein „böhmisches" Originaldrama aus der Feder des fleißigen nationalen Schriftstellers Wenzel Tham, „Břetislav und Jutta" auf den Brettern. Die Stammgäste des Prager Theaters, das wohl die Bezeichnung „National-Theater" aber mit der stillschweigenden und damals selbstverständlichen Bedeutung eines „deutschen" Na-

tionaltheaters führte, waren nicht erbaut darüber, denn die Schauspieler, welche im slavischen Idiom mimten, waren hauptsächlich der deutschen Muse verpflichtet und büßten bei diesen Ausflügen auf ein anderes Sprachgebiet ihre Dialectfreiheit ein.

Eine größere Entfaltung nahmen die čechischen Vorstellungen, als sich eine „Gesellschaft der Prager National-Schauspieler“ im December 1785 an das Landes-Gubernium mit der Bitte wendete, in den wichtigsten Städten Böhmens „sowohl in deutscher, als böhmischer Sprache Vorstellungen von Stücken, Operetten und Pantomimen“ geben zu dürfen und eine Concession für die Prager Neustadt erhielten. Sie errichteten auf dem mächtigsten Platze dieses Stadttheils, dem großartigen Rossmarkte oder Wenzelsplatze, eine bescheidene „Bude“, d. h. ein Bretterhaus, das am 8. Juli 1786 seine Pforten öffnete und nun „utraquistisch“, in beiden Landessprachen spielte. Kaiser Josef II selbst erschien am 19. September mit den Feldmarschällen Baron Loudon und den Grafen Lacy und Hadik in der „Bude“, und bald fand sich ein ansehnlicher Kreis von Literaten, welcher für das utraquistische Repertoire Bearbeitungen deutscher Stücke und Original-Arbeiten lieferte. Man begann, Shakespeare ins Čechische zu übersetzen und gab bereits 1787 Schiller's „Räuber“ in čechischer Sprache. Ja, sogar ein zweites „vaterländisches Theater“ erhob sich von dem Spittel- oder Poritscher Thore mit deutsch-čechischer Truppe, allerdings mit sehr kurzem Lebenslaufe. In der Rossmarkt-Bude machte 1788 ein Žižka-Drama Aufsehen, und auch andere nationale Stoffe wurden für die dramatische Bearbeitung ausersehen. Das kleine Theater wurde ein Mittelpunkt der schüchternen und keineswegs aggressiven national-slavischen Bestrebungen, wenn auch der literarische und künstlerische Gehalt der von zusammengerafftem Volke belebten Bühne noch immer recht bescheiden war. Ein besseres Ansehen erhielt die Sache, als das „vaterländische Theater“ aus der Rossmarkt-Bude 1790 in das neuadaptierte Theater im aufgehobenen Hiberner-Kloster (der heutigen Finanz-Landes-Direction) übersiedelte: man spielte noch immer čechisch und deutsch darin, machte aber dem deutschen Haupttheater auf dem Obstmarkte bereits gefährliche Concurrenz. Die Haupterfolge fielen allerdings auf Rechnung der deutschen Oper, welche sich in dem „vaterländischen Theater“ kräftig entfaltete, während das Haupt- oder National-Theater noch immer der italienischen Oper treu blieb. Die čechischen Vorstellungen kamen in den Neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts entschieden in die Minorität: ihre Seele war der Schauspieler und Dichter Majober, neben Tham der fruchtbarste čechische Theaterschriftsteller jener Zeit. Mozart's „Zauberflöte“ und „Gärtnerin aus Liebe“ giengen in diesem utraquistischen Theater im „Hiberner-Gebäude„ (oder gräflich Swierto-Spork'schen Palais) zum erstenmale in Prag in Scene. Im Jahre 1803 trat das mittlerweile in das aufgehobene Kleinseitner Dominicanerkloster verlegte „vaterländische Theater“ in die dauernde Vereinigung mit dem nunmehr „ständischen“ Haupttheater Prags ein, behauptete noch eine Zeitlang seine utraquistische Stellung in dem damals von keinerlei Nationalitäten-Kämpfen bewegten Prag und gieng endlich im ständischen Theater völlig auf.

Es war eine Heimstätte des niedrig-komischen Volksstücks geworden; und nur die čechischen Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen fanden starken Zulauf. Im Jahre 1812 wurden dem Director Carl Liebig, dem trefflichsten Bühnenleiter seiner Zeit, die völlige Auflassung des Kleinseitner utraquistischen Theaters bewilligt. Die čechische Muse ward auf Sonn- und Feiertags-Nachmittags-Vorstellungen im ständischen Theater beschränkt. Die kühnen Träume der „vaterländischen“ Dichter von dem Aufschwunge der slavisch-nationalen Bühne waren verflogen, das Prag jener Zeit besaß nur ein leistungsfähiges deutsches Theaterpublicum, es bedurfte noch langer Jahrzehnte, ehe sich die čechische Bevölkerung aus ihrer untergeordneten Stellung erhob und den rücksichtslosen Kampf zur Geltendmachung ihrer nationalen Ansprüche mit Ausdauer und Erfolg führte.

Lange noch blieb das čechische Theater bloß durch Nachmittags-Vorstellungen im ständischen Theater repräsentiert, wenn ihm auch in Joh. Nep. Štiepanek, dem Cassier, Secretär und zeitweiligen Mitdirector dieser Bühne ein überaus rühriger und beispiellos fruchtbarer Bühnendichter erwachsen war. Seine eigenen und die aus dem Deutschen und

Italienischen übersetzten Schauspiele, Lustspiele und Opern füllten bereits im Jahre 1832 16 Bände; bis zu seinem am 12. Februar 1844 erfolgten Tode aber verdoppelte sich diese Zahl. Sein bestes und meistgegebenes Lustspiel „Čech a Němec“ („Der Čeche und der Deutsche“) erinnert recht wehmüthig an die leider entschwundene innige Freundnachbarlichkeit der beiden das herrliche Böhmenland bewohnenden Volksstämme. Karl Egon Ebert, der bedeutendste deutsch-böhmische Dichter, begeisterte sich ja damals für ausgesprochen čechoslavische Stoffe (Wlasta, Břetislav und Jutta), und in čechischen Kreisen dachte kaum Jemand an eine der deutschen entgegengesetzte Richtung in literarischen und dramatischen Bestrebungen.

Einen ernsten Anlauf zur Selbständigkeit — aber noch immer unter „utraquistischer“ Flagge — nahm die čechische Bühne unter dem deutschen Theaterdirector Stöger, welcher 1841 ein eigenes Filialtheater in der Rosengasse (heute k. k. Leihamt) errichtete und darin neben der deutschen Posse und dem deutschen Ausstattungsstück der čechischen Muse zwei Abende und einen Nachmittag wöchentlich einräumte. Neues Leben kam nun in die čechische dramatische Production. Josef Georg Kolár und Josef Franz Cajetan Tyl widmeten ihre Kraft als Dichter und Schauspieler dem neuen Unternehmen; sie wurden die ersten, wahrhaft bedeutenden Bühnen-Dichter ihrer Nation. Kolár (geb. 9. Februar 1812 zu Prag) hat nicht nur schätzenswerte eigene Dramen (Žižka's Tod,“ „Die schöne Magellone“ u. a.), sondern auch zahlreiche geradezu classische Übersetzungen der Meisterwerke Shakespeare's, Goethe's, Schiller's und anderer deutscher Bühnenwerke geliefert. Er ist heute als hochbetagter Greis der Nestor der čechischen Poeten, der Einzige, der noch in der gemüthlichen, utraquistischen Vergangenheit wurzelt. Tyl (geb. 4. Februar 1808 zu Kuttenberg als der Sohn des Regimentsschneiders Tyl des 28. Inf.-Reg.) hatte schon 1836 mit seinem „Čestmir“ ungewöhnliches Talent bekundet, was nicht hinderte, dass er als Regimentsfourier amtierte und unter dem Namen „Skalny“ weiter Komödie spielte. Seine Werke umfassten bereits in den Vierziger Jahren 10 Bände. Die Schauspieler an Stöger's utraquistischer Filialbühne wirkten noch immer in beiden Landessprachen, und das wirklich čechische Publicum fand sich so spärlich im Theater ein, dass Stöger darauf verzichtete, „einzelnen Individuen und vereinzelten sprachlichen Tendenzen“ sein Vermögen zu opfern, die čechischen Vorstellungen reducierte, dann aufließ (1845) und wieder auf die Sonntags-Nachmittage im ständischen Theater beschränkte.

Ähnlich endete, obwohl die Bewegung des Jahres 1848 das nationale Bewusstsein der Čechen erhöht und die nationalen Sonder-Bestrebungen erweitert hatte, der Versuch eines anderen deutschen und ehemals Wiener Theaterdirectors, Johann Hoffmann, den verstärkten Rufen nach einem besonderen čechischen Nationaltheater Rechnung zu tragen und in der von ihm 1849 errichteten Arena im Pštross'schen Garten das čechische Repertoire eifrig zu pflegen. Der Abgeordnete Trojan war Intendant des (nicht bestehenden) čechischen Theaters geworden, aber bald musste das čechische Übergewicht selbst im Repertoire der Arena noch herabgedrückt werden. Selbst der Versuch, einen Abend (den Donnerstag-Abend) jeder Woche im nunmehrigen kgl. Landestheater für eine čechische Vorstellung einzuräumen, scheiterte an der Theilnahmslosigkeit des Publicums, und 1852 war man wieder bei der Institution der čechischen Nachmittags-Vorstellungen an Sonn- und Feiertagen, mit Auflassung aller čechischen Abend-Vorstellungen angekommen.

Erst ein Jahrzehnt später waren die nationalen und politischen Verhältnisse Prags den Bestrebungen der čechisch-nationalen Führer nach Loslösung der nationalen Bühne vom deutschen Mutterinstitute, nach dem Bau eines eigenen Heims und wegen Pflege der eigenen Sprache im Theater günstig. Die schon in den Vierziger Jahren begonnenen, aber wegen mangelnder Theilnahme später eingestellten Sammlungen für den Bau waren in den 50er Jahren wieder aufgenommen und 1857 eine Petition an den Landesausschuss um „nationale Gleichberechtigung auf theatralischem Gebiete“ gerichtet worden. Noch lehnte der Landesausschuss Böhmens diese „utraquistischen“ Ansprüche ab, aber 1861 erhob sich, im Zusammenhange mit der politischen Bewegung, ein Sturm in diesem Sinne. Čechische Opern-Abende beschwichtigten die Petenten nicht; man musste in der That an

mehrere Abende der Woche das Landestheater für čechische Vorstellungen zur Verfügung stellen. Am 18. November 1862 öffnete das neuerbaute čechische Interims-Theater als Vorläufer des großen National-Theaters — vorläufig noch unter gemeinsamer Direction mit dem deutschen Theater — seine Pforten; die nationale Trennung auf theatralischem Gebiete war vollzogen, Prag hatte zwei Landestheater mit gesonderten Truppen.

Vom 28. März 1864 ab waltete auch schon ein selbständiger Director (zunächst der Deutsche Liegert) im čechischen Interims-Theater. Auch der zweite Bühnenleiter, Thomé, war ein Deutscher; nach seiner Resignation suchte das Personal den Director des deutschen Landestheaters, Rudolf Wirsing, die Leitung der nationalen Bühne zu übernehmen, die aber dann in die Hände eines Consortiums übergieng, unter welchem ein besoldeter artistischer Director stand. Kolár, der noch dem deutschen Theater treu geblieben war, wurde 1866 Oberregisseur, der geistvolle Dichter Emanuel Bozdiech Dramaturg, Kapellmeister Mayr Opernregisseur (1874 artistischer Director). Mittlerweile waren die Sammlungen und der Bau des großen Nationaltheaters gediehen, am 15. Juni 1881 wurde das vom Architekten Professor Zitek am Franzens-Quai erbaute monumentale Haus zu Ehren der Ankunft des Kronprinzenpaares in Prag provisorisch eröffnet, aber schon am 12. August desselben Jahres wurde das so sehnsüchtig erwartete prächtige Theater ein Raub der Flammen. Tiefe Trauer erfasste die Nation; von Neuem musste gesammelt werden, und unter warmer Theilnahme der deutschböhmischen Landsleute, mit kräftiger Unterstützung der damals der Mehrheit nach deutschen Landtags gerieth die Agitation für die baldige Schaffung des Ersatzbaues in Fluss. Das erlauchte Kaiserpaar widmete 20.000, das Kronprinzenpaar 5000, die Prager Stadtgemeinde 50.000 fl., in Böhmen allein wurden 634.270 fl. gesammelt und am 18. Nov. 1883, — 21 Jahre nach Eröffnung des Interims-Theaters — wurde das neue, noch prächtigere Theater feierlich, unter begeisterter Theilnahme des Volkes, eröffnet. Die Bühnenleitung war am 12. März 1883 einem jungen, reichbegabten čechischen Schriftsteller, F. A. Schubert übertragen worden, dessen Drama „Die Erwachten" („Probuzenci") Aufmerksamkeit erregt hatte und der mit Energie und Takt, mit feinsinnigem Verständnis für die Bedürfnisse seines Volksstammes, aber auch mit klarem Blicke für die allgemeine Production, von größeren Gesichtspunkten aus bis heute das Institut leitet.

Wahre Talente haben sich um ihn gruppiert: dichterische, musikalische und schauspielerische Kräfte von Rang und Bedeutung sind in den kurzen Jahrzehnten seit dem eigentlichen Erwachen und Gedeihen des čechisch-nationalen Theaters erstanden. Die dramatischen Dichter Jaroslav Vrchlický — ein Mann, dessen gedankenreiche und formschöne Dichtungen allgemein beachtet werden sollten — Emanuel Bozdiech (seither verschollen), Jerábek, Durdik, der greise Kolár, Schubert selbst haben dem Schauspiel einen nationalen Repertoirestamm begründet, und die reichen, köstlichen Früchte der deutschen, sowie fremdländischen Dichtung werden durch formgewandte Übersetzungen der auf solche Unterstützung wesentlich angewiesenen Nationalbühne nutzbar gemacht. Auf dem Gebiete der Oper bedeutet in erster Linie Friedrich Smetana (1884 geisteskrank gestorben) eine köstliche, kräftige, künstlerische Individualität, seine Oper „Prodavá nevěsta" (Die verkaufte Braut) kann als ein Juwel von Mozart'schem Glanze bezeichnet werden; seine anderen Werke „Hubička" (Der Kuss), „Dalibor," „Libuša" u. s. w. zeigen den Meister in seiner mächtigen Schaffenskraft, welcher leider zu seinen Lebenszeiten der volle Erfolg versagt blieb. Zu allgemeiner Geltung hat den Componisten eigentlich erst das Ensemble-Gastspiel des čechischen National- und Landes-Theaters im Wiener Ausstellungstheater (Mai 1892) gebracht. Hier feierte er und diese Bühne uneingeschränkte Triumphe, sein Name und seine Weisen erobern nun die Welt. Die Componisten Anton Dvořák (auf dem Gebiete der Kammermusik noch bedeutender), Schebor, Brudl, Rozkošný, Blodek reihen sich ihm an; ein glänzendes Orchester und treffliche Solisten sichern ihren Werken die volle künstlerische Wirkung. In den Reihen der Schauspieler sehen wir Künstler, denen auch in Deutschland der Lorbeer geblüht hat: Das Ehepaar Bittner, Julie Schamberg, die mittlerweile ganz zur deutschen Bühne übergetretene Pospischil (Mitglied des Burgthe-

aters), endlich die der čechischen Bühne seit Jahrzehnten treugebliebene Heroine Sklenář-Malý ragen aus der Schar hervor, welche sich um das Banner der čechisch-nationalen Kunst gesammelt hat. Binnen drei Jahrzehnten der Selbständigkeit hat die čechische Bühne diesen Aufschwung genommen: die deutsche Kunst hat sie genährt und befruchtet, in bewunderns-wertem, rastlosen Ringen und Schaffen hat sie sich weiter entfaltet und ihren ehrenvollen Platz errungen unter den Kunst-Stätten Österreich-Ungarns. Oskar Teuber.

Das Wiedererwachen der deutschen Literatur in Österreich.

Durch mehr als ein Jahrhundert hatte Österreich so gut wie nichts für die deutsche Literatur geleistet. Gegen das protestantische Deutschland zu war die Grenze gesperrt, das Einführen von Büchern aus „ketzerischen" Gegenden mit harten Strafen bedroht. Dafür stand dem Import von Literaturerzeugnissen aus Italien nichts im Wege, ja er wurde sogar von Seite des Hofes auf das nachdrücklichste gefördert und unterstützt. Im Gefolge der Prinzessinnen aus italienischen Fürstenhäusern, welche von unseren Kaisern und Erzherzögen als schöne und reiche Gemahlinnen heimgeführt wurden, kamen zahlreiche Italiener nach Österreich, Künstler und Schriftsteller folgten und fanden an dem Hofe gastliche Aufnahme. Da nun ferner die Abgänge an Bevölkerung während der Gegenreformation hauptsächlich aus den italienischen Besitzungen unseres Kaiserhauses gedeckt worden waren, da zudem viele Italiener in Österreich Kriegsdienste suchten und rasch zu Ansehen und Bedeutung kamen, vollzog sich während dieses Zeitraumes eine völlige Umgestaltung des österreichischen Volkes. Die Aristokratie wie die Bürgerwelt, Künste wie Gewerbe, Handel und Treiben bekam einen italienischen Anstrich. Besonders im Beginne des 18. Jahrhunderts zeigte das wiedererwachende Leben, die Regsamkeit auf verschiedenen Gebieten von der erfolgten Veränderung. Da entstanden italienische Kirchen und Paläste, ganze Stadtheile, z. B. auf der Kleinseite Prags wurden von den italienischen Künstlern oder ihren deutschen Schülern im italienischen Geschmacke erbaut. Der geistvolle Prinz Eugen von Savoyen entfaltete eine anregungsreiche Thätigkeit; Sammlungen rief er hervor; Kunstschätze, Kostbarkeiten aller Art, Bücher und Manuscripte vereinigte er in Wien; auf sein Geheiß erhoben sich Paläste,*) das Belvedere in Wien dankt ihm seinen Ursprung. Er zog Künstler und Schriftsteller in seine Umgebung, aber nicht mehr ausschließlich Italiener, auch Franzosen kamen nun herbei.

Die Feste, welche vom Hofe und für den Hof veranstaltet wurden, riefen Nachahmung hervor; die Wiener eigneten sich gar rasch den Hofgeschmack an. Kaum irgendwo fand die italienische Oper eine so warme Aufnahme, so nachhaltige Wirkung; sie verursachte eine völlige Geschmacksveränderung. Wir können dies an verschiedenen Beispielen verfolgen, so im Drama; volksmäßiges Drama, wie Jesuitendrama nahmen Elemente der Oper auf, ein Zeichen, dass durch sie auf die Zuschauer am stärksten gewirkt werden konnte. Die Comödien legten den gerade entgegengesetzten Weg zurück, sie wurden allmählich ins Wienerische verwandelt, aus Italien hatten sie die Masken entlehnt, durch Stranitzky lernten sie den Wiener Dialect; der Hanswurst, eine deutsche komische Figur, fand Eingang in den Fabeln des théâtre italien, die nur ins Wienerische gewendet, und leicht umgestaltet wurden.

Und so können wir drei Strömungen in der geistigen Welt Österreichs während des beginnenden 18. Jahrhunderts bemerken. Der Hof pflegt italienische Literatur, einige Kaiserinnen sind selbst bekannte Dilettantinnen; nur wenig kommt die französische Literatur zur Geltung; das Volk bekommt gleichfalls italienische Kost vorgesetzt, die Jesuitendramen und das volksthümliche Schauspiel haben von den Italienern gelernt, doch ist ein Ausgleich mit dem deutschen Wesen im Werden, ja zum Theile schon vollzogen; nur ein Gebiet hat

---

*) So das jetzige Reichsfinanz-Ministerium in der Himmelpfortgasse. A. d. H.

sich ziemlich frei von fremden Einflüssen gehalten und ist deutsch im innersten Kerne, das geistliche Lied und die Predigt. Also reines Italienisch am Hofe, Ausgleich zwischen italienischem und deutschem Wesen im Volke, rein deutsches Wesen auf der Kanzel und im Kirchengesang.

Im übrigen Deutschland sind die Verhältnisse darum verschieden, weil nicht ein einzelner Hof, wie bei uns, maßgebend wird, und weil der französische Geschmack viel mehr Einfluss hat, als in Österreich; dort hat sich nicht ein Ausgleich zwischen italienischem und deutschem, sondern zwischen französischem und deutschem Wesen zu vollziehen, es sind darum die Bedingungen völlig verschiedene, welche die neuerwachende nationale Literatur vorfindet. Deshalb geht der Process bei uns so viel langsamer vorwärts, deshalb wird sein Verlauf in vielen Punkten verschieden vom übrigen Deutschland.

Wir können sehen, wie die drei Strömungen, die wir bemerkten, weiter bleiben, allmählich umgestaltet, ab- und ineinander geleitet, und wie dann ein neuer gewaltiger Strom plötzlich hereinbricht, um in Österreich ähnliche Wirkungen zu erzielen, wie im übrigen Deutschland; ungeahnte Schwierigkeiten stellten sich ihm entgegen, er kam zu plötzlich, um ganz zur Geltung zu gelangen und so wird wieder alles anders bei uns, als draußen im Reiche.

Es fehlte bei uns ein gebildeter Mittelstand. Abraham a Sta. Clara wird nicht müde, in seinen Predigten die Ungenügsamkeit und das Streben aller Kreise über ihre Sphäre hinaus zu geißeln und die Bühne secundiert ihm mit ihren satirischen Ausfällen. Das Bürgerthum war entweder so ungebildet, dass ihm literarischer Geschmack gar nicht zugemuthet werden konnte, oder aber so ganz vom Hofe beeinflusst, dass es keinen charakteristischen Zug verräth. In Österreich war von der großen Bewegung nichts zu spüren, welche durch den erwachenden Einfluss der englischen Literatur in Deutschland erregt wurde. Während die Schweizer und die Gottschedianer immer leidenschaftlichere Kämpfe lieferten, löste bei uns in Österreich eine Hanswurstfigur die andere ab. In demselben Jahre, das Deutschland die ersten drei Gesänge von Klopstock's „Messias“ brachte, wurde in Wien die erste Aufführung des Gottschedischen „Cato“ als Ereignis gefeiert; während E. v. Kleist seinen „Frühling“ veröffentlichte, weilte Gottsched mit seiner Frau in Wien und genoss große Auszeichnung. Und als Lessing's Ruhm immer wuchs, führte man am Hofe Gottsched's „Atalanta“ auf. Als Gerstenberg mit seinem „Ugolino“ den „Sturm und Drang“ einleitete, begann Sonnenfels mit seinen „Briefen über die Wienerische Schaubühne“ seinen Kampf gegen die komische Bühne der Wiener. Das Jahr, welches Lessings „Emilia Galotti,“ die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ und vieles andere erscheinen sieht, ist durch die Alexandrinertragödie „Antiope“ des Gottschedianers Ayrenhoff bezeichnet. Solche Thatsachen sprechen zu laut, als dass es noch vieler Erwägungen bedürfte. Zudem war das Interesse an diesen literarischen Vorgängen auf wenige Personen, Literaten und Schriftsteller, beschränkt, das große Publicum stand ihnen völlig theilnahmslos gegenüber, erfreute sich höchstens an den zahlreichen Parodien. Wir bemerken dieselben Zustände, wie im siebzehnten Jahrhundert; auch damals nahmen einige wenige meist adelige Dilettanten die Bestrebungen des Gesammt-Vaterlandes auf, während alles übrige dumpf in der Abgeschlossenheit verharrt. Wer in Österreich wird sich viel um den „Hapspurgischen Ottobert“ des Freiherrn von Hochberg bekümmert haben? Die Augen der literarisch Fühlenden waren nach „draußen“ gerichtet und ebenso war es im vorigen Jahrhundert. Die Censur nöthigte viele Dichter, verschiedene Ausgaben für Österreich und für Deutschland zu machen, und schreckte manchen Ängstlichen schon bei der Conception.

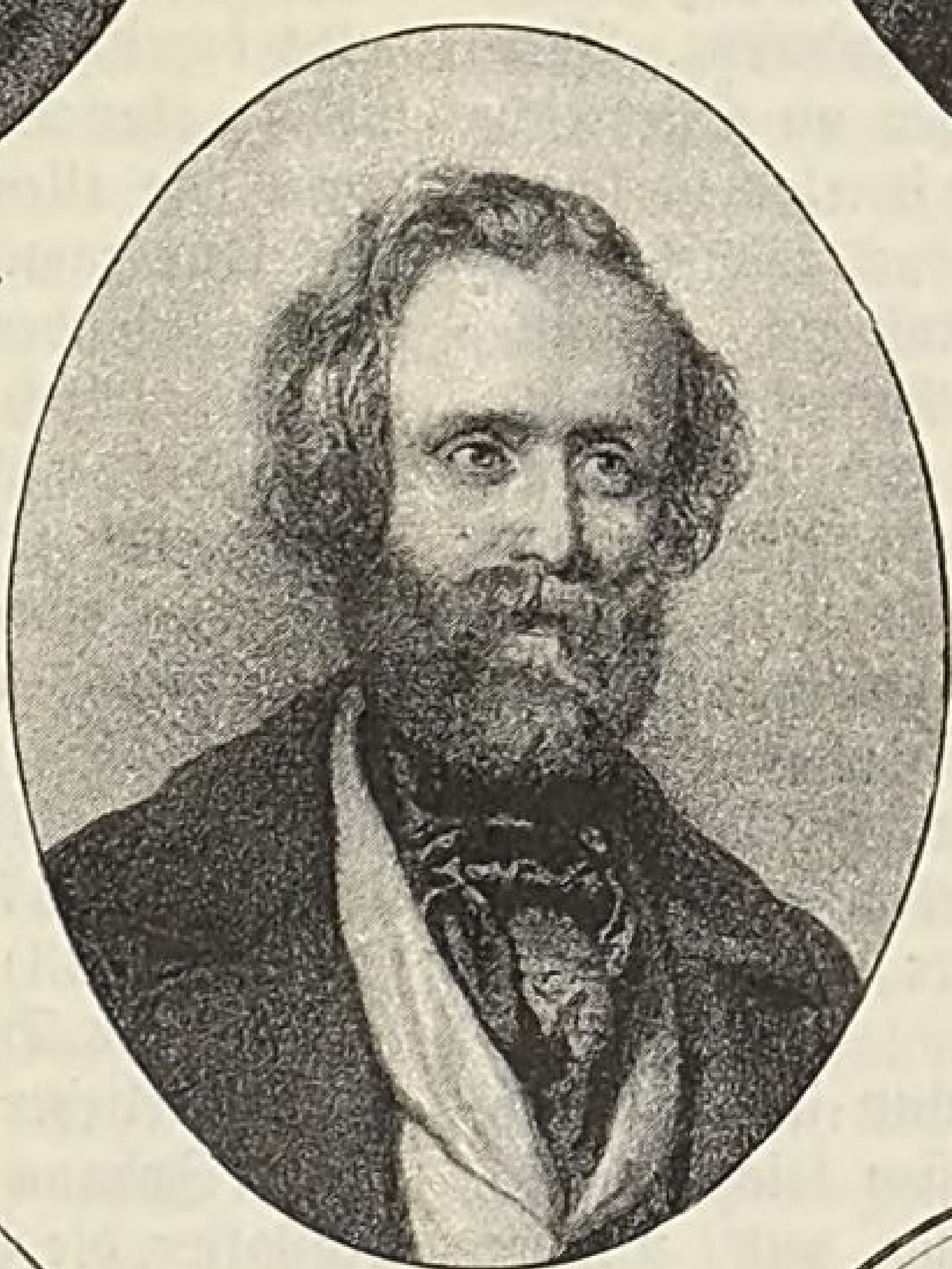
Doch waren die Zeiten voll Regsamkeit, die Regierung der Kaiserin Maria Theresia, dann Kaiser Josefs ließ unter dem frischen Hauche der Reformen auch ein neues Literaturleben erwachen. Allmählich begannen die Ideen auch in Österreich einzudringen, die ganz Deutschland im Innersten bewegten; aber es gieng, wie es nicht anders möglich war, ohne Consequenz, ohne Wiederhall in der Bevölkerung; man wusste nichts rechtes mit der größeren Freiheit anzufangen oder aber man schlug über die Stränge. Man that auf einmal ungeheuer radical, fürchtete jedoch im Geheimen die kommende Strafe. Vor allem



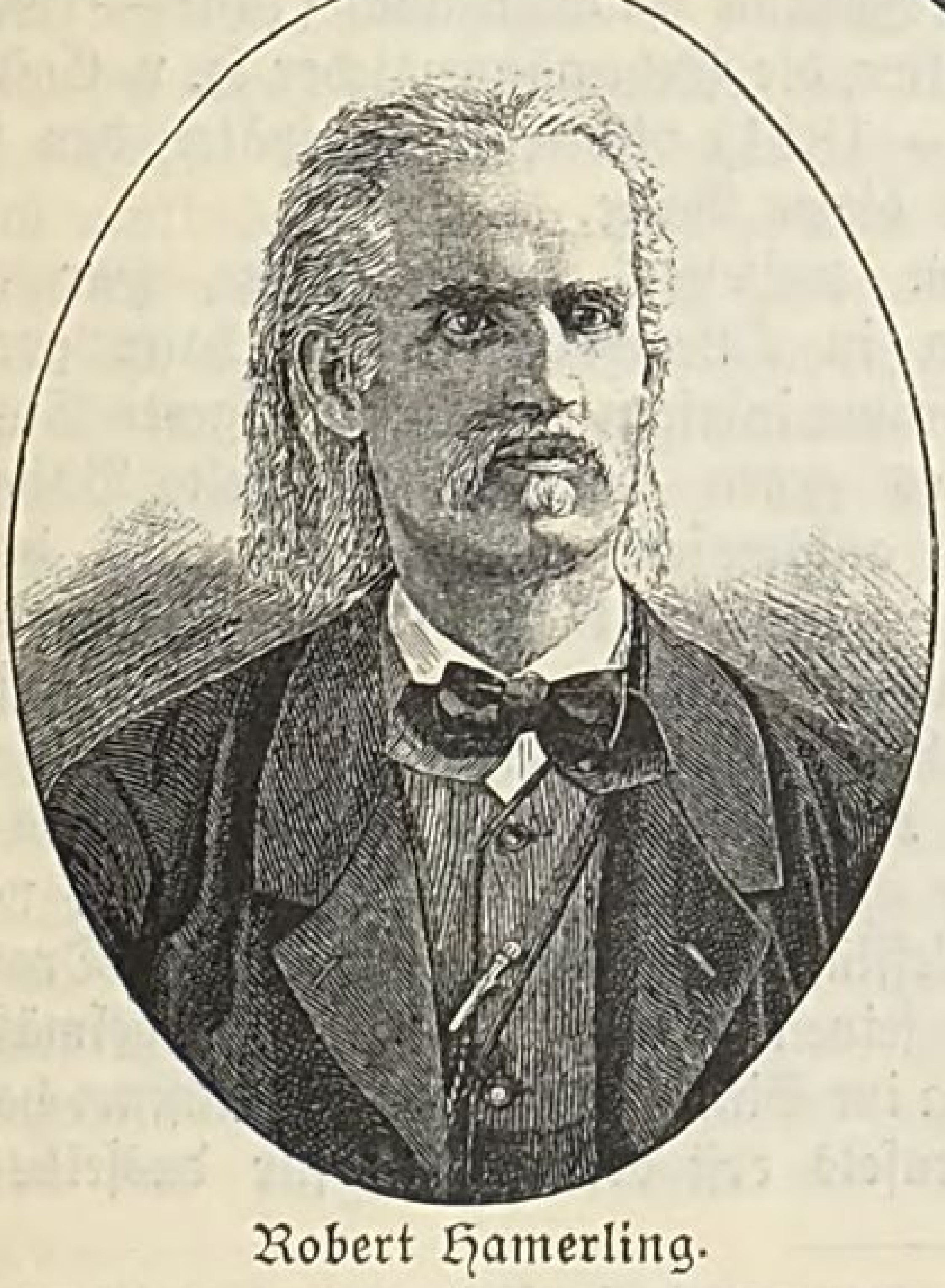
Eduard v. Bauernfeld.



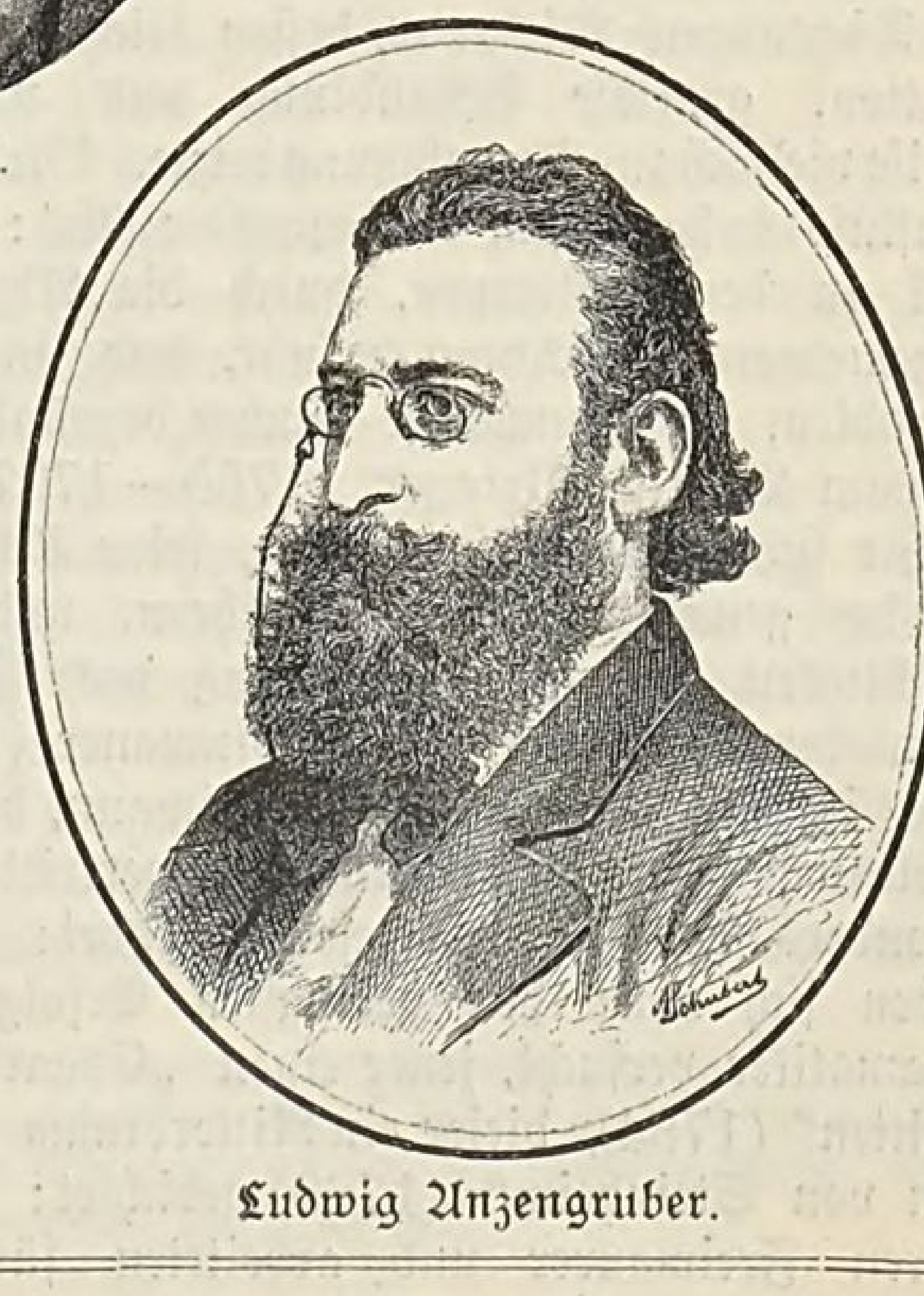
Friedr. Halm.



Friedr. Hebbel.



Robert Hamerling.



Ludwig Anzengruber.

die sogenannte Aufklärung schlug tiefe Wurzel und sendete eifrige Verfechter in die österreichischen Erblande. Der Feind, der bekämpft werden sollte, war der Jesuitismus und um ihm am besten beizukommen, rief man die Freimaurerei zu Hilfe. Nun hatten die Österreicher von jeher Sinn für die Form, der italienische Geschmack kam darin zutage, sie schlossen sich dieser Richtung mit erwartungsvollem Gruseln an. Exjesuiten verstärkten die Reihen der Aufklärer und benützten alle denkbaren Dichtungsformen zur Bekämpfung dessen, was man Jesuitismus nannte. Man schüttete jedoch das Kind mit dem Bade aus, den Jesuitismus wollte man bekämpfen und rückte dem Glauben zu Leib, Aufklärung wollte man verbreiten und predigte Indolenz. Aber alle diese Bestrebungen giengen an Österreich im ganzen mehr oder minder spurlos vorüber.

Die Träger der Literatur können mit wenig Ausnahmen keinen Anspruch auf allgemeine Beachtung machen. Entweder nehmen sie kritiklos den Geschmack aus Deutschland auf, oder aber sie suchten einzelnen Richtungen der Literatur bewusst die Wege zu bahnen und alte Versäumnisse nachzuholen. Wirklich originell blieb nur das komische Theater, das aber damals verachtet wurde; durch das komische Theater eroberte Österreich allmählich wieder eine Bedeutung in der deutschen Literatur.

Am meisten Anklang fanden in Österreich die Dichtungen Wielands, dessen leichte Versification, graziöse Behandlung und pikante Weise vielfach zur Nachahmung reizte. Wielands Einfluss äußerte sich in doppelter Art: einmal in den Ritterepen, durch die Alxinger allgemeinere Beachtung erfuhr, und in den Parodien, die Blumauers Ruhm begründeten. Johann Baptist Alxinger (1755—1797) bemühte sich in ehrlichster Weise, seine Schreibart der gemeindeutschen zu nähern, und hat Wichtigkeit für die Ausbildung des Stiles in moderner Form; Alois Blumauer (1755 bis 1798) ist hauptsächlich Parteimann, der in burleskem Ton die Aufklärung vertritt und besonders das Mönchswesen befehdet; beide haben sich ohne den geringsten Erfolg als Dramatiker versucht, jener einen „Eduard den Dritten" (1784), dieser ein Ritterdrama „Erwin von Steinheim" (1780) gedichtet; beide waren Freimaurer und arbeiteten für die Aufklärung, bildeten jedoch Gegensätze; überhaupt herrschte in der jungen „Gelehrtenrepublik" viel mehr Uneinigkeit, als gut war, freilich bestand sie aus zu verschiedenartigen Elementen. Neben den Wielandianern, die leichtfertig und leichtfüßig die Anmuth mit etwas pedantischer Miene vertraten, stehen die ernsten Klopstockianer als Vertreter der Würde. Der achtbare Michael Denis, Sined der Barde*) (1729—1800) entfaltete Pracht in antikem Versmaße, schwärmte für den angeblich deutschen Bardismus und beschäftigte sich mit englischer Literatur, er ist der Übersetzer Ossians geworden; neben ihm bezeichnet Karl Mastalier (1731—1795) mehr das Correcte im Sinne Ramlers, Denis wie Mastalier waren Jesuiten, beide begeisterte Patrioten voll deutschen Gefühles, aber ungleich an poetischer Begabung; ihnen wie allen österreichischen Poeten jener Zeit kann man innige Vertrautheit mit der antiken besonders der römischen Literatur nachrühmen. Auch die leichteren Gattungen der Lyrik, das anakreontische Lied vor allem, fand Eingang in Österreich, und damit war die Gründung eines Musenalmanachs verbunden. Josef Franz von Ratschky (1757—1810), Josef Edler von Retzer (1754—1824), Laurenz Leopold Haschka (1749—1827), Gottlieb Leon (1757—1832), Ignaz Cornova (1740—1823) sind die hauptsächlichsten Vertreter dieser Dichtung; auch die patriotischen Grenadierlieder Gleims wurden nachgeahmt, so von Johann Rautenstrauch (1746—1801), Mastalier, die Wehrmännerlieder H. v. Collins (1771—1811) bilden dann später den Abschluss dieser Reihe.

Am weitesten zurückgeblieben war das Drama in Österreich; freilich hatte gerade das Drama insofern einen schwierigeren Stand, weil es gegen eine reichentwickelte Bühnenpraxis ankämpfen musste. Österreich bildet noch zu einer Zeit die letzte Zufluchtsstätte des improvisierten Dramas, als im übrigen Deutschland das regelmäßige Drama schon längst den Sieg errungen hatte, und es ist wieder charakteristisch, dass ein Jahr, nachdem Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie seinen Kampf gegen das regelmäßige Drama im Sinne der Franzosen eröffnet hatte, Sonnenfels erst den Boden für dasselbe in

---

*) Siehe Theil I., Seite 887.

Wien durch ein ähnliches kritisches Journal zu bereiten anfieng. Auf diesem Gebiete bedurfte es der gründlichsten Umgestaltung, denn hier war man vielleicht am eigensinnigsten. Sonnenfels musste den Hanswurst bekämpfen, dem Lessing als einem lustigen Vertreter der früheren Zeit schon wieder das Wort reden konnte. Aber der Umschwung konnte auch hier nicht aufgehalten werden und führte zur Gründung eines k. k. Nationaltheaters, endlich zur Blüte des Dramas und der Bühne.

Die meisten Dramen waren in Wien immer von Schauspielern verfasst worden, stets ein Zeichen dafür, dass der Geschmack des Publicums die Production beherrscht und die Dramatiker Bühnendichter sind. Von Josef Anton Stranitzky, G. Prehauser, Josef v. Kurz wurden neue Bühnenfiguren geschaffen, für die dann Stücke verfasst wurden, der Schauspieler gab den Ausschlag. Zum Glücke für das Wiener Theater ist die intime Verbindung der Bühne mit den Dichtern durch die kunstmäßigere Gestaltung des Dramas nicht gelöst worden und gewährte Vortheile, die dem übrigen Deutschland zum größten Theile mangelten. Die Theaterneigung der Wiener war zudem von jeher eine ganz ausgesprochene; in kaum einer anderen Stadt Deutschlands stand das Theater so im Mittelpunkte des Interesses wie in Wien.

Die Reform, deren erster journalistischer Anwalt J. Sonnenfels (1733—1817)*) war, richtete sich vor allem gegen die extemporierten Stücke, bei denen die Schauspieler das dramatische Gerippe durch ihre Einfälle erst mit Fleisch umkleiden mussten; war hier der Sieg erreicht, dann ließ sich mit Erfolg auf dem Wege zum classischen Drama vorwärtsschreiten. Und so ist es in Österreich auch gekommen; nach langem Schwanken fand man endlich den sicheren Pfad; wir müssen die vorbereitenden Schritte von diesem Standpunkte aus milder beurtheilen, obwohl ihr Wert nur ein relativer war. Die Thätigkeit eines der fruchtbarsten österreichischen Bühnenschriftstellers jener Zeit kann nur dann richtig beurtheilt werden, wenn man ihn aus den österreichischen Literaturverhältnissen heraus erklärt. Tobias Philipp Freiherr von Gebler (1726—1786) vertritt das bürgerliche Drama und suchte im Anschluss an das Muster Gellerts, Weißes und geleitet von seiner Verehrung für Lessing das Wiener Drama der vornehmen Welt genießbar zu machen; seine zahlreichen Stücke wurden selbst in Deutschland beachtet, wenn man ihnen auch nur getheiltes Lob spenden konnte; ausgesprochene Physiognomie zeigt uns Gebler nicht, der aber immerhin ein nennenswerter anständiger Dilettant war und sich dem Fortschritte anzubequemen suchte. Dagegen bildet Cornelius Hermann von Ayrenhoff (1733—1819) einen merkwürdigen Beweis, wie weit die Österreicher insofern sie sich nicht berufsmäßig mit der Literatur beschäftigten, hinter ihrer Zeit zurückgeblieben waren; seine Dramen zeigen nicht den geringsten Einfluss der neueren deutschen Bewegung, sondern stecken vollständig in den Gottschedischen Kinderschuhen. Auch sein von Friedrich dem Großen so sehr gelobtes, frostiges Lustspiel: „Der Postzug" (1769) steht auf einem sehr niedrigen Niveau, zeichnet sich wenigstens vor den andern Lustspielen, die damals in Wien schon entstanden waren, nicht im geringsten aus.

Das Lustspiel zeitigte zuerst originellere Früchte der vorgeschlagenen Neuerungen; für das Lustspiel konnte man an die Wiener Traditionen anknüpfen; das regelmäßige Lustspiel brauchte nur die Auswüchse der Stegreif-Comödie fortzuschaffen und den Inhalt zu vertiefen, ohne die Veränderungen von Grund aus vornehmen zu müssen, die beiden Stephanie (1734—1798 und 1741—1800), Johann Heinrich Friedrich Müller (1738—1815), J. B. Pelzel (1745—. . . .), Paul Weidmann (1746—1810), einer der fruchtbarsten Bühnenschriftsteller Wiens, von dem wir sogar einen „Johann Faust" haben (1775),*) K. F. Hensler (1761—1825) und viele andere bemühen sich hier mit Erfolg. Sie bereiten allmählich den Umschwung vor, der sich im Beginne unseres Jahrhunderts vollzieht, und arbeiten dem größten Genie vor, das die moderne komische Bühne der Deutschen hervorbrachte: Ferdinand Raimund;**) an ihm sehen wir auch, wie die vorhandenen Comödien-

*) Siehe Seite 111.

*) Er wurde irrthümlicher Weise G. E. Lessing zugeschrieben, selbst im vorigen Jahrhundert, wie ein Theaterzettel in der Wiener Musik- und Theater-Ausstellung bewies.

**) Siehe Seite 175.

elemente nur des begabten Dichters bedurften, um ein neues Ansehen zu gewinnen.

Bei dem ernsten Drama lassen sich die Fortschritte der Production nicht so deutlich nachweisen, denn die Tragödie fand weniger Pflege; allein man war bemüht, die besten deutschen Stücke nun auch in Wien — freilich mit Rücksicht auf die k. k. Censur — aufzuführen und dadurch den Geschmack des Publicums zu heben. Schon Gottsched hatte gehofft, durch eine Anstellung in Wien für die Umgestaltung des deutschen Theaters wirken zu können; seine regen Hoffnungen wurden jedoch nicht erfüllt. Als nun Kaiser Josef den Thron bestieg, da hegten andere Schriftsteller die Erwartung, dass entscheidende Schritte unternommen werden würden, Klopstock richtete seine Blicke nach Wien und glaubte hier den Boden für seine reformatorischen Träume zu finden, auch in Lessings Herzen keimte der Wunsch, an die Spitze eines Nationaltheaters in Wien gestellt zu werden. Es kam anders, aber der Zug nach Wien, den wir in den Herzen vieler deutschen Schriftsteller bemerken, läſst uns ahnen, wie viel man sich im Reiche von der neuen Entwicklung der Dinge versprach. Bretschneider, Riedel versuchten ihr Glück in Österreich, Nicolai fand sich sogar veranlaſst, eine Art Entdeckungsreise nach Wien zu unternehmen, wovon seine Reisebeschreibung ausführlichen und lehrreichen Beweis ablegt.

Das Jahr 1776 entschied durch die Gründung eines k. k. Hof- und Nationaltheaters die Geschicke des deutschen Theaters in Österreich; es rückte dadurch in eine Reihe mit dem französischen und italienischen Theater, die in Wien bisher allein glänzende Stätten gehabt hatten. Als Theatercensor und Leiter wurde Sonnenfels bestellt; freilich muſste er bald weichen, Gebler wurde sein Nachfolger, Johann Friedrich Jünger (1759—1797) Hoftheaterdichter, aber das regelmäßige Theater hatte bereits den Sieg errungen. Auch Alxinger war eine Zeitlang (1794—1797) Leiter des Theaters, ihm folgte für ganz kurze Zeit August von Kotzebue; nach ihm hob Josef Schreyvogel (Th. West 1768—1832) das Burgtheater zu der Höhe, die es zum ersten deutschen Theater machte. Für die Bühne waren viele Dichter thätig, genannt seien Ferdinand Wilhelm Ziegler (1761—1827), Ernst Friedrich Jester (1745—1822), A. F. v. Guttenberg (1770—1807), August Freiherr von Steigentesch (1774—1826), Johann Karl Wezel (1747—1819), Sal. Friedrich Schletter (1739—1801), Wilhelm Vogel (1772—1843) und viele andere; es ist noch nicht gut möglich, die gesammte Masse der Dramen zu überblicken. Auch in den österreichischen Provinzen begann sich literarisches Leben schüchtern hervorzuwagen, meist dilettantisch und von Wien beeinfluſst. Wien blieb der Mittelpunkt des ganzen Treibens und alles gravitierte dahin.

Der Boden war gelockert worden durch literarische Streitigkeiten und Händel, manches Samenkorn hatten Hände hineingelegt oder der Zeitgeist über die Grenzen hereingeführt; langsam keimte die Pflanze. Das strenge Zurückdrängen jeglicher politischer Regierung verstärkte die poetischen Neigungen und bereitete das Erscheinen der beiden Dichter vor, die Österreich als Resultat seiner bisherigen Entwickelung dem Gesammtvaterlande spendete: Raimunds und Grillparzers.*)

*

* *

Und es war wie im Märchen vom Dornröschen: da in der rechten Stunde der Prinz erscheint, verwandelt sich die undurchdringliche Dornenhecke in eine duftende Blumenwand! Von nun an brach in Österreich die literarische Entwicklung nicht mehr ab. Wie früher Friedrich Nicolai, so lenkten nun manche Romantiker ihre Schritte nach Österreich und begründeten, zum Theile sogar unterstützt von der Regierung, vornehme Zeitschriften, von denen nur die glänzende Reihe der „Wiener Jahrbücher" genannt sei. Auch andere Zeitschriften nehmen einen wichtigen Platz in der Wiener Literatur ein, so besonders die Theaterzeitung von Bäuerle und der Humorist von Saphir, später vornehmer Frankl's Sonntagsblätter, hierauf erreichten in der nächsten Periode die Zeitungen einen ungeahnten Aufschwung und sicherten der Wiener Journalistik ein maßgebende Stellung im deutschen Leben, während für literarische Zeitschriften Wien kein rechter Boden mehr sein will.

---

*) Siehe Seite 455.

Von den literarischen Gattungen behauptete das Drama noch die längste Zeit den Vorrang und herrschte bedeutsam; durch ernste Stücke zeichneten sich Ludwig von Deinhardstein, Freiherr von Zedlitz und Friedrich Halm aus, denen sich dann S. H. Mosenthal anschloss; in Wien entfaltete Heinrich Laube als Director des Burgtheaters eine fruchtbare Thätigkeit, erreichte der gewaltigste deutsche Dramatiker neuerer Zeit, Friedrich Hebbel, Klärung und dadurch Meisterschaft. Unter der jüngeren Generation überragt Ludwig Anzengrubers mächtiges Talent die Grenzen seiner Zeit; er wurzelt auf volksthümlichem Boden, erfasst die modernen Probleme und findet ein Echo in ganz Deutschland — durch österreichische Dialectstücke. *) Das feine Lustspiel hebt Eduard von Bauernfeld zum typischen Zeitbild und repräsentiert uns die Wiener Gesellschaft.

In buntem Chor erklingen die Stimmen: der Lyriker, Hammer-Purgstall vermittelt orientalische Poesie, J. G. Seidl und J. N. Vogl glänzen durch ihre Balladendichtung, Freiherr von Zedlitz durch seine „Todtenkränze," Dräxler Manfred durch seine düsteren Gesänge. Mit mächtiger Rhetorik und ergreifendem Pathos singt Anastasius Grün von der Freiheit, während sich Nikolaus Lenau mit seiner tiefen Melancholie in die Natur einlebt und sie in herrlichster Weise beseelt. Auch in den Provinzen regt sich gerade die Lyrik; während die Steiermark mit Karl G. Ritter von Leitner mehr der Balladenart folgt und Böhmen mit Karl Egon Ebert, Moriz Hartmann und Alfred Meißner auf das Gebiet der Epik hinübergreift, entfaltet sich in Tirol ein sehr reiches lyrisches Leben: Hermann von Gilm und Adolf von Pichler müssen besonders genannt werden, denen noch Johann Senn anzureihen ist. In Oberösterreich und Salzburg begegnet die volksthümliche Gestalt des Dialectdichters Franz Stelzhamer's wandernd, trinkend und singend freundlichste Aufnahme; aus Krain stammt W. Constant (Constantin R. v. Wurzbach) und mischt seine sinnige Gedankendichtung in den Zusammenklang. Mächtig wirkt der Pessimismus Robert Hamerlings, weit über die Grenzen Österreichs.

Den größten Fortschritt bemerken wir aber auf dem Gebiete der kunstvollen Prosa; schon der feinfühlige Essayist Michael Enk, dann der klarblickende Ernst Freiherr von Feuchtersleben ragen durch ihre Prosa über die Menge hervor, ihnen läſst sich am besten der originelle, muthvoll rücksichtslose Ferdinand Kürnberger anreihen, der so warm für alles einzutreten verstand, was ihn mächtig erregte; durch seinen „Amerikamüden" verweist er zugleich auf das Gebiet, das in Österreich besondere Pflege fand und heute die ganze Literatur beherrscht: auf den Roman und die Novelle. Aber die Schar der Dichter und Dichterinnen ist so groß, dass es unthunlich ist, einzelne namentlich anzuführen. Genug, wir sehen, wie sich seit der theresianischen und josefinischen Zeit das literarische Leben in Österreich entfaltet, immer reicher, immer mächtiger, und wie besonders unter der Regierung des Kaisers Franz Josef die letzten Schranken fallen, die unser herrliches Vaterland von der übrigen Geisteswelt trennten. Das moderne Österreich steht auch literarisch ebenbürtig unter den modernen Staaten.

Dr. Richard Maria Werner.

**) Durch sein liebliches Dialectstück „Das Versprechen hinterm Herd" hat Alexander Baumann sogar das Burgtheater erobert, das seitdem wenigstens hie und da auch dem österreichischen Dialecte seine Pforten öffnete, selbst Anzengruber aufführte.

Die Entwicklung des deutschen Theaters in Österreich, mit besonderer Rücksicht auf die Wiener Hoftheater.

Die Entwicklung der dramatischen Kunst in Österreich hat, wie in jedem anderen Staate ihren Ausgangs- und Mittepunkt in der Haupt- und Residenzstadt des Reiches gefunden. Von dort aus breitet die Kunst ihre Strahlen über das ganze Land und alles, was hervorragend, was bedeutend ist, wird davon berührt und erwärmt. In beständiger Wechselwirkung spinnen sich die Fäden zwischen Hauptstadt und Provinz. So müssen wir bei der Entwicklung des deutschen Theaters in Österreich unsern Blick dahin richten, wo die Kunst zuerst ihre Hütte, dann ihren Tempel aufgeschlagen, wo sie, geläutert und genährt an der heiligen Flamme der Begeisterung und Aufklärung, sich zu jener Vollkommenheit und Reinheit emporgeschwungen hat, die das Burgtheater und Opernhaus in Wien zu den ersten Bühnen der Welt gemacht haben.

Seit der Erbauung des ersten stabilen Schauspielhauses in Wien bis zum heutigen Tage sind beinahe 200 Jahre verflossen. Früher hatte die Schauspielkunst keine Heimstätte; sie führte ein Wanderdasein, und schlug dort ihr Zelt auf, wo sie glaubte, Anziehungskraft ausüben zu können. So gab es in Wien auf den öffentlichen Plätzen Buden und Hütten, worin Hanswurst und Genossen ihre Vorstellungen gaben. Das erste echte und rechte Theater wurde im Jahre 1697 unter Kaiser Leopold I. erbaut und der Tonkunst wie dem Schauspiel gewidmet; außerdem bestand ein Hoftheater in der Favorita, dem heutigen Theresianum. Kaiser Karl VI. und insbesondere die Kaiserin Maria Theresia wandten ihre Aufmerksamkeit der Bühne zu, des Einflusses wohl bewusst, den sie auf das Volk auszuüben imstande ist. Der ausgesprochene Sinn der Österreicher für Musik, stellte die (damals ausschließlich italienische) Oper in den Vordergrund, und Karl VI. weihte ihr einen prachtvollen Tempel da, wo heute die k. und k. Redouten-Säle stehen. An der Spitze der Oper stand niemand Geringerer als der berühmte Kapellmeister Fux und der Librettist Pietro Metastasio.

Im Jahre 1741 ließ Maria Theresia ein Schauspielhaus erbauen; es war unser altes Burgtheater, eine allezeit fruchtbare und würdige Stätte der dramatischen Kunst, welche erst in unseren anspruchsvollen Tagen in einem neuen, prunkvollen Tempel der Musen aufgegangen ist.

Während die Tonkunst schon herrliche Blüten trieb, lag das Schauspiel noch im Argen. Zwar hatte der „Hanswurst“ schon in Leipzig durch Gottsched's und der Neuber Bemühen den Feuertod erlitten, doch wurzelte er zu fest im deutschen Volke und gewaltiger Anstrengungen bedurfte es, um ihn von der Bühne zu verjagen. Erst nach langem Kämpfen und Ringen, erst durch strenge Verordnungen und Erlässe Maria Theresias, wurde seine Verbannung von der Hofbühne Thatsache, aber in der Vorstadt tauchte er immer wieder auf, bis er sich endlich in jene urwüchsigen Volkstypen veredelte, die in ihrer Naturwahrheit vollkommene Bühnenberechtigung haben.

Im Jahre 1747 wurde das erste metrische Schauspiel: „Die Alemannischen Brüder“ von Krüger mit ungeheuerem Erfolge gegeben. Doch finden wir 1763 noch immer den Hanswurst und zwar in ein Lessing'sches Stück hineingezwängt, 1784 kann man unter der Leitung des Freiherrn von Lopresti schon von einer Veredlung des deutschen Schauspiels sprechen, wenn auch zumeist Übersetzungen die Bühne beherrschen. Wir begegnen auf dem damaligen Repertoire: Goldoni, Voltaire, Corneille. Alles, was aus Italien und Frankreich stammte, war hochwillkommen und die französische Truppe, von dem Director Grafen Durazzo verschrieben, hatte bald die deutsche Schauspielkunst weit überflügelt; sie stand auf einer viel höheren Stufe als diese, wirkte aber eben deshalb auch veredelnd auf das deutsche Theater.

Nach dem Tode Kaisers Franz I. (1765) kam unter Hilverding van Wewen wieder das deutsche Schauspiel zu Ehren, und ein unverkennbares Streben nach Selbständigkeit und Vervollkommnung wurde bemerkbar, Hof-

rath Sonnenfels eifert in seiner Wochenschrift gegen die Burleske. Wohl erfolgt unter der Direction des Italieners Affliggio wieder ein Rückschritt, doch das Publicum ist bereits an Besseres gewöhnt, und der Dichter Heyfeld trachtet im Vereine mit dem Director Freiherrn von Bender die Bühne von den Schlacken zu läutern, die man abermals zu beklagen hat. Affliggio verläſst Wien und eine Geschmacksrichtung, die der seinigen vollkommen entgegenstrebt, gewinnt endlich dauernd die Oberhand. Das Reich und die Macht der Burleske sind für immer dahin! Unter Kaiser Josef II., dessen weitschauender Blick sich auch dem Theater zuwendet und demselben mit klarem Verständnisse seinen rechten Platz unter den Mitteln zur Volksbildung anweist, erfährt das deutsche Theater in Österreich einen gewaltigen Umschwung. Der Kaiser selbst räumt den Schauspielern die ihnen zukommende Stellung in der Gesellschaft ein, er erklärt sie pensionsberechtigt und gibt der verwaisten Bühne den Titel eines Hof- und National-Theaters. Somit bedeutet das Jahr 1767 die eigentliche Grundsteinlegung des deutschen Schauspiels in Wien. Vom Kaiser selbst überwacht, unter der Direction des Fürsten Franz Khevenhüller, beginnt es seine Thätigkeit mit deutschen Lustspielen, um unentwegt emporzublühen zur ersten Bühne Österreichs und Deutschlands! Auch der deutschen Oper räumt der Kaiser ihren gebürenden Platz ein; das Singspiel „Die Bergknappen" von Umlauf bedeutet 1788 den Anfang der deutschen Oper in Wien; Kaiser Josef darf man auch die Einsetzung amtierender Regisseure zuschreiben, „denn die Kunst," sagt der große Monarch „müsse von Künstlern geleitet werden."

Nach dem Regierungsantritte Kaiser Franz II. wurden beide Theater dem Freiherrn von Braun verpachtet, und der bekannte Dichter Johann von Alxinger übernahm die Stellung eines leitenden Theatersecretärs. Schauspiel und Oper wetteiferten miteinander in dem Bestreben, Vorzügliches zu bieten. Lessing's mächtiger Einfluſs durch seine Kritik und seine echt deutschen Stücke verfehlt auch bei uns seine Wirkung nicht. Auch die deutsche Schauspielkunst tritt in ein Stadium der Veredlung, die sich vollends unter der Einwirkung des Gastspiels des Vaters der deutschen Schauspielkunst, Friedrich Ludwig Schröder, 1781, vollzieht. Der große Künstler erscheint zwar nur wie ein Meteor am österreichischen Theaterhimmel, aber seine Leistungen als Hamlet, Lear, sind von wunderbarer Gewalt und von großer ethischer Bedeutung für die anderen Schauspieler. Auch bilden sich schon hervorragende junge Talente heran, wie Friedrich Müller, die beiden Brüder Stephanie, der Heldendarsteller Lange, der Komiker Weidmann, Siegfried Koch; die Damen Adamberger und deren Tochter Antonie,*) die Braut des jugendlichen Freiheitssängers und Helden Theodor Körner, Frau Koberwein, Wilhelmine Korn.

Goethe's „Clavigo" und „Die Geschwister," Schiller's „Don Carlos" und „Die Braut von Messina" werden vortrefflich dargestellt, freilich zeitgemäß verstümmelt von der strengen Censur. Schiller's Dichterworte dringen zu den Herzen der Zuhörer und werden ihr Eigenthum. Allerdings äußert auch die Werther-Epoche ihren Einfluſs in Österreich; weltschmerzlerisch angekränkelte Stücke gerathen, thränenerzeugend, auf die Bühne. Dann tritt Kotzebue in die Leitung des Burgtheaters und seine zahlreichen Stücke beherrschen das Repertoire. Sein unsteter Charakter aber bestimmt ihn bald zu seinem Rücktritt; ihm folgte für kurze Zeit Josef Sonnleithner. Nach diesem übernimmt eine aristokratische Gesellschaft die Oberleitung beider Theater; die Grafen Pálffy, Eszterházy, Lodron und Fürst Lobkowitz stehen an der Spitze. Den Schauspielern werden neue Rechte eingeräumt, indem man sie lebenslänglich anstellt und für ihre Witwen sorgt.

Von 1814 bis 1832 währt eine glanzvolle Epoche des Burgtheaters! Das deutsche Theater schwingt sich unter der Leitung des Theatersecretärs Schreyvogel (West) zu nie geahnter Höhe empor. Der Dichtergenius regt mächtig seine Schwingen. Grillparzer erscheint, an Müller's Schicksalstragödie: „Die Schuld" anknüpfend, mit seiner „Ahnfrau" zum erstenmale auf der Bühne, um bald mit seinen Dramen sich den ersten Classikern anzureihen. Nach Lessing, Goethe und Schiller gebürt ihm der erste Platz auf classischem Boden. Schiller's „Wallenstein," „Maria Stuart," und „Wilhelm Tell," Goethe's „Tasso" und „Götz von Berlichingen," Lessing's „Nathan der Weise," Shakespeare's sämmtliche Dramen, „Donna

*) Siehe Seite 412.

Diana," von Schreyvogel aus dem Spanischen übersetzt. — Houwald, Iffland, Kleist, Körner, Schenk, Raupach — sie gehen Alle auf die Bühne. Das Publicum bewährt seinen Sinn für das wahrhaft Schöne; dieser Sinn ist das Gold im Schachte. Am Dichter ist's die verborgene Ader zu entdecken. Ein neuer Geist durchweht das Theater; Schauspieler und Dichter wetteifern miteinander und das Auditorium gibt sich entzückt den reinsten aller Genüsse hin. Die Dichtung wirkt auf das Gemüth wie ein erfrischender Quell auf den erschlafften Körper, belebend und anreizend zu neuer Thätigkeit. Der Friede in der Politik nährt das Interesse für das Theater, Laube's Spruch: „Das gespielte Leben verliert seine Reize, wenn das wirkliche Leben in hohen Wogen geht" erhält dadurch seine vollste Bestätigung.

Nennen wir die Namen, die damals auf den Zetteln des Burgtheaters geglänzt, dann können wir begreifen, auf welcher Höhe es gestanden ist. Sophie Schröder, die Meisterin des Vortrags; Sophie Müller die entzückende tragische Liebhaberin; Korn, der unvergesslich Allen, die ihn einmal spielen gesehen, später Löwe und Fichtner, der Eine feurig und hinreißend, der Andere liebenswürdig und glänzend; Anschütz, das Vorbild aller Heldenväter und Costenoble, der Urtypus des Lustspiel-Papa's. Das war eine Glanzperiode des Burgtheaters, wie sie seither sich nicht wiederholt hat.

Während das Schauspiel auf so hoher Stufe stand, hatte sich auch die Oper, die deutsche und die italienische, zu reicher Blüte entfaltet. Schon unter Cimarosa, den Kaiser Leopold II. nach Wien berufen hatte, waren Oper und Ballet berühmt durch die Sängerin Gusliani, durch Maffole und Muzzarelli. Gluck's innige, tiefe Musik bereitete das Publicum auf jene wunderbaren Tonwerke vor, die bald die Räume des Opernhauses durchzittern sollten gleich süßer Sphärenmusik.

Die aristokratische Gesellschaft, welche die Direction der Theater übernommen hatte, theilte sich. Fürst Schwarzenberg trat gänzlich aus, Graf Pálffy übernahm das Burgtheater und Fürst Lobkowitz die Oper. Endlich wurden, wie unter Kaiser Josef die beiden Hoftheater der Regie der Hofkammer einverleibt, unter dem Schutze des Oberstkämmerers Grafen Wrbna. Die Oberdirection wurde dem Finanzminister Grafen Stadion übertragen, der weder Zeit noch Geld sparte, um das Theater zu heben.

Nun erscheinen auch am Musikhimmel Österreichs glänzende Namen, die mit ihrem unsterblichen Glanze die ganze Welt erhellen und erwärmen, Mozart, Beethoven, Haydn! Wir dürfen sie mit Stolz nennen, denn sie sind unser specielles Eigenthum geworden. Mozart und Haydn als Österreicher von Geburt, Beethoven als solcher von Herzen durch seinen Aufenthalt und durch seine musikalische Ausbildung, die ihm Erzherzog Maximilian, Kurfürst von Köln, auf seine Kosten zutheil werden ließ. Die rührende Einfachheit Haydn's der Melodienzauber Mozart's, die gewaltige Zaubermacht Beethoven's! Wahrlich ein herrlicheres Trifolium hat es niemals gegeben.

Und in der Poesie? Weimars Glanzepoche! Jene unsterblichen Namen, die auf ewig mit dem deutschen Schauspiele verwachsen und seine Schöpfer sind! Welche Zeit idealen Schaffens, idealen Genießens! Andachtsvoll lauschte das Publicum den Meistergesängen im Opernhaus und dem Dichterworte im Burgtheater! Auch das Lied, das gesungene Gedicht hat seinen Vertreter in dem unsterblichen Schubert gefunden. Sein Name weckt eine Fülle weltbekannter, ewig schöner Gesänge. Früher schon begegnen wir dem Liebling der zweiten Gemahlin Franz I. — der Kaiserin Maria Theresia — dem Kapellmeister Josef Weigl, das Pathenkind Haydn's, dessen Schlichtheit und entzückende Einfachheit er geerbt hatte. Seiner lieblichsten Oper, der idyllischen „Schweizerfamilie," folgt Mozart mit „Figaros Hochzeit," der ersten komischen Oper von entzückender Grazie, und über Prag kommt „Don Juan," die Oper aller Opern. „Die Entführung aus dem Serail" war schon als deutsches Singspiel erschienen. Cherubini, Spontini beherrschen das italienische Repertoire; die Sänger: Weinmüller, Schulz, Saal, Lippert; die Sängerinnen: Willmann, Galvani, Saal, später Vogl, Baumann, Müller-Grünbaum, Milder-Hauptmann, Buchwieser; die berühmten Gäste aus dem Süden, Veluti und Tachinardi, Karl Lablache und Tamburini, bedeuten die Sterne auf dem Himmel der Gesangskunst. Am Dirigentenpult erscheint Rossini in höchsteigener Person; das österreichische musikliebhabende Publicum hat für die verführerischen

Klänge aus dem Süden ebenso viel Verständnis und Begeisterung wie für die ernste, classische Musik eines Gluck und Beethoven.

Unter Graf Gallenberg's Direction erscheint Fanny Elsler († in Wien 1884) als Prima-Ballerina, die verkörperte Poesie des Tanzes, und wenn Terpsichorens Kunst der Italienerin Taglioni das Auge entzückte, so bewegte jene der Österreicherin Elsler die Seele des Zuschauers. „Sie tanzt Goethe," hat Jemand ihre Anmut geistreich charakterisiert. Unter Duport geht die schönste und letzte Oper Rossini's „Wilhelm Tell" über die Bretter. Die Sänger Franz Wild, Anton Forti, Josef Staudigl, Josef Erl — die Sängerinnen Wilhelmine Hasselt-Barth, Sophie Löwe (vermählt mit dem Fürsten Friedrich Liechtenstein), Jenny Lutzer, später Gemahlin des Dichters, Directors u. Hofraths Freiherrn von Dingelstedt, Clara Stöckl-Heinefetter, der ideale Tenor Josef Ander belebten die Opernbühne. Ander verfiel in der Vollkraft seiner Jahre, in dem Zenith seines Ruhmes, in geistige Umnachtung, dasselbe traurige Schicksal hatte Staudigl. Noch vor der Lutzer hatte die reizende Henriette Sonntag (verehelichte Gräfin Rossi), — die in Prag flügge gewordene „deutsche Nachtigall" — in Wien ihren herrlichen Sang ertönen lassen. Neben diesen gottbegnadeten Künstlern erschienen noch illustre Gäste, wie: Salvi, Karoline Wigher, Sabatier, Alboni u. s. w. Es war eine Zeit des Glanzes dessen Darstellung Bücher füllen könnte.

Wir verlassen nun die Hofbühnen für kurze Zeit und wenden unsere Aufmerksamkeit den anderen Bühnen der Residenz zu, auf denen uns urwüchsige Talente entgegentreten, und wo der Humor, diese Himmelsgabe des Österreichers und insbesondere des Wieners, das Scepter schwingt. Statt des verpönten Hanswursts begegnen wir in dem 1781 gegründeten Theater in der Vorstadt Leopoldstadt dem humorvollen Kasperl, vom Komiker Laroche geschaffen und dem Thaddädl Nasenhuts; später dem Urtypus eines Wiener-Bürgers, dem Parapluiemacher „Staberl", vom beliebten Komiker Schuster, in unvergleichlicher Art dargestellt. Wenzel Müller's († 1835) reizvolle Musik trägt viel zum Erfolge all der Volksstücke bei, die das Wiener Publicum entzückten. Die heiteren Stücke Adolf Bäuerle's, die Schauerdramen, wie u. a. „Wendelin von Höllenstein" von Alois Gleich (Dellarosa) übten große Anziehungskraft aus. Im Jahre 1817 erschien auf dem Theaterzettel zum erstenmale ein Name, der sich tief in das Herz der Wiener eingenistet hat, der des Schauspielers und Dichters Ferdinand Raimund*), der sich 1836 in einem Anfall von Geistesstörung das Leben nahm. Seine Stücke, von poetischem Zauber durchweht und von Naturwahrheit durchtränkt, zählen zu den schönsten und kostbarsten Perlen des Volksstücks. „Der Barometermacher," „Der Diamant des Geisterkönigs," Alpenkönig und Menschenfeind" und vor allem „Der Verschwender" sind in ihrem mystischen Zusammenhange mit dem Überirdischen von eigenartigem Zauber und fanden damals, und finden heute noch in den Herzen der Österreicher ein mächtiges Echo. Das ist der wahre Humor, der unter Thränen lächelt und dieser wehmutsvolle Humor geht durch alle Stücke Raimund's. Das Leopoldstädter Theater vereinigte dazumal ein seltenes Ensemble ausgezeichneter Kräfte. Außer Schuster sah man Korntheuer, Sartori, Lederer, die Damen Ennöckel (verehelichte Bäuerle) und die 1830 gestorbene, berühmte Soubrette Therese Krones, die später nur von Josefine Gallmeyer erreicht wurde. Unter Director Karl (Bernbrunn), der auch ein vortrefflicher Komiker war und auf der Stätte des alten Theaters, ein neues nicht eben sehr geschmackvolles erbaute, das noch heute seinen Namen (Karl-Theater) führt, erhielt diese Bühne einen anderen Charakter, den sie heute noch beibehält. Sie wurde die Stätte der Posse, wo der Witz seine Funken schlug und wo die Komiker Scholz, Nestroy und Karl selbst, die Lachlust der Wiener, durch manchmal recht derbe Extempore's erregten. Unter den Directoren Treumann und Ascher, die selbst zu den besten Kräften ihres Theaters zählten, erhielt sich diese Bühne auf stets gleicher Höhe und bewahrte ihre Zugkraft. Die geistvolle Frieb-Blumauer (später in Berlin engagiert) das humorvolle urwüchsige Kleeblatt Matras, Knaack und Blasel (Ersterer geisteskrank gestorben), später auch Tewele, die unvergleichliche Josefine Gallmeyer († 1884), die mit ihrem genialen Witz, ihrem ursprünglichen Humor, ihrer satyrischen Ader,

*) Seite 175.

ihrer gutmüthigen Urwüchsigkeit die Wiener begeisterte, deren Name allein genügte, um volle Häuser zu machen, sie Alle hatten die Bühne des Karltheaters zur populärsten Wiens gestaltet. Die wahre Komik scheint mit diesem Jahrhundert zu schwinden, und der Nachwuchs an wirklich talentvollen urwüchsigen Komikern ist so spärlich, dass der jetzige Director des Karltheaters, Herr Blasel — oft in die Ferne schweifen muss, da nichts Gutes mehr nahe liegt — Gäste heiterer und ernster Muse kommen aus Frankreich und Italien, und locken das Publicum, Dank der großen Anziehungskraft, die alles Ausländische auf den Österreicher von jeher ausübt.

Ein anderes Vorstadttheater, jenes „an der Wien" (gegründet 1786) wurde unter seinem ersten Director Schikaneder mit Mozart's „Zauberflöte" eröffnet. — Anfangs wetteiferte er mit der Hofoper, wurde später, als er jenem Wettkampfe unterliegen musste, der Schauplatz der damals grassierenden Ritter- und Schauerstücke und erhob sich dann unter der Direction desselben Karl, der später das Leopoldstäter-Theater gründete, zu hoher Bedeutung. Der Heldenspieler Kunst und der als Dichter und Schauspieler gleich große Nestroy, der Liebling des Publicums Wenzel Scholz, die pikanteste aller Soubretten Frau Brüning (verehelichte Schuselka), der Komiker Hopp errangen große Triumphe und zwar ganz besonders in Nestroy's urkomischen Volksstücken, wie: „Der Zerrissene," „Eulenspiegel," „Lumpazi Vagabundus" ꝛc.*)

Unter Pokorny trat wieder die Musik die Herrschaft an. Flotow's melodiöse Oper: „Stradella" eröffnete den Reigen. Staudigl, Marra, Henriette Treffz, die spätere Frau Johann Strauß', Gäste wie Jenny Lind, Pischek, die Schauspielerin Stich und der Schauspieler Dessoir spielten auf der Wieden. Von nun an war das Theater an der Wien die Heimstätte jener leichten, anmuthigen Musik, die in Offenbach, Johann Strauß, Millöcker, Suppé, Ad. Müller, Johann Brandl und Alfons Czibulka ihre hervorragendsten Vertreter hat. Überall, wo Musik ertönt, überall wo Terpsichore ihre Schwingen regt, erklingen die hinreißenden Walzer von Strauß. Die drei Brüder, von welchen leider nur mehr zwei am Leben sind, zählten und zählen zu den populärsten Erscheinungen der Residenz. — Sie bilden mit ihrem Vater und dessen Zeitgenossen J. Lanner *) eine Epoche im Musikleben Österreichs und sind eine Specialität, so recht aus österreichischem, ja aus dem Wiener Boden herausgewachsen. Die Operette hat demnach, ebenso wie die Oper in Wien ihre Heimat gefunden und die Franzosen, die Meister der leichtern Gattung, sind uns ebenso nahe getreten, wie dem eigenen Publicum an der Seine. Sänger und Komiker zugleich, wie Girardi, Schweighofer und Josef Stelzer, (†) Sängerinnen, wie die ewig jugendliche Frau Geistinger es war — wie Ilka Pálmay es jetzt ist — wurden vorzügliche Darsteller der leichten musikalischen Genres. — So behauptet das Theater an der Wien stets seine Position: es ist die wahre Heimat der Wiener Operette geworden, und nur das Karltheater wetteifert mitunter auch in dieser Hinsicht mit ihm.

Das dritte Vorstadttheater Wiens, das Theater in der Josefstadt (1788 eröffnet) schwankte stets zwischen Ebbe und Flut. Es wurde am 22. November 1788 eröffnet und der Posse, dem Singspiel, der Pantomime geweiht. Erst 1830 blühte es unter der Direction Stöger's, und die Oper verdrängte die Posse. Kapellmeister Konradin Kreutzer erregte mit seinem „Nachtlager von Granada" großen Beifall. Die Sänger Pöky, Demmer, der beliebte Komiker Rotter, die Primadonna Zinner füllten die Räume mit andächtigen Zuhörern. Raimund's Schwanengesang „Der Verschwender" wurde hier mit Enthusiasmus aufgenommen und vierzig Abende hintereinander gegeben. Durch den Rücktritt Stöger's der das Prager Theater übernahm, sank die Josefstädter Bühne wieder von ihrer künstlerischen Höhe herab. Holtei und seine Gattin gaben dort Gastvorstellungen, der Sänger Erl begann seine glänzende Laufbahn auf jener Bühne. Heute ist das Josefstädter Theater der bevorzugte Ort der Wiener Localpasse, die man dort in voller Unwüchsigkeit spielt. — Zwei andere Wiener Theater von Rang und Namen sind ein Raub der Flammen geworden. Das eine, erbaut von dem beliebten Schauspieler und Director Karl Treumann 1860, brannte

*) Seite 176.

*) Seite 259.

nach kurzem dreijährigem Dasein 1863 vollständig nieder; das zweite, die sogenannte komische Oper oder das Ringtheater, das unter den allergünstigsten Aussichten eröffnet worden war, wurde am 8. December 1881 ein Raub der Flammen, unter seinen Trümmern fanden Hunderte den Erstickungstod. Es war ein wahrer Schreckenstag für Wien, der noch lange lähmend auf die Theaterlust wirkte. Auch das Wiener Stadttheater, das zuerst unter der Direction Laube's, später unter jener Karl von Bukovics', eine beliebte Heimstätte vortrefflicher Künstler, eine Art Vorschule für das Burgtheater geworden war, wurde 1883 durch einen glücklicherweise nach der Vorstellung ausgebrochenen Brand theilweise zerstört. Bukovics selbst war ein großer Liebling des Publicums, sein urwüchsiger Humor in Väter und Bonvivant-Rollen war stets der Wirkung sicher. Tyrolt und Tewele wuchsen hier kräftig empor; aus Laube's Zeit übergiengen Robert und Katharina Schratt an das Burgtheater. Das Theater wurde nach dem Brande in ein Vergnügungsetablissement umgestaltet, das noch heute den Namen seines Gründers Ronacher (†) trägt. An der Peripherie der inneren Stadt erhob sich aber bald ein neues von den Architekten Helmer und Fellner erbautes, reizend ausgestattetes Volkstheater, das nun unter der Direction des Herrn Emmerich von Bukovics, eines Bruders Karls von Bukovics, im vollsten Glanze künstlerischen und pecuniären Erfolges steht. Wir finden da Tyrolt und Tewele, den Unverwüstlichen, wieder, jüngere Kräfte, wie Herrn Kutschera, Weiße und den ausgezeichneten Vertreter Anzengruber'scher Charakterköpfe Ludwig Martinelli, die Naive Fräulein Odilon und die Tragödin Adele Sandrock, deren packendes, hervorragendes Talent seines Gleichen sucht. Einheimische Autoren gehen mit mehr oder minderem Erfolg über diese Bühne. Anzengruber, der zuerst in der Josefstadt und auf der Wieden erschienen war, findet da seine vortrefflichste Darstellung. Die Frauengestalten in den Stücken von Voss scheinen für die Sandrock geschaffen.

* * *

Doch nun zurück zum Brenn- und Mittelpunkt der dramatischen Künste in Wien — zum Burgtheater. Bei Schreyvogel's glänzender Epoche waren wir stehen geblieben. Unter Deinhartstein und Holbein folgte eine sichtliche Verflachung. Wohl wachsen hervorragende Talente heran. Therese Peche und Julie Gley (nachherige Frau Rettich), Karl Laroche, ein Schüler des großen Weimarer Meisters Goethe, werden Zierden dieser Bühne. Friedrich Halm (Baron Münch-Bellinghausen) und Eduard von Bauernfeld beherrschen mit ihren Stücken das Repertoire, „Bauernfelds Fruchtbarkeit," sagt Laube, „hat das Publicum vor Gleichgiltigkeit bewahrt." Halm fesselt durch seine hochpoetische Sprache, welche den ungesunden Kern mit einer reizenden Hülle umgibt, Kotzebue und Iffland werden noch viel gegeben, so auch die Stücke der Prinzessin Amalie von Sachsen und jene der Birch-Pfeiffer und der Weißenthurn*), die durch Bühnentechnik glänzen. Grillparzer ist in vollster Schaffenskraft (Hero und Leander, Medea, Weh dem, der lügt), unsere talentvollen Landsleute Marsano, Zedlitz und die deutschen Dichter: Töpfer und Holbein, kommen auf die Bühne. Die Classiker sind durch mittelmäßige Dichter verdrängt. Das Interesse des Publicums ist in merklicher Abnahme. Das mahnende Jahr 1848 mag seine Schuld daran haben! Es braust heran, wie ein Orkan, und da es vorübergezogen — weht ein neuer Geist über die Bühne. Die strenge Censur ist aufgehoben. Man gibt Laube's „Karlsschüler" mit Fichtner als Schiller. Hebbel's „Magdalena," Freitag's „Valentine", Schiller's „Wallensteins Lager" zum erstenmale!

Nun kommt ein Mann an das Ruder, ein Steuermann mit eiserner Faust, ein klarer hellsehender Geist: Heinrich Laube! Die Faust ist manchem Schauspieler zu eisern, doch Laube versteht es wie Keiner, Talente zu entdecken und heranzubilden. Er arbeitet 19 Jahre in rastloser Thätigkeit, in voller Freiheit! Trotz Heranziehung französischer Stücke, wird dem deutschen Dichter stets der erste Platz gelassen. Laube's Stücke voll reicher Bühneneffecte fesseln das Publicum. Shakespeare erscheint in trefflicher Übersetzung auf der Bühne; die Schauspieler wachsen mit ihren höheren Aufgaben.

Es ist eine imposante Künstlergallerie, die wir nun zu skizzieren haben. Wir sehen Josef

*) Seite 233.

Wagner mit dem erhabenen Ausdrucke der Leidenschaft, seine Frau, die sinnige Schauspielerin; Laroche, der unvergessliche Schalk, Dawison, der leider bei uns nicht ausharrte, Meixner mit seiner beißenden, unnachahmlichen Komik, Beckmann mit seinem unerreichten feinen Humor, Anschütz in der vollen Kraft seiner Begabung, Wilhelmi, dem Laube in seinem Buche: „Das Burgtheater" ein unsterbliches Blatt gewidmet hat, Frau Bayer-Bürk, Frau Seebach mit dem Flöten-Organ. Marie Boßler, die glänzende „Sternschnuppe," Julie Rettich, die geistreiche Darstellerin der Heldinnen Halm's. Friederike Gossmann (jetzt Gräfin Prokesch-Osten), deren geistvolle Naivetät und unvergleichliche Darstellung der „Grille" sprichwörtlich geworden ist, ferner Louise Neumann (Gräfin Schönfeld), eine Perle des Burgtheaters nennt sie Laube, Mathilde Wildauer, die später ihre Stimme entdeckte und eine treffliche Sängerin wurde, Auguste Rudloff, Friederike Bognár, Regine Delia (Frau Friedländer); seit 1858 Lewinsky, der Meister der Rede, seit 1864 Charlotte Wolter (Gräfin O'Sullivan), die nunmehr die erste Tragödin deutscher Zunge ist mit ihrer tragischen Allgewalt; Auguste Baudius (Frau Wilbrandt) die reizende, geistreiche Liebhaberin mit den Märchenaugen; Frau Hebbel, Gemahlin des großen heimatlichen Dichters, Bernhard Baumeister mit dem edlen, herzerquickenden Realismus des Spiels, den wackeren Arnsburg († 1891 zu Gastein), den humorvollen Schöne, das Ehepaar Gabillon, (Frau Zerline Gabillon †), in welchem sich Geist und Schärfe, Liebenswürdigkeit und Talent paarte, der fesselnde, anmuthige Salonheld Hartmann und dessen von natürlichem herzgewinnenden Humor übersprudelnde Gemahlin Helene Hartmann, Friedrich Krastel mit dem unerlöschenden Feuer der jugendlichen Begeisterung, Konrad Hallenstein (†) und endlich Sonnenthal, den man vielfach als den ersten Schauspieler Österreichs und wohl auch Deutschlands in der Tragödie und im Conversationsstück bezeichnet, wie Amalie Haizinger die glänzendste Repräsentantin der komischen Alten im künstlerischen Deutschland war. Welch' eine Armee unter dem Feldherrn Laube!

Die Einführung der Preislustspiele gibt den Dichtern neue Schaffensfreude! Hackländer's „Geheimer Agent" ist der erste Erfolg derselben. Ein Zusammenfluss von österreichischen und deutschen Dramatikern schafft ein überaus reiches Repertoire. Gutzkow, Mosenthal, Prutz, Laube, Devrient, Lederer, Benedix, Eduard Mautner, Hebbel mit gewaltiger Tiefe. Freitag's geistreiche „Journalisten," die Lustspiele Sigmund Schlesinger's, Nissels historische Stücke, Paul Heyse &c. Wer nennt sie all' die Namen, wer zählt alle die Blüten, an dem mächtig treibenden Stamme deutscher Dichtung! Dazu gesellen sich noch Dumas, Sandeau, Sardou, Scribe, Augier, Ohnet und Feuillet aus Frankreich, gesellen sich Shakespeare's Königsdramen. Ein internationaler und doch wieder echt österreichischer Geist beherrscht die erste Bühne Deutschlands — unser Burgtheater!

Doch auch Laube's Regierung nimmt ein Ende und zwar ein gewaltsames! Der Intendant Baron Münch (Friedrich Halm) übernahm die Oberleitung beider Hoftheater und strebte nach Alleinherrschaft. Als artistischer Director wirkte unter ihm drei Jahre auch Wolff. Die Censur geht in die Hände des damaligen Sectionschefs Leopold Freiherrn von Hofmann über, der stets innig mit dem Theaterleben in Österreich verwebt geblieben ist. Heinrich Laube, dessen ganzes Sein und Denken von den Interessen des Theaters erfüllt war, übernimmt die Leitung des Stadttheaters, von dem früher schon gesprochen worden ist.

1870 scheidet Halm von der Intendanz, und Franz Dingelstedt, der feine Hofmann und geistvolle Dichter wird sebständiger Burgtheater-Director. Sein außerordentliches Inscenierungstalent füllt eine große Lücke aus; Laube legte das Hauptgewicht auf das Spiel — indess Dingelstedt die Schauspieler in einen schönen Rahmen stellte. Shakespeare's Dramen entfalteten sich zu nie gesehenem Glanz. Neue Kräfte strömen zur ersten Bühne Deutschlands: Friedrich Mitterwurzer (später im Stadttheater — jetzt nur ein seltener Gast in Wien) Hugo Thiemig, der treffliche Komiker, die eigenartige Johanna Buska, jetzt Gattin des Prager Directors Angelo Neumann, Frau Strassmann, die pathetische Heldenmutter († 1892) und 1871 Fräulein Stella Hohenfels (jetzt Baronin Berger), die sich durch ihr liebenswürdiges Talent alle Herzen erobert hat, die poetische, leider viel zu früh verstorbene sentimentale Josefine Wessely. Und doch vermögen die heranwach-

senden jungen Talente es kaum, jene Künstler zu ersetzen, die das Publicum so sehr verwöhnt hatten. Dieselben Schauspieler, die nun auf dem Zenithe ihrer Kraft und ihres Ruhmes stehen, waren damals in vollster Entwicklung, sich emporrankend an den herrlichen Vorbildern — die Vorbilder sind zu Grabe getragen — und — was damals emporstrebte, ist nun auf jenem Höhepunkt angelangt, wo gewöhnlich der Stillstand eintritt — die Schar der wahrhaft kunstbegeisterten und begabten Jünger ist klein, der Wandertrieb dafür größer geworden — die Einheit des Theaters geht dadurch auch verloren.

Nach dem Tode des trefflichen Dingelstedt fiel die Wahl auf den bedeutenden Dichter Adolf Wilbrandt; dieser besaß keine eiserne Faust, sondern nur eine ideal angelegte Natur, die nicht Laube's zähe Widerstandskraft, wohl aber die Befähigung besaß, das Burgtheater zu neuem Glanze zu führen. Durch die Aufführung der Faust-Tragödie (beide Theile) hat er sich ein bleibendes Verdienst erworben, der zweite Theil wurde durch Wilbrandt's verständnisvolle Inscenierung und durch die mustergiltige Darstellung dem größeren Publicum näher gebracht. Unter seiner Direction erscheinen neue Talente: die begabten jungen Künstler Hübner, Devrient, Fräulein Barsescu (seither nach Hamburg übersiedelt). Wilbrandt's eigene Stücke, jene Wildenbruch's, die Lustspiele von Moser, Triesch, Mauthner, Bauernfeld, Mosenthal und Schlesinger üben noch immer Anziehungskraft aus. Noch ist kein Nachlassen der dramatischen Production fühlbar — das Capital alter, guter Stücke ist vorhanden — auch der pecuniäre Erfolg ist ein ziemlich befriedigender.

Wilbrandt's Muse litt unter den zeit- und kraftraubenden Directionspflichten und er bat Seine Majestät um seine Entlassung. Geistreich und charakteristisch zeichnet der scharfblickende Kritiker Ludwig Speidel die Leistungen des Directoren-Trifoliums Laube, Dingelstedt und Wilbrandt: „Sie haben alle drei einseitig gearbeitet, aber doch wieder alle drei zum Besten des Burgtheaters. Laube hat auf das Ohr gewirkt, Dingelstedt auf das Auge, Wilbrandt auf den innern Sinn. Laube hat das Wort gepflegt, Dingelstedt das Bild, Wilbrandt den sittlichen Kern im Künstler." Nach Wilbrandt führte der Schauspieler Adolf Ritter v. Sonnenthal provisorisch die Direction des Theaters. Am 13. October 1888 wurde das alte Burgtheater geschlossen und mit ihm wurden die interessantesten Erinnerungen der Entwicklung der dramatischen Kunst Österreichs zu Grabe getragen. In einem stimmungsvollen Epilog von Alfred Freiherrn von Berger wurde der Wehmuth Ausdruck geliehen, die Schauspieler und Publicum erfasst beim Abschiede vom liebgewordenen, trauten Künstlerheim! — Sonnenthal sprach den Epilog, nachdem Goethe's „Iphigenie" mit Frau Wolter, den Herren Baumeister, Hallenstein, Krastel und Hartmann gegeben worden war. Die Thränen flossen reichlich, und des Abschiednehmens war kein Ende!

Am 14. October wurde das neue Burgtheater eröffnet. Auf dem Theaterzettel stand: Prolog — Esther — Wallensteins Lager — Grillparzer und Schiller! Das muſste, sollte wohl ein gutes Omen sein! Das prachtvolle, neue, von Baron Hasenauer erbaute Haus entzückte Alle, die so glücklich waren, Eingang in die geheiligten Hallen zu finden. Der reiche künstlerische Schmuck des Hauses ließ nicht allsogleich die Gebrechen entdecken, an welchen es noch heute theilweise leidet. Man war an die engen Räume des alten Hauses gewöhnt, an die Intimität zwischen Schauspieler und Publicum. Im neuen Hause kam dem Hörer Alles kalt und fremd vor und die Schauspieler konnten lange darin nicht heimisch werden. Noch immer war das Haus ohne Director. Sonnenthal und der Dichter Alfred Freiherr von Berger als Directionssecretär verwalteten das Amt. Man suchte und fand endlich einen Director, Herrn Förster — früher Burgschauspieler — ein tüchtiger Mann, von dem man das Beste hoffen durfte. Leider starb er nach kurzer Frist und wieder war das Burgtheater verwaist. Da die Gemahlin des Directors nicht auf der Bühne, wo ihr Gatte die Direction leitet, auftreten darf, muſste man auf Baron Berger verzichten, um nicht die vortreffliche Stella Hohenfels zu verlieren. Endlich glaubte man den Mann gefunden zu haben: Director Burkhard, viel angefeindet, jung, unerfahren, trat an die Stelle, wo ein Laube und ein Wilbrandt gestanden und ergriff mit fester Hand die locker gewordenen Zügel. Neue, jüngere Kräfte, wie Herr Reimers,

Adrienne Kola, Maria Pospischil, Olga Lewinsky, Precheisen, Fräulein Reinhold waren gekommen, um die Älteren nach Möglichkeit zu ersetzen. An Dramatikern ist kein Mangel, doch der Realismus, der in den letzten Jahren sich breit gemacht hat, fand bei den Österreichern glücklicherweise nicht festen Boden. Ibsen's Stücke gehen über die Bretter und fachen den Parteikampf heftig an. Fulda, Gerhard Hauptmann, die Jünger der neuen und neuesten Schule, vermögen nicht durchzubringen. Es gebricht an jungen Talenten und an guten Dramatikern! Das mag weniger an der Führung, als an dem Geiste der Zeit liegen. Gute Stücke ziehen gute Schauspieler heran. Noch stehen die festen Stützen unserer Hofbühne aufrecht — aber wie lange noch? — Wird es Wahrheit bleiben, was Baron Berger's Epilog so schön sagte:

> Und wenn ihr künftig drüben uns besucht,
> So sollt ihr in den stolzen Hallen finden,
> Was mehr uns gilt als alle Pracht der Welt,
> Im neuen Haus das alte Burgtheater!

Wir hoffen und erwarten es.

Die Oper und das Ballet erringen alljährlich im Opernhause neue und schöne Erfolge! Sänger und Sängerinnen ersten Ranges glänzten und glänzen noch heute auf unserer Opernbühne. Compositeure aller Länder streben nach der Ehre, ihre Compositionen im Wiener Hofoperntheater zur Geltung zu bringen, wo die Liebe und das Verständnis für gute Musik zu Hause ist. Unter Dessow's (†), später Herbeck's trefflicher Leitung gedieh die Oper wunderbar und das Orchester wuchs zu dem ersten Europas heran.

Weber's liebliche Opern und Meyerbeer's dramatische Tonwerke, die melodienreichen Singspiele von Lortzing und Kreutzer, Flotow's Martha, Boieldieu's und Auber's Werke gelangten zu voller Würdigung. Wagner's epochemachende Zukunftsmusik ertönt in dem alten und dann in dem 1869 neu eröffneten prachtvollen Opernhaus. Es wirkten hier Sänger wie Draxler, Schmid, Beck, Walter, Rokitansky, Scaria und Bignio, Sängerinnen wie Rosa Csillag († 1892) die Titjens, Murska, Liebhard, Dustmann, Dillner, wie Wilt, die kürzlich in Geistesumnachtung ihrem Leben selbst ein schreckliches Ende bereitet hat. Minnie Hauck und Bertha Ehn, die reizendste Mignon und Elsa im Tannhäuser, Amalia Materna, die unvergleichliche Vertreterin der Wagner'schen Frauengestalten. Gäste, wie die unsterbliche Patti und die anmuthige Lucca, deren Spiel auf der Höhe ihrer Gesangskunst stand — die nordische Nachtigall Nilsson, später der noch immer vortreffliche Tenorist Müller, die Herren Meyerhofer und Hablawetz. (†) — Unter Herbeck's Nachfolger, dem genialen Director Wilhelm Jahn strömen neue Kräfte herbei, und bald gibt es kaum eine bedeutende Operncomposition, die nicht auf der Wiener Hofoper ihre Feuerprobe bestünde.

Wagners Operncyclus rauscht an uns vorüber in einer Besetzung, die ihres Gleichen sucht. Winkelmann, der Wagner-Sänger par excellence, Reichmann der vortreffliche Bariton, der später aus dem Opernverbande ausgetreten, die vorzügliche Altistin Rosa Papier, die vorzeitig ihre herrliche Stimme eingebüßt hat, die wohlgeschulten Fräulein Lehmann, Bianca Bianchi (jetzt in Budapest engagiert) sind Mitglieder unserer Oper. Und heute welch' prächtiges Ensemble! Van Dyk mit seiner glockenhellen Tenorstimme, die Baritone Sommer und Ritter, die Bassisten Reichenberg und Grengg, der lyrische Tenorist Schrödter, der Vertreter der Gesangskomik Felix. Und ihnen zur Seite die jugendfrischen Nachtigallen Marie Renard, Lola Beeth, Ellen Forster und die festen, älteren Stützen der Oper Fräulein Lehmann, Frau Kaulich und die Schwestern Baier.

Nicht nur Wagner, der in Österreich einen Sturm der Begeisterung entfesselt und sich fanatische Anhänger erobert hat und unter Director Jahn's genialer Leitung zur höchsten Vollkommenheit der Aufführung gelangt ist, sondern alle neuen Erscheinungen der Musikwelt findet man vertreten: Boito's „Mephistopheles," Verdi mit seinen melodischen älteren, und vom Geiste Wagners magnetisch angehauchten, modernen Opern, Donizetti, Marschner, der wieder zu voller Geltung gelangt, Goldmark, Thomas Gounod, Halévy, Delibes, und Massenet, dessen zwei Opern „Manon," und „Werther," letztere zum allerersten Male in Wien gegeben, durch die Vertreter der Hauptpartien Van Dyk und Fräulein Renard glänzende Erfolge errangen. Auch jüngere, österreichische Kräfte brechen sich siegreich Bahn, wie Ignaz Brüll, Bachrich, Helmesberger, J. Strauß als Operncomponist, das allerjüngste

Genie Mascagni sieht seine „Cavalleria rusticana“ und „Freund Fritz“ in Wien meisterhaft aufgeführt. — Das Orchester der Wiener Hofoper nimmt unstreitig den ersten Rang der Welt ein. Man kann sagen, jedes seiner Mitglieder ist ein Künstler. Director Jahn, der Unübertreffliche, der am Dirigentenpulte seine Armee begeistert, Kapellmeister Hans Richter ihm würdig zur Seite, für die leichtere Musik die Kapellmeister Fux und Helmesberger sind dessen glänzende Leiter.

Das Ballet wird ebenfalls gepflegt und gehegt und die Tänzerinnen, Helene Linda, später Gemahlin des berühmten Malers Makart, zuletzt Luigia Cerale, die Herren Frappart, Price, Caron und Hasreiter, vorzügliche Mimiker und Tänzer, Frau Abel, die plastische Schönheit, wirken harmonisch zusammen. Das anmuthige Ballet „Wiener Walzer,“ das ein Stück Wiener Volksleben in Bildern zeigt, hatte nie geahnten Erfolg und ist ein neuer Beweis, wie fest eingewurzelt die Liebe des Österreichers zu seinem Wien ist. Alles, was die Stadt an dem Donaustrande berührt, berührt ihn und diese Liebe ist ein unerschöpflicher Quell, woraus unverfälschte heimatliche Kunst ihre Begeisterung und Schaffenskraft schöpft. Was aus diesem Quell entspringt, findet alsogleich mächtiges Echo in allen Herzen und aus diesem kleinen Kern wächst der mächtige Baum der Vaterlandsliebe im Großen heran.

Was auf der Bühne keine Stätte findet, flüchtet sich in den Concertsaal. Die Kammermusik, in dem Namen Helmesberger verkörpert, die herrlichen philharmonischen Concerte unter Richter's Leitung, in welchen Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Schumann, und die Werke unserer modernen einheimischen Componisten Fuchs und Brahms, auf die wir stolz sein dürfen, in höchster Vollkommenheit dem Publicum vorgeführt werden, ferner die Singvereine und vor allem der Wiener Männer-Gesangsverein. Musik! und gute Musik überall!

Nicht zu vergessen — und als lebendige Triebkraft zur Vervollkommnung — sind die ausgezeichneten Kritiker zu nennen, die den Weizen von der Spreu sichten und die veredelte Stimme des Publicums sind. So die Herren Hanslick, der gewiegteste Musikkenner für die Tonkunst und Speidel, der feine Kritiker der dramatischen Kunst, so Josef Bayer, Wittmann, Hevesi, Frey, Kalbeck und Teuber, Männer, deren Urtheil man fürchtet und achtet.

So wirkt und strebt die Residenz als hohes Vorbild für das ganze Land und mit Stolz halten wir Umschau in Österreich. Überall findet dieses Streben Anerkennung und Nachahmung. Wenn auch jetzt der Nationalitätenzwist dem deutschen Theater in vielen Städten einen harten Stoß versetzt, so hat es doch überall seine Blütezeit gehabt und hat sie theilweise noch.

In Prag, der Hauptstadt Böhmens, sehen wir schon im 16. Jahrhundert Studenten- und Jesuitenspiele in deutscher und lateinischer Sprache und 1697 finden wir dort die erste italienische Oper. In Prag erschien zum erstenmal „Don Juan,“ dort schwang Kapellmeister v. Weber den Dirigentenstab, dort erwuchsen Henriette Sonntag, Jenny Lutzer, Marie Dustmann, Marie Renard und andere große Talente. Prag wetteiferte lange mit Wien. Aus dem deutschen Theater entwickelte sich das čechische Theater;*) das deutsche Mutter-Institut hat mit Mühsalen und zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen, aus welchen es sich wohl wieder siegreich emporarbeiten wird.

In der Residenz der grünen Steiermark, in Graz, ist von jeher ein eifriges Kunststreben bemerkbar, und ein Beweis dafür ist, dass zwei Theater sich dort erhalten und gedeihen. Graz lockt alle berühmten Schauspieler heran, um wenigstens zeitweise Vortreffliches zu sehen und seine Geschmacksrichtung zu bilden. Es war von jeher die Stätte, wo gutes Schauspiel und gute Musik ein feinsinniges Publicum gefunden haben. Es behauptet unbedingt unter Österreichs Hauptstädten den zweiten Rang nach Wien und Prag, und manche gute Kraft ist von Graz in die Hauptstadt gekommen.

Oberösterreichs Hauptstadt Linz kömmt die Nähe der Residenz zugute. Auch da ziehen berühmte Gäste ein und aus. Das Linzer Theater bietet dem Publicum durchschnittlich Gutes, ohne sich auf eine hohe Stufe der Entwicklung emporschwingen zu können. Auch Salzburg hat sein Theater, dem eben eine neue würdige Stätte erbaut wird. Die Heimat Mozart's leistet in musikalischer Beziehung oft Vortreffliches.

---

*) Seite 687.

Brünn hatte seine Glanzperiode von 1815 bis 1825 unter Heinrich Schmidts Leitung, dessen Beziehungen zu Wieland und Herder nicht ohne Einfluss auf das Theater waren. Schröder, Anschütz, ja sogar die Catalani verschmähten es nicht, dort zu gastieren. Von Brünn kamen Laroche, der berühmte Sänger Pischek, die Tietjens. Die zwei berühmtesten Localsängerinnen Wiens, Therese Krones und Josefine Gallmeyer haben ihre theatralische Laufbahn in der Hauptstadt Mährens begonnen. Heute ist ein glanzvolles, modernes, gutgeleitetes Theater die Zierde der mährischen Hauptstadt.

Auch in der Hauptstadt Ungarns, in Budapest, wo natürlich die ungarische Muse ihr Zelt aufgeschlagen, hatte das deutsche Theater lange eine Stätte. Nun ist die Muse verbannt; dafür erblühte ein nationales Schauspielhaus und eine mit der Wiener wetteifernde magyarische Oper. Manche von Ungarns Dichtern: wie Jókai, Dóczi, Madách haben in Wien freudige Aufnahme gefunden. Diesseits der Leitha ist echte ungarische Kunst und Poesie immer willkommen.

Gleich der großen Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef ihrem großen Sohn, gewährt auch unser geliebter Monarch Franz Josef I. seinen mächtigen Schutz der Kunst in seinem schönen Reiche. Das deutsche Theater in Österreich steht auf hoher Stufe; es ist noch immer maßgebend für alle Lande, in denen die Kunst in deutscher Zunge gepflegt wird. Die Musik- und Theaterausstellung, welche am 7. Mai 1892 im Prater eröffnet worden, ist ein glänzendes Zeugnis dieser unserer künstlerischen Weltstellung. Wir konnten da mit stolzer Genugthuung das reichhaltige Musikleben unserer Heimat und die Entwicklung des Dramas, wie ich sie in diesem Aufsatz leider nur unvollkommen und lückenhaft zu schildern vermochte, veranschaulicht sehen. Es war ein erhebendes Gefühl, Zeugen der Bewunderung all der Fremden zu sein, die herbeigeströmt waren aus aller Herren Länder, um Wiens und Österreichs künstlerische Größe anzustaunen. Da hat uns Alle nur ein Wunsch beseelt, dass es immer so bleiben möge und dass sie stets eine geweihte Stätte finden möge — die deutsche Kunst — in unserem schönen, theueren, gottbegnadeten Österreich!

José Freiin Schneider von Arno.

Quellen: Wlassak's Chronik des Burgtheaters. — Laube's das Burgtheater. — Hanslicks Schriften.

Kurzer Abriss der Geschichte der kroatisch-serbischen Literatur.*)

Eine erschöpfende systematische Darstellung der Entwicklungsphasen der kroatischen oder serbischen Literatur zu liefern, wäre heute eine leider noch verfrüht gestellte Aufgabe.

Es kann sich demnach hier nur darum handeln, die zu verschiedenen Zeiten sich kundgethanen Richtungen literarischer Erscheinungen, sowie die intensiveren geistigen Thätigkeiten in Kürze zu verzeichnen, vornehmlich aber jene Gründe aufzuzählen, die theils historischer und politischer, theils aber auch volksthümlicher Natur, den raschen geistigen Fortbildungsprocess aufgehalten haben und zum Theile noch immer verzögern.

Dies vor Augen, werden wir der Reihe nach sprechen: I. Von den Serben und Kroaten und ihrer Sprache; II. von dem geistigen Leben derselben in den verschiedenen Phasen ihrer historischen und staatlichen Entwicklung;

*) Dieser stoffreiche und gediegene Aufsatz wurde von Professor G. Fleischer in einem wesentlich größeren Umfange für das N. J. V. E. verfaßt, mußte aber der für die einzelnen Artikel beschränkten Raumverhältnisse wegen bedeutend gekürzt werden, welche schwierige Arbeit der mit den slavischen Literaturen wohlvertraute und als Schriftsteller auf diesem Gebiete schon in weitern Kreisen bekannte Geheimsecretär Bogdan, des Großherzogs Ferdinand IV. von Toscana, mit besonderem Geschick bewältigte. A. d. H.

III. von den literarischen Bestrebungen seit der Wiedergeburt eines einheitlichen nationalen Lebens.

I.

Lange versuchte man es, die Kroaten und Serben in einen ethnographischen Gegensatz zu bringen und man glaubte die Beweise für diesen Gegensatz hauptsächlich in dem Unterschiede der Sprachen suchen zu dürfen, welche man dies- und jenseits der Save spricht, bis der für die slavische Sprachforschung hochverdiente, nur zu früh verstorbene Gelehrte, Dr. Georg Daničić, der im Beginne seiner literarischen Thätigkeit „specifische und wesentliche Unterschiede zwischen den beiden Sprachen" selbst gefunden zu haben geglaubt hatte, nach weiterer, eifriger Forschung zu dem Resultate gelangte, dass die kroatische und die serbische Sprache „in allen ihren Dialecten eine und dieselbe, nämlich die serbo-kroatische sei."

Bei Betrachtung der arischen Sprache sehen wir, dass sich die nordeuropäische (slavodeutsche) Abtheilung des indogermanischen Gesammtvolkes zuerst vom Wurzelstocke losgetrennt und die Wanderung aus Asien nach dem Westen angetreten hatte. Diese Abtheilung spaltete sich dann wieder in eine slavolithauische und eine deutsche und aus der Ersteren entstand das Lithauische und das Slavische, die Muttersprache aller jetzt bestehenden slavischen Sprachen. Diese allgemeine, uns unbekannte slavische Ursprache dürfte bei den Slaven in Übung gestanden sein, als diese noch gemeinsame Wohnsitze hatten und ehe sie sich in die zwei Hauptgruppen der Nord- und Südslaven trennten. Der schon erwähnte Dr. Daničić behauptet, dass sich die serbo-kroatische Sprache vor allen anderen von der gemeinsamen losgelöst haben dürfte und stünde demnach dieser slavischen Ursprache am nächsten. Naturgemäß hatte der Sprachbildungsprocess, dessen Resultat die serbo-kroatische Sprache ist, verschiedene Entwicklungsphasen durchzumachen, deren bedeutendste jene sein dürfte, die wir noch heute in den slavischen Kirchenbüchern erhalten finden und die wir schlechthin „Altslavisch" zu nennen gewohnt sind.

Diese Sprache hat ihre eigene, jetzt noch bei dem überwiegenden Theile der Südslaven in Übung stehende Schriftzeichen, welche, wie uns die Tradition lehrt, der slavische Apostel Cyrill der griechischen Cursivschrift nachgebildet und insoferne vervollkommnet hat, als er vierzehn neue Lautzeichen hinzugethan hat, nachdem es unmöglich war, alle in der slavischen Sprache vorkommenden Laute mit dem griechischen Alphabete wiederzugeben.

Von dieser Schrift überkamen auf uns zwei verschiedene Formen, nämlich die ganz veraltete Glagolitica und die noch in Übung stehende Cyrillica, welche eine verbesserte, d. h. den Anforderungen der Schnellschrift angepasste Glagolitica zu sein scheint.

Die kroato-serbische Sprache lebt jetzt in drei Dialecten, welche sich je nach der Bezeichnung des Fragewortes „was" trennen. Je nachdem dieses „što" „ča" oder „kaj" lautet, haben wir es mit dem štokavischen, čakavischen oder kajkavischen Dialecte zu thun.

Zur Schriftsprache wurde der štokavische, als der reinste, wohllautendste und bildungsfähigste Dialect angenommen.

Das Sprachgebiet des Serbo-kroatischen umfasst nach Professor Brosein von 6,030.000 Kroaten oder Serben bewohntes Gebiet, innerhalb welchem die Serben oder Kroaten in geschlossenen Massen in Serbien, Südungarn, auf der Murinsel, in Slavonien, Kroatien, Istrien, Dalmatien, Montenegro, Bosnien und Herzegowina wohnen.

Gleichwie die Sprache der Serben und Kroaten eine ist, so bildeten sie ursprünglich ein und dasselbe Volk, obwohl sie sich historisch individuell, weil auf verschiedenen, durch natürliche Begrenzungen getrennten Gebieten entwickelt haben.

Im VII. Jahrhundert — um das Jahr 638 herum — sehen wir die Kroaten und Serben aus ihren nördlichen Wohnsitzen gegen Süden wandern und sich in jene Wohnsitze niederlassen, welche sie auch heute noch innehaben. Wir sehen sie getrennte Staaten bilden, zu welcher Trennung, nebst geographischen Gründen wohl das Schisma den Hauptanstoß gegeben haben dürfte. Hieraus entstand jener Gegensatz, welcher in seiner scheinbar historischen Begründung leider noch heute tiefe Schatten wirft.

Eine flüchtige Betrachtung des Volkscharakters der Kroaten und Serben wird die Beweisführung jenes Satzes fördern, mit dem wir die Einheit des Volkes aufgestellt haben. Und fürwahr, hüben und drüben finden wir

die gleichen Charakter-Grundtöne, die gleiche Gemüths- und Empfindungsbesaitung. Schnelle Auffassung, rasche Durchbildung, Ausgestaltung und Anwendung empfangener Eindrücke, sind die Vorzüge des Geistes der Südslaven hüben und drüben. Hand in Hand mit diesen Vorzügen schreiten die Nachtheile, welche in Kürze mit Oberflächlichkeit, Mangel an Ausdauer und absichtlicher Einengung geistiger Ausblicke zu bezeichnen wären.

Sowohl diese Vor- als Nachtheile des Volksgeistes lassen sich als die folgerichtigen Resultate jener historischen Geschehnisse und Irrungen hinstellen, welchen die Kroaten und Serben ausgesetzt waren.

Nach einer Blütezeit staatlichen Lebens der Kroaten unter den einheimischen Königen im IX. und X. Jahrhundert, der Serben unter den Nemanjiden im XII., XIII. und XIV. Jahrhundert, folgten dunkle Jahrhunderte, in welchen sowohl Kroaten als Serben der staatlichen Selbständigkeit beraubt, als Diener der christlichen Idee und westlichen Cultur zum Bollwerk wurden gegen den Ansturm türkischer Barbarei.

Kroatische und serbische Gebiete waren es, auf welchen sich das Kreuz mit dem Halbmond so oft blutig gemessen, und nur als Folge der jahrhundertelangen Knechtschaft unter türkischem Joch finden wir bei den Serben und Kroaten jene geistigen Vor- und Nachtheile, die unter despotischen Einflüssen keimen, wild aufschießen und auch ihre meist bitteren Früchte tragen. Daher der bei aller tief empfundenen Anhänglichkeit an die Scholle und an die historische Tradition vorhandene Mangel an Selbständigkeitsgefühl und Selbstbewusstsein, welcher bis in die neueste Zeit hinein die Kroaten sowohl als Serben veranlasste, in der Anlehnung an fremde Elemente zu politischer und literarischer Geltung zu gelangen.

Die Kraft zur selbstthätigen Entwicklung wohnte ursprünglich den Serben, wie den Kroaten gleich inne. Dies lehrt uns ein genaueres Studium der so reichhaltigen Volkspoesie beider Brudervölker.

Aus dieser entnehmen wir zuvörderst die sittlich strenge Grundlage, auf welcher die Familie bei den Südslaven ruht. Man könnte fast sagen, dass in den Zeiten staatlichen Niederganges das Trachten und Streben des Einzelnen bei den Südslaven in der Familie oder doch in der nächsten Stammesverwandtschaft aufgieng und einen Localpatriotismus erzeugte, welcher bis in die jüngsten Tage hinein das Volk am Aufschwunge zu höheren, national umfassenderen Ideen hindert. Dieser Localpatriotismus, entsprungen den engen Banden der Blut- und Wahlverwandtschaft, sowie der diesem Verhältnis fast gleichgestellten Gastfreundschaft hat einen tieferen sittlichen Grund, denn was blieb dem zwischen feindlichen Elementen eingekeilten Stoßball westlicher Cultur und orientalischen Fanatismus übrig, als sich auf seine Familie und nächste Umgebung zurückzuziehen und sein Leid im schwermüthigen Volksliede auszuklagen?

Der Gesittung des XIX. Jahrhunderts ist es zum großen Theile schon gelungen, auch den Ausblick der Serben und Kroaten wesentlich zu erweitern und bei dem gesunden sittlichen Kern der Volksseele und der expansiven Eigenschaft des Intellectes dieses Volkes, kann dasselbe hoffen, in Bälde als den übrigen gleichwertiger Träger westlicher Cultur, die Segnungen derselben in den von ihr noch unberührten Orient hinüberzutragen.

II.

Vorerst sei von dem größten, noch lange nicht erschöpften Schatze der Serbo-Kroaten, ihrer Volkspoesie gesprochen, deren Reichhaltigkeit selbst der Altmeister deutscher Dichtkunst, Goethe, so enthusiastisch anerkannt hat. Der Forschung ist es noch nicht gelungen, die Periode festzustellen, in welcher die einzelnen Volkspossen und Lieder entstanden. Jetzt wie vor werden diese Lieder von wandernden Rhapsoden im Gedächtnis des Volkes erhalten, welches nicht müde wird, dieselben bei der schwermüthigen eintönigen Begleitung der Gusla zu hören und sich so gerne durch das Lied jene Gestalten längst verklungener Vergangenheit vor Augen führen lässt, welche der Volksmund zu mythischer Größe erhoben.

Bei der bezeichneten Art der Fortpflanzung des Volksliedes aus den fernsten Zeiten, ist es eine natürliche Erscheinung, dass es sowohl dem Inhalte, als auch der Form nach fremde Zuthaten erhielt. Da hieß es nun dem Volksliede dessen ursprüngliche Form wiederzugeben, eine schwere aber lohnende Arbeit, welcher sich der bekannte Professor der Geschichte an der

Agramer Franz Josefs-Universität, Radko Nodilo, mit seltenem Geschicke und tiefer Empfindung unterzogen hat. Es ist ihm aber auch zum guten Theile schon gelungen, von der auf uns überbrachten Form des Volksliedes jene Beithaten abzulösen, welche fremde, dem Volkscharakter nicht entsprechende, theils sociale, theils mythologische Ideen in dasselbe hineingetragen. Und in dieser Art lieferte er uns ein wenn auch nicht erschöpfendes, so doch in den äußeren Formen scharf begrenztes, interessantes Bild des Lebens der südslavischen Vorfahren. In dieser Hinsicht wären nur noch die tiefen Humanitätsgefühle nachzutragen, welche im Volke vorherrschend, in dem Volksliede ausklingen. Und noch Eines klingt uns aus dem Volksliede entgegen: der tiefe Abscheu vor Handlungen, die dem Eigennutz entspringen, welche Erscheinung wir bestätigt finden, wenn wir uns an das Studium der alten sowohl kroatischen, als serbischen Codificationen der Rechtsgebräuche und Gewohnheitsrechte machen, in welchen wir vergeblich nach jenen unmenschlichen Strafbestimmungen suchen würden, welche den gleichzeitigen Gesetzbüchern anderer Völker die Signatur geben. Hier ist noch zu erwähnen, dass die Geschwornen-Gerichte bei den Serben und Kroaten lange vorher in Übung gestanden, als dieselben beispielsweise in England eingeführt wurden.

Vuk Stefan Karadžić war der Erste, welcher sich an das Sammeln der im Volke lebenden Lieder machte, und seine reichen Sammlungen zum Gemeingute Aller erhob. Er war es auch, der die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf die Reichhaltigkeit, auf das einfach Edle und Schöne das in der serbo-kroatischen Poesie liegt, lenkte. Da wo Vuk aufhörte, knüpften die bedeutenderen südslavischen literarischen Vereine, darunter die „Matica hrvatska“ in der Hebung des Schatzes an. Alles wurde aufgeboten, um der Vergessenheit zu entreißen, was noch im Volke gesungen wird, nachdem dieser Gesang leider mehr und mehr verstummt und der blinde Bettler, welcher einem lauschenden Kreise die Thaten längst verschwundener urwüchsiger Heldengeister zum klagenden Tone der Gusla singt, eine immer seltenere Type südslavischen Volkslebens wird. Einen solchen Rhapsoden in Bosnien aufzufinden gelang der „Matica hrvatska“ und dieser (ein Analphabet) dictierte in 25 Tagen nicht weniger denn 48.567 Verse. Nicht mit Unrecht hebt Dr. Marijanović bei dieser Gelegenheit die geradezu beispiellose Gedächtniskraft dieses wandernden Sängers hervor, vor welcher selbst jene der einstigen griechischen Rhapsoden weit zurücktritt. Auf diese Art hat die „Matica hrvatska“ anderthalb Millionen Verse an Volksliedern gesammelt und macht sich nun dieser Verein an die Herausgabe dieser Ergebnisse patriotischen Sammeleifers. Welch' reicher Schatz von Anregungen zu neuem Studium geistlichen und geschichtlichen Lebens unserer Vorfahren, zu schöngeistiger Thätigkeit!

In der Literatur selbst können wir die folgenden drei Zeitperioden unterscheiden: I. Den Zeitraum bis zum XV. Jahrhundert; II. den Zeitraum vom XV. bis XVIII. Jahrhundert und III. den Zeitraum vom XVIII. Jahrhundert bis auf unsere Tage.

Nach dem uns Bekannten zu urtheilen, wurde die literarische Thätigkeit bei den Serben oder Kroaten durch die Annahme des Christenthums und durch die zu der Verbreitung desselben dienenden Kirchenbücher eingeleitet. Auf diese Thätigkeit hatten in der I. Periode die drei nachfolgenden Factoren bestimmenden Einfluss, und zwar das Schisma, das Auftreten der Bogomilen und schließlich das Selbständigwerden einzelner Theile der Südslaven.

Das Christenthum fand bei den Kroaten oder Serben Einlass und schlug dort Wurzeln, erst nachdem es in ihrer nationalen Sprache gelehrt wurde. Grundlegend war hiebei die von den beiden Slaven-Aposteln Cyrill und Method in die Sprache der pannonischen Bulgaren (d. i. in die sogenannte altslavische Sprache) übersetzte heilige Schrift, welche bei den Bulgaren, den nordöstlichen Russen und den südwestlichen Kroaten und Serben Eingang fand. Das durch die Enthebung des Konstantinopeler Patriarchen Ignatius (857) und durch die Einsetzung des Staatssecretärs Photius an dessen Stelle, bekanntlich eingeleitete Schisma führte zur Begründung der griechisch-orientalischen Kirche, welche den slavischen Gottesdienst einführte. Das Schisma ist so recht der Keil, welcher die ursprüngliche Einheit der Serbo-Kroaten getheilt und bis in die neuesten Zeiten beide Theile hindert, wieder in Eines zusammenzuschmelzen.

Um sich zu behaupten, sehen wir die katholische Kirche im Kampfe gegen die orientalische Spaltung gleichfalls die slavische Sprache als Kirchensprache einführen. Schon im Jahre 868 erkennt Papst Hadrian II. die Übersetzung Cyrills und Methods an und läſst in fünf römischen Kirchen die hl. Messe in slavischer Sprache lesen. Derselbe Papst bestätigt auf die Einwirkung der slavischen Apostel hin, durch eine an die Fürsten Kocel und Rastislav gerichtete Bulle die Zulässigkeit des slavischen Gottesdienstes, welcher unter Banus Branimir auch unter den Kroaten allgemein wurde. Nach weiteren Bestätigungen von Seite der Päpste Johann VIII. und Innocenz IV. erhielt sich der slavische Gottesdienst bis auf unsere Tage, doch nur in der Zengger Diöcese. Trotzdem nun der slavische Gottesdienst im Osten und Westen Eingang fand, schied sich doch jener von diesem, daſs hier die glagolitische dort die cyrillische Schrift in den Kirchenbüchern zur Geltung kam.

Im Osten, d. h. bei den Serben begann schon frühe das Näherrücken der heiligen Schrift dem Verständnisse des Volkes, und kann dieses Bestreben bis in das X. Jahrhundert hinein verfolgt werden.

Eine Folge der allgemeinen Einführung des slavischen Gottesdienstes war eine reichhaltige literarische Thätigkeit naturgemäß zuförderst nach der religiösen Richtung hin. Als eines der ältesten und wichtigsten literarischen Erzeugnisse dieser Epoche seien erwähnt: Glagolita Clozianus, vier Reden der Kirchenväter in glagolitischer Schrift enthaltend und das in cyrillischer Schrift verfaſste Reimser Evangelium.

In das X. Jahrhundert fällt auch (zur Regierungszeit Kaiser Peters 927 bis 968) die Patarener- oder Bogomilen-Bewegung, d. h. die Bildung jener Secte, welche vom Popen Bogomil in Bulgarien begründet, rasch ihre Verbreitung über Bosnien und auch über dessen Grenzen hinaus nahm. Von dieser Secte, welche sozusagen von der Negation der christlichen Glaubenslehre und Tradition ausgieng und ihr Bekenntnis auf mehr passiven natur-ethischen Formeln begründete, ist uns nur wenig bekannt; doch deuten alle Anzeichen dahin, daſs diese Secte der literarischen Thätigkeit kräftige Anregung gab, wobei es umsomehr zu bedauern ist, daſs die Producte dieser Thätigkeit nicht auf uns herübergekommen sind, da dieselbe, bei dem Umstande, als sie mit der Tradition gebrochen, Originales geschaffen haben muſste. Der große serbische Stephan, der Begründer der Nemanjiden, machte sich in seiner streng religiösen Gesinnung, die Vernichtung der Bogomilen zu einer seiner hauptsächlichsten Regierungs-Aufgaben. Und diese Aufgabe gelang ihm auch; er vernichtete die unter den Bogomilen entstandenen schriftlichen Denkmale und es blieb von dieser einst mächtigen, streng slavischen Charakter tragenden Secte, deren letzte Bekenner sich vor der serbischen Verfolgung in die stille Beschaulichkeit des Mohammedanismus retteten, nichts übrig, als jene meist auf schönen Aussichtspunkten unter dem Schatten stiller Eichen errichteten Sarkophage, denen die archäologische Forschung seit der österreichischen Occupation Bosniens ein besonderes Augenmerk zuwendet.

Als Kroatien und Serbien staatliche Selbstständigkeit sich errangen, nahm auch die literarische Thätigkeit auf weltlichem Gebiete einen kleinen Aufschwung, doch gab auch während dieser Zeit der Kampf zwischen dem lateinischen und slavischen Priesterthum der literarischen Thätigkeit, welche bis ins XII. Jahrhundert hinein in Kroatien ihren Mittelpunkt hatte, die Signatur.

Zu Beginn des XII. Jahrhunderts nahm die selbständige staatliche Ausgestaltung unter dem schon erwähnten Stephan Nemanja in Serbien einen mächtigen Aufschwung und dieses blühte zu nicht geahnter Größe auf, welche erst zu Ende des XIV. Jahrhunderts auf der blutigen Wahlstätte Kosovopolje (Amselfeld) untergieng.

Mit dem Niedergange staatlicher Selbstständigkeit Kroatiens und dem Aufschwunge jener Serbiens, wurde die literarische Thätigkeit der Südslaven zu Beginn des XII. Jahrhunderts von Kroatien her nach Serbien übertragen. Und hier war es wieder — wie wohl im ganzen Westen überhaupt — der geistliche Stand und insbesondere die großes Ansehen genießende Klostergeistlichkeit, welche die literarische Thätigkeit in ihre Hände nahm und die Klöster zu Pflegestätten wissenschaftlicher, doch wie überall auch hier, durch die scholastische Doctrin beeinfluſsten Forschung machte. Ganz besonders wäre hier des Klosters Hilandar auf dem hl. Berge Athos zu er-



Ivan Mažuranić.



Ognieslaw von Utješenović Ostrožinski



Graf Nikolaus Zrinyi, d. Jüngere.



Vuk. Stefanović Karadžić.



Peter von Preradović.

wähnen. Die zum Theile noch erhaltenen literarischen Schöpfungen dieser Epoche tragen insgesammt den Stempel damaligen Zeitgeistes: die Apotheose der göttlichen Idee, begleitet von einer in selbstvergessenden Betrachtungen geschaffenen Verachtung alles Irdischen. Dieser Periode haben wir eine Fülle von Biographien zu danken, welche jedoch zumeist von gottgefälligen Werken zu erzählen wissen. Hier sei des St. Sava (1169 bis 1237), Sohnes des Stephan Nemanja, Erwähnung gethan, welchem noch heute der Cultus der serbischen Kirche eine der ersten Stellen einräumt. Gemeinsam mit seinem Bruder, dem König Stephan, schrieb er die Biographie seines Vaters, und neben dieser Biographie haben wir von ihm verfasste Ordensregeln für das Kloster Hilandar. Außer den erwähnten Biographien sind uns aus jener Zeit auch einige Chroniken, Annalen, Gesetzessammlungen und Documente zurückgeblieben. Erwähnt sei hier nur eine aus dem XII. Jahrhundert stammende und erhaltene kroatische Chronik aus Dioclea, welche ein Geistlicher, wohl in lateinischer Sprache, jedoch auf Grund einer slavischen Chronik von Sagen und Erzählungen verfasste. Man bezeichnet diese Chronik als das älteste Erzeugnis kroatischer nationaler Poesie. Höchst wichtig ist das aus derselben Zeit stammende, in altkroatischer Sprache mit glagolitischer Schrift im Jahre 1280 geschriebene Gesetzbuch von Vinodol, sowie das in den Jahren 1349 bis 1354 verfasste, von den serbischen Ständen und Geistlichen genehmigte Gesetzbuch des Caren Dušan.

Von den aus dieser Periode stammenden, auf uns überkommenen Documenten wäre das im Jahre 1189 in Ragusa verfasste Schriftstück des Banus Kulin zu erwähnen, mit welchem er der Stadt Ragusa die Handelsfreiheit in Bosnien gewährt. Dies Schriftstück, in cyrillischen Lettern verfasst, zeichnet sich trotz seines Alters durch eine so reine, schöne und vollkommene Sprache aus, dass man aus diesem Umstande unbedingt schließen muss, es sei der Zeit, zu welcher dieses Schriftstück verfasst wurde, ein kräftiger Sprachläuterungsprocess, d. h. eine lebhafte literarische Thätigkeit vorangegangen. In Bosnien ist die Volkssprache früher als sonstwo zu höherer Entwicklung herausgebildet worden: dies zeigt uns klar und deutlich der aus jener Zeit erhaltene Schriftenwechsel zwischen Bosnien und der Republik Ragusa. Die Sprache als solche wurde erst sehr spät zum Gegenstande der Forschung.

Bartholomäus Kašić (1575) ist uns als der erste Grammatiker bekannt.

Die Erforschung der literarischen Thätigkeit dieser ersten Periode gewährt die kümmerlichste Ausbeute und erheischt ein sehr eingehendes Studium, um in derselben jene Keime bloßzulegen, welche in der weiteren geistigen Entwicklung ersprießliche Früchte trugen.

Die unausgesetzten Türkenkriege, welche fast die ganze II. Periode hindurch die von Kroaten oder Serben bewohnten Gebiete dies- und jenseits der Save zum Schauplatze blutiger Kämpfe machten, hatten zur Folge, dass sich die literarische Thätigkeit bei den die genannten Gebiete bewohnenden Theilen des Volkes nur kümmerlich fortbewegte. Diese Thätigkeit suchte und fand ihre Hauptcentren an den Gestaden der Adria, bis wohin der Lärm der Türkenkriege nicht gedrungen war. Hier aber war sie zu einer Blüte emporgeschossen, auf welche der Kroate gleich dem Serben mit vollberechtigtem Stolze zurückblickt. Wohl trägt diese lebhafte literarische Thätigkeit, insbesondere dem Inhalte ihrer Producte nach, zumeist nicht den Stempel des Nationalen, weil dieselbe unter dem Einflusse der durch die Renaissance in Italien so mächtig bewegten Geistesrichtung steht.

Dieser italienische Einfluss gibt sich ganz besonders kund in dem geistigen Leben des für unsere Vergangenheit so wichtigen Handelsfreistaates Ragusa, welches wir in wohlbegründeter Pietät so gerne unser Athen nennen. Es gehört nicht in den Rahmen dieser Schilderung jene Momente aufzuzählen, welche die Stadtvertretung Ragusas klug und glücklich ausnützte, um sich in jenen Zeiten endloser Irrungen eine relative Ruhe und Selbständigkeit zu schaffen und zu erhalten.

Dass hier, in diesem kleinen Gebiete, die südslavische literarische Thätigkeit so schnell sich ansetzen und zu einer seltenen Höhe emporschwingen konnte, gibt dem bewährten Historiker Prof. Thaddäus Smičiklas vollen Grund, die geistige Entwicklungsfähigkeit unseres Volkes hervorzuheben.

In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts hält sich noch das slavische und italienische Element in Ragusa das Gleichgewicht; aber schon in der Mitte des XVI. Jahrhunderts sehen wir das Slavische überwiegen und deuten darauf die vielzähligen Slavisierungen der Familiennamen in dieser Epoche. Es ist als ob man das Gegenbild einiger jener italienischen Fürstenhöfe, die auf die Entwicklung humanitären Strebens Richtung gebenden Einfluss nahmen, vor sich sähe, wenn man auf die Gesellschaft Ragusas des XVI. und Beginnes des XVII. Jahrhunderts blickt. Hier wie dort eifrige Pflege griechischer und römischer Classiker und Ausgestaltung der aus diesem Studium sich ergebenden humanistischen Bestrebungen.

Reich ist diese Zeit an Erfolgen poetischer Thätigkeit: das Drama und Epos, nicht minder ein auf ethischer Grundlage fußender Humor im Lustspiel fanden eine liebevolle Pflege, wobei es nur zu bedauern ist, dass alle diese Producte geistiger Thätigkeit zu Zeiten ihrer Entstehung nur geringe Verbreitung erhielten, daher auch nur locale Anregungen hervorbringen konnten. Unserer Zeit war es erst vorbehalten, die Producte dieser literarischen Thätigkeit zum Gemeingut der südslavischen Welt zu machen.

Ragusas Glanz gieng mit dem großen Erdbeben des Jahres 1667 unwiederbringlich verloren.

Das eigenste und unschätzbare Verdienst Ragusas bestand darin, dass es die nationale, — vom Volke gesprochene — Sprache in die Literatur einführte. Vorerst wurde im čakavischen, bald aber darauf über Anregung des Andreas Čubranović (1500 bis 1550) im štokavischen Dialecte geschrieben. Ein zweites den Anregungen des Peter Hektorović (1476 bis 1572) zu verdankendes Verdienst ist das Bekanntwerden des nationalen Volksliedes. In Kürze wollen wir nun die literarische Thätigkeit Dalmatiens, bei Nennung nur der hervorragendsten Namen skizziren. Die Bewegung begann in Spalato, wo sich um den gefeierten Dichter Marko Marulić ein Kreis hervorragender Männer zu einer literarischen Gesellschaft bildete, welche sich die Übung der strengsten Kritik zur Aufgabe machte. Das Hauptwerk des Genannten ist die von ihm in kroatischen Versen verfasste Geschichte der hl. Judith, welche im Jahre 1521 in Venedig in Druck gelegt wurde. Bedeutendes literarisches Leben finden wir auch auf der Insel Lesina, wo der hervorragendsten Einer, Hannibal Lučić (nach 1500) thätig war und sich besonders rühmlich hervorhob durch sein nationales Drama „Robinja" (Die Sclavin). In Ragusa waren Menčetić (1457 bis 1501) und Držić (1460 bis 1510) die Begründer kroatischer Kunstpoesie. Marko Vetranić-Čavčić (1482), ein Benedictinermönch, verfasste das älteste Kirchenspiel, die „Auferstehung Christi" und andere Dramen. Gučetić (1495) ist rühmlichst bekannt durch seine Satyre „Derwischiade," Čubranović (1500) durch seine „Jedjupka" (Die Ägyptierin). Als bekanntere Dichter dieser Zeit in Ragusa seien noch erwähnt Naljesković, Dinko Ranjina, Dinko Zlatarić und die Dichterin Cvieta Zuzorić (Flora Zuzzeri). Mit unvergänglichem Glanze strahlen aus der Blütezeit Ragusas die drei Dichtersterne Gundulić (Gondola), Palmotić (Palmota) und Gjorgjić (Giorgi).*)

Ivan Gundulić (1588 bis 1638), Sohn einer sehr reichen Familie, hatte die Jurisprudenz studiert und wurde später zum Rector der Republik gewählt. Er übersetzte Tasso's „Befreites Jerusalem" und schrieb eine classisch schöne Lyrik. Sein schönstes lyrisches Werk ist „Suze sina razmetnoga" (Thränen des verlornen Sohnes). Seine Unsterblichkeit aber begründete er mit dem großen Epos „Osman," mit welchem er den Krieg Polens gegen den Sultan Osman (1621) besingt. Von den 20 Gesängen dieses Epos ist leider der 14. und 15. Gesang in Verlust gerathen, doch wurde dieser große Verlust zum Theile wettgemacht durch die musterhafte dichterische Leistung des Ivan Mažuranić, mit welcher dieser jene fehlenden Gesänge Gundulić' nachgedichtet hat.

Junio Palmotić (1606 bis 1657) war sehr productiv in der Bearbeitung des Dramas; er schrieb 19 Dramen, worunter die „Kristiade" sein Hauptwerk war.

---

*) Über diese drei Dichtersterne, dann über Marino Ghetaldi und Ruggiero Boscović (siehe auch I. Theil, Seite 812) aus Ragusa enthält die bereits angeführte, vom Schriftsteller und Buchdrucker Martecchini 1841 herausgegebene „Galleria di Ragusei illustri" treffliche kurze Beschreibungen mit deren Bildnissen. A. d. H.

Von Ignjat Gjorgjić (1675 bis 1737), der sich durch eine besonders schöne Sprache auszeichnete, sind auf uns leider nur wenige Schriften übergekommen, da er den größten Theil derselben gelegentlich seines Eintrittes in den Benedictinerorden verbrannte. Sein Hauptwerk ist „Uzdasi Mandaljene pokornice“ (Seufzer der büßenden Magdalena).

Ragusa kann auch mit Stolz auf viele ihrer Söhne blicken, die auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten fruchtbar und richtunggebend wirkten, so beispielsweise auf Marino Getaldić [Ghetaldi] (1627), welcher vor Descartes die Anwendung der Algebra auf die Geometrie empfahl, so auch Rugjer Bošković [Bošcović] (1711—1787) den Begründer der Sternwarte in Mailand. Auch Bischof F. Vrančić (Verantius), der seinen Namen mit der Herausgabe eines lateinisch-italienisch-deutsch-dalmatinisch-ungarischen Wörterbuches rühmlichst bekannt machte, so auch R. Kašić, der um das Jahr 1604 herum eine Grammatik unserer Sprache herausgab.

Nach dem Verfalle der Ragusaner Literatur-Epoche that sich der noch heute viel gelesene Franziskaner und Professor der Theologie Andrija Kačić-Miošić (1690—1760) durch seine genaue Kenntnis unserer in Bosnien und der Herzegowina erhaltenen Volkspoesie, sowie durch die Nachahmung derselben, insbesondere in seinem „Razgovor ugodni naroda slovinskoga“ glücklich und rühmlichst hervor.*)

In den übrigen Landen der Südslaven hat die literarische Thätigkeit in dieser Epoche einen nur kümmerlichen Fortgang und beschränkt sich auf ein oder den anderen Nachdruck irgend eines Gebetbuches oder Missales, oder im besten Falle auf das Erscheinen neuer Erbauungsbücher.

Eine kleine Bewegung in diesem Stillstande brachten die im XV. und XVI. Jahrhunderte entstandenen religiös-reformatorischen Ideen, welche kurze Zeit vom kroatischen Adel, ganz besonders aber von Georg Zrinski (Zrinyi) begünstigt wurden, um jedoch bald wieder zum Stillstande gebracht zu werden, als sich die kroatischen Stände zu Beginn des XVII. Jahrhunderts für die Glaubenseinheit erklärten und sich den scharfen Gesetzen gegen die Ausbreitung der Reformation entschieden anschlossen. Gewiss war es für diese Haltung der kroatischen Stände bestimmend, dass Papst Urban VIII. eine Durchsicht und verbesserte Auflage der cyrillischen Kirchenbücher angeordnet hatte.

Aus dieser traurigen Zeit ragen nur wenige literarisch thätige Männer hervor, die in kajkavischem Dialecte nur wenig Bedeutendes leisteten. Erwähnt sei hier bloß Banus Graf Peter Zrinski, welcher im Jahre 1671 in Wiener-Neustadt wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen seinen Landesfürsten von Henkershand fiel. Er ist der Verfasser der „Adrianskog mora sirena.“ (Die Syrene des adriatischen Meeres.) Auch dessen Frau war literarisch thätig; desgleichen Graf Georg Frankopan (Frangipani). Auch der „Dictionarium vocabulorum“ des Georg Habdelić sei hier gedacht.

In diese Zeit fallen die weitumfassenden Pläne des Georg Križanić Nebljusko (1617), welcher sich die Einigung sämmtlicher Slaven zum Ziele machte. Diesem Ziele folgend, unternahm er eine Reise nach Russland, musste aber auf den eisigen Steppen Sibiriens für den Traum seines Lebens büßen. Aus der Öde seiner Verbannung heraus schrieb er seine vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen und wurde derart der Begründer der Slavistik.

Nun beginnt auch in Kroatien der Kampf um die Staatssprache, und die wenigen literarischen Arbeiten (nicht bedeutenden Inhaltes) eines Miklešić, Brezovacki, Jandrić, waren nicht nur die Mittel zum Zwecke, die Sprache in dem Kampfe mit fremden Elementen doch halbwegs zu retten. Erwähnt sei an dieser Stelle die patriotische Anordnung des Bischofs Max. Verhovac (1787—1827), mit welcher er die ihm unterstehende Geistlichkeit anweist, im Interesse der Sprache seltene Worte, Sprichwörter und Lieder im Volke zu sammeln. Doch alle diese Bestrebungen konnten auf den Aufschwung des großen Ganzen kaum viel einwirken, schon wegen des Umstandes,

*) Am 26. August 1890 wurde das diesem volksthümlichen Dichter in Makarska gesetzte Denkmal, am folgenden Tage in dessen Geburtsorte Brist eine Gedenktafel an seinem Geburtshause und am 26. August 1891 das ihm in Agram errichtete Denkmal bei Anwesenheit des Banus Grafen Khuen-Héderváry feierlich enthüllt. A. d. H.

dass man sich in Kroatien des ein nur kleines Gebiet beherrschenden kajkavischen Dialectes bediente.

In Slavonien nahm der Entwicklungsgang schon deshalb eine eigenartigere Richtung an, weil dieses Land bis in das Jahr 1699 hinein unmittelbar unter türkischer Herrschaft blieb. Mit Beginn des XVIII. Jahrhunderts entstand in diesem Lande eine im Verhältnis zu jener der übrigen Theile des südslavischen Volkes selbständigere literarische Thätigkeit, die sich jedoch vor jener in den anderen Gebieten der Südslaven dadurch rühmlichst hervorthat, dass sie sich gleich zu Beginn mit den Massen des Volkes in innigere Verbindung zu setzen wusste. Viel gelesen war das in volksthümlicher Sprache vom Hauptmann M. Relković (1732 bis 1798) geschriebene Buch „Satyr," mit welchem er, aus der preußischen Gefangenschaft heraus, die slavischen Sitten oder Unsitten einer beißenden Kritik unterzieht. Erwähnt seien hier noch St. Vrlić und A. Filipović, ferner der wissenschaftlich thätige Professor Katančić, welcher jedoch leider in lateinischer Sprache schrieb.

In Serbien stand es unter dem türkischen Despotismus auch nicht um Vieles besser. Es sind uns wohl da einige bis in das Jahr 1526 reichende Annalen erhalten geblieben, die kurz und trocken von jenen schweren Tagen erzählen. Außerdem ist eine literarische Thätigkeit nur auf kirchlichem Gebiete wahrzunehmen, und da haben wir mit großem Danke des Božidar Vuković zu gedenken, welcher in seinem freiwillig gewählten Asyl Venedig eine ständige slavische Druckerei gründete, welche für die Erhaltung der slavischen Kirchenbücher und der slavischen Sprache im griechisch-orientalischen Gottesdienst sehr viel beitrug. Seine Bücher waren durch einige Jahrhunderte die einzige geistige Nahrung unseres Volkes griechisch-orientalischen Glaubensbekenntnisses.

Auch Bosnien kann in dieser Periode nur wenig Männer aufweisen, welchen die türkische Herrschaft die Muße zu literarischer Thätigkeit ließ. Und auch diese, wie Divković, Posilović, Bandulović u. s. w. beschränkten sich auf die Herausgabe von Kirchenbüchern, die sie in etwas veränderter, leichterer cyrillischer Schrift (bukvica) oder in lateinischen Lettern verfassten.

III.

Das Hauptmerkmal der III. Periode ist das Erfassen einer die Unterschiede vergangener Zeiten verleugnenden und das ganze Südslaventhum umfassenden nationalen Idee. Es ist dies die noch nicht abgeschlossene Periode allmählich aufsteigender, in unseren Tagen bereits zu großer Regsamkeit angewachsener literarischer Thätigkeit, welche sich die Idee der Einheit der Nation zum Ausgangs- und Zielpunkte genommen und welche zur Verwirklichung dieser Idee mit Erfolg durch Verbreitung der Literatur und Wissenschaft im Volke, und durch die Nivellirung der Schriftsprache auf Grund eines tiefen Studiums der Volkspoesie zu verwirklichen sucht.

Und nun wollen wir diesen allmählichen Entwicklungsgang in den einzelnen landweise abgegrenzten Gebieten der Südslaven in Kürze betrachten.

Am traurigsten war die Lage der Serben jenseits der Save. Schon im Jahre 1690 und 1737 verließen sie in hellen Haufen ihr engeres Vaterland und fanden in Österreich eine willkommene gastliche Aufnahme, wodurch ihr geistiges Centrum nach Österreich verlegt wurde. Der Friede von Passarović, infolge dessen Serbien bis Niš an Österreich kam, konnte diese geistige Thätigkeit nur fördern. In das Jahr 1733 fällt die Gründung der „velika škola" in Karlović und Belgrad durch V. Petrović. Leider hatte man für diese Hochschulen keine Lehrkräfte im Lande und musste solche von Russland her entnehmen, was auf den Entwicklungsgang der Lehr- und Schriftsprache einen ungünstigen Einfluss hatte und wodurch jeder Contact mit dem Volke aufhörte. Die Wiedererwerbung Serbiens durch die Türkei brachte wieder eine Stauung der geistigen Thätigkeit mit sich, welche nur langsam wieder in Fluss gebracht wurde. Diesem mächtig vorgearbeitet zu haben, ist das unsterbliche Verdienst des berühmten Autodidakten Dositej Obradović (1739), welcher, nachdem er ganz Europa lernend und beobachtend durchwandert hatte, als Staatssecretär für Cultus und Unterricht die „velika škola" in Belgrad eröffnete. Sein Hauptverdienst war, dass er seine reichen Erfahrungen im Interesse der Volksbildung ausnützte, seine Bücher in der Sprache des Volkes

schrieb und dem damaligen gelehrten Zunftwesen den Krieg erklärte. Seine Anhänger, der von ihm gegebenen Richtung folgend, schrieben in der Sprache des Volkes, wie dies eben damals überhaupt möglich war, welche Schriften einen immer größeren Leserkreis fanden. Die Sprachläuterung selbst begann geradezu bahnbrechend der am 26. October 1787 in Trsić (Serbien) geborene Vuk Stephan Karadžić. Nur gering waren die Kenntnisse, die er sich in seinen ersten Jahren aneignen konnte, durch eisernen Fleiß und mit Hilfe einer seltenen Begabung brachte er es aber so weit, dass er später die „velika škola“ beziehen und in derselben Lehrer werden konnte. Infolge eines schweren Leidens lahm geworden, siedelte er nach allerlei Wechselfällen nach Wien über, wo er bis zu seinem im Jahre 1864 erfolgten Tode verblieb und literarisch erfolgreich wirkte.

Vuk's Verdienst ist es, dass der unermessliche Schatz der Volkspoesie der Serben und Kroaten gehoben, und in schönster und reinster Form zu weiter Verbreitung kam; sein Verdienst ist es auch, dass sich die serbische Literatur des nicht serbischen Gewandes entledigte und dass Schule und Wissenschaft in der reinen Volkssprache die stärkste Hilfe zu ihrer Entwicklung und ihrem Fortschritte erhielten. Der von ihm aufgestellten Regel: „Schreibe wie du hörst“ folgend, machte er sich auch an die Verbesserung und Vereinfachung der cyrillischen Schrift und Orthographie, was indessen eine derartige Auflehnung gegen seine Bestrebungen hervorrief, dass in Serbien sogar das Einfuhr-Verbot über in Vuk'scher Orthographie geschriebene Bücher erlassen wurde. Doch standen ihm der berühmte Slavist B. Kopitar und der deutsche Sprachforscher Jakob Grimm zur Seite.

Alles was sonst noch um Vuk herum geschah und geleistet wurde, war von geringer Bedeutung. Mušicki, der sich von der doctrinären Sprache nicht trennen konnte, war gleichwie Svetić der Weiterentwicklung Vuk'scher Ideen nur hinderlich. S. Milutinović besingt in seiner „Serbianka“ die Unabhängigkeitskämpfe Serbiens. Viel gelesen wurden auch J. Popović, J. Subotić und M. Vidaković. Es folgte eine Epoche eifriger dichterischer Schöpfungen, sowie eine umfassende Thätigkeit auf dem Felde der Übersetzungen.

Jene Serben, die sich schon früher in Österreich angesiedelt hatten, waren ihren Brüdern jenseits der Save viel weiter vorgeschritten. Schon 1813 begründeten sie in den „Srbske novine“ dann in dem „Srbski ljetopis“ ein Centrum literarischer Thätigkeit. Die Herausgabe dieses Letzteren ist durch die auf Anregung des J. Hadžić (1827) erfolgte Gründung des I. literarischen Vereines „Srbska matica“ gesichert, sowie auch dieser Verein, gestützt auf reiche Stiftungen patriotischer Männer, einer gesicherten Zukunft entgegengeht. Als das staatliche Leben in Serbien 1830 auf eine rechtliche Grundlage gestellt wurde, fand hiedurch, insbesondere aber durch die Gründung der Staatsdruckerei, die literarische Thätigkeit eine wesentliche Förderung. Wissenschaftlichen Fortschritt hat man dem anfänglich unter einem anderen Namen gegründeten, jetzt noch bestehenden Vereine „srbsko učeno družtvo“ zu danken, welcher seine akademischen Berichte in seinem „Glasnik“ herausgibt.

Wir kommen nun auf die nordwestliche Hälfte der Nation, die Kroaten, zu sprechen. Wie schon erwähnt, griff in der Literatur der Kroaten schon früh die Volkssprache in ihren verschiedenen Dialecten durch. Doch auch hier wurde nichts Einheitliches und Umfassendes geschaffen, indem die einzelnen Theile eben ihrem Localpatriotismus anhiengen, und diese enge Begrenzung keinen weit ausgreifenden Ausblick zuließ. Doch zu Anfang unseres Jahrhundertes gaben Irrungen politischer Natur den Anstoß zu jener Rückwirkung, welche wir mit vollem Rechte die Wiederbelebung der nationalen Idee und das Hineintragen derselben in die literarische Thätigkeit nennen können. Der Widerstand gegen den Beschluss des ungarischen Landtages (1825), dass die ungarische Sprache bei allen kroatischen Behörden eingeführt werden müsse, ließ die national gesinnten Kreise sich der Verwandtschaft mit den übrigen Slaven der Balkan-Halbinsel erinnern, um eine allerdings nur geistige Einheit anzustreben. Dieses Streben fand in der damals entstandenen Sammelbezeichnung „Illyrier,“ unter welcher man alle Slaven zusammenzufassen suchte, seinen Ausdruck. Auf Anregung des Grafen J. Drašković wurde der herzegowinische Dialect als Schriftsprache angenommen und Professor

Smodek eröffnete an der Agramer Rechtsakademie einen Lehrcurs für illyrische Sprache.

In diese ersten Regungen des Wiedererwachens einer umfassenden Nationalidee griff die von den fremden Universitäten heimkehrende Jugend, den Dr. Ludwig Gaj an der Spitze, mächtig ein. Nebst dem Versuche nach einer einheitlichen Orthographie, warf er so manchen poetischen Erguss in die Massen, diese hiedurch aufmunternd und zündend. Mit der von ihm 1835 gegründeten Zeitung mit belletristischer Beilage schuf er einen Mittelpunkt, um den sich alle jene scharten, die in sich Thatendrang fühlten. Diese seine „Danica ilirska“ verwandelte sich bald in die „Danica horvatska, slavonska i dalmatinska,“ welche zu Beginn im kajkavischen, bald darauf im štokavischen Dialecte erschien. Ein großer Kreis tüchtiger Männer scharte sich um Gaj's Bestrebungen, deren allgemeines Durchgreifen zu jener Zeit an der kühlen, ja feindlichen Haltung der Serben scheiterte.

Im Jahre 1836 verfasste Alois Babukić seine Grammatik der illyrischen Sprache; im Jahre 1845 wurde an der kroatischen Rechtsakademie eine Lehrkanzel für kroatische Sprache und Literatur eröffnet und im Jahre 1850 die Volkssprache auch in die Schulen eingeführt. Hochverdient um die damalige literarische Bewegung sind J. Mažuranić, A. Weber, V. Pacel, Fr. Kurelac und der als Slavist weitbekannte V. Jagić. Gleichzeitig erstand eine stattliche Zahl Dichter, welche ihre Stoffe aus den Volksliedern, aus den Ragusanischen Dichtern oder auch den damals im nationalen Leben herrschenden und bewegenden Ideen nahmen. Von den Vielen seien hier erwähnt: Rakovac, Vukotinović, Tordinac, Štoos, Blažek, Niemčić, Mihanović, Utješenović. Ivan Mažuranić schrieb sein classisches Epos „Čengić Aga“ und dichtete die zwei fehlenden Gesänge des „Osman“ von Gundulić nach. Bekannt ist Stanko Vraz durch seine Balladen und Romanzen, nicht minder der aus den Zeiten des nationalen Aufschwunges hoch hervorragende Banus Graf Jellačić durch seine tief empfundene Lyrik. Zündend wirkte der productive und viel gelesene Oberst Ivan R. v. Trnski durch seine „Kriesnice,“ ebenso Generalmajor Peter v. Preradović*) durch seine zum Gemeingut des Volkes gewordenen lyrischen Dichtungen. Frà Grga Martić erquickt uns noch heute durch seine dem Volke unmittelbar abgelauschte Muse. In Dr. Demeter haben wir den Vater unseres modernen nationalen Dramas zu verehren. Der gefeierte Serbe Branko Radičević eroberte sich bald alle Herzen durch die Innigkeit und Reinheit seiner Sprache. Der montenegrinische Vladika Peter Petrović Njeguš besingt die heldenmüthigen Kämpfe seiner Landsleute und schildert die Sitten und Gebräuche seiner Heimat in mehreren dramatischen Werken.

Auch in Dalmatien, wo sich alles um die „Zora dalmatinska“ schaarte, regte es sich lebhaft auf literarischem Gebiete. M. Ban schuf seine vielgelesene Zeitschrift „Dubrovnik“ und arbeitete selbst auf den verschiedensten Gebieten, ebenso Medo Pučić (Graf Orsato Pozza), S. Ljubić, J. Sundečić und L. Svilović.

In Bosnien erwarb sich der Franciskaner J. Jukić durch die Schaffung seines „Bosanski prijatelj“ große Verdienste.

Nun wendete man sich auch der lange vernachlässigten Erforschung unserer Vergangenheit zu, und unsterbliche Verdienste erwarben sich da die drei rühmlichst bekannten Akademiker J. Kukuljević-Sakčinski, der langjährige Präsident der südslavischen Akademie Dr. Fr. Rački, welchen beiden der erste Rector der Franz Josefs-Universität in Agram, der verstorbene Prof. M. Mesić würdig zur Seite stand. Gleichzeitig entstand auch eine reichhaltige Tagesliteratur, sowie die verschiedensten Richtungen vertretende Fachblätter.

Von den Vereinen und Anstalten, welche zur Erhaltung und weiteren Ausgestaltung der gewonnenen Errungenschaften zur Hebung des National-Bewusstseins und der Literatur der Serben und Kroaten das Meiste beigetragen haben, seien noch erwähnt: Kukuljević's, „Družtvo za jugoslavensku poviest i starine,“ ferner die wegen ihrer Verdienste auf dem Felde der Erhaltung der Volkspoesie an anderer Stelle genannte „Matica ilirska,“ welche 1842 gegründet, sich aus einem vom Grafen Drašković gestifteten Lehrerverein zu einer der bedeutendsten literarischen Gesellschaften des slavischen Südens herausgestaltete.

In Dalmatien gründete Dr. Petranović (1852) die „Dalmatinska matica“.

*) Siehe Seite 461.

Durch die Großmuth des Bischofs Stroßmayer wurde in Agram die südslavische Akademie der Wissenschaften und Künste gegründet und endlich in Agram am 19. October 1874 die königliche Franz Josefs-Universität eröffnet.

Alle diese serbischen und kroatischen Vereine und Anstalten stehen auf der Höhe der Zeit und von höchst segensreichem Einfluss sind die beiden Hochschulen von Agram und Belgrad. Unschätzbare Leistungen um die Erforschung unserer Geschichte und Sprache haben die beiden Akademien in Agram und Belgrad aufzuweisen. Der kürzlich verstorbene Dr. Georg Daničić, ein Schüler des berühmten Slavisten Miklošić, schuf als Secretär der südslavischen Akademie das von ihm leider nicht vollendete monumentale Werk „Riečnik hrvatskog ili srbskog jezika,“ welches nach seinem Tode Professor Peter Budmani redigiert. Seine vielen wissenschaftlichen Arbeiten und sein aufrichtiges und überzeugungstreues Bekennen der Einheit der Serben und Kroaten haben viel zur Ausgleichung des zwischen ihnen künstlich erzeugten Contrastes beigetragen.

Auf den verschiedensten Gebieten leisteten und leisten zum Theile noch immer Bedeutendes die Akademiker Dr. Šulek, Dr. Pančić, J. Torbar und L. Vukotinović. Auch die schöngeistige Literatur, an Werth und Ansehen immer mehr gewinnend, schreitet rüstig in den Bahnen zielbewussten Fortschrittes vorwärts. Hier sei an erster Stelle der so sehr productive, nur zu früh verstorbene Romanschriftsteller August Šenoa genannt, der es mit einer wahren Meisterschaft verstand, unsere ruhmvolle Vergangenheit in das entsprechende Gewand des historischen Romans zu kleiden. Seine Romane und epischen Dichtungen sind auch deshalb von großer Wichtigkeit, weil sie das Interesse des kroatischen Adels für die nationalen literarischen Schöpfungen wieder zu erwecken verstanden. Dr. Franz Marković bietet uns die kroatische Vergangenheit im dramatischen Gewande mit seltenem dichterischen Schwunge und kräftiger Diction. F. Jurković und Tomić schildern das Leben des Volkes in Lustspielen, Dramen und Novellen. Zmaj Jovan Jovanović, der große serbische Dichter, kann ohne Selbstüberhebung den bewundertsten und geachtetsten dichterischen Erscheinungen anderer Nationen beigereiht werden. Sehr beliebt und und viel gelesen sind die serbischen Erzähler M. Popović und G. Milićević.

Von den Bestrebungen der Neuzeit um die Erhaltung unserer so reichen Volkspoesie haben wir schon an anderer Stelle gesprochen, und so wollen wir über die Bedeutung dieses Strebens unseren Aufsatz mit den Worten des Dichterkönigs Goethe schließen, die er nach Empfang der Vuk'schen Liedersammlung an diesen selbst schreibt: „Ihre bedeutende Sprache hat hiedurch sich auch bei uns den Weg gebahnt und unseren Forschern die Pflicht auferlegt, sich emsig damit zu befassen.“ Das Bekanntwerden dieser nationalen ursprünglichen Schöpfungen dürfte auch der schöngeistigen Literatur die nöthigen Anregungen geben zur weitesten Vervolksthümlichung derselben und auf eine solche nach Thunlichkeit hinzuwirken, sollte eine der Hauptaufgaben unserer literarischen Thätigkeit sein: denn nur Jener, der die Sprache des Volkes spricht, findet den Weg zum Herzen desselben.

Gustav Fleischer.

Literatur:

Jagič Historija Knjiżevnosti. — Novaković Historija srbske knjiżevnosti. — Šafařik: Geschichte der Südslaven. — Milčetić Hrvati od Gaja do 1850. — Singer: Beiträge zur Literatur der kroatischen Volkspoesie. — Radetić: Tradicionalna knjiżevnost. — Broš: Crtice iz knjiżevnosti. — Staré: Die Kroaten. — Smičiklas: Hrvatska povjest. — Ljubić: Ogledalo knjiżevne povjesti und schließlich Rad Akademije.

Die polnische Literatur in Galizien.

Für die polnische Literatur scheint jetzt eine Zeit zu kommen, in welcher es dem Anfänger zweifelhaft ist, welchen Weg er wählen muss — zum Tempel der Dichtkunst, ob er die Classicität oder die sogenannte Romantik wählen soll, so beginnt Kasimir Brodziński seine vielgenannte Abhandlung: „Von der Classicität und Romantik," die einen Wendepunkt in der Geschichte der polnischen Literatur bezeichnet.

Die neuere polnische Dichtung aus ihrer kümmerlichen Nachahmung der französischen Muster, aus dem saft- und kraftlosen, inhaltsleeren Wortgeklingel zu frischem, selbstbewussten, nationalen Leben zu erwecken, bedurfte es schwunghafter, von sittlicher und vaterländischer Kraft getragener, von der Würde ihrer Sendung ergriffener Geister, wie sie im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts der polnischen Literatur in Mickiewicz, Krasiński, Słowacki zutheil wurden. Die Physiognomie dieser Dichter zeigt einen durchaus anderen Charakter, als die ihrer Vorgänger und Gegner, die dem sogenannten Classicismus angehörten. Die Romantik in Polen deckt sich in nur sehr wenigen Punkten mit der Romantik, die in Deutschland besonders durch die beiden Schlegel, Tieck, Brentano, Arnim u. a. zu Ansehen kam. Es ist hier vielmehr eine Vermischung verschiedener Einflüsse nachweisbar. Die Strömung, die Deutschland schon ein halbes Jahrhundert früher ergriff, begann auch in Polen sich bemerkbar zu machen. Shakespeare, Rousseau, Ossian wirken mächtig; aber auch neuere Größen helfen eine neue anbrechende Blüteperiode vorbereiten. Schiller, Goethe, Herder, Bürger, Byron machen in gewissem Sinne Schule. Diese Einwirkung sollte von den segensreichsten Folgen sein. Die neuere politische Poesie erhob sich und nahm eine Stellung ein, die ihr bei fremden Nationen Stimme und Geltung erwarben.

Der Kampf der Classiker mit den Romantikern wurde zu Gunsten der letzteren entschieden. Nach der Veröffentlichung der ersten poetischen Erzeugnisse des Adam Mickienicz verlor die Partei der sogenannten Classiker jedweden Halt.

An Galizien gieng dieser große Kampf fast spurlos vorbei. Hier bemerken wir seit dem Jahre 1772, dem Untergange Polens, etwa 50 Jahre hindurch fast gar kein literarisches Leben. Die Ursache liegt einerseits in der Abspannung, die sich der Gemüther eine Zeitlang bemächtigt hatte, andererseits in den Folgen der Reformen, welche von Kaiser Josef II. angestrebt wurden. Das Centralisationssystem wurde nicht bloß unter ihm streng beobachtet; die gelehrte Richtung wurde zu Gunsten der praktischen vernachlässigt. „Ich will keine Gelehrten haben, aber ich brauche Beamten," sagte einmal Franz I., indem er mit diesen Worten der Norm seines Systems Ausdruck gab.

Man pflegt drei Perioden in der Geschichte der polnischen Literatur in Galizien zu unterscheiden. Ich glaube noch eine vierte hinzufügen zu können. Die erste, vom Jahre 1772—1830 ist arm an schöpferischen Talenten, nur hie und da regen sich bedeutendere Kräfte, wie Fredro in der Komödie, die Fürstin Czartoryska in der Romanliteratur. Die Literatur erwacht erst aus der langen Ohnmacht und bereitet die künftige Periode vor. Diese ist durch das Jahr 1830 bezeichnet. Zwar waren die ersten Jahre nach dem Aufstand wenig fruchtbar, aber bald nahmen die literarischen Bestrebungen einen glänzenden Aufschwung; hauptsächlich durch die Aufnahme historischer und volksthümlicher Elemente in die Dichtung. Sie wird von dem Jahre 1848 abgegrenzt, wo das Zeitungswesen seinen Höhepunkt erreichte und zur Centralstätte der gesammten literarischen Leistungen wird. Wiederum gewahren wir gegen Ende dieser Periode einen kleinen Stillstand — es ist das Jahr 1863 — um in der letzten von 1864 an mit Freude das Aufblühen polnischer Poesie, ihre Vertiefung, Festigung und Rüstung zu immer größeren, mannigfaltigeren Aufgaben zu beobachten.

In den letzten Jahrzehnten offenbart sich auf allen Gebieten der Poesie, Lyrik, Komödie und Tragödie ein großer Reichthum. Die polnische Romanliteratur feiert in jüngster Zeit nicht durch Krasżenski und Sienkiewicz allein, die außerhalb Galiziens leben, ihren wohlverdienten Triumph.

I.

Die geistige Thätigkeit der ersten Periode beschränkt sich auf das Erscheinen einiger Zeitschriften in Lemberg, die aber eine nur geringe Wirkung ausübten. Die einzige, mächtige Errungenschaft der ersten Periode ist die Begründung des Ossolinskischen National-Instituts in Lemberg; in der öden Periode ist dasselbe der einzige leuchtende Punkt, der für den Mangel einer lebhaften literarischen Bewegung reichlich entschädigt. Das Institut blieb lange und ist noch heute der Vereinigungspunkt des geistigen Lebens in Galizien, es gab eine wissenschaftliche Zeitschrift heraus, worin die Dichtungen des weit und breit bekannten Vincenz Pol erschienen, der selbst eine Zeitlang der Redacteur dieser Zeitschrift war.*)

Ein zweites Feld der Literatur in dieser Periode ist das Theater**), das sich einer sorgfältigen Pflege erfreute, wozu die Komödien des Grafen Alexander Fredro nicht wenig beitrugen. Zur Zeit der geistigen Versumpfung, die sich in dieser Periode bemerkbar macht, war das Theater eine wichtige Pflegestätte für die Literatur und Sprache. Johann Nepomuk Kamiński hat sich bleibende Verdienste um die Pflege und Hebung der Nationalbühne in Lemberg erworben. Er selbst hatte kein bedeutendes dramatisches Talent, war aber voll Begeisterung für die scenischen Aufführungen; und entwickelte zuerst als Schauspieler, später als Theaterdirector eine segensreiche Thätigkeit.

Wir können hier von seinen dramatischen Schöpfungen schweigen; er dichtete Vieles, mehr um dem Theaterbedürfnis zu genügen, als aus innerem Drang. Bleibenden Ruhm erwarb er sich jedoch durch seine meisterhafte Übersetzung des Schiller'schen „Wallenstein" und „Des Liedes von der Glocke." Ein vielseitiger, erfinderischer Geist, dieser Kamiński! Er versucht sich ebenso in trefflichen Übersetzungen, wie in selbständigen Gedichten, worunter ein umfangreicheres „Der Lunatiker" im „Haliczanin" erschien. Von seinen dramatischen Stücken erhalten sich seine „Krakowiacy i Górale" noch jetzt als ständiges Repertoirestück auf den polnischen Bühnen.

*) Siehe S. 466.

**) Siehe darüber auch die Lebensbeschreibung des Grafen Skarbek. Seite 252. A. d. H.

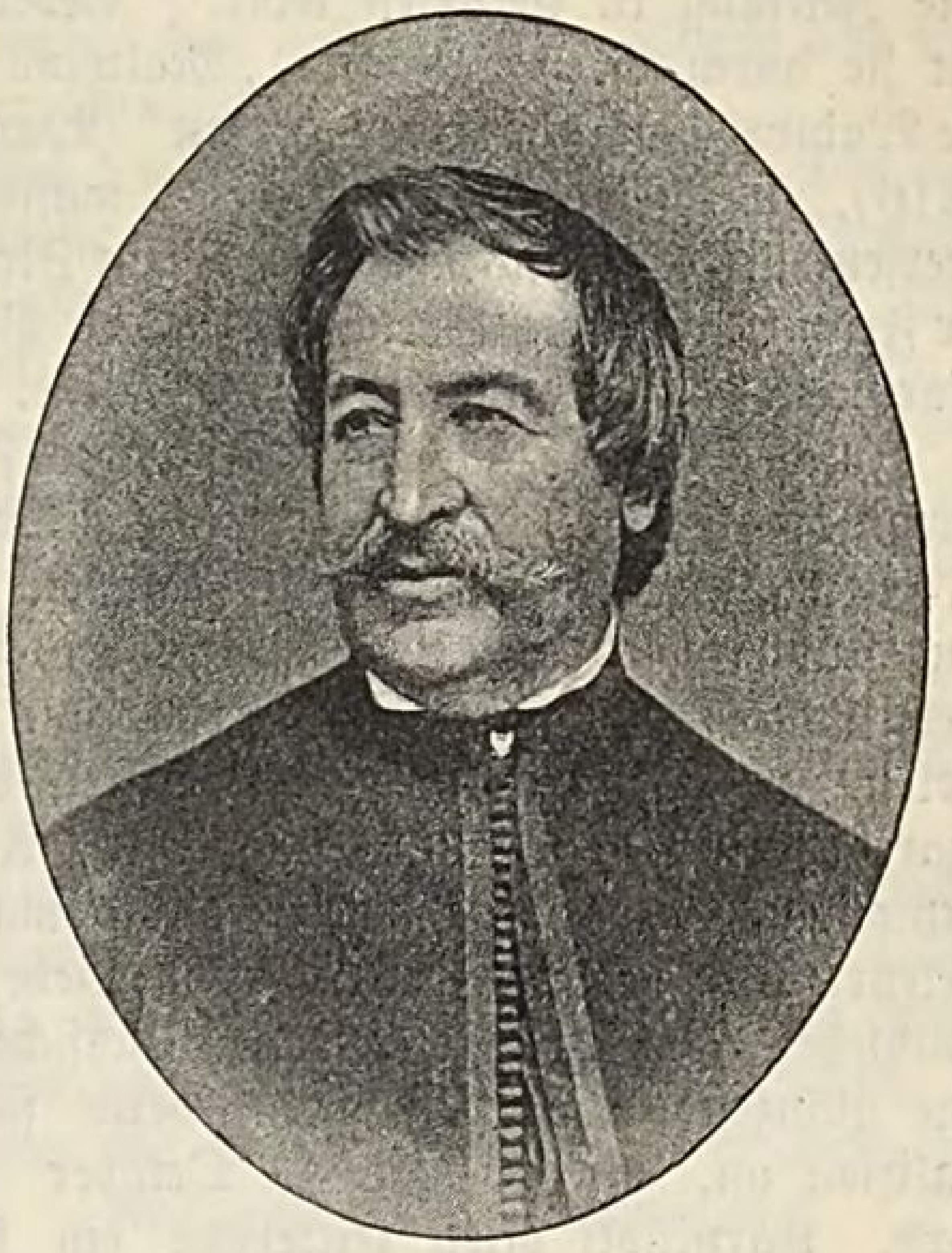
Ein ungleich größeres dramatisches Talent besaß Alexander Graf Fredro. Fredro war ein bedeutender Mensch und ein großer Künstler; ohne die Franzosen, wie seine Vorgänger Zabłocki und Bogusławski, nachzuahmen, ohne sich zur Schule der Romantiker zu bekennen, geht er selbständig seinen Weg. Seine Lustspiele verleugnen nirgends die französische Technik, aber Eine Eigenschaft zeichnet Fredro in hohem Maße aus: die treffliche Zeichnung der Charaktere, welche alle Züge seiner Zeit in sich vereinigen. Da ist alles lebendig, alles gegenwärtig geworden! Fredro studiert seine Charaktere nicht aus Büchern, seine Gestalten sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen; jedermann kennt sie und glaubt solche schon im Leben gesehen zu haben. Fredro hat es verstanden, die gewählten Stoffe zuerst in seiner Seele zu durchleben und so die Handlung aus eigener Erfahrung zu bereichern.

Alexander Graf Fredro ist 1793 in Galizien geboren, in seinem 19. Lebensjahre trat er bei den polnischen Freiwilligen ein und theilte ihr Los bis zum Jahre 1814. Nachdem er bis zum Hauptmann vorgerückt war, kehrte er nach Lemberg zurück. Im Jahre 1821 übersetzte er Goethe's „Clavigo;" dies war das erste literarische Auftreten Fredro's. 1822 wurde seine erste Komödie „Mann und Frau" auf der Lemberger Bühne gegeben. 1824 folgten nach einander: „Die erste Beste," „Herr Geldhab," „Damen und Husaren" u. a. Eine Gesammtausgabe in 5 Bänden erschien in den Jahren 1826—1838 (Wien und Lemberg). Er starb 1872. Man hat Fredro mit Molière verglichen und in der That haben seine Vorliebe für den Salon, für einzelne stereotyp wiederkehrende komische Figuren, seine Begabung, komische Verwicklungen herbeizuführen, Berührungspunkte genug. Doch ist Fredro kein bloßer Nachahmer. Er zeichnet echt polnische Gestalten und es ist ihm gelungen, neue Bahnen in der Komödie einzuschlagen.

Unter dem Einflusse der französischen auf die polnische Literatur traten alle Einwirkungen anderer Dichter fremder Nationen zurück. Fredro hat sich an Molière herangebildet, die französische Romanliteratur wirkt bestimmend auf die polnischen, in dieser Periode erschienenen Romane ein. Die Herzogin Marie Anna von Württemberg, geborene Fürstin Czartoryska, (1768 geb. † 1854), darf hier nur



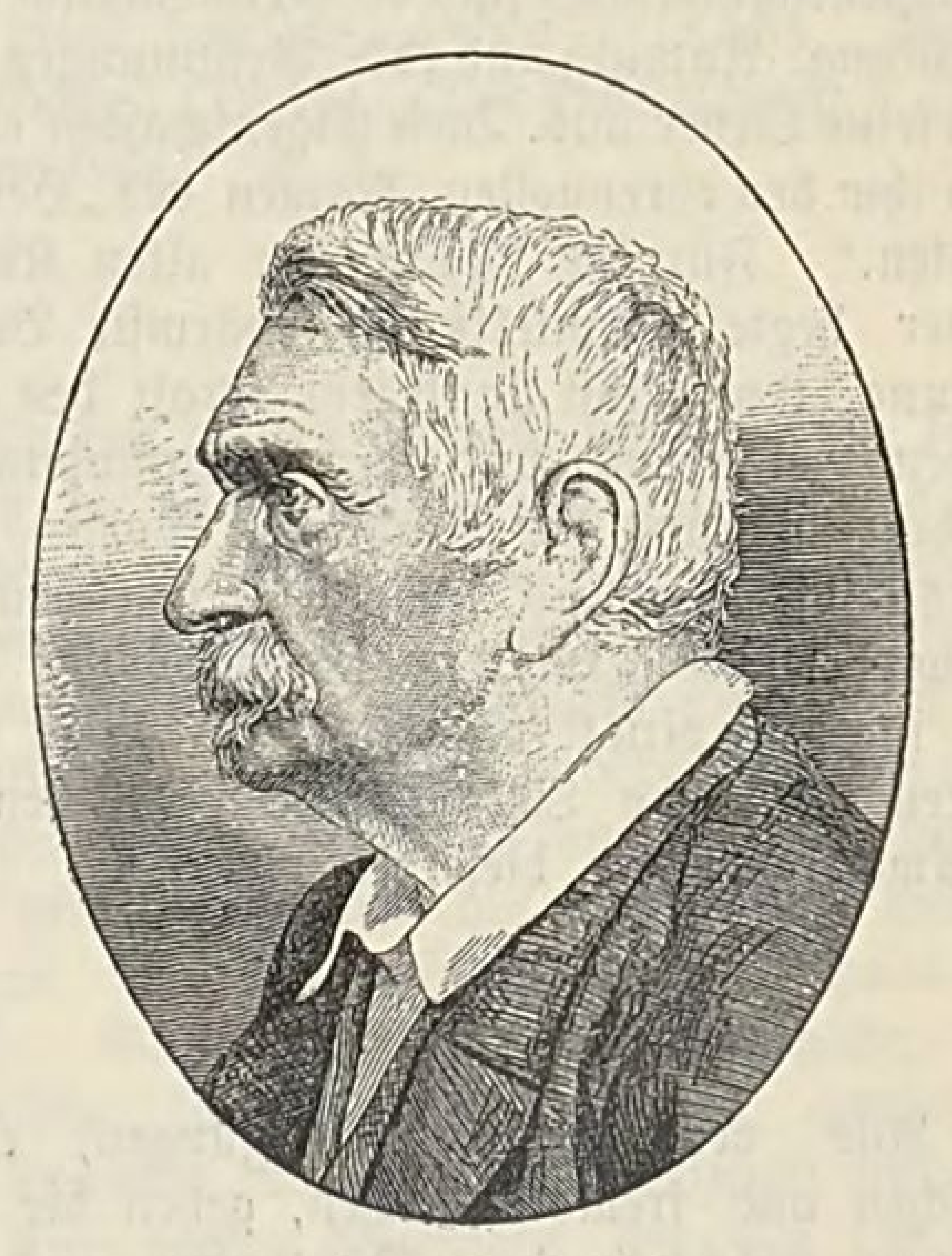
Vincenz Pol.



August Bielowski.



Josef Szujski.



Alexander Graf Fredro.

Polnische Schriftsteller und Dichter in Galizien.

insoferne genannt werden, als sie, nachdem die Ehe mit ihrem Gemahl, dem Herzog Ludwig von Württemberg im Jahre 1792 gelöst war, eine Zeitlang in Galizien lebte. Bedeutung hat sie durch ihren Roman: „Malwina oder die Wahlverwandtschaft der Herzen" (Warschau 1816), welcher die zahlreichen, massenhaft übersetzten, französischen Romane von Florian, der Frau Cottin, des Bernardin de St. Pierre, Marmontel u. a. zu verdrängen suchte.

In der Lyrik that sich besonders Franz Karpiński hervor. Er ist den 4. October 1741 im Dorfe Hłusków in Galizien geboren, studierte in Lemberg, später in Wien. Sehnsucht nach der Heimat rief ihn nach Polen zurück, wo er, von dem Fürsten Adam Czartoryski dem König Stanislaus August empfohlen, Gelegenheit hatte, die damaligen Gelehrten kennen zu lernen. Die Liebe zum Landleben war größer als die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn; er siedelte sich in Galizien an, wo er am 4. October 1825 starb. Karpiński blieb zeitlebens ein streng religiöser und ängstlich gewissenhafter Mann. Er singt von Gott und Liebe, von der Verherrlichung der Tugend, Einschärfung des praktischen Christenthums. Dies sind die Grundmotive seiner Dichtung. Anmuth und edle Gesinnungen zeichnen seine Lieder aus. Diese Eigenschaften erwarben ihm den ehrenvollen Namen des „Herzenspoeten." Für die Macht der alten Kirchenlieder hegte Karpiński die wärmste Bewunderung, ihm selbst stand jene Kraft des christlichen Glaubens und der Empfindung zu Gebote, woraus die Macht des Wortes fließt. Das Volk verstand sogleich seinen Sänger; es wiederholte gerne jene andachtsvollen Töne, die ihm Karpiński vorgesungen. Noch heute hören wir seine Lieder in den Kirchen und stimmen gerne in dieselben ein.

II.

Aus verschiedenen Anregungen, einheimischen und fremdländischen, gehen die Ziele hervor, welche in den Dichtungen nach dem Jahre 1830 zum Durchbruch kommen.

Auf einheimischer Grundlage fußte das Bestreben, die dem Volke eigenen Lieder zu sammeln und in die Dichtung einzuführen. Fremd ist aber die äußere Anregung, solche Lieder einer liebevollen Pflege zu würdigen. Hierin hat niemand einen so nachhaltigen Einfluss geübt wie Herder. „Er stand, um mit W. Scherer zu sprechen, auf einem so glücklichen Aussichtspunkte, dass er vielen die Ziele zeigen und die Wege weisen konnte, die sie über Berg und Thal noch heute wandeln." Diese Worte beziehen sich nicht bloß auf Deutschland, sie finden ihre Bestätigung auch in der neueren polnischen Literatur. Brodziński war der Erste, der die Errungenschaften Herder's dem eigenen Vaterlande zuführte. In seiner Sammlung: „Aus der griechischen Anthologie" finde ich directen Einfluss Herder's, ja Einzelnes, wie die „Lieder Madagascars" sind geradezu aus Herder übersetzt.

Nach den Dreißiger Jahren wird eine förmliche Jagd auf alte Volkslieder gemacht, deren schönste von Wacław z Oleska (Zaleski) und Zegota Pauli, zwei Galizianern, in ihren Sammelwerken niedergelegt wurden. Ihr Beispiel fand Nachahmung. Man suchte sich nicht bloß dem Volkstone zu nähern, nicht bloß die alte slavische Urpoesie in trefflichen Übersetzungen dem Volke nahe zu bringen; man suchte nach dem Stoff in alten Chroniken, altüberlieferten Sagen und Legenden, um letztere in einem neuen Gewande ans Licht zu bringen, und so dem Nationalen reichlichen Zufluss zu gestatten. Wesentlich aus diesem Gesichtspunkte sind die dichterischen Bestrebungen des August Bielowski, Lucyan Siemieński und Vincenz Pol zu betrachten.

August Bielowski, geb. 27. März 1806, trat mit seinen ersten dichterischen Versuchen in der Zeitschrift „Haliczanin" auf.*)

Es waren dies meist Übersetzungen serbischer Volkslieder, und der viel bestrittenen Königinhofer Handschrift. Als Übersetzer erwarb er sich den größten Ruhm durch den „Zug Igor's gegen die Polowcer" von einem unbekannten ruthenischen Sänger des XIII. Jahrhunderts, in welchem er den Ton und den Geist jener Jahrhunderte mit wunderbarer Meisterschaft getroffen und denselben auch in seine Epopöe „Heinrich der Fromme" hineingetragen hat. Als Liederdichter erscheint er in dem bei B. M. Wolf (Petersburg, 1855) herausgegebenen „Schatzkästlein" (Skarberyk) und schon früher in der Schrift „Dumki" 1838. Er starb

*) Siehe Seite 504.

1876 als Director des Ossoliński'schen National-Instituts.

Lucian Siemieński, geboren 1809 in Galizien, machte den Aufstand von 1830 mit, lebte eine Zeitlang in Lemberg, emigrierte nach Frankreich, lebte in Straßburg, dann im Posen'schen bis 1846. Bis zum Jahre 1848 finden wir ihn in Berlin und Brüssel, nach Verkündigung der allgemeinen Amnestie kehrte er nach Galizien zurück und siedelte sich in Krakau an, wo er das Tagblatt „Czas" gründete, und 1876 starb. Siemieński ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller dieses Zeitraums. Er schreibt nicht bloß eine populäre Geschichte Polens, sammelt alte Legenden und Sagen der Polen und Ruthenen, er ist auch ein trefflicher Übersetzer. Seine Übertragung der Odyssee ins Polnische ist meisterhaft, sie legt ein treffliches Zeugnis für die klare und tiefe Anschauung altgriechischen Wesens ab. Siemieński's „Odyssee" bedeutet für die polnische Literatur ungefähr das, was die Vossische für die Deutschen noch vor Kurzem war. Siemieński zeichnet vor allem ein klares Verständnis für die Zeit aus, welche er uns vorführen will. Aus seiner poetischen Erzählung „Trąby w Dnieprce" wehen in der Composition, wie im Colorit des Stils deutliche Anklänge an die Urpoesie der Slaven, die in dieser Zeit die Gemüther Aller entzündete.

Ein ungleich höheres dichterisches Talent als Bielowski und Siemieński ist Vincenz Pol, dessen Lebensgeschichte in einem eigenen Aufsatze behandelt ist, in welchem dessen volle Bedeutung für die polnische Literatur zu würdigen versucht wurde.*)

Einer der größten polnischen Dichter, Severin Goszczyński, kann hier nur insoferne berücksichtigt werden, als er eine Zeitlang von 1821—1834 in Galizien lebte und auch in Lemberg 1876 starb. Aus dem selbstgeschauten Leben des Goralen im Karpathen-Gebirge ist seine „Sobóika" entsprungen, ein treues Nachbild der bei den Gebirgsbewohnern lebenden Sagen und Märchen. Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien in Lemberg 1838. — Kornel Ujejski, geb. 1823 in Galizien, trat schon in seinem 16. Lebensjahre als Dichter auf, seit dem Jahre 1858 wohnte er in Zubrze, einem Dorfe bei Lemberg, das er vom Lemberger Magistrate in Pacht nahm. Als lyrischer Dichter nimmt Ujejski eine bedeutende Stelle in der zeitgenössischen Literatur ein. Seine „Klagen Jeremias," seine „Biblischen Melodien" sind voll erhabener Poesie und rührender Innigkeit.

Als Liederdichter dieser Periode sind vorzugsweise Edmund Wasilewski, der Verfasser der lustigen Krakowiaken und Adam Gorczyński, unter dem Pseudonym Jadam z Zatora bekannt, zu nennen. Ein emsiger Dramatiker trat in dieser Epoche auf: Dominicus Magnuszewski (geb. 1810, † 1845). Hatten wir an Fredro realistische Züge bemerkt, so ist Magnuszewski ein Idealist vom reinsten Wasser. Sein Hang zur Überspanntheit wurde durch eine fleißige Lectüre der gleichzeitigen französischen Literatur genährt. Bei seinem ungewöhnlichen dichterischen Talent wollte er ein historisches Drama in Polen schaffen und versuchte sich, meist glücklich, im Drama wie in der Tragödie. Er hinterließ einen „Radziejowski," „Camillus," „Das Drama der Gesellschaft" u. a.

Als Romanschriftsteller trat Josef Dzierzkowski mit einer Reihe von Erzählungen auf: „Die Gaukler" (1845), „Erzählungen aus dem gesellschaftlichen Leben" (1846), „Salon und Gasse" (1847), „Der Bettlerkönig," „Der Dornenkranz" u. a.

III.

In der dritten Periode von 1848—1864 traten die dramatischen Schöpfungen in den Vordergrund. Sie waren aus dem Bestreben hervorgegangen, die großen Persönlichkeiten der verflossenen Jahrhunderte nicht bloß geschichtlich zu bearbeiten, sondern dieselben auch auf der Bühne handelnd auftreten zu lassen. Und wiederum gehen die dichterischen Bestrebungen mit den wissenschaftlichen Hand in Hand. Gerade um diese Zeit begann das historische Interesse Oberhand zu gewinnen, und Männer wie Szajnocha, Szujski und andere sind gerade diejenigen, die von der Geschichte ausgehend, dem Drama ihr Augenmerk zuwenden. Karl Szajnocha, geb. 1818 in der Gegend vom Sambor in Galizien, ist als dramatischer Dichter zuerst im Jahre 1843 mit dem Trauerspiel „Stasio" aufgetreten, worauf eine Reihe von Tragödien folgte:

*) Siehe Seite 466.

„Zonia," Johann III.*) im St. Stephans-Dome," „Georg Lubomirski" u. a. Keine von seinen Tragödien zeigt ein besonderes dramatisches Talent, weil sie sämmtlich wenig Handlung haben; ein ungleich größeres Talent besaß Szajnocha als Historiker.

Josef Szujski, geb. in Tarnow, starb am 7. Februar 1883 als Universitätsprofessor in Krakau, seine dramatischen Werke erschienen seit dem Jahre 1857. „Das Geheimnis des Feldherrntodes," „Jacek Brzuchalski," „Der Diener der Gräber," „Dzieszanowski," „Georg Lubomirski," „Twardowski," „Die Königin Hedwig;" des größten Beifalles erfreut sich seine Tragödie „Halszka z Ostroga," die den Ton und die Sprache des XVI. Jahrhunderts glücklich zu treffen versteht, im Ganzen aber an Länge der Monologe leidet. Dem erstarkten Interesse für die vaterländische Geschichte kam Anton Małecki durch seine historischen Lustspiele, mit schönen Zielen und eigenthümlicher poetischer Sprache mit Glück entgegen.

Die Romanliteratur beginnt schon in dieser Periode sich so mächtig zu entfalten, dass sie in neuester Zeit ihre Blüteperiode feiert.

Die Romane erfreuen sich der größten Gunst des weiteren Lesepublicums, müssen aber gewöhnlich ihren augenblicklichen Erfolg durch ein kurzes Dasein erkaufen.

Sigmund Kaczkowski, geb. 1826 in Galizien, wandte sich mit Vorliebe dem polnischen Adel in der Gegend von Sanok zu und versteht es, das Leben dieses Theiles der polnischen Nation meisterhaft zu schildern. Diese Bilder stellt er uns in einer Reihe von Romanen dar, welche im gewissen Sinne einen Cyclus bilden: „Der letzte der Nieczujas," „Der Kampf um die Fähnrichstochter," „Murdelio," „Das Nest der Nieczuja," „Die Castellanssöhne Lubaczewscy" u. a.

Johann Zacharyasiewicz zeigt in seiner literarischen Thätigkeit eine weite Entwicklung in aufsteigender Linie. In seinen Romanen verfolgt er gesunde, auf thatkräftiges Eingreifen gerichtete Ziele; eine große Reihe von Romanen zeugt von der großen Schaffenskraft des Schriftstellers: „Marcyan Kordyn" (1868), „Ein goldenes Geschäft," „Die Wahl des Abgeordneten u. a. — Eine eigenartige Natur zeigt ein genialer Humorist, dessen Komik durch geistreichen, aber sarkastischen Witz gewürzt, einen hohen Grad von Originalität und Schöpfungskraft besitzt: Johann Lam, geboren 1838. Sein ausschließlicher Schauplatz ist Galizien, welches bei Lam zum Tummelplatz fast nur beschränkter, krähwinkelisch-gebildeter Leutchen geworden. In mancher Hinsicht zeigt Lam eine geistige Verwandtschaft mit Jean Paul. Der geistreiche Prunk des Vortrags, die Nachahmung der verschieden gestalteten Eigenheiten des Redenden, die parodistische Verspottung der Amtssprache bilden Vergleichungspunkte genug dar. Lam's größtes und vorzüglichstes Werk ist: „Die Köpfe zum Vergolden" 1873 (3 Bde.) Das lesende Publicum erfreut sich jeden Samstag an seiner „Lemberger Chronik," die einmal in der Woche im „Dziennik polski" als Feuilleton erscheint. Ein anderer Humorist Albert Wilczyński, versuchte sich, in komischen Romanen und Erzählungen; sein Talent reicht an das Lam's bei weitem nicht heran.

In neuester Zeit weist Lemberg zwei bedeutendere Romanschriftsteller auf: Władysław Łoziński, geboren 1843 und Josef Rogosz.

Krakau besitzt seinen besten Schriftsteller mit weithin reichenden Tendenzen in Michael Bałucki (geb. 1837).

Die jüngere Generation hat in der polnischen Lyrik wenig Dauerndes geschaffen. Das beste rührt von Adam Asnyk (E . . . ly) her, der Galizien angehört. Er ist der eigentliche Vertreter dessen, was die polnische Lyrik geworden. Seine „Poesien" (1869) (zweite Ausgabe 1872) erklingen aus einer dunklen Tiefe, wobei die Wissenschaft des Dichters in der poetischen Sprache ihren größten Triumph feiert; es sind herrliche Ergüsse eines empfindsamen, zugleich aber eines männlich thatkräftigen Herzens. In der wundervollen Mischung von festem Glauben und Ironie, von rührenden Gefühlsäußerungen und nüchterner Mahnung zur Arbeit, bewundern wir das vielseitige Talent des Dichters, dem keiner der zahlreichen Lyriker gleichkommt, auch nicht Ladislaus Bełza, gegenwärtig als Secretär des Ossolinski'schen Instituts in Lemberg lebend, dessen „Dichtungen" in der Bibliothek polnischer Autoren in Leipzig erschienen, und hie und

*) Johann III. Sobieski.

da ein schönes Lied, eine melodische, sangbare Weise bieten.

Die Komödie entwickelt sich reicher und erweckt ein größeres Interesse beim Publicum als das Drama, wiewohl auch letzteres einige gute Erzeugnisse zählt. Als Verfasser von Schauspielen und Lustspielen thaten sich besonders hervor: Johann Alexander Fredro, Koziebrodzki, Narzymski, Eduard Lubowski (gegenwärtig nicht mehr in Galizien lebend) und Aurel Urbański.

Das historische Drama fand in Bełcikowski, (in Krakau lebend,) einen tüchtigen Vertreter; seine Dramen „Adam Tarło" (1869), „Hunyadi" (1870), „Kmita und Bondarówna," „König Ladislaus Warneńczyk" (1877), „Mieczysław II." zeichnen sich durch kräftige Charakterzeichnungen, ein treues Colorit der Zeit aus, obwohl ihnen eine wahrhaft dichterische Gestaltung ihrer Stoffe nicht zuerkannt werden kann.

Eduard Schnobrich.

Die Entwicklung der ungarischen Literatur im 19. Jahrhundert.

Die Sprach- und Geschichtsforscher werden eines eingehenderen Studiums der älteren ungarischen Schriftwerke nicht leicht entrathen können, ja selbst der Literaturfreund wird mit Wohlgefallen bei den Gestalten eines Niklas Grafen Zrinyi bei dem Dichter und Helden Balassa*) und bei Mikes verweilen und ihrer dichterischen Eigenart volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Interesse des großen lesenden Publicums wird jedoch erst durch jene geistige Bewegung gefesselt, welche sich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Gemüther in Ungarn bemächtigte.

Die Anregung zur völligen Umgestaltung der Nationalliteratur gieng bekanntlich aus der Mitte der im Jahre 1760 von der Kaiserin Maria Theresia errichteten ungarischen adeligen Leibgarde aus. Georg von Bessenyei, ein Mitglied dieser Leibgarde der von seinen Landsleuten schwärmerisch verehrten großen Landesfürstin, war von der reinsten Begeisterung für die Hebung der Literatur beseelt, und begann im Jahre 1772 die Veröffentlichung seiner Werke mit denen er jene Schule begründete, der man später den Namen der „französischen" beilegte, weil sowohl er als auch seine Anhänger die Franzosen als jene Musterbilder hinstellten, denen die Schriftsteller Ungarns nachstreben sollten. Dass die deutsche Literatur trotz der geographischen Lage Ungarns Geistesleben damals noch nicht berühren konnte, kann nur denjenigen überraschen, der den Umstand völlig außer Augen lässt, dass zu jener Zeit in den Wiener Hofkreisen nur von einem vorwiegend französischen und einem nicht minder mächtigen italienischen Einflusse die Rede sein konnte.

Bessenyei versuchte sich auf dem dramatischen und epischen Gebiete; auf ersterem gebrach es ihm jedoch gänzlich an der unentbehrlichen Gestaltungsgabe, wenn wir von einem ziemlich gelungenen Typus seines Lustspieles „Der Philosoph" absehen wollen, und auf letzterem bekundete er in der Wahl seines Vorwurfes eine nicht weniger unglückliche Hand denn Voltaire als Verfasser der „Henriade". Als Schriftsteller des hervorragend philosophischen Jahrhunderts konnte er sich dem philosophisch-moralisierenden Einflusse der Franzosen, besonders aber der Engländer nicht entziehen. Was er in dieser Richtung hervorgebracht, trägt unverkennbar den Stempel Pope's an sich. Schließlich mag auch dessen gedacht sein, dass er es war, von dem der Anstoß zur Gründung einer ungarischen Gelehrtengesellschaft ausgieng, da er wohl einsah, dass zum Aufblühen der ungarischen Literatur einzelne Mäcenaten nicht genügen, und zum Aufschwung des geistigen Lebens das rastlose Wirken einer Akademie unumgänglich nöthig

*) Über den Dichter Zrinyi siehe I. Theil, Seite 344. — Valentin von Balassa (1550—1594) war der erste bedeutende ungarische Dichter, dessen Schöpfungen noch heute fortleben. Er erlag der bei einem Sturme auf Gran erlittenen tödtlichen Verwundung. A. d. H.

sei. Seine literarischen Mitstreiter und Nacheiferer waren größtentheils seine Kameraden im Dienste um die Person der großen Fürstin, sie verehrten die Franzosen mit derselben Hingebung, wie ihr geistiger Vorkämpfer. Zum engeren Kreise Bessenyei's gehören Alexander von Báróczy, der zahlreiche Schriften aus dem Französischen übertrug, und dabei eine ungeahnte Leichtigkeit und Anmuth der Prosa entfaltete, ferner Paul Ányos, der die zartesten elegischen Töne anzuschlagen wusste. Fassen wir nun das Ergebnis der Thätigkeit dieser Schule zusammen, so kann zwar nicht geleugnet werden, dass sich das rhetorische Element allzu sehr in den Vordergrund drängte, dass aber andererseits diese schädliche Seite des französischen Einflusses durch die sorgfältige Pflege einer künstlerischen Prosa in hinreichender Weise wett gemacht wurde.

Beinahe gleichzeitig mit dieser Gruppe von Schriftstellern, die auch vom Glanze des Hoflebens umgeben, der Heimat nicht vergaßen, widmeten sich Josef Rajnis, Nikolaus Révai und David Baróthi-Szabó einer geräuschlosen Wirksamkeit, indem sie der ungarischen Literatur durch eifrige Übersetzung und Nachahmung des classischen Alterthums neue Bahnen eröffnen wollten. Als besonderes Verdienst dieser sogenannten classischen Schule mag ihr Bestreben um die Begründung der magyarischen Silbenmessung hervorgehoben werden. Dass sie aber in der Anwendung der für das Lateinische und Griechische giltigen Regeln auf das Ungarische zu weit gieng, und den Charakter desselben verkannte, soll auch nicht verschwiegen bleiben. Der begabteste Dichter dieser Schule ist unstreitig der Übersetzer des Horaz: Benedict Virág, der es in seinen Oden, Episteln und Epigrammen bis zu einem gewissen Grade von Ursprünglichkeit brachte, während die übrigen nur als geistlose Wechsler von altclassischen Edelmetallen in ungarische Kupfermünze betrachtet werden können. Wenn Ungarn der französischen Schule die vielverheißenden Anfänge einer gediegenen Prosa verdankt, so schuldet es der classischen den Sinn für Vollendung und Knappheit der Form, da diese die Nation auf die unvergänglichen Muster der zwei gebildeten Völker des Alterthums hinwies.

Ohne von den Zielen der soeben behandelten zwei Strömungen auch nur das Geringste zu ahnen, veröffentlichten einige Schriftsteller ihre Werke, in welchen sie als die echten Vertreter des nationalen Geistes erscheinen. Ihre Erzeugnisse lehnen sich an die ältere ungarische Literatur an und zeigen bereits Anklänge an das Volksthümliche. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Dugonics; er pflegte das Epos und wählte sich die Vorwürfe aus der altgriechischen Götter- und Heldensage, verräth aber nicht die geringste Spur eines altclassischen Einflusses. Das Vorbild, dem er es nachthun wollte, scheint Gyöngyösi gewesen zu sein, welchem er die Kunst der anmuthigen Erzählung glücklich abgelauscht hatte. Seine Romane trugen zwar viel dazu bei, den ungarischen Schriftstellern ein ständiges Lesepublicum zu verschaffen, doch der Mangel an Welt- und Menschenkenntnis, der bei dem von der Welt zurückgezogen lebenden Priester nicht befremden kann, macht eine wirksame Charakter- und Sittenschilderung, die uns der Roman doch bieten soll, vollständig unmöglich. Der patriotische Eifer trieb ihn auch dazu, für die Bühne zu schreiben, dass es ihm aber an jedem Geschicke dazu gebrach, bedarf nach dem bereits Gesagten kaum eines besonderen Beweises. Ein mächtiger Wettkämpfer erstand ihm in dem General der Cavallerie Grafen Gvadányi,*) der sich durch seine satirischen Schilderungen eine womöglich noch größere Volksthümlichkeit erwarb. Sowohl die Beschreibung des 1792er Landtages als auch die Ofner Reise eines Dorfnotärs bekunden einen ausgeprägten Sinn für das Komische und Eigenthümliche. Hier möge auch Adam Horvát's gedacht sein, dessen kleinere Gedichte in glücklicher Weise Form und Inhalt des Volksliedes nachahmten, so zwar, dass einige derselben in den Liederschatz des Volkes übergegangen sind.

Eine Richtung, welche die Hauptziele der drei Schulen vereinigte und mit allen Kräften anstrebte, sollte zum Heile der Nation nicht mehr lange auf sich warten lassen. Als gei-

*) Josef Graf Guadagni (ungarisch Gvadányi 1725—1801) war Enkel des von Kaiser Leopold I. in den Grafenstand erhobenen Generals Marchese Guadagni, focht die schlesischen Kriege und den siebenjährigen Krieg tapfer mit, zog sich 1783 auf seinen Musensitz Skalitz in Ungarn zurück und lebte dort nur den Wissenschaften. A. d. H.

stiger Führer und thätigster Arbeiter derselben kann nur Franz Kazinczy gelten, dessen nicht geringstes Verdienst darin besteht, erkannt zu haben, dass es vor allem Noth thue, die ungarische Sprache durch Übersetzungen aus den europäischen Hauptliteraturen so geschmeidig zu machen, dass sie sich unter der Hand des Dichters als fügsames Instrument erweise, mit dem er die ihm beliebigen Töne hervorbringen könne. Er wies darauf hin, dass die Übersetzungsthätigkeit alle Gattungen der Dichtkunst umfassen müsse, da eine jede Gattung ihren besonderen Stil erfordere. Doch nicht zufrieden damit, seinem Volke die einzuschlagenden Wege vorzuzeichnen, legt er selbst Hand ans Werk und liefert seine Übersetzung der Idyllen Gessner's. Den durchschlagendsten Erfolg errang er jedoch mit der Nachdichtung des damals auch in Deutschland beachteten Romanes in Briefform „Adolfs Briefe", in welcher er die schon oben lobend erwähnten Übertragungen Báróczy's weit überflügelte. Man konnte sich nicht satt lesen an dieser glattfließenden Prosa, welche dem Publicum eine höhere Meinung von der Ausdrucksfähigkeit des ungarischen Idioms beibrachte. Auf den erworbenen Lorbeeren nicht ausruhend, fuhr er fort aus Wieland, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller und Molière zu übersetzen, indem er immer die verschiedensten Stilarten im Auge behielt und in der Wahl der Stücke eine große Vielseitigkeit bethätigte. Seinen Einfluss auf das Emporblühen der Nationalliteratur verdankte er neben den Übersetzungen aber auch seinen Originalwerken, seinen zerstreut erschienenen Aufsätzen über die Erneuerung der ungarischen Schriftsprache, und hauptsächlich dem lebhaften Briefwechsel, den er mit allem, was in Ungarn Namen und Ansehen besaß, auf das eifrigste unterhielt. Als Kind des vorigen Jahrhunderts war er ein leidenschaftlicher Briefsteller, der sich die Formschönheit seiner Episteln ebenso angelegen sein ließ, als ob es sich um ein der Öffentlichkeit zugedachtes Werk gehandelt hätte. Seine Thätigkeit wurde im Jahre 1794 durch seine Gefangenschaft, wegen der muthmaßlichen Theilnahme an der Martinovics'schen Verschwörung*) auf längere Zeit unterbrochen. In diese Zeit fällt das Auftreten Kármán's, der die ungarische Prosa noch um einen Schritt weiter beförderte. Bei Kazinczy's etwas gewaltsamem Bestreben, die stilistische Fähigkeit des Ungarischen durch Übersetzungen auszubilden, kann es durchaus nicht auffallen, dass das Ungarische von seiner nationalen Eigenart so Manches einbüßte, weil ihm das Fremdartige des Ausdrucks zu sehr aufgedrungen wurde. Kármán's Prosa beseitigt aber keineswegs die Errungenschaften Kazinczy's, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Sprache, sie macht diese Vorzüge mit den derben Redensarten des Volkes nur allgemein zugänglich, so dass die Prosa seines Romanes „Fanny's Nachlass" bereits für eine echt nationale gelten kann. Der Einfluss der deutschen Literatur, der mit Kazinczy beginnt, wird nun allmählich zum vorherrschenden, und das soeben erwähnte Werk Kármán's ist zwar keine stümperhafte Nachahmung von „Werther's Leiden," muss aber immerhin als ungarisches Symptom jenes Wertherfiebers bezeichnet werden, das die Schriftstellerwelt ganz Europas ergriffen hatte.

Während bei den Anhängern Kazinczy's das ausschließliche Studium der deutschen Literatur ihren Werken das Merkmal ihrer Eigenheiten aufdrückt, ist Csokonai eine jener Dichtergestalten, deren Belesenheit über die Erzeugnisse einer Sprache hinaus reicht. Dem deutschen Einfluss hat er sich zwar auch nicht entziehen können, indem auch er demselben durch die Übertragung von E. v. Kleist's „Frühling" seinen Zoll zahlte, sein komisches Epos „Dorothea" aber ist unter den Eindrücken französischer Dichter, besonders Boileau's entstanden. In den lyrischen Gedichten lehnt er sich eben so sehr an die westeuropäischen Lyriker als an die Klänge des heimatlichen Volksliedes an.

Den größten Triumph sollte der neuen Schule jedoch Alexander Kisfaludy erkämpfen. Sein an Schicksalswendungen ziemlich reiches Leben trug nicht wenig dazu bei, den Gehalt seiner Dichtung trotz der vorwiegend vaterländischen Richtung abwechslungsreicher zu gestalten. Zu den vier großen Völkern, die

*) Der Exfranziskaner, berühmte Naturforscher und Abt Josef Martinovics, der Schriftsteller Hajnóczy und der gewesene Militär Laczkovics bildeten 1794—95 eine Verschwörung, die den Umsturz der monarchischen Regierung in Ungarn zum Zwecke hatten. Sie büßten ihr wahnwitziges Verbrechen gleich mehreren Genossen mit dem Tode. A. d. H.

bisher das magyarische Geistesleben beeinflusst hatten, gesellen sich durch Alexander Kisfaludy nun auch die Italiener, deren Sprache und Dichtkunst er während seiner Soldatenlaufbahn kennen und lieben lernte. Zu seinem „Himfy“ den wir am ehesten einen lyrischen Roman nennen möchten, schuf er sich eine eigene Strophenform, die sogenannte Himfystrophe, welche zwar durch die darin vorkommende Antithese stark an italienische und provençalische Vorbilder erinnert, aber immerhin ihre besondere Eigenart bewahrt. Der Sprache war er in sehr hohem Grade mächtig, und sie verdankt ihm neben mancher allzu kühnen auch manche glückliche Neubildung. Die Höhe, die er mit dem „Himfy“ erklommen hatte, konnte er in seinen „Märchen aus der ungarischen Vorzeit“ nicht wieder erreichen.

Das Jahr 1790 ist ein besonderer Markstein für die Geschichte des Schauspieles und der Schauspielkunst in Ungarn. In dieses Jahr fallen nämlich die ersten auf eine ständige Schaubühne abzielenden Bestrebungen. Der 1792 eröffnete Landtag beschäftigte sich ebenfalls mit dieser Angelegenheit; aber in Pest fand dieselbe keine genügende Unterstützung und Würdigung. In Siebenbürgen fiel jedoch der Gedanke auf einen bedeutend empfänglicheren Boden, und die Gesellschaften des schönen Berglandes unternahmen von Zeit zu Zeit Ausflüge nach Ungarn, um bald hier, bald dort den Wünschen des ungarischen Publicums nach theatralischen Vorstellungen entgegenzukommen.

Gelegentlich der kurzen Würdigung, die der classischen Schule zutheil ward, gedachten wir auch eines Mannes, dessen dichterische Erzeugnisse von untergeordnetem Werke sind, dessen Verdienste um die Sprachwissenschaft aber nicht nur für Ungarn ins Gewicht fallen. Nicolaus Révai beschäftigte sich auch mit der vergleichenden Sprachwissenschaft; doch so manches Vorurtheil, das er mit seinen Zeitgenossen theilte und nicht los werden konnte, machten besondere Erfolge auf diesem Gebiete unmöglich. Aber dankbare Erinnerung verdient er, dass er geraume Zeit vor dem Auftreten der zwar nicht erst bahnbrechenden, aber bedeutendsten neueren Sprachforscher, der Gebrüder Grimm, die Unentbehrlichkeit des genauen Studiums der ältesten Sprachdenkmäler betonte und selbst mit dem besten Beispiele vorangieng. Seine Herausgabe der ältesten ungarischen Sprachüberreste und die Folgerungen, die er in der „Elaboratior Grammatica Hungarica“ daraus zog, trugen ihm bei der Nachwelt das Lob ein, ein würdiger Vorläufer Jacob Grimms gewesen zu sein.

Nach dieser kurzen Bemerkung über die Sprachwissenschaft nehmen wir den Faden unserer Schilderung wieder auf. Noch während des erbitterten Kampfes, den Kazinczy im Interesse der Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache auszutragen hatte — ein Kampf, in welchem beide Theile über das Ziel hinausschossen — begann Berzsenyi bereits zu dichten und wenn er auch die verwegenen Neuerungen Kazinczy's nicht immer billigte, so zeigte er doch bald in seinen lyrischen Gedichten, worunter den Oden der erste Rang gebürt, dass ihm die abgeschmackte, im höchsten Grade unkünstlerische Schreibart der Gegner der Spracherneuerungen noch weniger zusagte, als die misslungenen Wortbildungen, zu welchen sich der nicht selten gewaltsame Sprachforscher hinreißen ließ. Berzsenyi hängt vermöge seiner vorwiegend altclassischen Bildung noch mit der im Eingange erwähnten classischen Schule aufs engste zusammen; er ist sozusagen ein später Nachzügler derselben, der aber die Anhänger dieser Schule weit überholte, und dem man es eben anmerkt, dass er von dem unermüdlichen Kazinczy und seinen Anhängern den geläuterten Geschmack gelernt hat. Der begeisterte Horazcultus erinnert bei ihm an Virág; aber die Gemeinschaft des literarischen Ideals ist auch alles, was ihm dem gutmüthigen Horazübersetzer näher bringt. Von einer sclavischen Nachahmung des größten aller römischen Lyriker ist bei ihm keine Rede, und die darauf bezüglichen Vorwürfe des sogleich zu erwähnenden Kölcsey sind übereilte Behauptungen eines Jünglings, der seine Laufbahn als gestrenger Kunstrichter begann und sich jenes jugendlichen Urtheils späterhin schämte. Die vaterländische Lyrik feiert in einigen seiner Oden, mit welchen er die Ungarn aus ihrer gleichgiltigen Thatenlosigkeit aufrütteln wollte, ihre ersten Triumphe. Wollte man seine Art zu dichten, überhaupt etwas schärfer tadeln, so könnte es nur deshalb sein, dass er nur für die Begeisterung und das Erhabene die rechten Töne findet,



Ungarische Schriftsteller und Dichter.

*) Ueber Aurel Graf Dessewffy siehe Seite 193.

während die Darstellung des Zarten und Anmuthigen ihm selten gelingt. In richtiger Würdigung seiner eigenen Grenzen hat er sich auch nur selten an ähnliche Schilderungen gewagt.

Seinem etwas vorlauten Kritiker Kölcsey schienen eben jene großen und klangvollen Töne versagt zu sein, die der von ihm so unbillig beurtheilte Berzsenyi gar meisterhaft anzuschlagen verstand. Kölcsey's Leier ist nur mit zwei Saiten bespannt, mit denen der Schwermuth und der Entsagung. Der stellenweise zum Durchbruche gelangende, etwas gallige Humor reicht nicht aus, um die Eintönigkeit seiner Weisen zu mildern.

Die nächste Gestalt, welche uns bei unserer flüchtigen Rundschau auf dem ungarischen Parnasse fesselt, ist diejenige Karl Kisfaludy's, mit dessen älterem Bruder Alexander wir bereits vertraut sind. An seinen Namen knüpft sich in Ungarn der Aufschwung des Schauspieles überhaupt, denn alles, was bis zu seinem Auftreten auf dem Büchermarkte erschien oder über die weltbedeutenden Bretter gieng, war entweder nur ein Nachklang der sogenannten Schuldramen oder ein geräuschvolles patriotisches Feuerwerk in 5 oder weniger Aufzügen. Nun steht zwar auch Karl von Kisfaludy unter dem lähmenden Einflusse dieser durch Übertreibungen geschädigten national gesinnten literarischen Richtung, und seine Erstlingsdramen „Die Tataren in Ungarn," „Ilka, oder die Erstürmung Belgrads" und „Der Wojwode Stibor" weichen in keiner Weise von den bisher betretenen Bahnen ab. Als er aber die Pflege des Trauerspiels aufgab, um sich mit aller Kraft auf das Lustspiel zu verlegen, da bot er seinem Volke eine Reihe von Werken, die bewiesen, dass er einen regen Sinn für das Charakteristische und Komische besaß, welcher Sinn sich in einer Fülle von Gestalten bethätigte, denen man es unschwer ansieht, dass sie getreu nach der Natur gezeichnet wurden. Es bedarf vielleicht keiner besonderen Erinnerung, dass an die Erzeugnisse seiner komischen Muse kein allzu hoher Maßstab angelegt werden dürfe; hat es doch den Anschein, als ob die großen Erfolge auf dem Gebiete des Lustspieles nur wirklich großen Völkern vergönnt wären, und selbst da nur solchen, die schon mehrere Jahrhunderte eines einheitlichen nationalen Daseins hinter sich haben wie Engländer und Franzosen, während es die Deutschen, deren Einigung wir selbst erlebt haben, bei aller Anstrengung mit wenigen Ausnahmen*) es noch zu keinem rechten Lustspiele gebracht haben.

In die Zeit der Bühnenerfolge Karl Kisfaludy's (1800—20) fällt auch das Auftreten Katona's, der sich mit seinem Trauerspiele „Bánk-Bán" um einen in Siebenbürgen ausgeschriebenen Preis beworben hatte. Bánk-Bán theilte das Schicksal aller bedeutenden Werke, welche das Unglück traf, in die Hände geistloser Preisrichter zu fallen. Es wurde angeblich wegen seiner ungenießbaren Sprache beiseite gelegt. Dem österreichischen Leser dieser Zeilen dürfte es vielleicht nicht unwillkommen sein zu erfahren, dass wir es in diesem Werke mit demselben dramatischen Vorwurf zu thun haben, den sich auch Grillparzer zu seinem „Ein treuer Diener seines Herrn" erwählt hat. Die wärmsten Verehrer Grillparzers — und der Verfasser dieses Aufsatzes zählt auch zu ihnen — werden nach einem, wenn auch nur flüchtigen Vergleiche zugeben, dass der große Dichter „Sappho's" und des „Goldenen Vlieses" aus dem Haupthelden Bánk-Bán eine zahme bürgerlich ehrenwerte und lobenswürdige Gestalt geschaffen hat, die sich aber zu einem tragischen Helden durchaus nicht eignet. Wie grundverschieden fasste Katona seinen Helden auf, wie ganz anders versteht er es, uns durch sein Schicksal zu erschüttern. Aber auch ohne Rücksicht auf das Grillparzer'sche Drama, dessen augenfällige Mängel dem Trauerspiele Katona's als allzu günstige Beleuchtung dienen könnten, erweist es sich als ein durchaus gelungenes Werk, das seine Lebensfähigkeit auf der Bühne auch fernerhin auf das glänzendste bewähren wird.**)

Die schwärmerische Verehrung, mit der man in Ungarn von jeher an den alten Überlieferungen hieng, brachte es mit sich, dass die umfangreichste Gattung der erzählenden Poesie, das Heldengedicht, mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Székely v. Aranyos-

---

*) Lessing, Freytag.

**) Diese Anschauung ist durch die ungarische Aufführung des Bánk-Bán durch die Mitglieder des National-Theaters aus Budapest in der heurigen (1892) Musik- und Theater-Ausstellung in Wien in vollstem Umfange bestätigt worden. A. d. H.

Rákos und Andreas Horvát bearbeiteten in ihren Epen den hunnischen und árpádianischen Sagenkreis und waren solchergestalt die Vorläufer Vörösmarty's und Czuczor's, von deren Seite sich das vaterländische Epos der besonderen Pflege zu erfreuen hatte. Vörösmarty, der allein innerhalb des engen Rahmens dieser Darstellung Platz findet, war leider eine zu lyrisch angelegte, zu subjective Natur, um der Schöpfer eines echten Epos werden zu können. Zu diesem Übelstande, den man einem Vergil doch so gerne verzeiht, gesellte sich noch der unselige Zauber, den der rhetorische Aufputz auf ihn ausübte und zuletzt, was bereits in erster Reihe hätte hervorgehoben werden sollen, die Armut des árpádianischen Sagenkreises selbst, aus welchem er den Stoff zu seinem „Zalán" schöpfte. Ein epischer Dichter, mag er auch alle Eigenschaften mitbringen, die seine Kunstgattung gebieterisch erheischt, kann eines ausgiebigen Sagenstoffes nicht entbehren. Es hieße die Geschichte der Epik aller Völker hier kurz wiederholen, wollten wir diesen an und für sich so einleuchtenden Satz eingehender behandeln. Nun ist aber die Gestalt des magyarischen Heerführers, der den ungarischen Staat begründete, in den uns erhaltenen Überlieferungen so nebelhaft, so unfasslich, dass es uns gar nicht überrascht, wenn Vörösmarty's Árpád an unklaren Umrissen mit demjenigen der Sage wetteifert. Das große Epos kann eben dem einzelnen Dichter nur dort gelingen, wo ihm ein ganzes Volk tüchtig vorgearbeitet hat.

Dies ist nun bei der Gestalt Árpáds so wenig der Fall, dass Arany, der einzige wirklich epische Dichter Ungarns, dem von der Volksphantasie so stiefmütterlich behandelten Sagenkreis wohlweislich aus dem Wege gieng, um sich dem hunnischen Cyclus zuzuwenden, der so viel des charakteristischen bietet, dass er den epischen Bedürfnissen zweier Völker Genüge leisten konnte. Vörösmarty's kleinere Epen übergehend, unter denen sich Manches findet, was dem anspruchsvoll auftretenden „Zalán" bei weitem vorzuziehen ist, schließen wir mit der epischen Richtung gleich ab, indem wir bloß andeuten, dass Czuczor's Bestrebungen nicht erfolgreicher waren, und bezüglich Arany's auf jene Schilderung seines Lebens und seiner Thätigkeit hinweisen, die uns in diesem Werke zu entwerfen vergönnt war.*)

Im Anschluss an das Epos mag auch einer Kunstgattung gedacht sein, die nach ihren ersten in England errungenen Erfolgen den Weg über Deutschland auch nach Ungarn fand.

Der durch Walter Scott so volksthümlich gewordene historische Roman fand in dem Freiherrn Nikolaus v. Jósika einen nicht unbedeutenden Nachahmer. Es kann uns aber bei einer genaueren Prüfung seiner Leistungen auf diesem Gebiete nicht entgehen, dass er mit dem großen Schottländer nur in Äußerlichkeiten auf gemeinsamen Pfaden wandelt, dass er bloß den äußerlichen culturhistorischen Apparat mit unleugbarem Geschicke zusammenstellt, dass es ihm aber durchaus versagt blieb, den Geist der verrauschten Zeiten Siebenbürgens dergestalt aufleben zu lassen, wie es dem Verfasser des „Ivanhoe" und „Kenilworth" bezüglich der schottischen Vorzeit zweifelsohne gelungen ist. Der erste glückliche Wurf, der die ungarische Literatur auch in den Kreisen des Adels einheimisch machte, war der Roman „Abafi," dem eine stattliche Reihe ähnlicher Schöpfungen bald auf dem Fuße folgte. Unter den späteren Erzeugnissen des siebenbürgischen Freiherrn wurden aber nur noch „Die Čechen in Ungarn" mit dem ungetheilten Beifalle aufgenommen, welcher das Erscheinen des „Abafi" begrüßt hatte.

Gleichzeitig mit der Verherrlichung der nationalen Vergangenheit feiert die patriotische Lyrik in den Oden und Hymnen Vörösmarty's (1800—1855) ihre schönsten Triumphe. Den Sohn eines großen Volkes mag es befremden, dass die vaterländische Dichtung einen verhältnismäßig so ansehnlichen Theil der dichterischen Leistungen ausmacht. Kleinere Völker aber, besonders solche, die um ihr Dasein so harte Kämpfe zu bestehen hatten, wie die Ungarn, werden dieses Überwuchern patriotischer Lyrik aus ihren analogen Verhältnissen sehr leicht zu erklären verstehen. Vörösmarty's Leistungen auf diesem Gebiete sind dergestalt aus dem Zeitgeiste herausgedichtet, dass sie für den einzigen richtigen Widerhall dessen gelten können, was die Ungarn bis 1830, ja bis

*) Seite 531.

1848 beseelt hatte. Sein „Szózat“ ist mit vollem Rechte zur Nationalhymne geworden, da er alles berührt, was dem Magyaren in der Vergangenheit lieb und theuer war, und die erschütternde Wahl zwischen einer besseren Zukunft oder eines nibelungenhaften Unterganges in ergreifender Weise zum Ausdruck bringt.

Der politischen Kämpfe (1830—48) kann hier nur insoferne Erwähnung geschehen als sie auf die literarische Entwicklung von entscheidendem Einflusse waren. Széchényi's trotziges Brechen mit dem sentimentalen Cultus der Vergangenheit und sein kräftiger Hinweis auf die Zukunft wurde von den Dichtern und Schriftstellern mit getheilten Gefühlen aufgenommen. Die Einen wollten sich das ihnen lieb gewordene Verweilen bei dem etwas zweifelhaften Glanze der Vorzeit nun und nimmer nehmen lassen und kehrten mit umso größerer Hartnäckigkeit ihren Blick nach rückwärts, als sie von der Zukunft nichts als Schmach und Schande erwarteten; die Anderen schlossen sich dem weitausblickenden Grafen an und glaubten ihre patriotische Pflicht besser zu erfüllen, wenn sie dem Volke die großen Aufgaben an's Herz legten, von deren Lösung die Möglichkeit einer nationalen Zukunft überhaupt abhieng. Dass die politische Beredtsamkeit bei diesen lebhaft erörterten Fragen nicht leer ausgieng und in den Reden Kossuth's, Deák's und Eötvös' ihren Höhepunkt erreichte, ist in der Natur der Sache begründet.

An die, das geistige Leben Ungarns so tief berührende vielseitige Thätigkeit Széchényi's schließt sich auch der Streit der centralistischen Schule mit den Verfechtern des Comitatssystems. Ersterer war es bekanntlich um eine straffe, parlamentarisch verantwortliche Regierung, letzterer um die Aufrechterhaltung der auf geschichtlichen Rechten fußenden Comitatsautonomie zu thun. Wie lebhaft diese Frage die Gemüther beschäftigte, geht am besten aus Eötvös' Roman „Der Dorfnotär“ hervor, dessen unverkennbare Absicht doch hauptsächlich darin besteht, durch möglichst getreue Schilderung der unhaltbaren Comitatswirtschaft dieselbe jenes Ansehens zu berauben, das ihr die Kämpen der autonomischen Schule so gerne erhalten wollten. Auch ein anderer Roman desselben Verfassers „Ungarn im Jahre 1514“ trug sein Scherflein zur Lösung einer der schwerwiegendsten wirtschaftlich politischen Fragen bei, indem er durch seinen Inhalt, die bald nach dessen Veröffentlichung erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft wesentlich gefördert hat.

Das rege Geistesleben, welches der Nation seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden war, verpflanzte sich nach und nach auf alle Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens. Aber erst die im Jahre 1825 begründete Akademie brachte durch ein umsichtig entworfenes Arbeitsprogramm mehr Methode in die Pflege der einzelnen Wissenschaften, die bisher einer zielbewussten Leitung entbehren mussten. Die Wirksamkeit der ungarischen Akademie der Wissenschaften bis zur Königskrönung des Kaisers Franz Josef I. schildern zu wollen, kann keinesfalls in unserer Absicht liegen. Es möge nur erwähnt sein, dass sie neben ihren höchsten, rein wissenschaftlichen Aufgaben durch Herausgabe von guten Originalwerken und Übersetzungen der besten Gelehrten und Schriftsteller des Auslandes die allgemeine Bildung des ungarischen Volkes zu heben suchte und auch thatsächlich die Verbreitung der Errungenschaften des in der Neuzeit so sehr erweiterten Wissens mächtig beförderte.

Eine kurze Würdigung der beiden Dichterheroen der ungarischen Literatur mag diesen Aufsatz beschließen, der nicht auf Vollständigkeit, sondern nur auf Übersichtlichkeit der Hauptströmungen Anspruch erhebt.

Alexander Petöfi, mit seinem bewegten und rasch abgeschlossenen Lebenslauf (1822—1849) war ein echtes Kind des Volkes. Seine größtentheils auf Selbststudium beruhende Bildung vermittelte ihm zwar die Kenntnis der bedeutendsten zeitgenössischen Dichter sowohl der Heimat als auch des Auslandes, trug jedoch viel dazu bei, dass er sich bei seinem Auftreten keiner der tonangebenden Richtungen anschloss und seine Ursprünglichkeit selbst dem Auslande gegenüber bewahrte. Die einzige für ihn maßgebende Schule war das nationale Volkslied mit seiner Schlichtheit der Form, mit seiner Unmittelbarkeit des Ausdruckes und Aufrichtigkeit des Gefühls. Doch auch das Volkslied vermochte seiner Selbständigkeit keinen Abbruch thun. Er verhält sich zu dem-

selben ungefähr wie sich Goethe's jugendliche Lyrik zu den deutschen Volksliedern verhält. Als Lyriker ist Petöfi weit entfernt von jener Einseitigkeit, die uns bei Berzsenyi und Kölcsey manchmal so eintönig berührt. Vom einfachen Liede, zu dem er immer mit der größten Liebe zurückkehrte, das er zum Vertrauten der geheimsten Regungen seines eigensten Wesens erhob, bis zum hohen Schwung der Ode, Hymne und Dithyrambe beherrscht er die ganze lyrische Scala mit einer Glut und Sicherheit, welche die Mehrzahl seiner Schöpfungen uns, so einzig, so unvergleichlich macht und ihn so unendlich hoch über die lästige Schar von zumeist unbedeutenden Nachahmern erhebt, die sich ebenso seines Namens bediente, wie es Béranger, Burns und Heine mit ihren nicht gesuchten Schülern ergangen ist. Dass sich eine so reich begabte Dichternatur mit der Lyrik nicht begnügen konnte und auch Streifzüge auf das epische und dramatische Gebiet unternahm, dürfte bei Petöfi nichts auffallendes sein. Seine dramatischen Versuche mit Schweigen übergehend, mag hier nur jener Gedichte Erwähnung geschehen, die uns Petöfi als liebenswürdigen und äußerst gewandten Erzähler enthüllen. Als solcher überrascht er besonders durch eine Mäßigung und eine Verleugnung seiner Eigenart, die bei einem so ausgesprochen lyrischen Talente nicht erwartet werden konnte.

Johann Arany sollte gleich bei seinem ersten öffentlichen Erscheinen davon Zeugnis ablegen, dass er zum epischen Dichter auserkoren sei. Außer der ausgesprochenen Anlage zur Epik mag auch der Umstand ins Gewicht gefallen sein, dass ihn bereits die Lectüre seiner Jugendjahre in jene Bahnen drängte, auf denen die meisten Lorbeern seiner harrten. Sowohl seine Tolditrilogie als auch andere erzählende Dichtungen geringeren Umfanges, ferner „Buda's Tod" zeugen von einer Beherrschung dieser Kunstgattung, die sich nur mit Wilhelm Jordan's Leistungen auf diesem Gebiete vergleichen lässt. Mit seinem früh dahingeschiedenen Freunde Petöfi theilt er jenen aufrichtigen Cultus des Volksthümlichen, welcher den Schöpfungen beider Dichter den Reiz der Unmittelbarkeit verleiht. Wie Petöfi über die Grenzen der Lyrik hinausstrebte, so waren Arany diejenigen des Epos zu enge. Die lyrischen Eingebungen seiner Muse berühren nur wenige Saiten unseres Gemüthes. Mit der lodernden Flamme petöfischer Lyrik verglichen ist die seine nur ruhig glimmende Glut, über welches die Asche der Entsagung lagert, die nur ein zeitweiliges Aufblitzen zuläſst.

Bevor wir unsere literarische Rundschau zum Abschluss bringen, können wir nicht umhin, noch einen Blick auf das Drama zu werfen, dessen eifrigster Pfleger in allen seinen Abarten Szigligeti war. Leider kann ihm nur eine durch langjährige Bühnenpraxis erworbene Technik des Dramas nachgesagt werden. An wirklich dramatischer Kraft und einer schwungvollen Sprache gebricht es ihm beinahe vollständig.

Unter den neueren Schriftstellern Ungarns kann dem Auslande gegenüber M. Jókai nicht übergangen werden, da seine Werke in die italienische, französische und in die deutsche Sprache übertragen wurden und sich einen sehr großen Leserkreis erworben haben. Wir wollen uns nicht anmaßen, über eine Persönlichkeit von der Bedeutung Jókai's mit einigen Worten abzuurtheilen; es möge nur die Thatsache zum Ausdruck gelangen, dass in Ungarn allmählich jene Überzeugung zur herrschenden wird, dass er seine Volksthümlichkeit viel mehr dem wirklich seltenen Erzählertalente, als der schöpferischen Kraft seiner Werke verdanke.

Eine übersichtliche Schilderung der jüngsten Erscheinungen im Bereiche der ungarischen Literatur lässt sich bei der Unabgeschlossenheit der jetzigen Periode kaum entwerfen. Ein endgiltiges Urtheil über einzelne Schriftsteller wäre dafür verfrüht und so begnügen wir uns mit dem Ausspruche, dass auf allen Gebieten der Literatur reges hoffnungsvolles Leben waltet und schließen mit den schönen, auf die jüngsten literarischen Strömungen so richtig anwendbaren Versen Uhland's:

> Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen.
> Untröstlich ist's noch allerwärts;
> Doch sah ich manches Auge flammen
> Und klopfen hört' ich manches Herz.

Josef Berghoffer.

Die Entwicklung des ungarischen Theaters.*)

I.

Friedrich Schiller's Worte von der deutschen Muse, der kein Augustisch Alter blühte und keines Medicäers Güte lächelte, können mit vollem Rechte auch auf die ungarische Kunst angewendet werden, namentlich auf das ungarische Theater. Wenig Sonnenblicke waren ihm vergönnt. Das Zeitalter der Anjou's und des Mathias Corvinus ausgenommen, Intervallen, in denen nach schweren Partei- und Verfassungskämpfen dem Triebe nach Cultur durch Heranziehung fremder Künstler und Gelehrten reichliche Nahrung geboten wurde, war Ungarn bald nach der Zeit, die mit dem Christenthume die Keime der Civilisation im Lande legte, Jahrhunderte hindurch der Schauplatz wirklicher blutiger Dramen, welche die Geister so wenig zur Ruhe kommen ließen, dass von einer gedeihlichen Bethätigung des Kunsttriebes Äonen hindurch ebenso wenig die Rede sein konnte, wie von jener gesellschaftlichen Gliederung, welche in anderen Staaten Europas zum Theile wenigstens die Voraussetzung einer productiven Entfaltung, der in der Nation vorhandenen geistigen Elemente bildete. Auch die kurze ruhige Epoche, welche, nachdem Ungarn aufgehört hatte, ein Wahlreich zu sein, eingetreten war, hat gleich der darauffolgenden Ära bis um die Mitte dieses Jahrhunderts auf die Entwicklung in national-künstlerischer Richtung einen so wenig bedeutenden, so wenig günstigen Einfluss genommen, dass Ungarns gefeierter Dichter Vörösmarty, der um diese Zeit erst eine wahrhaft poetische Sprache schuf, neben den vielen Stoßseufzern, die er gleich Lessing ausstieß, fast mit ähnlicher Berechtigung wie der große Deutsche hätte lachen können, „über den gutherzigen Einfall ein Nationaltheater zu schaffen für eine Nation, die noch keine ist. „Ich rede, sagte Lessing, nicht von der politischen Verfassung, aber wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen besonders die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen." Überhaupt zeigt das ungarische Theater in seinem Entwicklungsgange eine weitgehende Parallele mit jenem des deutschen Dramas, wenn auch die Ursachen, aus welchem das eine wie das andere erst spät zum wirklichen Ausdrucke ureigenen Volksgeistes wurde, nicht immer die gleichen sind.

Unzweifelhaft ruhten die Keime jener gesunden Entwicklung, welche wir an dem englischen, spanischen und französischen Drama bewundern, auch in den poetischen Neigungen der Hunnen und alten Magyaren. Der deutsche Mönch und Chronist Ekkehard, selbst ein sagenumwobener Held, erzählt uns von schönen poetischen Sängen und Sagen der Urmagyaren, auf welche die germanische Sagendichtung sicherlich großen Einfluss gehabt haben mag, wie andererseits die Gestalt des Hunnenkönigs im 2. Theile des Nibelungenliedes Anlass zu der Vermuthung gegeben hat, dass christlich-germanischen Priester, die als Missionäre nach Ungarn gekommen waren, die Züge dieser Gestalt auf Grund ungarischer Sagen entworfen hätten. Auch von Spielen wandernder Histrionen in den Urzeiten der Magyaren ist in den meisten Geschichtsbüchern die Rede, obgleich die neuere Forschung den Angaben über dieselben Zweifeln entgegensetzt. Dasselbe gilt bezüglich der Originalität der vorhandenen ungarischen Mysterienspiele. Der verdienstvolle ungarische Theaterchronist Dr. Béla Váli bezeichnet dieselben aus überzeugenden Gründen als modernere Producte, obgleich er, die Existenz älterer ungarischer Mysterien aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert schon aus dem Grunde für wahrscheinlich hält, weil die ungarischen christlichen Priester in derselben Weise wie die eingewanderten sächsischen, namentlich um Ostern und an den Hauptfeiertagen Mysterienspiele vorführten. Diese fanden in Ungarn, namentlich in den Städten, deren Kern das deutsche Bürgerthum bildete, dank-

*) Dieser treffliche und von vollster Beherrschung des, viele Gebiete der ungarischen Literatur umfassenden Stoffes beredtes Zeugnis ablegende, erst kürzlich in knappster Zeitfrist verfaßte Aufsatz bildet zugleich eine sehr wertvolle Ergänzung der unmittelbar vorangehenden übersichtlichen Schilderung der „Entwicklung der ungarischen Literatur im 19. Jahrhundert." A. d. H.

baren Boden. Bartfeld im Zipser Comitat war bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Pflegestätte dramatischer Kunst. Von einem Schuldrama das um diese Zeit daselbst aufgeführt wurde, erhalten wir eine beiläufige Vorstellung durch die Photographie eines aus jener Zeit stammenden Theaterzettels, die in der Wiener internationalen Theaterausstellung eines der interessantesten Objecte der ungarischen Abtheilung bildete. Neben den Mysterien hat es in Ungarn auch an jener volksthümlichen Komik nicht gefehlt, die sich theilweise als Gegensatz zu dem religiösen Überschwange und Mysticismus überall, wo frisches Blut im Volke pulsierte, geltend gemacht hat. Beweis dafür sind die dramatischen Figuren des Garaboncziás und Paprika Jancsi, ähnliche lustige Geister, wie sie in den deutschen kirchlichen Dramen in der Gestalt des Riepel, Hieropfel und in den französischen Moralitäten neben ernsten Figuren vorkommen. Für den Scherz sorgten auch außerdem verschiedene lustige Teufel und Narren. Es existierte in alten Zeiten kaum ein ungarischer Magnat, der nicht einen Hofnarren gehabt hätte. Szigligeti erzählt im Jahre 1874 in seinen äußerst schätzenswerten Beiträgen zur Geschichte des ungarischen Theaters, er erinnere sich noch an den Hofnarren des Großwardeiner Propstes und Grafen. Im Zeitalter Vladislav II. wird bittere Klage darüber erhoben, dass selbst in Klostermauern theatralische Lieder gesungen werden und der alte Chronist Zsámboki behauptet, dass die Türken nur deshalb den Krieg gegen Ludwig II. zu beginnen wagten, weil sich unsere ungarischen Herren den Gelagen und Theater zu sehr ergaben.

Natürlich ließ die Reformation, die als ein den Volksgeist mächtig bewegendes Element in Mittel- und Westeuropa auf die Entwicklung der dramatischen Poesie in nationaler Richtung tiefgreifenden Einfluss genommen hatte, auch in Ungarn breite Spuren zurück.

Das hervorragendste Erzeugnis eines echt dramatischen, von dem nationalen Volksgeiste befruchteten Dichters jener Zeit ist das uns aus dem Jahre 1569 überkommene Zeitbild: „Von den Verräthereien des Melchior Balassa."

Der Titelheld desselben ist eine Art von Raubritter aus jener Zeit, die Grundzüge seines Wesens erinnern an den Humor Falstaffs und die Bosheit König Richard III. Die noch unausgebildete Sprache ist im Ganzen derb und grobkörnig, aber stets bezeichnend und im Dialoge von einer überraschend wirksamen Knappheit. Geradezu Staunen erregt die durchaus charakteristische Zeichnung der einzelnen Figuren, die nicht Typen, sondern jede für sich eine lebendige, eine individuelle Gestalt darstellen. Dieses Schauspiel ist voll polemischer, gegen die katholischen und calvinistischen Gebräuche und Principien gerichteten Anspielungen und es wird deshalb angenommen, dass sein Verfasser ein unitarischer Priester war. Von ähnlicher Tendenz wie diese Polemik ist das in diese Zeit fallende Schauspiel: „Der Debrecziner Glaubensstreit" und zu derselben Gattung gehört auch das aus dem Jahre 1559 herrührende Schauspiel „Die Heirat der Priester."

In Kürze wiedergegeben ist der Inhalt des als das hervorragendste dieser Art bezeichneten Volksschauspieles der, dass der calvinistische Balassa um seine von König Sigismund erhaltenen Burgen auch unter Maximilian behalten zu können, Verbündete und Gönner sucht, katholisch wird und die endlose Zahl seiner Sünden dem Erzbischof Nikolaus Oláh beichtet.

Rasch sehen wir diese Gattung der Schauspiele von den Schuldramen abgelöst. Bald nach dem Auftreten der Jesuiten in Ungarn, 1561, verzichten die verfolgten Protestanten auf ihre polemischen Spiele und die Schuldramen und Moralitäten bleiben als ein pädagogisches Mittel bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in den Händen der geistlichen Orden. In all den Lehr- und Erziehungsanstalten, welche von den Patres der Gesellschaft Jesu zu jener Zeit mit unglaublicher Schnelligkeit in sämmtlichen Städten des Gebietes der Stephanskrone errichtet wurden, blühten die Schuldramen, bei deren Aufführungen die klug berechnenden Patres im Gegensatze zu der Schmucklosigkeit, welche die Spiele der Protestanten kennzeichnete, auf die äußere Zier der Scene großes Gewicht legten. Außer den eigentlichen Schuldramen und Moralitäten begegnen wir bis zu der Zeit, in welcher ungarische Berufsschauspieler auf den Schauplatz traten, in bunter Reihe auch den Aufführungen mythologischer und phantastisch allegorischer Spiele. Sie werden von

Angehörigen der hohen und höchsten aristokratischen Kreise dargestellt und geben Zeugnis von deren Prachtliebe und Theaterlust.

Die Gemahlin des Gabriel Bethlen, Fürsten von Siebenbürgen, veranstaltete im Jahre 1628 in ihrem Palast eine solche Aufführung, an welcher 30 vornehme Damen und Herren mitwirkten und bei der sie selbst die Rolle des Mars spielte. Die meisten dieser Stücke sind französisch. Daß zu manchem dieser Spiele die Sotties (satirischen Spiele) der Gesellschaft vornehmer junger Leute, welche sich schon anfangs des 16. Jahrhunderts unter dem Namen der „Enfants sans soucis“ in Frankreich gebildet hatte, die Anregung gaben, ist nicht unwahrscheinlich. Ebensowenig wie aus diesen Lustbarkeiten der Magnaten, welche nur Episoden neben den eifrig gepflegten Schuldramen und Moralitäten bildeten, erwuchs aus den letzteren in eigentlich künstlerisch oder nationalliterarischer Hinsicht ein besonderer Gewinn. Es ist kaum anzunehmen und wird von den ungarischen Theaterchronisten auch nicht behauptet, dass die wenigen der vorhandenen Schauspiele dieser Gattung original ungarisch sind. Vály z. B. reproduciert in seiner Geschichte des ungarischen Schauspieles im Bilde eine Scene aus der in Ungarn gegebenen „Historie vom verlorenen Sohn.“ Das Original dieses Bildes ist dem zu Leutschau in ungarischer, deutscher und lateinischer Sprache herausgegebenen orbis pictus des erst kürzlich in ganz Europa gefeierten Johann Amos Comenius entnommen, der bekanntlich auch in Ungarn als pädagogischer Reformator wirkte. Das Stück selbst aber ist, wenn Vály dies auch nicht erwähnt, sicherlich das von dem Zwickauer Dramatiker Johann Ackermann 1536 verfasste „Spil vom verlorenen Sohn.“ Ein Originalwerk dagegen scheint das ungarische Moralitätenspiel von Comica Tragedia zu sein, welche in ihrer Anlage am meisten an das berühmte zur Zeit Heinrich VIII. verfasste englische Moralitätenspiel „Every Man“ (Jedermann) erinnert. Der Verfasser der Comica Tragedia ist nicht genau bekannt.

II.

Als Autoren und Übersetzer von Schuldramen nennt die Theatergeschichte die Lehrämter versehenden Jesuitenpriester Franz Faludi, Adam Kereskényi, Johann Illei und Franz Kunits. Zeugnis von dem lebhaften, nach dramatischer Gestaltung ringenden Nationalgefühle der Magyaren gibt ein aus dem Jahre 1575 stammendes Original-Drama, das die Thaten der das Land erobernden Ahnen zum Gegenstande hat.

Sein Verfasser war Lorenz Szegedi. Die künstlerischen Neigungen des magyarischen Herrenstandes bekundeten sich im 16. und 17. Jahrhundert nicht bloß durch die gedachten Aufführungen. Neben dem auch als Staatsmann und Feldherr hervorragenden Grafen Nikolaus Zrinyi, der in seinem classischen Epos die heldenmüthige Vertheidigung Szigetvárs, durch den berühmten Vorfahren, dessen Namen er trug, besang, begegnen wir zu jener Zeit adeligen Lyrikern und auch einem Dramatiker in dem Grafen Valentin Balassa, der 1684 gestorben, ein sein eigenes Leben allegorisierendes Drama hinterließ.

Auf Spuren wandernder englisch-niederländischer Schauspieltruppen treffen wir im Jahre 1651, in welchem zu Eperies von der Truppe des Petrus Eisenberg ein Spiel von „dreyen Gaben der Weysen aus Morgenland“ aufgeführt wurde.

Eine englische Schauspielergesellschaft scheint auch jene gewesen zu sein, die, wahrscheinlich auf Veranlassung des Adels, im Jahre 1602 anläßlich der Belagerung Kaniszas durch die Türken ein ungarisches Originaldrama aufführte, welches „Die Furcht der Türken und die Niederlage, die sie erleiden werden“ darstellt. Höchst interessant ist der aus dem Jahre 1692 stammende Beleg der Organisierung einer Gesellschaft ungarischer Berufsschauspieler.

Dieses vom Kaiser-König Leopold I. und dem Grafen Samuel Kálnoky unterzeichnete Document, das gewiss jedem Besucher, der die ungarische Abtheilung der Wiener internationalen Theater-Ausstellung besichtigte, ins Auge fiel, ist ein Privilegium, durch welches dem ohne sein Verschulden verarmten Klausenburger Bürger Georg Felvinczi, der sich in seiner Jugend auch als Schriftsteller bemerkbar gemacht hat, die Erlaubnis ertheilt wird, Theatervorstellungen zu veranstalten, um ihm zu ermöglichen, dass er sich bestrebe, sowohl seine Schulden zu bezahlen als sich aus der Klemme der Armut zu befreien.

Die löblichen Zwecke, welche Felvinczi verfolgte, scheinen in keiner Richtung erreicht

worden zu sein. Vielleicht waren seine literarisch unbedeutenden Dichtungen nicht anziehend genug. Außer den Moralitäten Felvinczi's ist aus jener Zeit noch das volksthümliche Schauspiel der Acta curiosa bekannt. Dasselbe verfolgte den Zweck, das Publicum durch eine witzige Besprechung der Dinge, die damals die Einbildungskraft des Volkes beschäftigten, wie der Aufstand Tököly's, die Wiederbekehrung der Protestanten u. s. w. zu unterhalten, was namentlich von der Hauptperson, einem protestantischen Edelmann Gaude, in recht derber Weise geschah.

Überzeugend bekunden auch die wenigen dramatischen Producte, die uns aus dem eben besprochenen Zeitalter übrig geblieben sind und die aus denselben ersichtlichen Anläufe des ungarischen Dramas, daß in der glänzend veranlagten Nation der Magyaren der Trieb und die Gabe den bewegenden Gedanken eines jeden wichtigen Zeitpunktes in dramatischer Handlung zu verkörpern und festzuhalten und so der Zeit gleichsam ihren eigenen Spiegel vorzuweisen ebenso lebendig war, wie in jenen Nationen, deren Schauspiele im 17. Jahrhundert bereits den Ausdruck einer unter glücklichen Verhältnissen gediehenen nationalen Bildung darstellten.

England, Spanien und Frankreich waren in dieser glücklichen Lage. Dort herrschte eine nationale Volkssprache, ein nationaler Geist in der gesammten Bevölkerung und als das Drama, das sich aus diesem Geiste heraus natürlich und stetig entwickelt hatte, auf eine höhere Stufe gelangt war, standen diese Staaten auch auf dem Gipfel ihrer politischen Macht. In der Bürgerschaft volkreicher und blühender Städte fand das Drama dort auch die Bürgschaften seines Gedeihens. Nicht ganz so lagen die Dinge in Deutschland und noch ganz anders in Ungarn, wo sich nach den fortwährenden Kriegen lateinische Bildung breit gemacht hatte und der mächtige reiche Adel lange Zeit hindurch auf die Pflege nationaler Kunst nicht genügend bedacht war.

Wir finden denn auch von 1692 angefangen länger als ein ganzes Jahrhundert hindurch meistens nur fremde englische, italienische und deutsche Schauspielergesellschaften in Ungarn.

Am Hofe der märchenhaft reichen Eszterházy hatten schon 1602 und 1634 englische Schauspielergesellschaften gespielt. In seinem Stammschlosse Eszterháza ließ dieses stolze Herrengeschlecht ein prunkvolles Theater erbauen, das erste, lediglich diesem Zwecke dienende Gebäude in Ungarn, in welchem, verschwenderisch honoriert, die ausgezeichnetesten italienischen Operngesellschaften abwechselnd mit deutschen und französischen Schauspielertruppen gastierten. Dem Beispiele der Eszterházy folgen 1757—1769 auf ihren Herrensitzen die gräflichen Familien Károlyi, Ráday, der letztere Intendant des Wiener Hoftheaters. Später 1785 wetteiferte der Warasdiner Obergespan Graf Johann Nepomuk Erdödy mit den Eszterházy's durch die Errichtung eines Theaters für italienische Opern in seinem Preßburger Palaste.

Die Vorstellungen der englischen Komödianten und der italienischen Operngesellschaften blieben ohne wesentlichen Einfluss auf die ungarische dramatische Literatur. — Nur eine Fastnachtsposse des Daniel Vors „Moderne Verliebte" bekundet wesentliche Einwirkungen des italienischen und englischen Possenelementes.

Das Ende des 18. Jahrhunderts ist hochbedeutsam für das Culturleben der ungarischen Nation. Von dem Beispiele Bessenyei's, eines aus der Szabolcs stammenden Mitgliedes der von Maria Theresia errichteten Leibgarde, mächtig angeregt, entstand im Schoße dieser Garde eine literarische Bewegung, die zur Schöpfungsperiode der neueren ungarischen Literatur wurde. Von ihrem Haupte Georg Bessenyei stammen nächst seiner der großen Kaiserin-Königin gewidmeten Tragödie des Agis, noch eine Reihe anderer Tragödien und Lustspiele, die, meistens nationale Stoffe behandelnd, den französischen Classikern nachstrebten. Von seinen Lustspielen erlangte der „Philosoph" die meiste Berühmtheit. Bessenyei war kein berufener Dramatiker, aber sicherlich ist es dem Einflusse seiner Schule zu danken, dass sich zu seiner Zeit in Pest und Ofen ein nationales literarisches Leben zu regen begann, mit dem das natürliche Verlangen, ein ungarisches Schauspiel zu schaffen, immer lebendiger wurde.

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts spielten in allen bedeutenden Städten Ungarns besonders aber in Pest-Ofen und in Preßburg, namentlich während der Landtage gut organisierte deutsche Schauspielertruppen. 1790, als sich der Sitz der höchsten Behörde und der

Landtage bereits in Pest-Ofen befand, bestand in jeder der Schwesterstädte ein gut besuchtes deutsches Theater. Der Pächter beider Schauspielhäuser war damals Graf Emanuel Unwerth.

Der kaiserliche Officier Frenzel, die Theaterchronisten vermuthen in dem deutschen Namen ein Pseudonym, unter welchem sich ein ungarischer Verfasser birgt, war der erste, welcher „in einer Rede an das Vaterland“ (1779 Pressburg bei J. M. Landerer) der Nation den Entwurf zu einem Nationaltheater mit Wärme ans Herz legte.

Aber ewig lange dauert es, ehe aus dieser Saat zarte Keime spärlich zu sprießen beginnen. Es musste erst ein Märtyrer des Gedankens einer nationalen Kunst auf dem schweren Kreuze, das er durch unzählige Leidensstationen mit sich schleppte, sterben, ehe die Apostel dieser Idee ihren dornbesäeten Missionsweg im Lande beginnen können. Der Name dieses aus guter Familie stammenden, akademisch gebildeten und vielgereisten Mannes war Ladislaus Kelemen. Kelemen entsagte seiner Braut, der Tochter eines ebenso vornehm situierten, als gegen Künstler vorurtheilsvollen Mannes, in der Hoffnung, dass er den Widerstand, dem er begegnete, als er sich als Director und Acteur an die Spitze einer von ihm gebildeten Gesellschaft von Berufsschauspielern stellte, durch den Sieg seiner Idee bezwingen werde, aber knapp vor Erreichung seines Zieles wurde seine Braut begraben und dadurch tief gebeugt, begrub er nach mannigfachen Enttäuschungen auch seine Hoffnung auf Errichtung eines ungarischen Theaters in Pest-Ofen. Allein der Grundstock war geschaffen. Der unermüdlichen Thätigkeit Kelemen's war es gelungen, seine Schauspielertruppe zumeist aus Angehörigen der intelligenten Stände zu bilden.

Nach Überwältigung zahlloser Schwierigkeiten erlangte Kelemen von Unwerth die Erlaubnis, im Ofner Theater ungarische Vorstellungen zu veranstalten. Die erste derselben hat am 25. October 1790 stattgefunden. Gegeben wurde von der aus 3 Frauen und 13 Herren bestehenden Gesellschaft ein Schauspiel: „Igazházi“ (Wahrheit oder Gerechtigkeitsliebe) von Christoph Simai. Trotz der Begeisterung, mit der die Darstellungen anfangs vom Publicum aufgenommen wurden, trotz des großen Fleißes der Gesellschaft war dieselbe hauptsächlich wegen zu geringer Theilnahme des Publicums nach beiläufig $2^1/_2$-jährigem Bestande gezwungen, ihre Vorstellungen für längere Zeit und später 1795 vollständig einzustellen. Kelemen, der trotz der Uneinigkeit, die mit dem materiellen Elende in der Gesellschaft platzgegriffen hatte, ihr moralisches Haupt geblieben war, erfaßte den Wanderstab, um im weiten Ungarlande da und dort zeitweilig ein schützendes Dach für die Heimatslosgewordenen zu finden. Er starb im Jahre 1807 als ein armer Gesangslehrer und Cantor in Ráczkeve, einem Dorfe in der Nähe von Budapest.

* * *

Die Macht der Idee, die Schwungkraft, die sie ihren Trägern leiht, besiegt unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten, aber ein nationales Schauspiel zu improvisieren und sein Emporblühen in den Schwesterstädten zu sichern, die wie Pest-Ofen selbst noch bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts alles eher als magyarisch-national waren, hatte sie nicht vermocht.

Es fehlte nämlich nicht nur an leiblichem, sondern auch an geistigem Brote. Denn von den 94 neuen Stücken, die von der Truppe Kelemen's aufgeführt wurden, waren nur 40 original-magyarisch, die übrigen zumeist aus dem Deutschen übertragen mit dem unverkennbaren Bestreben, sie zu magyarisieren, das heißt, ihren Geist dem des ungarischen Publicums anzupassen.

Einen günstigeren Boden als in Pest-Ofen schien das ungarische Schauspiel in Siebenbürgen zu finden. Der Patriotismus der Grafengeschlechter Teleky und Bethlen, der Freiherren von Bánffy, besonders aber die wahrhaft großmüthige Opferwilligkeit des Freiherrn Nikolaus von Wesselényi pflegte und hegte das beginnende ungarische Schauspiel nicht nur in Klausenburg. Die Fürsorge Wesselényis und seiner Freunde war klug darauf bedacht, auch die nähere und fernere Umgegend zu dem nationalen Werke heranzuziehen, und er entwarf daher gleich anfänglich einen allerdings erst nach Jahren verwirklichten Plan zur Errichtung eines Theatergebäudes. Allein auch in Siebenbürgen und in Szegedin wie in Debreczin, wo die Klausenburger spielten, fehlten damals noch die Bedingungen zu einer dauernden, gesicherten Existenz des ungarischen Schauspiels.

Die Sonne, die dem ungarischen Schauspiele im Osten des Landes aufgegangen war, sank bald hinab, aber am magyarischen Kunsthimmel begann damals ein Stern aufzutauchen, der heute noch im vollem Glanze leuchtet. Josef Katona schloss sich in Pest der siebenbürgischen Schauspielertruppe an, welche unter der Direction von Ernyi im Jahre 1807 in der Hauptstadt Ungarns ein neues Heim suchte. Der Reichstag war nach Ofen einberufen worden und darauf gründete Ernyi seine Hoffnungen. Es wiederholten sich nach fast zwei Jahrzehnten dieselben Vorgänge, wie zur Zeit Kelemen's, mit dem Unterschiede, dass die inzwischen kräftiger gewordene, aber noch immer junge Kunst zwar weitere Kreise und stärker als zur Zeit ihrer Anfängerschaft interessierte, aber dagegen nicht nur mit dem damals unter der Direction Czibulka in Blüte stehenden deutschen Theater, sondern auch mit dem Anreize zu kämpfen hatte, den der am Pester Donauufer neuerbaute mit aller Pracht und Bequemlichkeit ausgestattete Palast des deutschen Theaters übte. Acht Jahre hindurch, also länger und auch ein wenig glücklicher als die erste ungarische Schauspielergesellschaft, fristete die zweite ihr Leben in einer aus der Türkenzeit stammenden Moschee, in dem an der Pesterseite des Donauufers gelegenen sogenannten Rondelle, ohne es auf einen grünen Zweig bringen zu können. Im Jahre 1815 verfiel auch sie dem Lose des Ahasverus und wandern, ruhelos wandern blieb ihr Fatum. Allein dieses an Poesie und Entbehrungen reiche Vagabundenleben, bei denen die Schauspieler nach und nach in immer innigere Berührung mit dem Volke geriethen, entwickelte nicht nur eine ursprüngliche von Nachahmung des Fremden freie Art in ihnen, sie zog auch jene Classen zum Cultus der Kunst heran, die demselben früher ferngestanden waren und bald bezeichneten neuentstehende Theatergebäude wie das Miskolczer, Klausenburger, Kaschauer und Balaton-Füreder den wiederbegonnenen Kreislauf des ungarischen Schauspiels.

Die Truppe, die im Jahre 1815 unter dem Namen der ersten Pester Schauspielgesellschaft ihren Wanderzug begonnen, kehrte im Jahre 1819 zu einem kurzen Gastspiel nach Pest-Ofen zurück und diesmal führte ihr Auftreten eine entscheidende Wendung in der Entwicklungsgeschichte des ungarischen Dramas herbei, es wurde zu einem Nationalfeste, fast möchte man sagen zum Geburtsfeste des ungarischen Originaldramas, denn es brachte zum erstenmale das Werk eines magyarischen Dichters zur Aufführung, welcher der ungarischen Bühne für lange Zeit die langentbehrte, aus heimatlicher Erde erwachsene und von ihrem Dufte gesättigte Nahrung bot.

Lassen wir nach den Aufzeichnungen des Dramaturgen Szigligeti den Schriftsteller Emerich Vahot über dieses Ereignis sprechen:

„Die Herrlichkeit des Nationalfestes, als welches das damalige Auftreten der ungarischen Schauspieler*) gelten kann, die große Begeisterung," sagt Vahot, „wurde am meisten gehoben durch das Auftauchen des dramatischen Dichters Karl Kisfaludy. Dieser bahnbrechende Genius hatte in richtiger Auffassung des Zeitgeistes und der Wünsche der Patrioten die Gegenstände und Gestalten seiner Dichtungen zumeist aus der Vergangenheit und Gegenwart des nationalen Lebens geschöpft, was natürlich den größten Sympathien begegnete. Überdies gebot er über eine weit klarere, knappere Sprache, über einen geschickteren Bau, wirksameres tragisches Pathos und größere komische Kraft als sämmtliche bisherige ungarische Dramatiker, und all das war natürlich überaus neu und überraschend für das Publicum. Und wenn er gleich von seinem Zeit- und Berufsgenossen Josef Katona, dem Verfasser des „Banus Bánk" in historischer Auffassung, Tiefe der Charakteristik und kraftvoller dramatischer Sprache überboten wurde, übertraf er denselben doch an Vielseitigkeit, Productivität und Erfindungsgabe.

Als Schöpfer der Dramas von nationalerem Charakter und geläutertem Geschmacke und wahrhaft innerem Werte werden beide im Ehrentempel der ungarischen Muse einen ersten Platz einnehmen. Die Stirne beider wird der Lorbeer des Verdienstes der Unsterblichkeit schmücken."

Von Kisfaludy's Dramen ist „Irene" das hervorragendste in der Durchführung. Am vortheilhaftesten zeigt sich die reiche Begabung Kisfaludy's in seinen an Kotzebue erinnernden Lustspielen. Als typische Figuren derselben nennen wir den, ausländische Manieren affec-

*) Sie spielten, da das Rondelle niedergerissen worden war, im neuen deutschen Theater.

tierenden ungarischen Magnaten, den pedantischen, lateinisch redenden Fiscal und als Gegensatz der prüden, mit ihrem Stammbaume prunkenden Dame, den trotz seiner rauhen, etwas verbauerten Art durchaus biederen Landedelmann.

Schlicht und einförmig erscheint uns neben der poetisch reichbewegten Laufbahn Karl von Kisfaludy's*) das Leben des armen Kecskeméter Webersohnes Josef Katona 1792—1830. Glühende Liebe zu der damals berühmten Schauspielerin Déry und zur dramatischen Kunst führen dieses vornehm kräftige, auch durch rastlosem Lerntrieb angefeuerte Talent zum Theater, aber erfolgloses Ringen und die Rücksicht auf seine greisen Eltern geben ihn bald wieder der bürgerlichen Thätigkeit zurück.

Er stirbt, ohne die Anerkennung gefunden zu haben, die er als der größte ungarische Dramatiker reich verdient hätte, kaum 38 Jahre alt, als Advocat in seiner Vaterstadt, in der er 16 Jahre hindurch human und segensreich gewirkt hatte. Seinen Dichtungen mangeln die äußerlich bestechenden Eigenschaften, welchen Karl von Kisfaludy, oft auf Kosten des edleren Geschmackes, seine trotzdem wohlverdiente Popularität verdankt, aber seine Tragödie „Banus Bánk," welche den von Grillparzer im „Ein treuer Diener seines Herrn" bearbeiteten Stoff mit großer dramatischer Kraft behandelt, ist in Sprache, Durchführung der Charaktere und Bau ein epochemachendes Meisterwerk, das der dramatischen Dichtkunst der Magyaren einen Platz neben jener der meist vorgeschrittenen Culturnationen erobert und gesichert hat.

*

* *

Kisfaludy und Katona sind als Dramatiker die Vorboten jener für das gesammte Culturleben der ungarischen Nation entscheidenden Reformära, die der Verfasser dieses Aufsatzes in dem Zeit- und Charakterbild Josef Baron Eötvös' zu schildern versucht hat.**)

An die Namen der um diese Zeit auftauchenden Dichter Vörösmarty, Kölcsey, Czuczor, Garay, Bajza, Eötvös und Staatsmänner Széchényi, Eötvös, Deák, Szalay, Csengery knüpfen sich bleibende Schöpfungen und Gründungen, wie jene der Akademie der Wissenschaften, der Kisfaludy-Literatur-Gesellschaft und zahlreicher anderer humanitären und Bildungszwecken dienende Vereine. Der Geist, der solche Denkmäler der nationalen Cultur geschaffen, erhöhte, gefördert durch die mit Schwung geführte periodische und Tagespresse, natürlich auch die Lebenskraft des damals in der Landeshauptstadt noch immer heimatlosen, aber doch schon auf sicherer literarischer und schauspielerisch-künstlerischer Basis ruhenden nationalen Theaters und schuf endlich im Jahre 1837 in dem noch heute auf der Kerepeser Straße bestehenden Schauspielhause ein bleibendes Heim für dasselbe.

Besonders verdient um die Errichtung des nationalen Musentempels machten sich Graf Stephan Széchényi, der größte Ungar, Andreas von Fáy, einer der thätigsten Männer des damaligen öffentlichen Lebens und das Pester Comitat, das sich angefeuert durch seinen enthusiastischen Vicegespan Földváry, entschloss, die Kosten durch freiwillige Sammlungen aufzubringen.

Am 22. August 1837 wurde das neue Theater unter unbescheiblichem Jubel, in Anwesenheit der ersten Würdenträger, die aus allen Gegenden des Landes herbeigeeilt waren, unter der Direction Josef Bajza's mit einem Festspiele Michael von Vörösmarty's: „Das Erwachen Árpáds" eröffnet. Diesem folgte Eduard von Schenk's Trauerspiel: „Belisar" aus dem Deutschen übersetzt von Johann Kis.

Die bedeutendsten Mitglieder der damaligen Gesellschaft waren: Paul Szilágyi, geb. 1790, † 1879, beliebt als Darsteller komischer Chargen, Pedanten und anhänglicher Diener.

Frau Rosa Déri Széppataki 1793—1872, geb. in Jászberény, hervorragend als Sängerin in jugendlich dramatischen Rollen, in welchen sie auch im Budapester deutschen Theater Triumphe erntete und äußerst beliebt als Darstellerin naiver Liebhaberinnen.

Karl Megyeri geb. am 24. Jänner 1798, † 12. December 1842. Die Schleifen des Kranzes mit denen der Dichter Vörösmarty sein Grab schmückte, trugen die Inschrift: „Welche Freude im Reiche der Gräber, welch'

*) Siehe Seite 170.

**) Siehe Seite 431—440.

*) Seite 431—440.

ein Lachen im Jenseits! In der düsteren Schattenwelt ist Megyeri's Geist erschienen.

Sigismund Szentpéteri geb. 31. Juli 1798, † 31. December 1858. Ein ausgezeichneter Darsteller humoristischer Väterrollen.

Martin Lendvay 1807—1858 — eine stattliche, zur Darstellung von Liebhaberrollen geschaffene Erscheinung und auch als Tenorist äußerst beliebt.

Gabriel Egressy, geb. 1808, † 1866, ein Charakterdarsteller, dessen fesselndes Spiel in jeder einzelnen Rolle die Auffassung eines geistvollen und ungewöhnlich gebildeten Mannes verrieth. Egressy hatte mit großem Nutzen die Theater in Wien und Paris studiert und sich auch als Lehrer an der mit dem Nationaltheater verbundenen Schauspielerschule und durch wertvolle dramaturgische Publicationen verdient gemacht. Er starb in Erfüllung seines Berufes am 30. Juli 1866, vom Schlage gerührt, auf der Bühne des Nationaltheaters während er in dem Schauspiele Georg Brankovics die Titelrolle, einer seiner besten, darstellte.

Ludwig Fáncsy, geb. 26. August 1809, † 24. December 1854, vortrefflich als Charakterdarsteller, ein ausgezeichneter Regisseur.

Johann Bartha, ein bedeutender Darsteller von Helden und Heldenväterrollen. Während alle seine früheren Collegen sich aus den intelligenten Ständen recrutierten, war Bartha der Sohn eines Zigeuners und lange Zeit hindurch Theater-Garderobeschneider. Seine Herkunft und das langgeübte Schneiderhandwerk vermochten jedoch, nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen, den Adel seiner Darstellung und seine als besonders schön gerühmte Declamation nicht zu beeinträchtigen.

Frau Anna Kántor, geborene Engelhardt 1798—1853, gehörte zwar nicht zu den Mitgliedern des Nationaltheaters, war aber als Tragödin zu jener Zeit so außerordentlich hervorragend, und eine so begeisterte Priesterin der magyarischen Thalia, dass die Theatergeschichte ihrer nicht vergessen darf.

Auch das neue Pester Nationaltheater war nicht in der Lage, seinen Bedarf an Theaterstücken aus Erzeugnissen nationalen Eigenbaues zu decken, aber mit dem Auftauchen Kisfaludy's und Katona's beginnt dennoch ein Zeitabschnitt der ungarischen dramatischen Dichtung, in welchem das Streben, sich vom fremden Gängelbande loszulösen, immer mehr erstarkt, die Dichtungen immer mehr zum Ausdrucke des Geisteslebens einer Nation werden, die sich selbst wiedergefunden hat.

Schon Andreas Fáy 1786—1840, dessen auch heute noch nicht veraltetes Lustspiel „Die alten Münzen" im Jahre 1824 gegeben wurde, wetteifert in den meisten seiner heiteren Producte an Humor und Originalität der aus dem nationalen Leben geschöpften Gestalten mit Kisfaludy.

In Michael Vörösmarty 1800—1855, dem Dichter des „Szózat," feiert die ungarische Nation den Schöpfer einer durch ihre poetische Schönheit hinreißenden Sprache. Dieses edle Genie, als Poet wie als Patriot von echtem Adel, errang seine Lorbeern, die es mit einer harten an Entbehrung reichen Jugend versöhnten, hauptsächlich als Lyriker und Epiker.

An Reiz der formenschönen und gedankenreichen Sprache aber sind auch Vörösmarty's historische Dramen „Das Opfer," „Marót Bán," „Cillei" und die „Hunyadis," besonders aber sein dramatisches Gedicht „Csongor und Tünde" wahre Perlen der ungarischen Literatur, wenn auch in allen das lyrische und epische Element auf Kosten der dramatischen Kraft und Composition überwiegt.

Eine der festesten Säulen des — seinen ganzen Entwicklungsgang ins Auge gefasst — noch immer jungen ungarischen Theaters wurde der kurze Zeit vor Errichtung des Pester Nationaltheaters als dramatischer Dichter auftauchende Eduard Szigligeti, seinem Familiennamen nach Josef Szatmáry 1814—1878. Seine zahlreichen Producte boten der jungen Bühne, den Schauspielern und dem Publicum das, wessen sie am meisten bedurften, die hausbackene, aber stets zur rechten Zeit bereitete und appetitlich aufgetischte Kost, die für jedes Theater eine Nothwendigkeit ist und es in erster Reihe für das ungarische war. — Szigligeti war längere Zeit Schauspieler gewesen, daher seine genaue Bühnenkenntnis. Von den Franzosen Victor Hugo, Delavigne, Scribe hatte er viel gelernt, aber seine Producte sind nicht nur ihren Stoffen, sondern ihrem ganzen Geiste nach national ungarisch. Er schrieb Tragödien, Schau- und Lustspiele, im Ganzen über 100 durchwegs lebensfähige Stücke, von denen 16 durch die Akademie mit Preisen ausgezeichnet wurden. Szigligeti schrieb auch

dramaturgische Aufsätze und seine Beiträge zur Geschichte des ungarischen Dramas bilden eine der wertvollen Grundlagen dieser Darstellung. Vierzig Jahre hindurch wirkte er für die ungarische Bühne und den größten Theil dieses Zeitraumes gehörte er der Pester Nationalbühne an, anfänglich als Regisseur und Secretär, später als Dramaturg und schließlich als Director des Schauspiels. Dass er kein bloßer Theatertechniker, sondern ein wirklich schöpferischer Geist war, hat Szigligeti am glänzendsten bewiesen, indem er seine Anregungen stets aus dem Zusammenhange mit dem Volke schöpfend, zu den gesunden Anläufen, die das ungarische Schauspiel in volksthümlicher Richtung genommen hatte. zurückkehrte, und die durchaus eigenartig fesselnden kräftigen Züge des magyarischen Volkslebens in gelungenen Schauspielen und Melodramen auf die Bühne stellte. Bis zum Auftreten Szigligeti's war es mit den ungarischen Original-Volksstücken, besonders mit den heiteren und lustigen, herzlich schlecht bestellt. Die Dichtungen Raimund's und Nestroy's waren in Ungarn sehr beliebt. Sie boten, wenn auch magyarisiert, dem Publicum eine edle und erfrischende Unterhaltung, aber der anderen zahlreichen, aus dem Deutschen übersetzten Hanswurstiaden, die für das Heiterkeitsbedürfnis sorgen sollten, wurden die Theaterfreunde bald satt und begrüßten deshalb den „Garabonczás diák" von Johann Munkácsi, eine wenn auch nicht organisch zusammenhängende und mit Raimund's Poesien nicht zu vergleichende, doch immerhin mit gesundem Volkshumor durchsetzte Zauberposse, mit Freuden. Außer diesem Stücke hatte nur noch die nach einem echt nationalen komischen Volksepos des Generals der Cavallerie Grafen Josef Gvadányi *) verfasste Posse „Der Notar von Peleske," welche die Abenteuer eines nach Ofen-Pest reisenden Dorfnotars darstellte, einen namhaften Erfolg, den sie besonders den treu nach dem Leben geschilderten humorvollen Volksscenen verdankte. Dies mochte einer der kräftigsten Impulse für Szigligeti gewesen sein, der wenn auch nicht geradezu als der Urheber, doch als der Regenerator jener ganz original-nationalen Volksschauspiele angesehen werden kann, welche Wege bahnten, auf denen nach Szigligeti eine Reihe der begabtesten Dichter zu bedeutenden literarischen und Bühnenerfolgen gelangte. Von jenen Tragödien Szigligeti's, die sich am längsten behauptet haben, nennen wir „Gritti" (1844), „Paul Béldi" (1856) und den „Thronprätendenten" (1868). Die letztere war im Jahre 1884 zur Aufführung im Burgtheater bestimmt, ist aber bisher nicht gegeben worden. Sein Lustspiel „Fenn az ernyő nincsen kas" wurde von Schnitzer übersetzt unter dem Titel „Rauschgold" an mehreren deutschen Bühnen gegeben. Bleibender als die genannten Stücke behauptete sich auf deutschen Bühnen zweiten Ranges in den 50er Jahren Szigligeti's Volksschauspiel „Der Csikós" (Pferdehirt).

Die Szigligeti'schen Volksstücke erweisen sich trotz der Einfachheit ihrer Fabeln in der Bühnendarstellung als äußerst anziehend. Der Reiz der ursprünglichen, mit denen der westlichen Nationen wenig verwandten magyarischen Typen, die naiven in manchmal rührend melancholischen, manchmal übermüthig jauchzenden Liedern zum Ausdruck gelangende Poesie des ungarischen Bauernlebens, seiner Sitten und Gebräuche, der ganze Charakter eines edlen auch in den Verirrungen seines feurigen Temperamentes anziehenden Volksstammes wird in den Producten Szigligeti's so glücklich dargestellt, dass sie auf jedes gesunde Publicum selbst fremder Bühnen ihre Wirkung üben müssen. Noch mehr als von den in technischer Hinsicht überaus geschickten Volksstücken Szigligeti's gilt dies von den poetisch höher stehenden Volksschauspielen, des für die ungarische Muse leider zu früh verblichenen Eduard Tóth 1844—1870.

Sein „Dorflump" und „Schübling" sind die besten der ungarischen Producte dieser Art und konnten von den an mannigfachen Vorzügen reichen wirksamen Volksstücken des hochbegabten Csepreghy „Das gelbe Füllen," „Die rothe Brieftasche," „Sündfluth," nicht erreicht werden. Auch Csepreghy 1842—1880, ursprünglich Tischlergeselle, erlag wie Tóth, der lange Zeit hindurch als wandernder Schauspieler umherirrte, im Zenithe seines literarischen Schaffens einem frühen Tode.

Von den außerhalb des Volksstückes stehenden Dramatikern, die unter dem Einflusse Szigligeti's und seiner französischen Vorbilder

*) Siehe Seite 728.

auf das theatralisch Wirksame und Zeitgemäße hinarbeitend, ungefähr bis gegen Ende der 40-er Jahre die ungarische Bühne beherrschten, errangen Sigmund Czakó 1820—1847, und Karl Obernyik 1816—1855 die meisten Erfolge.

Ignaz Nagy, 1810—1856, geißelte in seinem Lustspiele „Beamtenrestauration," die bei der Wahl der Comitatsbeamten herrschenden Missbräuche und der große Zeitdichter Josef Baron Eötvös 1813—1871 schrieb in dem Lustspiele: „Es lebe die Gleichheit" eine geistvolle Satire gegen die Maulhelden, welche die Verachtung aller Standesunterschiede predigen.

Eine kräftige Gegenströmung gegen Ausartungen der oft gerade auf Kosten der Poesie und des guten Geschmackes zur Effecthascherei ausgebeuteten Richtung des Theatralisch-Wirksamen, Realistischen und Zeitgemäßen gelangte in einer durch ihre poetische Wahrheit ergreifenden Tragödie des unglücklichen Politikers, aber höchst begabten Dichters Ladislaus Teleki zum Ausdrucke. (Er wurde 1811 geboren und endete 1861 als Führer der oppositionellen Beschlusspartei durch Selbstmord.) Teleki's „Günstling," dies der Titel seines Trauerspieles, zeigt ein abschreckendes Bild der tiefen Verderbnis, welche zur Zeit der Völkerwanderung unter Kaiser Valentinian III. an allen gesellschaftlichen Schichten Roms zehrte.

Der edleren, die wohlfeilen Wirkungen verschmähenden Richtung gehören auch die Dramen Karl Hugos (Pseudonym für Karl Hugo Bernstein) 1817—1877 an. Seine von Talent zeugenden Dramen, wurden obgleich aus dem deutschen Original ins Ungarische übersetzt, zuerst auf der Pester Nationalbühne aufgeführt und die Ungarn zählen ihn daher dankbar zu den ihrigen.

*

* *

Nach der Revolution beherrschten die Lyrik und das Epos, die Novelle und der Roman das Reich der ungarischen Literatur. Auf dramatischem Gebiete tauchten weniger bemerkenswerte Erscheinungen auf. Die Dramen und Komödien Ludwig Dobsa's, die Lustspiele Ludwig Kövér's und die heiteren Volksstücke Josef Szigeti's, von den letzteren wurde „Der alte Infanterist und sein Sohn der Husar" auch an deutschen Bühnen mit Erfolg gegeben, können keinen Anspruch auf bleibenden literarischen Wert erheben.

Umso berechtigter war die Begeisterung, welche sich kundgab, als im Jahre 1861 die „Tragödie des Menschen" ein dramatisches Gedicht von Emerich Madách erschien. In Madách war der Nation ein Geist erstanden, der einen neuen Beweis dafür erbrachte, dass sich die magyarische Rasse nicht nur vermöge ihrer Staatsmänner, sondern auch vermöge ihrer Dichter und Denker mit vollem Rechte als eine der hervorragendsten ansehen und als berufen erachten darf, dem Osten jenen wahrhaft civilisatorischen germanisch-christlichen Geist zu vermitteln, der nicht wie jene Heuchler und Barbaren, die ihn fälschen wollen, den Rassenhass oder die Rassenwillkür, sondern Menschenliebe, Duldung und gläubige Ergebung predigt.

Ludwig Dóczi hat durch eine künstlerisch vollendete Übersetzung dem ungarischen Faust — wie das Gedicht Madách öfter genannt wird — den Weg auf die deutsche Bühne und damit in die Weltliteratur gebahnt.

Gegenstand der Dichtung ist das Schicksal, die Bestimmung des Menschen, es liegt ihr die Idee zu Grunde, dass der Mensch, der sich von Gott lossagt und bloß auf seine eigene Kraft pochen will, durch seinen bösen Geist an den Rand des Abgrundes gebracht, aber durch die Güte der göttlichen Vorsehung schließlich doch vom Untergange gerettet wird und seiner Bestimmung erhalten bleibt.

Die Tragödie des Menschen ist durchaus kein regelrechtes Drama. Die glänzende Aufnahme, welche sie, von dem gegenwärtigen Director des Nationaltheaters Eduard Paulay mit vollem Verständnis und dem besten Geschmack insceniert, in Budapest, und in diesem Jahre nach der Hamburger Aufführung im Wiener Ausstellungstheater in der erwähnten Übersetzung von Ludwig Dóczi gefunden hat, bewies aufs neue, dass auserlesene Geister und das allgemein menschliche Interesse, das ihre Producte erwecken, nicht an den Buchstaben des Kunstkatechismus gebunden sind. Dasselbe wurde jenen dramatischen Handwerken in Ungarn, die trotz Teleky und Karl Hugo nicht aufgehört hatten, mittelst Tendenzdramen zeitgemäßer Schlager und speculativer Theater-

kniffe Publicum zu werben, durch Eugen Rákosi bewiesen. Mit seinem Erstlingswerke, einer im griechischen Zeitalter spielenden Komödie, deren Held der Fabeldichter Äsopus ist, stellte sich der damals 24-jährige Dichter in die Reihe der ersten Dramatiker Ungarns. Von den zahlreichen späteren Dichtungen Rákosi's zählen trotz mancher Verirrungen sein Schauspiel „Schule der Liebe," sein Lustspiel „Die Krakauer Mönche," seine Tragödie „Johanna und Andreas," zu dem Besten, was in den letzten Jahrzehnten in der dramatischen Literatur hervorgebracht wurde.

Der poetisch am reichsten veranlagte Vertreter jener romantischen Schule, die mit den Werken Rákosi's ihren Einzug auf die ungarische Bühne gehalten hat, ist unbestritten Ludwig von Dóczi geboren 1845. Seine fein erdachten graziösen Lustspiele „Der Kuss," „Letzte Liebe," sein Schauspiel „Maria Széchi" haben ihm, da das erstere in mehrere europäische Sprachen übersetzt und auf zahlreichen fremdländischen Bühnen gegeben wurde, in der modernen dramatischen Literatur einen hellklingenden Namen erworben und im Auslande lebhaftes Interesse für die ungarische Literatur erweckt. Die ungarische Bühne verdankt Ludwig Dóczi auch die beste Übersetzung von Goethe's Faust. Während Dóczi und Rákosi noch nicht im Zenith ihres Schaffens stehen und Ludwig Bartók's Tragödien „Margarethe Kenedi" und „Anna Thuran," Anton Váradу's Trauerspiel „Iskarioth" und sein Lustspiel „Der Dolch" gezeigt haben, dass die ungarische Bühne noch geklärtere Proben ihrer unzweifelhaften Begabung erwarten darf, ist dem ungarischen Theater in Gregor Csiky 1842—1892 viel zu früh ein großes Talent entrissen worden, das anfänglich gleichfalls den Spuren Rákosi's folgte, sich aber später ganz und gar der modernen seichten französischen Richtung zuwandte. Seine Genrebilder „Proletarier," „Mukányi," und einzelne seiner Schauspiele können, insoweit sie nicht specifisch nationales Leben schildern, auch auf jeder ausländischen Bühne zweiten Ranges mit vollem Erfolge bestehen.

Kein romantisches, aber ein liebenswürdig frisches productives Lustspieltalent von nie versagender Erfindungsgabe und voll der gewinnendsten Schelmereien ist der mit der Bühne und ihren Geheimnissen wohlvertraute Árpád Berczik. Dem deutschen Publicum wird ihn sein Übersetzer Ludwig Hevesi im Laufe dieses Winters im Wiener Volkstheater vorstellen, das ungarische Publicum der Hauptstadt und Provinz kennt und schätzt seine Lustspiele: „Die Viertelmagnaten," „Wohlthätige Frauen," „Protection," „Mutter und Tochter" u. s. w. als die beliebtesten Repertoirestücke.

Wir wollen nur noch den Manen eines in der Art Csiky's producierenden und gleich ihm der Literatur zu früh entrissenen Künstlers gerecht werden, indem wir Stephan Toldy unter Jenen nennen, denen das ungarische Theater, obgleich es sich nur weniger wahrhaft bedeutender Dramatiker rühmen kann, dennoch einen in der modernen Culturgeschichte fast beispiellos raschen Aufschwung zu danken hatte.

Gleichen Schritt mit dieser beflügelten Entwicklung der literarischen Production auf dramatischem Gebiete hielt auch die Schauspielkunst. Das Budapester Nationaltheater, verbunden mit einer für gesunden Nachwuchs sorgenden Schauspielschule, verfügt gegenwärtig unter der trefflichen Leitung Eduard Paulay's über eine ganze Reihe von Künstlern ersten Ranges, obgleich es vor einigen Jahren in Rosa Jókai geb. Laborfalvy (der Gattin des Romanciers) eine ihrer ersten Darstellerinnen von Heldinnen und Heldenmütter, in Koloman Szerdahelyi einen der bestechendsten Naturburschen und Charakterliebhaber, in Frau Szathmáry eine brillante komische Alte verloren hat.

Um eine beiläufige Vorstellung des Ensembles zu geben, das namentlich im modernen socialen Schau- und Lustspiele auf wahrhaft künstlerischer Höhe steht, nennen wir nur einige der hervorragendsten Kräfte, die wir dem deutsch-österreichischen Leser am besten zu kennzeichnen glauben, wenn wir gleichzeitig jene Vertreter ihres Rollenfaches namhaft machen, die dem Wiener Burgtheater Glanz verleihen oder verliehen haben:

Cornelia Prielle, eine Schauspielerin, die kürzlich gelegentlich des Jubiläums ihres 40-jährigen Wirkens durch die Gnade des Monarchen mit dem goldenen Verdienstkreuze ausgezeichnet wurde, paart in manchen ihrer Rollen auch heute noch den Humor der Mama Haizinger mit dem scharfen Witze der Frau Zerline Gabillon. Frau Sidonie Rákosi, eine junge aus der erwähnten Schauspielschule her-

vorgegangene Künstlerin folgt mit großem vom Publicum und der Kritik bereitwillig anerkannten Talente den Spuren der Meisterin. Marie Jászay gilt besonders in der Tragödie mit Recht als die magyarische Wolter. In jugendlich heroischen Rollen rivalisiert Frau Emilie Markus-Pulßky mit ihr, die im modernen Schauspiele als Darstellerin leidenschaftlicher junger Frauen auch mit der durch Temperament und elegantes Auftreten fesselnden Frau Laura Helvey öfter erfolgreich um die Palme ringt. Frau Therese Csillag ist eine reizende ungarische Hohenfels.

Josef Szigeti, ein Veteran der ungarischen Schauspielkunst, ist am ehesten mit Fritz Beckmann zu vergleichen.

Eduard Ujházy, ein glänzender Humorist, erinnert in der Naturwahrheit, Sauberkeit und Feinheit seines Spieles an Karl La Roche.

Der Komiker Ludwig Vizváry ist ein durch Schöne's Sanftmuth gemildeter Meixner, den trefflichen Chargendarsteller und Charakterliebhaber Ludwig Nádaÿ weiß ich, bei der Vielseitigkeit seines Talentes mit keinem Wiener Schauspieler in Parallele zu stellen. Emerich Nagy endlich ist beiläufig der Krastel-Robert des prächtigen Ensembles, das, wenn es auch während der letzten Jahrzehnte in Egressy, Josef Tóth, Szerdahelyi und Halmy, Künstler von den Qualitäten Lewinskys, Sonnenthals und Hartmanns verloren hat, dennoch in Gyenes, Bercsényi und Gabányi reichbegabte Charakter-Darsteller, in Mihályfi und und Szacsvay tüchtige Repräsentanten von Liebhaberrollen besitzt.

Wir müssten wieder eine Reihe in Ungarn wohlklingender und zum Theile auch im Auslande, besonders in Wien bekannten Namen nennen, wollten wir auch alle jener Künstler und Künstlerinnen gedenken, die, zum Theile aus dem Nationaltheater recrutiert, dem Schwesterinstitute desselben, dem Volkstheater, zu dem Gedeihen verhalfen, dessen es sich heute neben einem dritten und vierten magyarischen Theater, nämlich jenem in der Ofner Festung und im Stadtwäldchen erfreut.

Der durch die Opferwilligkeit der ungarischen Hauptstadt kräftig unterstützten Energie des als Dichter bereits gewürdigten Eugen Rákosi wurde es möglich, im Jahre 1874 das Volkstheater zur besonderen Pflege des volksthümlichen Genres zu gründen, durch zweckentsprechende Leitung des Theaters auch die dramatische Production dieser Richtung zu heben und ihr ein zahlreiches Publicum zu verschaffen. Zu den verwöhnten Lieblingen dieses Theaters, das heute beiläufig in der Art des Theaters an der Wien, neben dem magyarischen Volksstücke und des ungarischen Singspieles auch ausländische Operetten und Sensationsstücke pflegt, gehört die berühmte ungarische Nachtigall Frau Louise Blaha. Ihre einstige Collegin Frau Ilka Pálmay glänzt jetzt am Wiedner Theater in Wien.

Der erste und originellste der ungarischen Volkssänger Josef Tamássy hat am 10. September dieses Jahres (1892) das Zeitliche gesegnet. Aber neben dem ungarischen Schauspiele, an dem die jüngsten Jahrzehnte durch eifrige Pflege, deren es zum Theile auch in der Provinz theilhaftig wurde, gut gemacht haben, was in der ersten Hälfte des Jahrhunderts versäumt wurde, ist auch der ungarischen Oper im Jahre 1884 ein prächtiger Palast entstanden, Dank der Municifenz eines edlen Monarchen, dessen Zeitalter jeder Ungar voll inniger Verehrung für diesen König und voll Stolz, der Unterthan eines solchen Fürsten zu sein, mit jenem des unvergeßlichen Mathias Corvinus vergleicht.

Alexander Rosen.

Quellenwerke: Wilhelm Frankl (Fraknói): Die Culturverhältnisse der ungarischen Nation zur Zeit ihrer ersten Fürsten und die Einführung des Christenthums, Budapest 1861. Karl Szász: Ueber die Entstehung des Nibelungenliedes, Budapest 1865. Zoltán Beöthy: Das erste politische Schauspiel der Ungarn und sein Zeitalter, Budapest 1882. Dr. Béla Vály: Geschichte des ungarischen Schauspiels, Budapest 1887. Eduard Szigligeti: Beiträge zur Geschichte des ungarischen Dramas, Budapest 1874. Stephan Toldy: Geschichte der ungarischen National-literatur, Budapest 1876. Dr. Heinrich Schwicker: Geschichte der ungarischen Literatur, Leipzig 1890. K. J. Schröer: Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, Wien 1853. Zoltán Beöthy: Die ungarische Nationalliteratur in historischer Darstellung, Budapest 1891. Szigligeti: Biographien ungarischer Schauspieler, Budapest 1878. Karl Kertbeny: Die älteste dramatische Literatur der Ungarn, Budapest 1878. Alexius Jakab: Altes Schauspiel in Siebenbürgen, Klausenburg 1881. Emerich Vahot: Ungarische Thalia, Budapest 1861. Koloman Benkö: Ungarische Bühnenwelt, Budapest 1872.

Die bildende Kunst in Österreich in den letzten hundert Jahren.

Der Fortschritt in der Kunst vollzieht sich im Individuum, wie im Volke disciplinenweise und es hat noch keine Zeit gegeben, welche in der Entwicklung begriffen, eine Ausnahme von dieser Regel gemacht hätte.

Je näher diese Entwicklung dem Ziele kommt, desto abgerundeter und ausgeglichener treten zwar die einzelnen Fähigkeiten der Künstler auf, desto harmonischer und einem Gedanken untergeordneter werden die Theile, aber zu einer absoluten Gleichmäßigkeit der zum Schaffen eines Kunstwerkes nothwendigen geistigen Kräfte, ist es noch nie gekommen.

Unter diesem Gesichtspunkte muss jede Zeit, die glänzendste wie die bescheidenste, beurtheilt werden, und mit besonderem Nachdrucke fordern die Kunstbestrebungen und Leistungen unseres Jahrhunderts eine solche Behandlung.

Eine Reihe culminierender Kunstepochen war vorübergegangen, als im vorigen Jahrhunderte unter der Herrschaft der Perücke aus den letzten Resten einer großen Zeit, der Renaissance-Periode, eine Art selbständiger Kunstform hervorgieng, welche sich als ein Glied in der Kette noch eine geraume Zeit zu behaupten imstande war. Wir sehen Paläste, deren üppig ausschreitende, schwungvoll bewegte Formen überall eine selbstbewusste, großgedachte Kunstart zur Schau stellen. Die innere Ausstattung dieser Bauten zeigt uns den ausgesprochensten Sinn für die Beherrschung opulenter Decoration. Die bemalten Plafonds erklingen in den Frescotönen der letzten Venezianer und der nachhaltige Einfluss des Matadors dieser Maltechnik, Giovanni Battista Tiepolo, ist überall wahrzunehmen. Kirchen und Profanbauten entfalten eine Pracht, die durch wirksame Fresco- und Ölbilder in einheitlicher Weise erhöht wird.

Endlich verklingt auch dieser letzte — unter dem Namen des Barockstyls bekannte — Nachhall der italienischen großen Kunstperiode. Es ist dasselbe Bild, dem wir in der Culturgeschichte mehrmals begegnen: Die Disciplinen der Kunst, die sich zur Zeit der Renaissance langsam und an den verschiedenen Kunststätten verschieden, aber überall glanzvoll, zu etwas nahezu Vollständigem zusammengefügt hatten, kamen, die Höhe erreichend, aus dem Gleichgewichte, und wir sehen sie am Ende des 18. Jahrhunderts aus ihrer Verbindung gebracht, einzeln verkommen.

Die französische Revolution braucht ein äußeres allgemeines Kennzeichen der errungenen Herrschaft; sie steckt sich ins antike Kleid, das obwohl unverstanden, dennoch auch dem neu errichteten Kaiserthrone seine Gestalt leiht. Es findet sich ein Talent, das aus der Revolution hervorgewachsen, dem „römischen Throne“ die äußere Decoration verleiht. David malt Bilder, welche die Größe der Römer illustrieren; die Baukünstler suchen dazu die entsprechende Form für ihre Aufgaben zu finden und es entsteht eine Kunst, die in ihrem Grundgedanken, die allenthalben verstreuten Reste der ehemaligen Kunstgeschicklichkeit zu sammeln und ein neues Ganzes daraus zu schaffen, der Zeit entspricht und auch anfangs manches Tüchtige zustande bringt. Talente, in jener Zeit geboren, pflanzen sie fort und bringen sie in das neue Jahrhundert herüber, wo sie sich erhält, bis sie mit dem ins Schwanken gerathenen Imperatoren-Throne in Paris bald ebenfalls zum Falle kommt.

Wenn beim Eintritte des Verfalles einer Kunstform die einzelnen Zweige zu welken beginnen, ist es immer die Porträtmalerei, die sich am längsten gegen das Verkommen wehrt. Das liegt an dem Zwange, die Natur vor Augen zu schaffen und zu individualisieren. Damit wird der Manierismus mit allen seinen übeln Begleitern am wirksamsten bekämpft. Und so sehen wir auch diesmal, trotz der Leere und Flachheit in allen anderen Fächern, tüchtige Porträts schaffen. Isabey in Paris und Füger in Wien, malen kleine Bildchen, die heute noch als vorzüglich anerkannt werden, besonders ist es der Letztere, welcher mit seinem großen Talente über seine Zeit hinausragt. Seine Historien haben — trotz des in jener Zeit allgemein herrschenden falschen Pathos — doch noch Ernst und Vertiefung in den Gegen-

stand und in seinen Compositionen zu Klopstock's Messiade erhebt er sich zu einzelnen Darstellungen von großem Zuge und ruhiger Würde. Heinrich Füger hilft mit diesen Werken und mit seinen trefflichen Porträts in Österreich über die schlimmste Zeit hinweg, seine schwachen Nachahmer aber, die nach seinem, 1818 erfolgten Tode noch eine geraume Zeit das Feld behaupten, bringen nichts mehr zustande, dass der Beachtung Wert wäre. Nur die Porträtmalerei Füger's fand eine bedeutende Fortsetzung in seinem ausgezeichneten Schüler, dem Wiener Moriz Michael Daffinger (1790—1849), dann dem ebenfalls in Wien geborenen Josef Kriehuber (1801—1876), und anderen sehr begabten Porträtmalern, wie dem sehr gefeierten Johann Baptist Ritter von Lampi (Trient 1775—1837).

In einer ähnlichen Lage wie die Porträtmalerei, ist die Landschaft- und Thiermalerei, die weder von der Politik, noch von den Sitten eines Volkes abhängig ist und die, mögen die Kunstformen in den anderen Fächern noch so gebieterisch eine bestimmte Art fordern, immer wieder an die ewig gleiche Natur zurückgeführt wird. Ein wahres Talent kann sich auf diesem Felde leichter aus einer allgemeinen Verkommenheit heraushelfen, und so sehen wir auch als einen der Ersten, der dies mit Erfolg thut, den Landschaftsmaler Josef Rebell (Wien 1787—1828), der in Italien der Natur genauer ins Antlitz sieht, als seine unmittelbaren Vorgänger und mit schönem Liniengefühl, richtige Zeichnung und Charakterisierung der Pflanzenwelt verbindet. Er steht würdig an der Seite Füger's, so lange die bösen Kriegszeiten alle Kunstbestrebungen im Banne halten.

Mit dem Eintritte des Friedens und der wiedergewonnenen Ruhe und Sicherheit des Lebens, kam auch eine gesundere und realere Anschauung in Sachen der Kunst zurück und das Scheinleben des vollständig verblassten Classicismus, der nur mehr von der totalen Talentlosigkeit schüchtern weitergeschleppt wurde, verhauchte seinen letzten Athem.

Neue Talente, an denen es in Österreich nie gefehlt hat, wenn es galt, für die Entwicklung der geistigen Interessen einzutreten, mussten sich fragen, was nun zu beginnen sei, und während in Deutschland eine Verbindung begabter Männer an eine Kunstepoche sehr früher deutscher Zeit anknüpfte, um aus dem Bankerott des missverstandenen Classicismus herauszukommen, griffen die Talente in Österreich — vorzugsweise in Wien — in das nunmehr wieder frisch und gesund pulsierende Leben des Volkes. Dieser Gedanke äußerte sich so mächtig, dass der begabte Peter Krafft (1780—1856), in der Absicht, zeitgemäße Historien zu malen, in seinen zwei berühmt gewordenen Bildern: „Abschied und Rückkehr des Landwehrmannes“ eigentlich lebensgroße Sittenbilder schuf. Gleich darauf folgten Soldatenbilder in kleinen Formaten anderer Künstler, und aus dem glücklichen Verkehre der überall gefeierten Krieger mit dem Volke, entwuchs jene Gattung lebenswahrer Darstellungen, welche in dieser Art und Form nur in Österreich auftrat und jetzt als die „Wiener Schule dieses Jahrhunderts“ gekannt ist und gefeiert wird.

Es tritt noch manche Kunstdisciplin schwach, ja kindisch auf, aber es ist in diesen Werken nichts fremdes und nichts falsches. Diese Künstler philosophieren nicht, sie schauen in das heitere Antlitz des Volkes und geben es wieder mit seiner Beobachtung, Laune und seinem Witze, in den sich wohl auch mancher rührende Zug wahr empfunden einschmuggelt.

Es ist eine Freude die Maler des damaligen Wiens aufzuzählen:

Vor Allen ist hier Peter Fendi zu nennen, der 1796 in Wien geboren wurde und 1842 daselbst gestorben ist. Er bildete zu dem alten Volksglauben, dass in verwachsenen Menschen entweder ein großer Geist oder viel Satire und Witz steckt, eine thatsächliche Illustration, denn er wusste mit seinen klugen, in einem tief in den Schultern sitzenden Kopfe, blitzenden Augen, aus Allem die heitere Seite herauszufinden und wahren Humor zu entfalten. Er zeichnete, malte in Aquarell und Öl und stach auch in Kupfer. Die Aquarellmalerei war damals noch in der Annahme befangen, dass ihr der volle Ton eines fertigen Bildes versagt sei, und so sind denn Fendis Aquarelle auch nur Skizzen. Auch seinen Ölbildern fehlt manche Disciplin der künstlerischen Mittel, aber dieser Abgang wird durch die innere Wahrheit seiner Darstellungen reichlich aufgewogen. Seine Menschen begegnen uns wie alte Bekannte und das, was sie thun, haben wir alles schon gerade so erlebt.

Ein jüngerer, ebenfalls körperlich missrathener, aber mit schönem Talente ausgestatteter Maler, Friedrich Treml, (Wien 1816—1852), Fendi's Schüler, wendete sich ganz dem Soldatenleben zu. Seine Bilder entbehren der Feinheit und bleiben eigentlich immer nur mehr oder weniger Skizzen, aber sie treffen die Charakteristik vorzüglich, und erfreuen durch den gemüthreichen und patriotischen Inhalt. Weit tüchtiger nach dieser Richtung waren die kleinen Sittenbilder, Landschaften und Interieurs der Familie Schindler, die Söhne des Landschaftsmalers Johann Schindler. Die Fendi-Schüler: Adalbert Schindler 1806 in Schlesien geboren und 1861 in Wien gestorben und Karl Schindler (Wien 1822—1842) malten Genrebilder, welche wirksam mit jenen ihres Meisters rivalisierten. Mathias Johann Ranftl (Wien 1805—1854) setzt die Genremalerei, in welcher Fendi Schule machte und manche Nachahmer fand, tüchtig, aber nicht frei von Manierismus fort; ebenso Eduard Ritter, 1808—1853, der mit zarter Behandlung und feiner Durchbildung eine rosige, süßliche Färbung verband.

Eine vollständigere Beherrschung der Darstellungsmittel erreichten erst Danhauser und Waldmüller. Diese beiden, hochbegabten Maler handhabten die Disciplinen der Technik mit Sicherheit und Abrundung. Ihre Malerei wurde üppiger und stofflicher, die Formen wurden durchgebildeter. Josef Danhauser, geboren in Wien 1805, gest. daselbst 1845, wusste seinen Bildern auch durch eine schärfere Charakteristik und durch bedeutsamere Gegenstände neuen Reiz zu verleihen. Der junge Künstler begann mit ein paar kleinen Bildchen, welche komische Ateliersceneu darstellen.*) Der Erfolg, den er damit errang, spornte ihn an, Weiteres und Bedeutenderes zu unternehmen. Er suchte nach ernsteren Stoffen und fasste den glücklichen Gedanken, die von Christus erzählten Gleichnisse des neuen Testamentes, im Kleide der Gegenwart darzustellen. Damit hatte er mit einem Male eine Fülle von Gedanken für seine Bilder und es entstanden: „Der Prasser" und „Die Klostersuppe,"**) „Der Pfennig der Witwe," „Der Pharisäer" und andere. Der Ausdruck in seinen Gestalten ist mitunter etwas zu stark markiert, aber immer der Situation entsprechend. Danhauser's Name als Genremaler ersten Ranges erhält sich und wird nicht bald verblassen. Ebenso jener Ferdinand Waldmüller's, geboren in Wien 1793, gestorben daselbst 1865. Die Vorwürfe dieses hervorragenden Künstlers sind einfach, zumeist dem oberösterreichischen Bauernstande entnommen. Seine künstlerischen Mittel sind feiner als jene Danhauser's; er detaillierte bewunderungswürdig. Seine Landschaften, vollständig nach der Natur gemalt, gleichen einem Spiegelbilde, das nicht den kleinsten Lichtreiz vernachlässigt. Er malte auch Porträts, die wohl meistens etwas Stillebenartiges im Arrangement hatten, aber von großer Treue waren. Waldmüller's Name wird mit stets wachsender Anerkennung genannt. Ein anderer Maler ähnlicher Art war Franz Eybl, (Wien, 1806—1880), welcher vorzugsweise sehr fein durchgeführte Porträts machte, aber auch kleine Genrebildchen in Waldmüller's Art ausgezeichnet malte.

Unter den zahlreichen Landschaftsmalern jener Zeit sind besonders zu nennen: Franz Steinfeld, Thomas Ender, Ignaz Raffalt und Josef Höger, und der hochbegabte, ausgezeichnete Aquarellmaler Jakob Alt (Wien 1789—1872).

Diese specifisch wienerische Kunst, konnte — so vortrefflich sie war — das Feld doch nicht allein behaupten. Mit ihren volksthümlichen, gemüthlichen und realen Gegenständen war sie so recht die Kunst fürs Haus. Der Staat, die Kirche, der Idealismus im Leben, bedurften ihrer eigenen Kunstform und es entstand eine solche, die nicht mehr ausschließlich österreichisch genannt werden konnte, weil sie Ideen zum Ausdrucke zu bringen hatte, welche Welteigenthum sind.

Die Vereinigung von Künstlern in Deutschland, welche den Geist und die Form für ihre Darstellungen aus einer vorübergegangenen großen Kunstepoche holten, fanden mit ihrer Überzeugung, dass nur in einem solchen Zurückkehren zu den Principien jener Zeit, das Heil für unser Streben gewonnen werden könne, auch bei österreichischen Künstlern Anklang. Franz Kadlik (1787—1842 in Prag), Josef Führich (1800—1876*) und Leopold Kupel-

*) Sie befinden sich in dem kunsthistorischen Museum in Wien.

**) Jetzt im kunsthistorischen Maseum in Wien.

*) Siehe Seite 491.

wieser (1796—1862 in Wien), waren die Repräsentanten der kirchlichen Kunst, welche mit vielen Anderen, Leopold Schulz (Wien 1804—1873), Josef Binder (Wien 1804—1864), Johann Scheffer von Leonhartshof (Wien 1795—1822) u. s. w. vorerst dieses Feld ziemlich allein beherrschten. Die profane Weltgeschichte fand erst später nennenswerte Vertreter; eine andere ideale Kunstweise, die „Romantik" erhielt einen begeisterten Priester in Moriz von Schwind.*) Leopold Kupelwieser, ein begabter Maler von beispiellosem Fleiße und großer Thatkraft, versah die Kirchen Österreichs mit einer großen Zahl von Altarbildern, die alle tüchtig gezeichnet und routiniert gemalt, von bestem Willen zeigten, aber kühl und formell blieben, und gegen die tiefe Innerlichkeit und packende Dramatik der Führich'schen, wenn auch oft recht bunt gemalten Bilder, zurückstehen musste. Hier muss noch ein schönes Talent genannt werden, Franz Dobiaschofsky (Wien 1818—1867), welcher sich als Jüngling mit mehreren Andern Führich zum Vorbilde nahm, aber später, in Italien von der Üppigkeit der Natur und dem Glanze der Kunst der Renaissancezeit gefangen, dem Nazarenerthum abtrünnig wurde, um sich realeren Weisen zuzuwenden.

Die Porträt- und Landschaftsmalerei, fanden in Österreich von jeher vorzügliche Repräsentanten. Von Füger und Rebell — um nicht in frühere Zeiten zurückzugreifen — bis auf Eybl, Canon, Markó**) und Selleny — um keinen Lebenden zu nennen — sind vorzügliche Porträts und Landschaften gemalt worden. Hier muss des Landschaft- und Thiermalers Friedrich Gauermann, geb. in Miesenbach in Österreich 1807, gest. in Wien 1862, gedacht werden, dessen Bilder, wenn auch nicht frei von Manierismus, Berg und Thal, Menschen und Thiere, in gleicher Vortrefflichkeit und in geistreicher freier Behandlung darstellen, und einen der ersten Plätze in der „Wiener Schule" behaupten.

Es ist unmöglich, hier allen Talenten, die eine bedeutende Schar von Trägern der österreichischen Kunst jener Epoche bildeten, einzeln gerecht zu werden; die Thatsache sei aber erwähnt, dass auf allen Gebieten ein reger Eifer waltete, der auch von Seite des kaiserlichen Hauses, der Regierung und der Bevölkerung die wohlmeinendste Würdigung fand. Aber es konnte nicht fehlen, dass die beiden Hauptrichtungen, die „stilistische" und die „naturalistische," wie sie in der Gegenüberstellung genannt wurden, um den Vortritt zu ringen begannen, was sich durch die Parteirufe bemerkbar machte: „hie Stil!" „hie Natur!" Wie dann durch die neuen Verkehrsmittel die Kunstweisen aller ausländischen Kunststätten in Österreich Eingang fanden, wodurch der österreichische Charakter „verwischt" und der Streit zwischen dem „vornehmen" Stil und der „vulgären" Natur geschlichtet wurde, ist zur Genüge bekannt.

Die volksthümliche Genre-Malerei fand von Beginn an eine wirksame Unterstützung durch die vervielfältigende Kunst, und es ist eine erfreuliche Thatsache, dass die vielen mechanischen Reproductionsmittel der Neuzeit nicht imstande sind, die künstlerische Reproduction der Kunstwerke ernsthaft zu schädigen, ja es scheint sogar, dass wahrhafte Kunstwerke der Graphik jetzt noch höher geachtet werden.

Abgesehen davon, dass fast alle Maler früherer Zeit auch selbst radierten, sind die Werke einer stattlichen Zahl von Kupferstechern unseres Jahrhunders bekannt, und der Fortschritt in diesem Kunstzweige geht jetzt wie früher mit jenem der Malerei Hand in Hand. Es sei hier gestattet, in das vorige Jahrhundert zurückzugreifen, um den ausgezeichneten Kupferstecher Jakob Mathias Schmutzer (1733 bis 1811)*) zu nennen, weil dieser als grund-

*) Siehe Seite 440.
**) Siehe Seite 356.

*) Unter den Schülern des berühmten Gründers der 1766 in Wien errichteten Kupferstecher-Akademie ragt in erster Linie der durch seine vielseitige schöpferische, künstlerische und schriftstellerische Thätigkeit ausgezeichnete Kupferstecher Adam von Bartsch hervor, der 1757 in Wien geboren wurde und 1821 in Hietzing gestorben ist. Sein großes Werk „le peintre graveur" ist grundlegend für die Forschungen auf dem Gebiete der Kupferstich- und Radierkunde geworden und der Name Bartsch steht bei allen Kennern und Freunden der Kunst in hohem Ansehen. Sein Wirken verdient deshalb auch eine öffentliche Ehrung durch seine Vaterstadt, deren künstlerischen Ruf und reichen Besitz an Kunstsammlungen aller Art er durch seine auch in fremden Ländern noch jetzt sehr geschätzten Werke zu großen Ehren und gerechter Würdigung gebracht hat. A. d. H.

legend für alle fernere Kupferstecherei in Wien bezeichnet werden muss. Die Wiener Schule beschäftigte den Stecher Fendischer Bilder, Johann Passini und viele andere bis auf Franz Stöber, Blasius Höfel und Karl Heinrich Rahl, der Vater des hervorragenden Historienmalers Karl Rahl,*) welcher in Wien Schule machte.

Die österreichische Architektur, welche in der neuesten Zeit zu einem ungeahnten Aufschwunge gelangt ist, und auch im Auslande nicht selten tonangebend wird, folgte bis zur Wiener Stadterweiterung den Impulsen, welche unter König Ludwig I. Schutz von München aus über ganz Deutschland Ausbreitung fanden. Sie hat gleich den anderen Hauptfächern der bildenden Kunst zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine böse Zeit gehabt, von welcher die nüchternen „classischen" Bauten noch heute erzählen; und es ist schier unbegreiflich, wie auf die Prachtbauten eines Fischer von Erlach, oder des J. Lukas von Hillebrand, schablonenartig und ärmlich ausgestattete Wandmasken aufgeführt werden konnten, wie sie von der Wende des Jahrhunderts bis auf Peter Nobile entstanden.

Erst mit dem Auftreten des romanischen Stils, der dem romantischen Geiste der Zeit die entsprechenden architektonischen Formen leihen sollte, kam etwas Wärme in die österreichische Architektur, die dann in rascher Folge zu der heutigen Bedeutung gelangte.

*) Siehe Seite 381.

Die Geschichte der Plastik folgt Schritt für Schritt jener der Architektur, von welcher sie ja in hohem Grade abhängig ist. Sie erblüht erst auf dem Boden der Stadterweiterung, welche auch der monumentalen Malerei wieder etwas Raum verleiht. Eine Disciplin, die immer nicht zur vollen Entfaltung gelangen wollte, steht endlich bei Letzterer jetzt oben an: Die Farbe und der Geschmack. Eine Geschicklichkeit, die Schönheit und den Glanz der äußeren Erscheinung zu entfalten ist errungen worden, von der man bisher bei uns keine Ahnung hatte; freilich wird diese nicht immer ohne Schädigung des geistigen Inhaltes erreicht. Alles Sinnliche steht oben an. Die Kunst ist eine wahre Augenweide geworden. Eine wichtige Disciplin ist gewonnen, die nicht wieder verloren gehen darf, aber es steht zu erwarten, dass ihre Alleinherrschaft nicht allzulange andauere, denn das käme einer Unterbrechung der weiteren Entwicklung und einem bedauerlichen Aufenthalte auf dem Wege zum endlichen Ziele — der erreichbaren Vollkommenheit, gleich.

Alle bisherigen Kunstepochen haben Namen erhalten, die dem allgemeinen Wollen, dem Stil und dem Geiste der Zeit entsprechenden Ausdruck geben.

Wir bauen, meißeln und malen heute in allen Stilen. Wie werden unsere Nachkommen diese Zeit nennen?

Eduard Ritter von Engerth.

Geschichtliches über die k. und k. Kriegsmarine.

Bis zum Beginne des XVIII. Jahrhundertes hinderte der Republik Venedig angemaßte und ausgeübte Oberherrschaft über die Adria jede Entfaltung der maritimen Politik des Hauses Habsburg in den südlichen Meeren. Dieselbe verblieb, schon durch den Kaiser Maximilian I. und Karl V. kräftigst unterstützt, auf die Niederlande beschränkt, bis des Kaisers Karl VI. im Jahre 1717 erlassene Erklärung die Schiffahrt in der Adria freigab, die Oberherrschaft Venedigs nicht mehr anerkannte und den erbländischen Schiffen kräftigen Schutz zur See versprach. Thatsächlich schuf Karl VI. in wenigen Jahren eine ansehnliche Flotte in Triest, die aber aus mancherlei Ursachen schon 1737 in Verfall gerieth und bald darauf ganz aufgelassen wurde. So große Aufmunterung und Unterstützung dem österreichischen Seewesen später unter der großen Kaiserin Maria Theresia zutheil wurde, so konnte sie sich doch nicht mit dem kostspieligen Systeme einer beständigen Flotte befreunden und erst Kaiser

Josef II. begründete (1786) durch den Bau einer Flotille von Kanonier-Schaluppen, eine allerdings nur unzureichende Seewehr. Allein dennoch gelang es dieser Flotille, in der Kriegsbedrängnis des Jahres 1797 ein Convoi von 40 mit Kriegsmateriale beladenen Handelsschiffen aus Triest nach Zengg zu führen und am 26. März zu Porto Quieto (Istrien) den Angriff einer französischen Escadre neuerdings muthig abzuwehren.

Durch die infolge des Friedenschlusses von Campo Formio (1797) stattgehabte Erwerbung der venetianischen Provinzen, gelangte der Kaiserstaat in den Besitz einer nennenswerten Kriegsmarine und eines im Seedienst geschulten zahlreichen Personales. Jedoch war das Flottenmateriale durch die Franzosen größtentheils zerstört und versenkt worden. Dennoch gelang es mit großen Mühen, Plagen und Kosten schon im Kriege gegen Frankreich (1799—1801) einige aus kleineren Fahrzeugen bestehende Flotillen auszurüsten, welche gute Dienste leisteten. Durch ihre Mitwirkung eroberte Österreich (1799) alle befestigten Punkte an der Küste der Romagna; sie nahmen an der Belagerung von Mantua und Ancona thätigen Antheil und schützten den Nachschub der Armee gegen die französischen Corsaren. Im Jahre 1800 betheiligte sich eine k. k. Flotille an der denkwürdigen Belagerung von Genua und eine k. k. Corsaren-Flotille blockierte die Festung Savona. Großartig waren die Maßnahmen zur Vertheidigung Venedigs, dieses wichtigen Waffenplatzes der k. k. Armee in Italien. Im Jahre 1801 wurden daselbst 289 Fahrzeuge mit 270 Kanonen und 3044 Mann Marine-Truppen zu diesem Zwecke aufgeboten.

Nach dem Frieden von Lunéville (1801) trat die Kriegs-Marine unter die kräftige Leitung des glorreichen Generalissimus Erzherzog Karl, des ersten österreichischen Kriegs- und Marine-Ministers, welcher durch eine alle Zweige des Seewesens umfassende Organisation die gesetzliche Grundlage für die Entwicklung der Marine schuf. Die Abtretung Venedigs (1806), noch mehr aber der später erlittene Verlust der ganzen Meeresküste (1809) bereitete jedoch der Kriegsmarine ein Ende. Allein als Österreich in den beiden Pariser Frieden (1814 und 1815) neuerdings Venedig und zugleich die Flotte des napoleonischen Königreiches Italien erlangte, griff man auf die frühere Organisation der Kriegsmarine zurück.

Nicht nur die erschöpften Staatsfinanzen mögen Ursache gewesen sein, dass man sich sofort entschloss, den großen Flottenstand, den man übernommen hatte, bedeutend herabzusetzen. Sowohl die Grundsätze des in Bildung begriffenen heiligen Bundes, als die in den napoleonischen Kriegen traditionell gewordene Waffenbrüderschaft mit England mögen Österreich den Besitz einer starken als militärischen Machtfactor ins Gewicht fallenden Flotte entbehrlich haben erscheinen lassen.

Von 1815—1848 sehen wir demnach die Monarchie im Besitze einer nur kleinen unbedeutenden, für die engeren See-Interessen der Monarchie gerade zur Noth genügenden Kriegsmarine. Diese kleine Flotte konnte den (damals sehr lebhaften) Orient-Seehandel der Monarchie stützen, gegen Seeräuberwesen im griechischen Archipel wirksam sein, und einen großen Theil ihrer kleineren Küstenfahrzeuge an den heimischen Küsten dem Finanzdienste — Kreuzung gegen Zollschmuggel — dienstbar machen. Aber auch militärisch aufzutreten, war ihr während der langen Friedensepoche zwischen 1815 und 1848 beschieden.

Im Jahre 1829 führte Corvetten-Capitän Bandiera eine Escadre an die marokkanische Küste, welche in activer Weise Genugthuung für Seeräuberacte nahm, die Küstenorte Arziella und Tetuan bombardierte, bei Larache eine Ausschiffung vollführte und zwei Kaperschiffe vernichtete; während der griechischen Befreiungskämpfe waren mehrere k. k. Kriegsschiffe zur Bekämpfung der überhandnehmenden Seeräuberei in Verwendung, und im Jahre 1840 war eine österreichische Escadre, im Vereine mit der englischen Flotte und einer türkischen Schiffsabtheilung an der syrischen Küste militärisch wirksam.

Der junge Erzherzog Friedrich (Bruder des Erzherzogs Albrecht) zeichnete sich als Flaggen-Capitän des Contre-Admirals Freiherrn von Bandiera bei dem von ihm persönlich geführten Sturme auf St. Jean d'Acre besonders aus, und wurde mit dem Maria-Theresienkreuz geschmückt.*) Wenige Jahre später war dieser kaiserliche Prinz Ober-Commandant der

*) Siehe Seite 187—190 und 238—244.

k. k. Kriegsmarine. Es raffte ihn aber der Tod im Herbste des Jahres 1847 dahin, die Aufgabe, die er sich gestellt, konnte er nicht mehr lösen: die Verwandlung der österreichischen Kriegs-Marine aus ihrem venetianisch-provinziellen zu einem österreichisch-gesammtstaatlichen Charakter. Vieles, ja Alles war bis zu den Zeiten des Erzherzogs Friedrich versäumt worden, um die venetianische Marine auch dem Wesen nach zu einer österreichischen zu machen; letzteres war sie nur insoferne, als Venedig einen Theil Österreichs bildete.

Dem Erzherzog Friedrich folgte der hochbetagte Vice-Admiral Graf Dandolo, welcher nach wenigen Wochen ebenfalls starb; in kritischer Zeit fiel die Marine-Leitung einem Provisorium anheim, welchem erst in den letzten Tagen des Decembers 1847 die Ernennung des FML. Anton Ritter von Martini zum Vice-Admiral und Marine-Obercommandanten, ein Ende machte.*) Dieser umfassend gebildete, thätige und überaus pflichteifrige General konnte aber in den wenigen Wochen, welche bis zum März-Sturm des Jahres 1848 verflossen, sein neues Corps — dessen Personal ihm ebenso fremd war als dessen Dienst — nicht derart in die Hand bekommen, dass er dem Zerfalle der Marine hätte vorbeugen können, welcher durch den politischen Abfall Venedigs am 22. März eintrat. Eine Meuterei der Arsenals-Arbeiter, welcher Linienschiffs-Capitän Marinovich zum blutigen Opfer fiel, brachte das Arsenal in die Hände der bewaffneten National-Garde; Vice-Admiral Martini nebst mehreren Officieren wurden zu Gefangenen gemacht; der dem Festungs-Commandanten, FML. Grafen Zichy, hierauf abgedrungene Vertrag bestimmte, dass die italienischen Truppen in Venedig zu verbleiben, die anderen Truppen Venedig zu räumen hatten. Diesem Übereinkommen gemäß fiel ein großer Theil der Kriegsmarine (Venedig war ihr Central-Punkt) der neuen venetianischen Republik zu — ebenso die italienischen Truppen der Garnison: 2 Bataillone Wimpffen-Inf. (Nr. 22). und 1 Garnisons-Bataillon — und der Militär-Commandant von Triest, FML. Graf Gyulai, nahm das Ober-Commando über den (der Schiffsanzahl nach größeren) Theil der k. k. Kriegs-Marine an sich, welcher in den Häfen Istriens, Dalmatiens und der Levante befindlich war. Zugleich stellte es aber FML. Gyulai allen aus dem Venetianischen, oder sonstigen Theilen Italiens, gebürtigen Officieren, Beamten und Mannschaften frei, nach Venedig zurückzukehren. Der größte Theil machte von dieser Erlaubnis Gebrauch — und mit einem Schlage, allerdings unter den ungünstigsten Umständen — war aus der bishin nur dem Namen nach österreichischen, in der That aber venetianischen, eine auch dem Wesen nach österreichische Kriegsmarine geworden. Nach dem eben Gesagten erscheint es erklärlich, dass der übriggebliebene Theil der Kriegsmarine, schwach bemannt und nur 3 Fregatten, 2 Corvetten, 4 Briggs, 2 armierte Transportbriggs, 1 Kriegsdampfer, 27 Penichen, 5 Kanonenboote zählend, die offene See nicht behaupten konnte, als die sardinische Flotte, im Vereine mit der neapolitanischen in der nördlichen Adria erschien, und nach Abzug der Neapolitaner die sardinische Flotte von den Schiffen verstärkt wurde, welche im Besitz der Venetianer verblieben waren. — Im folgenden Jahre aber, 1849, als König Karl Albert bei Mortara, und Novara geschlagen worden und die Bezwingung Venedigs noch als letzte Aufgabe für die k. k. Seestreitkräfte übrig geblieben war, übernahm die k. k. Flotte unter ihrem neuen Commandanten den Vice-Admiral Freiherrn von Dahlerup*) die Seeblockade der aufrührerischen Stadt, und führte diese Aufgabe trotz ihrer vielen Schwierigkeiten nicht nur mit Erfolg durch, sondern nahm auch durch detachierte Schiffs-Abtheilungen an der Bezwingung Anconas theil.

Die Ohnmacht zur See im Jahre 1848 war eine heilsame Lehre geworden und im Jahre 1850 gelangte der Grundsatz zur Geltung, dass die k. k. Kriegsmarine mindestens den Flotten der einzelnen italienischen Staaten gewachsen sein müsse. Eine Allerh. Entschließung bestimmte im April 1850, dass ein Schiffsstand von 6 Linienschiffen, 6 Fregatten erster und 4 zweiter Größe, 6 Corvetten, 6 Briggs, 6 Schooner nebst 12 Dampfern über und 6 Dampfern unter 300 Pferdekraft, 4

*) Siehe Seite 358.

*) Siehe Seite 409—410.

Transport- und 2 Aviso-Dampfern als Grundlage der zu schaffenden Flotten-Einrichtungen anzusehen sei. — Zu jener Zeit war noch die Überzeugung nicht durchgedrungen, dass die Zeit der Segelflotten vorüber sei (Bekanntlich öffnete erst der Krimkrieg hierüber den Engländern die Augen, als sie mit Schrecken ihre Schwäche gegen ihre französischen Bundesgenossen gewahr wurden.). Thatsächlich wurde nur eine große Segel-Fregatte mehr gebaut, (Schwarzenberg 1853). Erzherzog Ferdinand Max,*) der 1854 an die Spitze der Marine trat, nahm, seine Zeit erfassend, den Bau von Schraubenschiffen, in Angriff. Im Sommer 1858 erlangte der Erzherzog Max eine Allerh. Entschließung, wornach der Flottenstand wie folgt festgesetzt wurde:

3 Linienschiffe 1. Classe von 100—120 Kanonen und 1000 Pferdekraft, 3 Linienschiffe 2. Classe von 80—90 Kanonen und 800 Pferdekraft, 6 Fregatten 1. Classe von 60 Kanonen und 700 Pferdekraft, 3 Fregatten 2. Classe von 51 Kanonen und 600 Pferdekraft, 3. Fregatten 3. Classe von 31 Kanonen und 300 Pferdekraft, 6 Corvetten von 23—28 Kanonen und 230—300 Pferdekraft. Segelschiffe: 2 Fregatten, 2 Corvetten, 4 Briggs, 4 Schooner. Transportschiffe: 3 Schrauben-Dampfer à 300 Pferdekraft, 3 Raddampfer à 300 Pferdekraft, 4 Aviso-Raddampfer à 100—200 Pferdekraft, 2 Schraubendampfer-Avisos zu 100—200 Pferdekraft. Küstenfahrzeuge: 4 Schraubenschooner à 50—90 Pferdekraft, 8 Kanonenboote à 70—100 Pferdekraft.

Bis zum Jahre 1859 hatten aber erst die 3 Schraubenfregatten 3. Classe: Radetzky, Adria, Donau, 2 Schraubencorvetten: Erzherzog Friedrich und Dandolo, 1 Schrauben-Schooner: Möve — ihre Vollendung gefunden, das erste Schrauben-Linienschiff Österreichs der Kaiser, war am Namenstage des Monarchen im Jahre 1858 seinem Elemente übergeben worden.

Als „eine Bürgschaft ruhmvoller Zukunft" hatte Erzherzog Ferdinand Max den Stapellauf des „Kaisers" bezeichnet — aber schon wenige Monate später war die kleine k. k. Flotte hinter den Dünen Venedigs und in den Häfen Dalmatiens durch die französisch-sardinische Übermacht zur Unthätigkeit gezwungen. — Vor Venedig hatten französische Panzerfahrzeuge in Begleitung ihrer großen ungepanzerten Kameraden Posto gefasst und bevor die Monarchie in den Besitz einer achtunggebietenden Schraubenflotte gelangt war, war auch schon die Ära der Panzerflotten herangekommen. Als im Jahre 1864 der Krieg gegen Dänemark einen Theil der k. k. Flotte in die Nordsee rief, besaßen wir schon 5 Panzerfregatten: Don Juan, Kaiser Max Prinz Eugen, Drache und Salamander. Die großen Segelfregatten Schwarzenberg und Novara waren bishin auch schon zu Schraubenfregatten umgebaut worden.

Die beiden erstgenannten Panzerfregatten machten die Nordsee-Campagne mit, während welcher Commondore von Tegetthoff mit der Avantgarde der k. k. Nordseeflotte-Fregatten, Schwarzenberg und Radetzky, ein ehrenvolles Gefecht am 9. Mai in den Gewässern von Helgoland mit dem tapfern dänischen Gegner bestand.*)

Bis zum Ausbruch des Krieges im Jahre 1866 waren noch zwei große Panzer-Fregatten zugewachsen, Habsburg und Ferdinand Max, die letztere war Contre-Admiral Tegetthoff's Flaggenschiff in der Seeschlacht bei Lissa, der ersten und bisher einzigen offenen Seeschlacht vom Panzerflotten.**) Ferdinand Max wurde vom Linienschiffscapitän Freiherrn Sterneck, dem jetzigen Admiral und Marinecommandanten commandiert, und entschied durch das Ingrundbohren des feindlichen Schiffes Rè d'Italia die denkwürdige Schlacht. Seit den Tagen von Lissa ist die oberste Leitung unserer Kriegsmarine, in stetem Ringen mit den ungünstigen Finanz-Verhältnissen der Monarchie bestrebt, die k. und k. Flotte auf die Stärke jener unserer Nachbarstaaten zu bringen. Bisher ist es aus finanziellen Gründen trotz aller Bemühungen und Anstrengungen der Marine-Leitung weder gelungen, einen Flotten-Stand, auf die Stärke der nachbarlichen Seemächte fußend und vom Vice-Admiral Tegetthoff 1870 mit 15 Panzerschiffen beziffert, zu gesetzlicher Feststellung zu

*) Siehe Seite 405.

*) Siehe Seite 376.

**) Siehe Seite 399 und 445.

verhelfen, noch konnte sie im Wege der jährlichen Geld-Bewilligungen durch die Delegationen die Zwecke erreichen, welche sie für die gesicherte zukünftige militärische Erfolgfähigkeit unserer Kriegsmarine als nöthig und ausreichend erkennt.

Josef Ritter von Lehnert und Jerolim Freiherr Benko von Boinik.

Größere Sendungen k. und k. Kriegsschiffe und k. und k. Seeofficiere.*)

1803–1805.

Mission des k. k. Linienschiffs-Lieutenants Mogniat de Pouilly nach Marocco mit den k. k. Briggs: Pylade, Oreste und Polluce.

Die Seehandelsflotte des österreichischen Kaiserstaates zählte zur Zeit des Friedensschlusses von Campoformio kaum 50 Fahrzeuge. Als nun dieser Friedensschluss Österreich in den Besitz von Venedig brachte, bestand die österreichische Seehandelsflotte, infolge des Zuwachses der ehemals venetianischen Seehandelsschiffe, aus 566 Schiffen von 96.608 Tonnen Gesammtgehalt, und war bis zum Jahre 1803 auf etwa 1000 Fahrzeuge angewachsen.

Die Handelsthätigkeit dieser bedeutenden Kauffahrerflotte stand nun unter dem Schutze der österreichischen Staatsgewalt, und die ehemals venetianischen, jetzt österreichischen Schiffe, hatten den rechtlichen Anspruch auf die Wohlthaten des Tractates, welchen Österreich im Jahre 1783 mit Marocco, zum Zwecke freier und unbelästigter Schiffahrt in den maroccanischen Gewässern, abgeschlossen hatte.

Der Sultan Muley Suleiman**) von Marocco aber, sah sich durch das Aufhören der staatlichen Selbständigkeit Venedigs um den Tribut von jährlichen 40.000 fl. gekommen, welchen die Republik ihm zur Sicherung ihrer Handelsschiffe — nach dem Beispiele der anderen Seestaaten England, Frankreich, Spanien, Holland — bezahlt hatte; er beanspruchte nun, trotz des Tractates vom Jahre 1783, diesen Tribut von Österreich, und als er dessen Zusicherung nicht erlangen konnte, kündigte er im Februar des Jahres 1803 an, dass fortan die österreichischen Handelsschiffe von den maroccanischen Corsaren nicht mehr geschont werden sollten.

Über diese Erklärung erließ Kaiser Franz den Befehl, die k. k. Briggs Pylade und Oreste (von je 18 Kanonen und 101 Mann Bemannung) an die Südküste von Spanien zu entsenden, um vorübersegelnde österreichische Handelsschiffe zu warnen, und sie nöthigenfalls in ihre Bestimmungshäfen zu begleiten. Die beiden Briggs segelten unter Commando der k. k. Linienschiffs-Lieutenants Mogniat de Pouilly und V. Dabovich, zugleich sechs Handelsschiffe convoyirend, am 27. November 1803 von dem Sammlungshafen Porto Rose in den Bocche di Cattaro ab, und erreichten, nach stürmischer Reise, am 21. Februar 1804 Algesiras. Von hier aus nahmen die Briggs ihre schützenden Kreuzungen auf.

Unterdessen hatte der Sultan die Anerbietungen zum Abschlusse eines neuen Schifffahrts-Tractates mit Österreich angenommen. Linienschiffs-Lieutenant de Pouilly wurde deshalb zunächst mit der von ihm commandierten Brigg Pylade in die heimischen Gewässer zurückberufen; in Triest schiffte man dann an Bord dieses Schiffes die kostbaren Geschenke ein, welche dem Sultan beim Vertragsabschluss übergeben werden sollten, und im September 1804 segelte Linienschiffs-Lieutenant de Pouilly, mit der Würde eines außerordentlichen Gesandten bekleidet, nach Cadix zurück, wo sein Schiff, der Pylade, sich mit dem Oreste wieder vereinigen sollte. Unglücklicherweise fiel Oreste, mit zahlreichen anderen Schiffen, während einer seiner Kreuzungen

*) Seit 1790 Nachfolger seines Vaters Muley Mohammed, welcher den Schutztractat mit Österreich abgeschlossen hatte.

**) Dieser ursprünglich vom L.-S.-Cap. H. Ritter von Littrow verfasste Aufsatz wurde vom Freg.-Cap. J. Freiherrn von Benko bis zur unmittelbaren Gegenwart (Herbst 1892) ergänzt. A. d. H.

einem verheerenden Sturme zum Opfer. — Kaiser Franz gab sofort nach Eintreffen der Nachricht über diesen Verlust den Befehl, die k. k. Brigg Pollnce als Ersatz für den gescheiterten Oreste auszusenden, damit die Mission des k. k. Linienschiffs-Lieutenants de Pouilly keine Verzögerung erleide.

Im Mai 1805 traf de Pouilly mit den Briggs Pylade und Pollnce auf der Rhede von Tanger ein. Von da setzte sich die Gesandtschafts-Caravane gegen Mequinez, den damaligen Residenzort des Sultans, in Bewegung.

Die k. k. Gesandtschaft, deren Empfang durch den spanischen General-Consul zu Tanger, Gonzales Salmon, vermittelt worden war, erschien mit großen Feierlichkeiten vor dem Sultan. — Der Reichthum der mitgebrachten Geschenke, die geschickt vermittelnde Thätigkeit des spanischen General-Consuls, das würdevolle Auftreten des k. k. Gesandten, Linienschiffs-Lieutenants Mogniat de Pouilly, ebneten alle Schwierigkeiten, und ermöglichten den verhältnismäßig raschen Abschluss eines Freundschafts- und Friedens-Vertrages, welcher am 4. Juli 1805 unterzeichnet wurde.

*

* *

Der Vertrag, welchen de Pouilly abgeschlossen hatte, schaffte der österreichischen Schiffahrt in den maroccanischen Gewässern für einige Zeit Ruhe und Sicherheit. Als nach etwa einem Vierteljahrhundert neuerdings Gewaltthaten durch maroccanische Corsaren gegen österreichische Handelsschiffe vorfielen, und eine Genugthuung nicht anders zu erreichen war, holten sich Abtheilungen der k. k. Kriegs-Marine eine solche mit Waffengewalt an den blutigen Tagen von Tetuan, Arziella und Larache. (1829).

1817—1818.

Reise der k. k. Fregatten Austria und Augusta nach Brasilien.

Die beschlossene Vermählung der Erzherzogin Leopoldine, eine Tochter Kaiser Franz I.*) mit dem Kaiser von Brasilien, Dom Pedro I. de Alcantara, gab die Veranlassung, zwei größere Schiffe der k. k. Kriegsmarine nach Brasilien zu entsenden.

Man wählte die Fregatten Austria und Augusta. Im April 1817 segelte die Expedition, mit dem Gesandtschaftsrathe Baron Neven an Bord, von Venedig ab; gleich in den ersten Tagen erlitten beide Schiffe, auf der Höhe von Rovigno, so ernste Havarien, dass die Fortsetzung der Reise in Frage gestellt war.

Die Austria war zuerst mit ihren Reparaturen fertig, und setzte noch im selben Monate ihre Fahrt fort, im Juni folgte die Augusta, und schloss sich in Gibraltar an die portugiesische Escadre an, welche die Erzherzogin nach Brasilien geleitete.

Die oceanische Mission der beiden Fregatten verlief ohne Unfall; im October 1818 trafen beide Schiffe wohlbehalten wieder in Triest ein.

*) Aus des Kaisers zweiter Ehe mit Kaiserin Maria Theresia. Die Vermählung der Erzherzogin Leopoldine († 11. December 1826 im 29. Lebensjahre) fand am 13. Mai 1817 statt.

1820—1822.

Reise der Fregatte Karolina nach China.

Unter dem Commando des k. k. Oberstlieutenants, Linienschiffs-Capitäns 2. Cl. Pöltl, verließ am 10. September 1820 die Karolina, als Flûte getakelt, die Rhede von Triest mit der Bestimmung, nach Canton zu segeln, und dort einen gewinnversprechenden Absatz der Producte der österreichischen Quecksilberbergwerke einzuleiten. Gleichzeitig wurde diese Fahrt des k. k. Kriegsschiffes dazu benützt, den k. k. Gesandten Baron Stürmer nach Brasilien zu überführen; in Gibraltar schiffte sich der königlich portugiesische Minister Palmella gleichfalls zur Überfahrt nach Brasilien auf die Karolina ein.

Nach Berührung von Rio de Janeiro, der Capstadt und Batavias, war die Karolina am 22. Juli 1821 in Macao.

Es machte einige Schwierigkeiten, die Zulassung der Karolina in den Hafen von Canton bei den chinesischen Behörden zu erwirken, da die österreichische, unter Kaiser Josef II. eingeführte Seeflagge*) diesen Behörden unbe-

*) Kaiser Josef II. genehmigte am 20. März 1786 den Entwurf der neueinzuführenden Flagge. Dieselbe trat mit 1. Jänner 1787 für das österreichische Küstenland und mit 26. März 1787 für die österreichischen Niederlande in Anwendung. Diese Flagge, roth-weiß-roth horizontal gestreift, beruht

kannt war; erst am 27. August konnte die Karolina vor Canton ankern.

Der commercielle Theil der Mission führte zu keinen befriedigenden Resultaten; in seemännischer Beziehung gereichte aber die Durchführung der schwierigen und gefahrvollen Reise der k. k. Kriegs-Marine zur Ehre.

Am 7. Juli 1822 war die Karolina in Triest zurück; ihr tüchtiger Commandant war auf der Rückreise, in den Gewässern der Azoren, gestorben.

1848–1849.*)

Blockade von Venedig und Expedition gegen Ancona.

Der revolutionäre Abfall Venedigs vom österreichischen Kaiserstaate (22. März 1848) brachte in seinen Folgen der k. k. Kriegsmarine den Verlust eines Theiles ihrer Fahrzeuge, sowie beinahe aller Officiere, Beamten und Mannschaften, welche aus Venedig und dem venetianischen Festlande gebürtig waren, und entzog der Kriegsmarine zugleich die reichen Hilfsquellen des wohleingerichteten See-Arsenals zu Venedig.

Der Militär-Commandant des Küstenlandes, FML. Graf Gyulai, wusste durch kluge und energische Maßregeln die verfügbar gebliebenen, zur Zeit aber außerhalb des Bereiches von Venedig befindlich gewesenen k. k. Kriegsschiffe zu vereinigen, und ihre geschwächten Bemannungen zu ergänzen.

Der sardinischen Flotte, welche von venetianischen Fahrzeugen, und anfänglich auch noch von einer neapolitanischen Escadre unterstützt war, konnte die kleine, unter die Befehle des k. k. Linienschiffs-Capitäns von Kudriaffsky gestellte österreichische Seestreitmacht nicht wirksam entgegentreten. Man bemühte sich, an verschiedenen Orten im Auslande, Kriegsschiffe durch Ankauf zur Verstärkung der österreichischen Flotte zu erwerben. Doch schlugen diese Bemühungen fehl, und man musste sich auf Miete und Ankauf einiger Dampfer der österreichischen Lloydgesellschaft beschränken, welche entsprechend umgestaltet und mit Geschützen bewaffnet wurden.

Wenn nun auch die kleine österreichische Seemacht zu offensivem Vorgehen in See ohnmächtig blieb, so war sie doch fähig, als die Folgen des Sieges der k. k. Armee bei Novara die sardinischen Seestreitkräfte zum Verlassen des adriatischen Meeres zwangen, und es sich nur mehr um das Bezwingen Venedigs und des venetianischen Litorales handelte, die Blockade dieser durch Natur und Kunst stark befestigten Küstenstrecke zu unternehmen.

Das Commando der österreichischen, zur Blockade Venedigs schreitenden Flotte erhielt der, aus dänischen in k. k. Kriegsdienste berufene Vice-Admiral Hans Birch von Dahlerup.

Der Geschicklichkeit dieses erfahrenen Seemannes, der eifrigen und aufopfernden Dienstleistung aller Schiffscommandanten und Bemannungen gelang es, die außerordentlich schwierige Aufgabe der Blockade Venedigs auf das beste durchzuführen. Trotz der geringen Anzahl der verfügbaren Schiffe, verstand man es, den weitausgedehnten Rayon von den Pomündungen bis an die nördliche Grenze des Golfes unter steter Bewachung zu erhalten, und den Venetianern jede Zufuhr oder Unterstützung von der Seeseite aus abzuschneiden. Einzelne, nicht allzu energisch unternommene Ausfälle der venetianischen Schiffe wurden zurückgewiesen.

Dem pflichteifrigen Wirken der k. k. Blockadeflotte wurde von Seite der vor Venedig

---

auf den Farben des Wappens der alten Herzoge von Österreich (begründet 1191) und zeigt über dem, in gleicher Weise roth-weiß-roth horizontal gestreiften Wappenschilde, in Mitte der Flagge, eine heraldische offene königliche Krone, welche nach ausgesprochener Absicht des Stifters dieser Flagge, den ganzen Complex aller Erbkönigreiche und Länder zu symbolisieren hatte.

Die von Kaiser Josef eingeführte Flagge ist bis zur Gegenwart die Kriegsflagge der k. und k. Kriegs-Marine, und zugleich die Flagge der Binnengewässer-Handelsfahrzeuge der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder geblieben. Die Seehandelsfahrzeuge der österreichisch-ungarischen Monarchie führen jetzt die am 6. März 1869 eingeführte, aus der eben beschriebenen und der ungarischen (roth-weiß-grünen, das ungarische Wappen enthaltenden) Flagge, durch Aneinanderfügung gebildete österreichisch-ungarische Seehandelsflagge. (Siehe Näheres über die Geschichte der k. k. Flagge J. Ritter von Lehnert's Vortrag im Wiener Mil. Wiss. Vereine. Separat-Abdruck aus dem Organ des genannten Vereins, Wien, Gerold &. Co. 1886.)

*) Die „Geschichte der k. k. Kriegsmarine während der Jahre 1848 und 1849“ ist in einem selbstständigen Werke (Commissionsverlag von Karl Gerold in Wien) behandelt, welches sich als erster Band des III. Theiles der, noch nicht zum Abschlusse gebrachten „Geschichte der k. k. Kriegsmarine“ einfügt.

commandierenden k. k. Generale ein Hauptverdienst an der endlichen Unterwerfung dieser Stadt zugeschrieben.

Eine besondere Erschwerung der Aufgabe, welche die k. k. Flotte vor Venedig zu lösen hatte, erwuchs durch die Nothwendigkeit, einen großen Theil ihrer Streitkräfte zur Unterstützung des Angriffes zu detachieren, welcher von den k. k. Truppen gegen Ancona unternommen wurde. Vom 25. Mai, an welchem Tage der erste Angriff auf Ancona erfolgte, bis zum 19. Juni, d. i. bis zur capitulationsmäßigen Übergabe der Seefestung an die k. k. Streitkräfte, waren die leistungsfähigsten Schiffe der Blockade-Escadre vor Ancona thätig; der vor Ancona commandierende FML. Graf Wimpffen rühmte die Thaten der zur kriegerischen Verwendung gekommenen Schiffe in anerkennendster Weise, und Radetzky dankte dem Vice-Admiral für die Mitwirkung der Flotte, deren Hauptaufgabe an einem andern Orte zu lösen war, in einem sehr verbindlichen Schreiben. Mehrere hervorragendere Waffenthaten, zu welchen die Angriffe auf Ancona von See aus Gelegenheit geboten hatten, wurden von Allerhöchster Seite durch Verleihung von Auszeichnungen anerkannt.*)

1849—1859.

Während dieses Jahrzehnts sind die nachstehend verzeichneten größeren Reisen von k. k. Kriegsschiffen zu erwähnen:

1850. Corvette Karolina, unter Commando des k. k. Fregattencapitäns Ladislaus Graf Károlyi, (des ehemaligen Flaggen-Capitäns Dahlerups vor Venedig und Ancona) verließ Triest am 11. Juli und ankerte nach 42tägiger ununterbrochener Fahrt in den Downs (Deal.) — Nach Besuch von Kopenhagen, Kronstadt und Karlscrona, kehrte das Schiff über Helsingör und Spithead nach Triest zurück, wo es am 17. Jänner 1851 abgemustert wurde.

1851. Fregatte Venus, Commandant Fregatten-Capitän L. Fautz, verließ am 4. Mai Triest, war am 25. Mai in Gibraltar, segelte von da nach St. Thomas und Habana. Die Rückfahrt wurde am 19. Juli angetreten; man segelte durch den Florida-Canal, und kam, nach Berührung Gibraltars, Ende September wieder in Triest an.

An dieser Reise hatte Erzherzog Ferdinand Max theilnehmen sollen; eine Erkrankung der Erzherzogs war Ursache, dass man diese Absicht aufgeben muſste.

Sowohl die Reise der Karolina, als jene der Venus, hatten ausschließlich den Zweck, der seemännischen Ausbildung der Bemannungen förderlich zu sein.

1854. Am 14. April war in England die erste Schraubenfregatte der k. k. Kriegsmarine, Radetzky benannt, von Stapel gegangen. Zugleich hatte man dort einen zu Kriegszwecken geeignet erkannten Raddampfer für die k. k. Kriegsmarine käuflich erworben, und dieses Schiff „Kaiserin Elisabeth" getauft. Die Bemannungen für diese beiden neuen Schiffe wurden durch Fregatte Novara nach England gebracht.

Fregatte Novara verließ unter Commando des k. k. Linienschiffs-Capitäns Fautz am 19. Juni Triest, und ankerte am 12. August bei Greenhithe in der Themse. Am 23. September segelte sie von da ab, war am 4. October in Lissabon, und am 17. November in Triest zurück.

Fregatte Radetzky, am 5. October in das Eigenthum der k. k. Kriegsmarine endgiltig übernommen, verließ am 17. October Greenhithe. Am 24. war sie in Gibraltar, das sie am 31. verließ. Am 8. November wurde der Canal von Calamota, und am 11. Triest erreicht.

Dampfer Kaiserin Elisabeth ging am 27. September in See, war am 28. in Plymouth, berührte Gibraltar und Messina, und ankerte am 14. October in Triest.

1857. Am 30. April verließ Fregatte Novara die Rhede von Triest zum Antritt jener Weltumseglung, deren wissenschaftliche Ergebnisse diese Expedition und ihre Leiter weltberühmt gemacht haben.

Commodore Bernhard von Wüllerstorf, schon damals als ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit und feurigem wissenschaftlichen Eifer bekannt, stand an der Spitze des schönen, von Erzherzog Ferdinand Max angeregten Unternehmens, dessen glänzende Durchführung der jungen österreichischen Kriegsmarine hohe Ehre brachte. Corvetten-Capitän Baron Pöck, ein ausgezeichneter Seemann und strenger

*) Siehe Näheres Capitel XIII. 1. des oben genannten geschichtlichen Werkes.

Soldat, war Commandant des Schiffes. In dem gelehrten Stabe, welcher die wissenschaftlichen Aufgaben der Expedition wahrzunehmen hatte, fanden sich Männer wie Hochstetter, Frauenfeld, Scherzer; Maler Sellény begleitete sie.

gestattete „Novara-Werk,“ von dessen erzählendem Theile auch eine billigere, den weitesten Kreisen zugängliche Volksausgabe veranstaltet worden ist.

Corvette Karolina, unter Commando des Fregatten-Capitän Kohen, verließ die heimat-



Mannschaft der Yacht Tegetthoff. Photographie von Harmsen.

Haller.	Klotz.	Sucich.	Kattalinich.	Lukinovich.	Palmich.	Scarpa.
Pospischil. Maschinist.	Falesich.	Latkovich.	Zaninovich.	Lussina. Bootsmann.	Marola.	Letis.

Die Novara legte auf dieser Weltreise in 551 Tagen 51.686 Seemeilen zurück, und brachte 298 Tage auf 25 entschiedenen Hafenplätzen zu.

Den Verlauf der Reise sowohl, als die wissenschaftlichen, außerordentlich reichen Ergebnisse *) derselben, schildert das nach Beendigung der Weltumseglung unter der Leitung Wüllerstorf's von den Gelehrten der Expedition verfaßte, umfangreiche und glänzend aus-

*) Eine bemerkenswerte Zusammenfassung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Novara-Expedition brachte am 7. Jänner 1877 die (Augsburger, jetzt Münchener) Allgemeine Zeitung, unter dem Titel „Epilog zur Novara-Expedition.“ Siehe auch Seite 310—312.

lichen Gewässer zugleich mit der Novara. Dieses Schiff vollführte eine Instructionsreise nach Südamerika, dem Cap der guten Hoffnung und Westafrika, von welcher die Corvette am 16. Mai 1858 in Triest zurück war. (Eine Schilderung dieser Reise, vom damaligen Linienschiffsfähnrich Victor Grafen Wimpffen verfaßt, ist in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren im Druck erschienen.)

1858/9 Corvette EH. Friedrich vollführte eine Kreuzung an der maroccanischen Küste, um nach dem Schicksale eines dort gescheiterten österreichischen Kauffahrers zu forschen. Corvetten-Capitän von Tegetthoff, welcher ein Jahr früher im Auftrage des Marine-Ober-

Commandanten Erzherzogs Ferdinand Max persönlich mehrere Küstenstrecken des rothen Meeres bereist hatte, war jetzt Commandant des oben genannten Schiffes. Die Gerüchte, es sei das gescheiterte österreichische Handelsschiff von Riffpiraten geplündert und die Mannschaft in Gefangenschaft gebracht worden, erwies sich als unbegründet. Die Corvette, welche am 8. December 1858 Triest verlassen hatte, langte am 5. März 1859 nach beendigter Mission wieder in diesem Hafen an.

1859—1869.

In dieses Jahrzehnt fallen die kriegerischen Leistungen, welche die k. k. Kriegsmarine im dänischen Kriege 1864 und im Kriege gegen Italien 1866 zu vollführen berufen war, und deren Hauptmomente in diesem Werke bereits geschildert sind. *)

Von sonstigen größeren Unternehmungen der k. k. Kriegsschiffe sind in diesem Zeitraume zu erwähnen:

1859—60: Dampfer Kaiserin Elisabeth, mit Erzherzog Ferdinand Max an Bord, besuchte unter Commando des Fregatten-Capitäns Kohen Madeira, die canarischen Inseln und Brasilien. Die Reise, welcher der Erzherzog in seinen „Erinnerungen“ ein schönes literarisches Denkmal gewidmet hat, währte vom 14. November 1859 bis 30. März 1860.

1864. Fregatte Novara, unter Commando des k. k. Linienschiffs-Capitäns Richard Barry, war dem auf den Kaiserthron von Mexiko berufenen erzherzoglichen Paare zur Überfahrt zur Verfügung gestellt worden. Am 14. April, nach Einschiffung Ihrer Majestäten und des Gefolges, trat die Novara ihre Reise, begleitet von der französischen Fregatte Themis von Miramar aus, an. In Vera Cruz schiffte sich das Kaiserpaar aus, und die Novara blieb bis zum 20. Mai 1865 in Station in den mexikanischen Gewässern. An diesem Tage trat sie, nach erfolgter Ablösung durch die Corvette Dandolo die Heimreise an, und ankerte am 12. August in Triest.

1865—67. Corvette Dandolo, vom k. k. Fregatten-Capitän G. Nauta befehligt, gieng am 4. Februar 1865 zur Ablösung der Novara nach den mexikanischen Gewässern ab. Am 19. Mai langte sie vor Vera Cruz an, und war am 9. Juni 1867 in Triest zurück.

1866—1868. Dampfer Kaiserin Elisabeth unter Commando des k. k. Linienschiffs-Capitäns, Ritter von Gröller, verließ Triest am 27. October und langte am 24. December vor Vera Cruz an.

Nach der Katastrophe von Queretaro wurde der, auf einer technischen Missionsreise in den Vereinigten Staaten befindliche Vice-Admiral von Tegetthoff mit der Aufgabe betraut, die sterblichen Überreste des Kaisers Ferdinand Max in Empfang zu nehmen, und nach Wien zu überbringen. An Bord des Dampfers Kaiserin Elisabeth begab sich V.-A. v. Tegetthoff von New-Orleans nach S. Sacrificio, um die einleitenden Schritte beim Präsidenten Juarez zu thun.

Dampfer Kaiserin Elisabeth war, nachdem auf der Rückreise New-York angelaufen worden war, am 9. Jänner 1868 in Triest zurück.

1867/8. Fregatte Novara gieng am 18. Juli von Pola ab, um sich in den mexikanischen Gewässern zur Verfügung des V.-A. v. Tegetthoff zu stellen. Commodore Dufwa war diesmal Commandant der Novara.

Am 27 November erfolgte die Einschiffung der Leiche des unglücklichen Kaisers; am 15. Jänner 1868 ankerte die Novara, welcher von den Bocche di Cattaro an das Geleite durch die Fregatten Radetzky und Adria, sowie von dem Kanonenboot Velebich gegeben worden war, auf der Rhede von Triest.

1868—1873. Auf Anregung des V.-Admirals von Wüllerstorf schritt man im Jahre 1868 zu einer umfassenden Neu-Aufnahme der Küsten des adriatischen Meeres. Linienschiffs-Capitän Tobias v. Österreicher leitete diese umfangreiche Arbeit, welche von zahlreichen Officieren der Kriegsmarine und des Heeres in trefflichster Weise vollführt wurde.

Die auf Grund dieser Aufnahme im k. und k. militärgeographischen Institute hergestellten Karten und Pläne wurden sowohl auf der maritimen Ausstellung zu Neapel im Jahre 1871, als auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 mit den höchsten Auszeichnungen bedacht.

1868—1871. Die handelspolitische Expedition nach Ostasien und Süd-Amerika, seit einer Reihe von Jahren geplant, im Jahre

*) Siehe Seite 376 und 399.

1866 durch den Kriegsausbruch vereitelt, kam endlich im Herbst 1868 zustande. An Stelle des erkrankten, von Sr. M. dem Kaiser ursprünglich zum Leiter dieser Expedition ausersehenen Vice-Admirals Freiherrn von Wüllerstorf, wurde Contre-Admiral Freiherr v. Petz zum Führer derselben, und zugleich zum außerordentlichen Gesandten für die bevorstehenden Vertragsabschlüsse ernannt.

Fregatte Donau und Corvette Erzherzog Friedrich wurden für die Durchführung der Mission fürgewählt. Auf ersterem Schiffe befand sich der Admiral und Gesandte, nebst dem diplomatischen Stabe, während eine Anzahl commercieller Berichterstatter, als Begleiter der Expedition, sich auf der Friedrich einschifften. Schiffs-Commandanten waren LSC. v. Wiplinger und Fregatten-Capitän v. Pitner;



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15

Die Theilnehmer an der von Graf H. Wilczek ausgerüsteten Expedition nach Jan Mayen. *)

Nach einer Photographie von Circovich.

Namensfolge der Expeditions-Mitglieder von links nach rechts gezählt:

1. Sobiecky, Linienschiffsfähnrich, Meteorologe.
2. Gratzl, Linienschiffsfähnrich, Magnetiker.
3. Baretincich, Marsgast, Zimmermann.
4. Emil v. Wohlgemuth, Linienschiffslieutenant — Expeditions-Chef.
5. Mikacich, Matrose, Koch.
6. Sammanich, Bootmannsmaat, Segelmacher.
7. Giordana, Matrose, Zimmermann.
8. Wilczek, Hans Graf.
9. Rocco, Bootmannsmaat.
10. Diminich, Matrose, Schuster.
11. Marterer, Maschinen-Unterofficier, Mechaniker.
12. Basso, Linienschiffslieutenant, Astronom.
13. Bobrik v. Boldva, Linienschiffsfähnrich, Geom.
14. Furlani, Matrose, Tischler.
15. Dr. Ferdinand Fescher, Corvettenarzt, Naturf.

*) Im Vorbericht der Publicationen über die Jan Mayen-Expedition Seite 27 sind die näheren Daten ersichtlich.

Dr. Karl von Scherzer, welcher schon in hervorragender Eigenschaft an der Novara-Expedition, und dann an der Verfassung des Novara-Werkes theilgenommen hatte, war erster Beamter des Gesandtschafts-Stabes.

Die Schiffe verließen am 18. Oct. 1868 die Rhede von Triest; sie nahmen ihren Weg durch den atlantischen Ocean, und um das Cap der guten Hoffnung. Anfangs Mai 1869 erfolgte der Vertragsabschluss mit Siam, im September jener mit China, endlich im December jener mit Japan.

Am 14. December setzte die Donau mit der Gesandtschaft die Fahrt nach den südamerikanischen Staaten: Peru, Chili, Argentinien und Uruguay fort, während die Friedrich als erstes k. k. Stationsschiff in den ostasiatischen Gewässern verblieb.

Die Donau begegnete äußerst schweren Stürmen im nördlichen stillen Ocean, und musste sich auf den Sandwichs-Inseln umfassenden Reparaturen unterziehen. Nach Beendigung derselben berührte sie Callao, Valparaiso Buenos-Ayres, Montevideo und Gibraltar, und war Anfangs März 1871 in Pola.

Die Friedrich installirte das k. k. General-Consulat in Shanghai, besuchte zu wiederholten Malen alle bedeutenderen Häfen des ostasiatischen Stations-Bereiches, und vollführte die Heimreise mit Benützung des neueröffneten Suez-Canals. Die Corvette ankerte am 27. Jänner 1871 im Hafen von Pola.

1869—1892.
Die jährlichen oceanischen Instructions-Reisen.

Im Jahre 1869 erfloss auf Antrag des damaligen Marine-Commandanten, V.-A. von Tegetthoff, eine kaiserliche Verfügung, welche die Anordnung traf, es sei fortan alljährlich im Herbste ein Schiff der k. und k. Kriegsmarine eigens zu dem Zwecke auf eine Mission in transoceanische Gebiete zu entsenden, damit an Bord dieses Schiffes die eben nach Absolvierung der akademischen Studien in den Dienst der Kriegsmarine eintretenden Seecadetten eine praktische Ausbildung erhalten mögen, welche durch die Fülle der gebotenen Anregungen und gemachten Erfahrungen in wohlthätigster Weise auf die Berufsfreudigkeit dieses jungen Nachwuchses des k. und k. See-officiers-Corps einwirken muss.

Für die Durchführung dieser Aufgabe wurden von der obersten Marine-Behörde eigene sachgemäße Instructionen entworfen, welche die Art der Dienstesverwendung und des Unterrichtes, sowie der praktischen Übungen der Seecadetten, nicht minder die Regelung und Leitung ihres privaten Lebens während des Verlaufes dieser Reisen ins Auge fasste; die Dauer jeder solchen Instructionsreise sollte etwa ein Jahr betragen.

Die Marine-Leitung hat es sich seither stets angelegen sein lassen, mit dem im Vorstehenden angedeuteten Hauptzweck dieser regelmäßigen „einjährigen Reisen" — wie sie in der k. und k. Kriegsmarine gemeiniglich bezeichnet werden — auch die Förderung der politischen und der commerciellen Interessen der Monarchie zu verbinden, und diese Reisen zugleich auch der Lösung wissenschaftlicher Aufgaben dienstbar zu machen.

Zu diesem Zwecke werden alljährlich rechtzeitig Anfragen an das k. u. k. Ministerium des Äußern, sowie an die beiden Handelsministerien gestellt, um die etwaigen besonderen Wünsche dieser Centralstellen kennen zu lernen; diese Wünsche, bestimmte specielle politische Zwecke, und vorkommendenfalls ein oder die andere Erhebung oder specielle Aufgabe wissenschaftlicher Natur, sind dann bei Feststellung des Reiseplanes für die, meistens zu Beginn des Monates October aussegelnde Expedition maßgebend. Dem Schiffscommandanten wird jedesmal nebst Verfolgung seiner Hauptaufgaben, eine erschöpfende politische und commercielle Berichterstattung zur besonderen Pflicht gemacht.

Die „einjährigen" oder „Zöglings"-Reisen, wie sie auch oft, — nicht ganz zutreffend — genannt werden, waren in dem oben angegebenen Zeitraum die folgenden:

1869—70. Corvette Dandolo, F.-C. R. v. Herzfeld, nach Südamerika, dem Cap. der guten Hoffnung, Rückreise über St. Helena.

1870—71. Fregatte Novara, L.-S.-C. von Aurnhammer, Westindien und Nord-Amerika.

1871—72. Corvette Dandolo, F.-C. Stephenson, England, Frankreich, Holland, Portugal.

1872—73. Corvette Helgoland F.-C. v. Lund, Südamerika, Westindien, Nordamerika.

1873—74. Corvette Helgoland F.-C. Schaffer, Ostafrika via Suez-Canal, Capland, Azoren. — (Diese Reise ist vom jetzigen Corvetten-Capitän Leopold Ritter von Jedina unter dem Titel „Um Afrika" beschrieben worden.)

1874—75. Corvette Dandolo, F.-C. v. Rödiger, nach Westindien.

1875—76. Corvette Dandolo, F.-C. Nölting Südamerika, Capstadt, Nordamerika.

1876—77. Corvette Donau, Fregatten-Capitän F. Daufalik, Spanien, England.

1877—78. Corvette Dandolo, F.-C. Lang, Süd-Amerika, Westindien, Nord-Amerika.

1878—79. Corvette Helgoland, F.-C. v. Pichler, Australien und Ostindien.

1879—80. Corvette Saida L.-S.-C. Pelzel, Süd-Amerika, Capstadt, Westindien, Nord-Amerika. — An dieser Reise nahm Se. k. Hoh. Erzh. Karl Stephan als dienstthuender Linienschiffs-Fähnrich theil.

1880—81. Corvette Fasana, L.-S.-C. A. v. Henriquez Süd-Amerika, Westindien, Nord-Amerika, England.

1881—82. Corvette Erzh. Friedrich, F.-C. v. Czedik, Süd-Amerika, Capstadt, Westindien.

1882—83. Corvette Erzh. Friedrich, F.-C. C. Kronnowetter, Süd-Amerika, Westindien, Nord-Amerika, England, Frankreich.

1883—84. Corvette Donau, F.-C. Biringer, Süd-Amerika, Capland, Ost-Afrika.

1884—85. Corvette Saida L.-S.-C. Fayenz, Süd-Amerika, Capland, Australien, Neuseeland, Ostindien.

1885—86. Fregatte Donau nach Westindien, Nord-Amerika, Frankreich, England, Nord- und Ostsee. Dieses Schiff trat seine Reise unter Commando des k. k. Fregatten-Capitäns Hermann Czeike an. Nach dessen in Habana erfolgtem plötzlichen Tode fiel das Commando an der Gesammt-Detail-Officier L.-S.-L. Holeczek. In New-York übernahm F. C. R. Pogatschnigg des Commando der Corvette.

1886—87. Corvette Saida, L.-S.-C. H. Heinze, Südamerika, Capland, Ost-Afrika. (Diese Reise wurde vom k. k. L.-S.-Lt. Hugo Schmidt in „Reisebriefen" beschrieben, welche „als Handschrift gedruckt" im Jahre 1889 erschienen sind).

1887—1888. Corvette Fasana, F.-C. v. Wohlgemuth, via Suez-Canal nach dem persischen Golfe, Ostindien und Ostasien. An dieser Reise nahm Se. k. Hoh. Erzherzog Leopold, ältester Sohn Se. k. Hoh. des Großherzogs von Toscana als dienstthuender Seekadet theil.

Eine Beschreibung dieser Reise hat der Corvetten-Capitän L. Ritter v. Jedina unter dem Titel „An Asiens Küsten und Fürstenhöfen" (Wien, Hölzel) verfaßt. Dieses schöne Werk ist auch mit Illustrationen nach den Photographien des Erzherzogs, dann des Corv.-Cap. Hermann und des L.-S.-L. Grafen Bissingen geschmückt.

1888—1889: Corvette Saida, Fregatten-Capitän von Becker, nach Westindien und Nord-Amerika.

1889—1890: Corvette Fasana, Linienschiffs-Capitän R. Berghofer, vollführte eine Erdumseglung, auf welcher Hafen der Ost- und Westküste von Süd-Amerika, mehrere Inseln des südlichen großen Oceans, dann Java und Mauritius besucht wurden. Heimreise via Suez-Canal.

1890—1891: Corvette Saida, Fregatten-Capitän von Wachtel, unternahm eine Erdumseglung in entgegengesetzter Richtung. Ausreise via Suez, Canal, dann Mauritius, Australien, Neuseeland, durch die Maghelaens Straße nach Buenos-Ayres, Sanct-Helena, Azoren, Tanger. Eine Beschreibung dieser Reise ist in Ausarbeitung begriffen.

1891—1892: Corvette Fasana, Linienschiffs-Capitän-F. Schweißgut, ebenfalls Erdumseglung; Ost- und Westküste von Süd-Amerika, Californien, Sandwichs Inseln; dann Japan-China, Ceylon, Heimreise via Suez-Canal. — Unmittelbar vor dem Erreichen der Sandwichs-Inseln, starb der Schiffscommandant an einem Herzschlage. Der Gesammtdetail-Officier Linienschiffs-Lieutenant J. Nemling führte das Schiff bis Yokohoma, wo der über Nord-Amerika nachgesendete neue Commandant Corvetten-Capitän J. Ripper, das Commando des Schiffes übernahm.

1892: Im September trat Corvette Saida, unter Commando des Fregatten-Capitäns M. Sachs, gewesenen Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers, die einjährige Reise an; das Programm dieser Reise führt das Schiff nach Ostindien, Java, Siam, Australien, Tahiti, Honolulu, Japan, Korea, China und Ceylon.

Außer diesen „einjährigen" oder Zöglings-Reisen, haben aber in dem oben angegebenen Zeitraume, vom Jahre 1869 herwärts, noch einige andere bemerkenswerte Reisen von k. und k. Kriegsschiffen in entferntere Gegenden stattgefunden.

Wir verzeichnen hier die folgenden:

1869—70. In diesem Jahre hatte die ständige Mittelmeer-Escadre der k. u. k. Kriegsmarine das Glück, ihren Allerhöchsten Kriegsherrn außerhalb der heimischen Gewässer geleiten zu dürfen, als Se. M. der Kaiser sich zu der Eröffnung des Suez Canals, nach Port Said, dann nach der syrischen Küste sowie nach Constantinopel begab.

Kanonenboot Narenta, unter Commando des L.-S.-L. Kropp unternahm eine eingehende Kreuzung im Rothen Meere, dessen Küsten und Häfen durch die erfolgte Eröffnung des Suez-Canals eine erhöhte Bedeutung gewonnen hatten.

1871—72. Corvette Fasana gieng in die ostasiatische Station ab, welche von der Corvette Friedrich, wegen Ausbruches des deutsch-französischen Krieges früher verlassen worden war, als dies ursprünglich beabsichtigt gewesen war. Die Corvette strandete bei der Ausreise im Rothen Meere bei Ras Rukmah, kam aber, trotz sehr schwieriger Flottmachung, ohne Beschädigungen davon. Fasana überbrachte die Ratificationen der von der k. u. k. ostasiatischen Expedition geschlossenen Handels- und Schiffahrts-Verträge nach Siam, China und Japan.

1874—76. Corvette Friedrich, LSC. Frh. v. Österreicher, gieng via Suez-Canal in die ostasiatische Station ab. Während des Aufenthaltes zu Yokohama, lieferten Commandant und Officiere wertvolle Beiträge zu den Beobachtungen des Venus-Durchganges, welcher in diesem Jahre stattfand, und die Aufmerksamkeit der gesammten astronomischen Welt in hohem Maße in Anspruch nahm. Die Corvette segelte aus der ostasiatischen Station nach San Francisco und Süd-Amerika, und kehrte durch die Maghelaens-Straße und den atlantischen Ocean nach Europa zurück. Seit der Novara-Reise war dies die erste Weltumseglung eines k. und k. Kriegsschiffes. (Diese Reise ist in einem reich illustrierten zweibändigen Werke, vom damaligen k. k. L.-S.-L., jetzt L.-S.-C. Ritter von Lehnert unter dem Titel „Um die Erde," und zugleich vom Schiffscommandanten unter dem Titel „Aus fernem Osten und Westen" beschrieben worden.)

1884—85. Corvette Helgoland besuchte unter Commando der F.-C. v. Almstein mehrere Häfen der westafrikanischen Küste.

1884—87. Kanonenboot Nautilus, F.-C. v. Spetzler, wurde in die ostasiatische Station entsendet, und besuchte auch birmanische, ostindische und Häfen des rothen Meeres. Die Kreuzungen in der ostasiatischen Station wurden bis Saghalien und an die Südspitze von Kamtschaka ausgedehnt. In dieser Station folgte dem Nautilus

1886—88. Corvette Aurora, F.-C. F. Müller; Fasana (s. o.) war die Nachfolgerin der Aurora in dieser Station.

Die beiden Reisen des Nautilus und der Aurora, sowie ihre die Jahre 1885, 1886, 1887 und 1888 umfassende Stationierung in den ostasiatischen Gewässern, sind in dem Werke „Die Schiffsstation der k. und k. Kriegs-Marine in Ostasien" (Wien, Gerolds Sohn) unter gleichzeitiger eingehender Besprechung der commerciellen Verhältnisse Ostasiens und der Handelsstatistik der dortigen Häfen behandelt.

1884—85. Corvette Frundsberg, F.-C. Stecher, machte eine Reise im rothen Meere und an der afrikanischen Ostküste;

Corvette Aurora F.-C. Bousquet, desgleichen nach Süd-Amerika.

1885—86. Corvette Zrinyi, F.-C. v. Rosenzweig, besuchte Westindien, und

Corvette Frundsberg, L.-S.-C. v. Semsey, das rothe Meer und Ostindien; endlich

Kanonenboot Albatros, F.-C. Müldner, Südamerika, das Capland und die Westküste Afrikas.

Die letzterwähnten drei Reisen, die während derselben gemachten Erfahrungen, die gesammelten commerciell statistischen Daten u. s. w. bilden den Gegenstand eigener, vom k. u. k. R.-K.-M. Marine-Sect. angeordneter größerer Publicationen. Sie tragen den Titel der betreffenden Schiffsreise, wurden gleichwie das früher erwähnte Werk über die „Ostasiatische Station der k. k. Kriegsmarine," vom Fregatten-Capitän J. Frhr. v. Benko verfasst, und sind im Commissions-Verlag von Gerold's Sohn in Wien erschienen.

1887—88. Kanonenboot Albatros, unter Commando des Corvetten-Capitän Gustav v. Pott vollführte abermals eine Reise nach Süd-Amerika, dem Caplande und West-Afrika. Auf der Rückreise, in Punta Delgada auf den Azoren, wurde der Schiffscommandant, einer der ausgezeichnetesten und fähigsten Officiere der k. u. k. Kriegsmarine, durch einen jähen Tod einer vielversprechenden Zukunft entrissen. Der Gesammt-Detail-Officier, L.-S.-Lt. Martinitz, führte das Schiff von den Azoren nach den heimatlichen Gewässern.

1888—89. Corvette Aurora, F.-C. Graf Montecuccoli, besuchte das Rothe Meer, die Ostküste Afrikas, die Seychellen und den Golf von Bengalen.

1890—1891: Corvette Zrinyi, Fregatten-Capitän W. Khittel, besuchte Aden, Ceylon, die chinesischen Vertragshäfen einschließlich der Yang-Tse-Kiang-Häfen bis Hankow, 600 Meilen stromaufwärts von der Yang-Tse-Kiang-Mündung, dann den Haupthafen von Korea und den in Entstehung begriffenen großen nordchinesischen Kriegshafen Port Arthur. . — Von der Beschreibung dieser Reisen hat der Druck bereits begonnen.

1892: Im September trat Corvette Frundsberg, Linienschiffs-Capitän v. Rousseau, eine Reise nach der Ostküste von Afrika, dem Cap, der Westküste von Afrika, Nordamerika, England und Portugal an.

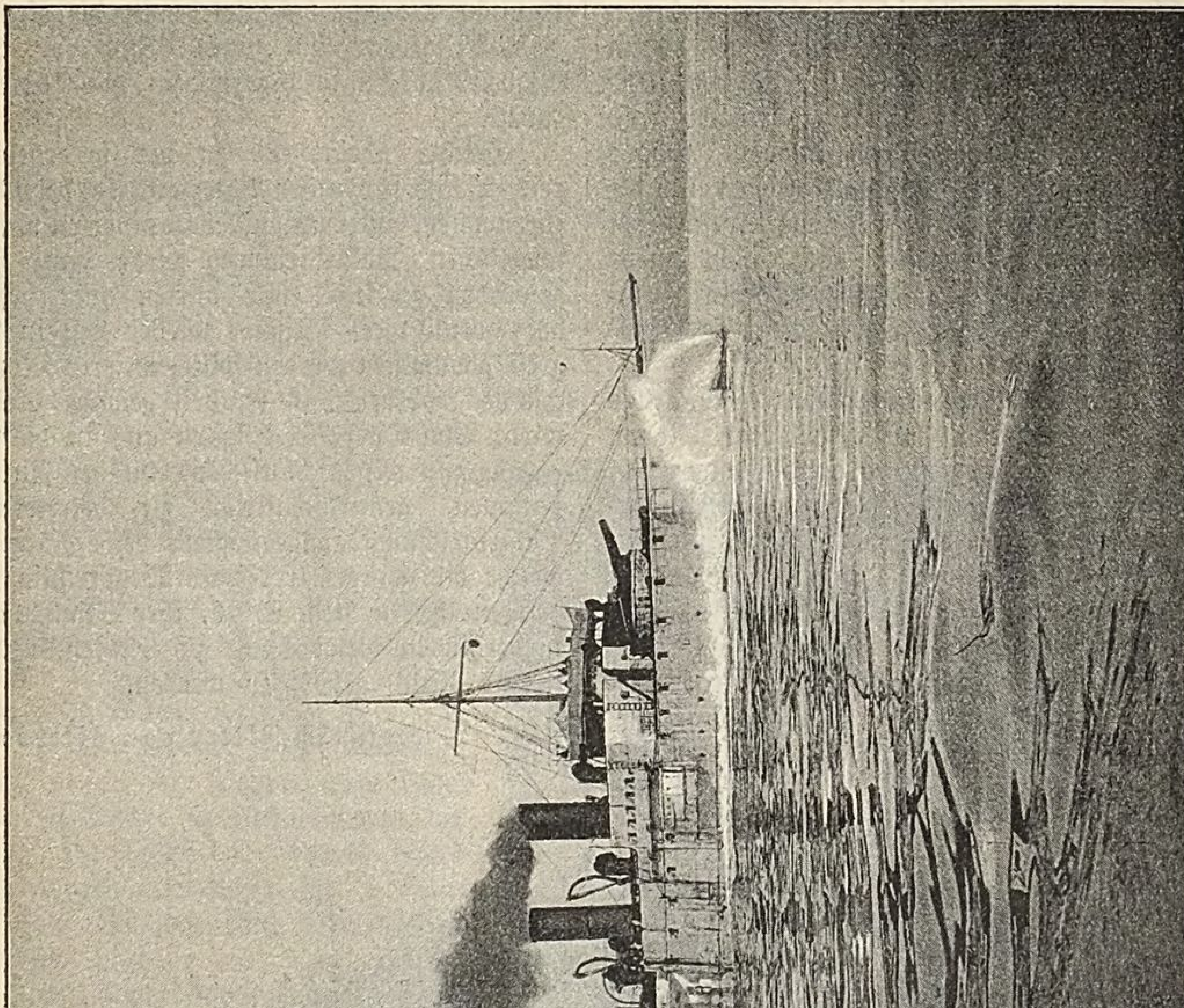
1892: Nach Abschluss der sommerlichen Übungen der k. u. k. Escadre wurden die drei großen Schlachtschiffe: Kronprinz Erzherzog Rudolf, Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie und Kaiser Franz Josef, I., unter Commando des k. u. k. Contre-Admirals Frhrn. v. Spaun zur Theilnahme an den Columbus-Festlichkeiten zu Genua entsendet; Commandanten dieser Schiffe waren die Linienschiffscapitäne R. von Becker, R. von Perin und Graf Montecuccoli. Der letztgenannte Commandant nahm mit seinem Schiffe, dem Kaiser Franz Josef I., dann noch an den aus dem gleichen Anlasse zu Huelva stattgehabten Feierlichkeiten theil.

1892: Am 15. December dieses Jahres tritt der Rammkreuzer Kaiserin Elisabeth unter Commando des k. u. k. Linienschiffs-Capitäns R. v. Becker eine Reise via Suez-Canal nach Ostindien, Java, Australien, Neuseeland den Südsee-Archipel, Sarawak, Siam, China und Japan an. Die Rückreise wird ebenfalls via Suez-Canal erfolgen. Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand d'Este wird diese Reise mitmachen, und sich von Japan aus mit einem Privatdampfer nach Nord-Amerika zum Besuche der Weltausstellung in Chicago begeben. Unter den Schiffs-Officieren der Kaiserin Elisabeth befindet sich der Linienschiffs-Lieutenant Erzherzog Leopold Ferdinand. Das Schiff wird auf seiner Reise den gleichen handelspolitischen und sonstigen staatlichen Zwecken zu dienen haben, wie dies bei den regelmäßig zur Entsendung gelangenden Missionsschiffen der Fall ist; es ist das erstemal, dass die k. u. k. Kriegsflagge in entfernten Schiffahrts-Regionen durch ein modernes Schlachtschiff entfaltet wird.

1872—74. Eine ganz specielle Erwähnung verdient eine wissenschaftliche Expedition, welche zwar nicht mit einem Schiffe der k. und k. Kriegsmarine, aber beinahe durchaus von Personen vollführt wurde, welche derselben angehörten. Wir meinen die Nordpol-Expedition unter L.-S.-Lt. Weyprechts Führung, welche zwar ihr ideales Ziel, die Auffindung einer nord-östlichen Durchfahrt zur Behringsstraße nicht erreichte, aber dafür die Entdeckung des Franz Josefs-Landes zur Folge hatte. Weyprechts und seines Collegen Payer Thaten, sowie die Verdienste der Schiffsofficiere von Brosch und Orel und der übrigen beinahe durchwegs der k. und k. Kriegsmarine entnommenen Schiffsgefährten sind weltbekannt und weltberühmt, und in Jul. Ritter von Payer's Werk „Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition 1872/4“ ausführlich geschildert worden.

Vielleicht weniger bekannt ist es, dass Weyprecht durch seine Erfahrungen auf der eben erwähnten Expedition veranlasst wurde, den Gedanken in großartig angelegter Weise in der wissenschaftlichen Welt zur Geltung zu bringen: es sei von dem Bestreben, immer weiter nach Norden vorzudringen, abzustehen, hingegen von Zeit zu Zeit ein Ring von Beobachtungsstationen um die Polar-Region herum zu installieren, auf welchen Stationen, in genau vorher vereinbarter Weise, gleichartige und isochrone Beobachtungen meteorologischer und magnetischer Natur zu pflegen wären.*)

*) Siehe Seite 520.



Ramm-Kreuzer „Elisabeth“.

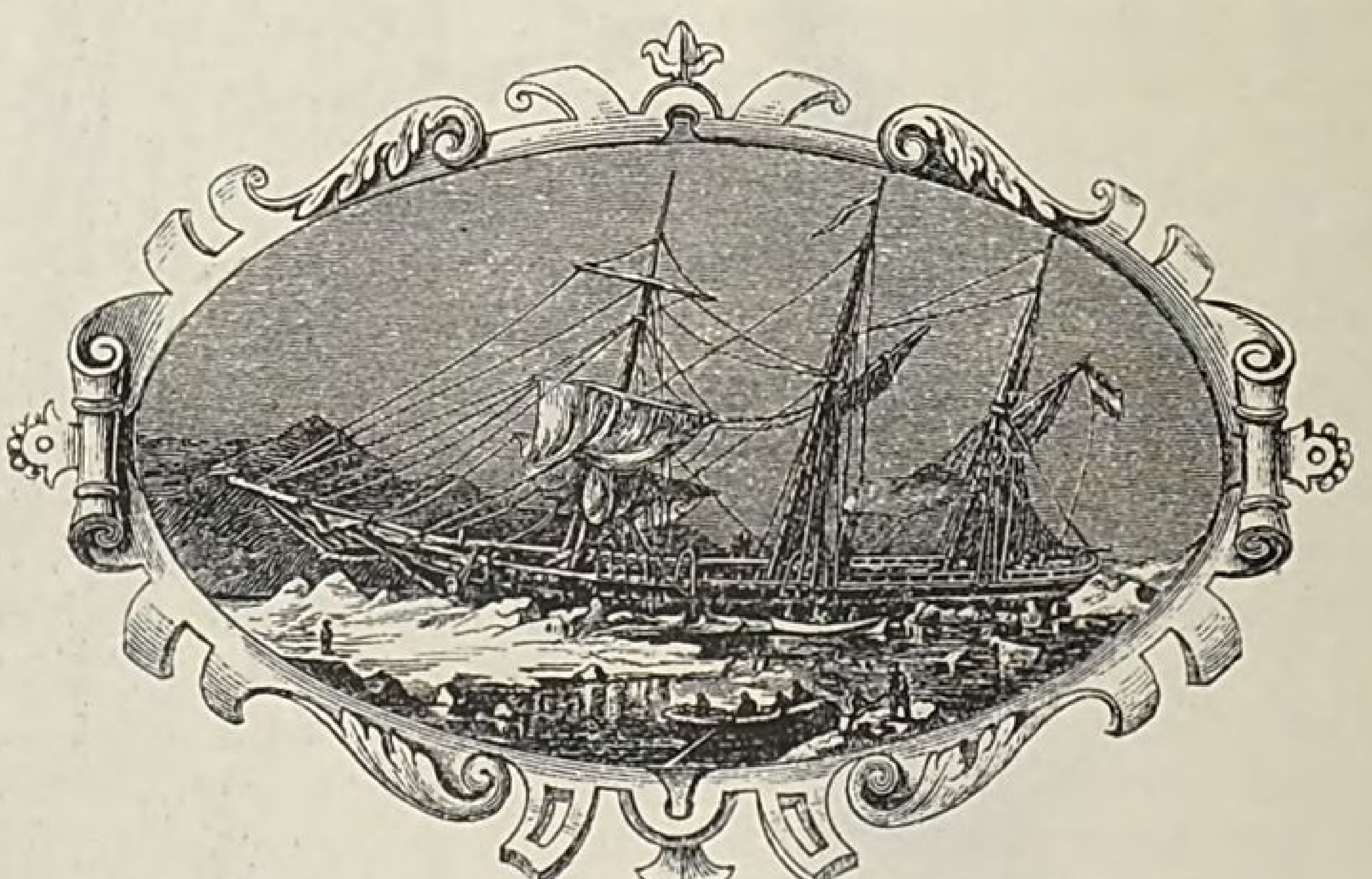
Der unermüdlichen Thätigkeit Weyprechts, welcher das ganze Gewicht seines erworbenen Ruhmes in die Wagschale warf, um diesem Plane Geltung zu verschaffen, gelang es, seine Ideen soweit zur Annahme zu bringen, dass die Errichtung eines internationalen Ringes von einjährigen Beobachtungsstationen, um die nördlich Polar-Region herum, beschlossen wurde. Weyprecht weilte aber nicht mehr unter den Lebenden, als dieser Beschluss endgiltig gefasst wurde und auch sofort zur Ausführung kam.

Der österreichisch-ungarischen Monarchie fiel die Station auf der Insel Jan Mayen zu; die k. u. k. Seeofficiere von Wohlgemuth, Bobrik, von Sobieczky, Gratzl und Basso bezogen dieselbe, mit einigen Gehilfen aus dem Mannschaftsstande der k. u. k. Kriegsmarine.

Im Jahre 1883 brachte S. M. Transport-Dampfer Pola, unter Commando des Corvetten-Capitäns F. Müller, die genannten Beobachter nebst ihrem Stationsmateriale, Instrumenten, Proviant u. s. w. nach Jan Mayen; dasselbe Schiff, vom Corvetten-Capitän Albrecht befehligt, holte die Expeditions-Mitglieder im Jahre 1884 von Jan Mayen ab, und brachte sie nach Europa zurück.

Seither scheint es von der so ergebnisreichen und für unser Vaterland so besonders ehrenvollen, international organisierten wissenschaftlichen Polarforschung wieder ganz stille geworden zu sein; wir dürfen aber hoffen, dass wenn diese Aufgabe wieder neu in Angriff genommen werden sollte, unserer Monarchie der wohlverdiente Antheil gewahrt bleiben wird. Von Österreich-Ungarn aus ist die Anregung zur wissenschaftlichen, von den Culturnationen gemeinschaftlich zu betreibenden Polarforschung ausgegangen; den Männern, welche die geistige Erbschaft Weyprecht's angetreten haben, steht es zu, ihre Stimme auch fürderhin in dieser Sache zu erheben, und es ist ihr Recht, gehört zu werden.

Heinrich Ritter von Littrow.



Das Polarschiff: Tegetthoff.

Nach einem Holzschnitte.

Schweizer, die als Generale und Oberste im k. und k. Heere gedient haben.

I.

Feldmarschall Hans H. Freiherr Bürkli v. Hochburg.

Die mit diesem hervorragenden Kriegsmanne beginnende Zusammenstellung geborner Schweizer, welche in österreichischen Militärdiensten wichtige Stellen bekleidet, sich um unser Reich besondere Verdienste erworben haben, gibt zugleich Gelegenheit, in Bürkli einen k. k. General-Feldmarschall vorzuführen, der in den aus ämtlichen Quellen zusammengestellten Listen über sämmtliche Inhaber dieser Charge fehlt, und welcher der einzige Schweizer ist, der diese hohe Würde bekleidet hat.

Am 23. Februar 1647 wurde in Trüllikon in der Schweiz dem Hans Heinrich Bürkli ein Sohn geboren, der in der hl. Taufe die Namen seines Vaters erhielt, welcher sich in französischen Diensten den Majorsrang erworben hatte.

Der junge, begabte Hans Heinrich wurde zu Hause gut ausgebildet, besuchte die höhere Schule in Zürich und sollte nach damaliger Schweizersitte nebenbei auch ein Geschäft lernen. Er ward zur Kürschnerei bestimmt, doch davon wollte er nichts wissen. Seine Lust zum Waffenhandwerk führte ihn nach vollendetem 15. Jahre nach Frankreich. In dem Schweizergarde-Regimente König Ludwig XIV. fand er Aufnahme als Cadet, wurde 1665 Fähnrich, machte den Feldzug Turenne's 1667 in Flandern mit, musste aber bald darauf die französische Armee wegen eines Zweikampfes verlassen. Er trat nun in den Dienst des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, warb für ihn in der Schweiz eine Freicompagnie, wurde 1676 Major, erhielt in den Gefechten gegen die Franzosen bei ihrem 1688 in die Pfalz gemachteten Einfall zwei Verwundungen, zeichnete sich bei der unmittelbar darauf folgenden Vertheidigung Heidelberg's rühmlich aus, war gegen die Capitulation der Besatzung, welche aber trotz seines entschiedenen Einspruches doch zustande kam. In der wahrscheinlichen Missstimmung darüber war ihm der Antrag des berühmten Generallieutenants Karl V., Herzogs von Lothringen, mit seiner Freicompagnie in die kaiserlichen Dienste zu treten, gewiss sehr willkommen und so finden wir ihn bald darauf mit dieser Compagnie, dem in Ungarn stehenden Infanterie-Regiment Graf Serényi (jetzt Freiherr von Pürcker Nr. 25) einverleibt. Bürkli soll sich



Hans Heinrich Freiherr von Bürkli.
Nach einer Lithographie von Orell, Füßli & Comp. in Zürich.

gegen die Türken sehr ausgezeichnet haben, doch ist darüber, obwohl sein Ritterstandsdiplom dessen erwähnt, nichts Näheres bekannt, denn nach kurzer Verwendung in Ungarn erhielt Bürkli eine neue Bestimmung. Die verwüstenden Einfälle der Franzosen im Jahre 1690 in Süddeutschland legten der Schweiz die Verpflichtung zum Schutze der österreichischen Waldstädte: Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden auf Grund alter Verträge auf. Zu diesem Zwecke bewilligten Ende desselben Jahres die Schweizer dem österreichischen Gesandten Grafen Lodron die Werbung eines sogenannten „Eidgenössischen Schirmregiments." Kaiser Leopold I. ernannte Bürkli zum Oberst und Commandanten dieses Regiments bei Einverleibung seiner Freicompagnie in dieselbe. Das Regiment besetzte die Waldstädte, kam aber nicht mehr zu Zusammenstößen mit den Franzosen und wurde nach den Rijswicker Frieden aufgelöst. Bürkli war indessen 1795 Generalfeldwachtmeister geworden, blieb in kaiserlichen Diensten, wurde 1699 in den Reichsritterstand mit dem Zunamen „von Hochburg" erhoben und im folgenden Jahre als Freiherr unter den schwäbischen Adel aufgenommen.

Im spanischen Erbfolgekriege diente Bürkli im Corps des FML. Grafen Arco, nahm an der Schlacht bei Friedlingen 1702 theil, war Beisitzer bei dem über seinen Corpscommandanten wegen feiger Übergabe der Festung Breisach eingesetzten Kriegsgerichte, nach dessen Spruch Graf Arco mit dem Schwerte hingerichtet, sein Untercommandant, der gelehrte General Graf Marsigli aber aus der Armee ausgestoßen wurde. Im gleichen Jahre zeichnete sich Bürkli bei der zweiten Belagerung von Landau durch den römischen König Josef I. derart aus, dass ihm dieser Fürst seine besondere Gnade zuwandte. Noch 1704 Feldmarschallieutenant geworden, scheint Bürkli in den spätern Feldzügen keine thätigere Rolle mehr gespielt zu haben, sondern waltete seines Amtes als Militär-Gouverneur der vier österreichischen Waldstädte. In dieser Eigenschaft wurde er 1709 auch wegen Verletzung der Neutralität der Schweiz durch ein Truppencorps des FML. Grafen Mercy in eine schwierige Stellung zu seinem Vaterlande gebracht, weil er davon Kenntnis gehabt hatte, ohne diese übrigens misglückte kriegerische Expedition gehindert zu haben. Seine 1711 erfolgte Ernennung zum Feldzeugmeister wird ihn wohl über das in der Schweiz gegen ihn von französischer Seite wachgerufene Misstrauen entschädigt haben, übrigens kam er gerade in der letzten Zeit des spanischen Erbfolgekrieges mehrfach in die Gelegenheit, seinem Vaterlande nützlich zu werden und erwirkte von Prinz Eugen manche Begünstigung für dasselbe. Nach Schluss des Krieges zog er sich auf seinen Landsitz nach Trüllikon zurück, blieb aber bis gegen die letzten Jahre seines Lebens Gouverneur der Waldstädte und erlebte noch am 2. Mai 1723 die große Freude, am Geburtstage des ihn hochschätzenden Kaiser Karl VI. zum Generalfeldmarschall ernannt zu werden. Er übte nun die Gerichtsherrnstelle in Trüllikon aus und lebte dort heiter und zufrieden bis zu seinem am 28. October 1730 erfolgten sanften Hinscheiden, das Viele in tiefe Trauer versetzte, denn Bürkli stand im allgemeinsten Ansehen und man war stolz darauf, dass ein Schweizer in kaiserlichen Diensten durch Tapferkeit und große Pflichttreue bei drei Kaisern in Gunst gestanden war, und es bis zur Würde eines Feldmarschalls gebracht hatte. Da seine drei Söhne, von denen der älteste Heinrich als kaiserlicher Major bei Malplaquet den Heldentod gefunden hatte, unverheiratet geblieben waren, so starb Bürkli's Geschlecht mit ihm aus, der zweifelsohne durch bedeutende Verdienste, nicht minder aber auch durch besonders glückliche Verhältnisse zu seltenen hohen Ehren und Anerkennungen gelangt ist.

Albin Freiherr zu Teuffenbach.

II.

Feldzeugmeister.*)

Rudolf Freiherr v. Salis aus Graubündten, geboren 1529, begann seine kriegerische Laufbahn in Frankreich im Jahre 1545; Anno 1556 avancierte er zum Hauptmann und nahm theil an den Feldzügen jener Zeit. Im Jahre 1563 trat er in die Dienste des Kaisers Ferdinand I. und wurde Feldzeugmeister in der Zips; 1574 erhielt er die Bestallung auf ein Regiment deutscher Knechte. In den Türkenkriegen erwarb er sich unter Lazarus Schwendi große Verdienste, wurde von Kaiser Rudolf II. im Jahre 1582 in den Reichsfreiherrnstand erhoben; — im Jahre 1598 trat er vom activen Dienst zurück, und starb in Basel im Jahre 1603.

Johonn Wolfgang Freiherr von Salis, geboren 1580, trat unter Kaiser Rudolf II. 1606, als Hauptmann der Infanterie in den kaiserlichen Dienst, avancierte 1619 zum Major im Regiment Buquoy, 1624 zum Oberstlieutenant im Regiment Hatzfeld, wurde 1632 Oberst im Regiment Tilly. 1634 wurde er Deutsch-Ordens-Comthur zu Regensburg, 1636 zum Generalmajor befördert; 1637 erhielt er das erledigte Thun'sche Regiment, 1632 übertrug ihm Tilly sterbend das Commando der Festung Ingolstadt, durch deren standhafte und ruhmvolle Vertheidigung gegen Gustav Adolf er sich besonders auszeichnete. Im gleichen Jahre wurde er in den Freiherrnstand erhoben, 1633 war er Commandant von Regensburg; 1638 wurde er von Kaiser Ferdinand II. zum Feldzeugmeister ernannt; am 15. Oct. 1639 wurde Salis bei Elsterburg nächst Chemnitz in Sachsen von einem schwedischen Corps unter General Pfuel angegriffen. Salis, dessen Corps nicht mehr als 4000 Mann zählte, widerstand aufs hartnäckigste der feindlichen Übermacht, sah sich aber zuletzt gezwungen, am 17. October zu capitulieren. Salis wurde als Kriegsgefangener nach Stralsund gebracht. Die zwischen dem Kanzler Oxenstierna und den kaiserlichen Bevollmächtigten wegen seiner Auswechslung gegen den in kaiserlicher Kriegsgefangenschaft befindlichen schwedischen Feldmarschall Horn gepflogenen Unterhandlungen führten zu keinem Abschluss. Feldzeugmeister Baron Salis wurde nun nach Wismar geführt, und starb daselbst 1640.

Johann Friedrich von Diesbach, geboren 1677 zu Freiburg in der Schweiz, trat 1695 als Fähnrich in die französische Schweizergarde, avancierte in derselben bis zum Oberstlieutenant, verließ 1708 den französischen Dienst, errichtete ein Regiment in Holland, und trat 1714 als Generalmajor in kaiserliche Dienste über; von Kaiser Karl VI. wurde er im Jahre 1718 in den Reichsgrafenstand erhoben, nachdem er in den Türkenkriegen der Jahre 1715—1718 mit großer Auszeichnung gefochten hatte. — 1720 erhielt er den Titel und die Würde eines Fürsten von St. Agata in Sicilien, wurde 1723 zum Feldmarschallieutenant, 1726 zum Assessor des obersten Hofkriegsrathes, 1744 zum Feldzeugmeister ernannt. Er starb 1751.

Salomon Freiherr Sprecher von Bernegg aus Graubündten, geboren 1685, trat 1704 als Hauptmann im Regiment Buol in kaiserliche Dienste, avancierte 1708 zum Major in diesem Regiment, 1714 zum Oberstlieutenant im Regiment Diesbach, wurde 1717 zum Oberst befördert, und machte als solcher die Kriege gegen die Türken mit; — 1719 kehrte er in sein Vaterland zurück, war von 1731—1735 Landammann des Zehngerichtbundes in Graubündten, errichtete 1743 ein Graubündtner Regiment von 4 Bataillonen im kaiserlichen Dienst; — an der Spitze dieses Regiments focht er mit großer Auszeichnung in Italien, wurde 1745 Generalmajor, 1754 Feldmarschallieutenant und Gouverneur von Como, 1757 Inhaber des durch den Tod des FML. von Hagenbach erledigten Regiments Nr. 22. — Seiner in der Schlacht und während der Belagerung von Prag an den Tag gelegten Umsicht und glänzenden Tapferkeit verdankte er die Beförderung zum Feldzeugmeister im Juli 1757. In der Schlacht von Breslau, am 28. November desselben

*) Die hier folgenden Lebensskizzen verdanke ich zwei ungenannt bleiben wollenden hohen k. u. k. Officieren, die selbst sehr bekannten alten Schweizerfamilien angehören und wovon einer auch ein geborner Schweizer ist. A. d. H.

Jahres, commandierte er den linken Flügel des kaiserlichen Heeres und erstürmte die preußischen Verschanzungen. — Nach der unglücklichen Schlacht von Leuthen am 5. December desselben Jahres wurde ihm die Vertheidigung Breslaus übertragen. — König Friedrich II. schritt alsbald zur Belagerung der Festung mit seiner siegreichen Armee. Durch eine preußische Bombe wurde ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt und dadurch im Hauptwall eine weite Bresche eröffnet; am 21. December wurde die Festung übergeben, der Commandant sammt der Besatzung kriegsgefangen; — am 28. Februar 1758 wurde FZM. Freiherr von Sprecher ranzioniert. — Beleidigt durch eine Bemerkung des Generals von Beck, betreffend die Vertheidigung Breslaus, verlangte Sprecher kriegsrechtliche Untersuchung, aus welcher er vollständig gerechtfertigt hervorgieng, — Die Kaiserin Maria Theresia ernannte ihn hierauf zum selbständigen Commandanten der Armee, welche beauftragt war, während des Feldzugs 1758 in Sachsen zu operieren. Auf der Reise zur Übernahme seines Commandos wurde Sprecher im April dieses Jahres durch einen Fall aus dem Wagen in der Nähe von Aussig schwer verletzt, und starb am 10. Mai desselben Jahres zu Prag, in Folge dieses Unfalles.

III.
General der Cavallerie.

Ernst Friedrich Freiherr von Römer, war der Sohn von Johann Friedrich von Römer, von Zürich in der Schweiz gebürtig. Letzterer war Staatsminister des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach.

Geboren zu Ansbach 1672 trat Ernst Friedrich anno 1691 als Cornet in das Gardecorps des Markgrafen Georg Friedrich, nahm als solcher in der Suite seines Fürsten Antheil an den Feldzügen der Jahre 1692, 1693 und 1694 in Ungarn, und zeichnete sich in verschiedenen Gefechten dieses Krieges vortheilhaft aus. 1698 zum Rittmeister im Dragoner-Regiment Ansbach befördert, machte er mit dieser Truppe alle Feldzüge in Flandern mit vom Jahr 1703 bis 1712. — Seit 1710 Major im gleichen Regiment, fand er mehrmals Gelegenheit, sich unter den Augen des Prinzen Eugen sowohl in Flandern, als später in den Jahren 1716—18 in Ungarn besonders hervorzuthun; — im letztern Jahre avancierte er zum Oberstlieutenant im Regiment, welches in diesem Jahre in kaiserliche Dienste übernommen worden war; — 1719 wurde er in den Reichsfreiherrnstand erhoben, 1728 Oberst und Commandant des Regimentes Sachsen-Koburg-Dragoner, 1731 Commandant von Savoyen-Kürassier, 1735 Generalmajor, 1737 Feldmarschallieutenant und Generalquartiermeister des Corps, welches unter Feldmarschall Freiherrn von Göldlin (in der Armee des Feldmarschalls Grafen Georg Olivier Wallis) in dem Feldzug gegen die Türken focht. — 1740 zum General der Cavallerie befördert, wurde er der Armee des Feldmarschalls Grafen Neipperg beigegeben, welche dem Einbruche des Königs von Preußen nach Schlesien entgegengestellt wurde. — Bei Mollwitz am 10. April 1741 warf er in einer glänzenden Attaque, beim Beginne der Schlacht an der Spitze der österreichischen Cavallerie diejenige der Preußen, drang von der Flanke aus zwischen die zweite und dritte Linie der feindlichen Infanterie vor, und fand hier einen ruhmvollen Tod.

IV.
Feldmarschall-Lieutenants.*)

Johann Rudolf Freiherr von Werdmüller von Zürich, geboren 1614, trat 1632 als Volontär in französische Dienste unter dem Marschall von Schomberg und machte als solcher die Schlacht von Carcassone mit; 1633 trat er in schwedische Dienste, wurde Adjutant des

*) FML. Freiherr von Hotze, ebenfalls ein Schweizer und der tapfere Vertheidiger des Fort Bard. Oberst Freiherr Stockard von Bernkopf, aus einer angesehenen Schweizerfamilie stammend, sind in eigenen Artikeln behandelt. Siehe I. Theil, Seite 874 und 878. A. d. H.

Feldmarschalls Grafen Horn, zeichnete sich aus bei den Belagerungen von Constanz und Überlingen und 1634 in der ersten Schlacht bei Nördlingen; in den Jahren 1636 und 1637 war er im Veltlin als Oberstlieutenant im Regiment Schmid, trat 1638 in die Dienste des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, bei welchem er bis zu dessen Tode, 1639, verblieb. — Der schwedische General Torstenson, dem die besondere militärische Begabung und Unternehmungslust Werdmüllers aufgefallen waren, machte ihn 1642 zu seinem ersten Adjutanten mit Oberstens-Rang; als solcher that er sich besonders in der zweiten Schlacht bei Leipzig hervor, in welcher er die Artillerie commandierte; 1644 leitete er die Belagerungen von Christianpreiß und von Kiel, wurde zum Gouverneur dieses letzteren Platzes ernannt, resignierte aber nach zwei Monaten auf diesen Posten, um der schwedischen Armee zu folgen, in welcher er alle Kriegszüge bis zum Abschluss des Westphälischen Friedens mitmachte.

Oberst eines Schweizerregiments in Diensten der Republik Venedig, führte er 1651 dieses Regiment wieder in die Heimat zurück. — 1653 befehligte er ein zürcherisches Truppencorps von 10.000 Mann, welches zur Niederwerfung eines im Gebiet der benachbarten Republik Bern ausgebrochenen großen Bauernaufstandes aufgeboten wurde; am 4. März desselben Jahres schlug er das 22000 Mann starke Bauernheer bei Bremgarten im Aargau.

1663 trat er als Generallieutenant der Artillerie erneuert in venezianische Dienste, erwarb er sich in den Kriegen auf Candia und in Dalmatien so hohe Verdienste, dass er zu den Sitzungen des obersten Rathes der Republik beigezogen wurde, und seinen Platz zur Linken des Dogen einnahm.

1672 trat Werdmüller als FML. in kaiserliche Dienste, befehligte 1676 eine kaiserliche Armee von 40.000 Mann, mit welcher er Philippsburg belagerte und eroberte. — Die Folgen der Mühseligkeiten dieses Feldzugs und zweier schwerer Verwundungen, die er während der Belagerung von Philippsburg erhalten hatte, zwangen ihn, Ende 1676 den activen Dienst zu verlassen; er starb im folgenden Jahre zu Villingen in Schwaben. Kaiser Leopold I. hatte ihn 1672 in den Reichsfreiherrnstand erhoben.

Sebastian Peregrinus Freiherr von Zweier von Effenbach aus dem Canton Uri. Geb. 1589 trat er im Jahre 1619 in kaiserliche Dienste unter Ferdinand II. als Hauptmann der Infanterie. Im Jahre 1620 zum Major befördert, focht er mit großer Auszeichnung in der im gleichen Jahre gelieferten Schlacht am weißen Berg bei Prag; 1624 erfolgte seine Beförderung zum Oberstlieutenant; als solcher fand er Gelegenheit, erneuerte Beweise seiner Tapferkeit und seiner militärischen Kenntnisse bei der Belagerung und Einnahme von Mantua 1630 abzulegen; 1631 wurde er zum Obersten und Commandanten eines deutschen Infanterie-Regiments ernannt, 1634 vom Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben; 1635 Generalmajor und Beisitzer des obersten Kriegsrathes. Von dieser höchsten militärischen Behörde wurde ihm 1636 die Aufgabe übertragen, die von König Gustav Adolf eingeführten wichtigen Neuerungen im Kriegswesen auch in den kaiserlichen Armeen zur Durchführung zu bringen. Ohne den kaiserlichen Dienst zu verlassen, trat Freiherr von Zweier 1638, als Generalmajor und Oberst eines Regiments von 3000 Mann in die Dienste des Königs Philipp IV. von Spanien; sein Regiment wurde im Jahre 1641 verabschiedet, worauf er unter Beibehalt seines Ranges wieder in die kaiserliche Armee zurücktrat. General von Zweier war unter der Zahl der vier Feldmarschallieutenants, welche von Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1642 ernannt wurden. In der Zeit von 1642 bis 1648 übertrug ihm dieser Monarch verschiedene wichtige Gesandtschaften, welche von sehr günstigem Erfolge begleitet waren. Im letztgenannten Jahre quittierte er den kaiserlichen Dienst und wurde Landmann von Uri; als solcher wurde er 1650 in einer Mission zugleich mit dem Bürgermeister Wellstein von Basel an den kaiserlichen Hof nach Wien entsendet und entledigte sich seines Auftrages mit dem besten Erfolge. Im Jahr 1653 erhielt er das Commando eines Corps von 5000 Mann, welches von den Cantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus den Regierungen von Bern und Luzern gegen ihre rebellischen Unterthanen zu Hilfe geschickt wurde, und schlug die aufgestandenen Bauern des

Entlebuchs und Emmenthals. — 1658 wurde er von Kaiser Leopold I. zum reichsunmittelbaren Freiherrn ernannt, als solcher in die Matrikel des Schwäbischen Kreises eingetragen und diese Standeserhöhung 1668 auch auf seinen Bruder und dessen Nachkommen ausgedehnt; 1670 wurde ihm Amt und Titel eines Obermundschenks des Fürsterzbischofs von Constanz verliehen und diese Charge erblich auf seine Familie übertragen; er starb im Jahre 1678, in seinem 89. Lebensjahr.

(Der zweite Sohn des Feldmarschallieutenants Freiherr von Zweier, — im Jahr 1642 geboren, war 1656 Page des Kaisers Ferdinand III. 1668 Ritter von Alcantara, 1674 Domherr zu Constanz und Augsburg, 1694 Propst dieses letztern Domcapitels, starb 1704 an Schlagfluss am Tage seiner erfolgten Erwählung zum Fürstbischof von Augsburg.)

Johann Jacob Freiherr von Schellenberg von Zürich stand lange Zeit hindurch in königlich französischen Diensten, befehligte als solcher 1690 das Schweizerregiment von Polier, avancierte 1694 zum Brigadier und trat 1699 als General-Lieutenant in den kurbayrischen Dienst; im gleichen Jahre wurde er, über Verwendung des Kurfürsten Max Emanuel vom Kaiser Leopold I. in den Adelstand erhoben. Nach der Niederlage bei Höchstädt blieb er eine Zeit lang ohne Anstellung; — 1708 trat er als Feldmarschall-Lieutenant in kaiserliche Dienste unter Kaiser Josef I. mit dem Vorbehalt, während des Feldzugs dieses Jahres nicht gegen seinen früheren Kriegsherrn fechten zu müssen, erhielt ein Commando in Ungarn und leistete wichtige Dienste bei der Niederwerfung des dortigen Aufstandes; — von Kaiser Josef I. wurde er 1710 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und starb zu Wien im Jahre 1714.

Franz Romanus von Diesbach aus Freiburg, begann seine kriegerische Laufbahn 1684 in der kaiserlichen Armee unter Leopold I., war 1689 Hauptmann, 1692 Major, 1696 Oberstlieutenant im Regiment Graf Kinsky, wurde in dieser Charge 1702 zum Regiment Niederöst übersetzt, 1704 Oberst dieses Regiments, 1708 Generalmajor und 1711 Inhaber des letztgenannten Regiments nach dem Tode seines ersten Inhabers des Generalmajors Freiherrn von Niederöst.

Dieses Regiment war im Jahre 1702 von den katholischen Schweizercantonen zum kaiserl. Dienst errichtet worden, mit der Bestimmung zur Vertheidigung der (vorderösterreichischen) Waldstädte; es wurde 1717 wieder aufgelöst.

Generalmajor v. Diesbach avancierte 1716 zum Feldmarschallieutenant, — verließ 1725 den kaiserlichen Dienst, — starb 1738.

Hieronymus Graf Erlach aus Bern. Geboren 1667 trat er im Jahre 1684 in französische Dienste im Schweizergarde-Regiment, erhielt im Jahre 1692 eine Compagnie des Regiments von Erlach, zeichnete sich besonders im Feldzug in Catalonien aus, so dass er vom Marschall von Noailles bemerkt und sehr belobt wurde. Im Jahre 1697 verließ er den französischen Dienst, um in kaiserliche Dienste überzutreten als Commandant eines Regiments, welches in diesem Jahre von den protestantischen Schweizercantonen zur Vertheidigung der Waldstädte aufgestellt wurde. — Erfüllt von Thatendurst und Eifer für seinen neuen Kriegsherrn, konnte Oberst von Erlach sich nicht gewöhnen, den Kriegsereignissen in seiner Stellung unthätig zuzuschauen, machte die Feldzüge 1702, 1703 und 1704 als Oberst in der Armee (à la suite) mit und zeichnete sich erneuert bei jeder ihm dargebotenen Gelegenheit aus, selbst bei mehreren für die kaiserlichen Waffen ungünstigen Anlässen. 1704 wurde er von Kaiser Leopold zum Generalmajor befördert und in den Reichsgrafenstand erhoben, gleichzeitig erhielt er, als Beweis besonderer kaiserlicher Huld, eine goldene Kette mit dem Porträt der Monarchen in Medaillon. — Der Herzog Eberhard Ludwig von Wüttemberg verlieh ihm 1705 eigenhändig das Großkreuz des St. Hubertus-Ordens; 1707, unter Josef I., wurde er zum Feldmarschallieutenant befördert und erhielt die k. k. Kämmererswürde; — der blutige Krieg dieses Jahres verschaffte dem Feldmarschall-Lieutenant Graf Erlach neue Gelegenheit zur Auszeichnung. Er erwarb sich dadurch in hohem Grade das Vertrauen des Prinzen Eugen von Savoyen, der ihm die Ausführung verschiedener wichtiger Unternehmungen übertrug. Im Jahre 1714 kehrte er in seine Heimat zurück, wurde 1718 Schatzmeister und Obercommandant des Waadtlandes und 1721 Schultheiß der Republik Bern; er starb 1748 im 81. Lebensjahre.

Peter Christoph Freiherr Göldlin von Tieffenau, von Luzern gebürtig, trat 1693 als Lieutenant der Infanterie in die Dienste Kaiser Leopold I., wurde 1720 Oberstlieutenant, 1723 Oberst des Regiments Herberstein, — 1713 Inhaber des durch den Tod des Feldmarschalls Grafen Königsegg erledigten Regiments; 1732 wurden er, sein Bruder und dessen Nachkommen von Kaiser Karl VI. in den erblichen Reichsfreiherrnstand erhoben; — 1733 wurde er zum General-Major befördert und zum Gouverneur von Capua im Königreich Neapel ernannt. Diese Festung wurde im Jahr 1742 vom Herzog von Montemar belagert. Göldlin vertheidigte sich standhaft, musste aber doch, 42 Tage nach Eröffnung der Laufgräben den Platz gegen freien Abzug der Garnison, übergeben; — 1737 avancierte er zum FML.

In die Armee des Feldmarschalls Grafen Georg Olivier Wallis, — welche sich in Serbien versammelte, eingetheilt, deckte er mit großer Umsicht und Standhaftigkeit nach der unglücklichen Schlacht bei Krotzka am 23. Juli 1739, den Rückzug dieser Armee, die bei Belgrad hinter die Donau zurückgieng. Nach dem Frieden zu Belgrad begab sich Göldlin auf seine Güter in Mähren. Im Jahre 1741 wurde er von der Königin Maria Theresia in einem von ihr eigenhändig geschriebenen Briefe aufgefordert, erneuert seine Dienste dem von allen Seiten bedrängten Österreich zu widmen. Obgleich schon im 74. Jahre stehend und durch mehrere schwere Verwundungen in seiner Gesundheit geschwächt, zögerte er doch keinen Augenblick, der ihn so sehr ehrenden Aufforderung Folge zu leisten, und eilte zur Armee nach Schlesien.

Am 10. April führte er in der Schlacht bei Mollwitz den rechten Flügel der kaiserlichen Armee mit großer Bravour an den Feind, erhielt aber eine tödtliche Verwundung, der er schon in der folgenden Nacht erlag. — Für vier Monarchen des Hauses Österreich's hatte FML. Freiherr von Göldlin auf vielen Schlachtfeldern sein Blut vergossen.

Cäsar Josef Lentulus aus Bern wurde zu Bayreuth im Jahre 1683 geboren. Sein Vater war Staatsminister und Commandant von Erlangen im Dienste des Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth. Im Jahre 1697 wurde der junge Lentulus Page dieses Fürsten, begleitete ihn 1702 zur Belagerung von Landau, war 1805 Kammerherr und Lieutenant im Garde du Corps des Markgrafen und trat 1707 in kaiserliche Dienste als 2. Rittmeister im Regiment Bayreuth-Dragoner; 1711 wurde er Hauptmann zu Fuß, verheiratete sich 1713 mit einer Gräfin von Mangenheim, avancierte 1726 zum Major, 1727 zum Oberstlieutenant im gleichen Regiment, welches nunmehr Philippi hieß; 1733 Oberst dieses Regiments, machte er an der Spitze desselben die Feldzüge am Rhein mit in den Jahren 1734 und 1735. Für seine im Kriege in Ungarn geleisteten Dienste wurde er 1738 zum Generalmajor befördert und zum Reichsfreiherrn ernannt. Im ersten schlesischen Krieg wurde er in der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741 schwer verwundet. 1743 avancierte er zum Feldmarschallieutenant, wurde zum Gouverneur von Kronstadt und im gleichen Jahre zum Generalcommandanten von Siebenbürgen ernannt. — Er starb zu Kronstadt im Jahre 1744.

Herkules Hippolyt Freiherr von Pestalozzi aus Graubündten, wurde im Jahre 1683 geboren, und trat 1708 in die kaiserliche Armee, unter der Regierung des Kaisers Josef I. als Hauptmann im Regiment Buol, wurde in gleicher Charge 1714 ins Regiment Alt-Lothringen übersetzt, avancierte in diesem Regiment 1725 zum Major, 1733 zum Oberstlieutenant, 1739 zum Oberst und Regimentscommandant; — von Kaiser Karl VI. im Jahre 1740 in den reichsunmittelbaren Freiherrnstand erhoben, wurde er als solcher 1742 in die Matrikel des fränkischen Kreises eingetragen; — avancierte 1743 zum Generalmajor; — nahm als solcher theil an den Feldzügen in Italien, zeichnete sich in mehrfachen Gelegenheiten, insbesonders in der Schlacht von Piacenza am 16. Juni 1746 aus; — wurde 1748 zum Feldmarschallieutenant befördert und starb zu Wien im Jahre 1751.

Johann Anton von Tillier aus Bern stammend, ältester Sohn des Feldmarschall-Lieutenants gleichen Namens, war geb. 1722 zu Wien. Hauptmann der Infanterie im Regiment Bärnklau 1743 und erster Adjutant dieses Generals. Er überbrachte die Nachricht von dem 1746 bei Piacenza erfochtenen Siege nach Wien, und wurde für seine in dieser Schlacht bewiesene Tapferkeit zum Major be-

fördert; — 1747 avancierte er zum Oberstlieutenant in seinem Regiment, welches nun Graf Pallavicini hieß und wurde erster Adjutant des Feldmarschalls dieses Namens; — Im Jahre 1757 Oberst des Regiments Pallavicini, wurde er im gleichen Jahre in seinem Vaterland zum Mitgliede des souveränen Rathes der Republik Bern erwählt, that sich besonders hervor während der Belagerung Prags durch die Preußen, indem er zwei in der Nacht auf den 10. und 16. Juni ausgeführte, dem Feinde sehr verderbliche und mörderische Ausfälle befehligte. — Ihm gebürt das Hauptverdienst, den Rückzug der kaiserlichen Armee nach der unglücklichen Schlacht bei Leuthen am 5. December 1757 mit ebenso viel Umsicht als Tapferkeit gedeckt zu haben; — am nächsten Tage wurde er vom Prinzen Karl von Lothringen zum Generalmajor ernannt, und diese Ernennung durch einen an Tillier gerichteten eigenhändigen Brief der Kaiserin Maria Theresia bestätigt. — Während des Feldzuges 1758 versah Tillier die Dienste eines Generalquartiermeisters bei der Armee des Feldmarschalls Grafen Daun; im Verein mit Lacy entwarf er den Plan zum Überfall bei Hochkirch, der in der Nacht vom 14. October ausgeführt wurde. Tillier überbrachte die Siegesbotschaft nach Wien. In der betreffenden von Daun verfaßten Relation heißt es: „Ich constatiere mit Vergnügen, dass der an diesem blutigen Tage durch die Waffen Eurer Majestät errungene Sieg den Dispositionen Tilliers und Lacys und dem unvergleichlichen Eifer und Mühe, mit dem sie mich unterstützten, zu verdanken ist.“ — General von Tillier erhielt das Ritter-Kreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens und ein in Diamanten gefaßtes Porträt der Kaiserin, mit der Erlaubnis, dasselbe gleich einem Orden tragen zu dürfen, eine Auszeichnung, die außer ihm nur den Feldmarschällen Daun, Nádasdy und Loudon zuerkannt wurde. Tillier wurde beauftragt, den für den Feldzug des Jahres 1759 in Wien entworfenen Plan nach Petersburg zu überbringen und die Kaiserin Elisabeth für ihre Zustimmung zu demselben zu gewinnen; am 4. December 1758 reiste Tillier von Wien ab. Preußische Streifparteien, welche zu seiner Aufhebung sich in Polen herumtrieben, zwangen ihn, seine Reise durch Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau und Ukraine zu nehmen; am 16. Jänner 1759 wurde er der Kaiserin Elisabeth vorgestellt, welche den ihr vorgelegten Plan genehmigte und den Gesandten mit Geschenken und Auszeichnungen überhäufte. — Am 10. April auf demselben Wege nach Wien zurückgekehrt, wurde General von Tillier von der Kaiserin Maria Theresia zum Feldmarschall-Lieutenant, am 1. Mai zum Inhaber des vacant gewordenen bisherigen Regiments Markgraf Browne Nr. 36 ernannt, und über besonderen Befehl Ihrer Majestät zu allen Berathungen über die Operationen dieses Feldzugs beigezogen. — Bald darauf erkrankte er, trotz aller von den berühmtesten Ärzten aufgewendeten Mühe verschlimmerte sich zusehends das Übel und am 23. Februar 1761 erlag Feldmarschall-Lieutenant von Tillier der ihn verzehrenden Krankheit, erst im 39. Jahre seines Alters, und im Begriff, zu den höchsten militärischen Würden emporzusteigen.

Maximilian Freiherr von Tillier, jüngerer Sohn des Feldmarschallieutenants Johann Franz Freiherr von Tillier. Geboren 1726, Hauptmann im ungarischen Infanterieregiment Forgách 1747, — Major im gleichen Regiment 1754 — Oberstlieutenant im Regiment Bethlen 1757; zeichnete sich besonders aus während der Belagerung von Olmütz im Jahre 1758 und erhielt dafür im genannten Jahre das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. 1761 Oberst und Commandant des Infanterie-Regiments Graf Bethlen, in welcher Eigenschaft er die 5 letzten Jahre des 7jährigen Krieges mitmachte und während derselben erneuert Beweise glänzender Tapferkeit ablegte; — 1771 Generalmajor, bald darauf Feldmarschall-Lieutenant, wurde er 1775 Inhaber des 14. Infanterie-Regiments. Er war als ein tüchtiger Kriegsmeister hochgeschätzt und starb in Wien am 7. October 1788.

Paul Freiherr von Salis, geb. 1729. Er trat 1758 als Fähnrich in das Inf.-Reg. Nr. 38 wurde Oberlieutenant bei den schlesischen Volontärs, Hauptmann bei Baden-Infanterie, Major und Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Nr. 42, dann 1739 Oberst und Commandant des Infanterie-Regiment Nr. 18. 1794 wurde er zum General-Major, 1797 zum FML. ernannt. In den Feldzügen 1759 und 1760 war er

Adjutant des FML. Freiherrn von Beck und zeichnete sich wiederholt aus. Von 1764 bei 1776 leitete er die Reichswerbung in Westphalen, machte den bayrischen Erbfolgekrieg, dann die Feldzüge 1792, 1793, 1794 in den Niederlanden mit und that sich nochmals hervor. Für die tapfere Vertheidigung der Festung Ypern erhielt er das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Er starb 1799 als Divisionär in Wien.

Rudolf Graf Salis, geb. 1779. Er war 1799 als Cadet in das 40. Inf.-Reg. getreten, hatte 1800 als Fähnrich quittiert, wurde bei seinem Wiedereintritt 1804 Hauptmann im Inf.-Reg. Nr. 2, 1809 Major und Commandant des 5. Wiener Freiwilligen-Bataillons, 1813 Oberst und Commandant des Inf.-Reg. EH. Karl Nr. 3, 1822 General-Major, 1832 FML. — Rudolf Graf Salis hat die Feldzüge 1799, 1805, 1809, 1813 und 1814 gegen Frankreich, 1815 in Neapel mitgemacht und sich ganz besonders bei Ebelsberg und Wagram, in der Schlacht bei Dresden und in jener bei Monzambano hervorgethan. Für seine heldenmüthige Aufopferung bei Ebelsberg erhielt er das Ritterkreuz des Theresien-Ordens. 1817 wurde er Dienstkämmerer des Kronprinzen Erzherzog Ferdinand und nach dessen Thronbesteigung Obersthofmeister des Erzherzog Franz Karl. Er hatte 1827 die Würde des Inhabers vom Inf.-Reg. Nr. 3 erhalten und starb zu Wien 1840.

Heinrich Graf Salis, geb. 1805 trat 1830 aus französischem Dienst in das Inf.-Reg. Nr. 3 und rückte bis zum Hauptmann vor. 1839 übertrat er als Major in parmesanischen Dienst, in welchem er Oberst wurde. In dieser Charge wurde er 1847 in die österreichische Armee rückübernommen, erhielt 1848 das Commando des 32. Inf.-Reg. und zeichnete sich im Gefecht bei Montanara aus. 1849 wurde er General-Major, 1852 Feldmarschall-Lieutenant und erhielt 1858 die Inhaberwürde des 25. Inf.-Reg. Er starb im selben Jahre als Divisionär in Wien.

Ulysses Freiherr von Salis, geboren 1792, trat 1819 in das 3. Jägerbataillon, in welchem er die Feldzüge 1813 und 1814 mitmachte und sich bei Hanau hervorthat. Er wurde 1817 Hauptmann, 1835 Major, 1837 Oberstlieutenant, 1840 Oberst und Commandant des Inftr.-Regts. Nr. 25, dann Dienstkämmerer des Erzherzogs Sigismund; den Feldzug 1821 in Neapel hatte er im Generalstab mitgemacht.

Er fiel 1848 als Generalmajor bei Santa Lucia, welcher Schlacht er als Freiwilliger beiwohnte.

V.

Generalmajore.

Dietegen Freiherr von Salis aus Graubündten. Geboren 1526, trat 1550 in die Dienste des Königs Ferdinand, spätern Kaiser Ferdinand I., kämpfte gegen die Türken in Ungarn, wurde 1559 geheimer Rath, welche Charge er unter dem Kaiser Maximilian II. beibehielt; im Jahre 1555 ernannte ihn dieser Fürst zum Commandanten einer Reiter-Truppe; — 1588 wurde er in den Reichsfreiherrnstand erhoben, 1590 Generalmajor, — trat 1594 aus dem activen Dienst zurück, und starb 1602 in seiner Heimat. Er hatte 1563 das goldene Vlies erhalten, den Orden aber bei seinem Übertrit zur protestantischen Religion rückgelegt.

Franz Peter König von Moore, Herr von Villens, Valloriat und Enens, aus Freiburg, — wurde im Jahre 1590 geboren, trat 1616 in den Dienst des Kaisers Mathias als Lieutenant einer Freicompagnie; 1624 war er Major unter dem Kaiser Ferdinand II., 1629 Oberstlieutenant, 1634 Commandant eines Infanterieregiments, 1636 Commandant von Lindau, 1640 Generalmajor; — trat 1645 aus dem Dienst, da er im gleichen Jahre zum Schultheiß von Freiburg ernannt worden war; er starb 1653.

Jakob v. Salis diente bis zum Oberstlieutenant im Regimente seines Vetters des FZM. Johann Wolfgang Freiherrn von Salis und wurde mit diesem bei Elsterburg gefangen. 1640 erhielt er ein Cavallerie-Regiment, rückte 1657 zum General vor, zeichnete sich 1658 bei einer Expedition gegen Greifenhagen aus und fiel im selben Jahre vor Stettin.

Franz Leodegar Freiherr von Nideröst aus dem Canton Schwyz. Oberst des im Jahre

1802 von den katholischen Cantonen in kaiserlichem Dienst zur Vertheidigung der vorderösterreichischen Waldstädte errichteten Regiments, wurde 1703 von Kaiser Leopold I. in den Reichsfreiherrnstand erhoben, 1708 zum Generalmajor befördert, und starb 1711.

Johann Anton Freiherr von Buol-Strasberg aus Graubündten. Errichtete im Jahre 1704 ein Bataillon Graubündtner im Dienste des Kaisers Leopold I. mit dem Rang und den Functionen eines Obersten; 1708 errichtete er ein 2. Bataillon, welches mit dem ersten zusammen ein Regiment formierte; 1710 wurde dieses Regiment wieder aufgelöst; im gleichen Jahre avancierte er zum Generalmajor. Er fiel im Zweikampf zu Wien 1717.

Johann Ludwig von Pesme Herr von St. Saphorin im Waatland, Canton Bern. Geboren 1668, trat er in die kaiserliche Armee unter Kaiser Leopold I. im Jahre 1696 als Oberst der Infanterie. 1705 avancierte er zum Generalmajor; 1716 trat er mit Bewilligung des Kaisers Carl VI. als Generallieutenant in die Dienste des Königs Georg I. von England, war vom Jahre 1717—1727 Gesandter dieses Monarchen beim Wiener-Hofe; im letztern Jahre zog er sich in seine Heimat zurück, wo er 1737 verstarb; er hatte sich den Ruf eines großen Diplomaten erworben.

Thomas Franz Graf von Schauenstein, Herr zu Reichenstein und Tamins aus Graubündten, 1727 Großrichter des Grauen Bundes, errichtete im Jahre 1734 im Dienste Kaiser Karl VI. ein Graubündtner-Regiment von 1200 Mann, aus 2 Bataillonen bestehend. Das Regiment erhielt seine Verwendung in Ungarn, zeichnete sich in verschiedenen Unternehmungen vortheilhaft aus, und wurde nach dem Frieden zu Belgrad 1739 aufgelöst. Freiherr von Schauenstein wurde im gleichen Jahre zum Generalmajor befördert und zum Reichsgrafen ernannt. Starb 1742.

Caspar Schmid aus Zürich. 1734 Oberst eines von den protestantischen Schweizercantonen in kaiserlichem Dienst errichteten Regiments zur Vertheidigung der vorderösterreichischen Waldstädte; — 1736 zum Generalmajor befördert, — trat er 1739 vom Dienste zurück, da sein Regiment in diesem Jahre wieder aufgelöst worden war. — Er starb 1745.

Franz Josef Freiherr von Niederöst, ältester Sohn des Generalmajors Franz Leodegar, trat 1702 als Hauptmann in das Regiment seines Vaters ein,*) avancierte 1711 zum Major im Regiment Diesbach, bei dessen Auflösung 1717 er zum Oberstlieutenant und 1734 zum Obersten und Commandanten der in diesem Jahre zur Vertheidigung der österreichischen Waldstädte von den katholischen Schweizer-Cantonen errichteten Regiments befördert wurde; 1737 avancierte er zum Generalmajor; — in demselben Jahre wurde das letztgenannte Regiment aufgelöst, worauf er den Dienst verließ. Er starb im Jahr 1746.

Johann Rudolf Daxelhofer aus Bern. Geboren 1691, trat er noch sehr jung in die Dienste Kaiser Leopold I., avancierte zum Hauptmann 1710 im Regiment von Erlach, zum Major 1715 im Regiment Tillier; machte den Feldzug dieses und des folgenden Jahres in Ungarn mit als Adjutant des Feldmarschalls Grafen Pálffy und zeichnete sich in verschiedenen Unternehmungen dieses Krieges gegen die Türken so sehr aus, dass er auf den Prinzen Eugen von Savoyen einen vortheilhaften Eindruck machte. Nach Auflösung des Regiments von Tillier wurde Daxelhofer mit demselben Rang 1717 in das Regiment Alt-Lothringen übersetzt; im Jahre 1719 wurde Major Daxelhofer mit den Functionen eines Oberstlieutenants im Regiment betraut, 1725 wirklicher Oberstlieutenant mit dem Wirkungskreis eines Obersten, — 1730 effectiver Oberst und Regimentscommandant mit Generalmajors-Patent; — er trat 1733 aus dem kaiserlichen Dienste zurück. Kaiser Karl VI., der es bedauerte, einen so verdienten Officier zu verlieren, ließ dem Entlassungsdecret des Generals Daxelhofer beifügen, dass er seinen Rang als Generalmajor beibehalte, wenn er wieder in kaiserliche Dienste eintreten sollte. Auf Grund dieses so ehrenvollan Vorbehaltes ließ Se. Majestät der Kaiser Daxelhofer im Jahre 1735 auffordern, in der vom Feldmarschall Graf Königsegg befehligten Armee von Italien ein Commando als Feldmarschallieutenant zu über-

*) Dieses Regiment Niederöst erscheint wahrscheinlich in keinem österreichischen Armee-Schematismus, weil es nur für einen bestimmten Kriegszweck errichtet und nach dessen Erreichung wieder abgedankt wurde. So noch andere Regimenter.

nehmen. Daxelhofer war damals, in seine Heimat zurückgekehrt, von der Regierung der Republik Bern zum Landvogt von Aubonne im Waadtland ernannt worden, und konnte darum diesem für ihn so äußerst ehrenvollen und schmeichelhaften Rufe keine Folge leisten; — Daxelhofer starb im Jahre 1756 in seiner Heimat.

Georg Franz von Abiberg aus dem Canton Schwyz, im Jahre 1702 Major im Regiment Niederöst, 1711 Major im Regiment Diesbach, quittierte im Jahr 1714, — trat erneuert in die Armee im Jahre 1734 als Oberstlieutenant im Regiment Niederöst mit den Functionen eines Obersten, wurde 1737 Oberst und Commandant dieses Regiments — 1750 Generalmajor. Er starb 1763 in seinem 89. Jahre.

VI.
Oberste.

Dietegen von Salis, wegen seiner ungewöhnlichen Stärke „Samson" genannt. Er war kaiserlicher Feldoberst, führte 1521—1525 die Bündner in dem vereinigten österreichisch-spanischen Heer, zeichnete sich bei Vicocca und Pavia aus und fiel 1531 beim Sturm auf Morbegno.

Ulrich Wilhelm Freiherr von Breitenlandenberg aus dem Thurgau, entstammte einer altadeligen Familie, die seit dem 11. Jahrhundert viele berühmte Männer aufzuweisen hatte und seit jener Zeit mit souveränen Häusern in Verwandtschaft war. — Geboren 1560, trat er im Jahre 1586 in die Dienste des Kaisers Rudolf II. als Rittmeister; 1592 war er Commandant eines Reiterregiments, und im gleichen Jahre Geheimer Rath und Mitglied der österreichischen Regentschaft in Schwaben — 1596 Gouverneur der Stadt und des Schlosses von Belfort, — erwarb die Herrschaften Essach und Bottensen im Jahre 1598; — er starb im Jahre 1612.

Johann Werner Freiherr von Escher aus Zürich, Herr zu Umkirch in Schwaben, trat in die Dienste des Kaisers Ferdinand II. als Major des Fußvolkes im Jahre 1622; avancierte 1628 zum Oberstlieutenant, war 1632 Oberst eines deutschen Infanterieregiments; 1633 Commandant von Villingen, behauptete sich als solcher bei zwei Belagerungen dieser Stadt durch den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, — zur Belohnung der dabei an den Tag gelegten Umsicht und Tapferkeit wurde er 1635 in den Reichsfreiherrenstand erhoben; 1636 war er Commandant von Breisach — 1644 Oberamtmann der österreichischen Herrschaften in Schwaben. Er starb zu Überlingen im Jahre 1653.

Johann Rudolf Freiherr Schmith von Schwarzenhorn von Stein am Rhein, entstammte einer sehr alten adeligen Familie, welche schon 1450 den Namen Schmith von Schwarzenhorn führte, und 1550 von Kaiser Karl V. ein Diplom zur Bestätigung ihres Adels erhalten hatte. — Johann Rudolf, dritter Sohn von Felix Schmith, Stadthauptmann von Stein, wurde 1590 geboren, kam 1599 nach Lindau und verlegte sich anfänglich auf die Malerei, — wozu er große natürliche Anlagen besaß; als solcher gewann er 1604 die Freundschaft eines im Dienste der Republik Venedig stehenden deutschen Grafen, der ihn nach Verona mitnahm, welche Stadt damals eine berühmte Malerschule besaß; im Jahre 1607 folgte der junge Schmith seinem Protector nach Dalmatien; — Letzterer im nächsten Jahr in einem Gefecht gegen die Türken tödtlich verwundet, vermachte sein ganzes Vermögen seinem Schützling. Schmith trat 1610 in den kaiserlichen Dienst als Hauptmann der Infanterie und gerieth 1612 in Ungarn in türkische Gefangenschaft. — Sclave eines Paschas, wusste er das Vertrauen seines Herrn durch seine Geschicklichkeit im Zeichnen und seine Kenntnis der italienischen Sprache zu gewinnen und erwarb sich auch in wenigen Jahren die gründliche Kenntnis der orientalischen Sprachen. Sein Herr war mittlerweile Kaimakam oder Gouverneur von Constantinopel geworden und bediente sich Schmith's als Dolmetscher bei den Verhandlungen mit den Ministern der christlichen Mächte. — Freiherr von Kurz, Gesandter des Kaisers Ferdinand II. bei der Pforte, machte die Bekanntschaft Schmith's, kaufte ihn los, brachte ihn nach Wien, und verschaffte ihm eine Anstellung in der kaiserlichen Kanzlei. Im Jahre 1627

wurde Schmith vom Kaiser Ferdinand II. in einer wichtigen Mission an den Großvezier nach Constantinopel geschickt; es handelte sich darum, den Sultan Amurath IV., einen sehr kriegerischen Fürsten, zur Verlängerung des mit dem Wiener Hofe abgeschlossenen Waffenstillstandes zu bewegen. Unterstützt vom Kaimakam, seinem frühern Gebieter, gelang es Schmith, dieses Ziel zu erreichen. — Um einen so wichtigen Dienst zu belohnen, ernannte der Kaiser Schmith zu seinem Residenten in Constantinopel unter Verleihung der Geheimrathswürde. Graf von Khevenhüller erwähnt des Residenten Schmith mit großem Lobe in seinen Ferdinandeischen Annalen. Mit Zustimmung des kaiserlichen Hofes und der ottomanischen Pforte versah Schmith diesen Posten bis zum Jahre 1637; — Kaiser Ferdinand III. ernannte ihn in diesem Jahre zum bevollmächtigten Gesandten in Constantinopel, und als solchem gelang es ihm, im Jahre 1639 den Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und Murad IV. auf weitere 10 Jahre zu verlängern; — 1642 kehrte er nach Wien zurück, wurde 1647 in den Reichsfreiherrenstand unter dem Namen „von Schwarzenhorn" erhoben und zum Beisitzer des obersten Kriegsrathes ernannt; — im Jahre 1650 wurde er erneuert als außerordentlicher Gesandter nach Constantinopel entsendet, zur Ratificierung und Signierung des mit Sultan Ibrahim abgeschlossenen Friedens; — im November 1651 nach Wien zurückgekehrt, ernannte ihn Kaiser Ferdinand III. 1656 zum 2. Präsidenten des obersten Kriegsrathes. Nach dem Tode dieses Monarchen im Jahre 1657 ernannte ihn sein Sohn, Erzherzog Leopold, zum zweiten Gesandten bei dem in Frankfurt zur Kaiserwahl eröffneten Reichstag. — Freiherr von Schwarzenhorn trug zur Erwählung seines Herrn viel bei. Eingeweiht in die Geheimnisse der kaiserlichen Minister, und ihr Vertrauen besitzend, wusste er in sehr geschickter Weise die vom Marschall von Grammont, dem außerordentlichen Gesandten Ludwig XIV., gegen diese Wahl gemachten Schwierigkeiten zu vereiteln. Im Jahre 1658 erhielt er seine Ernennung zum ersten Präsidenten des obersten Kriegsrathes; — 1664 wurde er vom Kaiser beauftragt, bei der schweizerischen Eidgenossenschaft eine Türkenhilfe zu verlangen. Diese Mission verschaffte ihm die Gelegenheit, seine Vaterstadt Stein wiederzusehen, wo er mit großen Ehren empfangen wurde; — von der zu Baden versammelten Eidgenössischen Tagsatzung wurde eine Beihilfe von 1000 Centner Pulver für dieses Jahr bewilligt. Im gleichen Jahre erwirkte er auch auf dem Reichstag zu Regensburg die Beschleunigung der Bestellung der Türkenhilfe. — Bis zum letzten Tage seines Lebens versah er mit größtem Pflichteifer die ebenso ehren- als mühevolle Stelle des ersten Präsidenten des obersten Kriegsrathes; — er starb am 12. April 1667. — Durch seine mit Maximilian von Seeau vermählte älteste Tochter wurde der Stamm der freiherrlichen Familie von Schwarzenhorn fortgepflanzt, welche Familie später in den Reichsgrafenstand erhoben wurde.*)

Adam Heinrich Freiherr von Keller, einer adeligen Familie von Schaffhausen entstammend, war 1626 Hauptmann zu Fuß unter Kaiser Ferdinand II., — 1631 Major, vertheidigte er in diesem Jahre mit großer Bravour das Schloss von Marienberg und zeichnete sich bei verschiedenen Unternehmungen in den Jahren 1632 und 1633 aus. Oberstlieutenant im Jahre 1634, Oberst eines deutschen Infanterie-Regiments im Jahre 1638, an dessen Spitze er unter General Graf Gallas die Feldzüge dieses und der beiden folgenden Jahre mitmachte. Von 1640 bis 1646 war er Commandant von Constanz, in welch' letzterem Jahre er seinen Abschied nahm. — Kaiser Ferdinand III. hatte den Oberst Keller im Jahre 1642 in den reichsunmittelbaren Freiherrenstand erhoben; als solcher wurde er mit dem Prädicat von Isenburg und Nordstätten im Jahre 1650 in die Matrikel des Schwäbischen Kreises, Neckar-Kreis eingetragen. Er starb im Jahre 1668 auf seinen Besitzungen in Schwaben, 91 Jahre alt.

*) In Streffleur's österreichischer militärischer Zeitschrift; Jahrgang 1892 sind die Biographien der k. k. Generale und Oberste aus der Familie von Salis veröffentlicht worden. Aus derselben befinden sich derzeit noch in der Generals-Charge der kürzlich in den Ruhestand getretene bisherige General-Genie-Inspector FZM. Daniel Freiherr Salis-Soglio und der FML. Karl Freiherr Salis-Samaden, Commandant der 14. Inft.-Truppen-Division. Außerdem befinden sich von gebornen Schweizern in diesen Chargen-Graden im Ruhestande des k. und k. Heeres die General-Majore Nüscheler von Nenegg und von Castella.

Johann Jost Göldlin von Luzern, Vater des Feldmarschallieutenants; trat 1661 in kaiserliche Dienste, — war 1675 Major der Infanterie; gerieth 1680 in ungarische Gefangenschaft, — erlitt während derselben große Misshandlungen und starb 1684 in dieser Gefangenschaft.

Josef Alexander Baron von Göldlin von Tieffenau, Sohn des Vorhergehenden und Bruder des Feldmarschallieutenants, trat 1693 in den kaiserlichen Dienst; war 1720 Oberstlieutenant im Regiment Jung-Lothringen, 1723 Oberst und Commandant dieses Regiments; 1724 Commandant der Festung Gaëta. Er starb im Jahre 1726.

Karl Adolf Freiherr von Salis geb. 1797. Er trat 1816 als Fähnrich ins Infanterie-Regiment Erzherzog Karl Nro. 3, wurde 1821 Lieutenant im Pionnier-Corps, 1828 Oberlieutenant im Jäger-Bataillon Nro. 2. Als solcher machte er im russischen Hauptquartier den Feldzug 1828 gegen die Türkei mit und wurde dann als Attaché der Botschaft in Petersburg zugetheilt. 1832 wurde er Hauptmann im Infanterie-Regiment Nro. 46 und Gouvernements-Adjutant in Mainz, 1842 Major, 1849 Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Nro. 58; im Verbande dieses Regimnets machte er 1848 die Belagerung von Wien und den Feldzug in Ungarn mit und zeichnete sich wiederholt aus, besonders in dem Gefechte bei Windschacht. In der Schlacht von Kápolna am 26. Februar 1849 verlor er beim Sturme auf einen Wald durch einen Granatsplitter das linke Auge und starb im Jänner 1856 an den Folgen dieser Wunde, nachdem er im Juli vorher zum Oberst und Commandanten des Infanterie-Regiments Nro. 3 ernannt worden war.

Von zwei hohen k. und k. Officieren.

Ein historischer Rückblick auf Österreich-Ungarns Helden und Heerführer.

Ja!
„Der Österreicher hat ein Vaterland
„Und liebt's, und hat auch Ursach es zu lieben."
Schiller.

Werfen wir einen kurzen Blick in die Annalen unseres Vaterlandes. — Wie viele Ruhmesbilder zeigen sich uns! Versetzen wir uns in jene Tage altersgrauer Vergangenheit, wo der Babenberger Heldenstamm die Ostmark regiert, fromme Fürsten, weise Gesetzgeber, kräftige Heldengestalten, einen Erlauchten, einen Tapferen, einen Heiligen, — Starken, — Tugendhaften, — Glorreichen, — Sieghaften nennt die Geschichte und mit einem Streitbaren endet die herrliche Reihe dieser Herrscher! — Der Erste von ihnen Leopold der Erlauchte erobert 985 die wichtige Grenzfestung Melk; — an der Unstrut erkämpft Ernst der Tapfere für seinen verlassenen Kaiser Heinrich IV. einen Sieg, den er mit dem Leben bezahlt; — Heinrich Jasomirgott erwirbt für seine Treue und Tapferkeit in Italien von Friedrich dem Rothbart (1155) den Herzogshut, sein Sohn Leopold der Tugendhafte gibt in seinem blutgefärbten Waffenrock, Österreichs Panier auf den Wall von Ptolomaïs pflanzend (1191), seinem Lande den schönsten Wappenschild, bei Damiette 1230 kämpft von Johannitern und deutschen Rittern umgeben, der glorreiche Leopold und Friedrich des Streitbaren tapferes Schwert schützt Neustadt und mit diesem Platze die deutschen Lande (1244) vor der Zerstörungswuth der Mongolen; zwei Jahre nachher am Sanct Veitsfeste (1246) endet dieser tapfere Fürst nach errungenem Siege an den Ufern der Leitha durch Friedrich von Frangipanis Speer sein Heldenleben. So frühe musste es denn enden jenes kräftige Herrschergeschlecht, das an jeder glänzenden Kriegsthat seiner Zeit so thätigen Antheil nahm.

Zweiunddreißig Jahre später stehen am Marchfelde zwei große Völkerstämme, der deutsche und slavische, einander gegenüber; es ist Kaiser Rudolfs des ersten Habsburgers in Österreich „heilige Macht" im Kampfe mit dem böhmischen Löwen, Přemysl Ottokar II.

Mit 17 Wunden bedeckt erliegt dieser ritterliche Fürst, von den Seinen verlassen, dem rächenden Todesstoße Siegfrieds von Merenberg.*) Die Thränen Kaiser Rudolfs bei Erhalt der Todesnachricht seines übermüthigen, aber großherzigen Gegners, überliefert uns die Geschichte, — und dieser Ausdruck theilnehmenden Schmerzes ehrt den Sieger — wie den Besiegten. — 42 Jahre später, 1322, wird bei Mühldorf die Zweikaiserschlacht geschlagen zwischen Rudolfs Enkel, Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer. Ersterer wird gefangen, — und als er seiner schweren Haft auf der Veste Trausnitz unter Bedingungen auf Ehrenwort entlassen wird, kehrt er, da er diese nicht erfüllen will oder kann, wieder dahin zurück! „Ist's möglich? Ist's wahr?" rief Papst Johann XXI. aus, als er hievon Kunde erhielt, — und ganz Deutschland staunte ob so viel Ehre! solcher Treue!

Über ein halbes Jahrhundert schwindet und wir sehen in den Engpässen bei Sempach 1386 seinen würdigen Neffen Leopold den Biedern an der Spitze seiner Ritter gegen die schweizerischen Eidgenossen kämpfen. „Leopold sieht nicht von weitem zu, wenn seine Ritter für ihn fallen," ruft er in edler Begeisterung, und der tapfere Herzog mit 600 seiner Ritter bedecken mit ihren blutigen Leichen das Schlachtfeld. Sein Sohn Ernst der Eiserne schlägt 1418 den ersten Einfall der Türken bei Radkersburg glänzend zurück, — bei Belgrad besiegt der tapfere Ungarheld Johannes Hunyad mit dem Franziskaner-Mönch Capistran die vordringenden Osmanen 1453 und fast gleichzeitig vertheidigt, ein zweiter Cocles, der steierische Ritter Andreas Baumkircher die Brücke von Wiener-Neustadt gegen die vordringenden Empörer. — 1493 besteigt der Weißkönig Maximilian I. den Kaiserthron! Sein ganzes Leben ist reich an ritterlichen Thaten und romantischen Zügen. Er kämpft gegen Frankreich und die Schweiz, liefert das berühmte Sporengefecht bei Guinegate 1513, gründet das erste stehende Heer und der letzte Ritter des Mittelalters wird so der erste Soldat einer neuen Zeit.

Es folgen die Kämpfe bei Bicoca, — Pavia — und 1529 sieht Wien den Sieger von Rhodus vor seinen Mauern, aber der tapfere Graf Niclas Salm schlug alle Angriffe und Stürme der Türken zurück. — „Ich kam, sah und Gott siegte" sind die bescheidenen Worte des stolzen Herrschers, in dessen Reichen die Sonne nie untergieng, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547.

Abermals rückt Soliman an und belagert die Grenzveste Sziget 1665, findet aber dort seine Thermopylen und in den tapfern Ban von Croatien, Niclas Zrinyi, seinen Leonidas — ungefähr dreißig Jahre später eroberte Graf Adolf Schwarzenberg die Festung Raab, an der Kulpa erfochten Andreas von Auersperg, Thomas Erdödy, — in Ungarn Christoph von Teuffenbach, Karl von Zierotin, Ruprecht von Eggenberg, Karl von Mansfeld, Sigmund von Hager Siege und Vortheile über die Türken.

Im dreißigjährigen blutigen Streite religiöser Überzeugungen und irdischer Vortheile treten uns gleich im Beginn, drei ritterliche Wallonen als Heldenführer entgegen, so der tapfere, brave und ehrliche Tilly — ferner der tapfere Dampierre, der Retter in der Noth und Karl Buquoy der kühne Vertheidiger von Arras — nebst ihnen Caspar Stadion, Octavio Piccolomini, Rudolf von Teuffenbach Melchior Hatzfeld, die Reitergenerale Beck und Werth. Aber als erster Feldherr dieser Kriegsepoche: Albert Graf Waldstein der Herzog von Friedland „des Glückes abenteuerlicher Sohn, des Lagers Abgott und der Länder Geißel" und ihm zur Seite als erster Soldat Gottfried Pappenheim, der Telamonier des Heeres, seiner hundert Narben wegen der Schrammhans genannt.

Die Rettung Ferdinand II. vor Rebellen-Übermuth durch die wackeren Kürassiere des Regimentes Dampierre — der Sieg Tilly's und Buquoys am weißen Berge beginnen den Reigen dieses furchtbaren Kampfes, das brennende Magdeburg ist dessen Trauerfackel, die Tage von Lützen mit dem Falle des Schwedenkönigs Gustav Adolf und des Grafen Pappenheim, — jene von Nördlingen, Leipzig, dann der Vertheidigung von Brünn und Wien folgen und jene der Prager Altstadt unter Graf Colloredo beschließt diesen traurigen Krieg. — Doch nur kurz währt die nun eintretende Ruhe, — es wird an den Ufern des Rheines gegen die Franzosen unter Turenne und Condé, an jenen der Raab gegen die Türken gekämpft,

*) Vergleiche V. E. I. 88.



Radetzky und sein Stab im Feldzug 1849.
Nach einer Lithographie von August Ritter von Pettenkofen 1849.

welch' Letztere von dem genialen Montecuccoli und dem frommen Spork bei St. Gotthard geschlagen werden.

Und wieder nach 154 Jahren weht der türkische Rossschweif — und die Prophetenfahne vor den Mauern Wiens 1683. Es gilt Christenthum oder Islam, Kreuz oder Halbmond. Doch die deutsche Kaiserstadt, hat in ihrem Commandanten Grafen Ernst Rüdiger Starhemberg ihren umsichtigen, heldenmüthigen Vertheidiger — und in dem großen Türkenbesieger Karl von Lothringen ihren rettenden Befreier gefunden. Und im Laufe der nächsten drei Lustren wird Ofen 1686 erstürmt, bei Mohacs und Szlankamen Vernichtungsschlachten geschlagen, 1687 und 1691 — und selbst der Tod des edlen Grafen Veterani bei Lugos kostet Mustapha II. zehntausend seiner tapferen Janitscharen. Der glänzende Sieg bei Zenta 1697 eröffnet die Feldherrn- und Ruhmesbahn des Prinzen Eugen — und hat den Frieden von Karlowitz ermöglicht 1699. Aber zwei Jahre später beginnt der Kampf um das spanische Erbrecht der deutschen Habsburger, in Italien, in Deutschland — in Spanien, in der Niederlande — Höchstädt, Cassano, Luzzara, Turin, Oudenarde und Malplaquet, Almenara, Saragosa und Villaviciosa sind die Hauptschlachten dieser Epoche. — Prinz Eugen der große Savoyer und Guido Starhemberg sind deren bedeutendste kaiserliche Feldherren. Abermals werden gegen die Türken bei Peterwardein und Belgrad Schlachten geschlagen und Siege erkämpft unter des „edlen Ritters" herrlicher Führung. 1716 und 1717. — Der polnische Wahlkrieg — der Heldentod Florimund Mercy's bei Parma — endlich der unglückliche russisch-türkische Auxiliarkrieg folgen sich in nur kurzen Unterbrechungen.

Ein erhebender Anblick bietet sich uns jetzt, es ist der einer 23jährigen Fürstin, voll männlicher Kraft und weiblicher Würde, voll anmuthiger Schönheit, von Freunden verrathen, von Feinden umrungen! — Als treue Ritter und Vasallen ihr zur Seite die Feldmarschälle Grafen Khevenhüller und Traun jener „Der redliche Beschützer," von seiner Herrscherin genannt und dieser der erste Stratege seiner Zeit. — Der Sieg bei Simbach, — die Eroberung Südbayerns, — die weiteren Siege bei Composanto, Piacenza und Rottofredo bezeichnen diese Epoche. — Nach achtjähriger Ruhe beginnt der siebenjährige Krieg, bei Kolin erkämpft sich das wallonische Dragoner-Regiment de Ligne das denkwürdige Vorrecht der Bartlosigkeit und Feldmarschall Daun das erste Großkreuz des neu gestifteten nach seiner Kaiserin genannten Ordens. Der glänzende Überfall bei Hochkirch, der preußische Finkenfang bei Maxen, die Siege von Kunersdorf und Landshut, die Eroberung von Schweidnitz, ebenso aber auch die Vertheidigung dieses Platzes künden den Ruhm der Armee, und die Namen Daun, Lacy, vor allen aber Loudon leben fort als unsterbliche Trias von Feldherrntugenden. — Ein abermaliger und letzter Kampf mit dem Halbmond bringt glänzende Waffenthaten: die Vertheidigung der Veteranischen Höhle, die Erstürmung Belgrads, aber keine greifbaren Vortheile mit sich.

Und jetzt kommen wir zu dem 23-jährigen Kriege gegen Frankreich, in der Niederlande, in Deutschland und in Italien! Bei Troisville glänzt der kühne Reiter-Angriff des künftigen Siegers von Leipzig, und der Tag von Aldenhoven, die Siege bei Neumarkt, Amberg und Würzburg, die Eroberung von Kehl — die Tage von Ostrach, Stockach, Zürich sind die Lorbeeren, mit denen Erzherzog Karl seine jugendliche Feldherrnstirne umwand. — In Italien sind es Kray und Suwarow, die ihren glänzenden Ruhmeszug 1799 führen! — Auf den Fluren des Marchfeldes schlug nach 531 Jahren abermals ein Fürst aus Habsburgs Stamme eine Entscheidungsschlacht, diesmal gilt es den Adlern der Prätorianer Napoleons! — „Aspern und Karl" ist der trunkene Siegesruf, der in ganz Deutschland widerhallt! — Bei Wagram erfocht sich das Regiment Graf Erbach den Grenadiermarsch, am Predil und bei Malborghetto fallen Henzel und Hermann, und in den Tirolerbergen kämpft ein biederes Volk für die Rechte seines Fürsten. Die Schlachten von Brienne, Arcis sur Aube, Fère Champenoise und Paris beenden das bei Leipzig so schön begonnene Siegeswerk und tragen mit unvergänglichen Zügen den Namen Schwarzenbergs in die Tafeln des Ruhmes zur Bewunderung für künftige Geschlechter ein. — Es folgt ein 33-jähriger Friede, in dieser Zeit pflanzt das Siegers von Aspern früh dahingegangene Sohn Erzherzog Friedrich Österreichs Banner auf die Mauern von Pto-

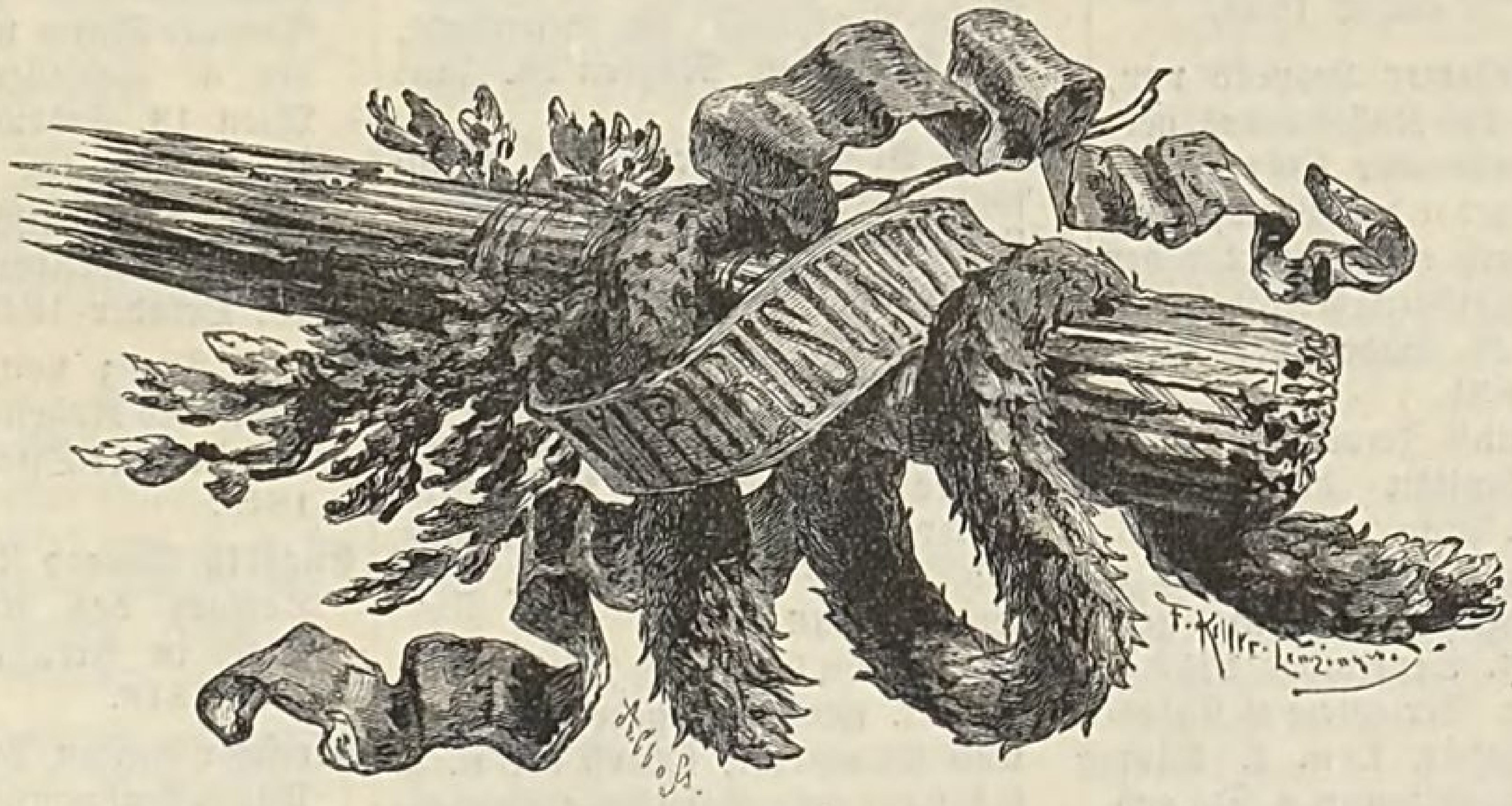
lomaïs! — Wieder vergehen mehrere Jahre, da ertönt „Schwertgeklirre und Schlachtgesang“ von Süden nach Norden — von Westen nach Osten; — die heißen blutigen Siegestage von Santa Lucia, Vicenza, Somma Campagna, Custoza, Mailand, Mortara und Novara bekränzen mit unverwelkbaren Lorbeeren das greise Haupt des ewig jungen Marschalls, des Feldherrn-Nestors jenseits der Alpen, ihn umgeben Schönhals und Heß, die Männer des Gedankens und der That; — an der Moldau erschallen die Kanonen des Hradschin und ein ritterlicher Fürst (Windischgrätz) bezwingt mit den Waffen und wahrer Seelengröße die empörte böhmische Hauptstadt,*) — bringt Wien zu Gehorsam und Pflicht, und mit ihm der Dichter aus dem Glina-Thale, jener Held, dessen kühner Geist und felsenfeste Treue unerschütterlich sind; **) und in Pannoniens Marken kämpfen der energische Haynau, der tapfere Schlick — und besiegeln ihre Treue durch den Heldentod Hentzi und Alnoch, Österreich's jüngste Leonidasse!

*) FM. Fürst Windischgrätz V. E. I. 834. II. 835 und 837.

**) FZM. Graf Josef Jellačić. V. E. I. 832 und II. 836, 337.

Wieder ein Decennium geht vorüber, — es sind die alten Feinde in Italien der Franke und Sarde, — bei Magenta zeichnen sich Preußen-Husaren, die Infanterie-Regimenter Belgien und Hessen besonders aus, — und während der Schlacht bei Solferino schlug Benedek „der Tapferste der Tapfern“ bei San Martino die Piemontesen in wilde Flucht; — fünf Jahre später erstürmt die eiserne Brigade den Königshügel bei Oberselk im hohen Norden, — und zwei Jahre nachher wird der Trauertag von Königgrätz, durch den glorreichen Sieg des Erzherzogs Albrecht bei Custoza und den herrlichen Ruhmestag bei Lissa unter Österreich-Ungarns unvergeßlichem Admiral, den leider viel zu früh dahingeschiedenen Tegetthoff, wenn nicht vergessen, doch gemildert. Mit der Occupation Bosniens und der Herzegowina unter blutigen Kämpfen schließt Österreich-Ungarns immer ehrenvolle, häufig glänzende kriegerische Thätigkeit.

Andreas Graf Thürheim.



Verzeichnis

der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.*)

Therese von Bayer,* königliche Prinzessin von Bayern, k. u. k. Sternkreuz-Ordensdame, Oberst-Vorsteherin und Äbtissin des k. Damenstiftes zur Heiligen Anna in München, Ehrenmitglied der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften, geb. München 12. November 1850.

Angeli Moriz Edler von, Oberstlieutenant des Armeestandes im k. und k. Kriegs-Archiv, geb. Wien 2. December 1829.

Anthaller Franz, fürsterzb. geistlicher Rath, Schulinspector, Professor an der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in Salzburg, geb. Salzburg 30. November 1821.

Asboth Johann von, ungarischer Reichstags-Abgeordneter, geb. Szatemik im Krassó-Szörényer Comitat in Ungarn 7. Juni 1845.

Auspitz Leopold (Egon Berg), k. u. k. Oberst des Armeestandes im Präsidial-Bureau des Reichs-Kriegs-Ministeriums, geb. Nikolsburg in Mähren 5. December 1838.

Beckh-Widmanstetter Leopold von, Hauptmann des Ruhestandes, geb. Graz 15. November 1841.

Bekk Adolf, Doctor der Philosophie, k. k. Schulrath und Director der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in Salzburg, geb. Baden bei Wien 16. Juni 1831.

Benko von Boinik Jerolim, k. u. k. Fregatten-Capitän des Ruhestandes, geb. Prag 2. Febr. 1843.

Berghoffer Josef, Professor am k. ung. Gymnasium in Fiume, geb. Budapest 13. September 1859.

Berzeviczy von Berzevicze et Kakas-Lomnicz Aladár, k. u. k. Kämmerer und Hauptmann a. D., geb. Groß-Lomnicz in Ungarn 31. Dec. 1833.

Bettali Oswald, k. u. k. Major des Geniestabes und Genie-Director in Miskolcz, geb. Viggiù in der Lombardei 8. März 1846.

Bodenstein Cyriak, Dr. der Philosophie, Privat-Docent für Kunstgeschichte mit besonderer Berücksichtigung d. österreichischen Kunst an der k. k. techn. Hochschule und Lehrer der gleichen Gegenstände an 2 andern Lehranstalten in Wien, geb. Wien 17. Juli 1846.

Bogdan Blasius, Geheim-Secretär Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand IV., Großherzogs von Toscana, geb. Ragusa 13. Febr. 1843.

Bretschneider Moriz, k. u. k. Hauptmann des Infanterie-Regiments König Humbert I. von Italien Nr. 28, Lehrer an der Militär-Unter-Realschule in Eisenstadt, geb. Pirnitz in Mähren 28. Juni 1857.

Busson Arnold, Doctor der Philosophie, Professor an der Universität in Graz, geb. Münster in Westphalen 28. Mai 1844, † Graz 7. Juli 1892.

Cába Wenzel, Dr. der Theologie, geistlicher Professor und Seelsorger an der k. u. k. Militär-Unter-Realschule in Eisenstadt, geb. Krems in Böhmen 8. September 1846.

Coronini von Cronberg Franz Graf, k. u. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Oberst der n. a. k. k. Landwehr-Cavallerie, Landeshauptmann von Görz und Gradisca, Reichsraths-Abgeordneter, geb. Görz 18. November 1833.

Dieter Heinrich, k. u. k. Hofbuchhändler in Salzburg, geb. Berleburg in Preußen 27. April 1838.

Dolleczek Anton, k. u. k. Hauptmann im Corps-Artillerie-Regimente Ritter von Ludwig Nr. 14, geb. Stryj in Galizien 6. Dec. 1849.

Duncker Karl von, k. u. k. Major des Armeestandes, Vorstand der Schriften-Abtheilung des Kriegs-Archivs, geb. Berlin 16. Jänner 1830.

Du Nord Wilhelm, k. u. k. Hauptmann des Ruhestandes, geb. Budapest 18. November 1836.

Eichinger Franz, k. u. k. Rittmeister des Dragoner-Regiments Kaiser Franz Josef I. Nr. 11, geb. Oberhaid in Böhmen 13. Nov. 1856.

Eisenstein Richard Ritter von, k. u k. General-Major und Commandant der 3. Cavallerie-Brigade, geb. Wien 13. Februar 1837.

Emmer Johannes, Dr. General-Secretär des deutschen und österreichischen Alpenvereins, geb. Wien 18. October 1849.

Erlach Franz von, k. u. k. Hauptmann des Ruhestandes, geb. Peurbach in Ober-Österreich 17. October 1840.

Engerth Eduard Ritter von, k. u. k. Hofrath des Ruhestandes, geb. Pleß in Preußisch-Schlesien 13. Mai 1818.

Fleischer Gustav, Professor im königl. Unter-Realgymnasium in Belovar in Kroatien, geb. Belovar 13. Dec. 1856.

Frankl von Hochwart Ludwig Aug., Ritter von, kaiserl. Rath, Doctor der Medicin, geb. Chrast in Böhmen 3. Februar 1810.

---

*) Deren Namen erscheinen auch im Personen-Verzeichnis und es sind in demselben die Seitenzahlen ihrer Aufsätze angegeben.

Fraxola Blasius Ritter von, Geheim-Secretär des Ruhestandes Sr. königl. Hoheit des Herzogs Robert von Parma, geb. Parma 8. Februar 1817.

Gebell von Ennsburg Franz Joh. Ritter, Hofrath des Ruhestandes, geb. Graz 7. April 1817.

Grienberger Theodor von, Amanuensis an der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien, geb. Mittersill im Herzogthum Salzburg 15. Jänner 1855.

Gröber Karl, k. u. k. Hauptmann der Batterie-Division Nr. 9, geb. Bersaska bei Orsova, 18. Juni 1847.

P. **Guggenbichler** Gaudentius, Franziskaner-Ordenspriester, ehemal. General-Definitor dieses Ordens in Rom, jetzt Lehrer am öffentlichen Ordens-Gymnasium in Bozen, geb. Jenbach in Tirol 13. Mai 1829.

Halka Alexander (Pseudonym).

Halm Margareta (Pseudonym) geborene Alberta von Wilhelm, verehelichte Maytner, geb. Neu-Sandec in Galizien 8. April 1835.

Hammerle Alois, k. k. Bibliothekar des Ruhestandes, geb. Imst 25. November 1820.

Hannak Emanuel, Dr. der Philosophie, Director des städtischen Pädagogiums in Wien, geb. Teschen am 30. Mai 1841.

Haradauer Edler von Heldendauer Karl, k. und k. Oberst des Armeestandes im militär-geographischen Institut, geb. Masessina in Italien 6. August 1834.

Haselbach Karl, Dr., Weltpriester, k. k. Professor im Ruhestande, geb. Wien 19. November 1830.

Haymerle Alois Ritter von, k. u. k. unangestellter General-Major, geb. Wien 26. December 1829, † Hietzing 20. September 1887.

Héyret Marie, Lehrerin, Schriftstellerin, geb. Wien 6. Jänner 1856.

Hippoliti di Paradiso e Montebello Franziska Freiin von, geborene Freiin von Lerchenfeld-Aham, k. und k. Sternkreuz- und königlich bayrische Elisabeth-Ordensdame, geb. München 26. Juli 1850.

Hirn Josef, Dr. der Philosophie, k. k. Professor an der Universität in Innsbruck, geb. Sterzing 10. Juli 1848.

Höfler Constantin Ritter von, Dr. der Philosophie, Hofrath des Ruhestandes, lebenslängliches Herrenhaus-Mitglied, ehemaliger Professor an der Universität in Prag, geb. Memmingen in Bayern 26. März 1811.

Horak Hugo Th., Director des k. k. Staats-Gymnasiums in Brünn, geb. Geritsch in Mähren 1. April 1849.

Horeczky Arthur, k. und k. Major im Corps-Artillerie-Regimente Erzherzog Wilhelm Nr. 3, geb. Rohov in Ungarn 12. August 1849.

Hupfauf Johann Peregrinus, Domchor-Director in Salzburg, geb. Schwaz 22. März 1856, † Salzburg 14. October 1889.

Janku Johann, kunstwissenschaftlicher Hilfsbeamter in der Allerhöchsten k. und k. Familien-Fideicommiß-Bibliothek, geb. Wien 25. Jänner 1828.

Jedina Angelo Ritter v., k. und k. Hauptmann im Infanterie-Regimente Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst in Agram, geb. 2. Mai 1857.

Jedina Leopold Ritter von, k. u. k. Corvetten-Capit., Marine-Attaché bei der k. u. k. Botschaft in London, geb. Aspern in Nieder-Österreich 24. Mai 1849.

Kaltenhauser Alois, Domvicar in Salzburg, Redacteur der „Salzburger Kirchenzeitung" geb. Strass in Tirol 21. August 1857.

Kelcz von Fületicz Sigmund, Hauptmann im Infanterie-Regiment Michael, Großfürst von Russland Nr. 26, geb. Rozgony in Ungarn 29. October 1849.

Kollmann Josef, k. k. Postofficial beim Postamte in Salzburg, geb. Prellenkirchen in Nieder-Österreich 28. Mai 1850.

Krainz Johann, Oberlehrer in Andritz in Steiermark, geb. Cilli 6. September 1847.

Kummer Karl Ferdinand, Dr. der Philosophie, k. k. Landesschulinspector in Wien, geb. Linz 31. Mai 1848.

Kunz Eduard, Dr. der Philosophie, Professor am k. k. Staats-Gymnasium in Salzburg, geb. Teschen in Schlesien 16. October 1846.

Kupsa Victor, k. u. k. Major des Armeestandes, Lehrer an der Militär-Ober-Realschule in Mähr.-Weißkirchen, geb. Tischnowitz in Mähren 11. Mai 1841.

Laczkó Karl, Professor an der k. ungarischen Ober-Realschule in Nagy-Kálló, geb. Kirchdrauf in Ungarn 8. Jänner 1853.

Lehnert Josef Ritter von, k. u. k. Linienschiffs-Capitän, Vorstand der Präsidial-Kanzlei der k. u. k. Marine-Section des Reichs-Kriegs-Ministeriums, geb. Mailand 2. Jänner 1841.

Leitenberger Johanna verehelichte Wolf, Schriftstellerin, Dichterin, geb. Prag 31. Jänner 1818.

Lentner Ferdinand, Dr. der Rechte, k. k. Professor an der Universität in Innsbruck, geb. Salzburg 14. December 1841.

Littrow Heinrich Ritter v., k. u. k. Linienschiffs-Capitän des Ruhestandes, geb. Wien 26. Jänner 1820.

Lukſch Josef, k. und k. Professor an der Marine-Akademie in Fiume, geb. Graz 29. August 1836.

Maasburg (Maschek von) Friedrich, Doctor der Rechte, wirklicher Hofsecretär und k. u. k. Cabinets-Concipist in der Cabinet-Kanzlei Sr. Majestät des Kaisers und Königs, geb. Schloss Schambach in Böhmen 20. October 1838.

Marx Friedrich, Oberst des k. k. Landw.-Ruhestandes, geb. Steinfeld in Kärnten 29. Sept. 1830.

Mayer Anton, Dr., Custos des niederösterreichischen Landes-Archivs u. der Bibliothek und Redacteur der Blätter für Landeskunde in Nieder-Österreich, geb. Wien 18. September 1838.

Mühlwerth-Gärtner Friedrich Freiherr von, k. u. k. Oberstlieutenant des Armeestandes, geb. Wien 8. September 1836, † 16. August 1890.

Müller von Königsbrück Ladislaus, k. u. k. Oberst des Pionnier-Regiments und Commandant der Militär-Ober-Realschule in Mährisch-Weißkirchen, geb. Temesvár 3. Jänner 1838.

Nedopil Karl, k. u. k. Major des Ruhestandes, geb. Znaim 8. März 1823.

Officiere, von zwei hohen, (Pseudonym für zwei k. u. k. Generale).

Pach Oskar, siehe Prochaska.

Pachner von Eggenstorf Anton Freiherr, k. u. k. Hofrath und wirklicher Cabinets-Secretär des Ruhestandes Sr. Majestät des Kaisers u. Königs, dann Wappenkönig des goldenen Vlies-Ordens, geb. Wien 13. October 1818.

Paradeiser Wenzel, Abtheil.-Vorstand beim hydrographischen Amt des k. u. k. Hafen-Admiralats in Pola, geb. Stockerau 24. August 1838.

Peter Anton, k. k. Schulrath und Director der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in Teschen, Mitglied des k. k. schlesischen Landesschulrathes, Conservator der k. k. Central-Commission für Erhaltung der Baudenkmale, geb. in Johannisberg in Österreich-Schlesien 12. April 1831.

Pfundheller Josef, k. k. Landesgerichts-Directions-Adjunct des Ruhestandes, geb. Wien 22. Mai 1813, † in Währing 27. Februar 1889.

Pirckmayer Friedrich, Regierungs-Archivar in Salzburg, Conservator der Central-Commission für Erhaltung der Baudenkmale, geb. Schärding in Ober-Österreich 16. December 1835.

Přecechtěl Theodor Rupert, Doctor der Theologie, Serviten-Ordenspriester in Wien, geb. Lobodice in Mähren 20. Jänner 1821.

Preu zu Corburg und Luffenegg Anton von, k. u. k. Oberstlieutenant des Ruhestandes, geb. Innsbruck 7. Februar 1839.

Prochaska Gabriel (Pach Oskar), k. u. k. Major des Ruhestandes, geb. S. Gabriela in Böhmen 8. März 1833, † Budweis 30. September 1885.

Proschko Franz Isidor, Dr. der Rechte und der Philosophie, k. u. k. Regierungsrath des Ruhestandes, geb. Hohenfurt in Böhmen 2. April 1816, † Wien 6. Februar 1891.

Proschko Hermine Camilla, Schriftstellerin und Dichterin, geb. Linz 29. Juli 1854.

Przibram Ludwig, k. u. k. Hofrath und General-Consul in Zürich, geb. Prag 1840.

P. **Ratschiller** Fructuosus, Franziskaner-Ordenspriester in Lienz in Tirol, geb. Schlanders in Tirol, 7. Juni 1836.

Rechberger von Rechcron Josef Ritter v., k. u. k. Oberst des Ruhestandes, geb. Mautern in Nieder-Oesterreich 24. Febuar 1824.

Rehm Paul von, k. u. k. Hauptmann des Artilleriestabes, zugetheilt dem General-Artillerie-Inspector, geb. Prag 15. September 1855.

Renner Victor von, Professor am Lehrer-Pädagogium u. am Real- und Ober-Gymnasium in der Leopoldstadt der Commune Wien, geb. Kuchel bei Preßburg 18. December 1846.

Richter Eduard, Dr. der Philosophie, k. k. Professor an der Universität in Graz, geb. Mannersdorf in Nieder-Österreich 3. October 1847.

Rosen Alexander, in Verwendung im literarischen Bureau des k. u. k. Ministeriums des Äußern, geb. Ödenburg 7. März 1845.

Salis von Samaden Karl Freiherr, k. u. k. Kämmerer, Feldmarschall-Lieutenant und Commandant der 14. Infanterie-Truppen-Division in Preßburg, geb. Mainz 21. November 1836.

Schaffer Wenzel, Custos an der k. u. k. Familien-Fideicommiß-Bibliothek, geb. Vierhöfen in Böhmen, † Wien 23. Jän. 1891.

P. **Scheyring** Sebastian, jubilierter Franziskaner-Ordenspriester in Salzburg, geb. in Telfs in Tirol 21. Juli 1817.

Schlieben Ludwig von, k. u. k. Major des Ruhestandes, geb. Boyden in Preußen 23. Mai 1845.

Schlossar Anton, Dr. der Rechte, Custos an der Universitäts-Bibliothek in Graz, geb. Troppau 27. Juni 1849.

Schmied Franz, Professor am k. k. Staatsgymnasium in Teschen, geb. Aujezd in Mähren 14. October 1840.

Schmued Ludwig, Gymnasial-Director des Ruhestandes, Gemeinderath in Salzburg, geb. Salzburg 21. August 1827.

Schneider von Arno José Baronin, Haller Stiftsfräulein, geb. Wien 17. Februar 1854.

Schnobrich Eduard Stanislaus, zuletzt supplierender Gymnasiallehrer in Przemysl, soll jetzt Novize im Dominikaner-Orden sein, geb. Brody 8. October 1863.

Schönfeld Julius, Hauptmann des Infanterie-Regiments Kaiser Franz Josef Nr. 1, geb. Semil in Böhmen 28. August 1853.

Seidl Franz, Director der städtischen Bürgerschule in Salzburg, geb. Grün in Böhmen 24. April 1838.

Soldaten, von einem alten (Pseudonym für einen ehemaligen k. k. Officier, dermaligen höheren k. u. k. Professor).

Sommer Wenzel, Dechant und Bezirks-Vicar in Schlackenwerth, geb. Joachimsthal 15. December 1823, † in Schlackenwerth in Böhmen 20. August 1886.

Strasoldo Freih. auf Grafenberg Cäsar Graf, k. u. k. wirklicher Kämmerer, Oberlieutenant in der Reserve des 10. Feld-Jäger-Bataillons und Ministerial-Secretär im k. k. Landes-Vertheidigungs-Ministerium, geb. Monza 14. August 1851, † in Wien 10. Mai 1890.

Strele von Bärwangen Richard, Ritter von, Custos und Vorstand der k. k. Studien-Bibliothek in Salzburg, geb. Bozen 10. Jänner 1849.

Szibenliszt Adalbert, Hauptmann im k. u. k. Pionnier-Regimente, geb. Güns 25. Mai 1852.

Tandler von Tanningen Josef Ritter, pensionierter k. k. Ministerialrath, geb. in Prag 12. Jänner 1807, † Langenwang in Steiermark 1. September 1891.

Tenger Mariam Pseudonym.

Teuber Oskar, Schriftsteller, Redacteur des „Wiener Fremdenblatt," geb. Weikersdorf bei Braunau in Böhmen 11. December 1852.

Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg, Reichsfreiherr, k. u. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, Feldmarschall-Lieutenant und Erzieher der Söhne Sr. k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV., Großherzogs von Toscana, geb. Sanct Leonhard im Lavantthale in Kärnten 14. Februar 1835.

Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg Reichsfreiin, geborene Reichsgräfin zu Strasoldo Freiin auf Grafenberg Valeria, k. u. k. Sternkreuz-Ordensdame, geb. Peuma bei Görz 18. Februar 1847.

Thürheim Andreas Reichsgraf, k. u. k. Kämmerer und Major außer Dienst, geb. Schloss Efferding in Ober-Österreich 17. Mai 1827.

Villani Ottokar Freiherr von, k. u. k. Hauptmann des Ruhestandes, geb. Striczkov in Böhmen 16. Juli 1849.

Wagner Hermann F., Professor an der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in Linz, geb. Ernstbrunn in Nieder-Österreich 4. August 1844.

Waneck Adolf, Professor an der Landes-Ober-Realschule in Ostrau in Mähren, geb. Wien 29. December 1851.

Werner Richard Maria, Dr. der Philosophie, Professor an der k. k. Universität in Lemberg, geb. Iglau 14. August 1854.

Wetzer Leander von, k. u. k. General-Major und Director des k. u. k. Kriegs-Archivs, geb. Freiburg im Breisgau 17. Februar 1840.

Weyhe-Eimke Arnold, Freih. von fürstlich Lippe'scher Archivar in Nachod, geb. Lüneburg 8. Februar 1830.

Wiedemann Theodor, Dr. der Theologie, Weltpriester, Chef-Redacteur der Salzburger Zeitung geb. Mittelstetten in Bayern 30. Aug. 1823.

Willner Alfred Ritter von, Dr. Redacteur und Eigenthümer der Revue de l'Est, geb. Wien 11. Juli 1859.

Wiser Friedrich, Ritter von, k. u. k. General-Major des Ruhestandes, geb. Stanislau 26. Mai 1835.

Wurzbach von Tannenberg Constantin Ritter, Dr. der Philosophie, k. k. Regierungsrath im Ruhestande, geb. Laibach 11. April 1818.

Wurzel Eler v. Hohentann, k. u. k. Oberstlieutenant des Ruhestandes, geb. Stanislau 5. Juni 1829.

Wychodil v. Hannaburg Emil, Ritter, k. k. Statthalterei-Concipist bei der Bezirkshauptmannschaft in Wallachisch-Meseritsch, geb. in Hermannstadt 27. Februar 1864.

Zdekauer Konrad, Ritter von, Dr. der Rechte, Hofsecretär im k. u. k. Ministerium des Äußern, geb. Prag 13. Mai 1847.

Zeißberg Heinrich Ritter von, k. k. Hofrath und Professor an der Universität in Wien, geb. Wien 8. Juli 1839.

* * * Ein k. und k. General.

Perſonen-Verzeichnis über den I. und II. Theil. *)

A.

Aarburg Ritter I 181.
Abel II 707.
Abdul Aziz, Sultan, II 503, 534.
Abdul Medſchid, Sultan, II 187, 240, 534.
Abel II 45.
Abel L. II 603.
Abensperg-Traun ſiehe Traun.
Aberle I 308.
Abiberg G. F. von II. 779.
Abraham a Sancta Clara I 555, 622—24, II 692.
Achaz (Ajaccio) I 459, 647.
Achen Johann von I 387.
Achenbach II 613.
Achmed Köprili, Großvezier, I 521 bis 23.
Achtum, bulgariſcher Fürſt, I 47.
Ackermann II 738.
Adalbert I., öſterreichiſcher Markgraf, I 48, 52.
Adalbert hl., Biſchof, II 269, 660.
Adam, Kupferſtecher, II 627.
Adam Fr. II 250, 301.
Adam H. II 603.
Adamberger A. II 236, 412—14, 699.
Adelung Fr. I 356, 529.
Adolf I., Kaiſer, I 89, 117, 119—22, 682.
Adria, Fregatte II 755.
Aebi I 158.
Aeneas Sylvius Piccolomini ſiehe Papſt Pius II.
Aeſop II 746.
Affliggio II 699.
Agghäzy II 614.
Agnes, Kaiſerin, I 89. II 651.
Agnes (Habsburg) Königin von Ungarn, II 651.
Agnes (Habsburg), Herzogin von Sachſen, II 650.
Agnes (Prinzeſſin v. Böhmen), Herzogin von Öſterreich, II 650.
Agnes, Markgräfin von Öſterreich, I 51—55.
Agneſi Maria I 867—69.
Agricola II 622.
Aichinger II 675.
Aiſt I 75.
Albani, Cardinal, I 807, 839.
Albatros Kanonenboot II 765, 766.
Albert, König v. Sachſen, II 537.
Albert von Sachſen-Teſchen, Herzog, I 737—39.
Alberti C. II 48.
Alboni II 701.
Albrecht I., Kaiſer, I 7, 87, 88, 99, 114—30, 151—54, 282, 681, 682, 684. II 650—52, 660.
Albrecht II., Kaiſer (als Herzog von Öſterreich der V.), I 7, 8, 190—96, 237, 238, 685. II 651—653.
Albrecht II., Herzog von Öſterreich, I 11, 15, 149—51. II 651—53.
Albrecht III., Herzog von Öſterreich, I 12, 167, 177. II 653.
Albrecht IV., Herzog von Öſterreich, I 207. II 230, 620, 651, 653.
Albrecht VI., Herzog von Öſterreich, I 216, 225, 237, 238, 241.
Albrecht VII., Erzherzog von Öſterreich, Statthalter I 399, 401, 402. II 623, 659.
Albrecht Erzh. (geſt. 1774) II 3.
Albrecht Erzherzog, Feldmarſchall, I 284, 737. II 185, 227, 229, 242—44, 300, 306, 390—98, 450, 538, 560—67, 629, 648, 666, 753.
Albrecht, Graf von Habsburg, I 82, 83.
Albrecht der Bär, Herzog v. Sachſen, I 57.
Albrecht I., Herzog von Sachſen, I 90.
Albrecht II., Herzog v. Sachſen, I 122. II 650.
Albrecht IV., Graf v. Görz, II 651.
Albrecht, Graf von Savoyen, I 123.
Albrecht, Hauptmann, II 563.
Albrecht, Corv.-Cap., II 767.
Albrechtsberger, I 820.
Aldobrandino, I 456. II 647.
Aldringen Graf I 443, 447.
Alençon Herzog I 278.
Alexander VIII., Papſt, I 211.
Alexander I., Czar, II 44, 84, 90, 91, 96, 141.
Alexander II., Czar, II 309.
Alexander d. Gr., König v. Macedonien, I 270. II 625.
Alexander Leopold Erzherzog, Palatin von Ungarn, I 857. II 3, 114, 213.
Alexandrowicz Gräfin II 159, 160.
Alfons, König von Caſtilien, I 681.
Alonſo VI. (Alfonſo), König v. Portugal, II 656.
Alfons XII., König von Spanien, II 537.
Alix, Großherzogin v. Toscana, I 318 II 536—38.
Allais, I 821.
Allegri da Correggio I 388, 805, 808.
L'Allemand Sigm. I 457, II 561, 611.
Allgemeine Zeitung (Augsburg u. München) II 182, 266, 342. II 626, 645.
Allnoch v. Edelſtadt II 785.
Almſtein A. von II 765.
Alt Jak. II 612, 750.
Altdorfer I 289.
Altenſtein Karl Freiherr von (Stein zum), preußiſcher Miniſter, II 422.
Althann Grafen I 500, 748.
Alvinczy Freiherr II 138.
Alxinger II 73, 197, 694, 696, 699.
Amadei Grafen II 548.
Amadeus VI., Herzog von Savoyen, I 177.
Amalia (v. Bayern), Königin von Sachſen, II 471, 536.
Amalia (Maria), Erzherzogin, Herzogin von Parma, I 740.
Amalia, Prinzeſſin von Sachſen, II 703.
Amati I 535.
Ambros I 644.
Ambroſi I 363, 508.
Ambroſoli II 344.
Ambrózy Freiherr II 277.
Amerling Friedr. II 416, 611.
Amon von Treuenfels II 172.
Amrhein I 182.
Amurath IV., Sultan, II 780.
Anakreon II 694.
Anaſtaſius, Biſchof v. Kalocsa, I 46.
Andechs Grafen I 17, 68, 69.
Ander II 701.
Andráſſy Grafen II 116, 439, 503, 594, 596, 604.
Andreas II, König von Ungarn, I 62, 65, 70, 625. II 651.
Andreas III., König von Ungarn, I 116, 117, 121, 125, 152—54.

*) Die mit einem Sterne bezeichneten Namen gehören zu den Mitarbeitern oder Mitarbeiterinnen an dieſem Werke oder es befindet ſich unter den Mitgliedern des ſich auf eine Familie erſtreckenden Namens ein ſolcher darunter.

Andreas hl. II 665, 666.
Andrássy Graf II 116.
Angeli Heinrich von II 611.
* Angeli M. Edler von I 521—23, 562—64, 568—71, 581. II 319, 611.
Angerer I 166, 319, 593, 726.
Angioletti, ital. General, II. 397.
Anguissola Conte I 542, 558—61.
Anhalt-Dessau Moriz, Prinz von, I 769, 774, 775.
Anich I 794—96. II 98, 99.
Ankershofen Freih. II 416.
Anna (Jagellona), Kaiserin, I 8. II 658.
Anna Herzogin von Schweidnitz, Kaiserin, I 168, 169.
Anna (letzte Jagellona), Königin v. Polen, II 659.
Anna Erzherzogin, Königin v. Polen, II 661.
Anna Maria, Erbgroßherzogin von Toscana, II 536.
Anna (Habsburg), Gräfin v. Görz, II 651.
Anna Gräfin von Foix-Candale I 689.
Annibali I 805.
Anschütz II 700, 704, 708.
* Anthaller, geistl. Rath, I 24—30. II 160—63.
Antinori Marchese II 158.
Antoinette (Maria) Erzherzogin, Königin v. Frankreich I 718, 744—47, 815, 816, 857, 859. II 642, 643.
Antoinette Erzherzogin, Prinzessin v. Toscana, Äbtissin, I 319, 726, 736. II 536—40, 644.
Anton König v. Sachsen, I 857. II 3.
Anton Erzherzog (gest. 1835) II 3, 168, 241.
Anyos P. II 728.
Anzengruber II 693, 697, 703.
Anzoletti I 74.
Apafi Michael, Fürst von Siebenbürgen, I 592, 595.
Apelles I 284.
Apollonius I 812.
Appel Freiherr II 299, 300.
Appiani, Maler, II 338, 346.
Aprent J. II 422.
Arago II 158.
Arany II 531—33, 731, 733, 735.
Arbter Ritter von, General-Major, II 390.
Archenholz I 847.
Arco Grafen I 17, 585, 770.
Arenberg Fürsten II 72.
Aresin, Hauptmann, II 563.
Aretin I 139.
d'Argelati II 334.
Ariosto L. I 320.
Armbruster II 672.
d'Arnal II 215.
Arndt, Professor, II 416.
Arneth Ritter von I 591, 617, 669, 702, 712, 727, 730, 732—34, 747, 759, 842. II 320, 412, 413, 643.
Arnim (Arnheim) I 443, 447.
Arnim Ludw. A. von II 721.
Arnsburg II 704.
Arnulf Kaiser I 38.
Árpáden, ung. Fürsten, I 41, 158. II 742.
Arras Mathias von I 169.
Arrighi de Casanova II 88, 92.
Arzberger II 270.
Artaria II 626.
Artner Therese von II 197.
P. Arzt II 36.
* Asbóth von I 144—48.
Aschbach I 167.
Ascher II 701.
Asnyk II 726.
Aspalter (Aspelt), Erzbischof von Mainz, I 128.
d'Aspre Freiherren II 275, 299, 300, 550, 562, 564.
Aspremont Graf I 773.
Attems Grafen I 733, 734, 760, 839.
Attila Hunenkönig I 21, 22.
Auber II 706.
Auenbrugger II 513—15.
Auer Ritter v. II 385.
Auerbach Berthold II 270.
Auersperg Grafen und Fürsten I 596, 654, 897. II 594, 782.
Auersperg Karl Graf siehe Grün Anastasius.
Auffenberg Freiherren I 876 II 263.
Augereau Herzog II 83, 89, 93.
Augia II 704.
Augsburger Post-Zeitung I 819.
August Herzog von Sachsen-Lauenburg I 447.
August siehe Friedrich August.
Augusta, Kaiserin von Deutschland, II 460.
Augusta Sibylle, Markgräfin v. Baden-Durlach, I 611, 613.
Auguste Ferdinande Erzherzogin, Prinzessin (Luitpold) v. Bayern, II 369—75, 429, 567.
Augusta-Fregatte II 758.
Augustin Freiherr II 314—18, 535.
Augustus Kaiser II 736.
Auriston Marquis II 88, 89, 93. 97.
Aurnhammer von II 763.
Aurora-Corvette II 765.
* Auspitz I 862—64. II 327—32, 390.
Austria-Fregatte II 756.
Aviano siehe Markus.
d'Ayala Graf I 811.
Ayrenhoff von II 73, 642, 692.
Azara I 808. 695.
Azzoni II 344.

B. P.

Paar Grafen und Fürsten I 626. II 164, 166.
Paar A. II 565.
Baarfuß I 570, 612.
Paarmann II 563.
Babenberg Grafen I 38, 39, 57, 71—74. II 781.
Babukić II 719.
Bachrich II 706.
Pace Graf II 256.
Pace I 143.
Pacel B. II 719.
Bach Freiherren II 488, 592.
Bach Alois I 187.
* Pach Oskar siehe Prochaska Gabriel.
Bacherl Franz II 454, 480.
* Pachner von Eggenstorf Freiherr II 664—667.
Pachner Ritter v. Eggenstorf II 518.
Bacquehem Graf II 596.
Pactot II 128.
Baden Prinz von II 535.
Baden siehe Ludwig, Hermann u. Friedrich Markgrafen v. Baden.
Bader II 634.
Padiß II 614.
Bäuerle II 696, 701.
Pagano della Torre, Patriarch v. Aquileja I 142—44.
Bagiu I 669—71.
Pagnini I 855.
Bagration Fürst I 872. II 52, 123.
Pahlen Graf II 85, 88.
Pahr II 34.
Baier Schwestern II 706.
Baillet de Latour Graf siehe Latour.
Baillie de II 627.
Paisiello II 196.
Bajazed II., Sultan, I 250.
Bajza II 742.
Bakosch Joh. II 493.
Palacký Franz I 34, 529. II 492—95, 608, 684—87.
Balassa II 727, 738.
Balbi Adriano II 342.
Balbi Hyron. I 257.
Balbin I 516.
Baldacci Anton Freiherr II 104.
Baldasseroni II 427.
Baldocci II 855.
Pálffy Grafen und Fürsten I 487, 550, 564, 582, 610, 621, 627, 629, 631, 637, 649, 704, 706, 760—65 787, 793. II 699, 700, 778.
Pálik II. 614.
Balković II 493.
Pallavicini Graf. u. Markgr. II. 776
Palm Ritter I 128.
Pálmay II 702, 747.
Palmerston Lord II 190.
Palmich II 761.
Palmotić (Palmota) II 715.
Palombini Freih. II 340.
Balzer I 260, 389, 464, 527.

Balucki II 726.
Pančić II 720.
* Bancalari I 650—67, 117—30.
Bandettini I 855.
Bandiera Freiherr II 187, 189, 239, 240, 242, 753.
Bandulović II 717.
Banèr Herren von I 427, 443.
Bánffy II 740.
Banhans Freiherr II 595.
Bánk Banus II 732, 741, 742.
Paoletti I 855.
Papier II 706.
Pappenheim Grafen I 424, 426, 427, 429—33, 495. II 782.
Barabás II 213, 614.
Paracelsus (Hohenheim) Theoph. I 318—300, 363.
Paradeiser W. II 291, 292.
Paradis Mar. Theresia von II 146 bis 48.
Baraguay d'Hilliers II 31, 66, 120.
Barclay de Tolly Fürst II 52, 86, 94, 123.
Pardessus II 344.
Pardubitz siehe Ernest, Erzb. v. Prag.
Baretincich II 762.
Parhamer II 669.
Pariati P. II 626.
Parini II 153, 239, 334.
Paris, Erzbischof, siehe Lodron.
Parmantié II 147.
Parmeggianino I 388.
Barnavé I 859.
Baróthi-Szabó II 728.
Báróczy II 728, 729.
Barrais II 68.
Barruel I 813.
Barry Ritter von II 761.
Barsescu II 705.
Bartak II 191.
Bartal von II 595.
Bartels II 191.
Bartenstein Freiherr I 702—05, 711, 730.
Bartha II 743.
Barthl II 34.
Barthold I 293.
Bartl Emil II 267.
Bartolozzi II 627.
Bartók II 746.
Bartolus I 170.
Partonneaux I 874.
Baros von II 598.
Pártos J. II 603.
Bartsch A. von II 621, 622, 627, 751.
Basedow II 670, 671.
Basel siehe Heinrich III., Bischof v. Basel.
Basilius, ungar. Prinz, I 47.
Pasqualati Freiherren I 561. II 168.
Pasquali II 563.
Pasquini A. II 626.
Passarowitz II 717.
Passin Joh. II 752.
Passini Ludw. II 612.
Basta Graf I 435.
Basso von Gödel-Lannoy Freiherr II 762, 768.
Pastor I 222.
Patavus I 55.
Batée I 601.
Báthory Stephan, König von Polen, I 368.
Báthory Stephan, Wojwode, I 249.
Patti II 706.
Patrin I 871.
Batthyányi Grafen und Fürsten I 347, 706, 709, 803, 825, II 435, 436, 488.
Patzka II 614.
Baudius II 704.
Bauer Freiherr II 395, 386, 594.
Bauer I 785, 786.
Bauer von I 894.
Pauer II 184.
P. Pauer I 671.
Pauer II 274.
Bauer Alexander, Dr., I 308.
Bauer Franz II 605—7.
Bauer Sam. I 896. II 39.
Bauernfeld E. von I 822. II 73, 693, 697, 703.
Paul III., Papst, I 405.
Paul IV., Papst I 371.
Paul I., Czar, II 41.
Paul Jean (Richter) II 726.
Paulay II 745.
Pauler II 596—98.
Pauli Begota II 724.
Paulucci Marquis II 243.
Baumann, Sängerin, II 700.
Baumann A. II 697.
Baumeister II 704.
Baumgartner Freih. II 592.
Paumgarten II 90.
Baumkircher Ritter I 214—17.
Pausanias II 244.
Pausinger Franz von II 612, 634.
Pawer II 623.
Bayard Ritter I 275.
Bayer * Therese von II 369—75.
Bayer-Bürck II 704.
Payer Julius Ritter v. II 522, 766.
Bayle I 382.
Pázmány, Cardinal, I 348, 500, 618.
Beauharnais Eugène, Vicekönig, II 49, 66, 125, 319.
Beaulieu Freiherr II 293.
Beaumont II 434.
Beauval Lord II 190.
Becca II 334.
Beccaria II 112, 153, 154 235.
Peche II 703.
Pecht Fr. II 385.
Bechtolsheim (von Mauchenheim) Freiherr II 395, 398.
Péchy von II 597.
Beck Friedrich Freiherr II 518, 519, 550.
Beck Friedrich Freiherr Infanterie-Regiment Nr. 47 I 878.
Beck Johann Freiherr II 782.
Beck Lewin Freiherr FZM. II 772.
Beck Karl II 272.
Beck J. N. II 706.
Beck von Leopoldsdorf I 382.
Becke Freiherr II 594.
Becker A. Ritter v. II 766.
Becker M. A. von II 678.
*Beckh-Widmanstetter v. I 132—34, 213, 214—17, 354—58, 460—63, 483—89, 524, 525, 808, 809. II 250, 251, 300.
Beckmann II 704.
Beckmann Friedrich II 747.
Bedeković Freiherr II 596—98.
Pedro I Dom, Kaiser v. Brasilien, II 239, 756
Pedro II. Dom, Kaiser von Brasilien, II 428.
Pedroni II 444.
Beer A. I 730. II 331, 449.
Beer, Augenarzt, II 271.
Beeth II 706.
Beethoven I 815, 820, 823, 859. II 75, 226, 348—50, 548, 549, 606, 630, 700, 701, 707.
Beham I 289.
Peilstein Graf I 49.
Peinlich I 384.
Peitl J. II 676.
Pejacsevics Grafen II 596, 597.
* Bekk Ad. I 317—22. II 340, 539, 540, 644.
Béla III., König v. Ungarn, I 62, 145.
Béla IV., König von Ungarn, I 15, 73, 83, 94, 95, 106, 109, 117, 133.
Belcikowski II 727.
Belcredi Grafen II 593.
Béldi II 744.
Bellegarde Grafen I 870—73. II 45, 50, 134.
Pellegrini Graf I 841.
Pellet Freiherr II 33.
Pelli I 855.
Pellico Silvio II 157.
Bellus I 396.
Belza II 726.
Pelzel II 493.
Pelzel Fr. II 682.
Pelzel J. von II 764.
Pelzel M. I 785, 786.
Bem Jos. (Amurat Pascha) II 285.
Bembo, Cardinal, I 385.
Bemelberg (Boyneburg) von I 357.
Bender Freiherr II 699.
Bender II 25.
Pendl II 607.
Benedek Ludwig Ritter von, II 299, 563, 564.
Benedix II 704.
Benyowsky Freiherr II 133.

Benczur II 614.
Benk A. J. II 606.
Benedikt IX., Papst, I 49.
Benedikt XIII., Papst, I 186.
Benedikt XIV., Papst, I 813.
* Benko von Boinik Freiherren II 358—61, 395, 396, 445—51, 464, 756, 765.
Bennigsen Graf II 84, 85, 92, 125.
Pennerstorfer I 142.
Bentivoglio, Cardinal, II 624.
Beraldi-Il 427.
Béranger II 735.
Berchtold Grafen II 36—39, 313.
Bercsényi I 629, 631.
Perczel von II 597.
Béres von II 416.
Perez I 388.
Berczik Á. II 746.
Pergen Grafen II 671.
Berger von der Pleiße Freih. II 103.
Berger Ritter von I 579.
Berger Freiherr II 706.
Berger Baronin siehe Hohenfels.
Berger Adolf I 485.
Berger Johann II 595.
Berger J. II 632—33, 611, 644, 645.
Berghofer R. II 765.
* Berghoffer J. II 531—33, 727—35.
Bergler Josef II 613.
Bergmann Josef I 293. II 39, 190, 208, 242, 604.
Bergmeister H. II 646.
Perin Ritter von II 767.
Perini I 447.
Perignon I 871, 873.
Berka Graf I 537.
Perko II 636.
Berlepsch I 584.
Berlichingen Ritter I 272.
Berliner Tagblatt II 269—71.
Bermann M. I 196, 211, 369. II 35.
Bernadotte (König Karl XIV. von Schweden) II 83, 86, 94, 97, 315, 316, 351.
Bernardin siehe Saint Pierre.
Bernart II 146.
Bernbrunn siehe Karl.
Berndt II 615.
Bernhard II., Herzog v. Kärnten, I 91.
Bernhard, Herz. v. Sachsen-Weimar, I 427, 443, 453—59. II 773, 779.
Bernhard, Bischof v. Seckau, II 113.
Bernhard v. Clairvaux, Abt, I 58.
Bernigeroth I 757.
Bernini I 855.
Bernis, Cardinal, I 712.
Bernklau Freih. I 708, 710, 751.
Bernkop Freiherr I 861, 862.
Berndorf Grafen I 589.
Bernstein II 745.
Persano (Pellion) Graf II 402—04.
Berthier Alex. II 46, 105, 122.
Berthold IV., Herzog v. Meran, I 69.
Berthold II 319.
Berthollet II 155.
Bertola II 334.
Bertoli I 702.
Bertrand Graf II 87, 93.
Berzetti di Bunoneo I 802.
Berzeviczy von I 173—77, 230—37. II 485—90, 499—503.
Berzsenyi II 730, 732.
Pescara Markgraf I 275—80, 292, 295.
Pesme von II 778.
Bessarion I 200.
Bessenyei II 827, 739.
Pestalozzi Freiherr II 775.
Pestalozzi II 24, 670, 673, 676.
Bestuschew Herzog I 716.
Petazzi Graf I 846.
Peter I., Czar, I 626, 630, 673.
Peter III., Kaiser v. Rußland, I 714, 716. II 139.
Peter, serb. Czar II 712.
Peter Leopold siehe Leop. II. Kaiser.
Peter Erzherzog II 538.
* Peter Anton I 69, 70, 111—14, 408—10.
Peterborough Graf I 633.
Peternel I 896.
Peterwaldsky Freiherr II 36.
Bethlen Gábor Fürst von Siebenbürgen, I 9, 404, 421, 475, 476, 516. II 738, 776.
Bethlen Grafen II 598, 739.
Petit I 701.
Petöfi II 532, 608, 734.
Petranović II 719.
Petrarca I 143, 169. II 343.
Petrasch Freiherr II 112, 641.
Petrino Freiherr II 595.
Petrović Njegus Vladika II 717, 719.
Petrusi II 563.
* Bettali I 812—14, 864—66.
Pettau Ritter I 95, 96, 99, 133.
Pettenkofen Ritter v. II 631, 783.
Petter Alex. Dr. I 228, 308.
Petz Freih. II 399, 400, 402—04, 762.
Petzel II 168.
Peuerbach Georg von I 200, 201.
Beust Freiherren und Grafen II 502, 593, 594.
Peutinger I 269.
Bevern Herzog von, I 716, 768—73.
Beyer G. I 789.
Beyer Jos. II 707.
Beyer Leopold I 579.
Pfaff II 604.
Pfannberg Grafen I 99, 133.
Pfauser I 371.
Pfeffel J. A. I 647. II 147, 235.
Pfeiffer Ida I 74. II 312—14.
Pfitzer II 265, 269.
Pfuel II 771.
Pfundheller I 149—51, 311—13.
Philibert, Herz v. Savoyen, II 640.
Philipp v. Schwaben, Kaiser, I 70.
Philipp d. Schöne, König v. Castilien, I 10, 11, 252—54, 267, 268, 584, 687—89. II 640, 649, 656.
Philipp August II., König von Frankreich, I 70.
Philipp II König v. Spanien, I 10, 11, 329, 331, 359—360, 584, 689. II 647, 659, 665, 667.
Philipp III., König v. Spanien. I 468, 469, 692. II 659, 667.
Philipp IV., König v. Spanien, I 480, 510, 591, 692. II 659, 667, 773.
Philipp V. (Anjou), König v. Spanien, I 584, 598, 626, 633, 635, 660, 740. II 659.
Philipp, Herzog v. Kärnten, I 95.
Philipp d. Gute, Hzg. v. Burgund, II 664, 665, 667.
Philipp, Herz. v. Parma, I 711, 740.
Philipp, Pfalzgraf v. Rhein, I 366.
Philipp I., Landgraf v. Hessen, I 13, 68, 331.
Philipp, Graf v. Savoyen, I 88.
Philippovich Jos. Freih. II 516—20.
Philipps G. II 527.
Photius II 711.
Bianchi Freiherren, Duca di Casalanza, II 86, 90, 91, 103.
Bianchi Bianca II 706.
Pianell II 392, 395.
Piazetta II 28.
Picard B. I 664.
Piccini I 315.
Piccolomini Grafen u. Fürsten I 217—22, 443, 458, 508—13, 520, 563, 607—11, II 624, 647, 782.
Pichegru II 40, 102.
Pichler v. II 765.
Pichler Ad. II 697.
Pichler G. A. I 548.
Pichler J. I 825.
Pichler Karoline von II 195—99.
Bielowski Aug. II 504—06, 723.
Bielsky II 397.
Pielsticker Freiherr II 395, 398.
Bienert Freiherr II 519.
Bignio II 706.
Bignone II 399.
Bigot siehe St. Quentin.
Pignotti I 855.
Pilichdorf Ritter I 139.
Bilimek S. I 848.
Pillwein II 661.
Piloty II 542.
Pilz B. II 606.
Binder Joh. II 441, 492, 608.
Binder Josef II 751.
Pino v. Friedenthal Freih. II 596.
Pio G. Marchese II 624.
Biographie universelle I 786, 851.
Pionnier-Corps II 781.
Piorry II 514.
Birago Freiherr II 202—04.
Pirchan II 613.

Birch-Pfeiffer II 703.
* Pirckmayer I 305—07, 348—54, 750, 816, 887—90.
Piret Freiherren II 243, 395, 396.
Biringer H. von II 765.
Pirkheimer I 269. II 622.
Pirstinger, Bischof v. Chiemsee, I 370.
Pirumovicz II 141.
Bischoffswerder I 859.
Pisco II 79.
Pischek II 702, 708.
Bissingen Grafen I 760. II 764.
Bisson II 56.
Pitner M. Freiherr II 762.
Pitt William II 486.
Bitterlich Ed. II 381, 610.
Bittner II 690.
Bittó von II 597.
Pius II., Papst, I 207, 213, 215, 217—22, 239—42, 256, 508, 509.
Pius IV., Papst, I 371.
Pius V., Papst, I 358.
Pius VII., Papst, II 158, 269.
Pius IX., Papst, I 132. II 347, 429.
Bixio II 393, 394.
Blaas Karl I 38, 57, 274, 291, 493, 521, 575, 634, 849. II 251, 491, 608, 610, 611.
Blaas Jul. von II 580, 612.
Blaha II 747.
Plankenwarth I 98.
Blaschke I 32.
Platen Graf II 145.
Platow Graf II 84, 88, 94, 95.
Blau Tina II 612.
Plarenzi Fräul., Rittmeister, II 379.
Blasel II 701, 702.
Blažek II 719.
Blechinger H. II 583.
Bleibtreu I 63.
Plener Edle v. II 393—95, 440, 592.
Plinius II 153.
Blodek II 690.
Blöchlinger II 113.
Bloemart I 511, 524.
Plochl Anna II 321.
Plon H. II 643.
Blücher Fürst II 83, 86, 87, 91, 125, 126, 128, 351.
Blumauer II 73, 196, 694.
Blumenthal Ritter I 77.
Plumquet Graf I 877.
Bobrik von II 763, 768.
Boccaccio II 453.
Bode I 851.
Bodener II 509.
* Bodenstein C. I 384—89. II 598—616, 623, 631.
Podiebrad siehe Georg.
Podlaha II 678.
Pöck Freih. II 394, 395, 563, 594, 759.
Böckh Freiherr I 545, 582.
Böcklin Freih. II 545.
Pöckh II 702.
Pögl Freih. I 350.
Pöhacker II 195.
Böhm A. II 416.
Böhm J. D. II 607, 614.
Böhm K., Dr., I 383 II.
Böhner I 511.
Pöltl Josef von II 188, 757.
Pönninger Karoline II 612.
Boerhave I 799. II 560.
Börner von I 542.
Böttger II 286.
Pogatschnigg Rich. II.
* Bogdan I 34—37. II 708.
Bognár II 704.
Boguslawski II 252, 722.
Boildieu II 706.
Boileau II 729.
Poiret II 291.
Bojanowski I 773.
Boito II 706.
Pokorny II 702.
Pokorny II 606.
Pola Dampfer II 768.
Boldironi II 339.
Boleslav I., Herz. v. Böhmen, I 69.
Boleslav II., Herz. v. Böhmen, I 39, 107.
Pol Vinc. II 466—71, 477, 722, 724, 725.
Polheim Herren und Grafen II 661.
Polier II 774.
Polignac Herzogin I 747.
Bolingbroke Viscount II 631.
Pollak II 603.
Bollarth II 616.
Polluce Brigg II 756.
Bombelles Grafen II 405.
Pomis de I 434, 435.
Pompadour Marquise I 712.
Bona Nikolaus von II 279.
Bonnet II 156.
Poniatowski Grafen u. Fürsten I 720, 859. II 50, 85, 87—89, 93, 95, 98, 139, 140.
Bonneval Graf I 601.
Bonomo I 333.
Ponte da II 463.
P. Pontifesa I 584.
Pool van der II 642.
Pope II 727.
Popović J. II 718.
Popović M. II 720.
Poppe G. II 613.
Bordesoult II 90.
Bordoni II 202.
Borghese, Fürsten v. Sulmona, I 810.
Borie Freih. II 112.
Bořivoj, Herz. v. Böhmen, I 37.
Borkowski Dunnis II 504.
Bormann II 266.
Bors II 739.
Portendorf Ritter I 33.
Porto Carrero, Cardinal, I 626.
Porzia (Porcia) Grafen u. Fürsten I 520, 524, 525, 591. II 666.
Bosch Ant. II 168.
Boscovich I 812—14. II 153, 334, 279, 339, 715, 716.
Positović II 517.
Pospischil II 761.
Pospischil Maria II 690, 706.
Possinger Freih. II 595.
Bossler II 704.
Postl siehe Sealsfield.
Potemkin Fürst I 840.
Potocki Grafen I 550. II 142, 283, 595.
Pott von II 766.
Botta Marchese I 758.
Botta Carlo A. I 854, 874. II 158, 336.
Bouflers Herzog I 660.
Bourbon Karl Herzog I 278—80.
Bourgogne Herzog I 629.
Bournonville II 263.
Bousquet V. II 766.
Boutermek I 889.
Poutet Freiherren II 186, 553.
Bouvard II 174.
Boyneburg siehe Bemelberg.
Bozdiech II 690.
Pozza siehe Pučić.
Pozzo Graf II 340.
Brachmann Louise II 197.
Brahms II 707.
Brams von I 597.
Brand, Offic., I 849.
Brand, Hptm., II 300.
Brand, W. II 647.
Brandhof Freiin s. Meran Grafen.
Brandis Grafen I 702.
Brandl II 702.
Brandt II 614.
Brandstetter II 607.
Brant S. II 622.
Pratobevera Freih. I 883, 886, 887. II 506, 593.
Bratranek II 182.
Braumüller I 356.
Braun Freih. II 699.
Braun Isab. II 643.
Braun II 467.
Braunschweig Ferd., Prinz, I 716.
Braunschweig Bevern, Prinz von, I 604.
Prausek V. II 678.
Bray II 180, 181.
Pražák Freih. II 596.
* P. Precechtěl I 35, 50, 56, 514—21. II 492—95.
Precheisen II 706.
Prechtl Ritter von II 269—71.
Prehauser II 695.
Brehm II 634.
Breitenlandenberg Freiherr II. 779.
Breithaupt II 317.
Preleuthner J. II 605.
Bremiker I 894.
Přemysl Ottokar II. siehe Ottokar.
Brentano Cl. II 197, 721.

Brequin I 826.
Preradović v. II 461—66, 713, 719.
Preširen (Prescheren) II 254—256.
Prešl J. II 684, 685.
Presse (Wiener) II 385.
Brestel II 595.
Pretis de Freih. II 595.
* Bretschneider I 57—61, 136—42, 893—96, 622—24. II 20—22, 173, 174, 269—71, 529—31.
Bretschneider II 697.
Brettlach I 768.
* Preu II 447, 449.
* Preu zu Corburg u. Lussenegg I 574—77.
Preuenhuber II 661.
Breuner Grafen I 392—95, 636, 763.
Brezovacki II 716.
Price II 707.
Prié Marquis I665.
Prielle II 746.
Priessnitz V. II 555, 558—60.
H. Brigitta II 661.
Prince le II 627.
Brioschi II 612.
Brix II 615.
Brlić II 717.
Proch II 404.
Prochaska Freih. II 50.
Prochaska Karl I 731.
* Prochaska Gabriel I 809—12, 870—74. II 232, 455—61.
Procházka II 682.
Brockhaus II 190. II 636.
Brockmann II 236.
Pröckl I 449.
Brodziński II 504, 721, 724.
Prokesch Gräfin siehe Gossmann.
Prokesch Graf II 164, 166, 212, 499—503.
Prokopp II 604.
Bros II 709, 720.
Brosch von II 766.
Brosch G. II 522.
* Proschko Franz I 197—99, 496 bis 501, 669—71, 310—12, 418 bis 20.
* Proschko Hermine C. I 227—29, 734—37. II 26—30, 471—74.
Brougham Lord II 675.
Browne Graf I 714, 768, 841, 847. II 776.
Browne Graf Infanterie-Regiment Nr. 36 I 750.
Brožik II 613.
Bruck Freiherren II 416, 592.
Bruckenthal Freih. I 897—98.
Brudl II 690.
Brudzewski I 200.
Brühl Grafen II 663.
Brühl I 890.
Brüll II 706.
Brüning II 702.
Brugnatelli II 155.
Bruno, Bischof, I 111—14.
Brunswick v. Korompa Grafen II 170, 348—50, 673—675.
Brus Erzbischof I 377—79.
Prussak II 139.
Prutz II 704.
* Przibram L. I 338—61, 633—37. II 259—62, 540—44, 548, 549.
Brzuchalski II 726.
Bubak II 636.
Pubiček II 687.
Pubitschka II 493, 494.
Bubna Grafen II 85, 92, 94, 95, 105, 224.
Buccelini Freih. II 624.
Pucheim Grafen I 759.
Bucher II 416.
Puchmayr II 682, 683.
Buchwieser II 700.
Pučić (Pozza) Orsato Graf II 719.
Buda II 735.
Buday de Bátor Freih. II 262, 360.
Budmani P. II 720.
Büdinger I 52.
Pülf I 495.
Bülow von Dennevitz II 95.
Pürcker Freiherr II 769.
Bürger Gottf. II 73, 255, 721.
Bürkli H. H. Freiherr II 769, 770.
Bürg J. F. II 172, 173.
Pugnetti I 802.
Bujanovics von Aggtelek II 393—95, 397.
Bukarester Tagblatt II 591.
Bukovics von Brüder II 560, 703.
Bulgarelli I 811.
Bulla II 687.
Bulwer Sir Henry II 503.
Pulz Freiherr II 390, 392—95, 397.
Buol-Schauenstein Grafen II 592.
Buol-Strasberg Freih. II 771, 775, 778.
Buonarroti Michelangelo II 382.
Buquoy Grafen I 392—408, 470, 494, 498. II 771, 782,
Buraniay Freih. (jetzt Grf. Andreas Pálffy) Husaren-Rgmt. Nr. 8 172.
Burckhard von Birckenstein I 625.
Burckmair H. II 621, 622.
Burdach II 422.
Burg Adam Freih. II 529—31.
Burger Freih. II 593.
Burghart II 612.
Burgstaller II 33.
Burke II 643.
Burkhard II 705.
Purkyně II 683, 684.
Burney II 623.
Burns II 735.
Busbeck Herr von I 382.
Buseti I 893.
Buška II 704.
* Busson I 100—04, 271.
Pusswald Freih. II 596.
Bussy d'Amboise Graf I 278.
Buttlar genannt Treusch v. I 357.
Buttler Graf I 448—50, 550.
Puyol I 361.
Pylade-Brigg II 756.
Bylandt Grafen II 119, 594.
Byr (Bayer Jos.) Robert II 70.
Pyrker von, Cardinal, I 322. II 73, 197, 246—48
Byron Lord 196, 721.

C. K.

* Cába II 267—269.
Caboga Grafen II 279—238.
Kačić-Miošić II 716.
Kaczkowski II 726.
Kadlik II 750.
Cäcilia Renata Eherzogin, Königin v. Polen, I 483. II 662.
Cäsar Andreas I 630.
Cäsar Julius II 293.
Käsmann II 85.
Kästner I 413.
Caetani Duca di Sermoneta I 787.
Cagliari siehe Veronese P.
Kaiser J. II 678.
Kaiser-Linienschiff II 402, 755.
Kaisersfeld Edler v. I 100.
Kalbeck II 707.
Kalchberg Ritter u. Freiherren I 214. II 324, 325, 593.
Calderon II 455.
Calixtus III., Papst, I 206, 210.
Callot I 861.
Calmet I 568.
Kálnoky Grafen II 594, 738.
Kaltenbäck I 267, 289, 366. II 230.
Kaltenbrunner II 77, 419.
* Kaltenhauser I 217—222.
Camesina I 354.
Kamiński II 252, 253, 722.
Campe J. H. II 672.
Campini II 425.
Campitelli II 780.
Camuccio I 560.
Kandler W. I 171. II 613.
Kanes II 521.
P. Canisius I 30, 339.
Kankoffer II 678.
Canon II 611, 751.
Canova I 736. II 30, 165, 175, 630.
Canovai I 855.
Kant Immanuel II 258, 476, 673
Cantini I 855.
Kántor II 743.
Cantù C. I 853.
Kapeller Ritter I 102, 294.
P. Capistran siehe Johannes v. Capistran.
Kaplíř (Caplirs) I 392, 542, 544.
Cappellini II 404.
Capponi Marchese II 427.
Cappy Grafen II 563.
Caprara Grafen I 536, 595, 610, 612.

Karabacek I 682.
Karacsay Graf I 873.
Karacsay Graf Chevauxlegers (jetzt Erzherzog Karl Ludwig Uhlanen-Regiment Nr. 7) II 102.
Karadžić Vuk Steph. II 711, 713, 718, 720.
Caraffa Grafen I 436.
Kara-Mustapha, Großvezier, I 536 bis 554, 579.
Karbec II 465.
Karl d. Gr., Kaiser, I 531.
Karl IV., Kaiser, I 148, 161, 164, 165, 167—173, 176, 187, 195, 262, 364, 683, 684, 691, 696. II 653.
Karl V., Kaiser, I 10, 12, 274—276, 280, 282, 287, 296, 301, 314, 317—332, 342, 343, 370, 592, 689—692, 802, 829. II 407, 536, 639, 640, 652, 656, 659, 665, 667, 752, 759.
Karl VI., Kaiser, I 9, 598, 696, 697, 702—704, 706, 711, 748, 753, 754, 758, 759, 763, 787, 798. II 613, 625—627, 648, 659, 660, 664, 665, 667, 668, 679, 698, 752, 770, 771, 775.
Karl VII. (als Kurfürst Karl Albert), Kaiser, I 632, 706, 707, 709, 710, 751, 827.
Karl Martell, König v. Ung., II 651.
Karl I. (Robert), König v. Ungarn, I 63, 64, 125, 145—147, 157.
Karl VIII., König v. Frankreich, I 294, 299, 687. II 640.
Karl IX., König v. Frankreich, I 397. II 659.
Karl Albert, König v. Sardinien, II 298—300, 429, 754.
Karl X. Gustav, König v. Schweden, I 531, 592, 720.
Karl XII., König v. Schweden, I 630.
Karl XIV. (Bernadotte), König v. Schweden, I 633—636, 646, 655, 660, 669, 671—676. II 221, 331, 598, 599.
Karl II., König v. Spanien, I 579, 584, 598, 624, 626, 692, 696. II 659, 664, 667.
Karl III., König v. Spanien und Neapel, I 702, 807.
Karl Ludwig, Kurfürst v. d. Pfalz, II 769.
Karl Theodor, Kurfürst v. d. Pfalz I 721.
Karl II., Erzherzog v. Inner-Österreich, I 365, 383, 384, 468. II 661.
Karl d. Kühne, Herzog v. Burgund, I 10, 227, 687. II 651, 654, 664, 667.
Karl IV., Herzog v. Lothringen, I 564, 565.
Karl V., Herzog v. Lothringen, I 539—554, 564—568, 579, 592 bis 595, 599, 605—607, 622, 760. II 662, 784.
Karl II. (Ludwig), Herzog v. Lucca, später v. Parma, II 14, 427.
Karl III., Herzog v. Parma, II 550, 551.
Karl IV., Herzog v. Mantua, I 630.
Karl II., Herzog v. Pfalz-Zweibrücken, I 721.
Karl Emanuel, Herzog v. Savoyen, I 666.
Karl Erzherzog († 1847) I 856, 857, 875—77. II 3, 7, 20, 38—54, 76, 106, 114, 119, 120, 122, 168, 183, 109, 206, 214—232, 238, 240, 242, 243, 244, 267, 294, 295, 306, 316, 317, 547, 560, 561, 605, 628, 629, 638, 648, 784.
Karl Ferdinand Erzherzog II 229, 629.
Karl Ludwig Erzherzog I 319, 593, 726. II 286, 511, 633.
Karl Salvator Erzherzog II 429.
Karl Steph. Erzherzog I 726. II 765.
Karl Prinz v. Bayern II 471.
Karl Prinz v. Lothringen I 669—671, 703, 707, 708, 710, 714, 787. II 627.
H. Karl Borromäus Graf, Cardinal.
Karl V., Herzog v. Lothringen, Dragoner-Regiment Nr. 7 I 565.
Karl Erzherzog, Infanterie-Regim. Nr. 3 II 781.
Karl II 701, 702.
Carli Graf I 864—866. II 153, 334.
Carlini II 341.
Carlos Don, Kronprinz v. Spanien, I 331, 692.
Carlos Don, Infant v. Spanien, I 702.
Carlos Don, Infant, Herzog v. Madrid, II 430.
Carlowitz (Karlović) von I 344.
Karl Wilhelm, Herz. v. Braunschweig, II 157.
Kármán II 729.
Karolina Augusta (v. Bayern), Kaiserin, II 13—15, 349, 413, 471 bis 474, 674, 675.
Karolina Maria, Königin v. Spanien, I 718.
Karolina Erzherzogin, Königin v. Sachsen, II 14.
Karolina (Maria) Erzherzogin, Königin beider Sicilien, I 724, 742, 743. II 12.
Karolina Erzherzogin († 1799) II 14.
Karolina Ferdinanda Erzherzogin II 145.
Karolina-Corvette II 760—761.
Károlyi Grafen I 762. II 409, 629, 631, 760, 761.
Caron Abbate I 745.
Caron II 707.
Karpeles II 635.
Karpinski II 141.
Carriera Rosalba II 626.
Carstens A. J. II 382.
Carus II 422, 423.
Kašić II 714.
Kasimir III., König v. Polen, I 212.
Kasimir IV., König v. Polen, I 225. II 660.
Kasimir, Markgraf v. Brandenburg, I 295.
Caspar I 846.
Castaldo Marchese I 276—280.
Castell Grafen I 570, 610.
Castella von II 780.
Castelli J. F. II 76, 265, 481.
Castelli I 855.
Castiglione Grafen I 384. II 288.
Katančić II 717.
Katharina II., Kaiserin v. Rußland, I 717, 720, 730, 832, 836, 839 bis 842.
Katharina Erzh., Königin v. Polen, II 658, 660, 661.
Katharina (Habsburg), Königin von Portugal II 656.
Katharina (Habsburg), Herzogin von Niederbayern, II 650.
Catinat de I 598, 655.
Katona II 741, 742.
Katrzyński II 470.
Kattalinich II 761.
Catull I 307.
Katzianer Herren v. I 337.
Katzler II 397, 576.
Kauffmann Angelica II 26—30.
Kauffungen II 606.
Kaulbach W. von II 415, 416, 542, 644.
Kaulich II 706.
Kaunitz Grafen u. Fürsten I 436, 536, 704, 711, 712, 721, 739, 757, 797, 828, 830, 835, 836, 841, 842, 846, 859, 862, 864. II 112, 165, 335, 642.
Kautsky II 612.
Cavour Graf II 490.
Cavriani Grafen I 885.
Kazinczy II 193, 729—31.
Kean Fürst I 47.
Keeß I 873.
Keeß Ritter v. I 883, 884. II 344.
Kehrein II 269.
Keil Robert II 31.
Keith Graf I 847.
Keith Lord II 287.
Čelakovský II 254, 423, 685, 686.
* Kelcz v. Fületincz II 170, 171, 193, 194, 262—264.
Kelemen II 740, 741.
Čelestin II 256.
Keller A. H. Freiherr II 780.
Kellersberg Freiherren II 264.
Celtis (Celtes) I 255—258, 307. II 622.
Kemény Johann, Fürst v. Siebenbürgen, I 592.
Kemény Freiherren II 593, 597, 598.

Keménų Ritter I 202. II 171.
Kempelen W. von II 672.
Kempten Freiherr II 592.
Cengić Aga II 719.
Kepes J. II 522.
Kepler I 201, 388, 411—413, 435. II 173.
Cerale II 707.
Kerenz II 115.
Kerkápoly II 596, 597.
Čermak II 613.
Kerner J. II 265, 382.
Kerpen Freiherr I 875.
Cervantes II 146.
Kessel I 507.
Keisler I 801.
Chabran I 879.
Chaos Freiherr I 561.
Chartemont C. 611, 612.
Charlotte Erzherzogin, Kaiserin v. Mexico. II 406, 409.
Charlotte (von Hannover), Herzogin von Modena I 626.
Charlotte Erzherzogin I 642.
Chasteler Marquis II 20, 56, 220.
Chateaubriand Vicomte II 682.
Khauz I 383.
Chebel II 627.
Chemnitz I 520.
Chertek Freiherr II 596.
Cherubini II 548.
Chesterfield Lord I 712.
Khevenhüller Grafen und Fürsten I 355, 388, 472, 484, 486, 708, 741, 750—752, 759, 767, 787. II 679, 699, 780, 784.
Khevenhüller Graf Infanterie-Regiment Nr. 7 II 397.
Cherubini II 700.
Chiavacci II 176.
Chièvres Herzog I 320.
Childebert I., Frankenkönig, I 29.
Chimani L. II 672, 678.
Chinka II 188.
Khittel W. II 767.
Chlumecký Ritter und Freiherren I 464. II 595.
Chmel I 443. II 620.
Chmelarz II 534.
Choiseul Herzog I 720.
Chondos Gräfin I 843.
Chotek Grafen I 711. II 494, 552, 634.
Christ II 610.
Christalnigg Grafen II 208, 416.
Christian II., König von Dänemark, I 418—421.
Christian IV., König von Dänemark, I 420, 438, 439, 478—481.
Christian VII., König von Dänemark, II 28.
Christian VIII., König von Dänemark, II 384.
Christian Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, I 416—420, 478, 479.
Christian, Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Celle, I 419.
Christian von Braunschweig Prinz, I 612.
Christian II., Fürst v. Anhalt-Dessau, I 392—395.
Christian Ernst, Markgraf v. Bayreuth, II.
Christina (Maria) Erzherzogin, Königin und Regentin von Spanien, II 537, 644.
Christina Maria Erzherzogin, Statthalterin, I 508, 718, 736—739, 858. II 214, 215, 218.
Christoph, polnischer Prinz, II 661.
Chrobat II 254.
Khuenburg Grafen I 548, 596.
Khuen-Hédervárų Grafen II 716.
Churchhill Lord I 589.
Cialdini II 390—392.
Cimarosa II 700.
Ciani I 853.
Cibo, Cardinal, I 537.
Kielmansegg Freiherren u. Grafen I 542, 544.
Kiemnach II 603.
Kienmayer Freih. I 561. II 45.
* Kiesewetter Edler v. Wiesenbrunn II 210—212.
Kiesewetter I 644.
Kilian I 163, 597.
Cilli Grafen von I 211—214, 239. II 743.
Cimburgis (v. Masovien), Herzogin von Steiermark, II 654, 660.
Kindermann, Bischof, II. 669.
Kininger I 846. II 115.
Kinizsi Ban I 248—52.
Kinský, Grafen u. Fürsten II 443 bis 449, 725, 878, 879. II 22—26, 493, 671, 673, 681, 682, 686.
Kinský Graf, (jetzt Freiherr v. Beck), Infanterie-Regim. Nr. 47 II 550.
Kircher A. II 624.
Kirchlechner I 271.
Kirchmayr I 270.
Kirchsberg (Manger von) II 394.
Kis II 742.
Kisfaludy Alex. und Karl von II 170, 171, 272, 522 729—32, 742.
Klaar Alfred II 267.
Clairfait Graf I 841. II 39, 40.
Clam-Gallas Grafen I 642. II 299, 491.
Clam-Martinitz Grafen II 493.
Clar II 513, 514.
Clarot I 806. II 473.
Clary Fürsten u. Grafen II 132.
Klauber I 875.
Claudia Felicitas, Kaiserin, II 596. II 625.
Claudia Erzherzogin, Gräfin v. Tirol, I 130, 535.
Claus II 603.
Klaus F. II 634.
Klaus J. II 561.
Klauzal II 435, 436.
Klebeck Freiherr I 841.
Kleber Johann II 287.
Klein II 610.
Klein Ernst I 149.
Klein J. W. II 676.
Kleinhardt I 260.
Kleist E. von II 692, 700, 729.
Kleist H. von II 141.
Kleist v. Nollendorf Graf II 85.
h. Clemens, Papst, I 36.
Clemens IV., Papst, I 169, 170.
Clemens VI., Papst, I 82, 174.
Clemens VII., Papst, I 177, 343, 371.
Clemens X., Papst, I 620.
Clemens XIII., Papst, I 729, 792, 813.
Clemens XIV., Papst, I 729.
Clemens, Prinz v. Lothringen, I 703.
Clementine (Habsburg), Königin v. Ungarn, II 651.
Clementine (Maria) Erzh. II 145.
Klenau Graf II 50, 51, 85, 94, 103, 182, 204.
Cles Freiherr, Cardinal, I 361.
Klesel (Klesl) Freiherr, Cardinal, I 380, 409, 462, 470.
Klesheim Freiherr II 481.
Klipcera II 685.
Klinkowström A. Freiherr v. II 104.
Klipphausen II 114.
Klopstock F. G. I 888. II 73, 196, 692, 694, 696, 729, 749.
Klopp O. I 429, 450, 551, 617, 621, 625.
Clotilde (v. Sachsen-Coburg), Erzherzogin II 644.
Klotz I 535.
Klotz H. II 607.
Klotz II 760.
Klügel I 896.
Knaack II 701.
Kneipp Seb. II 560.
Kniaziewicz II 140.
Kniažnin II 140, 142.
Knobloch I 780, 781.
Knoll II 66.
Knoller II 613, 641.
Cobden II 426.
Cobenzl Grafen I 840.
Koberwein II 699.
Kobler I 751.
Coburg siehe Sachsen-Coburg.
Kocel Fürst I 36.
Kocel II 712.
Koch II 699.
Koch-Sternfeld Ritter v. I 30. II 166.
Koch Mathias I 61, 142, 206, 265, 340, 369, 676.
Cochin N. II 627.
Cocles Hor. II 782.
Koczian von I 808, 809.

Kölcsey F. II 432, 730, 732, 735, 742.
Kölösy I 49, 206.
König Freiherr, Staatsrath, II 112.
König F. P. Herr von II.
König Karl II 603.
König Otto II 607.
Königsegg Grafen I 538, 603, 604, 704, 750, 760, 778, 797.
Königsmark Grafen I 518.
Körner Theodor I 107. II 145, 170, 197, 255, 412, 413, 699, 700.
Kövér II 745.
Kohen II 760, 761.
Koháry Grafen u. Fürsten I 646—650, 763, 765.
Kola II 706.
Colà di Rienzi I 169.
Colalto Grafen und Fürsten I 422, 497, 509, 542.
Kolár II 689, 690.
Kolb II 61, 66.
Kolb E. II 524.
Kolb F. I 85.
Kolb H. I 228.
Coligny Grafen I 523.
Colin Alexander II 623, 657.
Kollár J. II 685, 686.
Kollarz II 571.
Koller Freiherren II 594.
Koller J. G. II 672.
Colli I 873. II 204.
Collin H. u. M. von II 73—79, 144—146, 631, 632, 694.
* Kollmann I 815—824.
Kollonitsch (Kolonits) Grafen I 542, 553, 554, 579, 617—621, 748.
Colloredo Grafen und Fürsten I 516, 595, 816, 856. II 25, 86, 92, 94, 103, 104, 162, 207, 782.
Kollweiß I 547.
Colombini nobile de II 536, 538.
Colonna Fürsten I 275. II 191.
Kolowrat Grafen I 771, 858, 875. II 45, 50, 51, 134, 180, 181, 184, 274, 494, 563, 685, 686.
Koltschitzki I 543, 544, 553.
Comenius A. I 526—929. II 738.
Komers Freiherren II 594.
Comines I 227.
Condé Prinz I 533, 597, 782.
Congrève II 316.
Conräder A. E. I 837.
Konrad II., Kaiser, I 43, 47, 48.
Konrad III., Kaiser, I 51, 57, 61.
Konrad I., Erzbischof von Salzburg, I 54, 55, 98.
Konrad II., Erzbischof von Salzburg, I 56, 58.
Konrad, Landgraf v. Thüringen, siehe Thüringen Landgrafen.
Consol II 317.
Constantia Erzherzogin, Königin v. Polen, II 661.
Contarini Grafen II 666.
Čop II 255.
Kopal von und Freiherren II 249 bis 251, 632.
Copernikus I 199, 314, 412.
Kopfinger Ritter v. II 520.
Kopitar B. II 255, 718.
Korb-Weidenheim Freiherr II 596.
Cordon Freiherr II 592.
Corlera I 583.
Korn II 699, 700.
Cornaro Katharina, Königin von Cypern, II 611.
Corneille II 693.
Cornelius P. von II 348, 349, 382, 384, 441, 491, 492.
Kornis I 392.
Cornova II 682.
Cornova II 694.
Korntheuer II 701.
Korompai II 603.
* Coronini Grafen I 83, 134—136, 142—144.
Corradini II 626.
Corregio siehe Allegri.
Corvisart II 514.
Korsakow II 41.
Kosciuszko II 140.
Cosimo II., Großherzog v. Toscana, I 509.
Kosovopolje (Amselfeld) II 712.
Kossuth II 352, 435, 487, 488, 734.
Costenoble II 606, 700.
Kotromanics, Ban v. Bosnien, I 144 bis 148, 175, 187.
Cotta Freiherren I 720. II 266.
Kottaner Helene I 197—199.
Cottin II 724.
Kotzebue A. von II 237, 696, 703, 741.
Coucy Herren von II 182.
Cousin V. II 477.
Kowatsch J. II 11, 53.
Coxe I 340.
Kozakiewicz II 614.
Koziebrodzki II 727.
Kožnian II 141.
Kracker I 446.
Krafft Freiherr II 286.
Krafft Peter I 84, 215, 345. II 53, 283—286, 321, 351, 383, 631, 749.
Kraig (Kragir) Herren von I 466.
* Krainz I 489—92, 878, 879. II 312—314.
Cramerius II 682.
Cranach Lukas I 331. II 622.
Krasiński II 721.
Krassenski II 721.
Krastel II 704, 705, 747.
Kratz I 456, 459.
Kraushaar I 720.
Krauß Karl und Philipp Freiherren II 592.
Kray Freiherr I 871—873. II 40, 41, 137, 183, 206, 248.
Kremer v. Auenrode Ritter II 596.
Kremer Josef II 476—479.
Krenn E. II 612.
Crenneville-Poutet Folliot de Grafen I 200, 269, 287, 312, 878. II 82, 104, 182—186, 220, 474, 543, 546, 550—554, 621.
Crenneville Graf (jetzt Christian VIII., König von Dänemark) Infanterie-Regiment Nr. 75 I 396, 551.
Crescenzi de I 560.
Kreutzer II 702, 706.
Kreutzinger I 857.
Kriechbaum Freiherr I 603, 604.
Criedern I 529.
Kriegs-Au Freiherr II 419, 596.
Kriehuber II 239, 260, 261, 284, 351, 416, 445, 480, 483, 497, 549, 631.
Križanić II 715.
Krombholz Edler v. II 199—201, 422.
Krones Ritter v. I 142, 149, 196, 206, 217, 227, 252, 273, 340, 356, 369, 437, 442, 450, 520, 630, 676. II 104, 319, 320.
Krones Therese II 701, 701.
Kronnowetter E. II.
Cronstown Freiherren II 288, 289.
Kropp II 765.
Croy Fürsten und Herzoge I 550, 563, 595.
Croy J. M. Freiherr II 116.
Krüger II 698.
Csáky Grafen I 598, 610.
Csáky Graf, Husaren-Regiment, I 563, 564.
Csengery II 435, 742.
Csepreghy II 744.
Csikós Ritter von II 520.
Csiky II 746.
Csillag II 747.
Csokonai II 729.
Csorich Freiherr II 592.
Cubranović II 715.
Cucchiari II 390, 392.
Kudriaffsky von II 759.
Kübeck Freiherren I 100. II 275—279.
Kuefstein Grafen I 618.
Kühn Elias II 34.
Kuenring Ritter I 108.
Kürenberg I 75.
Kürnberger II 697.
Cuggia II 393, 395, 397.
Kuhacz I 869.
Kuhn von Kuhnenfeld Freiherren II 300, 398, 594.
Kukuljević-Sakcinski J. II 462, 719.
Kulin II 714.
Kulmbach I 289.
Kulmer Freiherren II 592.
Culoz Freiherr II 249, 299.
Cumberland Herzog I 714.

* Kummer K. F. I 90—97, 108—111, 114—130. II 649—660.
Kumpf J. G. II 108.
Kundmann L. II 606.
Kuneus II 153.
Kunigunde, böhmische Prinzessin, Nonne, II 650.
Kunigunde, Markgräfin von Steiermark, I 97.
Kunits II 738.
Kunst II 702.
* Kunz I 199—201, 411—413.
Kunzl II 524.
Kupelwieser I 21. II 146, 441, 491, 608, 610, 611, 631, 650.
Kuppa Graf von Sümegh I 42.
* Kupsa I 564—568.
Kurelac Freiherr II 719.
Kurtzböck J. II 621.
Kurtzmann II 470.
Kurz Freiherr II 779.
Kurz Franz I 142, 196.
Kurz von II 695.
Kurzbauer II 611.
Cusa, Cardinal, I 17, 200, 245.
Cuspinian I 257, 269, 382, 383. II 622.
Kutschenreiter Ritter v. II 563.
Kutschera II 703.
Čuza II 493.
Kyburg Grafen I 82, 83.
Cykann I 248.
Cyrillus I 5, 34—37. II 709, 711, [712.
Czajkowsky II 476.
Czakó II 745.
Czartoryski Fürsten I 761. II 139 bis 143, 721, 722.
Czaski II 142.
P. Czech Fr. H. II 675.
Czedik H. von II 766.
Czeike H. II 765.
Czetwertyński Fürst II 467.
Czermak (Tegetthoff) Leopoldine II 445.
Czernin Grafen II 493, 605.
Czerny Karl II 548.
Czibelka II 741.
Czibulka II 702.
Csillag II 706.
Czobor Grafen I 621, 761.
Czörnig Freiherren I 143, 144, 356, 734, 786.
Czollich II 87.
Czuczor II 733, 742.

D. T.

Taaffe Grafen I 100, 548, 550. II 269, 594—596, 587, 676.
Dabovich J. II 756.
Tachinardi II 706.
Tacitus II 194.
Daffinger I 53. II 749.
Taglioni II 701.
Dahlerup Freih. II 705, 409, 754, 759, 761.
Dalberg Freiherren I. 639. II 180, 628.
Tallachini II 355.
Tallard Herzog I 585—589, 615, [657, 658.
Dalibard I 784.
Dalmuth I 604.
Tamássy II 747.
Tamburini II 334, 700.
Dampierre (Duval de) Grafen I 392, 402, 404, 474. II 782.
* Tandler Ritter von II 256—259.
Daničić II 709, 720.
Dandolo Grafen II 244, 359, 754.
Dandolo Graf, Corvette, II 755, 760, 763, 764.
Tangl I 102.
Danhauser J. II 247, 257, 600, 631, 751.
Tannenberg Grafen I 132.
Tannstädter (Collimitius) I 350.
Dante I 144 II 425, 626.
Tarnóczy von, Cardinal, II 528, 542.
Daru Graf II 287.
Tasso Torquato II 106, 423.
Daubitz I 454.
Dausalik II 765.
Daun Grafen und Fürsten I 538, 546, 582, 600—604, 640, 714—716 719, 732, 752, 767, 768—776, 780, 786—793, 826, 831, 849, 864. II 26, 638, 679, 680, 776, 784.
Tausing I 289.
Tautenhayn II 606, 607.
Dauthage II 289, 414, 415, 514—515.
David Edler von Rhonfeld II 563.
David P. J. II 748.
Davidovich Freiherr II 295.
Davison 704, 716.
Davoust Herzog II 45, 46, 50, 226.
Davy II 154.
Daxelhofer II 778.
Deák von II 435, 436, 734, 742.
Decker G. II 282, 611.
Decker St. II 11.
Defregger F. II 57, 59, 417.
Degenfeld Grafen I 548, 550, 593.
Tegetthoff von II 376—379, 398—405, 410, 411, 445—451, 517, 518, 594, 606, 632, 755, 760, 761, [768.
Teichmann II 234, 235.
Teimer Freiherr II 61.
Deinhardstein II 73, 697, 703.
Delaroche II 644.
Delavigne II 743.
Teleky Grafen II 435, 598, 740, [745.
Delia II 704.
Delibes II 706.
Delille II 141.
Tell, Tischler, II 35.
Dellarosa siehe Gleich.
Delmas II 92.
Demeter II 719.
Demi II 426.
Demmer II 702.
Demosthenes II 624.
Temple II 614.
Tempsky F. II 678.
* Tenger Mariam II 271—273, 348—350.
Teniers D. d. J. II 624.
Denis (Sined) I 269, 887—890. II 73, 642, 694.
Denon Freiherr II 287.
Teppler II 109.
Derfelden I 872.
P. Derfflinger I 851.
Terlago Grafen II 278.
Deroy II 67.
Déry-Széppataki II 742.
Terzky (Trčka) Grafen I 441—449.
Desaix von I 880.
Descartes (Cartesius) I 391. II 716.
Desing I 851.
Dessewffy Grafen II 193, 194, 731.
Dessoir II 702.
Dessow II 706.
Tettenborn Freiherr II 84.
* Teuber O. I 452—459, 605—617, 817. II 101—104, 691, 707.
* Teuffenbach Freiherren I 2, 99, 134, 215, 354, 392—95, 404, 424, 452, 462, 485, 496—501, 585, 624, 633, 646—650, 701—730, 734, 747, 759—765, 785, 786, 839. II 163—166, 185, 190, 204—207, 279—283, 359, 536—540, 550—554, 592—598, 619, 769, 770, 782.
Teuffenbach (Tiefenbach), Freiherr, Infanterie-Regiment (jetzt Nr. 11) [I 497.
Deuster Freiin II 451.
Devrient II 704, 705.
Tewele II 701, 703.
Deym Grafen II 38.
Thalberg S. II 442—445.
Tham II 682, 688.
Than M. II 381, 614.
Thanhausen Grafen I 485.
Theodebert I., Frankenkönig, I 25, 28.
Theodo, Herzog v. Bayern, I 25, 28.
Theodor d. Gr., König d. Ostgothen, I 5.
Theodora Kaiserin I 34.
Theodora Comnena, Herzogin von Österreich, I 58.
Therese, Königin von Bayern, II 309.
Thibaut II 477.
Thierry Freiherr II 592, 593.
Thiersch L. von II 415.
Thiemar, Bischof, I 41.
Thielmann Freiherr II 95.
Thiemig II 704.
Thomé II 690.
Thorwaldsen II 129, 417, 502.
Thüngen Freiherren I 550, 585, 616.
* Thürheim Grafen I 290, 578—582, 630, 750—756, 814. II 207, 209, 249, 430, 431, 680, 781—785.

Thüringen Landgrafen I 68.
Thugut Freiherr I 721. II 287.
Thun Grafen I 444—448, 451, 452, 514, 760. II 408, 467, 479, 592, 593, 600, 678, 686.
Thuran II 746.
Thurn-Valsassina Grafen I 376, 392—97, 401—405, 444, 458, 470, 475, 490, 732. II 299, 300.
Thut I 181.
Tibull I 261.
Diderot I 813.
Tieck Ludwig II 115, 197, 441, 491, 721.
Tiefenbach siehe Teuffenbach.
Tieffenbrucker I 535.
Tiepolo II 748.
Diesbach Herren und Grafen I 278, 279. II 771, 777, 778.
Diestler Freiherr II 595.
Dietenberger I 370.
* Dieter I 81—89. II 249, 567.
Tietjens II 704.
Dietrich II 605.
Dietrichstein Grafen und Fürsten I 301—304, 334, 486, 498, 520, 624, 760. II 76, 77, 102, 112, 114, 148, 149, 673.
Dietz I 425.
Tietz II 603.
Tilgner II 79, 606.
Tillier von und Freiherren II 775, [776, 778.
Dillner II 706.
Tilly Grafen I 391—397, 414—429, 431, 433 438, 462, 475, 486, 498. II 771, 772.
Diminich II 763.
Dimitz I 313.
Dingelstedt Freih., II 701, 704, 705.
Tintoretto II 28.
Diogenes II 625.
Dioscorides I 351, 363.
Di Pauli von Treuheim Freiherren II 100.
Tippo Sahib II 316.
Tischler II 603.
Tissot S. A. II 334, 671.
Tisza v. u. Grafen II 490, 596—598.
Dittes II 269.
Titus, römischer Kaiser, I 853.
Divković II 717.
P. Diwisch I 783—786.
Tizian (Vecelli) I 289, 330, 342, 361, 386, 388, 808, 891. II 28, 382, 623, 632.
Dlabacz I 643.
Dobiaschofsky II 608, 610, 751.
Dobler I 851.
Doblhoff Freiherren II 257, 265.
Dobner II 493.
Dobrowský II 245, 494, 682, 684, 684.
Dobsa II 745.
Doby I 653, II 577, 614.
Tocqueville II 437.
Dóczi L. von II 708, 745, 746.
Todesco Freiherr II 384, 610.
Tököly Grafen I 356—538, 594, 647, 648. II 739.
Dönhoff Grafen I 550.
Töpfer II 703.
Döpfner Edler von II 563.
Töply Edler von, Hohenvest II 396, 563.
Törring Grafen I 751. II 235.
Toggenburg Grafen I 84.
Dohna Grafen I 776.
Toll Graf II 83.
* Dolleczek I 496, 796—799, 802—804, 861, 862. II 131—138, 273—275, 414—318, 525.
Dolliner II 506.
Domanig II 65.
Domassewski II 282.
Tomassich Freiherr II 280.
Domayer II 260.
Dombrowsky Graf I 871. II 88, 91—93, 205.
Tomić II 720.
P. Dominikus I 392, 397, 551.
Tomsa II 682.
Donau-Fregatte II 755, 765.
P. Donay II 61, 62.
Donizetti II 706.
Donner I 707, 747—750, 889. II 641.
Torbar J. II 720
Tordinac II 719.
Doria Herren von und Herzoge I 322.
Tormasow II 123.
Tornow I 601.
Torre della siehe Pagano und Raimund.
Torstenson Graf I 510, 516, 773.
Toschi P. II 425.
Tóth Eduard II 744.
Tóth János II 46.
Tóth W. von II 596, 597.
Totleben von II 23.
Drache-Fregatte II 755.
Dräxler-Manfred II 697.
Drahanek II 259.
Trani Graf (jetzt Graf Nostitz), Uhlanen-Regiment Nr. 13, II 394.
Trapani Graf, Prinz beider Sizilien, II 429.
Trapp II 82.
Drasković F. Graf II 718, 719.
Trattinik II 117.
Traun (Abensperg) Grafen I 547, 709, 752—56, 784, 787.
Traun Julius von der (Schindler Alex.) II 479.
Trautson Fürsten I 624, 625, 629, 631, II 112, 114.
Trauttmansdorff Grafen u. Fürsten I 269, 445, 485—889, 491, 519, 520, 535, 538, 542, 550, 564, 760, 773. II 25, 148, 149, 553.
Draxler II 706.
Tréfort A. II 435, 597, 598.
Trefftz siehe Strauß.
Treitzsauerwein I 270. II 627—629.
Trembecki II 141.
Treml II 750.
Trenck Freiherr I 708, 845.
Trenkwald II 610, 613.
Dressery von II 91.
Treumann II 702.
Drexler Manfred II 73.
Triesch II 705.
Triesenecker II 173.
Trixen (Truchsen) Ritter I 100, 134.
Trnsky Ritter von II 462, 465, 466, 719.
Troger II 641.
Trojan II 689.
Drouot II 89.
Droysen I 282, 283.
Drugeth von Homonna I 475.
Držić II 715.
Tschabuschnigg Ritter von II 595.
Tschernembl Herren von, I 403, 694. II 23, 84.
Tschernitschew (Černičeff) Graf I 773.
Tschitschakoff II 123, 124.
Dünewald Graf I 517 569, 612.
Dürer A. I 269, 284—289, 331, 388. II 621, 622.
Türk II 420.
Türk Johann II 68, 69.
Türlin I 77.
Dufay II 153.
Dufwa II 761.
Dugonics II 728.
P. Duhr I 729, 731.
Duka Freiherr II 90.
Duller E. II 219, 606.
Dumas II 704.
Dumouricz II 232.
Dumoutier II 98.
Dunajewski Freiherr II 596.
* Duncker K. von I 492—496.
Duncker und Humblot II 633.
Dupaty I 856.
Dupin Karl II 343.
Duport II 701.
Dupré II 429.
Duprez I 797.
Dupuy I 472.
Durando II 390, 392, 395.
P. Turchi Bischof I 730.
Durdik II 690.
Durelli II 158.
Turenne (Latour) Graf I 494, 533 597. II 293, 782.
Turetschek II 563.
Durosnel II 20.
Durutte Graf II 124.
Turzó Freiherr I 259.
Duftmann II 706.
Duval Abbé II 180.
Twardowski II 726.

Dvořák II 690.
Tycho de Brahe I 388, 412. II 173.
Dyck van I 430, 437.
Dyk van II 706.
Tyl II 689.
Tyrolt II 703.
Dzierzkowski II 725, 726.

E.

Ebendorfer I 383.
Ebergényi von I 639.
Eberhard Ludwig, Herzog von Württemberg, I 589.
Eberhard I., Graf von Württemberg, I 88, 89, 123. II 14.
Eberlin I 850.
Ebers K. II 265.
Ebersberg Jul. I 227. II 381.
Ebersberg S. II 77.
Ebert Anton II 611.
Ebert Eg. II 73, 479, 689, 697.
Ebner W. II 624.
Eck I 369.
Eckh Freiherren und Grafen I 639.
Eckhardt Joh. von II 132.
Eder J. M. II 613.
Eder Jos. II 35.
Edling Grafen II 732.
Egbert Bischof I 70.
Eggenberg Herren und Fürsten I 460—63, 484. II 782.
Egger I 51. II 67.
Eggers Freiherr II 674.
Egressy II 743, 747.
Ehinger I 433.
Ehnn II 706.
Ehrentrud, Äbtissin, I 25.
Eichens E. II 425.
* Eichinger I 41—49, 191—96, 201—06, 222—27, 248—52, 332—40, 364—69. II 350—53.
Einsle A. II 416.
Eisenberg II 738.
Eisenmenger A. I 38, 266, 304, 366, 471. II 381, 610.
* Eisenstein Ritter von I 391—97.
Eisenstecken II 61.
Eitelbelberger Ritter von II 286, 416, 615.
Eitzing Ritter I 215, 239.
Ekkehard II 736.
d'Elci Grafen I 855. II 624.
Eleonora (Gonzaga), Kaiserin, I 483.
Eleonora Magdalena Theresia (von Pfalz-Neuburg), Kaiserin, I 540, 596. II 624, 641.
Eleonora Erzherzogin, Königin von Polen, I 565.
Eleonora Erzherzogin, Königin von Portugal, später von Frankreich I 692. II 656.
Elisabeth, Kaiserin von Österreich, II 310, 356, 416, 471, 489, 490, 573, 636, 577, 581, 584, 587, 690.
Elisabeth, Kaiserin (gest. 1313), I 145—57. II 651, 660.
Elisabeth (Isabella) Christina (von Braunschweig), Kaiserin, I 635, 810.
Elisabeth, Kaiserin von Rußland, I 710, 712, 717, 758. II 776.
Elisabeth (von Luxemburg), Kaiserin, I 197—99, 238.
Elisabeth, Königin von Böhmen, II 652.
Elisabeth, Erzherzogin, und Königin von Frankreich, I 380.
Elisabeth, Königin von England, I 729.
Elisabeth (von Bayern), Königin von Preußen, II 471.
Elisabeth, Königin von Spanien, Herzogin von Parma, I 702.
Elisabeth (Maria) Erzherzogin, Äbtissin, I 722, 726, 739.
Elisabeth (von Württemberg), Erzh., I 842, 857. II 4, 18, 19, 471.
Elisabeth Marie (geb. 1883), Erzherzogin, II 589.
Elisabeth Franziska, Erzherzogin, I 726.
Elisabeth hl. (von Ungarn), Landgräfin von Thüringen, I 65—68, 70.
Elisabeth, Landgräfin von Habsburg, I 82.
Elisabeth, Prinzessin von Frankreich, II 643.
Elisabeth, Kurfürstin von der Pfalz, I 391—97.
Elisabeth, Pfalzgräfin, I 436, 469.
„Elisabeth (Kaiserin)" Dampfer II 762.
Elisabeth-Fregatte II 760.
Elisabeth-Rammkreuzer II 756, 766.
Elozianus II 712.
Elsler II 701.
Elvenich Freiherr II 113.
Embs siehe Hohenems.
Emerberg I 98.
Emerich, ungarischer Prinz, I 46.
Emerich, Bischof, I 621.
Emler II 610.
* Emmer II 507—13, 539, 540, 560, 567.
Ender I 166. II 612, 636.
Enenkel I 78.
Engel von I 175, 466.
Engel II 607.
* Engerth Ed. Ritter von I 284—89, 653. II 536—58, 440—42, 491, 492, 522, 577, 608, 610, 748—752.
Engelhardt siehe Kántor.
Enk von der Burg M. II 452, 454, 697.
Ennöckel siehe Bäuerle.
Enzenberg Grafen I 733, 736, 795. II 729.
Eötvös Freiherren II 431—40, 488, 596, 608, 742, 745.
l'Epée Abbé II 672.
Epstein II 602.
Erbach Graf II 784.
Erben J. J. II 685.
Erdmann II 191.
Erdödy Grafen und Fürsten I 378 538. II 739, 782.
Ereyi II 741.
Erich von Braunschweig Herzog II 647.
Erik of Klint II 404.
Erl II 701, 702.
Erlach H. Graf II 774, 778.
* Erlach Frz. von II 451—24, 479—82.
Erler Fr. 607.
Ernst d. Eiserne, Herzog von Steiermark, I 100, 237—48. II 660, 782.
Ernst Erzherzog, Statthalter, II 659.
Ernst Karl Felix Erzherzog II 300.
Ernst Aug., Herzog von Braunschweig, I 599.
Ernst, Markgraf v. Österreich, II 781.
Ernst, Erzbischof, I 158—62, 170.
Ernst (gest. 1595.) I 720.
Ernst G. II. 676.
Ernst Georg I 621.
Ernst Leopold II 600—03.
Eschenbach Ritter I 77, 128, 155. II 35.
Eschenbacher Ritter von II 634.
Eschenlohe Ritter I 181.
Escher J. W. Freiherr II 779.
d'Estrée Herzog I 714.
Eszterházy Grafen und Fürsten I 538, 748, 773, 820, 822, 838. II 130, 170, 436, 548, 593, 673, 699, 739.
Ethé II 633.
Ettenreich II 572.
Euclid I 812. II 173.
Eugen III., Papst, I 58.
Eugen IV., Papst, I 218—20, 239.
Eugen Erzherzog I 593. II 629.
Eugen Prinz von Savoyen I 534, 539, 542, 580, 581, 584—93, 595, 596, 598—604, 607, 615—17, 622, 627, 628, 630, 631, 633, 636—39, 703, 704, 753, 761—63, II 293, 517, 605, 626, 632, 691. 772, 778, 784.
Eugen Prinz von Savoyen, Dragon.-Regiment Nr. 13 II 545.
Eugen Prinz (von Savoyen), Fregatte II 755.
Eugène Beauharnais siehe Beauharnais.
Eugyppus I 23.
Eybl II 750, 751.
Exter I 827. II 628.

F. V.

Fabinyi von II 598.
Fabius Cunctator I 534.
Fabroni I 855.
Fabinger II 687.

Fäulhammer II 461.
Falesich II 760.
Falke v. Lilienstein Freiherr II 436.
Falkenberg II 426, 427.
Falkenhayn Grafen II 104, 596.
Falkenstein I 199.
Fallstaff II 737.
Faludi II 738.
Fáncsy II 743.
Fasana-Corvette II 764, 765.
Fassbender Freiherr II 323.
Fastenrath J. II 539, 540.
Faujas St. Fond II 180.
Faulhaber I 186, 187.
Faulmann II 628.
Faust II 672.
Fautz Ritter von II 759.
Fay II 742, 743.
Fay siehe Inghirami.
Fayenz II 765.
Feigius I 620.
Feil I. 577. II 111.
Fejérváry Freiherr II 597.
Felbiger, Abt, II 161—163, 668—673.
Felgel II 629.
Felix II 706.
Felix E. II 611.
Felkel II. 668,
Fellinger II 107—110, 319.
Fellner II 703.
Fellner F. I 891.
Fellner Ferdinand II 602.
Felvinczi II 738, 739.
Fendi II 609, 611, 631, 749, 750.
Fendischer II 752.
Fenena v. Cujavien Herzogin I 153.
Fenner von II 31, 32.
Ferdinand I., deutscher Kaiser, I 8, 12, 13, 273, 282, 283, 297, 298, 319, 321, 332—343, 362, 369—372, 689—692. II 621—623, 649, 771, 777
Ferdinand II., Kaiser, I 9, 391—397, 402—407, 436, 445, 447, 449, 452, 453, 460—463, 466—483, 514—516, 692, 695. II 647, 771, 773, 777, 779, 780, 782.
Ferdinand III., Kaiser, I 17, 452—459, 463, 499, 512—521, 591, 692, 696. II 624, 647, 648, 773, 774, 780.
Ferdinand I., Kaiser von Österreich, II, 914, 17, 18, 166—170, 189, 212, 213, 225, 242, 260, 277, 282, 298—300 307, 343, 344, 366, 472, 494, 507, 530, 550, 631, 588, 848, 777.
Ferdinand IV., römisch-deutscher König, I 519, 591, 692, 696.
Ferdinand V., König von Aragonien, I 10, 322, 689.
Ferdinand I., König beider Sizilien, II 6, 424.
Ferdinand II., König beider Sizilien, II 238.
Ferdinand III., Großherzog v. Toscana, Kurfürst v. Salzburg u. Großherzog von Würzburg, I 11. II 3, 114, 204, 424, 429, 628.
Ferdinand IV., Großherzog von Toscana, I 611. II 370, 429, 536—538, 628, 634—636, 708.
Ferdinand II., Erzherzog, Graf von Tirol, I 273, 362, 372—376. II 623.
Ferdinand, Herzog v. Parma I 740.
Ferdinand Don, Infant, I 453—459.
Ferdinand Karl Erzherzog, Graf von Tirol, I 535, 593, 596.
Ferdinand Karl Erzherzog, Statthalter (Lombardei), I 11, 717, 718. II 104, 338, 628.
Ferdinand Karl Ludwig Erherzog I 726.
Ferdinand d'Este Erzherzog II 44, 50, 122, 172, 252, 297.
Ferdinand d'Este Erzherzog († 1847) II 281, 430.
Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern, I 591. II 624.
Ferdinand Max-Fregatte II 755.
Ferdinand Maximilian Erzherzog siehe Maximilian, Kaiser v. Mexico.
Ferdinand Maximilian, Erbprinz von Baden, I 605.
Ferdinand III., Kurfürst von Salzburg (jetzt Markgraf Ludwig von Baden) Infanterie-Regiment Nr. 23, II 315.
Ferdinand IV., Großherzog von Toscana Infanterie-Regiment Nr. [II 395.
Feretti I 286.
Ferenczy II 171.
Ferenczy II 432, 439.
Ferenczy, Bildhauer, II 607.
Fernkorn A. II 228, 292, 605.
Ferrario II 343.
Ferstl Freiherr II 601, 602.
Fertig F. II 371.
Fescher II 763.
Fesl II 603.
Fessler I 149.
Festetics Grafen II 596.
Feszti A. II 614.
Feuchtersleben Freiherren I 822. II 166, 256—259, 678.
Feuerbach A. II 611.
Feuerstein Freiherren und Grafen I 771, 796, 802—304.
Feuillade La Herzog I 523, 600—604.
Feuillet de Conches II 643.
Feuillet O. II 704.
Feuquières Marquis I 444, 512.
Feldzi Pachà II 187.
Fichte II 422, 476.
Fichtner II 700, 703.
Ficker A. II 678.
Fidler II 595.
Fielding II 74.
Filippi II 360.
Vierthaler II 160—163.
Filz I 30.
Fink von Finkenstein Grafen I 716, 776, 778, 790, 829, 888. II 784.
Fiorentino I 855.
Firler II 61.
Firmian Grafen I 319, 813. II 154, 335, 336.
Fischbach J. II 542.
Fischler, General, II 140.
Fischer A. S. II 676.
Vischer Klaus von I 309.
Fischer von Erlach von und Freiherren I 640—643. II 603, 752.
Fischer Ernst I 719.
Vischer G. M. I 574—577.
Fischer L. H. II 612.
Vischer Peter I 269.
P. Fixlmillner I 850—852. II 173.
Fleischer II 708—20.
Fleischner II 708.
Flemming Grafen I 778, II 139.
Floret II 105.
Florian II 724.
Flotow Freiherr II 702, 706.
Föhner II 341.
Völckel II 606.
Földváry II 742.
Förster II 705.
Förster II 706.
Förster L. II 600.
Förster F. I 731.
Vogl Heinrich I 822.
Vogl J. N. 73. 77, 697.
Vogl, Sängerin, II 700.
Voigt II 190.
Volkamer von Ehrenberg II 174.
Fontana II 334.
Forberg I 91.
Forgách Grafen I 344. II 593, 776.
Vorlauf I 191.
Formentini Freiherren I 490.
Forti II 701.
Voss J. H. II 703, 725.
Fossombroni Graf II 425.
Foucher de Careil Graf I 599.
Fouler II 20.
Fouqué (de la Motte) Freiherren I 187, 776, 847. II 145.
Fourcroy II 155.
Fournier I 280.
Fraas I 453.
Frähn II 191.
Franck Ritter von II 593.
Francke A. H. II 668.
Frangipani Herren v. s. Frankopan.
Frank Peter II 334, 560.
Frank von Wörd I 284, 308.
* Frankl von Hochwart L. A. Ritter I 341. II 73—79, 144—147, 267—269, 461, 539, 696.
Franklin Benjamin I 784. II 153, 154, 156.
Frankopan (Frangipani) II 716, 781.
Franul v. Weißenthurn II 233—237.

Franz I. (Stephan), Kaiser, I. 11 669—671, 707—717 764, 783, 827, 845. II 626, 628, 679, 698, 700, 721.
Franz II. (I.), Kaiser, I 841, 864, 870, 876, 882, 883, 885, 886, 896. II 4—20, 38, 39, 41, 52, 54, 56, 58, 67, 74, 79—97, 105, 114, 122, 124, 127, 129, 140, 141, 150, 162, 167, 168, 176, 191, 209, 215, 218, 221, 229, 231, 268, 270, 271, 276, 281, 285, 297, 298, 315, 318, 340—343, 362, 459, 471—474, 494, 507, 530, 648, 699, 756, 757, 765.
Franz Josef I. Kaiser, und König, I. 56, 100, 897. II 17, 47, 79, 213, 249, 277, 298, 302—304, 308, 309, 310, 317, 321, 322, 337, 345—347, 356, 364, 379, 405, 410, 420, 437, 438, 451, 459, 460, 472, 474, 475, 482, 490, 492, 507, 535, 562, 568—616, 631, 632, 635, 636, 648, 649, 680, 681, 690, 697, 708, 720, 734, 747.
Franz I., König von Frankreich, I 274—281, 294, 320—326, 689, 690, 692.
Franz I., König beider Sizilien, II 429.
Franz IV. Erzherzog, Herzog von Modena, I 11 II. 203, 281, 366.
Franz V., Herzog von Modena, I 11. II 281.
Franz Ferdinand d'Este Erzherzog I 319, 726. II 764.
Franz Karl Erzherzog II 168, 209, 309, 471, 507—513, 568, 588.
Franz Salvator Erzherzog II 643, 726.
Franz Sigismund Erzherzog, Graf von Tirol, I 596.
Franz Ferdinand Freiherr II 395.
Franz II 254—56.
P. Franz I 783.
Frappart II 707.
Frauenfeld II 310.
* Fraxola Ritter von I 814. II 152—158, 183, 333—347, 539.
Fredro Graf II 721, 722, 725, 727.
Fremden-Blatt (Wiener) II 427.
Frenzel II 740.
Frey II 707.
Freytag II 703, 732.
Frieb-Blumauer II 701.
Friederike Dorothea, Herzogin von Würltemberg, II 18.
Friedjung H. I 173.
Friedl, Bildhauer, II 605.
Friedländer Camilla II 612.
Friedländer E. II 611, 612.
Friedländer, siehe Delia.
Friedrich I. Barbarossa, Kaiser, I 61, 680, 683. II 781.
Friedrich II., Kaiser, I 66, 68, 75, 82, 83, 117, 680, 683. II 695.
Friedrich III. der Schöne, Mitkaiser, Herzog von Österreich, I 136—142, 154, 155, 157, 683. II 645, 782.
Friedrich IV. (III.) Kaiser, I 8, 10, 14, 15, 17, 81, 204, 207, 214—221, 223, 225, 229, 233—235, 237—248, 282, 686, 687, 757. II 620.
Friedrich August I., König von Polen, Kurfürst von Sachsen, II 44, 95, 97.
Friedrich August II., König v. Polen, Kurfürst von Sachsen, I 186, 652, 666. II 14, 471, 623, 624.
Friedrich August III., König von Polen, Kurfürst von Sachsen, I 632, 708, 805, 807.
Friedrich I., König von Preußen, I 720.
Friedrich II., König von Preußen, I 703—710, 712—721, 755, 756, 768—782, 788—792, 797, 818, 829, 831, 832, 844—848, 862, 888, 894. II 772.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, I 703, 704, 797. II 626.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, I 894. II 6, 7, 44, 68, 293.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, II 83, 90, 96, 237, 572.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, 242, 471.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, I 596, 720.
Friedrich V., Kurfürst von d. Pfalz, I 391—397, 405, 469, 695.
Friedrich I., Herzog von Österreich, I 75.
Friedrich II. der Streitbare, Herzog v. Österreich, I 71—74, 93. II 781.
Friedrich Ferdinand Erzherzog († 1847), II 187—190, 229, 238—244, 359, 406, 753, 754, 784.
Friedrich Maria Albrecht, Erzherzog, I 593.
Friedrich (Erzherzog) Corvette, II 755, 765, 762, 760.
Friedrich II., Herzog von Schwaben, I 51.
Friedrich IV. (Habsburg), Graf von Tirol, I 10, 12, 189—191, 193, 683.
Friedrich von Baden-Durlach, Markgraf von Baden, I 605.
Friedrich IV., Burggraf von Nürnberg, I 139.
Friedrich II. (von Walchen), Erzbischof von Salzburg, I 86, 116.
Friedrich J. II 117.
Fries Grafen II 166, 227.
Frieß Jul. I 786.
Frimont Graf II 280, 297.
Forster Georg II 196.
Frieße II 422.
Frind I 886. II 362.
Frisi II 153, 334.
Fröbel II 675.
Fröhlich (Frelich) von II 206, 296.
Fröhlich Katharina II 461.
Frost II 675.
Frundsberg Ritter I 275, 278—280, 290—293.
Frundsberg-Corvette II 766.
Fuchs Gräfin I 765—768, 788.
Fuchs II 707.
Fuchs J. J. I 643—646. II 625.
Fuchsmagen I 257.
Füger H. I 825. II 77, 283, 631, 748, 749.
Führich Josef und Lukas Ritter von I 87, 184. II 441, 442, 491, 492, 608, 610, 613, 631, 650, 651.
Fünfkirchen Grafen 542.
Fürnberg von I 820.
Fürstenberg Grafen und Fürsten I 615, 760.
Füßli II 769.
Fugger Grafen und Fürsten I 153, 261, 392, 404, 520, 624 760. II [211.
Fulda II 706.
Furlani II 763.
Fuß H. II 606.
Fußesbrunn I 75.
Fux J. II 612.

G.

Gabalieri II 236.
Gabillon II 704, 746.
Gabl Alb. II 61.
Gadomski W. II 608.
Gandecke I 450.
Gages Herzog I 754.
Gaheis Fr. II. 672, 673.
Gaj Ludwig II 463, 719.
Galilei, I 201. II 155, 424, 426.
Gall Bischof II 196.
Gallas Graf I 443, 449, 453—59, 510. II 780.
Galler von Schwanberg Herren und Grafen I 460.
Galli I 866.
Galliker I 222.
Gallina von II 395.
Gallmeyer II 701, 708.
Galluzzi I 855.
Galvani II 154, 155, 158, 700.
Gamassa I 456.
Ganghofer L. II 176.
Gara I 197.
Garay II 742.
Garavaglia II 153.
Garde de la II 106.
Garve II 674.
Gasparotti II 365.
Gasser Hans II 353, 414—18, 605, 607.

Gassmann II 148, 149, 641.
Gassner II 606.
P. Gasteiger Mor. II 526.
Gaston della Torre, Patriarch v. Aquileja, I 135, 142.
Gattinara I 320.
Gattoni II 153.
Gaude II 739.
* P. Gaudentius s. Guggenbichler.
Gauermann I 383, 611, 612, 631. II 751.
Gauhen I 429.
Gaul G. I 319, 593, 726. II 381, 610, 611.
Gautsch v. Frankenthurn Freiherr II 596.
Gay-Lussac II 154.
* Gebel von Ennsburg Ritter von II 275 bis 78, 286—90, 112, 642.
Gebler Freiherr von II 695, 696.
Geiger P. J. N. II 217, 225, 241, 610.
Geer von I 528.
Geiger K. II 609.
Geiger P. J. N. I 45, 493, 549.
Gejer I 450.
Gelcich II 283.
Gelée siehe Laurrain Claude.
Gellert I 341, 847, 887. II 695.
Georg Podiebrad, König v. Böhmen, I 232, 233, 243, 687.
Georg II., König v. Großbritannien, Kurfürst v. Hannover, I 710, 717.
Georg IV., König von Großbritannien und Hannover, II 147.
Georg Friedrich Markgraf von Ansbach II 772.
Georg Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, I 424.
Georgens D. II 676.
Gentz von II 105, 320, 500, 501.
Gera Freiherren I 135.
Geramb Freiherr II 38.
Gerando de II 343.
Gerard II 328.
Gerasch I 103, 137, 549.
Gerhard, Bischof von Mainz, I 117.
Gerisch II 614.
Gerlach, Abt, II 494.
Gerold I 581, 759, 766, 864.
Gerstenberg II 692.
Gertrud, Königin von Ungarn, I 65.
Gertrud von Schlesien, Äbtissin, I 69.
Gerstenbergk von II 643.
Gerstner J. I 895.
Gerstl II 563.
Gessner I 181, 196. II 729.
Gétaldić siehe Ghetaldi.
Gévay I 649.
Geyling II 610.
Geymüller Freiherren II 357.
Geyza Herzog von Ungarn, I 41, 42.
Gfrörer I 450.
Ghega Karl Ritter von II 353—56.
Gherardesca Grafen II 357.
Gherardini I 855.
Ghetaldi von und Freiherren II 279, 715, 716.
Ghilini II 396.
Ghyczy von II 488, 490, 597.
Giani II 615, 616.
Giesebrecht I 39.
Gilm II 697.
Gjorgjić (Giorgi) II 715, 716.
Gillar II 616.
Gindely I 436, 440, 443, 450, 463, 529.
Ginzel II 268.
Giordana II 763.
Giovanelli Freiherr II 66.
Girardet II 615.
Girardi II 702.
Gisela, Königin v. Ungarn, I 42, 46.
Gisela Erzherzogin, Prinzessin von Bayern, I 593. II 572, 581.
Giskra von Brandeis I 222—27, 231. II 595.
Giuliani Conte II 334.
Giustiniani I 491.
Glaser II 595.
Glatz II 672.
Gleich II 701.
Gleim I 888. II 694.
Gley siehe Rettich.
Gliubich II 283.
Glockenton I 289.
Gluck Ritter von I 815, 817, 822. II. 75, 149, 641, 700, 701.
Gmunden Johann von I 199, 200.
Göldlin (v. Tieffenau Freiherren) II 775, 781.
Goluchowski Grafen II 592.
Godefroy II 329.
Göpfert II 18.
Görger Ritter von II 563.
Görz Grafen II 180.
Göschen I 178.
Goëß Grafen II 208, 209.
Goethe von I 413, 583, 841. II 74, 104—07, 142, 180—82, 190, 258, 266, 287, 288, 422, 423, 477, 500, 626, 699, 701, 703, 705, 710, 720, 746.
Goldoni II 698.
Goluchowski Grafen II 592.
Gondola Freiherren I 539, 550. II 279, 462, 715, 719.
Gonzales S. II 758.
Gorczkowski Ritter von II 299.
Gorczyński II 725.
Gordon I 448—51.
Gorové II 596.
Gortschakow Fürsten II 88, 90.
Goszczyński II 725.
Gossmann Friederike (Gräfin Prokesch) II 704.
Gotter II 236.
Gottschall Rud. von II 258.
Gottsched II 113, 692, 695, 696, 698.
Gounod II 706.
Govone II 393, 395, 397.
Gozze von und Conte II 279.
Grabenecker I 33.
Gräffer I 248, 649. II 35.
Grafendorf I 601.
Grafeneck Ritter I 215.
Grag I 797.
Grammont von II 780.
Grancey siehe Medavi.
Graser II 675.
Graßwein von I 378, 379.
Granvella, Cardinal, I 376, 388.
Gratzl II 763, 768.
Gravier II 315.
Gravina I 809, 810.
Gray I 148. II 153.
Gregor V., Papst, I 689.
Gregor VII., I 51.
Gregor IX., Papst, I 679.
Gregor X., Papst, I 82, 84, 681.
Gregorius I 61.
Grengg II 706.
Grenier II 120.
Greth von II 94, 184.
* Grienberger von I 162—67, 343, 617—22, 794—96, II 367—69.
Griepenkerl Ch. II. 381.
Grillparzer II 16, 73, 176, 197, 258, 277, 302, 420, 452, 455—61, 479, 480, 568, 606, 631, 632, 696, 699, 703, 705, 732.
Grimm Brüder II 718.
Gritti II 744.
Grocholski Ritter von II 595.
* Gröber II 254—56, 461—66.
Grote I 148.
Grotius I 331.
Grouchy Marquis I 871—76.
Grube I 142.
Gruber I 304.
Grueber II 605.
Grün Anastasius II 73, 254, 256, 265, 272, 318, 454, 479, 495—99, 697.
Grünberg Benjamin II 234.
Grüner I 542.
Grünewald I 89.
Grünne Grafen II 319, 592.
Grumbach Ritter I 366.
Gruscha, Cardinal, II 471.
Gschwind von Böckstein Freiherren I 542.
Guadagni (Gvadányi) Graf II 723, 744.
Guarinoni I 506—08.
Guasco Graf I 774, 788.
Guasto Markgraf, siehe Pescara.
Gučetić II 715.
Guébriant Marquis I 516, 517.
Guelmi Abate I 734, 839.
* P. Guggenbichler Gaudentius I 132, 384.
Gugitz II 615.
Guicciardini F. u. L. von II 158.

Günsbacher I 820.
Guerazzi II 427.
Guizot II 477.
Güssing Grafen I 116.
Gundulić, siehe Gondola.
Gußek II 468.
Gusliani II 700.
Gustav Adolf, König von Schweden, I 424—28, 431—33, 440—43, 462, 479-82, 503, 695, 696, 773, 782.
Gustav III., König von Schweden, I 840.
Gustav IV., König von Schweden, II 219.
Guttenberg I 801. II 696.
Guttenbrunner II 390.
Gutetzky II 133.
Gutrie I 148.
Guts-Muths II 671.
Gutzkow I 388. II 704.
Gyöngyösi II 728.
Gyula, ungarischer Fürst, I 47.
Gyulai Grafen II 86, 87, 93—95, 126, 184, 754, 758.
Gyulai Graf (jetzt Kaiser Leopold) Infanterie-Regiment Nr. 33 II 462, 463.
Gyulai K. II 434.

H.

Haan Edler von I 883—85.
Haas Philipp II 616.
Habdelić II 716.
Habietinek II 595.
Habsburg-Fregatte II 755.
Hablawetz II 706.
Hackländer II 704.
Hadik Grafen I 715, 776, 831, 836. II 360, 688.
Hadrian II., Papst, I 36. II 712.
Hadrian IV., Papst, I 320.
Hadrian VI., Papst, I 689.
Hadžić F. II 718.
Hähnel II 606.
Händl I 820.
Häring Freiherr II 136.
Hafiz Pascha II 517.
Hagedorn I 887.
Hagen von I 601, 845.
Hagenbach von II 771.
Hager von II 782.
Hager J. II 563.
Haidinger W. von II 416.
Haid J. G. I 789.
Haizinger Am. II 233, 704.
Hajnóczy II 729.
Halanska II 612.
Halbig II 606.
Halevy II 706.
Halinger II 443.
*Halka Alex. II 159, 160, 660—664.
Hall II 521.
P. Hall Placid. II 418.
Hallenstein II 704, 705.
Haller Phil. II 99.
Haller Johannes, Fürsterzb., I 74.
Haller Alb. von I 309. II 156.
Haller von Hallerkeö Graf II 593.
Hallwich I 450.
Hallwyl Ritter I 181.
Halm Friedrich II 73, 256, 479, 451—54, 481, 693, 697, 703, 704.
* Halm Marg. I 379, 380, 383, 384.
Halmy II 747.
Ham, Bischof, II 363.
Hamilton Lord II 29.
*Hammerle I 729, 816. II 98—100.
Hamerling R. II 479, 693, 697.
Hammer-Purgstall Freiherr I 206, 252, 369. II 77, 145, 197, 286—90, 630, 697.
Hanka V. II 684.
Hanke von Hankenstein II 681.
* Hannak I 214—17, 237—48.
Hannibal I 270. II 293.
Hannover Herzog von I 564.
Hansch A. II 383, 612.
Hansen Teoph. I 600—02.
Hansitz I 30.
Hanslick E. II 443, 707, 708.
P. Hanthaler II 247.
* Harabauer Edler von Heldenbauer I 558—61. II 171, 172.
Hardegg Grafen I 213.
Hardtmuth II 678.
Hartl I 796.
Hartmann Graf von Habsburg I 88, 117. II. 650, 651.
Hartmann Graf von Habsburg II 650.
Hartmann Graf von Kyburg II 649.
Hartmann, Prälat, I 52.
Hartmann Moritz II 697.
Hartmann II 704, 705.
Harrach Grafen I 436, 520, 601, 637, 704, 759, 760, 808.
Hartig Grafen II 112, 158, 342.
Hartl Heinrich II 99.
Hartung Ritter von II 390—98.
Haschka Franz Leop. I 869. II 30, 31, 73, 117, 196, 481.
Hase I 184.
* Haselbach I 381—83, 757—59.
Hasenauer Freih. II 542, 602, 603, 705.
Hasner II 595.
Haspinger Joachim II 43, 49, 58, 59, 62, 66.
Hasse I 811, 815.
Hasselt-Barth II 689.
Hasreiter II 707.
Hatvani II 192.
Hatzfeld Grafen und Fürsten I 494, 516, 592. II 782.
Hauben Graf I 639.
Haubenstricker I 891.
Haugwitz Freiherren und Grafen I 711, 723, 731, 732. II 91.
Hauptmann II 706.
Hauser II 606.
Hauslab II 238, 317, 533—35.
Hausler II 168.
Hausmann II 603.
Hauy L. II 148, 155, 673.
Havranek II 613.
Hay, Bischof, I 835.
Haydn I 815, 819, 820, 869, 870. II 149, 196, 700, 707.
* Haymerle Ritter von und Freiherren I 529—34, 874-78. II 39 bis 54, 293—306, 594.
Haynau Freiherr II 299, 430.
Hebel Pet. II 481.
Hebbel Frd. II 258, 479, 693, 697, 703, 704.
Hecht W. II 613.
Heckenast I 420.
Hedwig (Anjou), Königin von Polen, I 187—89, 684. II 505, 654, 660, 661, 726
Hedwig h., Herzogin von Schlesien, I 69, 70.
Hedwig (Habsburg), Markgräfin von Brandenburg, II 650.
Hedwig, Gräfin von Kyburg, II 649.
Heeren II 664.
Heigel K. I 584, 736, 827.
Hein von Löwenthal I 450.
Hein Freiherr II 593.
Heine II 735.
Heinrich I., Kaiser, I 678.
Heinrich II, Kaiser, I 40, 123, 678, 679.
Heinrich III., Kaiser, I 13, 48, 678, 679.
Heinrich IV., Kaiser, I 51, 678-80. II 781.
Heinrich V., Kaiser, I 55, 678, 680.
Heinrich VI., Kaiser, I 128, 683.
Heinrich VII., deutscher Kaiser, I 129, 138, 683. II 652.
Heinrich Raspe, Gegenkönig, I 66, 68.
Heinrich I. (von Kärnten), König von Böhmen, I 7. II 651, 652.
Heinrich VII., König von England, I 254, 299.
Heinrich VIII., König von England, I 274, 300, 325, 326.
Heinrich II., König von Frankreich, I 327, 690, 691.
Heinrich III., König von Frankreich, II 659.
Heinrich IV., König von Frankreich, I 399, 693, 853.
Heinrich II. Jasomirgott, Herzog von Österreich, I 57—61. II 781.
Heinrich (Habsburg), Herzog, I 139, 157, 683.
Heinrich Erzherzog I 74.
Heinrich, Prinz von Preußen, I 776 bis 82, 831, 832.
Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern u. Sachsen I 44, 57—59, 61.

Heinrich I., Herzog von Bayern, I 66.
Heinrich II., Herzog von Bayern, I 39, 40.
Heinrich IV., Herzog von Bayern, I 192.
Heinrich II., Herzog von Brabant, I 66.
Heinrich I. d. Bärtige, Herzog von Schlesien, I 69.
Heinrich II. der Fromme, Herzog von Schlesien, I 70. II 505, 724.
Heinrich II., Graf v. Görz, I 134—36.
Heinrich IV., Graf von Görz, II 651.
Heinrich II., Markgraf von Österreich, I 40.
Heinrich II., Markgraf von Istrien, I 70.
Heinrich von Schweinfurt Graf I 41.
Heinrich III., Bischof, I 84.
Heinrich von Bozen hl. I 132.
Heinrich II., Abt, I 116.
P. Heinrich Placidus II 180.
Heinrich von Melk Ritter siehe Melk.
Heinrich Josef II 675, 676, 678.
Heilwig, Gräfin von Habsburg, I 82.
Heinzelmann I 545.
Heinze H. II 764.
Heiß I 609.
Heister Graf I 542, 563.
Heistermann I 545.
Hejder Ali II 316.
Hektorowić II 715.
Helbling I 77.
Helbig I 450.
Helfenstein Grafen I 98.
Helfert Freiherr I 513, 741. II 511, 684, 669.
Helgoland-Corvette II 763—65.
Helm K. II 675.
Helmer H. II 602, 606, 703.
Hell II 173.
Helmesberger II 706, 707.
Helvey II 747.
Hemma Markgräfin I 49, 50.
Hendl G. II 675.
Henikstein Edler von und Freiherren II 288.
Hennet Freiherr II 563.
Hennig II 423.
Henriette Erzherzogin II 186, 229, 560.
Henriquez A. von II 765.
Hensel II 32, 34, 49. II 784.
Hentzi von II 416, 632, 785.
Herbeck II 706.
Herbel I 545.
Herbert P. Freiherr II 673.
Herberstein Grafen I 333, 354—56, 538, 547, 704, 660, 835. II 775.
Herbert Freiherr II 287.
Herbst II 595.
Hercules III. Rinaldo, Herzog von Modena, II 28.
Herda J. G. von II 112.
Herder J. G. von I 731. II 142, 286, 288, 674, 708, 721, 724, 729.
Herdt I 531.
Herdtle II 606, 612.
Hermann Markgraf von Baden I 550, 605.
Hermann, Markgraf von Brandenburg, I 125.
Hermann I., Landgraf von Thüringen, I 65, 66.
Hermann II 678.
Hermann E. II 764.
Hermann H. II 34.
Hermann von Hermannsdorf II 32 bis 34, 49, 67, 70, 784.
Herodot II 244.
Herr I 541.
Herschel II 173, 339.
Herzberg Freiherr II 17.
Herzfeld Ritter von II 764.
Hess Freiherr II 282, 299, 460, 681.
Hess Freiherr Infanterie-Regiment Nr. 49 II 222, 223.
Hesse Freiherr II 17.
Hesse-Wartegg II 637.
Hessen-Darmstadt, Prinz von, I 603, 604.
Hessen-Darmstadt G. von, Landgraf, I 633.
Hessen-Homburg, Prinzen, II 87, 88, 94, 281.
Hessen (Karl) von, Landgraf, I 642.
Heuberger R. II 626.
Heunburg Grafen I 99, 102, 133.
Heusler II 695.
Hevesi II 707.
Heyfeld 699.
Heyne II 192.
* Heyret Maria I 765—768. II 104—07.
Heyse P. II 460, 704.
Hieronymus Bonaparte, König von Westphalen, I 820. II 44.
Hild J. II 603.
Hildburgshausen Prinz I 714.
Hildebrand I 450.
Hildegarde Erzherzogin II 229, 244.
Hildeprandt A. M. II 212.
Hillebrand Lukas von II 752.
Hiller Freiherr II 45, 46, 125, 135, 206, 222.
Hilverding van Wewen II 698.
Hingenau II 367.
P. Hinterlechner I 551.
* Hippoliti Freiin I 151—58, 814, 839—42. II 282, 299, 460.
Hirn I 372—76.
Hirsch C. II 172.
Hirtenfeld I 874.
Hiser II 603.
Hlavaček II 613.
Hlawatsch II 616.
Hněvkovský II 682.
Hochberg Freiherr II 692.
Hochkirch Freiherren I 530.
Hochstetten von I 845.
Hochstetter Ritter von II 310, 312.
Hock I 852.
Hodek II 634.
Höchle II 5, 15.
Höfel II 752.
Höflar II 495.
* Höfler Ritter von I 252, 254, 677—97.
Höger II 612.
Hölder Alf. II 293.
Hölty II 266.
Hölzel II 637, 765.
Hörnigk II 598.
Hoffinger Ritter von II 362, 364.
Hofer Andr. II 49, 52, 55—64, 68, 177, 178, 520.
Hofer Anna von II 177, 178.
Hoffinger von I 267.
Hoffkirchen Freiherr I 570.
Hoffmann Johann II 612.
Hoffmann L. Freiherr II 594, 704.
Hoffmann Freiherr Oberst († 1706) I 604.
Hoffmann Ed. von II 607.
Hoffmann Johann II 689.
Hofhaymer I 305—07.
Hoffmannswaldau I 887.
Hohendorf II 626.
Hohenberg Grafen I 83.
Hoheneck Freiherr I 313.
Hohenembs Graf I 277.
Hohenfeld Grafen II 130, 295.
Hohenfels II 704, 705.
Hohenheim siehe Paracelsus.
Hohenlohe Fürsten I 392—95, 841, 875. II 90, 551.
Hohenlohe-Bartenstein Infanterie-Regiment Nr. 26 II 106.
Hohenlohe Fürst (jetzt Freih. Kuhn) Infanterie-Regim. Nr. 17 II 300.
Hohenwart Grafen I 857. II 114—17, 247, 497, 595, 673.
Hohenzollern Fürsten I 760. II 50.
Holbein von II 703.
Holbein I 293.
Hold Ritter von II 398, 563.
Holeczek J. II 764.
Hollenbach II 616.
Holstein Beck, Prinz und Herzog, II 29, 589.
Holtei K. von II 481, 703.
Holzer Josef II 612.
Holzgethan Freiherr II 593—95.
Homann I 389.
Homer II 66, 532.
Homeyer E. von II 636.
Hompesch Grafen I 590.
Honorius III., Papst, I 62.
Hopp II 702.
Hoppe II 180.
Horaczek J. II 401.

*Horak Hugo I 158—62. II 152—58.
Horawitz I 354.
Horaz I 307. II 471, 728, 730.
*Horeczky Arthur I 768—75, 786 bis 93. II 79—97.
Hormayr Freiherr I 60, 102, 151, 271, 273, 293, 303, 369, 450, 451, 791, 792. II 44, 49, 50, 59, 75, 145, 197, 207, 319. 320.
Horn Graf I, 443, 453—59, II 772, 773.
Horneck I 76, 78, 352.
Horsetzky Ad. Edler von II 223, 398.
Horst Freiherr II 595, 596.
Horten II 344.
Horváth Andreas II 728, 733.
Horváth Balthasar II 596.
Horváth II 170.
Horwitz II 390.
Hotze Freiherr I 874—78. II 119, 216, 219, 772.
Houwald II 700.
Howard II 38.
Hoyos Grafen II 636.
Hržan Haras Graf, Bischof, I 834.
Huber Rudolf II 612.
Huber Alfons I 142, 145, 148, 167, 180, 182.
Hübel Ritter von Stollenbach II 538.
Hueber Blasius I 796. II 98—100.
Hübner Graf I 151. II 563, 592.
Hübner II 705.
Hülse I 894.
Hülsen von I 771, 776.
Hüttenbrunner I 822.
Hufeland II 558.
Hugo Victor II 432.
Hugos siehe Bernstein.
Humbert I., König von Italien, II 393, 394, 424, 425.
Humboldt Alexander von I 201. II 314.
Humelauer I 801.
Hummel Freiherr II 319.
Hummel J. N. II 443, 548.
Hummel I 819.
Hunin I 724.
Hunolstein Graf II 643.
Hunyady (Hunyadi) Johannes von, Gubernator von Ungarn, I 201 bis 206, 223—26, 238, 240, 248. II 727, 782.
*Hupfauf J. P. I 643—46, 525 bis 529.
Hurter von I 413, 450, 462. II 664.
Hus I 685.
Hußár II 607.
Hutčokovský II 685.
Hutzler II 33.
Hye Freiherr II 594, 595.
Hynais II 611.
Hyndford Lord I 707.

J, J, Y.

Jablonowski Fürsten I 550. II 150, 252.
Jablonský Freiherr II 250, 251, 685.
Jacobe J. II 111.
Jacoby L. II 573, 612, 613.
Jacquet II 412, 413.
Jagello, siehe Wladislaw II., König von Polen.
Jagić V. 719, 720. I 34.
Jahn Fr. L. II 672.
Jahn W. I 819. II 706, 707.
Jahrbücher der Literatur (Wiener) II 145.
Jais A. II 672.
Jakob I., König von England, I 470.
Jaksch II 674.
Jandrić II 716.
Janko Edler von I 844.
Jankovitsch Th. von I 839.
*Janku II 381—85.
Janul II 506.
Jaquin Freiherr II 21.
Jaresch J. II 191.
Jarisch A. H. II 675.
Jason II 665.
Jasper I 286. II 613.
Jászay II 747.
Ybl Ritter von II 603.
Ibrahim Sultan II 780.
Ibsen II 706.
Ibrahem Pascha II 187.
*Jedina Angelo und Leopold Ritter von II 18, 19, 324, 377—79, 399—405, 765.
Jellačić Freiherren und Grafen I 877. II 262, 280, 464, 465, 545, 719.
Jenisch Freiherr II 286.
Jeremias II 725.
Jerman I 311.
Jester II 696.
Jettel II 612.
Iffland II 700, 703.
Ignatieff Graf II 503.
Ignatius, Patriarch, II 711.
Jireček Ritter von I 34.
Jitschinsky II 540.
Ilg II 422.
Ilg A. I 640, 643, 645.
Ilgen I 720.
Ible Christ. II 34.
Illei II 738.
Illinger I 851.
Illo (Ilow) Freiherr I 448—50.
Ilwof I 792.
Inghirami (von Fay) II 552.
Inkey von und Freiherren II 440.
Innocenz I., Papst, I 56.
Innocenz IV., Papst, I 83, 106, 172. II 712.
Innocenz VIII., Papst, I 236.
Innocenz XI., Papst, I 537, 579, 622, 648.
Joachim Jos. II 549.
Jobst II 610.
Jode de I 137.
Johann von Nepomuk hl. I 182—86.
Johann VIII., Papst, I 37. II 712.
Johann X., Papst, I 37.
Johann XXI., Papst. II 782.
Johann XXIII., Papst, I 12, 190.
Johann, König von Böhmen, I 139. II 652.
Johann II. Casimir, König von Polen, I 530.
Johann III. Sobieski, König von Polen, I 527—54, 565, 579, 580, 594, 600, 648. II 469, 726.
Johann V., König von Portugal, I 813.
Johann Gaston, Großherzog von Toscana, I 703.
Johann Erzherzog (gest. 1809) II 14.
Johann Baptist (gest. 1859) Erzherzog I 214, 857. II 3, 32, 34, 44, 49—51, 55, 56, 66, 209, 219—21, 226, 231, 280, 282, 284, 307, 318—27, 630.
Johann Erzherzog, siehe Orth.
Johann der Kühne, Herzog von Burgund, II 665.
Johann Parricida, Herzog von Schwaben, I 117, 128, 154. II 650.
Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig, I 599.
Johann Friedrich, Herzog von Hannover, I 626.
Johann Friedrich II., Herzog von Sachsen, I 366.
Johann, Infant von Spanien, II. 656.
Johann Friedrich I., Kurfürst von Sachsen, I 331, 366.
Johann (Georg) I., Kurfürst von Sachsen, I 514.
Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen, I 591.
Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen, I 548—54.
Johann Heinrich, Markgraf von Mähren, I 170.
Johann Friedrich, Markgraf von Ansbach, II 782.
Johann Heinrich von Luxemburg II 652, 653.
Johann Heinrich Graf von Görz II 651.
Johanna (Gräfin Pfirt), Herzogin von Österreich, I 150.
Johanna (Juana), Königin von Castilien, I 10, 252—54, 687, 691. II 656.
Johanna Königin von Neapel I 174.
Johanna Gabriele Erzherzogin I 740.
P. Johannes von Capistran I 204 bis 211, 551 II 782.
John Freiherr II 274, 300, 390, 398, 563, 593, 594.
Joinville Prinz II 240.
Jókai II 635, 708, 746.
Jokell I 340.
Jomini Freiherr II 126.

Jones Paul II 448.
Joppi I 489.
Jörger Grafen I 581.
Jordan II 735.
York Herzog II 101.
York Graf II 80, 92, 94, 95, 97.
Josef I., Kaiser, I 600, 607, 614, 624—32, 655, 671, 672, 761, 802. II 598, 599, 625, 626, 648, 658, 665, 679, 770, 774.
Josef II., Kaiser, I 339, 633, 707, 711, 712, 718, 720, 722, 723, 726, 735, 737, 738, 740, 747, 795, 798, 800, 811, 813, 817, 824—44, 848, 856—60, 874, 883, 898. II 3, 4, 10, 18, 24, 25, 29, 30, 132, 152, 156, 214, 236, 271, 335, 336, 342, 344, 575, 627, 648, 679, 688, 692, 696, 699, 700, 708, 721, 753, 757.
Josef Erzherzog (gest. 1807) II 14.
Josef Erzherzog, Palatin, II 3, 17, 212, 213, 221, 231, 635.
Josef Erzherzog II 635, 649.
Josefa (Maria), Kaiserin, I 721, 741, 827.
Josefine (Beauharnais), Kaiserin von Frankreich, II 116, 117.
Josefa Maria (gest. 1767) Erzherzog I 740—42.
Josef Ferdinand Erzherzog II 538.
Josef Ferdinand, Prinz von Bayern, I 584.
Josias, Prinz von Coburg, siehe Sachsen-Coburg.
Jósika Freiherr II 733.
Joubert I 870—74.
Young Ed. J. von II 676.
Jourdan Graf I 875—77. II 40, 119, 216.
Jovanović Jovan II 720.
Jovius Paul, Bischof, I 293. II 153.
Ypsilanti Fürst II 165.
Jireček Ritter von II 595.
Irmler II 616.
Isabella (von Portugal), Kaiserin, I 342.
Isabella, Königin von Castilien, I 689. II 656.
Isabella Erzherzogin, Königin von Dänemark, II 656.
Isabella, siehe Maria Isabella Erzherzogin.
Isabella Clara Erzherzogin, Statthalterin (gest. 1633), I 399, 418. II 623, 659.
Isabella v. Parma, Erzherzogin, I 736, 827.
Isabey II 106, 329, 748.
Isbary II 616.
Isenburg Fürsten I 593, 760. II 429.
Isolano Graf I 511.
Isselbach I 601.
Italinski Ritter von II 288.
Juan d'Austria Don I 331, 358—61. II 647.
Juan Don, Infant von Spanien, II 640.
Juan (d'Austria) Don, Fregatte, II 755.
Judith II 715.
Jünger II 696.
Julius II., Papst, I 295, 388, 688.
Julius Cäsar I 534, II 293.
Julius Franziskus, Herzog von Sachsen-Lauenburg, I 611.
Jung J. II 623.
Jungmann Josef II 245, 682, 683, 685, 686.
Jurkovič F. 720. II 720.
Jurissič Niklas von I 341.
Jutta (Habsburg), Königin von Polen, II 650.
Juvenal I 261.
Jvan IV., Czar, I 720.
Jzsó N. II 607.

L.

Laacher „Stimmen" I 187.
Laban Ferd. II 77.
Laborfalvy, siehe Jókai.
Lablache II 700.
Laboulaye II 437.
Labrof II 524.
Lacépède II 155.
Lachmann I 132.
Lachner Franz I 822. II 441.
Lacy Grafen I 714, 716, 734, 788, 791, 829, 831, 844, 849. II 19, 23, 101, 118, 293, 688, 776, 784.
Lacy Graf Infanterie-Regiment Nr. 22 II 23.
* Laczkó I 344—49.
Laczkovics II 729.
Ladislaus IV., König von Polen, siehe Wadislaus.
Ladislaus IV., König von Ungarn, I 86, 101—04, 116. II 650.
Ladislaus V. Posthumus, König von Ungarn und Böhmen, I 125, 202, 209, 210, 238, 686. II 653, 657.
Laburner II 58, 177.
Laennec II 514.
Lafontaine I 341. II 197.
Lago I 148, 344.
Lago Freiherr II 74.
Lagrange d'Arquien Marquis I 537.
Lagrange II 155.
Lalande, Admiral, II 240.
La Lande, Astronom, I 850—53 896. II 173, 174.
Lam II 726.
Lamartine de II 427.
Lamberg Grafen und Fürsten I 311—13, 341, 759, 760, II 47 5
Lamberti Marquis II. 19.
Lamboy Graf I 510.
Lampi Ritter von II 631, 749.
Lampredi I 855.
Lanckaronsky Grafen II 106.
Landau M. I 676. II 626.
Landerer II 740.
Lang von Wellenburg, Erzbischof, I 270. II 622.
Lang Josef II. 765.
Lange II 77, 699.
Langenmantel I 278.
Langer Sebast. II 151.
Langlois II 235.
Langenau Freiherr II 165.
Lanna Ritter von II 386—90.
Lanner J. II 259—62, 513, 702.
Lannes Herzog I 878.
Lannoy Fürst von Sulmana I 275 bis 80.
Lanthieri Grafen I 490.
Lanzi I 855.
Laplace II 155.
Larisch Grafen II 593, 594.
Laroche II 701, 703, 704, 708.
Lasser Freiher II 592. 593, 595.
Lassingleithner II 168.
Laßwitz Freiherr II 113.
La Suffe II 240.
Latour Grafen I 875. II 38, 137.
Laub F. II 549.
Laubanie de I 628.
Laube H. II 117, 118, 144, 267, 456, 460, 461, 697, 700, 703—705.
Lauer Freiherr I 894. II 318.
Laufberger II 610.
Lauffer II 636.
Lautrec (Odet de Foix) I 274.
Lavasseur II 524.
Lavater B. II 196, 288.
Lavigne II 606.
Lavoisier II 156.
Laz (Lazius) I 349—54.
Lažansky Grafen II 276.
Lazar I., Kaiser von Serbien, I 204.
Lebzeltern Freiherr II. 244.
Lechner Edm. II 603.
Lecourbe II 219.
Lederer Freiherr II 87, 102, 193.
Lederer II 701, 704.
Ledóchowski Grafen II 159, 160.
Lefèbvre Herzog II 46, 67.
Lefler II 611.
Legis-Glückselig I 452.
Lehmann II 706.
Lehner II 611.
* Lehnert Ritter v. I 880—82. II 187—90, 238—44, 752—56, 758, 765.
Leidenfrost II 168.
Leibnitz Ritter I 99, 134, 599, 857, 759.
Leibnitz G. W. von II 267, 598, 627.
Leidesdorf I 820.
Leipold II 563.
Leisek II 607.
* Leitenberger Johanna I 867—69. II 146—48, 195—98, 233—37, 379—81, 412, 414.
Leitner Karl Ritter von II 697.
Leitner Gottfr. Ritt. von II 73.

Leitner Q. Ritter von I 312, 441, 473, 570, 587, 777. II 552, 621, 638.
Lelevel I 565.
Lenau Nik. (Nimptsch von Strehlenau) II 73, 264—67, 272, 290, 382, 479, 497, 697.
Lendvay II 743.
* Lentner I 799—801. II 67—70, 111—13, 506, 507.
Lenz Oskar II 367.
Leo X., Papst, I 295, 320, 688. II 665.
Leo XIII., Papst, I 37.
Leo Gesellschaft II 511.
Leon II 73, 196.
Leon Gottlieb II 694.
Leonhard Graf v. Görz II. 651.
Leonhard J. M., Feldvicar, II 362—364, 672, 674.
Leonidas, König von Sparta, I 782.
Leopold I., Kaiser, I 466, 521—25, 530, 536—54, 562, 564—67, 578, 583, 591—600, 618, 620, 621, 624—26, 644, 655, 658, 671, 692, 696, 757. II 598, 599, 624, 625, 629, 659, 662, 667, 698, 739, 770, 773—75, 778, 780.
Leopold II., Kaiser, I 11, 717, 727, 738, 816, 828, 840, 848, 853—60, 848, 853—60. II 3—6, 37, 150, 214, 244, 318, 336, 338, 424—26, 611, 627—29, 643, 667, 673, 674, 700, 773.
Leopold I., König von Belgien, II 406.
Leopold II., Großherzog von Toscana, II 369, 424—29.
Leopold V. (Babenberger), Herzog von Österreich, I 14.
Leopold VI. (VII.) [Babenberger], Herzog von Österreich, I 72, 73, 91, 92. II 781.
Leopold VII (VIII.) [Babenberger], Herzog von Österreich, I 14, II 781.
Leopold I. (Habsburg), Herzog von Österreich, I 138—41, 154, 155, 683.
Leopold II. (Habsburg), Herzog von Österreich, II., 647.
Leopold III. (Habsburg) Herzog, von Österreich, I 8, 11, 17, 167, 177—82, 187. II 646, 647, 651, 660, 782.
Leopold IV. (Habsburg), Herzog von Österreich, I 17, 191 II 654.
Leopold Erzherzog (Graf von Tirol) I 403, 516.
Leopold Erzherzog I 88. II 384.
Leopold Ferdinand Erzherzog II 538. 764, 766.
Leopold Salvator Erzherzog I 726.
Leopold Wilhelm Erzherzog I 439, 483. II 625.
Leopold Herzog von Lothringen I 703.
Leopold Prinz von Bayern I 319. II 633, 634.
Leopold, Prinz von Anhalt-Dessau, I 589, 590, 602, 804.
Leopold I. (Babenberger), Markgraf von Österreich I 13, 38—41, 52, II 781.
Leopold III., Markgraf von Österreich, I 50.
Leopold IV. (V.) d. Hl., Markgraf von Österreich, I 17, 50—57.
Leopold d. Starke, Markgraf von Steiermark, I 98.
Leopoldine Erzherzogin, Kaiserin von Brasilien, II 145.
Le Pays II 114.
Leporini I 826.
Lerchenfeld Grafen I 740.
Lerchenfeld-Aham Freiin, siehe Hippoliti.
Lergetporer II 61.
Leslie Graf I 448—50, 550.
Lessing Gotthold II 74, 112, 694—99, 729, 732, 736.
Lessing K. Fr. II 613.
Letort II 90, 91.
Leva, Herzog von Termino, I 275, 276.
Levachov II 90.
Levi Montefiori II 524.
Lewald II 166.
Lewinsky II 704, 706.
Leybold I 724, 817.
Leyen Fürsten II 72.
Leykam Freiherren II 307.
Lhota II 613.
Libes II 636.
Libuša II 690.
Lichtenberg Freiherren und Grafen I 760.
Lichtenfels (Peithner) Freiherr II 506, 507.
Lichtenfels II 612.
Lieb F. II 616.
Liebenau I 158.
Liebenberg I 542, 554—58.
Liebhard II 706.
Liebig Karl II 688.
Liechtenfels (Peithner) Freih. II 506, 507.
Liechtenstein Herren und Fürsten (österreichische) I 392—97, 404, 408—10, 485, 486, 577,—671, 710, 714, 759, 771, 788, 796—99, 803, 873. II 50, 86—88, 103, 104, 296, 299, 458, 534, 701.
Liechtenstein Herren von (steierische) I 75, 90—97, 99, 108, 133.
Liechtenstein Ritter (tirolische) I 181, 190.
Liegert II 690.
Liehm II 613.
Ligel II 22.
Ligne de Prinzen I 841. II 319.
Ligne de Prinz, jetzt Fürst Windischgraetz Dragoner-Regiment, 14 II. 784.
Liezenmayer I 67. II 614.
Ligeti II 614.
Lilien Freiherr II 432.
Lind Jenny II 416, 605, 702.
Linda II 707.
Lindacker II 181.
Linde II 142.
Lindemann W. II 461.
Lindenau von II 215, 216.
Lindner G. I 529.
Lindner J. II 675.
Linné II 20, 21.
Liotard I 718.
Lipinski II 467.
Lippe Gräfin I 111.
Lippert II 700.
Lippert Josef I 48.
Liszt Fr. II 444, 548, 549.
* Littrow H. Ritter von II 190—92, 349, 396, 522, 529, 756—68.
Livius II 152.
Ljubić, S. II 719, 720.
Lobkowitz Fürsten I 256—62, 469, 597, 611, 626, 639, 756, 815. II 365, 686, 699, 700.
Lobkowitz von Hassenstein, siehe Fürsten Lobkowitz.
Lobmeyr L. II 616.
Locatelli Freiherren II 639.
Locella Freih. II 642.
Locke II 668.
Lodron Grafen I 17, 337, 443, 501—03. II 415, 699, 770.
Löhneisen Freiherr II 563.
Löwe Ludwig II 700.
Löwe Sophie II 701.
Löwenburg Graf II 36.
Löwenstein Fürsten I 760, 798, 666.
Löwenthal I 219.
Löwenthal M. Ritter von I 266, 267.
Löwy I 728.
Lohenstein II 114.
Londonderry Marquis II 83, 125.
Longhi II 338.
Longoni II 397.
Lónyay von und Grafen II 437, 594, 596, 597.
Lope de Vega I 361.
Lopresti Freih. v. II 698.
Lorenz I 61, 142.
Lorenzo der Prächtige, Großherzog von Toscana, I 860. II 424.
Lorrain Claude (Gelée) II 357.
Löschner Freiherr II 201.
Lasy von Losenau II 632.
Lothar II., Kaiser, I 57.
Lothringen Karl Prinz I 755, 775.
Lott II 563.
Lottieri Freiherr II 300.
Lotz II 381, 614.
Lovina I 672.
Loudon Freiherr I 716, 717, 776—82, 832, 841, 844—52, 864. II 4, 293, 642, 688, 776, 784.
Louise, Prinzessin von Coburg, I 319.
Lozinski II 726.

Lubomirski Fürsten I 538, 550. II 726.
Lubowski II 727.
Luca de I 852, II 641.
Lucca Pauline II 706.
Luccari I 145.
Lucian Bonaparte, Fürst von Canino, II 283.
Lučić II 715.
Ludolf I 895.
Ludovica, Herzogin in Bayern, II 471.
Ludwig IV., der Bayer, Kaiser I 138—41, 683. II. 645, 651, 652, 782.
Ludwig I., König von Ungarn, I. 64, 147, 148, 173—77, 187, 344, 654, 684.
Ludwig II., König von Ungarn, I 8, 333, 689. II 640, 657. 658, 737.
Ludwig I., König von Bayern, II 272, 370, 415, 441, 471, 567, 641, 752.
Ludwig d. Hl., König von Frankreich, II 288.
Ludwig VII., König von Frankreich, I 58.
Ludwig XI., König von Frankreich, 229, 264, 393, 294.
Ludwig XII., König von Frankreich, II. 656.
Ludwig XIII, König von Frankreich, I 480, 482, 746.
Ludwig XIV., König von Frankreich I 269, 536, 537, 562, 584, 591, 596, 597, 606, 625, 626, 651, 660, 594, 669, 671, 672 II 598, 780.
Ludwig XV., König von Frankreich, I 745, 746, 797.
Ludwig XVI., König von Frankreich, I 744—47, 859. II 147, 643.
Ludwig XVIII., König von Frankreich, I 746.
Ludwig Philipp, König von Frankreich, II 232, 430, 444.
Ludwig Erzherzog (gest. 1864) II 3, 18, 45, 138, 168, 222, 231.
Ludwig Erzherzog I 857.
Ludwig Salvator Erzherzog II 429, 636—38.
Ludwig Victor Erzh. I 726. II 100, 322, 405, 511, 602, 633.
Ludwig V., Herzog von Bayern, Landshut, I 304, 315.
Ludwig von Baden, Markgraf, I 555—54, 562—64, 568—71, 584 bis 86, 694, 595, 605—17, 651, 656, 759.
Ludwig Prinz von Bayern, II 370.
Ludwig Julius, Prinz von Savoyen, I 651.
Ludwig Thomas, Prinz von Savoyen, I 655.
Lukinovich II 760.
Lühe von der I 443.
Lützow von und Grafen I 91. II 255, 385.
Luisa (Mar. Ludovica), Erzherzogin Prinzessin von Toscana, Äbtissin (gest. 1857), II 644.
Luitpold, Prinzregent von Bayern, II 369—75, 429, 567.
* Luksch I 252—54, 263—73, 281—84, 671—76. II 405—09, 533—35.
Lukács II 434, 435, 598.
Lund II 763.
Lussina II 760.
Lustig K. II. 616.
Lustro Abate II 445.
Luther I 269, 292, 319, 320, 331, 365, 369 - 72, 690, 691.
Luttich von I 91.
Lutzer Jenny II 707, 701.
Luyton II 623.
Lyons Lord II 503.

M.

* Maasburg von I 883—887. II 199—201, 208, 209.
Mabillon I 30.
Macdonald Herzog II 49, 88, 89,
Mácha II 685. [93, 94, 137.
Machek I 563.
Machiavelli I 218, 232.
Mack Freiherr I 742. II 133, 184, 215, 220.
Madách Emerich II 435, 708, 745.
Madgera II 610.
Maffei Abate II 196.
Maffei Josef von I 893.
Maffole II 700.
Magdalena hl. II 716.
Magnis Grafen II 38.
Magnuszewski II 725.
Mailáth von und Grafen I 227, 851. II 271—273, 593, 594.
Mainhard, siehe Meinhard.
Mainus J. II 622.
Maison Marquis II 85, 280.
Majunke I 792.
Makart I 319. II 266, 540—545.
Małecki II 726. [611, 707.
Malowetz Freiherren, siehe Ernst, Erzbischof von Prag.
Malterer Ritter I 181.
Malý A. Ritter von II 648.
Mancini von I 651.
Manes Josef und Guido II 613, 636.
Manesse I 75.
Manfredini Marquis I 856.
Mangenheim Gräfin II 775.
Manlius J. II 622.
Mannainoni I 855.
Mannstein von I 771.
Mansfeld Grafen und Fürsten I 83, 392, 403, 416, 418—421, 438, 471, 782.
Mansfeld J. E. I 810. II 98, 673.
Mansfeld J. G. II 121.
Manzano Conte I 143.
Manzoni A. Conte I 865.
Marabas Graf I 392, 438.
Marastoni Josef II 433.
Marburg Ritter I 99, 134.
Marc Aurel Kaiser I 21, 851.
Marceau I 896.
Marchesi II 343, 605.
Marchetti II 624.
P. Marcus d'Aviano I 551, 625.
Márkus-Pulßky II 747.
P. Marcy II 98.
Marczibány Grafen 171.
Maresch II 674.
Maresch Major I 797.
Margareta Theresia (von Spanien), Kaiserin, I 596. II 659.
Margareta, Herzogin von Österreich, I 94, 96.
Margareta, Erzherzogin, Statthalterin, I 298—301. II 640, 641, 656.
Margareta, Herzogin von Parma, Großherzogin von Toscana, I 331.
Margareta Maultasch, Gräfin von Tirol, I 7, 17, 164. II 652, 653.
Margareta Clementine Erzherzogin I 726.
Margareta Sophie Erzherzogin I 726, 736.
Maria, siehe Amalia, Antoinette Karolina, Christina, Clementine, Elisabeth, Josefa.
Maria (Anjou), Kaiserin, II 653.
Maria (Anjou), Königin von Ungarn, II 661.
Maria Erzherzogin, Königin von Ungarn, I 692. II 656, 658.
Maria, Königin von Bayern, II 370.
Maria (von Bayern), Königin von Sachsen, II 471.
Maria, Herzogin von Burgund, Erzherzogin, I 10, 226—229, 687. II 620, 621, 640, 654, 664.
Maria (von Bayern), Erzherzogin, Regentin von Inner-Österreich, I 383, 384, 468. II 661.
Maria Amalia († 1798), Erzherzogin, II 3.
Maria Anna (von Spanien), Kaiserin, I. II 659.
Maria Anna (von Sardinien), Kaiserin, II 14.
Maria Anna, Königin von Spanien, I 584.
Maria Anna Karolina (von Sachsen), Großherzogin von Toscana, II. 369, 375, 429.
Maria Anna Erzherzogin, Kurfürstin von Bayern, I 483.
Maria Anna Erzherzogin, Äbtissin, I 772, 723, 733, 735, 736. II 3, 537, 642.
Marianna Erzherzogin, Prinzessin von Lothringen I 703.
Maria Anna Karolina Erzherzogin († 1840) II 511.

Maria Anna Ferdinande († 1809) Erzherzogin, Äbtissin.
Marianna († 1858) Erzherzogin.
Maria Antoinette Erzherzogin, Prinzessin von Toscana, Äbtissin, siehe Antoinette Erzherzogin.
Maria Antonia (von Neapel), Großherzogin von Toscana, II 428, 429, 538, 644.
Maria Beatrix d'Este, Herzogin von Modena, II 104.
Maria Karolina, Kurfürstin von Bayern, I 632.
Maria Karolina († 1795) Erzherzogin II 14.
Maria Karolina Ludovica Erzherzogin II 229, 243.
Maria Clementine Erzherzogin, Königin beider Sizilien, II 3.
Maria Clementine Erzherzogin, Prinzessin von Salerno, II 14.
Maria Dorothea Erzherzogin I 726.
Maria Elisabeth Erzherzogin († 1741) II 641.
Maria Ferdinanda (von Sachsen), Großherzogin von Toscana, II 429.
Maria Isabella (von Toscana), Erzherzogin, Gräfin von Trapani, Prinzessin beider Sizilien, II 429.
Maria Josefa Erzherzogin, Königin von Polen, I 832. II 663.
Maria Kasimira (Marquise Lagrange), Königin von Polen, I 537.
Maria Louise (Ludovica, von Spanien), Kaiserin (früher Großherzogin von Toscana), I 717, 856, 860. II 4, 214, 318, 424.
Maria Ludovica (d'Este), Kaiserin, II 13, 104—107, 471.
Maria Louise Erzherzogin, Kaiserin von Frankreich, Herzogin von Parma, II 7, 8, 13, 14, 52, 117, 288.
Maria Luisa Erzherzogin (von Toscana), Prinzessin von Isenburg II 429.
Maria Theresia, Kaiserin († 1780), I 11, 16, 561, 701—747, 758, 763—768, 789—793, 795—801, 811, 831, 832, 847, 849, 850, 856, 862, 864, 883, 885. II 24, 25, 111, 114, 146, 152, 179, 230, 271, 334—336, 340, 416, 606, 620, 626, 628, 632, 641, 660, 663, 665, 668—671, 679, 692, 698, 700, 708, 727, 752, 775, 776, 784.
Maria Theresia (von Neapel), Kaiserin, II 6, 12, 38, 105, 229, 471, 507, 757.
Maria Theresia, Kaiserin von Brasilien, II 428.
Maria Theresia (von Spanien), Königin von Frankreich, II 659.
Maria Theresia Erzherzogin, Königin von Sachsen, I 857. II 3.
Maria Theresia (von Toscana) Erzherzogin, Königin von Sardinien, II 428.
Maria Theresia (von Braganza) Erzherzogin I 726. II 644.
Maria Theresia Erzherzogin, Herzogin von Württemberg, I 726. II 567.
Máriássy Ritter von II 563.
Mainoni I 560, 702.
Marinovich von II 238, 360, 754.
Mariotti II 428.
Markó II 356—358, 416, 614, 631, 751.
Markovič Fr. II 466, 720.
Markus II 200.
Marlborough Herzog I. 584—590, 598, 615—617, 627—629, 631, 656—660.
Marmont Herzog II 85, 88, 91 bis 93, 128, 295.
Marmontel II 724.
Maroičić Freiherr II 300, 390—98.
Marra II 702.
Marjano von II 703.
Marschner Fr. V. II 676, 706.
Marsigli Graf II 770.
Marsin (Marchin) Reichsgraf I 585, 589, 602, 604.
Martecchini I 812. II 286.
Marterer II 763.
Martiak I 307.
Martić G. II 719.
Martin, Cabinets-Director, II 17.
Martinelli II 703.
Martini Ritter von II 358—361, 448, 754.
Martini K. A. Freiherr I 883—885. II 112, 344, 506.
Martinitz Grafen (siehe auch Grafen Clam-Martinitz) I 537, 624.
Martinitz II 766.
Martiny von I 811.
Martinovics II 729.
Marulić II 715.
* Marx Friedrich II 107—110, 414—418, 495—499.
Marxer, Weihbischof, I 800.
Mascagni II 707.
Maskelyne I 852.
Masséna Herzog I 880. II 41, 51, 120, 219, 220, 295.
Massenet II 706.
Mascheroni II 334.
Masson II 489.
Mastalier II 73, 642, 694.
Matejko II 478, 614.
Materna II 706.
Mathes Ritter von II 390.
Mathias Kaiser I 400, 409, 410, 469, 692, 694.
Mathias Corvinus, König von Ungarn, I 14, 173, 211, 226, 230 bis 237, 242, 443, 687. II 436, 653, 657, 658, 736, 747.
Matthäus, siehe Lang von Wellenburg.
Matras II 701.
Mattei Marchese II 624.
Mattioli I 361—363. II 623.
Maulbertsch II 608.
Mauracher II 526.
Mauthner II 705.
Max Emanuel Ritter von II 201.
Max Kaiser-Fregatte II 755.
Maximilian I., Kaiser, I 8, 10, 56, 78, 131, 227—230, 245, 248, 255, 254, 255, 258, 263—273, 287, 288, 290, 291, 293—296, 299, 301, 302, 305, 306, 311 bis 313, 687—689, 802. II 640, 647, 649, 651, 654, 658, 664, 752, 782.
Maximilian II., Kaiser, I 16, 362 bis 72, 382, 383, 386, 692, 693, 720. II 623, 658, 659.
Maximilian (Ferdinand) Erzherzog, Kaiser von Mexico, II 292, 310, 346, 379, 405—412, 448—450, 460, 510, 511, 593, 620—623, 632, 633, 755, 759.
Maximilian I. Josef, König von Bayern, II 14, 471, 510.
Maximilian II., König von Bayern, II 370, 371, 375, 471.
Maximilian Erzherzog, Kurfürst von Köln I 717, 722, 820. II 627, 628, 700.
Maximilian I., Kurfürst von Bayern, I 391—397, 401—406, 415, 439, 442—444, 462, 476, 482, 486, 492, 494, 562.
Maximilian II. Emanuel, Kurfürst von Bayern, I 548—554, 585, 594, 595, 606—608. II 774.
Maximilian III. Josef, Kurfürst von Bayern, 721, 830.
Maximilian Ernst Erzherzog I 402, 470.
Maximilian († 1778) Erzherzog II 3.
Maximilian d'Este Erzherzog II 202, 222.
Maximilian, Herzog in Bayern, II 471.
Maximilian, Herzog zu Sachsen, II. 429.
May J. II 672.
Mayer Abt I 313.
* Mayer Anton I 680, 759, 890 bis 892.
Mayer Karl II 608.
Mayer K. II 610.
Mayer Karl II 491.
Mayer Christian II 385.
Mayer-George A. II 384, 610.
Mayer Ludw. II 611.
Mayr II 690.
Mayr Peter II 63, 65, 67.
Mazarin, Cardinal, I 489, 651. II 659.

Mažuranić J. II 593, 713, 719.
Mazzuchelli Graf II 340, 358.
Mechtild (Mathilde von Habsburg), Herzogin von Oberbayern, II 650.
Mecséry Freiherren II 592, 593.
Medavi Graf von Grancey I 583.
Mednyánszky Freiherr I 273, 451. II 614.
Magerle I 622.
Megyeri II 742, 743.
Mehemed (Mehmed) Ali, Vicekönig, II 187, 365, 501, 502.
Meierhofer II 706.
Meiller von I 39, 61.
Meinhard I., Graf von Görz und Tirol, I 7, 94.
Meinhard II (IV.), Graf von Görz und Tirol, I 17, 86, 135, 164. II 651.
Meinhard III. (V), Graf von Görz und Tirol I 135.
Meinhard VII., Graf von Görz und Tirol, II 651.
Meissau Ritter I 101.
Meißner Alf. II 697.
Meißner G. A. II 190.
Meixner II 704, 747.
Mélac Graf I 627.
Melanchton (Melanthon) I 270, 331, 370.
Melander (von Holzappel) Graf I 494, 518.
Melas Freiherr I 872—874, 880. II 294, 315.
Melk Heinrich Ritter I 77.
Menčetić II 715.
Mendelssohn II 707.
Mengs Raphael I 805—808, 855.
Meninski II 286.
Mensdorff-Dietrichstein Fürst II 84, 593.
Menzl von II 279.
Menzel General I 708, 751.
Menzel F. W. I 713.
Meran Graf I 571. II 319.
Mercy Grafen I 539, 637, 662, 750, 814, 859. II 770, 784.
Merenberg Ritter I 95. II 782.
Merle I 821.
Merveldt Grafen II 86, 88, 101—104.
Merveldt Graf, Uhlanen-Regiment Nr. 1, II 351.
Mesko von II 184.
Mesmer II 146.
Mesmer Josef II 669.
Messmer II 417.
Mesner F II 111.
Mészáros von, Uhlanen-Regiment Nr. 1, II 102.
Mészölyi II 614.
Metastasio Abate II 196, 642, 698.
Methodius, Slaven-Apostel I 5, 34—37. II 709, 711, 712.
Metternich Fürsten II 5—8, 16—18, 80, 82, 105, 145, 184, 190, 277, 280, 296, 316, 327—332, 491, 500, 501.
Meucci I 855.
Meyer, Abt, II 634.
Meyer B. Söhne II 616.
Meyerbeer J. II 443, 527, 706.
Meyern W. F. von I 163—166. II 671, 672.
Meynert H. II 629.
Meyssens I 524.
Meytens I 673, 701, 723, 863.
Michael Korybut Wisniowiecki, König von Polen, II 662, 663.
Michalek I 88, 230, 266, 471. II 553, 613.
Michel II 616.
Michel Angelo, siehe Buonarotti.
Miekiewicz II 466, 467, 721.
Miethen I 802.
Migazzi Graf Cardinal II 115.
Miguel Don, Infant von Portugal, II 656.
Mihalčić II 518.
Mihanović II 719.
Mihitsch II 265.
Mikcich II 763.
Miklešić II 716.
Miklošić Franz Ritter von II 720.
Mikó Graf II 596.
Milčetić II 720.
Milde, Erzbischof, II 267—269, 674.
Milde II 616.
Milder-Hauptmann II 700.
Milesi Edle v. II 212.
Milhaud II 90.
Milićević G. II 720.
Miller Wenzel II 701.
Millöcker II 702.
Milokowiz II 34.
Miloradowitsch I 872.
Milton II 196, 245, 684.
Milutinović S. II 718.
Mine la I 826.
Minghetti II 347.
Mink Freiin II 418.
Mircovich Conte I 880—82.
Mirza Abdul Hassan II 288.
Mitis Freiherr II 595.
Mittag II 443.
Mittermayer II 477.
Mittermüller I 551. II 163.
Mitterwurzer II 704.
Mjesko (Mieszek) I., Herzog von Polen, I 39.
Mocchetti II 157.
Mocenigo Grafen I 618.
Mocker II 604.
Mobrai II 138.
Möring von II 395—397.
Mörspurg Ritter I 181.
Mössmer II 612.
Möstlin I 201.
Möve Schooner II 755.
Mogniat de Pouilly II 756, 757.
Mohamed II., Sultan, I 205, 210.
Mohamed IV., Sultan, I 536, 538.
Mohr Freiherren II 90, 280.
Molart Grafen I 766.
Molière II 532, 722, 729.
Moll Freiherren II 404, 520.
Moll B. F. I 722.
Moltke Graf II 622.
Moltke Freiherr I 771.
Monnet II 139.
Montalivet Graf II 288.
Montbel Graf II 227.
Montecuccoli Grafen und Fürsten, I 521—523, 529—534, 565, 596, 599, 605, 639. II 293, 624, 679, 767.
Montecucculi Fürst, Dragoner-Regiment Nr. 8, I 474.
Montemar Herzog I 750. II 775.
Montesquieu Baron de II 111.
Monti A. II 338, 340, 343.
Montmorency Herren und Herzoge [I 279.
Morbax Ritter I 33.
Moreau J. M. II 106.
Moreau J. V. I 870. II 40, 67, 68, 102, 119, 120, 218—220.
Morghen Raphael II 29.
Morhamer II 678.
Morier II 444.
Moriz, Kurfürst von Sachsen, I 327, 691.
Moriz, Graf von Sachsen I 707.
Mortier Herzog II 89, 128.
Morveau II 155.
Morzin Grafen I 820.
Moscon Freiherren u. Grafen II 319.
Mosel II 145.
Mosenthal S. H. II 697, 704, 705.
Moser II 705.
Motteni II 343.
Mozart W. A. I 815—818, 821. II 196, 348, 416, 627, 641, 688, 690, 700, 704, 705.
Mras II 134.
Muchar von I 313.
* Mühlwerth-Gärtner Freiherr I 604, 776—782.
Müldner A. II 765.
Müller Franz II 765, 767.
Müller, Bildhauer, II 606.
Müller Adam II 197.
Müller Gregorius, Prälat, I 547.
Müller Adolf II 702.
Müller Friedrich II 695, 699, 700.
Müller-Grünbaum, Sängerin, II 700.
Müller J. G. II 600, 602.
Müller Johann aus Königsberg (Regiomontanus) I 200, 201.
Müller Johannes von II 75, 286, 287, 319, 322—324.
* Müller von Königsbrück II 214 bis 219.
Müller von Königswinter I 492.
Müller L. K. II 611.

Müller, Tenorist, II 706.
Müller Wilibald I 801.
Müllner I 83.
Münch-Bellinghausen Freiherr, siehe Friedrich Halm.
Münchner Allgemeine Zeitung I 827,
Münnich Graf II 139. [II 761.
Münster, General, I 550.
Mulei Mohamed, Sultan, II 756.
Mulei Suleiman, mar. Sult., II 756.
Mundt II 166.
Munkácsy II 614, 741.
Munro II 316.
Murad I., Sultan, I 204.
Murad II., Sultan, 195.
Murad IV., Sultan, II 780.
Murat Joachim, König v. Neapel, I 743. II 85, 124, 126, 224.
Muratori II 334.
Mureck Ritter I 98.
Murray Graf II 93.
Murska II 706.
Muschenbrök II 153.
Musiecki II 718.
Mustapha II., Sultan, I 652.
Mustapha Bey II 365.
Mustapha Köprili, Großvezier, I 571, 595, 611, 612.
Muther R. II 620, 622.
Muzarelli II 700.
Mysleb Josef II 608.

N.

Nádasdy Grafen I 336, 769—74, 861. II 592, 776.
Náday II 747.
Nagler II 585, 628.
Naljeskovié II 715.
Nani II 334.
Napier Visconde de Cabo de San Vicente II 188, 189, 239, 240, 242.
Napoleon I., Kaiser, I 10, 12, 534, 742, 747, 857, 878, 880. II 7, 8, 13, 14, 20, 35, 40—42, 44, 45, 47, 48, 51, 54, 55, 70—97, 102, 116, 117, 123, 124, 126, 127, 155, 165, 182, 185, 216, 218, 220, 224, 227, 237, 249, 293, 296, 338, 339, 501, 628.
Nargeot I 745.
Narenta-Kanonenboot II 766.
Naruszewicz II 142, 150.
Narzyinski II 727.
Nasenhut II 701.
Nassau Grafen I 392, 399, 407.
Natali II 334.
Nauendorf von und Grafen I 773,
Nausea, Bischof, I 370. [II 263.
Nauta G. Ritter von II 762.
Nautilus Kanonenboot II 765.
Návay de Feldeák II 440.
Necker I 859.
* Nedopil I 463—66, 783—86. II 34, 35, 166—70, 36—64, 558—60.

Neefe II 612.
Neer II 642.
Neipperg Grafen I 704, 705, 707. II 14, 772.
Nejedly Ad. II 682.
Nelson Lord, Viscount I 742. II 448.
Nemling J. II 764.
Neri I 853.
Nesselrode Grafen II 80.
Nestroy II 175, 176, 701, 702.
Neu Freiherr I 896.
Neuber II 698.
Neuberg (Neidberg) Ritter I 99, 134.
Neue Freie Presse I 731, 834, 762, 766. II 267, 643.
Neue Illustrierte Zeitung (Wiener) II 57.
Neugebauer Freiherr (jetzt Baron Fejérváry) Infanterie-Regiment Nr. 46 II 206.
Neukirch II 114.
Neumann, siehe Buska II 704.
Neumann Louise (Gräfin Schönfeld) II 233, 704.
Neumann II 603.
Neumann I 448, 449.
Neumann von Wasserleonburg Anna I 485.
Neuner II 606.
Neustein I 604.
Neven Freiherr II 757.
Nevroni, Bischof, II 27.
Newton I 201. II 155, 173.
Ney Herzog II 88, 91, 120.
Nicolai von II 196.
Niederöst Freiherr II 777—779.
Niemcewicz II 142.
Niemičić II 719.
Nikolai Otto von II 265, 696.
Nikolaus I., Papst, I 36.
Nikolaus I., Czar, II 242, 501.
Nilsson II 706.
Nimptsch v. Strehlenau, siehe Lenau.
Nissel II 704.
Noailles Herzog II 635.
Nobile II 752.
Nöggerath II 181.
Nölting II 765.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung II 585—86, 644.
* Nord du I 824—38. II 556—58, 568—84.
Normann von II 50, 91, 94.
Nostitz Grafen I 767, 788. II 86, 90, 91, 95, 103.
Nothburga hl. I 130—32.
Novara-Fregatte II 755, 760, 761, 764.
Novopacky II 612, 636.
Nüll van der II 416, 491, 600—02, 605.
Nüscheler von I 102.
Numa Köprili, Großvezier, I 636.

O. Ö.

Obernyik II 745.
Obradrović II 717.
Obrist I 508.
Odescalchi siehe Innocenz XI., Papst.
Odilon II 703.
Odoaker, Herulerkönig, I 21.
O'Donnell Grafen I 773. II 104, 107, 570, 572.
Odyssee II 725.
Offenbach II 702.
Ohnet II 704.
Ohlenschläger II 197.
Öscher II 600, 601, 603.
Österreicher J. Freih. II 761, 765.
Öttingen Fürsten II 118.
Oláh II 737.
Oleska (Zaleski) II 724.
Olschbauer K. von II 591.
Oppolzer Ritter von II 416.
Opatinski II 142.
Opitz I 888.
Oranien, siehe Nassau.
Orczy Freiherr II 597.
Ordódy von II 597.
Orel II 522, 766.
Oreste-Brigg II 756.
Oriani II 153, 338, 339.
Origgi II 444.
Orléans Herzog von I 601—04.
Orloff-Denishov Grafen II 90.
Orseoli Peter Prinz I 46.
Ortenburg Grafen I 134.
Orth Johann I 319. II 429, 517, 636, 638.
Orthner I 547.
Osman, Sultan, II 715.
Ossian I 889. II 686, 694, 721.
Ossolinski Graf II 140—49, 149—52, 159, 467, 504, 505, 722, 725, 726.
O'Sullivan siehe Wolter.
Ott Freiherr II 263.
Otto I., Kaiser, I 6, 38, 39, 71. II.
Otto II., Kaiser, I 39, 40.
Otto III., Kaiser, I 39—41, 46, 689 II 660.
Otto IV., Kaiser, I 82.
Otto, König von Griechenland, II 366, 567.
Otto der Fröhliche, Herzog von Österreich, I 33, 142, II. 652.
Otto Erzherzog II 635, 644.
Otto der Große, Herzog von Bayern, I 66.
Otto, Herzog von Niederbayern, II 650.
Otto II. der Strenge, Herzog von Ober-Bayern, II 650.
Otto, Herzog von Bayern, Pfalzgraf, I 70.
Otto, Markgraf von Brandenburg I 88, II 659.
Otto (Babenberg), Bischof von Freising, I 25, 54, 56, 58, 60.

Otto Rudolf von II 133.
Ottokar I., König von Böhmen, I 38.
Ottokar (Přemysl) II., König von Böhmen, I 6, 7, 13—15, 83—88, 93—99, 100—08, 110—14, 132—34, 281, 681, 682. II 458, 250 bis 52, 781, 782.
Ottokar IV., Markgraf von Steiermark, I 97.
Ottokar V., Markgraf von Steiermark, I 58, 97, 98.
Ottokar VI., Markgraf von Steiermark, I 97.
Ottokar VIII., Markgraf im Traungau, I 108.
Ottokar von Steiermark (Horneck) I 76, 78.
Oudinot Herzog II 46, 50, 51, 89, 90, 116, 128.
Overbeck II 491, 492.
Oxenstierna Graf I 443, 453, 489, 528, 771.
Quadrio F. II 624.
Quentin, siehe Saint-Quentin.
Quirini Grafen II 632.
Quittner S. II 604.

R.

Raab G. II 611.
Rabatta Grafen I 490, 559.
Rabenstein Ritter I 99.
Rabstein von II 669.
Rabutin Grafen I 607, 652.
Racine II 145.
Ráday Grafen II 739.
Radetić II 720.
Radetzky von Radetz Grafen II 80, 82, 83, 89, 98, 125, 126, 165, 207, 249, 261, 262, 293—310, 316, 345, 376, 378, 381, 390—98, 427, 459, 460, 511, 550, 562, 563, 566, 568, 570, 606, 613, 632, 760, 762, 783, 785.
Radetzky-(Graf) Fregatte II 376—378, 759.
Radicati I 788.
Radičević Br. II 719.
Radics P. von I 676.
Raddi II 426.
Radivojevich von II 185.
Radnitzky C. II 416, 606.
Radó von II 563.
Radziwill Fürsten II 660.
Raffalt II 750.
Raffet II 427.
Rahl Karl Vater und Sohn II 381 bis 85, 416, 508, 605, 610, 611, 614, 752.
Rajnis II 728.
Rákóczy Fürsten von Siebenbürgen, I 516, 530, 531, 578, 592, 629, 649, 650, 761, 762.
Rákosi E. II 746, 747.
Rákosi Sidonie II 746.
Rakovac II 719.
Raimund Ferd. II 73, 175, 176, 695, 696, 701, 702.
Raimund della Torre, Patriarch von Aquileja, I 135.
Rainer Erzherzog, Vicekönig, I 857. II 3, 185, 221, 231, 341—43.
Rainer Ferd. Erzherzog II 243, 300, 563, 593, 615, 635.
Rainer zu Haarbach Ritter II 563.
Rainer P. II 596.
Ramberg Freiherr II 519.
Ramler II 694.
Ramswag Ritter I 102.
Randhartinger II 441.
Ranftl II 631, 750.
Ranjina II 715.
Ranke L. von I 273, 293, 450. II 641, 647.
Raphael, siehe Sanzio.
Rastislav, Fürst von Mähren, I 34.
Rasumowski Fürsten II 191.
Rastislav II 712.
Ratkai von I 500.
*P. Ratschiller Fructuosus I 850 bis 52.
Ratschky II 73, 694.
Rauch von Montpredil II 33.
Raumer Fr. II 477.
Raupach II 700.
Rausch II 28.
Rauscher von Cardinal II 482—84.
Rauscher E. II 61.
Rautenstrauch, Abt, I 799, 835. II 694.
Razetti II 403.
Rebell Josef II 285.
Reber Franz I 808. II 385.
Rechberg Grafen II 592.
Rechberg von I 290.
*Rechberger von Rechcron Ritter von I 667—69, 731. II 679—81.
Rechberger Frd. von II 227.
Rechcron, siehe Rechberger.
Reday Graf II 597.
Redern Freiherr I 450.
Redscheb Pachá I 609.
Redtwitz Freih. von II 563.
Regal Grafen II 679, 750.
Regiomontanus, siehe Müller.
Rehlingen Freiherr I 577.
*Rehm von I 536—54. II 525.
Rehm, Mineurlieutenant, II 33.
Reichard Frdr. II 76.
Reichenberg II 706.
Reichmann II 706.
Reichert II 611.
Reichstadt Herzog von II 14, 145, 148, 501, 507.
Reidelbach II 567.
Reinbeck Emilie II 266.
Reimers II 705.
Reinhold II 30, 706.
Reinmar I 77.
Reiset Graf I 747.
Reising I 604.
Reisner Freiherr II 91, 136—38.
Reißenfels II 103.
Reißner I 293.
Reithmayer I 370.
Relković II 717.
Rembrandt van Ryn II 627.
Renard II 706.
Ressel Josef II 291, 292.
Rétsey de Retse II 91.
Rettich Julie II 703, 704.
Retzer Edler von II 694.
Reuchlin I 257. II 622.
Reuenthal I 77.
Reumont von I 217, 222, 275, 858, 860.
Reuß Grafen und Fürsten I 550, II 50.
Reuter Franz II 481.
Reutter I 819.
Révai II 728, 730.
Reviczky Grafen II 194, 357.
Reyer Ritter und Freiherren II 210 bis 212.
Reyer J. II 312.
Reynier II 88, 92, 97, 123, 124.
Reynolds II 28.
Ricasoli Freiherr II 428.
Richard III., König von England, II 737.
Richard von Cornwallis, deutscher König, I 681.
Richelieu Herzog von, Cardinal, I 480, 481, 489, 517.
Richeza Markgräfin I 41.
Richter Hans II 707.
Richter II 616.
*Richter Eduard I 21—23, 30—33, 71—74.
Riechmann I 784, 785.
Rieder II 441.
Riedel II 697.
Riedl I 310.
Riedt I 604.
Riegger Ritter von II 112.
Rieser II 610.
Riezler I 142.
Rifaat Bey II 240.
Rigaud II 627.
Rigino, Abt, I 604.
Rimpler I 542.
Rinaldo, Herzog von Modena, I 626.
Rinaldo, siehe Hercules III.
Ripper II 765.
Ritter Eduard II 706.
Ritter Karl II 314, 366, 477.
Ritter von Rittersberg I 714. II 103.
Rizzi von II 420.
Robert, Herzog von Burgund, II 651.
Robert Herzog von Parma II 138.
Robert II 703.
Rocca della II 390, 392.
Rocca Theresia II 428.
Rocco II 763.
Rochow II 672.
Rode II 627.
Rodich Freiherr II 563.

Röder von I 617.
Röder Friedrich von II 85, 89.
Rödiger Ritter von II. 765.
Röhn II 518.
Römer Freiherr I 705. II 773.
Rösner II 600, 601.
Roggendorf Freiherr I 337.
Rogosz II 726.
Rohr W. II 59.
Roithmayer II 543.
Rokitanský Freiherr II 513—15.
Rolfuß II 269.
Romako A. II 381.
Ronacher II 703.
Rónay, Bischof, II 588.
*Rosen II 431—40, 736—747.
Rosenberg Herren, Grafen und Fürsten I 389, 717, 845, 872. II 50, 51, 295.
Rosenzweig von II 765.
Rospigliosi Fürsten und Herzoge II 666.
Rossellini II 426.
Rossi de II 280.
Rossi siehe Sonntag.
Rossini II 700, 701.
Rosti von Barkócz II 434.
Rotenburg Grafen I 130, 131, 190.
Roth II 603.
Roth L. St. II 676.
Rottenhahn I 886.
Rotter II 703.
Rottmann II 545.
Rouargue II 48.
Rousseau II 721.
Rouvroy Freiherr II 135.
Roy de II 156.
Rozkosny II 690.
Ruben G. II 383, 610, 611, 613.
Rubens P. P. I 472, 892. II 623.
Rubin I 75.
Rudloff II 704.
Rudolf I., Kaiser, I 6—8, 11, 79 bis 89, 93—97, 99, 100—07, 113 bis 16, 133, 134, 282, 283, 681, 682. II 248, 458, 649, 650, 651, 658, 781, 782.
Rudolf II., Kaiser, I 285, 382—89, 412, 413, 465, 467, 692—94. II 613, 623, 771.
Rudolf III., Herzog von Österreich und König von Böhmen, I 87, 99, 123, 126, 136. II 650—652, 660.
Rudolf I., Herzog von Österreich, I 7.
Rudolf II., Herzog von Österreich, I 8, 89, 117. II 650.
Rudolf IV., Herzog von Österreich, I 6, 11, 56, 162—67, 172, 177, 684. II 611, 613, 651, 653.
Rudolf I., Landgraf von Habsburg, I 82.
Rudolf Erzherzog, Kronprinz, I 319, 726. II 474, 484, 581, 588, 589, 613, 633—36, 638, 644, 690.
Rudolf Erzherzog, Cardinal, I 820, 857. II 3, 630, 631.
Rudolf von Hoheneck, Erzbischof, I 116.
Rudolf-Panzerschiff II 766.
Rueber Freiherr II 563.
Ruf I 535.
Ruffo Graf II 116.
Rückert Friedrich II 145, 362.
Rückert H. I 273, 676.
Rüssemeyer II 542, 544, 545.
Rukavina Freiherr II 632.
Rumel, Bildhauer, II 606.
Rummel, Bischof, I 629.
Rumpelmayer II 603.
Rumpler II 611.
Ruota I 853.
Rupert hl., Bischof, I 5, 24—30.
Ruprecht von II 391, 392.
Ruska II 56, 68.
Ruß I 71, 323, 541, 827. II 628.
Russegger Ritter von II 364—67.
Rust II 422.
Rutowsky I 710.
Ružička I 822.
Rybkowski II 614.
Rzewuski Grafen II 287.
Rziha II 356.

S.

Saal II 700.
Sabatier II 701.
Sachs II 765.
Sacken Freiherr II 94, 95.
Sacks Louise II 441.
Sachsen-Teschen Albert Herzog II 39, 215, 227, 231.
Sachsen-Coburg-Gotha Prinzen I 603, 604, 650. II 6, 25, 39, 101, 133, 216, 772.
Sachsen-Lauenburg Herzog von I 550.
Sachsen-Weimar Prinzen II 395, 396.
Sacy S. de II 287, 288.
Sadeler I 387, 401, 507.
Sadowský von Naupno I 526.
Särentheim (Sarnheim) II 622.
Šafařík II 493, 683—85, 720.
Sage Le II 155, 156.
Saida, Corvette II 764.
Saint Julien Grafen I 879.
Saint Pierre Bernardin II 724.
Saint-Quentin I 725. II 545—48.
Saint-Simon II 477.
Salaburg Grafen I 542.
Salamanca, Graf von Ortenburg, I 485.
Saldenhofen Ritter I 99.
Salicetti II 338.
Salieri I 815, 822. II 148, 149.
Salis Freiherren und Grafen I 273—281, 584—591. II 24, 85, 182—86, 770—71, 76, 79, 80.
Salis-Zizers Graf, Infanterie-Regiment Nr. 25, II 777.
Salm Grafen und Fürsten I 276 bis 80, 293—98, 334, 336, 347, 350, 550, 624, 628, 634. II 782.
Salvi II 701.
Salzburger Zeitung I 750. II 367.
Salzmann II 671.
Samartini I 815.
Sametz II 520.
Samhaber II 256.
Sammanich II 763.
Sanct Gallen, Abt, I 84.
Sandeau II 704.
Sandrast von I 488. II 624.
Sandrock II 703.
Saneck Herren von I 211.
Santa Croce I 626.
Santo del II 403.
Sanzio (Santi) Raphael I 805, 807. II 382, 385, 388.
Saphir Mr. II 272, 479, 549, 696.
Sappho II 456, 457, 732.
Sardou II 704.
Sartori II 701.
Sartori Fr. II 170.
Sauer Anton II 456, 461.
Saurau Grafen I 569, 612, 870.
Saussure II 156, 674. [II 326, 327.
Savigny II 477.
Say II 477.
Sbrulius I 407.
Scanagatta Franziska II 379—81.
Scaria II 706.
Scarpa II 153, 156, 234, 239, 339.
Scarpa II 761.
Schack Graf II 385.
Schaffer K. Ritter von II 407.
* Schaffer W. I 640—43, 747—50, 805—08. II 283—86.
Schäffer General, II 90.
Schäffer Aug. II 512, 612, 636.
Schäffer Brüder II 180.
Schäffle II 595.
Schärffenberg Ritter und Grafen I 99, 134, 497, 542.
Schärtling von Bürtenburg I 275.
Schäufelein I 289. II 621, 622.
Schaffgotsch Grafen I 70.
Schaguna Metropolitan Freiherr
Schallautzer I 349, 350. II 474.
Schaller J. K. II 100.
Schamberg Julie II 690.
Schams I 817, 833.
Scharff Anton II 607.
Schauenburg Graf, siehe Bruno.
Schauenstein Th. F. Graf II 778
Schauer II 613.
Schebek I 450.
Schebor II 690.
Scheffer II 751.
Scheither Freiherr II 84.
Schellein II 614.
Schelling II 476.
Schellenberg J. J. Freiherr II 774.
Schels S. B. II 24, 264.
Schenk II 700.

Schenkendorf M. von II 107.
Scherer Friedrich II 148, 724.
Scherr I 273, 729, 731.
Scherzer Ritter v. II 310, 760, 763.
Schewicz II 90.
Schiefer von Freyling Freiherren I 365, 371.
Schiffermüller I 889.
Schiffmann II 542.
Schikaneder II 702.
Schiller Friedrich von I 449. II 74, 170, 183, 416, 423, 452, 456, 478, 501, 626, 636, 672, 688, 689, 699, 703, 705, 721, 722, 729, 736, 781.
Schilling A. Ritter von II 77.
Schimmer II 563.
Schimon I 542.
Schindler Alexander, siehe Traun Julius.
Schindler Adalbert II 750.
Schindler Karl II 600, 750.
Schindler Emil II 606, 612.
Schindler Johann II 750.
Schlabrendorf Grafen I 187.
Schlager J. E. I 387.
Schlager J. G. I 750.
Schlegel A. W. und Friedrich von I 865. II 74, 145, 197, 287, 721.
Schleiermacher II 477.
Schlesinger II 704, 705.
Schlesinger Therese II 480.
Schletter II 696.
Schlick Grafen I 392—395, 450. II 557.
* Schlieben von I 434—50, 600.
Schlözer A. L. von I 856. II 192.
Schloisnigg Freiherr II 451.
* Schlossar I 97—100, 211—14, 434, 435. II 318, 326.
Schlosser Friedrich Ch. II 477.
Schmerling Ritter von II 384, 593.
Schmid II 706.
Schmid Caspar II 778.
Schmid Friedrich Freiherr II 631.
Schmidgruber II 606.
Schmidt August II 77.
Schmidt Friedrich Freiherr II 602, 608.
Schmidt Heinrich II 708.
Schmidt Hugo II 765.
Schmidt Josef II 674.
Schmidt Martin Johann I 890—92.
Schmidt Michael Ignaz I 824. I 664.
Schmied Ant. I 307.
* Schmied Franz I 104—08. II 245, 422—24, 687.
Schmigoz Ritter von II 518.
Schmith von Schwarzenhorn Freiherr II 779, 780.
Schmitt L. II 616.
Schmittner I 751.
Schmitz I 39.
Schnitzer II 745.
* Schmued L. I 3—18 501—505.
Schmutz II 319.
Schmutzer Andreas, Josef und Jakob I 673, 718, 723, 749. II 641, 642, 751.
* Schneider-Arno Freiherren I 65 bis 68, 187—89, 298—301. II 70—72, 204—07, 246—48, 698 bis 708.
Schneider Anton II 67—69.
Schneider Johann II 484.
Schneidl II 77.
Schneller I 61.
Schneller Julius II 76.
* Schnobrich II 139—43, 149—52, 252, 253, 466—71, 476—79, 505, 506, 721—27.
Schnorr von Karolsfeld II 305, 415, 416, 441.
Schober I 822.
Schoberlechner II 444.
Schönborn Grafen II 596, 624.
Schönbrunner II 227, 610.
Schönburg Fürsten II 72.
Schöne II 704, 747.
Schönfeld Grafen II 233.
Schönfeld Ritter von I 354.
* Schönfeld I 293—98, 466—83.
Schönfeld, siehe Neumann.
Schönhals Ritter von II 299.
Schönherr Ritter von I 273. II 622.
Schönmann II 492, 608.
Schönsperger L. II 622.
Schönthaler II 606, 615.
Schöppner I 142.
Scholl Freiherr II 595.
Scholz General, I 446.
Scholz II 701, 702.
Schomberg von I 279, II 772.
Schopenhauer II 476.
Schopf I 270.
Schorer I 819.
Schorlemer von I 780.
Schrämbl II 35.
Schratt Katherine II 703.
Schrattenbach Grafen I 436.
Schrenck von Notzing I 293.
Schreyvogel (West) I 455. II 696, 699, 700.
Schröder F. L. II 699, 708.
Schröder Sophie II 237, 700, 708.
Schrödl II 612.
Schrödter II 706.
Schrötter L. II 271, 416.
Schroth Johann und Em. II 555 bis 58.
Schrotzberg Franz II 77, 356, 357.
Schubert Franz I 815, 822, 823. II 259, 440, 441, 606, 678, 690, 700, 707.
Schuh II 416.
Schuhmann II 603.
Schulek Fr. II 603, 604.
Schuller I 713.
Schultz I 548.
Schulz II 700.
Schulz Leopold II 492, 608, 610, 751.
Schumann II 706.
Schumann Robert I 822. II 443.
Schuppen van I 664.
Schurmann I 867.
Schuselka, siehe Brüning II 702.
Schustekh von Herve Freiherr II 295.
Schuster Josef II 612.
Schuster II 701.
Schuwalow von und Grafen I 781.
Schwab II 676.
Schwab G. II 265, 382.
Schwan II 423.
Schwanthaler I 68. II 605.
Schwarz II 616.
Schwarz Stephan II 607.
Schwarzenberg Fürsten I 483—85, 620, 642. II 70—97, 103, 117 bis 30, 165, 166, 296, 299, 351, 358, 360, 377—79, 387—90, 409, 430, 431, 460, 475, 500, 547, 592, 606, 632, 686, 782, 784.
Schwarzenberg-Fregatte II 376 bis 378, 755.
Schweigerd I 617.
Schweighoffer II 702.
Schweißgut II 765.
Schwendi Freiherr I 364.
Schweppermann Ritter I 139.
Schwerin Grafen I 704, 714.
Schwicker I 348, 500.
Schwihlik II 563.
Schwind Ritter von I 68, 822. II 265, 440—42, 608, 610, 751.
Scott W. II 198, 437, 733.
Scribe II 704, 743.
Scudier Freiherr II 391—92, 394, 606.
Sealsfield Ch. II 367—69, 407.
P. Sebastian Scheyrling I 206—11.
Sebastiani Graf II 88, 89, 93.
Sechter von II 134.
Sechter S. II 443.
Seckendorf Freiherr I 671.
Seeau Grafen II 235, 780.
Seebach II 704.
Seeber Jos. II 144, 461.
Seelos II 612, 636.
Segenschmid Fr. I 603.
Seidar II 607.
Seidl und Sohn II 545, 638.
* Seidl Franz II 364—67.
Seidl J. G. II 73, 238, 265, 454, 479—82, 697.
Seidlitz Julius II 198.
Seilern Grafen II 112, 455.
Selak Franz II 466.
Selenbert II 632.
Selim Pascha II 188.
Sellényi II 310, 751, 761.
Semler Ch. II 668, 671.
Semper G. II. 602.
Semsey von II 766.

Seneca II 151.
Senoa A. II 466.
Šenso II 720.
Serényi Grafen I 542. II 435.
Serényi Graf (jetzt Freiherr von Pürcker) Inft.-Rgmt. Nr. 25 II 769.
Serristori II 427.
Severin hl. I 21—23.
Seydlitz von I 779.
Seyfried Ritter von I 820.
Shakespeare II 74, 170, 532, 688, 689, 704, 721.
Siccardsburg II 416, 601—03.
Sickingen Grafen II 563.
Sidney Smith William Sir II 287.
Siegler II 559.
Siemieński L. II 471, 479, 724, 725.
Siemiradzki II 614.
Sienawska von II 139.
Sienkiewicz II 721.
Sigismund Kaiser I 194, 213, 653, 661, 684, 686.
Sigismund II. August I., König von Polen, II 658—660, 737.
Sigismund III., König von Polen, I 475.
Sigismund Erzherzog, Graf von Tirol, I 8, 131, 267. II 639.
Sigismund Erzherzog II 774.
Sigismund Kasimir, polnischer Prinz, II 662.
Silbernagel II 606.
Simai II 740.
Simonyi L. Freiherr II 597.
Sina Freiherr II 384.
Sinai II 192.
Sincère Freiherr I 773.
Singenberg I 75.
P. Singer Peter II 525—29.
Sinnacher I 567.
Sinzendorf Grafen I 601, 704, 759.
Sirtori II 393, 395.
Sitte Franz II 600.
Sixtus IV., Papst, II 654.
Skanderbek (Fürst Alexander) Georg Castriota. I 880—82.
Skarbek Graf II 252, 253, 722.
Sklenár-Maly II 690.
Skoda J. II 513—15.
Skultéty II 171, 172.
Slovacty II 466.
Smetana II 690.
Smičiklas II 714, 720.
Smissen van II 408.
Smola Freiherr II 131—136.
Smolé II 255.
Smolka II 590.
Sobieczky II 762, 768.
Sobieski siehe Johann III., König von Polen.
Söllner II 174.
Soliman II., Sultan, I 8, 322, 336, 346, 347, 355.
Soliman Pachà II 188.
Soltikow Fürst I 716, 776—82.
Sommariva Graf II 91.
Sommer II 706.
* Sommer W. I 183—86, 613, 617.
Sonnaz Graf II 299, 392—94, 397.
Sonnenfels J. Freiherr I 723, 730. II 111—14, 196, 416, 671, 692, 694—96, 699.
Sonnenleiter II 612, 613.
Sonnenthal II 704.
Sonnleithner Josef II 699.
Sonntag II 701, 707.
Sophie, Friederike (von Bayern), Erzherzogin II 14, 100, 146, 309, 310, 461, 474, 507—13, 572.
Sophie, Landgräfin v. Thüringen, [I 66.
Sophokles II 74.
Sorbait I 542, 555.
Soubise Prinz I 714.
Souches de Graf I 542, 569, 612.
Soucham II 93.
Sourdeau Freiherr II 238, 359.
Soutman I 194, 328, 517.
Spallanzani II 152, 334, 336.
Spannagel I 702.
Spannocchi Grafen II 214.
Spany II 614.
Spaun Freiherr II 766.
Spaur Grafen II 657.
Speckbacher Josef und Andreas II 49, 58, 62, 64, 66.
Speidel II 705, 707.
Spendou II 672.
Spengler I 454.
Sperges Freiherr I 795, 814, II 154, 335, 641.
Sperreiter I 453.
Spetzler von II 766.
Spiegel Freiherr II 251.
Spini II 380.
Spinola, Bischof, I 599, 618.
Spinola Marschese I 400.
Spinola Abate II 624.
Splény Freiherr II 88, 90.
Spitzer J. II 578.
Spohr II 627.
Sponheim Grafen I 58.
Spontini II 700.
Spork Grafen I 494, 522, 523, 565
Sporschil II 103.
Spranger I 387.
Sprecher von Bernegg Freiherr II.
Sprenger II 600.
Springinklee II 621, 622.
Sprinzenstein Grafen I 380, 381.
Stabius I 257, 258. II 621, 622.
Stache Frd. II 601.
Stadeck Ritter I 98, 99, 134.
Stadion Grafen II 243, 276, 299, 592, 622, 700.
Stadl Freiherr I 497.
Stadler Abbé II 75, 76.
Staël-Holstein Freiin II 105, 145, 197, 287.
Stainer I 534.
Stampach Graf I 771.
Stampfer Grafen I 571—74.
Stamm F. I 730.
Standard (Londoner Zeitung) II 587—89.
Stanislaus Aug. IV. Poniatowski I 859. II 159.
Stankovich, Domherr, I 814, 864, 866.
Staré II 720.
Starhemberg Grafen und Fürsten I 350, 540—53, 560, 563, 569, 671, 578—83, 594, 599, 610—12, 517, 620, 632, 652, 656, 667—69, 704, 712, 753, 759. II 232, 784.
Stark Frdr. II. 672.
Stark J. II 602.
Starkenberg Ritter I 190.
Starmayer I 890.
Statzer II 33.
Staudigl II 701, 702.
Stauffer II 611.
Stecher II 765.
* Steger II 65—68.
Steigentesch Freiherr II 197, 696.
Steiger II 319.
Steiglehner, Abt, II 180.
Stein Freiherr II 165.
Steinbach II 596.
Steindl E. II 604.
Steiner J. I 810.
Steinhauser II 440.
Steinle II 608.
Stelzer II 702.
Stelzhammer Franz II 419, 481, 697.
Stephan I. d. hl., König von Ungarn, I 6, 41—49, 725.
Stephan II., König von Ungarn, I 55.
Stephan V., König von Ungarn, I 110.
Stephan IV. König von Serbien, I 146, 148.
Stephan Erzherzog, Palatin, II 212, 213.
Stephan Nemanja, Herzog von Serbien, II 712, 713.
Stephan F. J. II 531.
Stephanie Erzherzogin, Kronprinzessin, II 589, 635, 643, 644, 690.
Stephanie-Panzerschiff II 766.
Stephanie, Schauspieler, Brüder, II 687, 695, 699.
Stephany R. II 676.
Stephanson II.
Stern I 531.
Sternberg Grafen I 183, 390, 500. II 179—82, 493, 682, 685, 686.
Sternberg Graf, Dragoner-Regiment Nr. 8, I 402.
Sterneck Freiherr II 403, 404, 755.
Sterzer II 607.
Sterzinger I 598, 656.
Stich I 702.
Stiebar Freiherr II 73.
Stief I 27.
Stieler J. II 371, 509.

Stiepanek J. II 688.
Stifter Adalbert II 372, 418—22.
Stillen I 601, 604.
Stirling I 329.
Stockard von Bärnkopf Freiherr I 878, 879. II 772.
Stockau Grafen II 464.
Stöber Franz I 345. II 257, 752.
Stöckl-Heimfetter II 701.
Stöger II 689, 702.
Störck I 801.
Stolberg Grafen II 145, 288.
Stoos II 719.
Stopford Sir II 187, 190, 239, 240, 242.
Stork II 616.
Strack J. II 251.
Straba I 386—88.
Stranitzky II 691, 695.
Straschiripka, siehe Canon.
* Strasoldo Grafen I 489—92, 732, 852. II 249, 299, 309, 333—47.
Straßmann II 704.
Stratford Lord II 503.
Stratico Conte II 209.
Strattmann II 627.
Straub Franz und Rosa II 61, 63, 64.
Strauch Freiherr, Infanterie-Regiment (jetzt Reinländer Freiherr) Nr. 24, II 103.
Strauß Vater und Söhne II 259—62, 513, 702, 706.
Streckfuß II 77.
Streffleur Ritter v. I 142, 534. II 113, 114, 358, 629, 780.
Strehl II 678.
Strein Freiherr I 381—83, 759. II 107.
Streit Freiherr II 596.
Streit II 603.
Streit Fr. II 614.
* Strele Ritter von I 189, 190, 535.
Stremayr von II 595, 596.
Stricker I 77.
Stritar II 256.
Strobl II 608.
Strohlendorf von II 210.
Stroßmayer Josef Georg, Bischof, II 720.
Strubel Freiherr I 748.
Stuard I 850.
Stuart von Albany, Herz., I 276.
Stubenberg Herren und Grafen I 99, 118, 132—34, 347, 759.
Stubenrauch von II 563.
Stürmer Freiherr II 240, 287, 757.
Sturm II 610.
Stutterheim Freiherr II 91.
Stwrtnik Freiherr II 299.
Styrum Grafen I 570, 585.
Subics Grafen von Brebir I 145.
Šubotić J. II 718.
Sucich II 761.
Suenson E., Admiral, II 379.
Suffolk Herzog I 278.
Šulek II 463, 720.
Sunat I 47.
Suppé II 702.
Suttinger I 542, 558—61.
Suwarow Fürst I 870—74. II 41, 121, 137, 184, 206, 784.
Suyderhoef I 194, 517.
Swátek I 387.
Swatopluk, Fürst von Mähren, I 5, 36.
Sweth II 62.
Svetić II 718.
Swierto-Spork Grafen II 688.
Swieten van Freiherr I 725, 741, 799—801. II 112, 173, 196, 560, 627, 641, 642.
Swoboda II 360.
Swoboda K. II 610, 613.
Sybel H. von II 643.
Sydenham II 560.
Sylvester II., Papst, I 46.
Symmer II 153.
Szajnocha II 725.
Szalay L. II 432, 488.
Szapáry Grafen II 392, 518, 519, 548, 595, 598.
Szatmáry II 743.
Széchényi Grafen I 649. II 194, 350—53, 416, 431, 434, 435, 597, 606, 742.
Széchi Maria II 746.
Szécsen Graf II 593.
Szécsi Kathar. von I 348.
Szécsi Marie von II 171.
Szegedi II 738.
Székely v. Aranyos-Rákos II 732, 733.
Székely Barth. II 614.
Szelepcsényi, Primas, I 618, 620, 621.
Széll von II 597.
Szemere von II 434, 435.
Szende von II 597.
Szentpétery II 743.
Szepessy Freiherren II 432.
Szerdahelyi II 746.
* Szibenliszt II 202—04, 353—56.
Szigligeti II 735, 737, 741, 743, 744.
Szilágyi Mich. von I 230. II 598.
Szilágyi Stephan II 532.
Szlávy von II 594, 596, 597.
Szögyény-Marich von II 598.
Szontágh II 435.
Sztáray Grafen II 193, 232.
Szujski II 723, 725, 726.
Szymanowski II 142.

V. W.

Waagen G. F. I 808.
Vaccari II 340.
Wachs II 360.
Wachsmann II 636.
Wachtel II 765.
Wächter Eb. II 382.
Wagenseil II 641.
Wagner, Architekt, II 603.
Wagner Fr. I 488.
* Wagner H. II 668—679.
Wagner Josef II 704.
Wagner Richard II 75, 706.
Wagner R. W. II 422, 423.
Wagner von Wagenseil I 624.
Wahot II 741.
Wachsbies Ibn II 287.
Walcher Ritter von II 534.
Waldburg (Truchsess) Grafen und Fürsten I 315. II 116, 634, 671, 673.
Waldeck Prinz I 548.
Waldherr von I 861.
Waldmüller G. F. II 600, 611, 631.
Waldstätten Freiherr II 518.
Waldstein Grafen (siehe Wallenstein) I 624, 629. II 243.
Valens II 645.
Valentin II 422, 423.
Valérie Erzherzogin II 643, 579, 581.
Valière de la, Herzogin, II 627.
Walker (Xaver Pachà) II 188—90.
Wallenstein (Waldstein) Graf I 392, 404, 413, 422—27, 432, 433, 435—52, 462, 479—82, 484, 486, 487, 509—13, 520, 537, 695, 696. II 679, 705, 782.
Wallis Grafen I 607, 639, 704. II 120, 276, 296, 772, 775.
Wallmoden Grafen II 280, 299, 358.
Wallner Anton II 67—70.
Walter-Burg Freiherr II 531.
Walterskirchen Freiherren II 31, 32.
Walther Bernhard I 201.
Walther von der Vogelweide I 74 bis 78. II 496.
Valvasor Freiherr I 361.
Väly I 738.
* Waneck I 38—41, 308—10.
Wargentin I 852.
Varmo Conte I 363.
Varnhagen von Ense II 123, 166, 226.
Varrone II 636.
Wart Ritter I 155.
Wartensleben Graf II 101, 119, 216.
Warsberg Freiherr II 501.
Washington II 305, 485.
Wasilewski II 725.
Wasner I 706.
Wasserthal Ritter von II 563.
Wastler I 435.
Vatout 565. II 624, 626, 662.
Vaudemont I 652.
Vay Freiherr II 593.
Weber II 614.
Weber A. 719.
Weber Beda I 508.

Weber G. I 173, 196, 206, 252, 341.
Weber K. M. I 822. II 443, 706, 707.
Weckbecker Freiherr II 394, 395.
Weckerlin II 235.
Vécsey Freiherr II 521, 563.
Wedell Grafen I 778, 780, 803.
Vega, Freiherr I 892—96.
Vega, siehe Lope.
Weger II 313.
P. Weger F. J. I 826.
Vegetius I 534.
Wehli Freiherr II 595.
Vehse I 489.
Weidmann Josef II 699.
Weidmann Paul II 687, 695.
Weigl II 700.
Weigel Ch. I 623, 668.
P. Weikard I 826.
Weilen Ritter von II 78, 643.
P. Weinhardt von I 794. II 98.
Weinhold I 105.
Weinmüller II 700.
Weiß A. I 215.
Weiß Karl I 555. II 35.
Weiß David II 328.
Weiß Johann I 474.
Weiße Ch. F. II 671, 672, 695.
Weiße, Schauspieler, II 703.
Weißenburg II 673.
Weißenthurn II 703.
Weißeneck Ritter I 98.
Weißenwolf Grafen I 547. II 86, [90.
Veit Ph. II 491.
Weixelberger, Abt, I 748.
Weixelgärtner I 27.
Weckerle II 598.
Velasco I 633, 634.
Velde van der F. C. II 198.
Welden Freiherr II 299, 416.
Wellington Herzog II 73.
Wellstein II 773.
Wels Freiherr I 542.
Welser Freiin von Zinnenberg Philippine I 372—76.
Welsersheimb Grafen II 396, 563, 596.
Veluti II 700.
Vendôme Herzog I 583, 627.
Veniero Doge I 361.
Weninger I 142.
Wenkheim Freiherren und Grafen II 596, 597.
Venus M. II. 675.
Venus-Fregatte II 759.
Wenzel IV. (als Kaiser der I.), König von Böhmen, I 88, 184, 185, 194, 684, 686. II 418.
Wenzel I., König von Böhmen, I 94.
Wenzel II., König von Böhmen, I 120, 121, 124, 125, 130, 153. II 650, 652, 660.
Wenzel III., König von Böhmen, I 125—27. II 650.
Verantius, siehe Vrančić.
Verdi II 706.
Werdmüller Freiherr II 772, 773.
Vergil (Virgil) I 307. II 687.
Vernacini I 853.
Vernaleken Th. II 678.
* Werner Rich. Mar. I 74—78. II 104, 175, 176, 691—97.
Werner Rud. II 448.
Werner Zacharias II 197.
Vernet Horace II 502.
Veronese P. II 28.
Verri Grafen II 153, 334—36.
Vertenate Freiherr II 624.
Werth Ritter I 128.
Werth Johann von I 492—96, 518, [782.
Wertheimer Ed. II. 323.
Wertheimer J. von II 675.
Wesner I 801.
Wessely II 704.
West Th. siehe Schreyvogel.
Westermeyer C. I 851.
Weston Elisabeth I 389.
Veterani Graf I 563, 609. II 784.
Wetzel I 601.
Vetranić-Čavčić II 715.
* Wetzer von I 429—33, 636—30.
Weyer II 605, 606.
* Weyhe-Eimke Freiherr I 398—408, 414—29, 508—13. II 3—18.
Weyprecht II 520, 522, 766, 768.
Weyr II 606.
Wéžyk II 143.
Wheeler II 153.
Viar I 637.
Wickenburg Grafen II 593.
Victor III, Papst, I 679.
Victor Emanuel II., König von Italien, II 14, 347.
Victor Emanuel I., König von Sardinien, II 14, 390—98, 428.
Victor Amadeus II., Herzog von Savoyen, I 600—04.
Victor II 85, 88, 89.
Victor Amadeus II 651, 666.
Victoria, Königin von Großbritannien, II 590.
Victoria, Prinzessin von Savoyen, I 666. II 626.
Victring Ritter I 151.
Vidaković M. II 718.
Widman I 547.
Widmann-Sedlnitzky Graf I 595.
Wipchner I 222.
Wieck (Schumann) Cl. II 443.
Wied Graf I 771, 772.
* Wiedemann Th. I 49, 50, 369 bis 72, 617, 681. II 114—17.
Wiedenfeld Ritter von II 595.
Wieland II 30, 286, 288, 416, 694, 708, 729.
Wieleman Edler von Monteforte II 602, 606.
Wiener Abendpost II 589, 590.
Wiener Jahrbücher II 696.
Wiener Zeitung II 554.
* Wieser Ritter von II 32—34, 249—51.
Wiesner I 341.
Wigher II 701.
Wilbrandt Adolf und Auguste II 704, 705.
Wilczek Grafen II 520, 644, 763.
Wild Franz II 701.
Wildauer II 704.
Wildenbruch II 705.
Wilderspin S. II 675.
Wildon Ritter I 93, 99, 108—11, 134.
Wilhelm III., König von England, I 598.
Wilhelm Graf von Holland, König, I 681.
Wilhelm, Herzog von Österreich, I 187—96, 684. II 654, 660.
Wilhelm Erzherzog II 185, 229, 243, 302, 443, 592, 593, 602, 629.
Wilhelm Erzherzog, Infanterie-Regiment Nr. 12 II 638.
Wilhelm IV. von Bayern I 315.
Wilhelm, Markgraf von Friesach, I 49.
Wilhelm V., Landgraf von Hessen-Cassel, I 427.
Wilhelmi II 704.
Wilhelmine, Amalie, Kaiserin I 626, 632.
Villa II 334.
Villa Garcia Marquis, Vicekönig, I 633.
* Villani Freiherr II 36—39, 179 bis 82.
Villars Marquis I 614, 615, 627, 761.
Villebois I 778.
Villeroi Herzog I 585, 598, 655.
Villetz von II 517.
Willmann II 700.
* Willner Alf. II 442—445.
Wilt II 706.
Wimpffen Freiherren und Grafen II 94, 299, 759.
Wimpffen (jetzt Graf Lacy) Infanterie-Regiment Nr. 22 II 754.
Vincenz, Prälat, I 100.
Windischgrätz Fürsten I 537, 667, 758, 759, 773. II 361, 666.
Windischgrätz Fürst, Dragoner-Regiment Nr. 14, I 773.
Winkelmann General I 788.
Winkelmann, Opernsänger, II 706.
Winkelmann J. J. II 28.
Winkelried I 180.
Winodol II 714.
Vincent Freiherr II 280, 316.
Vinci Leonardo II 346.
Winter II 235.
Winterhalter II 573.
Winzingerode II 128.
Wiplinger Freiherr II 763.
Wirág II 728, 730.

Wirsing Rudolf II 690.
Visconti Graf II 288.
Vitéz I 233.
Vittaliani II 344.
Wittgenstein Graf II 85, 94, 231.
Witthauer II 418.
Wittmann II 707.
Wlad II., Fürst der Walachei, I 195.
Wladislaw I., König von Böhmen, I 56.
Wladislaw II., König von Böhmen und Ungarn, I 8, 58, 266, 267. II 653, 737.
Wladislaw I. (III.), König von Polen, I 197, 203, 204.
Wladislaw II. (Jagello), König von Polen, I 188, 189, 684, 686. II 654, 660.
Wladislaw IV., König von Polen, I 483. II. 661, 962.
Wladislaw I., Herzog von Schlesien, I 56.
Wlassak II 708.
Wocel II 685.
Wocher von II 299, 300.
Vodnik II 255.
Wörndle A. von II 68, 75, 610.
Vörösmarty II 171, 733, 736, 742, 743.
Vogel Wilhelm II 696.
P. Vogl I 702.
Vogler II 491.
Wohl Janka II 550.
Wohlgemuth von und Freiherren II 299.
Wohlgemuth von II 522, 762, 764, 767.
Voigt I 219, 222.
Volenti I 813.
Wolf Ad. I 676.
Wolf B. M. II 724.
Wolf Chr. von I 624.
Wolf Fr. II 5, 15, 81, 169.
Wolf Gerson I 731, 834.
Wolf J. G. II 669.
Wolf P. I 895.
Wolff, Theaterdirector, II 704.
P. Wolfsgruber C. I 61. II. 471.
Wolkenstein Herren und Grafen I 78, 190.
Wolny Freiherr II 103.
Wolkonski Fürst II 91.
Volta A. Conte I II 152—58, 334, 342, 674.
Voltaire I 339, 705. II 156, 698, 727.
Wolter II 704, 705, 747.
Woronicz II 469.
Voss Johann II 481, 725.
Vrančić (Verantius) II 716.
Wrangel Grafen I 494, 518, 531.
Wranitzky II 676.
Wratislaw Grafen I 633. II 299, 300.
Vraz II 463, 719.
Wrbna Grafen II 276, 700.
Vrchlicky II 690.
Wrede Fürst II 126.
Wüllersdorf-Urbair Freiherr II 310, 593, 594, 760—762.
Württemberg Prinzen und Herzoge I 589, 593, 604, 726, 761, 773, 776, 782, 842, 843. II 18, 88 bis 90, 183, 517, 519, 557, 558, 724, 774.
Württemberg Johann Friedrich, siehe Württemberg Prinzen.
Württemberg Wilhelm Herzog, siehe Württemberg Prinzen und Herzoge.
Württemberg Herzogin von, siehe Czartoryska.
Vukotinović L. II 719, 720.
Vuković II 717.
Wulfen Freiherr II 20—22.
Wurmbrand Grafen I 599, 704, 757—59. II 563.
Wurmser Graf I 885. II 35, 119, 216, 262, 294.
* Wurzbach Ritter von I 270, 311, 643, 786, 808, 814. II 100, 166, 174, 182, 267, 271, 286, 366, 367, 385, 443, 527, 619—45, 684, 697.
* Wurzel von Hohentann II 22—26.
* Wychodil Hannaburg Ritter von I 61—65, 897, 898. II 474, 475, 513—15.
Wycliffe I 684.
Wylich II 663.

U. X.

Uchatius Freiherr II 204, 523—25.
Uhland I 92. II 265, 479.
Ujejske II 725.
Ukert II 664.
Ulrich III. (IV.), Herzog v. Kärnten, I 107.
Ulrich, Herzog v. Braunschweig-Wolfenbüttel, I 418, 421.
Ulrich, Bischof, I 95.
Ulrich Graf II 603.
Ulrichsthal von II 192.
Umlauf II 699.
Unger Josef II 595.
Unger W. II 612.
Ungerspach Herren von I 215.
Ungnad von Sonnegg Herr von I 485.
Unterberger Freiherr II 138.
Unterkahnsteiner II 606.
Unwerth Graf II 740.
Urban V., Papst, I 167, 172, 176.
Urban VI., Papst, I 167, 177.
Urban VIII., Papst, II 716.
Urchs II 591.
Utiešenović Ostrožinski Ritter von II 713.
Uz I 887.
Ximenes P. I 855.

Z.

* Zaba I 529.
Zabłotzki II 139, 142, 722.
Zach Anton und Franz (Brüder) Freiherren I 896. II 172, 294.
Zach Freiherr Infanterie-Regiment Nr. 15 II 47, 224, 648.
Zach P. Ritter von II 520.
Zacharyasiewicz II 727.
Zahn von I 76, 347, 571, 577, 843.
Zala II 608.
Zaleski Ritter von II 596.
Zamoyski Grafen I 435, 550.
Zampis II 512.
Zaninovich II 761.
Zápolya Johann, Fürst von Siebenbürgen, I 8, 334, 335, 366, 692. II 658.
Zarković II 403.
Zauner II 10.
Zay Gräfin II 197.
* Zdekauer Ritter von I 168—73, 258—62, 853—60. II 424—29, 516—20.
Zedlitz Freiherr II 73, 306, 420, 479, 481, 697, 703.
Zeiller Edler von I 883, 886.
* Zeißberg Ritter von I 61, II 215, 644.
Zelkin I 578.
Želišek II 613.
Zeno Av. I 675, 811. II 626.
Zerdahely von II 493.
Zeschwitz von I 773.
Zeschwitz von, Kürassier-Regiment, II 119.
Zetter M. II 676.
Zhechovini Freiherr II 273—75.
Zichy Grafen I 538, 570. II 246, 276, 359, 593, 597, 754.
Zichy von II 614.
Ziegler F. W. II 696.
Ziegler I 61, 142.
Ziemiałkowski Freiherr II 595, 596.
Zierotin Herren und Grafen I 409, 463—66. II 782.
Zieten von I 771, 775, 791.
Zieten Graf II 88.
Zimburg von Reinerz II 172.
Zimmermann A. von II 610, 612. 613.
Zimmermann G. II 157.
Zinkeisen I 252.
Zinner II 702.
Zinzendorf Grafen I 578, 759.
Zitek II 690.
Zitterbarth II 603.
Žižka von Trocznow II 688, 689.
Zlaterić II 715.
Zobi II 626.
Zöbel I 881.
Zoffani I 855.
Zlobický II 681.

Zola II 334.
Zrinyi=Corvette II 765, 766.
Zrinyi (Zrini, Zrinsky) Grafen I 344—49, 570, 765. II 350, 713, 715, 716, 738, 782.
Zsámboki II 737.
Zubre II 725.
Zucchi A. II 29.
Zumbusch K. Ritter von I 823. II 308, 605, 606.
Zum Jungen Freih. I 601, 602, 604.
Zuzzeri (Zuzorić) II 715.
Zweier Freiherr II 770, 774.
Zwiedinek=Südenhorst von I 470, 472. II 221, 319.

Orts=Verzeichnis.

A.

Aachen I 597.
Aargau I 11.
Abanji I 9.
Abbazia II 637.
Abensperg II 46.
Absam (Tirol) I 535.
Acs II 568.
Achleuten I 850.
Adelsberg II 109.
Admont I 333, 575.
Agram II 465, 716, 720.
Ägypten, siehe Egypten.
Albanien II 208.
Alcsut II 644.
Aldenhoven II 215, 784.
Algier I 325.
Almenara I 627. II 784.
Altenburg I 737.
Altenmarkt (Steiermark) I 219.
Altmünster II 554.
Amberg II 784.
Ambras I 374, II 630.
Amsterdam I 528, 529.
Ancona II 753, 754, 758, 759.
Andechs I 65—69.
Ansbach II 163, 772.
Aquileja I 3, 4, 135, 142—44.
Areis sur Aube II 784.
Argentinien II 763.
Arezzo II 204, 205.
Arras II 782.
Artois I 280.
Aspach I 219.
Aspang I 237.
Aspern II 47—49, 223, 224, 784.
Athen II 502, 610, 714.
Athos (h. Berg) II 712.
Attergau I 26.
Aubonne II
Auerstädt II 44.
Augsburg I 372, 657.
Ausschwitz I 9.
Aussee II 321, 322.
Aussig I 805.
Austerlitz II 7, 220.
Avignon I 172, 683.
Azoren II 758.

B. P.

Baden (Großherzogthum) I 550, 585—90, 595, 605—17. II 42, 43.
Baden (Grafschaft) I 11.
Baden (bei Wien) II 159, 160, 275.
Baden (Schweiz) I 128, 166, 661.
Padua I 295, II 342.
Palästina II 634.
Balaton=Füred II 741.
Balearen II 636.
Bamberg I 7, 208.
Banat (siehe Temeser).
Banjaluka II 518.
Pannonien I 321.
Barcelona I 633, 785.
Bard I 878, 879.
Pardubitz I 158—62.
Paris I 165. II 54, 71, 72, 128, 155, 549, 672, 743, 748, 784.
Párkány I 594, 606.
Parma I 10, 667, 702, 711, 747. II 203, 298, 425, 427, 550, 784.
Bartfeld II 737.
Basel I 84, 149, 218, 309. II 7, 39, 773.
Passarowitz I 9, 696.
Passau I 327. II 42.
Bautzen II 54.
Pavia I 273—81, 292, 296. II 154, 298, 300, 671.
Bayern I 5, 9, 25—29, 57—61, 73, 138—41, 164, 430, 479, 493—96, 503—05, 537, 548—54, 585—90, 595, 598, 625, 629, 630, 656, 662, 702, 709, 710, 721, 751, 752, 755, 830. II 42, 43, 55—64, 84, 125, 369—75, 784.
Beggau II 108—10.
Beirut II 187.
Belgien I 737, 835, 836, 859. II 659.
Belgrad I 205, 562, 595, 609, 611, 636—39, 662, 697, 849. II 4, 717, 720, 775, 778, 782, 784.
Bengalen II 766.
Berchtesgaden I 9, 10.
Perchtoldsdorf I 547.
Beretz I 9.
Berlin I 10, 715, 716, 791. II 477, 686, 725.
Bern II 773—776, 778.
Persenbeug II 11, 474.
Peru II 763.
Perugia II 206.
Pest, siehe Budapest.
Bethlehem II 634.
Peschiera II 298, 392, 394.
Peterwardein I 611, 612, 661, 662.
Pettau I 9, 10. II 784.
Peuerbach I 200.
Pfalz I 391, 630. II 769.
Pfirt, Grafschaft, I 11.
Philippsburg I 565, 666, 667. II 773.
Piacenza I 10, 667, 710, 711. II 298.
Biccoca I 296. II 779, 782.
Bielitz I 886.
Pietramala II 156.
Bihac II 520, 529.
Pillnitz I 859. II 6.
Pilsen I 445—47, 451. II 513.
Pinzgau II 68.
Pirna I 713. II 126, 660.
Pisa I 169, 508, 854. II 427.
Bischofshofen I 28.
Pisino I 6.
Bistritz (Siebenbürgen), I 231.
Bizerta II 637.
Blazuj II 518.
Bludenz, Grafschaft I 6, 8.
Plymouth II 760.
Bohdanetz II 537.
Böhmen I 5—8, 34—37, 73, 102 bis 108, 110, 112—14, 121, 158 bis 161, 168—73, 182—86, 194, 195, 208, 216, 234, 261, 281—84, 333—40, 385—88, 391—410, 430, 434—50, 467—76, 685—87, 721, 755. II 181, 218, 304, 387 bis 89, 423, 493—95, 564, 613, 650, 652, 653, 658, 681—691.
Böhmischdorf II 556.
Pola I 4. II 411, 447, 451, 632.

Polen I 9, 175—77, 187—89, 530, 537, 545, 548—54, 594, 684, 720, 830, 859. II 50, 150, 159, 504—06, 659—664, 714, 721—727, 776.
Politz II 199, 201.
Bologna I 200, 327, 867.
Bonn I 820.
Pordenone II 49.
Borodino II 52.
Borsod I 9.
Port Said II 763.
Porto Quieto II 753.
Porto Rose II 756.
Portugal I 10, 598, 664.
Posen II 725.
Bosnien I 6, 10, 144—48, 608, 657. II 516—20, 566, 582, 709, 714, 716, 717.
Possenhofen II 588.
Bourg en Presse I 301.
Bozen I 17, 74, 132. II 526, 674.
Prag I 169—72, 183—86, 216, 340, 377, 385—88, 391—98, 403—07, 412, 416, 476, 482, 497, 518—20, 684, 693, 704, 736, 768, 803, 808, 817. II 6, 179, 191, 199—201, 231, 245, 386, 387, 493, 494, 536, 537, 549, 608, 613, 616, 630, 674, 675, 687—691, 707, 772, 773, 782, 785.
Brainitza II 274.
Brandeis I 222—27, 464. II 428.
Brandenburg I 480, 597, 598.
Brasilien II 758.
Braunsberg I 113.
Bregenz, Grafschaft, I 6, 877.
Predil II 33, 49.
Breisach I 11. II 70, 79.
Breisgau I 11. II 206.
Breitenfeld I 427, 431, 441, 517.
Prerau I 526.
Breslau I 208, 708, 716. II 771, 772.
Presnitz I 261.
Preßburg I 9, 52, 95, 153, 216, 625, 707, 764, 765. II 349, 472, 740.
Preußen I 9, 585, 705—17, 720, 768—82, 787—92, 830, 859. II 42, 43, 52, 54, 79—97, 125, 126, 184, 240, 376—78, 390, 566.
Březina II 180, 182.
Brieg I 70.
Brienne II 784.
Brixen I 17, 190. II. 66.
Brodfeld (Siebenbürgen) I 249.
Bronzell II 502.
Bru II 640.
Bruck a/M. I. 237.
Brügge I 264.
Brünn I 208, 517. II 267, 616, 630, 708, 782.
Brüx I 389.
Brüssel I 229, 329, 660, 737, 864, 725.
Brunn a/G. I 884.
Bruzina II 172.
Ptolemais I, siehe Saint Jean d'Acre.
Buchlau, I 36.
Budapest II 262, 271, 349, 352, 546, 549, 576, 580, 616, 630, 632, 642, 706, 708, 730, 732, 740—747.
Budweis II 219, 386—89.
Buenos-Aires II 764.
Pürglitz I 683.
Bukowina I 6, 9, 721, 830. II 564, 629.
Puławy II 142.
Bulgarien I 148, 176. II 711.
Burgau I 11.
Burgos I 295. II 656.
Burgund I 10, 227—30, 244, 245. II 664—67.

C. K.

Cadore I 342.
Kärnten I 3, 6—8, 10, 15, 16, 30 bis 33, 49, 50, 77, 85, 107, 235, 237, 244, 314, 332, 892. II 32 bis 34, 63, 68, 69, 208—10, 321, 414—17, 650—52.
Kahlenberg I 550.
Calamota
Caldiero II 42, 220.
Californien II 637.
Kalocsa I 621.
Cambray II 665.
Campo Formio I 9.
Camposanto II 784.
Candia II 634, 773.
Kanizsa II 738.
Cannes II 537, 538.
Kapfenberg I 132, 133.
Capistrano I 206.
Kaplitz II 669.
Capodistria I 865.
Capua I 753, 775.
Carcassone II 772.
Carlowitz I 9, 596, 636, II 717.
Karlsbad I 171. II 248.
Karlstein II 537.
Karnburg I 31.
Karpi I 598, 655.
Kasan II 191.
Kaschau I 647, 741.
Cascino d'Olmo II 202.
Časlau I 709.
Cassano I 658 II 784.
Kassel I 642.
Castelnuovo I 882.
Castilien I 253, 254, 299, 656.
Catalonien I 633—36.
Cateau II 119.
Cattaro I 882. II 634.
Katzbach II 126.
Katzenstein (Krain) I 311.
Kecskemét II 742.
Kehl II 218, 784.
Cerbenitz II 537.
Kesselsdorf I 710.
Kézdi-Vásárhely II 358.
Chanowitz II 624.
Chiari I 598, 655.
Chiavenna II 341.
Chiemsee I 54.
Chili II 762, 764.
China II 757, 758, 763, 764, 767.
Chotenitz II 537.
Christianpreiß II 773.
Chulm I 145, 148, 773.
Cilli I 211—14. II 480.
Kirchenstaat II 206.
Kirchschlag II 419.
Kis-Megyer II 319.
Cividale I 144.
Civita Castellana II 206.
Klagenfurt I 4, 31, 630. II 21, 22, 69, 218, 630.
Klausenburg I 592. II 349, 632, 740, 741.
Kleinmariazell I 54.
Kljun II 520.
Kljuc II 520.
Klobuk II 520.
Klosterneuburg I 54, 56, 547.
Coblenz II 327.
Köln I 598, 625.
Kolchis II 665.
Kolin I 714, 715, 767—75, 789. II 784.
Como II 28, 153, 157, 158, 345.
Komorn I 199, 335, 536, 618. II 136.
Königgrätz II 513, 566, 648, 649, 785.
Königinhof II 724.
Königsberg (Franken) I 200.
Königseck, Grafschaft I 12.
Königsfelden I 155, 158.
Königstein II 559.
Königswalde II 669.
Körmend II 220.
Constantinopel I 205, II 502, 503, 779.
Constanz I 190, 773.
Kopenhagen II 415.
Kopreinitz I 378.
Cormons I 732.
Korneuburg I 216.
Corsignano I 218.
Kossova I 204.
Kossovopolje (Amselfeld) II 712.
Krain I 6, 7, 10, 16, 85, 237, 244, 282, 304, 311—13, 332, 892. II 254—56, 321, 497, 577, 650, 652.
Krainburg II 254.

Krakau I 6, 10, 200. II 191, 451, 467, 470, 476, 478, 614, 616, 654, 725—727.
Kratzau II 491.
Crecy I 168.
Krechhow II 504.
Krefeld I 716.
Cremona I 598, 655. II 349.
Kremnitz I 828.
Krems I 890. II 229, 268.
Kremsier I 113, 577.
Kremsmünster I 54, 850—52.
Crespy I 326.
Kroatien I 4, 6, 9, 10, 144—48, 461—65. II 461—466, 708 bis 720.
Kroissenbrunn I 95.
Kronstadt (Siebenbürgen) I 62. II 775.
Krottendorf II 210.
Krotzka II 775.
Csatád II 264.
Küchel I 23.
Kübekháza II 277.
Küstenland II 577.
Kufstein II 676.
Kulm II 126.
Cumano I 865.
Kunersdorf I 776—82, 847. II 784.
Curtatone II 299.
Custoza II 299, 390—98, 561, 566, 785.
Kuttenberg II 689.
Kwassitz II 545.
Kyburg, Grafschaft, I 11, 12, 83, 177.
Czernowitz II 632.

D. T.

Dänemark I 325, 420, 421, 530. II 376—79.
Dalmatien I 5, 6, 10, 69, 174. II 42, 208, 399, 404, 578, 582, 709, 715, 719, 773, 779.
Tanger II 758.
Tann II 46.
Danzig II 136.
Darmstadt II 520.
Tarnopol I 10.
Tarnow II 726.
Deauwille II 536, 537.
Debreczin II 192,193, II 740.
Temeser Banat I 6, 9, 248, 662. II 545, 629.
Temesvár I 595, 662. II 535.
Dennewitz II 126.
Teplitz I 847. II 132.
Teschen I 9, 718, 721, 832.
Dessau I 589. II 671.
Tét II 170.
Tetuan II 753.
Tétтény II 546.
Deutschland I 177, 122—30, 138, 150, 247, 265—73, 317—41, 368, 480, 536, 672, 673, 677—97, 721 II 6, 9, 40—48, 79—97, 215—30, 219, 586, 598, 668, 671, 691, 692, 695, 752, 782, 784.
Thernberg II 320.
Theresienfeld II 523.
Thessalonich I 34.
Thionville I 511, 512.
Thüringen I 65—68, 70, 127.
Thurgau I 11.
Tiburnia I 4.
Dingolfing I 787.
Tirol I 3, 6—9, 17, 18, 74, 130—32, 164, 189, 190, 265, 292, 333, 342, 372—76, 506—08, 693, 733, 794—96. II 42, 44, 49, 52, 55—70, 98—100, 177, 178, 220, 320, 398, 652, 653, 784.
Doboj II 518.
Doljna Tuzla II 517.
Tolmein I 144.
Domstädtl I 847.
Tootzen I 844.
Torgau I 716, 791.
Toscana I 10, 11, 703, 830, 853—60, II 42, 114, 203—05, 369, 370, 424—29, 550, 626.
Toul I 327, 691.
Toulon I 659.
Doxan I 56.
Trachenberg II 82.
Trausnitz I 139, II 645, 782.
Trauttmansdorff (Niederösterreich) I 266.
Travnik II 517, 520.
Trebinje II 520.
Trebnitz I 69, 70.
Trencsin II 492.
Dresden II 84, 126, 536, 663, 777.
Treviso I 135.
Trient I 3, 4, 17, 18, 327, 361, 363, 506. II 749.
Trier II 654.
Triest I 3, 4, 10, 16, 17, 220, 333. II 42, 136, 209, 211, 242, 270, 292, 616, 752.
Drohowycz II 253.
Troisville II 784.
Troppau I 409, 410.
Trouville II 537.
Troja (bei Prag) II 537.
Trsic II 718.
Trüllikon II 768, 770.
Trzebenitz II 293.
Türkei I 9, 201, 249—51, 521—23, 532—34, 536—54, 830. II 240.
Dürnholz I 501.
Türnitz II 247.
Dürnkrut I 88, 100—04, 107.
Tulln I 549.
Tunis I 323, 691. II 637.
Turin I 600—04, 630, 658, 659. II 300.
Tuttlingen I 493, 517.

E.

Ebelsberg II 777.
Eben I 131.
Ebenthal II 208.
Eckmühl II 46, 222.
Eger I 208, 377, 447—49, 451, 482, 732, 637.
Eggenberg (Steiermark) I 640.
Egypten II 187—89, 240, 365, 501, 502, 632, 737.
Ehrenbreitstein II 134.
Ehrnau I 304.
Eichstädt I 208.
Eisenach I 66.
Eisenburg I 9, 14.
Eisenerz I 333.
Eisenstadt I 14.
Eisentratten II 415.
Elba II 128.
Elsterburg II 771.
Emmenthal II 774.
England I 300, 325, 326, 709. II 240, 729.
Enns (Stadt) I 15.
Entlebuch II 774.
Enzersdorf II 47.
Eperies II 738.
Erfurt I 208. II 44.
Erlau II 247.
Essegg I 4, 607.
Esslingen I 747. II 47, 223, 224.
Eszterháza II 739.
Eylau II 44.

F. V.

Fabianis I 23.
Fahrafeld II 465.
Falkenstein (Grafschaft) I 12.
Farra I 721.
Feldkirch (Grafschaft) I 6.
Fère Champenoise II 784.
Villach I 15, 304, 327. II 415.
Villingen II 773, 779.
Firlejówna II 466.
Fiume II 236, 580.
Flandern I 62, 280.
Fleurus II 216.
Florenz I 855. II 1, 205, 214, 318, 357, 424, 426—28, 536, 612.
Fontenay I 710.
Vöslau II 428.
Vorarlberg I 6, 9, 333. II 67—70, 98, 674.
Formbach I 54.
Francavilla I 753.
Frankreich I 274—81, 300, 325, 326, 521—23, 537, 538, 585—90, 598—604, 706—13, 744—47. II 6, 9, 42—64, 79—97, 119 bis 129, 702, 739, 748, 777, 782.

Frankfurt a/M. I 84, 245, 591. II 5, 307.
Franz Joſef-Land II 520.
Freiburg (Breisgau) II 229, 230.
Freiburg (Schweiz) II 771, 777.
Freiwaldau II 556, 558.
Friaul I 5, 167, 295, 333.
Friedland I 450, II 44.
Friedlingen II 770.
Frieſach I 15, 116.
Fülek I 647.
Fulnek I 526.
Füſſen I 710.

G.

Gaëta II 427.
Galizien I 6, 9, 10, 830, 886. II 52, 150, 252, 253, 504, 506, 629, 721—727.
Gambaloita I 316. II 300.
Gaſtein II 248.
Gautſch (bei Leipzig) II 165.
Genf II 443.
Gent I 317.
Genua I 292, 688, 710.
Gerlachſtein II 114.
Gibraltar I 625.
Gitſchin II 679.
Glarus II 773.
Gleichenberg I 111. II 515.
Gleink I 54
Gmunden I 200. II 552, 553.
Gödöllö II 581, 588.
Göllheim I 682.
Gorodezna II 123.
Görz I 3, 6—8, 10, 16, 134—36, 143, 333, 361, 362, 492, 733, 839. II 21, 651.
Göß I 96, 100.
Göttweig I 54, 759.
Gradisca (Küſtenland) I 6, 10, 16, 143, 333, 489—92.
Gräfenberg II 555, 558.
Gräfenwerth II 362, 555, 558, 559.
Gran I 41, 46, 335, 515, 594. II 727.
Granada I 364.
Gratwein I 100.
Gratzen I 404.
Graubündten II 771, 775, 777, 778.
Graz I 118, 217, 333, 411, 434, 435, 497, 577, 630, 640, 757, 885. II 286, 321, 322, 326, 498, 514, 608, 616, 630, 707.
Greifenhagen II 777.
Gries II 536.
Großbeeren II 126.
Großwardein I 593.
Grubišno polje II 461.
Guinegate I 264. II 782.
Gurk I 49, 50, 257.

H.

Habsburg I 2, 6—18, 81—85.
Habersdorf I 848.
Häſelgähr II 525, 529.
Hainfeld II 290.
Hall (Tirol) I 257, 507. II 49, 63, 64, 526.
Halle I 208, 433. II 668.
Hanau II 127, 283. II 777.
Hannover I 598, 630.
Harſány I 594, 607.
Haſſenſtein (Böhmen) I 258.
Haſtenbeck I 714.
Hegyes II 546.
Heidelberg II 477.
Helgoland II 376—79, 449.
Hermanic I 435.
Hermannſtadt 62—65, 202, 235, 475.
Hernals II 515.
Herrnſtein (Niederöſterreich) I 266.
Herzegowina I 6, 149, II 516—20, 582, 709, 717, 718.
Hietzing I 885. II 751.
Hilander Kloſter II 712, 714.
Hirtenfeld (Steiermark) I 643.
Hochkirch I 790, 847. II 776, 784.
Höchſt I 417.
Höchſtädt I 584—90, 598, 616, 658. II 774, 784.
Hohenembs (Grafſchaft) I 6.
Hohenfriedberg I 710.
Hohenlinden II 219, 318.
Holland I 127, 321, 328, 598.
Hotzendorf II 492.
Hubertsburg I 847.
Hublitz II 245.
Hüningen II 218, 319.
Hütteldorf I 890.

I. J. Y.

Jägerndorf I 410.
Jaice II 517.
Jan-Mayen II 520.
Janovitz I 755.
Japan II 763, 765, 766.
Jászberény II 742.
Ybbs II 632.
Jedlerſee II 168.
Jemappes II 215.
Jena II 44.
Jeruſalem II 634.
Iglau II 275.
Igló II 223.
Jičin I 450.
Imola II 541.
Ingolſtadt I 428, 657.
Inneröſterreich I 383, 384.
Innsbruck I 190, 237, 273, 321, 327, 343, 376, 794, 795. II 49, 56—58, 616, 623, 657.
Jokohama II 764.
Ypern II 777.
Irdning I 221.
Jſaszégh II 546.
Iſchl II 510, 526.
Iſel (Berg) II 49, 52, 55—58.
Iſtrien I 3, 6, 16, 69, 237, 295, 864—66, II 42, 208, 577, 709.
Italien I 5, 10, 280, 328 II 298 bis 300, 390—405, 702, 749, 783, 784.
Judenburg I 118.
Yuſte I 329.
Juvavum I 23—30.

L.

Laa I 200.
Lacroma II 643.
Laibach I 4. II 254, 496.
Landau I 614, 627, 628, 661. II 770, 775.
Landrecy II 119.
Landshut (Schleſien) I 716, 791, 847 II 46, 784.
Landshut (Bayern) II 221, 222.
Landskron I 861.
Längh II 246.
Laon II 128
Laufenburg II 770.
Lauſitz I 13, 482.
Laxenburg II 643.
Layen I 174.
Lecco II 298, 341.
Lechwitz II 278.
Legnago II 148, 298.
Leibnitz I 15.
Leipzig I 208, 427, 517. II 54, 79—97, 103, 296, 782, 784.
Leitmeritz II 268.
Lemberg II 50, 252, 253, 504, 616, 722, 725.
Lenz (Grafſchaft) I 12.
Leoben I 572. II 218.
Leokoſia II 637.
Lepanto I 357—61. II 647.
Leſina II 715.
Leuthen I 716, 790. II 776.
Leutſchau II 356, 738.
Leyden I 799.
Libochovic II 422.
Liegnitz I 70, 716, 791, 847. II 505.
Lienz I 4, 16—19, II 527.
Lievland II 190.
Ligny II 54.
Lilienfeld I 73. II 247, 248.
Lille I 660.
Lindau I 12. II 69, 370, 537, 779.
Lindenau II 87, 88.
Lindewieſe II 555—58.
Linz I 4, 14, 246, 333, 412, 413, 750. II 419, 616, 652, 670, 674, 675, 707.
Liparen II 637.
Liſerhofen II 69.
Liſſa (Dalmatien) II 399—405, 410, 450, 785.
Liſſa (Polen) I 526, 527.
Lithauen I 188.
Livno II 520.

Livorno I 854, 882, II 205, 426, 427, 552.
Ljubinje II 518.
Lobau II 47, 223, 224.
Lodi II 300.
Lodomerien I 6.
Lombardei I 667. II 332—47, 406.
London I 389. II 104, 147.
Lorch I 4.
Lothringen I 2, 6—18.
Lublin II 467.
Lucca II 203.
Lübeck I 172, 479.
Lunéville II 41.
Lützen I 432, 433, 443, 482, 696. II 54, 782.
Lueg (Krain) I 354.
Lueg (Pass) II 52, 68.
Lugano II 537.
Lugos II 5, 784.
Lungau II 68.
Lutter am Barenberge I 421.
Luxemburg I 508, II 73.
Luzzara II 784.
Luzern II 773—775, 781.

M.

Madeira II 761.
Madrid I 280, 627, 633 634.
Mähren I 5, 6, 34—37, 114, 311, 408, 463—66, II 613.
Mährisch=Neustadt I 721.
Magdeburg I 208, 424—27, 439, 782.
Magenta II 785.
Maglaj II 517.
Mailand I 10, 11, 688, 754, 813, 865—866, II 298, 635, 659, 676.
Mainz I 126, 567. II 49, 781.
Makarska II 716.
Malborghet II 32, 33, 49, 210.
Malplaquet I 627, 660. II 770, 784.
Mannheim II 219.
Mantua II 40, 58, 299, 773.
Marburg (Steiermark) II 405, 445.
Marburg (Hessen) I 68.
Marchegg I 298.
Marchfeld I 88 II 168, 784.
Marengo I 880, II 41, 219.
Marignano I 296.
Maria=Brunn II 630.
Maria=Laufen II 510.
Maria=Plain II 510.
Maria=Saal I 31.
Maria=Zell II 510.
Marienberg II 780.
Markgrafneusiedl II 50, 51.
Marocco II 756, 758.
Martinswand I 271.
Márton=Vásár II 348.
Mauerbach I 141.
Maxen I 716, 790, 791. II 784.
Mecheln I 301.
Mecklenburg I 439.
Medea (Küstenland) I 492.
Meissen I 127, 208.
Melk I 40, 41, 547, 758.
Melnik I 170.
Mengenbach II 647.
Meran I 65, 69, II 178, 322.
Messina II 759.
Metz I 327, 691. II 182.
Mexico II 407, 408.
Miesenbach II 751.
Millin II 537.
Millstadt II 414.
Mindelheim I 290—93, 629.
Minden I 716.
Miramar II 588.
Miskolcz II 474, 741.
Mitrowitz I 4.
Mitterburg I 525.
Mitterolang II 65.
Modena I 11. II 203.
Möckern II 91, 92.
Mohács I 321, 691. II 634, 784.
Moldau, Fürstenthum, II 776.
Mollwitz I 705, 772, 775.
Montanara II 777.
Montebello II 551.
Montenegro II 709.
Montevideo II 761.
Monzambano II 777.
Monza II 303.
Moor II 546.
Morbegno I 779.
Morgarten I 150. II 647.
Mortara II 300, 562, 563, 648.
Möschnach II 672.
Moskau I 356. II 52.
Mostar II 518.
Mühlberg I 326, 660 691.
Mühldorf I 138, 139.
Mühlhausen I 439.
München I 630, 708, 751, 752. II 674, 752.
Münster I 487, 519.

N.

Nachod I 513.
Nagy=Mihály II 193.
Nagy=Szalonta II 531.
Nancy II 665.
Neapel I 23, 174, 627, 659, 667, 742, 743. II 656, 659, 777.
Neerwinden II 216.
Neisse I 721.
Nellenburg Grafschaft I 12.
Nellingen I 314.
Neszmély I 196.
Neubistritz II 136.
Neuburg II 545.
Neuhäusel I 498.
Neumarkt II 784.
Neunkirchen I 237.
Neusatz II 686.
Neutra I 618, 619.
New=Orleans II 762.
New=York II 762.
Niederlande (österreichische) I 737, 830. II 651, 752, 784.
Niederlande, siehe Holland.
Niedersalm I 293.
Nikolsburg II 112.
Nimwegen I 10, 597.
Nissa (Nisch) I 202, 562—64, 610.
Nivnitz (Mähren) I 526—29.
Nizza I 880.
Nördlingen I 452—59, 482, 510, 514, II 647.
Noricum I 3, 21.
Novaja=Semlja II 520, 521.
Novara II 300, 361, 562—64, 648.
Novi (Piemont) I 870—74. II 41, 294.
Nürnberg I 208, 269, 285—89, 442, 482.
Nymwegen, siehe Nimwegen.

O.

Oberfuß I 794. II 98.
Oberhaus II 184.
Oberplan II 418.
Oberselk II 785.
Obertyn II 252.
Ödenburg I 4, 14. II 164, 550.
Österreich I 1—24, 50—61, 71—78, 115—22, 127—29, 136—42, 149 bis 51, 162—67, 181, 187—89, 191—200, 217—22, 236—48, 255—58, 263—73, 280—84, 296 bis 300, 332—40, 353, 364—68, 436—49, 452—59, 465—91, 514 bis 21, 536—54, 584—600, 674, 694, 695, 701—46, 768—82, 815, 830, 836—39. II 1—18, 39—54, 79—97, 104—07, 118—30, 187 bis 90, 214—29, 246, 277, 294 bis 304, 307, 308, 310, 316, 324, 325, 330—47, 376—79, 390—412, 432, 438, 481, 496, 507, 516—20, 523, 554, 560, 564, 568, 585, 598—616, 649—60, 668—81, 691—708, 717, 718, 748—752, 775, 781—785.
Österreich unter der Enns I 3, 6, 21—25, 38—41, 57—61, 332, 352, 382, 574—77, 892.
Österreich ob der Enns I 3, 6, 21 bis 25, 57—61, 106, 332, 475, 574—77, 892. II 321, 750.
Ofen I 4, 6, 48, 237, 325, 334, 337, 566, 567, 606, 692. II 6, 191, 572, 577, 579, 580, 740, 741, 784, 785.
Oliva I 592.
Olmütz I 111—14, 234, 244, 716, 790. II 776.
Ortenau I 11, 12.
Ortenburg I 525.
Osnabrück I 422, 487, 519.
Ossiach II 414.
Osterach II 41, 219, 784.
Ostindien II 763.
Ostmark I 38—41.
Ötting (Alt=) I 429.
Oudenarde I 627. II 784.

Q.

Queretaro II 408, 450. II 632.

R.

Raab I 52, 335, 490, 536, 547. II 568, 782.
Ráczkeve II 740.
Radkersburg II 782.
Radstadt I 304, 305.
Ragusa I 6, 10, 43, 145, 812. II 279, 282, 604, 714—716, 719.
Raiding II 548.
Rain I 428.
Raitz I 298.
Rákos I 231.
Rama I 145.
Ramillies I 627, 659.
Ras Rusmak II 764.
Rastatt I 616.
Rattenberg I 130.
Ravenna I 295.
Regensburg I 28, 208, 424, 440, 516. II 46, 180.
Reichenhall II 63.
Reun I 86, 97—100, 133.
Reutte II 526.
Rhätien I 3.
Rheinfelden I 493. II 770.
Rhodus II 782.
Ryswyk II 770.
Rima-Szombathy I 224, 316.
Rio de Janeiro II 757.
Riva I 533.
Rochlitz I 69.
Rocoux II 638.
Rohnitz II 367.
Rohrau I 819.
Rom I 169, 239, 324.
Rosenberg I 408.
Rossbach II 663.
Rottofreddo II 784.
Roveredo II 641.
Rovigno II 757.
Runkelstein II 639.
Russland I 356, 712—17, 720, 830, 832, 836, 839—42. II 6, 8, 52, 54, 79—97, 123, 220, 240, 279, 309, 711, 716, [775.
Ryssel (siehe Lille).

S.

Sacile II 49, 319.
Sachsen I 442—45, 482, 483, 507, 548—54, 708, 712, 713, 720, 790, 791. II 44, 94, 95, 123, 125.
Sachsen-Lauenburg I 11.
Säckingen, Grafstadt, I 12.
Säckingen II 770.
Sagan II 668, 669.
Saghalien II 765.
Sagor I 212.
Saida II 188, 240—42.
Saint Jean d'Acre (Akka, Ptolemaïs) II 189, 190.
Salcano I 136, 492.
Salzburg I 3—6, 10, 15, 18, 23—31, 54, 109, 306—09, 547, 623, 642, 681, 748, 816—18, 850, 892. II 42, 52, 61, 63, 68, 160 bis 63, 320, 364, 365, 424, 436, 474, 510, 525—29, 530, 536, 538—43, 616, 671, 707.
Šamac II 519.
Sambor II 725.
San Franzisco II 766.
San Martino II 785.
San Sacrificio II 762.
Sanct Gotthard I 519—21.
Sanct Helena II 764.
Sanct Florian I 54.
Sanct Leonhard (Lavantthal) I 310. II 174.
Sandwich-Inseln II 764.
Sanct Petersburg II 670, 674, 724, 781.
Sanct Pölten I 547. II 115, 363, 674.
Sanct Thomas II 760.
Sandomirz II 50.
Sanok II 726.
Santa Lucia II 249, 250, 298, 562, 568, 777.
Saragosa I 627. II 784.
Sardinien (Insel) I 10, 709, 881. II 298—301, 427, 428, 659.
Sarnthal I 219.
Sáros-Patak I 528.
Savona II 753.
Savoyen I 598, 600—04.
Scardona I 147.
Schäßburg I 62.
Schärding I 887.
Schaffhausen I 11, 12. II 780.
Schellenberg I 585, 615.
Schemnitz II 366.
Schiedrowitz II 249.
Schlackenwerth I 611, 613, II 428, 537.
Schladming I 304, 333.
Schlesien I 5, 6, 69, 70, 168—71, 438, 632, 708, 709. II 555. 751,
Schlettstadt I 12.
Schnepfenthal II 671.
Schönbrunn I 625, 641, II 226, 510.
Schwaben I 118, 178.
Schwarze Lacke II 222.
Schwarzenberg (Vorarlberg) II 26.
Schweden I 424—29, 440—50, 452 bis 59, 528, 530 II 79—97.
Schweidnitz I 716, 847.
Schweiz I 11, 12, 177—82, 876, 877. II 671, 769—81.
Schwyz I 11. II 773, 777, 779.
Seekirchen I 26.
Semmering I 118. II 353—56.
Sempach I 177—82. II 646, 647, 782.
Senftenberg I 783.
Senković-Bandiu II 520.
Serajewo (Serajevo) II 517, 518, 519.
Serbien I 144—48. 708—720.
Seychellen II 764.
Shanghai II 763.
Siam II 763.
Sibirien II 716.
Siebenbürgen I 3, 5, 6, 9, 47, 61—65, 338, 592, 611, 897, 898. II 475, 564, 629, 738, 740, 775, 776.
Siena I 361, 854. II 205, 426.
Sienava II 143.
Simbach II 784.
Sissek I 4.
Sizilien I 10, 667, 742.
Skalitz (Ungarn) II 728.
Slavonien I 6. II 717.
Smolensk II 52.
Sojhor II 486.
Solferino II 551, 648, 649, 785.
Solothurn II 367.
Somma Campagna II 299, 785.
Sona II 299.
Sonnenberg Grafschaft I 12.
Soor I 710.
Spalato II 715.
Spanien I 10, 317—19, 321, 537, 548, 624, 630, 663, 667, 709. II 221, 739, 784.
Speier I 89, 325.
Spinges II 55.
Spithead II 759.
Stadtlohn I 478.
Starhemberg I 191.
Starnberger See II 273, 442.
Steiermark I 3, 5, 6, 9, 13—15, 72, 76, 85, 90, 100, 106, 108 bis 11, 115—22, 127—29, 133, 134, 139, 190, 214, 235, 237, 243, 244, 282, 302—04, 332, 333, 547, 574—77, 693, 892. II 320, 321, 326, 498, 533, 650.
Stein a. Rh. II 779, 780.
Steinamanger I 4.
Stein an der Donau I 890.
Stein in Krain II 317.
Sterzing II 58.
Stettin II 777.
Steyer I 257, 258.
Stockach II 41, 219, 225, 784.
Stolac II 518.
Stollhofen I 585.
Stralsund I 440.
Strasoldo I 489—92.
Strassburg I 597. II 725.
Stuhlweißenburg I 196, 233, 237.
Stuttgart II 267.
Suez-Canal II 763.
Syrien II 187—90.
Szabacs I 234.
Szabolcs I 9. II 739.
Szakathurn I 347, 348.

Szathmár I 9, 536, 647. II 363.
Szegedin II 588, 740.
Sziget I 344—47, 367. II 738.
Szlankamen I 568—571, 595, 611, 613. II 784.
Szöreg II 535.
Szolnok II 192.

U.

Überlingen 773.
Ugocsa I 9.
Ukraine II 776.
Ulm II 122, 220.
Umkirch II 779.
Ungarn I 1—19, 41—49, 61—68, 73, 95, 106, 110, 125, 151—58, 173—77, 187, 194, 195, 197—99, 201—06, 223—26, 230—37, 240—44, 246, 248—52, 281—84, 321, 332—39, 467, 468, 515, 516, 521, 536—40, 575—77, 618, 625, 629, 632, 646—50, 656, 684, 687, 688, 691—95, 707—10, 762, 835, 858. II 211, 212, 431—40, 473, 485—90, 500, 516—20, 523, 564, 580, 585, 598—616, 629, 630, 651, 653, 657, 708, 718, 727—747, 774, 776, 779, 781 bis 85.
Ungarisch-Altenburg II 632.
Ungvár I 648.
Unterwalden II 773.
Uri II 773.
Uruguay II 763.

V. W.

Waatland II 774, 779.
Wachau II 88—91.
Wagram II 50, 51, 319, 777, 784.
Waitzen II 674.
Waldshut II 770.
Valparaiso II 764.
Warasdin I 212.
Varna I 203, II 171.
Warschau II 50, 662.
Wartburg I 65—68.
Vasvár I 532, 593, 595.
Waterloo II 54.
Weidenwang I 815.
Weimar I 208. II 549.
Weil der Stadt I 411.
Weiße Berg (Prag) I 391—97, 406, 415.
Weißkirchen II 144.
Velehrad II 38.
Wels I 4, 14, 273, 567.
Venedig I 9, 10, 148, 265, 293, 636. II 244, 247, 343, 345, 359 bis 61, 447, 631, 632, 717, 752, 758, 759, 779.
Venetien II 332—47, 406, 773.
Vera-Cruz II 761.
West-Indien II 763.
Verdun I 327.
Werfen I 304.
Verona I 295. II 298, 391—97, 779.
Westphalen II 44, 773.
Wetzlar II 316.
Vicenza I 295, 316. II 249—51, 299.
Wien I 4, 9, 59, 86, 116, 140, 162—67, 191—95, 200, 207, 216, 225, 235, 236, 242, 246, 297, 298, 310, 321, 333, 336, 337, 349—54, 356, 377, 404, 474, 475, 513, 536—61, 564—68, 580—82, 619 bis 21, 623, 641, 642, 644—46, 748, 749, 799, 811, 812, 815—24, 833, 835. II 16—18, 30, 31, 34, 35, 115, 116, 144, 146, 162, 164, 167—69, 173, 176, 191, 211, 223, 226—29, 248, 256—62, 265 bis 70, 283—86, 292, 300, 302 bis 04, 308, 312, 348, 351, 381 bis 85, 412, 430, 440, 443, 451, 455, 461, 479, 482—84, 491, 492, 499, 503, 506, 508, 525, 529, 531, 533, 543, 544, 548, 567, 570, 575, 577, 580, 588—91, 600—13, 616, 625, 630, 631, 633, 641, 642, 663, 664, 666, 669, 672, 679, 691, 692, 695, 696, 718, 727, 743, 745—752, 776, 777, 779, 780—82, 784, 785.
Wiener-Neustadt I 14, 73, 207, 215, 237, 244, 263, 273, 599, 620, 621, 788. II 22—26, 104, 316, 358, 379—81, 641, 657, 679, 680, 781, 782.
Vierhöfen II 386.
Wieselburg I 14.
Wildon I 108—11.
Villafranca II 564.
Villanova (Küstenland) I 492.
Villaviciosa I 627. II 784.
Wilna II 662.
Wimpffen I 476.
Vindelicien I 3.
Windsor II 243.
Wippach I 214, 354.
Virunum I 31—33.
Visehrad I 197, 198, 237, 335. II 520.
Wismar II.
Wittstock I 483.
Wörthersee II 414.
Wola-Mielecka II 149.
Wolfsberg I 15.
Wörishofen II 560.
Warlik II 129.
Worms I 28, 29, 319, 332.
Vranduk II 517.
Vrba II 254.
Württemberg I 12, 13. II 42, 43, 127.
Würzburg, Großherzogthum, I 11, 216.
Würzburg (Stadt) I 58. II 784.

Z.

Zagoricza I 893.
Zara I 147. II 208.
Zemplin I 9.
Zengg II 630, 712.
Zenta I 596, 653—55.
Zepce II 517.
Zindis II 638.
Zips I 720. II 247.
Zirl II 49.
Zistersdorf I 500.
Znaim II 51, 226, 783.
Zollfeld I 32.
Zorndorf I 716.
Zubrze II 725.
Zug I 11. II 773.
Zürich I 11, 83, 874, 779, 773, 774, 778, 784.
Zwornik II 520.

Nachwort.

„Wahrhaftig, es ist eine apostolische Aufgabe, als Historiker thätig zu sein für die Ausbreitung der geschichtlichen Wahrheit, und zwar thätig im Geiste der Liebe und des Friedens."

Papst Pius IX.
an den Geschichtsschreiber
Johannes Janssen.

Das „Neue Illustrierte Vaterländische Ehrenbuch" liegt nun vollendet vor. Es ist die Frucht einer mehr als 11-jährigen mühsamen, sorgenvollen Arbeit und anstrengenden geistigen Thätigkeit.

An der Herausgabe dieses Werkes haben sich 122 P. T. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, von denen leider bereits 11 Herren gestorben sind, bereitwilligst betheiligt.

Den verschiedensten Nationen und Gesellschaftskreisen unseres Reiches angehörend und nur zur Verfassung von ihnen naheliegenden Stoffen berufen, waren sie Alle mit mir redlichst bemüht, im Geiste der Wahrheitsliebe, in ruhigster, versöhnlichster Sprache ein Werk zu schaffen, das den berechtigten Anforderungen aller Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie nach einer würdigen und unparteiischen Darstellung ihrer ehrenvollen Vergangenheit entsprechen sollte.

Die durch Se. Majestät unsern Allergnädigsten Kaiser und König **Franz Josef I.** und Se. k. u. k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog **Ferdinand IV.**, Großherzog von Toscana erfolgte großmüthige Förderung des „Neuen Illustrierten Vaterländischen Ehrenbuches," das auch durch das k. und k. Oberstkämmerer-Amt, das k. und k. Reichs-Kriegs-Ministerium, das k. k. Cultus- und Unterrichts-, dann durch das k. k. Landes-Vertheidigungs-Ministerium eine sehr wohlwollende Beachtung und Förderung fand, und vom Publicum und der Presse überaus freundlich begrüßt wurde, gestatten wohl die Annahme, dass dieses Werk den daran geknüpften Erwartungen möglichst gerecht wurde.

Diese ehrenvollsten Anerkennungen und den großentheils dadurch bereits erzielten Erfolg verdanke ich meinen hochgeehrten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, denn nur durch Vereinigung vieler zumeist bereits bewährter literarischer Kräfte zu gemeinsamer, zielbewusster Thätigkeit konnte es gelingen, ein Werk zu schaffen, das in seiner Anlage und Durchführung einen **ganz** eigenartigen Charakter hat und daher nicht allein bei uns, sondern auch im Auslande kaum seines Gleichen haben dürfte. Allen P. T. Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen spreche ich daher, wie ich dies bereits schriftlich gethan habe, nochmals meinen wärmsten Dank sowohl für ihre gediegene Mitarbeit, wie auch für das all' meinen Wünschen und Anliegen bewiesene besondere Entgegenkommen aus.

Den gleichen Dank zolle ich auch dem Vorstande der k. und k. Familien-Fideicommiss-Bibliothek des Allerhöchsten Kaiserhauses für die in zuvorkommendster Weise gestattete Benützung des einen Bestandtheil dieser Bibliothek bildenden großen und seltenen Bilderschatzes, sowie dem Beamten-Personale dieser Bibliothek für die glückliche Wahl und gütige Be-

sorgung des größten Theiles der von der berühmten Firma Angerer und Göschl trefflich ausgeführten Illustrationen des „Neuen Illustrierten Vaterländischen Ehrenbuches," von denen viele dadurch zum erstenmale zu Veröffentlichung gelangten.

Ich erfülle endlich eine nicht minder angenehme Pflicht, indem ich dem früheren und jetzigen Vorstande der k. k. Studienbibliothek in Salzburg, sowie dem gesammten Personale dieser Bibliothek, dann dem Director des städtischen Museums dieser herrlichen Stadt meinen aufrichtigsten Dank für die vieljährige kräftige Unterstützung meiner wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen, Allen aber, die in irgend einer Art an der Förderung und der möglichst gelungenen Gestaltung des „Neuen Illustrierten Vaterländischen Ehrenbuchs" Antheil genommen, meine lebhafte Erkenntlichkeit ausdrücke.

Gegen das ursprüngliche Programm und durch das Entgegenkommen der um das Erscheinen und die würdige Ausstattung des „Neuen Illustrierten Vaterländischen Ehrenbuches" sehr verdienten Verlags-Hofbuchhandlung konnte dasselbe durch die Einfügung von 4 im ersten Inhalts-Verzeichnisse nicht aufgenommenen, aber gewiss sehr willkommenen Aufsätzen, sowie durch die Ergänzung desselben bis zum heutigen Tage mittels einer stattlichen Zahl von Einschaltungen und Fußnoten reichhaltiger gemacht werden. Das Werk ist dadurch allerdings etwas umfangreicher geworden, als angenommen war, dafür wurde es aber vom Verleger durch bereitwilligste Berücksichtigung meiner im Interesse des Werkes oft weitgehenden Wünsche mit einer bedeutend größeren Zahl von Bildern, bei wesentlich erhöhtem Kostenaufwande, geschmückt.

Obwohl das vorliegende Werk demnach auf einer ganz neuen Grundlage aufgebaut wurde und nur Original-Artikel enthält, ward es von mir doch in inneren Zusammenhang mit dem „Prosa-" und dem „Poetischen Theil" meines „Vaterländischen Ehrenbuches" gebracht, und es darf also durch die aufgenommenen mannigfaltigen Stoffe, welche sich insbesondere auf bisher in vaterländischen Geschichtswerken fast ganz unberücksichtigte Gebiete ausdehnen, auch für die Besitzer der beiden früheren Ehrenbücher als deren gewiss willkommene und vielseitig gewünschte Ergänzung angesehen werden.

Ich weiß gar wohl, dass die heutige stürmisch bewegte Zeit mit ihren nationalen Reibungen und Kämpfen keine günstige für die Aufnahme und vorurtheilsfreie Würdigung eines Werkes wie das „Neue Illustrierte Vaterländische Ehrenbuch" ist. Gerade solche Bücher können aber bei geschickter Verwertung in Schule und Haus Vieles zur Klärung unserer durch gewissenlose Verhetzungen zerfahrenen, politischen Verhältnisse, sowie zu **gegenseitiger besserer Wertschätzung unserer Länder und Völker beitragen, deren Einigkeit und enges Zusammenwirken und Schaffen diese noch stets wider alle Feinde geschirmt hat.**

Darum entleihe ich am Schlusse dieses von den reinsten und edelsten Absichten getragenen Werkes einem alten, patriotischen und von Selbstgefühl für unser großes herrliches Vaterland zeugenden Dichterworte in veränderter Gestalt einen an alle meine Mitbürger unseres Reiches gerichteten ernsten, aber auch Vertrauen erweckenden Mahnruf:

„Österreich-Ungarn über Alles, wenn es einig ist."

Wiener-Neustadt, am 12. December 1892.

Albin Reichsfreiherr zu Teuffenbach.

Inhalts-Verzeichnis des II. Theiles.

IV. Abtheilung.

Von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zur Jubelfeier der 40-jährigen Regierung des Kaisers Franz Josef I.*)

Seite

Weyhe-Eimke Freiherr von, Kaiser Franz II. (I.) 3

Jedina A. Ritter von, Erzherzogin Elisabeth an ihren Gemahl Erzherzog, später Kaiser Franz II. (I.) 18

— — Kaiser Franz I. an den Generalissimus Erzherzog Karl 20

Bretschneider, Franz Xaver Freiherr von Wulfen, Botaniker 20

Wurzel von Hohentann Ritter, Franz Josef Graf Kinsky, k. k. Feldzeugmeister, Pädagog . . . 22

Proschko H. C., Angelica Kaufmann, Malerin 26

Keil, Lorenz Leopold Haschka, an Professor Karl Leonhard Reinhold über die patriotisch-kriegerische Stimmung in Wien 30

— — Generalmajor Fenner und Major Freiherr von Walterskirchen an den französischen General Baraguay d'Hilliers 31

Wiser Ritter von, Unsere Thermopylen in den karnischen Alpen, Heldentod der Ingenieur-Hauptleute Hensel und Hermann 32

Nedopil, Wiener Bürger im Jahre 1809 34

Villani Freiherr von, Leopold Graf Berchtold Freiherr von Ungarschitz, Humanist 36

Haymerle Ritter von, Der Feldzug der Österreicher im Jahre 1809 mit einem kurzen Blicke auf die gesammten französisch-österreichischen Kriege 1792—1815 39

Emmer, Dr., Andreas Hofer und seine Kampfgenossen 55

— — Briefwechsel zwischen Rosa und ihrem Gatten Franz Straub wegen dessen Selbststellung 63

Steger, Peter Sigmayr und Peter Mayr, zwei Märtyrer aus Tirol anno 1809 65

Lentner, Dr., Die Führer der Landesvertheidigung in Salzburg, Kärnten und Vorarlberg im Jahre 1809 67

Schneider-Arno Freiin, Fürstin Pauline Schwarzenberg, ein Opfer der Mutterliebe 70

Frankl Ritter, von, Dr., Heinrich von Collin, dramatischer Dichter 73

Horeczky, Die Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. October 1813 79

Hammerle, Blasius Hueber, Bauer, Geometer, Kartenzeichner 98

Teuber, Maximilian Graf Merveldt, k. k. General der Cavallerie, Diplomat 101

Héyret, Kaiserin Maria Ludovica 104

Marx, Johann Georg Fellinger, Dichter und Soldat 107

Lentner, Dr., Josef von Sonnenfels, Staatsmann und Schriftsteller 111

— — Josef von Sonnenfels als Corporal beim Hoch- und Deutschmeister-Infanterie-Regiment Nr. 4 113

Wiedemann, Dr., Sigmund Anton Graf Hohenwart, Erzbischof von Wien 114

Bancalari, Karl Philipp Fürst Schwarzenberg, k. k. Feldmarschall, der Feldherr der Befreiungskriege 117

---

*) Die letzten Aufsätze sind bis zur unmittelbaren Gegenwart (November 1892) ergänzt.

Seite
Vancalari, Feldmarschall Karl Fürst Schwarzenberg an seinen Sohn Friedrich 130
Dolleczek, Josef Freiherr von Smola, k. k. Generalmajor, berühmter Artillerie-General . . . 131
— — Anton Freiherr von Reisner, Feldmarschall-Lieutenant und verdienter Artillerie-General . 136
Schnobrich, Adam Casimir Fürst Czartoryski-Sangusco, k. k. Feldmarschall 139
Frankl Ritter von, Dr., Matthäus von Collin, Dichter und Schriftsteller 144
Leitenberger, Maria Theresia von Paradis, blinde Pianistin und Compositeurin 146
— — Würdigung der Verdienste des 1824 verstorbenen Hofkapellmeisters Anton von Salieri, durch den Hoftheater-Director Moriz Grafen Dietrichstein 148
Schnobrich, Josef Maximilian Graf Ossoliński, Gelehrter 149
Fraxola Ritter von, Alessandro Volta, berühmter Physiker 152
Halka, Marcellina Marianna Gräfin Alexandrowicz, die Verschönerin von Baden bei Wien . . 159
Anthaler, Franz Michael Vierthaler, Pädagog, Schriftsteller 160
Teuffenbach Freiherr zu, Wilhelm von Meyern, k. k. Hauptmann und Schriftsteller 163
Nedopil, Kaiser Ferdinand I. als Kronprinz während der Überschwemmung Wiens und des an der Donau gelegenen Flachlandes am 1. März 1830 167
Kelcz von, Karl von Kisfaludy, ungarischer dramatischer Dichter 170
Haradauer Edler von, Ladislaus Skultéty, Standartenführer des 8. Husaren-Regiments . . . 171
Bretschneider, Johann Tobias Bürg, Astronom 173
Werner R. M., Dr., Raimund und Nestroy, Theaterdichter 175
Hippoliti Freiin von, Anna von Hofer, des Helden von Tirol wackere Hausfrau 177
Villani Freiherr, Caspar Graf Sternberg, Naturforscher 179
Salis-Samaden Freiherr, Ludwig Karl Graf Folliot de Crenneville, General der Cavallerie . . 182
Lehnert Ritter von, Die k. k. Kriegsmarine im syrisch-ägyptischen Kriege im Jahre 1840 . . . 187
Teuffenbach Freiin zu, Viscount Palmerston an Lord Beauval über Österreichs Macht 190
Littrow H. Ritter von, Josef Johann von Littrow, Astronom 190
Hippoliti Freiin von, Czechias Buday, calvinischer Theolog und Schriftsteller 192
Kelcz von, Aurelius Graf Dessewffy, Staatsmann, politischer Schriftsteller 193
Leitenberger, Karoline Pichler, Dichterin, Schriftstellerin 195
Maasburg von, Dr., Dr. Julius Vincenz Edler von Krombholz, berühmter Arzt und Wohlthäter 199
Szibenliszt, Karl Freiherr von Birago, Erfinder der modernen Kriegsbrücke 202
Teuffenbach Freiherr zu, Ein k. k. Fähnrich als Obercommandant der Aretiner, Karl Freiherr Schneider von Arno, k. k. Feldmarschall-Lieutenant 204
Maasburg von, Dr., Peter Graf Goëß, Staatsmann 208
Kiesewetter Edler von, Maria Franz Thaddäus Ritter von Reyer, Mitbegründer und Präsident des österr. Lloyd 210
— — Erzherzog Stephan an Kaiser Ferdinand über den Tod des Palatins Erzherzog Josef . . 212
Müller von, Erzherzog Karl von Österreich 214
— — Die Universität in Freiburg an den Erzherzog Karl 229
— — Erzherzog Karl an den Rector Edlen von Vignet der hohen Schule zu Prag 231
Pach, Schreiben des Feldmarschalls Erzherzog Karl an den Grafen von Starhemberg bezüglich des Wunsches des Herzogs Louis Philipp d'Orléans, in das k. k. Heer aufgenommen zu werden 232
Leitenberger, Johanna Franul von Weißenthurn, dramatische Dichterin und Schauspielerin . . 233
Lehnert Ritter von, Erzherzog Friedrich Ferdinand, k. k. Admiral und Marine-Commandant . . 238
Schmied Franz, Josef Jungmann, čechischer Sprachforscher und Schriftsteller 245
Schneider-Arno Freiin, Dr. Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör, Erzbischof, Patriarch . . 246
Wiser Ritter von, Oberst Karl von Kopal und das 10. Feldjäger-Bataillon bei Santa Lucia und Vicenza 249
Schnobrich, Stanislaus Graf Skarbek, Humanist 252
Gröber, Franz Xaver Preširen, slovenischer Dichter 254
Tandler Ritter von, Dr. Ernst Freiherr von Feuchtersleben, Arzt, Philosoph, Dichter 256
Przibram, Josef Lanner und Johann Strauß, die Walzerkönige 259

Seite
Kelcz von, Ignaz Freiherr Budày de Bátor, k. k. Major 262
Frankl Ritter von, Dr., Nikolaus Lenau, Dichter 264
Cába, Dr., Dr. Vincenz Eduard Milde, Erzbischof von Wien, Pädagog 267
Bretschneider, Johann Josef Ritter von Prechtl, k. k. Regierungsrath, Technolog 269
Tenger, Graf Johann Mailáth, Geschichtsschreiber und Dichter 271
Dolleczek, Alexander Freiherr von Zhechovini, k. k. Artillerie-Hauptmann und Besitzer der drei höchsten militärischen Auszeichnungen für Tapferkeit 273
Gebell Ritter von, Karl Freiherr von Kübeck, Staatsmann, Finanzminister 275
— — Karl Freiherr von Kübeck an seine Tochter Franziska Gräfin Terlago 278
Teuffenbach Freiherr zu, Bernhard Graf Caboga, k. k. Feldzeugmeister und General-Genie-Inspector 279
Schaffer, Peter Krafft, Maler 283
Gebell Ritter von, Josef Freiherr von Hammer-Purgstall, Orientalist, Geschichtsforscher, Dichter 286
Paradeiser, Josef Ressel, Erfinder der Dampfschraube 291
Haymerle Ritter von, Josef Graf Radetzky von Radetz, k. k. Feldmarschall 293
— — Erzherzog Karl an Graf Radetzky (2 Briefe) 306
— — Kaiser Ferdinand an Graf Radetzky 307
— — Facsimile der Handschrift des Kaisers Franz Josef als Brief an Graf Radetzky am 2. December 1848 308
— — Königin Therese von Bayern an Graf Radetzky 309
— — Czar Alexander II. an Graf Radetzky 309
— — Erzherzogin Sophie an Graf Radetzky (2 Briefe) 309
Proschko, Dr., Ein Meeresfest der Fregatte Novara 310
Krainz, Ida Pfeiffer, berühmte Weltreisende 312
Dolleczek, Vincenz Freiherr von Augustin, k. k. Feldzeugmeister 314
Schlossar, Dr., Erzherzog Johann 318
Jedina A. Ritter von, Johannes von Müller an Erzherzog Johann 322
— — Erzherzog Johann an Johann Ritter von Kalchberg über die Zeitlage und die Stellung Österreichs zu derselben 324
— — Franz Graf Saurau an Erzherzog Johann und dessen Antwort 326
Auspitz, Clemens Lothar Wenzel Fürst Metternich, Herzog von Portella, Staatsmann 327
Frayola Ritter von, Beleuchtung der österreichischen Herrschaft im lombardo-venetianischen Königreiche 332
Tenger, Gräfin Therese Brunswick von Korompa, Gründerin der ersten Kleinkinder-Bewahranstalt in Wien 348
Eichinger, Stephan Graf Széchényi, Staatsmann 350
Szibenliszt, Karl Ritter von Ghega, Ingenieur, Erbauer der Semmering-Bahn 353
Engerth Ritter von, Karl Markó, Maler 356
Benko Freiherr von, Anton Ritter von Martini, k. k. Feldzeugmeister und Marine-Commandant 358
Nedopil, Johann Michael Leonhard, apostolischer Feld-Vicar und großer Wohlthäter 362
Seidl, Josef Ritter von Russegger, berühmter Montanist und Afrikaforscher 364
Grienberger von, Charles Sealsfield (Karl Postl), Romanschriftsteller 367
Bayer * Therese von, Auguste Ferdinande Prinzessin Luitpold von Bayern 369
Jedina L. Ritter von, Das Seegefecht bei Helgoland 376
Leitenberger, Ein Mädchen als Zögling der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt 379
Janku, Karl Rahl, Maler 381
Seidl, Adalbert Lanna, Großindustrieller 386
*** Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866 390
Jedina L. Ritter von, Die Seeschlacht bei Lissa 399
Lukich, Erzherzog Ferdinand Maximilian Kaiser von Mexiko 405
— — Briefe des Erzherzogs und Kaisers Maximilian von Mexiko an den k. k. Vice-Admiral Freiherrn von Dahlerup 409
Leitenberger, Antonia Adamberger, Hofschauspielerin 412
Marx, Hans Gasser, Bildhauer 414

Seite
Proschko, Dr., Adalbert Stifter, Schriftsteller und Dichter 418
— — Briefe von Adalbert Stifter 420
Schmied, Johann Evang. Purkyně, philosophischer Schriftsteller 422
Zdekauer Ritter von, Dr., Leopold II. Großherzog von Toscana 224
Thürheim Graf, Der verabschiedete Landsknecht (Fürst Friedrich Schwarzenberg) 430
Rosen, Josef Freiherr von Eötvös von Vásáros-Namény, Staatsmann, Dichter, Philosoph . . 431
Engerth Ritter von, Moriz Ritter von Schwind, Maler 440
Willner, Dr., Sigismund Thalberg, Claviervirtuose, Componist 442
Benko Freiherr von, Tegetthoff, k. k. Vice-Admiral 445
Erlach von, Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen), dramatischer, Dichter 451
Pach, Franz Grillparzer, dramatischer Dichter 455
Gröber, Peter von Preradović, k. k. Generalmajor, kroatischer Dichter 461
Schnobrich, Vincenz Pol, polnischer Dichter 466
Proschko H. E., Kaiserin Karolina Augusta, ein Engel der Armen 471
Wychodil Ritter von, Andreas Freiherr von Schaguna, griechisch-orientalischer Metropolit . . . 474
Schnobrich, Josef Kremer, philosophischer Schriftsteller 476
Erlach von, Johann Gabriel Seidl, Dichter der österreichischen Volkshymne 479
Lentner, Dr., Othmar von Rauscher, Cardinal und Erzbischof von Wien 482
— — Kronprinz Rudolf an Cardinal Rauscher 484
Berzeviczy von, Franz von Deák, Staatsmann 485
Engerth Ritter von, Josef Ritter von Führich, Maler 491
Přecechtěl, Dr., Franz Palacký, böhmischer Landeshistoriograph 492
Marx, Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg), Dichter, Staatsmann 495
Berzeviczy von, Anton Graf Prokesch, Feldzeugmeister, Statsmann, Schriftsteller 499
Schnobrich, August Bielowski, polnischer Dichter 504
Lentner, Freiherr von Lichtenfels, Staatsmann 506
Emmer, Dr., Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie 507
Wychodil Ritter von, Karl Freiherr von Rokitansky und Josef Skoda, berühmte Ärzte . . . 513
Zdekauer Ritter von, Dr., Die Occupation Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1878 . . 516
Littrow H. Ritter von, Karl Weyprecht, k. k. Linienschiffslieutenant 520
Rehm von, Franz Freiherr von Uchatius, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Erfinder der Stahlbronze-Geschütze 523
Hupfauf, P. Peter Singer, Franziskaner-Ordenspriester, Tonsetzer, Erfinder des Pansymphonicon . 525
Bretschneider, Adam Freiherr von Burg, Mathematiker, Technolog 529
Berghoffer, Johann Arany, ungarischer Dichter 531
Luksch, Franz Ritter von Hauslab, k. k. Feldzeugmeister, Orientalist 533
Teuffenbach, Freiherr zu, Erzherzogin Maria Antoinette, Äbtissin, Dichterin 536
Przibram, Hans Makart, Maler 540
— — Hans Makart an seinen Oheim Johann Rüssemeyer in Salzburg 544
Teuffenbach Freiherr zu, Karl Graf Bigot de Saint-Quentin, k. k. General der Cavallerie, Militär-Schriftsteller 545
Przibram, Franz Liszt, Clavier-Virtuos und Compositeur 548
Teuffenbach Freiherr zu, Franz Graf Folliot de Crenneville-Poutet, k. k. Feldzeugmeister . . . 550
Du Nord und Nedopil, Die beiden weltberühmten schlesischen Bauern (Johann Schroth und Vincenz Prießnitz) 555
Emmer, Erzherzog Albrecht 560
Du Nord, Kaiser Franz Josef I. während seiner 44-jährigen Regierungszeit 568
— — Auswärtige Zeitungsstimmen über die Jubelfeier der 40-jährigen Regierung des Kaisers . 585
Teuffenbach Freiherr zu, Minister während der fast 44-jährigen Regierungszeit Sr. k. k. Majestät des Kaisers Franz Josef I. 592
Bodenstein, Dr., Kaiser Franz Josef I. als Wiederbeleber von Österreich-Ungarns Kunst und Kunstgewerbe 598

V. Abtheilung.

Aufsätze geschichtlichen und literarischen Inhalts über längere Zeitabschnitte.

Seite
Wurzbach Ritter von, Dr., Das Kaiserhaus Habsburg-Lothringen in seinen Beziehungen zu Kunst, Wissenschaft, Literatur 619
Von einem alten Soldaten, Habsburg mit dem Schwerte 645
Kummer, Dr., Die Habsburgischen Erbheiraten 649
Halka, Habsburgische Prinzessinnen auf dem polnischen Königsthrone 660
Pachner, Freiherr von, Der Orden vom goldenen Vliese 664
Wagner, Einfluss der neueren Erziehungstheorien auf das österreichische Schulwesen 668
Rechcron Ritter von, Das Bildungswesen im österreichischen und im k. und k. Heere vom 30-jährigen Kriege bis zur Gegenwart 679
Schmied Franz, Das Wiedererwachen der čechischen Literatur 681
Teuber, Das čechische (böhmische) National- und Landes-Theater in Prag 687
Werner R. M., Dr., Das Wiedererwachen der deutschen Literatur in Österreich 691
Schneider-Arno, Freiin, Die Entwicklung des deutschen Theaters in Österreich, mit besonderer Rücksicht auf die Wiener Hoftheater 698
Fleischer, Kurzer Abriss der Geschichte der kroatisch-serbischen Literatur 708
Schnobrich, Die polnische Literatur in Österreich 721
Berghoffer, Die Entwicklung der ungarischen Literatur im 19. Jahrhundert 727
Rosen, Die Entwicklung des ungarischen Theaters 736
Engerth, Ritter von, Die bildende Kunst in Österreich in den letzten hundert Jahren 748
Lehnert Ritter von, und Benko Freiherr von, Geschichtliches über die k. und k. Kriegsmarine . 752
Littrow H. Ritter von, Größere Sendungen k. und k. Kriegsschiffe und k. und k. Seeofficiere . 756
Teuffenbach, Freiherr zu, Feldmarschall Freiherr von Bürkli 769
Von zwei hohen k. und k. Officieren, Schweizer, die als Generale und Oberste im k. und k. Heere gedient haben 771
Thürheim Graf, Ein historischer Rückblick auf Österreich-Ungarns Helden und Heerführer . . . 781
Verzeichnis über die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen an dem Neuen Illustrierten Vaterländischen Ehrenbuch 786
Personen-Verzeichnis über den I. und II. Theil 790
Orts-Verzeichnis 821
Nachwort 828
Inhalts-Verzeichnis über den II. Theil 830
Druckfehler-Berichtigungen und Ergänzungen 835

Berichtigungen und Ergänzungen.

I. Theil.

Seite 102, erste Fußnote, Zeile 6, statt Hainrich richtig Heinrich.

Seite 435, Freiherr Weyhe-Eimke erwähnt in seinem Wegweiser durch das (jetzt fürstlich Wilhelm Lippe-Schaumburg'sche) Schloss Nachod vom Jahre 1890, als eine fast unumstößliche Gewissheit, dass dieses Schloss der Geburtsort des Grafen Albrecht Waldstein (Wallenstein) ist. Als Quelle dieser Angabe nennt er das 1672 in Prag von dem Jesuiten P. Georgius Cruger herausgegebene Buch: Sacri Pulveres Regni Bohemiae et pertinentiarum Moraviae et Silesiae. (Der heilige Staub des Königreiches Böhmen und der damit verbundenen Länder Mähren und Schlesien).

Seite 447, Fußnote, Zeile 2 von unten, statt Thurn richtig Thun.

Seite 472, Spalte 1, Fußnote letzte Zeile, statt Gohl richtig Guhl.

Seite 501, letzte Verszeile, statt strahlte, richtig strahlt.

Seite 512, Spalte 1, Zeile 15 von oben, statt vom richtig von.

Fußnote Spalte 1, Zeile 1, nach Graf ist einzuschalten Piccolomini.

Seite 670. Nach einer auf Moriz Bermann fußenden gütigen Mittheilung meines hochverehrten Freundes des sehr bekannten Biographen und Militär-Schriftstellers Grafen Thürheim kann ich die Erzählung über Peter Bagu damit ergänzen, dass dessen beabsichtigte Rettung des nachmaligen Kaisers Franz I. Stephan und seines Bruders, des Prinzen Karl von Lothringen von seinem Weibe an die Türken verrathen wurde, so dass dieselbe beinahe missglückt wäre. Bagiu starb als Panduren-Capitän 1776 in Karansebes, dessen Stiefsohn Peter Wancza wurde Capitän bei der illyrischen Landmiliz und sein Sohn Johann Wancza starb als pensionierter Major am 8. September 1843 in Lugos.

Seite 805, Spalte 1, Zeile 5 von unten, statt Antonia richtig Antonio.

Seite 859, Spalte 1, Zeile 4 von oben, statt einer richtig eine.

Seite 862, Spalte 1, Zeile 11 von unten, statt 1648 richtig 1748.

Seite 901, Zeile 5 von unten, nach Nebopil ist ein Beistrich zu setzen.

II. Theil.

Seite 1—546, Aufschrift auf den ungeraden Seiten, statt Von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zur Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. richtig Von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zur Jubelfeier der 40-jährigen Regierung des Kaisers Franz Josef I.

Seite 63, vor Quellen den Autor-Namen: Dr. Johannes Emmer, einfügen.

Seite 129, Fußnote, statt Thornwaldsen richtig Thorwaldsen.

Seite 141, Spalte 1, Zeile 2, statt Kriaźnin richtig Kniaźnin.

Seite 269, Titel, statt Johann Josef von Ritter, richtig Johann Josef Ritter.

Seite 304, Spalte 2, Fußnote, Zeile 3 von unten, statt Ritter richtig Retter.

Seite 404, Spalte 1, Zeile 9 von unten, statt Kluit richtig Klint.

Seite 427, Fußnote, Zeile 11 von unten, statt seiner richtig seinen.

Seite 520, Spalte 2, Zeile 14 von unten, statt des eisernen richtig der eisernen.

Seite 593, Spalte 2, Zeile 7 und 17 von unten, statt Baron Mazuranić richtig Mažuranič.

Seite 598, Spalte 2, Zeile 15 von oben, statt Weckerle richtig Wekerle.

Seite 598, am Schlusse des Aufsatzes zu ergänzen:

1892. 24. August von Szögyény-Marich enthoben. FZM. Baron Fejérváry wird provisorisch mit der Leitung des Ministeriums am Allerhöchsten Hoflager betraut.

17. November. Ministerium Dr. Wekerle mit ihm als Präsidenten und Leiter des Finanz-Ministeriums. Ludwig Graf Tisza Minister am Allerhöchsten Hoflager, Hieronymi Minister des Innern. Graf Szapáry als Minister-Präsident und Leiter des Ministeriums des Innern, dann Baron Fejérváry von der provisorischen Leitung des Ministeriums am Allerhöchsten Hoflager enthoben. Die übrigen Minister bleiben.

8. December. Graf Kuenburg enthoben.

Seite 629, Spalte 2, Zeile 11 von unten, statt aus den Jahren richtig aus dem Jahre.

Seite 635, Spalte 2, Zeile 16 von oben, statt lebengigen richtig lebendigen.

Seite 666, vorletzte Zeile vor Windischgrätz das Wort „Fürst" weglassen.

Seite 784, Spalte 1, Zeile 2 von oben, statt Composanto richtig Camposanto.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.